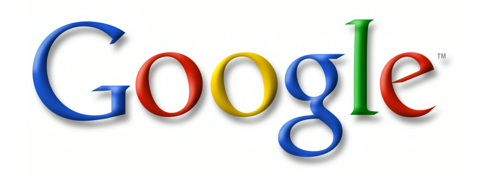
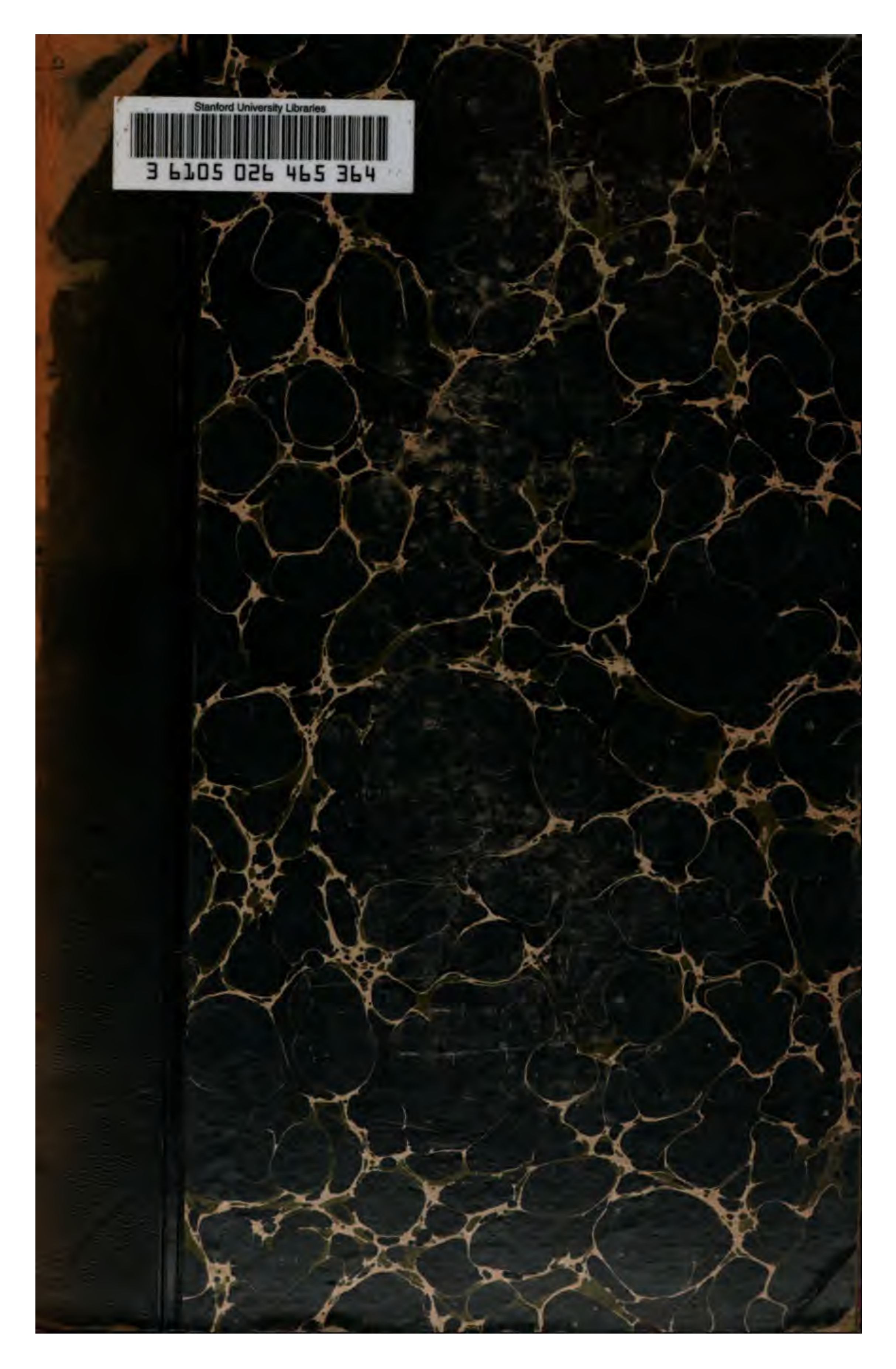
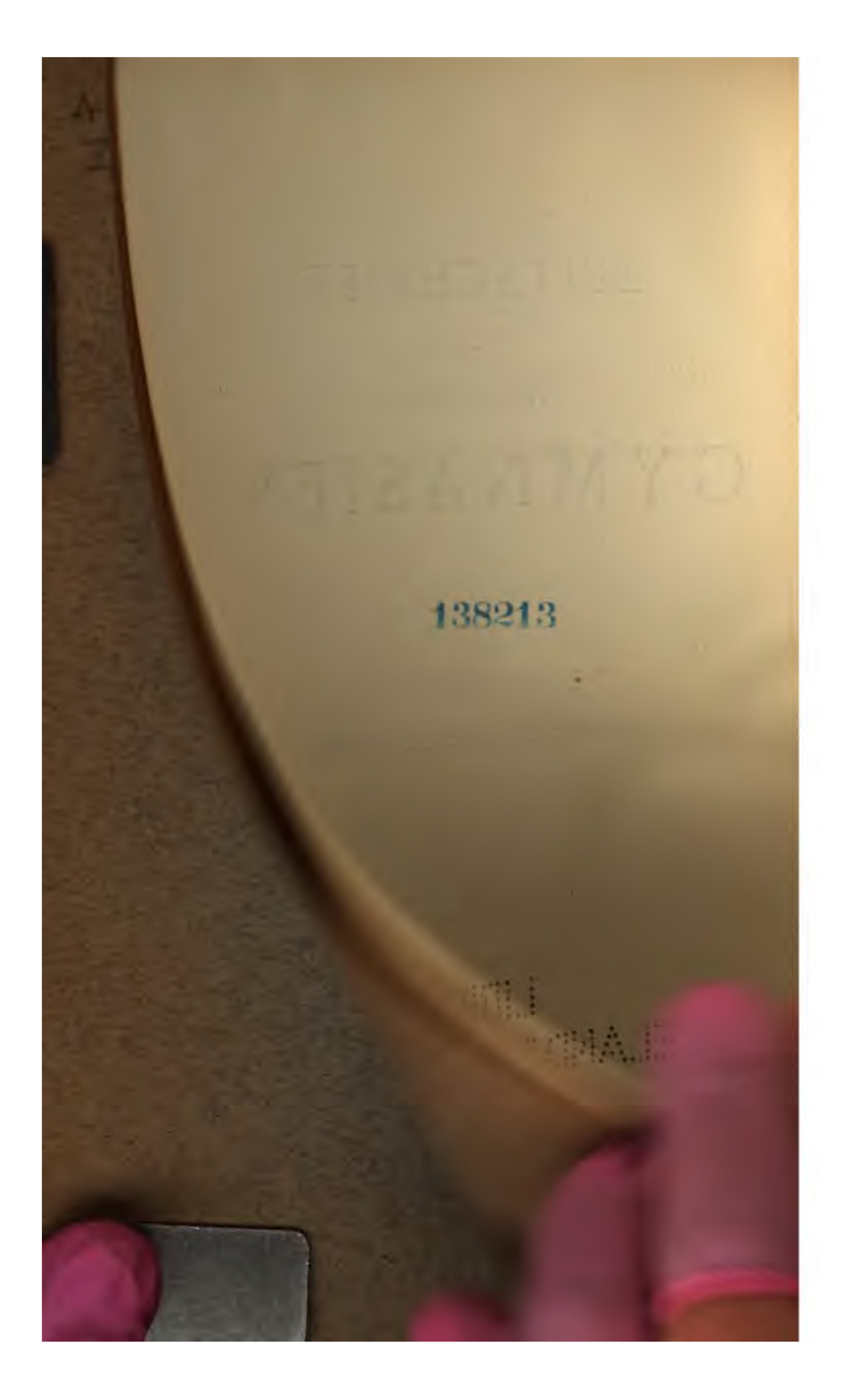



Stanford University Libraries
3 6105 026 465 364







ZEITSCHRIFT

FÜR DIE

ÖSTERREICHISCHEN

GYMNASIEN.

VERANTWORTLICHE REDAKTEURE

J. HUEMER, E. HAULER, H. v. ARNIM.

SECHSUNDFÜNFZIGSTER JAHRGANG.

1905.

WIEN.

DRUCK UND VERLAG VON KARL GEROLDS SOHN

I., BARBARAGASSE 2.

Inhalt des sechsundfünfzigsten Jahrganges

der

„Zeitschrift für die österr. Gymnasien".

(1905.)

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

	Seite
Österreichisch-spanische Politik 1663—1673. Von M. Landwehr von Pragenau	1
Reformbestrebungen im deutschen Unterricht (Kunsterziehung). Von F. Spina	97
Volkskundliche Ortsnamenforschung. Von Fr. Stolz	193
Das Urteil eines Alt-Österreichers über den zweiten Teil des „Faust". Von E. v. Komorzynski	196
Zur hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag. Von Fr. Herold	289
Demetrius. Von Anna Michaëlis	292
Schiller-Übersetzungen in Österreich-Ungarn. Von R. F. Arnold und Iv. Prijatelj	298
Zur Frage der Autorschaft von Uhland-Kerners „Bären". Von J. Gaismaier	385
Graphische Lösung quadratischer Gleichungen mit einer Unbekannten. Von R. Kříž	393
Adalbert Stifter und die Kindesseele. Von L. Langer	481
Richard Heinzel. Von M. H. Jellinek	577
Zur Frage über die historischen Quellen der Octavia. Von F. Ladek	673
Eine neue Methode für sprachstatistische Untersuchungen. Von F. Spina	701
Schiller-Übersetzungen in Österreich-Ungarn. Von R. F. Arnold und Iv. Prijately	706
Zur Frage über die historischen Quellen der Octavia (II). Von F. Ladek	865
Zur Frage über die historischen Quellen der Octavia (III Schluß). Von F. Ladek	961
Altmann von St. Florian. Von Dr. Ad. Huemer	1057
Methodisches zur Ableitung der Lehrsätze des Radizierens. Von Joh. Arbes	1064

Seite

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Achelis Th., Abriß der vergleichenden Religionswissenschaft (Sammlung Göschen). Leipzig, Göschen 1904, angez. von G. Juritsch 616
Amatucci A. J., M. Acci Plauti Amphitruo. Tom. I. Fasciculus I. Comoediarum Plautinarum. Barii, Sumptibus J. Saterza & F. Bibliop. an. MCMIII, angez. von R. Kauer 207
Arendt G. s. Lejeune G.
Arendt R., Leitfaden für den Unterricht in der Chemie und Mineralogie. Methodisch bearb. 9. Aufl., bearb. von L. Doermer. Hamburg u. Leipzig, L. Voss 1904, angez. von F. Noë 354
Aßmann E., Das Floß der Odyssee, sein Bau und sein phoinikischer Ursprung. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1904, angez. von E. Kalinka 1071
Audollent A., Defixionum tabellae quotquot innotuerunt tam in in graecis Orientis quam in totius Occidentis partibus praeter Atticas in Corpore inscriptionum Atticarum editas. Paris, Fontemoing 1904, angez. von R. Münsterberg 723
Auerbach F. s. Gray A.
Aufsess, Dr. O. Freih. v. u. zu, Die physikalischen Eigenschaften der Seen. 4. Heft der „Wissenschaft", Sammlung naturwissenschaftlicher und mathematischer Monographien. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1905, angez. von J. Müllner 998

Bachmann A., Mittelhochdeutsches Lesebuch mit Grammatik und Wörterbuch. 3. Aufl. Zürich 1904, angez. von A. Bernt 611
— — Österreichische Reichsgeschichte. Geschichte der Staatsbildung und des öffentlichen Rechtes. Ein Lehr- und Handbuch. Prag, Rohlíček & Sievers 1904, angez. von Turba 993
Bahlsen - Hengesbach, Schulbibliothek französischer Prosa-Schriften. Nr. 50: Pour l'Empire des Mers! von J. Hengesbach. Nr. 51: Médaillons, Biographies de quelques Françaises d'autrefois par Th. Sance et M. Bondois. Berlin, Weidmann 1904, angez. von F. Wawra 615
Baldamus A. s. Weber G.
Bamberg A. v., Platos Laches, Euthyphron. Zum Gebrauch für Schüler herausgegeben. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1903, angez. von J. Kohm 594
Barbagallo C., La fine della Grecia antica. Bari, G. Laterza figli 1905, angez. von A. Bauer 524
Bardt C., Ciceros Verrinen in Auswahl herausgegeben. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner 1903, angez. von A. Kornitzer 515
Bauer A., Lehrbuch der Geschichte des Altertums für die oberen Klassen der Gymnasien. Wien, F. Tempsky 1904, angez. von A. Kornitzer 621
Bauer F. s. Schiller K.
Baumhauer H., Leitfaden der Chemie, insbesondere zum Gebrauch an landwirtschaftlichen Lehranstalten. Erster Teil: „Anorganische Chemie". 4. Aufl. Freiburg i. Br., Herder 1904, angez. von A. Kail 792
Becker A., Methodik des geographischen Unterrichtes. Ein pädagogisch-didaktisches Handbuch für Lehramtskandidaten und Lehrer. III. Teil des Sammelwerkes „Die Erdkunde", herausgegeben von M. Klar. Leipzig und Wien, F. Deuticke 1905, angez. von B. Imendörffer 631

Seite

Becker H., Geometrisches Zeichnen. 3. Aufl., neu bearb. von J. Vonderlin. Leipzig, Sammlung Göschen 1903, angez. von Suppantschitsch 357

Behrensen O. s. Riecke E.

Beiträge zur Erforschung steierischer Geschichte. 33. Jahrg. (neue Folge I. Jahrg.). Graz, in Kommission bei Leuschner & Lubensky 1904, angez. von J. Miklau 233

— zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen. In Verbindung mit der historischen Landeskommission für Steiermark. 32. Jahrgang. Graz, in Komm. bei Leuschner & Lubensky 1903, angez. von J. Miklau 233

Berdrow H., Jahrbuch der Naturkunde. Zweiter Jahrgang. Leipzig, Wien u. Teschen, K. Prochaska 1904, angez. von F. Noë 58

Bericht des Vereins Carnuntum in Wien für das Jahr 1902. Wien, im Selbstverlage des Vereins Carnuntum 1904, ang. v. A. Gahcis 896

Berühmte Kunststätten. Leipzig, E. A. Seemann 1898—1903, angez. von Rud. Boeck 1114

Biese A., Römische Elegiker (Catull, Tibull, Properz, Ovid) in Auswahl für den Schulgebrauch herausgegeben. 2. Aufl. Leipzig, G. Freytag; Wien, F. Tempsky 1905, angez. von H. Jurenka 601

Bigelmair A., Zeno von Verona. Münster i. W. 1905, angez. von K. Ziwsa 619

Bjerknes V., Karl Anton Bjerknes. Gedächtnisrede, gehalten vor der Gesellschaft der Wissenschaften in Christiania am 17. April 1903. Leipzig, J. A. Barth 1904, ang. v. J. G. Wallentin 350

Binder E., Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des chemischen Unterrichtes an deutschen Mittelschulen. (Heft Nr. 4 der Sammlung naturwissenschaftlich-pädagogischer Abhandlungen.) Leipzig u. Berlin, Teubner 1903, angez. von J. A. Kail 354

Blaydes F. H. M., Spicilegium Sophocleum, commentarium perpetuum in septem Sophoclis fabulas continens. Halis Saxonum 1903, angez. von S. Mekler 199

— — Spicilegium tragicum, observationes criticas in tragicos poetas graecos continens. Halis Saxonum 1902, angez. von S. Mekler 199

Boekh F., Der Religions-Unterricht in den höheren Lehranstalten. (Vortrag, gehalten auf der XI. allgemeinen evang.-luth. Konferenz, am 29. September 1904 in Rostock.) Wismar i. M. 1905, angez. von G. Juritsch 1103

Boerner O., Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache. Für österreichische Realschulen und verwandte Lehranstalten bearb. von A. Stefan. I. Teil. Wien, K. Graeser & Kie. 1904, angez. von A. Würzner 774

Boerner O.-Pilz C., Französisches Lesebuch, insbesondere für Seminare. II. Teil. Für die Oberklassen höherer Lehranstalten und zur Vorbereitung auf Fach- und Rektoratsprüfungen. Leipzig u. Berlin, Teubner 1903, angez. von F. Wawra 425

Bohatta J. s. Holtzmann M.

Boltzmann L., Vorlesungen über die Prinzipe der Mechanik. II. Teil, enthaltend: Die Wirkungsprinzipe, die Lagrangeschen Gleichungen und deren Anwendungen. Leipzig, J. A. Barth 1904, angez. von J. G. Wallentin 542

Bondois M. s. Bahlsen.

Bose E. s. Riecke E.

Böttger s. Schoedler F.

Breymann H. s. Jung H.

— — Französisches Lehr- und Übungsbuch für Gymnasien. 4. Aufl. München u. Berlin, R. Oldenbourg 1903, angez. von F. Wawra 228

Seite

Brix J., Ausgewählte Komödien des T. Maccius Plautus. Für den Schulgebrauch erklärt. 4. Bdchen. Miles gloriosus. 3. Aufl. bearb. von M. Niemeyer. Leipzig, B. G. Teubner 1901, angez. von R. Kauer 409

Brown L. D., A study of the case-construction of words of time (A thesis presented to the faculty of the graduate school of Yale university in candidacy for the degree of doctor of philosophy). Published by the author. New-Haven, Conn. 1904, angez. von E. Kalinka 26

Bruckner W., Der Helianddichter ein Laie. Wissenschaftliche Beilage zum Bericht über das Gymnasium in Basel. Straßburg 1904, angez. von A. Bernt 211

Bruhns W., Elemente der Kristallographie. Leipzig, G. J. Göschen 1904, angez. von H. Vieltorf 799

Bruins J. A., An English Reading-Book for Advanced Pupils. Groningen, P. Noordhoff 1904, angez. von J. Ellinger 989

Bucherer F., Anthologie aus den griechischen Lyrikern. (Bibliotheca Gothana.) 1904, angez. von H. Jurenka 313

Budisavljević E. v., Leitfaden für den Unterricht der höheren Mathematik an der k. k. Artillerie- und der Pionier-Kadettenschule. Wien, J. L. W. Seidel & Sohn, angez. von M. Mandl 631

Burger F., Minucius Felix und Seneca. München, C. H. Beck 1904, angez. von K. Prinz 508

Busch F. s. Féaux B.

Busse B. s. Keck H.

Carl L., Algebraische Aufgaben zur Einführung in die Algebra. Inhalt: Gleichungen ersten Grades mit einer unbekannten Größe. 2. Aufl. Oldenburg i. Gr., G. Stalling 1905, angez. von A. Neumann 918

Cevolani G., Sul periodo ipotetico latino osservazioni critiche. Livorno, R. Giusti 1904, angez. von J. Golling 127

Cesáro E., Elementares Lehrbuch der algebraischen Analysis und der Infinitesimalrechnung. Nach einem Manuskripte des Verf.s deutsch herausg. von G. Kowalewski. Leipzig, B. G. Teubner 1904, angez. von E. Grünfeld 541

Christ A. Th., Platons Apologie des Sokrates und Kriton. Für den Schulgebrauch herausgeg. 3. Aufl. Wien, F. Tempsky 1903, angez. von J. Kohm 507

— — Homers Ilias in verkürzter Ausgabe. Für den Schulgebrauch herausgeg. 3., durchgesehene Aufl. Wien, Tempsky 1905, angez. von A. Kornitzer 889

— — Homers Odyssee in verkürzter Ausgabe. Für den Schulgebrauch herausgeg. 4., durchgesehene Aufl. Wien, F. Tempsky 1903, angez. von A. Kornitzer 886

Christ W., Geschichte der griechischen Literatur bis auf die Zeit Justinians. 4., revid. Aufl. München, C. H. Beck 1905 (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, herausgegeben von von I. v. Müller, VII. Bd.), angez. von E. Kalinka 973

Chwolson O. D., Lehrbuch der Physik. II. Bd.: Die Lehre vom Schall (Akustik). Die Lehre von der strahlenden Energie. Übersetzt von H. Pflaum. Braunschweig, G. Vieweg & Sohn 1905, angez. von J. G. Wallentin 54

Claus C., Lehrbuch der Zoologie. Begründet, neu bearb. von K. Grobben. (7., neu bearb. Aufl. des Lehrbuches von C. Claus.) 2. Hälfte. Marburg in Hessen, N. G. Elwert 1905, angez. von Th. Pintner 797

Clay A. s. Haberland.

Seite

Conrad H., Syntax der englischen Sprache für Schüler. Berlin, E. S. Mittler & Sohn 1904, angez. von J. Ellinger 1091
Curie, Untersuchungen über die radioaktiven Substanzen. Übersetzt und mit Literatur-Ergänzungen versehen von W. Kaufmann. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1902, angez. von J. G. Wallentin 634
Czapski S., Grundzüge der Theorie der optischen Instrumente nach Abbe. 2. Aufl. unter Mitwirkung des Verf.s und mit Beiträgen von M. v. Rohr. Herausgegeben von O. Eppenstein. Leipzig, Barth 1904, angez. von J. G. Wallentin 349

Dähnhardt O., Naturgeschichtliche Volksmärchen. Mit Bildern von O. Schwindrazheim. 2., verb. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1904, angez. von H. Vieltorf 799
Dändliker K., Schweizerische Geschichte. Leipzig, G. T. Göschen (Sammlung Göschen) 1904, angez. von J. Loserth 134
Deckert E., Nordamerika. 2. Aufl. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1904, angez. von J. Müllner 52
Dennert E., Das chemische Praktikum. Ein kurzer Leitfaden für Schule und Selbstunterricht. 2., umgearb. und stark verm. Aufl. Hamburg und Leipzig, L. Voss 1903, angez. von J. A. Kail 440
Deuticke P. s. Ladewig Th.
Dippel L., Diatomeen der Rhein-Mainebene. Mit 372 farbigen Abbildungen. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn 1905, angez. von T. F. Hanausek 1113
Dirichlet s. Lejeune G.
Doermer L. s. Arendt R.
Drerup E., Aeschinis quae feruntur epistolae. Lipsiae, S. Dieterichii 1904, angez. von F. Slameczka 407
— —, Homer. Die Anfänge der hellenischen Kultur (Weltgeschichte in Charakterbildern, herausgeg. von F. Kampers, S. Merkle und M. Spahn. Erste Abteilung: Altertum). München, Kirchheim 1903, angez. von A. Engelbrecht 709
Drygalský E. v., Allgemeiner Bericht über den Verlauf der deutschen Südpolar-Expedition. Berlin, E. T. Mittler & Sohn 1903, angez. von J. Miklau 135

Eberhard A. s. Richter F.
Ebert H. s. Wiedemann E.
Eberwein R.-Hayek A. v., Vorarbeiten zu einer pflanzengeographischen Karte Österreichs. I. Die Vegetationsverhältnisse von Schladming in Obersteiermark. Aus »Abhandlungen der k. k. zoolog.-botan. Gesellschaft in Wien«, Bd. II, Heft 3. Wien, A. Hölder 1904, angez. von T. F. Hanausek 158
Eckert M., Grundriß der Handelsgeographie. I. Bd.: Allgemeine Wirtschafts- und Verkehrsgeographie. II. Bd.: Wirtschafts- und Verkehrsgeographie der einzelnen Erdteile und Länder. Leipzig, Göschen 1905, angez. von J. Müllner 783
Einheitsschreibung des Buchdrucker-Duden, bearb. 2., verb. Aufl. Leipzig und Wien, G. Freytag und F. Tempsky 1904, angez. von L. Lampl 984
Eisler R., Wörterbuch der philosophischen Begriffe (I. Lief.). 2., völlig neu bearb. Aufl. Berlin, E. S. Mittler & Sohn 1904, angez. von G. Spengler 445
Engels R. s. Keck H.
Eppenstein O. s. Czapski S.
Ermenyi s. Petzval J.
Escherich Th. s. Wiesner J.

Seite

Féaux B., Lehrbuch der elementaren Planimetrie. 9., verb. Aufl., besorgt durch F. Busch. Paderborn, F. Schöningh 1904, angez. von M. Mandl 489

Fetter J.-Ullrich K., Französisches Lesebuch für die oberen Klassen der Realschulen, Gymnasien und Mädchen-Lyzeen. Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn 1905, angez. von F. Wawra 991

Feyerabend K., History of the United States from the Discovery of America to the Year 1900. Für den Schulgebrauch nach amerikanischen Quellen herausgeg. Berlin, Weidmann 1904, angez. von J. Ellinger 909

Fickelscherer M. s. Kappes K.

Fiedler W., Die darstellende Geometrie in organischer Verbindung mit der Geometrie der Lage. I. Teil. Die Methoden der darstellenden und die Elemente der projektivischen Geometrie. 4. Aufl. Leipzig, Teubner 1904, angez. von Suppantschitsch 241

Fischer J., Kurze Einleitung in die Differential- und Integralrechnung (Infinitesimalrechnung). Aus der durch mehrere Verbesserungen des Verf.s vervollständigten 3. englischen Ausgabe, übersetzt von N. Pinkus. Leipzig, B. G. Teubner 1904, angez. von G. Wagner 347

Fischer O. s. Gerstenberg H. W. v.

Foelsing-Koch, Lehrbuch der englischen Sprache. I. Teil. Elementarbuch der englischen Sprache, neu bearb. von J. Koch. 30. Aufl. Ausgabe B. Hamburg, H. Grand 1904. — Teil IV. Schulgrammatik der englischen Sprache, nebst einer Synonymik und Übungsstücken, bearb. von J. Koch. 2., verb. und verm. Aufl. Hamburg, H. Grand 1905, angez. von J. Ellinger 986

Foucart M. P., Le culte de Dionysos en Attique. Extrait des Mémoires de l'Akadémie des inscriptions et belles-lettres, tome XXXVII. Paris 1904, angez. von St. Schneider 306

Fournier A., Napoleon I. Eine Biographie. 2. Bd.: Napoleons Kampf um die Weltherrschaft. 2., umgearb. Aufl. Wien und Leipzig, Tempsky und Freytag 1905, angez. von J. Loserth 997

Fraas E., Geologie. 3., verb. Aufl. Leipzig, G. J. Göschen 1903 (Sammlung Göschen), angez. von F. Noë 253

Frank T., Attraction of mood in early latin. A dissertation submitted to the faculty of the graduate school of arts and literature in candicacy for the degree of doctor of philosophy (departement of latin). The university of Chicago 1904, angez. von J. Golling 978

Friedrich E., Allgemeine und spezielle Wirtschaftsgeographie. Leipzig, G. J. Göschen 1904, angez. von J. Müllner 234

Friedrich R. s. Weber G.

Froe A. de, An English Reader for Commercial Schools & Colleges selected from „Hooper & Graham, Modern Business Methods“ an annotated. Groningen, P. Noordhoff 1904, angez. von J. Ellinger 990

Fulda F. Ch., Antixenien. 1. Heft. Tropalien zur Verdauung der Xenien. Herausgeg. von L. Grimm. Berlin, B. Behr (Deutsche Literaturdenkmäler Nr. 125), angez. von E. v. Komorzynski 333

Furtwängler A.-Ulrich H. L., Denkmäler griechischer und römischer Skulptur. Im Auftrage des kgl. bayer. Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten herausgeg. Handausgabe. 2., verm. Aufl. München, F. Bruckmann 1904, angez. von J. Oehler 736

Führer A. s. Schultz F.

Seite

Gartner W. v. s. Schiffmann K.

Gauckler P., La Mosaïque antique (musivum opus). Extrait du Dictionnaire des antiquités. Paris, Hachette et Cie. 1904, angez. von J. Jüthner 31

Gedichte Martin Greifs. Auswahl für die Jugend. 1.—5. Tausend. Leipzig, C. F. Amelang 1905, angez. von S. M. Prem 908

Geistbeck M., Leitfaden der mathematischen und physikalischen Geographie für Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten. 24. verb. und 25. Aufl. Freiburg i. Br., Herder 1904, angez. von J. Müllner 345

Gensel W., Millet und Rousseau. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing (Bd. 57 der Künstler-Monographien), angez. von R. Boeck 924

Gerland E., Neue Quellen zur Geschichte des lateinischen Erzbistums Patras. Gesammelt und erläutert. Leipzig, B. G. Teubner 1903, angez. von C. Jireček 778

Gerloff s. Kienitz F.

Gerstenberg H. W. v., Rezensionen in der Hamburgischen Neuen Zeitung. Herausgeg. von O. Fischer. Berlin, B. Behr 1904 (Deutsche Literaturdenkmale Nr. 128), angez. von E. v. Komorzynski 521

Gildersleeve B. L., Problems in Greek syntax (From the American journal of philology XXIII 1902). Baltimore, The Johns Hopkins press 1903, angez. von E. Kalinka 26

Gindelys Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die oberen Klassen der Gymnasien, bearb. von F. M. Mayer. III. Bd.: Die Neuzeit. 10. verb. Aufl. Wien, F. Tempsky 1902, angez. von A. Troger 47, 135

Gottlieb-Tannenhain P. v., Studien über die Formen der Gattung Galanthus. Abhandlungen der k. k. zool.-botan. Gesellschaft in Wien. II. Bd. Heft 4. Wien, A. Hölder 1904, angez. von T. F. Hanausek 251

Götz W. s. Klar M.

Grabers Leitfaden der Zoologie für die oberen Klassen der Mittelschulen bearb. von R. Latzel. 4. veränd. Aufl. Wien, F. Tempsky 1904, angez. von H. Vieltorf 353

Graetz L., Die Elektrizität und ihre Anwendungen. 11. Aufl. Stuttgart, J. Engelhorn 1904, angez. von J. G. Wallentin 793

Gray A., Lehrbuch der Physik. Autorisierte deutsche Ausgabe von F. Auerbach. Erster Band: Allgemeine und spezielle Mechanik. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1904, angez. von J. G. Wallentin 245

Grillparzer F., Sappho. Herausgeg. von F. Prosch. — Ein Bruderzwist im Hause Habsburg. Herausgeg. von A. Lichtenheld. — Libussa. Herausgeg. von A. Lichtenheld. — König Ottokars Glück und Ende. Herausgeg. von F. Prosch. — Der Traum ein Leben. Herausgeg. von F. Zimmert. — Die Ahnfrau. Herausgeg. von F. Streinz. — Das goldene Vließ. Herausgeg. von F. Streinz. Graesers Schulausgaben klassischer Werke. Heft 61—68, angez. von A. Zipper 36

Grimme H., Die weltgeschichtliche Bedeutung Arabiens. Mohammed (Weltgeschichte in Charakterbildern herausgegeben von F. Kampers, S. Merkle und M. Spahn, Abt. II). München, Kirchheim 1904, angez. von R. Geyer 342

Grimm L. s. Fulda F. Ch.

Grobben K. s. Claus C.

Grobbel Th. s. Hense J.

Seite

Günthart A., Die Aufgaben des naturkundlichen Unterrichtes vom Standpunkte Herbarts. Sammlung naturwissenschaftlich-pädagogischer Abhandlungen, herausgeg. von O. Schmeil und W. B. Schmidt. Berlin und Leipzig, Teubner 1904, angez. von F. Lukas 546
Günther S. s. Klar M.
Güthling O., Vergils Aeneide. Textausgabe für den Schulgebrauch. Leipzig und Berlin, Teubner 1905, angez. von F. Kunz 1079

Haberlands Unterrichtsbriefe für das Selbststudium lebender Fremdsprachen. I. Französisch. Herausgeg. von H. Michaelis und P. Passy. II. Englisch. Herausgeg. unter Mitwirkung von A. Clay M. A., von Dr. Thiergen, ang. von A. Würzner 1094
Harder Ch., Homer. Ein Wegweiser zur ersten Einführung in die Ilias und Odyssee. Leipzig und Wien, F. Tempsky 1904, angez. von G. Vogrinz 504
Haußner R., Darstellende Geometrie. Erster Teil: Elemente, Ebenflächige Gebilde. 2., verm. und verb. Aufl. Leipzig (Sammlung Göschen) 1904, angez. von Suppantschitsch 791
Hayek A. v. s. Eberwein R.
Hecker A., Durch den St. Gotthard, die Riviera und Südfrankreich bis ins „Herz von Spanien". Regensburg, G. J. Manz 1903, angez. von J. Miklau 343
Heiderich F., Österreichische Schulgeographie. 3. Teil: Vaterlandskunde. Für die IV. Klasse der Mittelschulen. Wien, E. Hölzel 1904, angez. von J. Müllner 238, 539
Heilmann K. s. Jahn M.
Hein R., Adalbert Stifter. Sein Leben und seine Werke. Prag, Selbstverlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen 1904, angez. von A. v. Weilen 128
Heinemann K., Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgeg. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe (Meyers Klassiker-Ausgaben). Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 2., 3., 4., 9., 10. und 11. Band, angez. von S. M. Prem 215
Helbing R. s. Schanz M. v.
Hemme A., Das lateinische Sprachmaterial im Wortschatze der deutschen, französischen und englischen Sprache. Leipzig, Avenarius 1904, angez. von J. Golling 29
Hengesbach s. Bahlsen.
Hennings P. D. Ch., Homers Odyssee. Ein kritischer Kommentar. Berlin, Weidmann 1903. angez. von A. Engelbrecht 592
Hense J., Griechisch-römische Altertumskunde. Ein Hilfsbuch für den Unterricht. Unter Mitwirkung von Th. Grobbel, W. Kotthoff, H. Leppermann, E. Schunck, A. Wirmer herausgeg. Paderborn, Th. Hense 1903, angez. von J. Oehler 415
Heß H., Die Gletscher. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn 1904, angez. von J. Müllner 235
Heumann K., Anleitung zum Experimerimentieren bei Vorlesungen über anorganische Chemie zum Gebrauche an Universitäten, technischen Hochschulen und höheren Lehranstalten von Prof. Dr. Kühling. 3. Aufl. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1904, angez. von J. A. Kail 1107
Heyne M., Beowulf mit ausführlichem Glossar herausgeg. 7. Aufl. besorgt von A. Socin (Bibliothek der ältesten deutschen Literaturdenkmäler. III. Bd. Angelsächsische Denkmäler, 1. Teil). Paderborn, F. Schöningh 1903, angez. von v. Grienberger 744
Heyne M. s. Stamm F. L.

Seite

Hilfsbuch für den französischen Unterricht in Sexta, Quinta, Quarta im Anschlusse an K. Kühns Lehrbücher von den Fachlehrern der Liebig-Realschule zu Frankfurt a. M. Marburg i. H., Elwert 1904, angez. von F. Wawra 1091

Hirn J. s. Wackernell E.

Hirschfeld O., Die kaiserlichen Verwaltungsbeamten bis auf Diocletian. 2., neu bearb. Aufl. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1905, angez. von S. Frankfurter 1095

Hölzels Geographische Charakterbilder. Nr. 38, Die Tunda; Nr. 39, Chinesische Lößlandschaft; Nr. 40, Erdpyramiden bei Bozen, angez. von J. Müllner 784

Hoernes R., Paläontologie (Sammlung Göschen). 2. verb. Aufl. Leipzig, G. J. Göschen 1904, angez. von F. Noë 58

Hoffmann H. s. Lange E.

Holub J., Sophoclis Antigone. Editio correctior. Pars I textum continens. Pars II commentarium et metra continens. Vindobonae, C. Gerold filius 1904, angez. von H. Siess 593

— —, Sophoclis Oedipus Rex. Editio correctior. Vindobonae, C. Gerold filius 1904, angez. von H. Siess 712

Holzer G., Elementary English Grammar. Heidelberg, K. Winter 1904, angez. von J. Ellinger 775

Holzmann M., Aus dem Lager der Goethe-Gegner. Mit einem Anhange: Ungedrucktes von und an Börne. Berlin, B. Behr (Deutsche Literaturdenkmale Nr. 129), angez. von E. v. Komorzynski 333

Holzmann M.-Bohatta H., Deutsches Anonymen-Lexikon. 3. Bd. (L—R). Weimar, Gesellschaft der Bibliophilen 1905, angez. von H. F. Wagner 982

Housman A. E. s. Manilius.

Howe G., Fasti sacerdotum p. R. publicorum aetatis imperatoriae. Leipzig 1904, angez. von E. Groag 732

Huberich K., Elementarer Lehrgang für den „Modernen Zeichenunterricht". Stuttgart, W. Effenberger 1904, ang. von J. Langl 547

Imendörffer B., Lehrbuch der Erdkunde für Mädchenlyzeen und verwandte Anstalten. 2. Teil. IV. bis VI. Klasse. Wien, Tempsky 1904, angez. von J. Müllner 535

Immich M., Geschichte des europäischen Staatensystems von 1660 bis 1789. München und Berlin, R. Oldenbourg 1905 (im 'Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte' von G. v. Below und F. Meinecke), angez. von K. Fuchs 1099

Immisch O., Die innere Entwicklung des griechischen Epos, ein Baustein zu einer historischen Poetik. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1904, angez. von E. Kalinka 1068

Jacobi L., Die Saalburg. Auf Grund der Ausgrabungen und der teilweisen Wiederherstellung. 5 Bilder in Farbendruck nach Aquarellen von P. Woltze. Text von E. Schulze. Gotha, F. A. Perthes (Aktiengesellschaft) 1904, angez. von J. Oehler 894

Jäde E., Henry Becque. Sonderabdruck aus der Festschrift zum XI. deutschen Neuphilologentage Pfingsten 1904 in Köln. Köln a. Rh., P. Neubner 1904, angez. von F. Wawra 908

Jahn M., Psychologie als Grundwissenschaft der Pädagogik. Ein Lehr- und Handbuch unter Mitwirkung von K. Heilmann herausgeg. 3., verb. und verm. Aufl. Leipzig, Dürr 1901, angez. von J. Loos 356

Seite

Jonas W., 25 deutsche Dichtungen im Gewande französischer Prosa. Hilfsbuch für den französischen Unterricht in mittleren und höheren Schulen. Leipzig, E. Haberland 1904, angez. von F. Wawra 1093

Josephy K., Elektra von Sophokles. Eine Nachdichtung. Zürich, Schultess & Ko. 1903, angez. von S. Mekler 199

Jung H., Das Verhältnis Thomas Middletons zu Shakespeare (Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie, herausgeg. von H. Breymann und J. Schick, XXIX. Heft). Leipzig, A. Deichert (G. Böhme) 1904, angez. von J. Ellinger 423

Kaerst J., Die antike Idee der Ökumene in ihrer politischen und kulturellen Bedeutung. Leipzig, B. G. Teubner 1903, angez. von A. Bauer 45

Kampers F. s. Drerup E.

Kampers F. s. Grimme H.

Kappes K., Virgils Aeneide. Für den Schulgebrauch erläutert. Erstes Heft: Aeneis I—III. 6. Aufl. bearb. von M. Fickelscherer. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1904, angez. von A. Primožić 412

Kaufmann W. s. Curie.

Keck H., Deutsche Heldensagen. 2., vollst. umgearb. Aufl. von B. Busse. II. Bd.: „Dietrich von Bern". Mit 5 Originallithographien von R. Engels. Leipzig, Teubner 1904, angez. von A. Bernt 898

Keller O., Pseudacronis scholia in Horatium uetustiora. Vol. II. Lipsiae in aed. Teubneri MCMIV, angez. von J. M. Stowasser 318

Kemmer E. s. Schanz M. v.

Kerp H., Landeskunde von Skandinavien (Schweden, Norwegen, Dänemark). Leipzig 1904 (Sammlung Göschen Nr. 202), angez. von J. Müllner 630

Kettner G., Lessings Dramen im Lichte ihrer und unserer Zeit. Berlin, Weidmann 1904, angez. von R. M. Werner 761

Kienitz F.-Gerloff, Methodik des botanischen Unterrichtes. Berlin, O. Salle 1904, angez. von T. F. Hanausek 352

Klapperich J., Outline of the History of the English Language and Literature. For the use of schools edited. Berlin, Weidmann 1904, angez. von J. Ellinger 616

Klar M., Die Erdkunde. I. Teil: Günther S., Geschichte der Erdkunde. XIX. Teil: Götz W., Historische Geographie, Beispiele und Grundlinien. Leipzig und Wien, F. Deuticke 1903, angez. von J. Müllner 436

Klar M. s. Becker A.

Knuth O., Matériaux pour la méthode à suivre dans la lecture des auteurs français à l'usage des professeurs chargés de cet enseignement dans les écoles secondaires de tous les pays. Gotha, F. A. Perthes (Aktiengesellschaft) 1904, angez. von F. Wawra 1092

Koch s. Foelsing.

Koeppen A., Die moderne Malerei in Deutschland (Bd. 7 aus der „Sammlung illustrierter Monographien"). Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing 1902, angez. von R. Boeck 643

Körner O., Wesen und Wert der homerischen Heilkunde. Wiesbaden 1904, angez. von A. Engelbrecht 884

Kotthoff W. s. Hense J.

Kowalewski G. s. Cesáro E.

Kraepelin K., Naturstudien in Wald und Feld. 2. Aufl. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1905, angez. von H. Vieltorf 1004

Seite

Kraepelin K., Naturstudien. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1905, angez. von H. Vieltorf 1005
Kraß M.-Landois H., Das Pflanzenreich in Wort und Bild für den Schulunterricht in der Naturgeschichte. 11., verb. Aufl. Freiburg i. Br., Herder 1904, angez. von H. Vieltorf 444
Krauß E., Lehr- und Lesebuch für den katholischen Religionsunterricht in den oberen Klassen des Gymnasiums und verwandter Lehranstalten. I. Teil: Allgemeine Glaubenslehre. Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn 1905, angez. von G. Juritsch 780
Kučera B.-Mašek B.-Nachtikal F.-Novák V.-Petira St.-Záviška F., Übersicht über die Fortschritte der Physik im Jahre 1903 (Sonderabdruck aus den Berichten der böhmischen Akademie der Wissenschaften Jahrg. XIII und XIV). Prag, im Selbstverlag 1905, angez. von B. Mackû 921
Kühling s. Heumann K.
Kühner Raph., Xenophons Memorabilien. Für den Schulgebrauch erklärt. 6. verb. Aufl. besorgt von Rud. Kühner. Leipzig, B. G. Teubner 1902, angez. von E. Sewera 892
Kühner Rud. s. Kühner Raph.
Kühns K. s. Hilfsbuch.
Kutnewski M. s. Müller H.

Ladendorf O. s. Zachariä F. W.
Ladewig Th.-Schaper C., Vergils Gedichte. Erklärt. 3. Bdchen: Buch VII—XII der Aeneis. 9. Aufl. bearb. von P. Deuticke. Berlin, Weidmann 1904, angez. von A. Primožić 412
Landois H. s. Kraß M.
Lange E., Xenophon, sein Leben, seine Geistesart und seine Werke (Neuntes Heft der von H. Hoffmann herausgeg. Gymnasial-Bibliothek). Gütersloh, C. Bertelsmann 1900, angez. von E. Kalinka 396
Lange J. s. Weidner A.
Lattmann H., Lateinisches Elementarbuch für Reformschulen. *A.* Übungsbuch. *B.* Lesebuch. Göttingen, Vanderboeck & Ruprecht 1904, angez. von H. Bill 740
Latzel O. s. Graber.
Lavisse E., Histoire de France depuis des origines jusqu'à la révolution. Tome cinquième, II: La lutte contre la maison d'Autriche. La France sous Henri II. (1519—1559) par H. Lemonnier. Tome sixième, I: La Réforme et la Ligue — L'Édit de Nantes (1559—1598) par J. H. Mariéjol. Paris, Librairie Hachette & Cie. 1904, angez. von J. Loserth 46
Lehmann E. s. Weber G.
Lehmann F. s. Lorscheid J.
Lejeune G.-Dirichlets Vorlesungen über die Lehre von den einfachen und mehrfachen bestimmten Integralen. Herausgeg. von G. Arendt. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1904, angez. von E. Grünfeld 53
Lemonnier H. s. Lavisse E.
Lendenfeld R. v., Zoologische und somatologische Wandtafeln. Prag 1903, angez. von H. Vieltorf 252
Leoni U.-Staderini G., professori nel R. Ginnasio T. Tasso, Sull' Appia antica. Una passeggiatta da Roma ad Albano con introduzione storica, bibliografia e 50 incisioni su fotografie del cav. A. Vochieri. Roma, A. Staderini 1904, angez. von F. X. Lehner 736
Leppermann H. s. Hense J.

Seite

Levrault L., La Satire (Évolution du genre). Paris, P. Delaphane (ohne Jahreszahl), angez. von F. Wawra . . 521

Levy R., Martial und die deutsche Epigrammatik des siebzehnten Jahrhunderts. Stuttgart, Verlag von Levy & Müller 1903, angez. von E. v. Komorzynski . 1084

Lichtenheld A. s. Grillparzer F.

Liebmann H., Nichteuklidische Geometrie. Leipzig, G. J. Göschen (Sammlung Schubert XLIX) 1905, angez. von E. Grünfeld 999

Lindenstead A., First Steps in English Conversation. Based on the Intuitive Method and Descriptive of Daily Occurrences in the Life of an English School Boy. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing 1904, angez. von J. Ellinger 988

Linke F., Die Malerfarben, Mal- und Bindemittel und ihre Verwendung in der Maltechnik. Stuttgart, P. Neff 1904, angez. von R. Boeck 358

Linnig F., Deutsches Lesebuch. Zweiter Teil. Für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten einschließlich Untersekunda. 11. Aufl. Paderborn, F. Schöningh 1905, angez. von A. Hausenblas 1088

Lorscheid J., Lehrbuch der anorganischen Chemie. 16. Aufl. von F. Lehmann. Freiburg i. Br., Herder 1904, angez. von J. A. Kail 1109

Lovera R., Oberstufe zum Lehr- und Lesebuch der italienischen Sprache. Mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1904, ang. von E. Stettner 768

Luckenbach A., Kunst und Geschichte. Mit Unterstützung des Großh. Badischen Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts und des Großh. Badischen Oberschulrates herausgeg. I. Teil. Abbildungen zur alten Geschichte. 5. verm. Aufl. München und Berlin, R. Oldenbourg 1905, ang. von J. Oehler 915

Luckenbach H., Olympia und Delphi. München und Berlin, R. Oldenbourg 1904, angez. von J. Oehler 609

Luick K., Deutsche Lautlehre. Mit besonderer Berücksichtigung der Sprechweise Wiens und der österreichischen Alpenländer. Leipzig und Berlin, Deuticke 1904, angez. von W. Golther 610

Lukas F., Psychologie der niedersten Tiere. Eine Untersuchung über die ersten Spuren psychischen Sehens im Tierreiche. Wien und Leipzig, W. Braumüller 1905, angez. von A. Lichtenheld 159

Lyon O. s. Matthias A.

Mach E. s. Wiesner J.

Maiwald V., Geschichte der Botanik in Böhmen. Wien und Leipzig, C. Fromme 1904, angez. von A. Burgerstein 443

Manilii M., Astronomicon liber primus. Recensuit et enarravit A. E. Housman. Accedunt emendationes librorum II, III, IV. Londinii apud Grant Richards 1903, angez. von K. Prinz 117

Mariéjol J. H. s. Lavisse E.

Marshall W., Die Tiere der Erde. Liefg. 3—27. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1904, angez. von F. Noë 57

Martus C. E., Mathematische Aufgaben zum Gebrauche in den obersten Klassen höherer Lehranstalten. Aus den bei Reifeprüfungen an deutschen höheren Schulen gestellten Aufgaben ausgewählt und mit Hinzufügung der Ergebnisse zu einem Übungsbuche vereint. Dritter Teil: Aufgaben. 2. Doppelaufl. mit verm. Aufgaben. Dresden und Leipzig, C. A. Koch 1904, angez. von A. Neumann 787

Seite

Marx F., C. Lucilii carminum reliquiae. Volumen prius. Lips. Teub. MCMIV, angez. von J. M. Stowasser 715

— —, C. Lucilii carminum reliquiae. Vol. II (Kommentar). Lips. Teub. MCMV, angez. von J. M. Stowasser 976

Mašek B. s. Kučera B.

Matthias A., Franz Grillparzer, Die Ahnfrau (Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus. Herausgeg. von O. Lyon. 12. Bändchen). Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1904, angez. von A. Zipper 981

Matthias Th., Herders Werke. Mit Herders Leben, Bildnis und Faksimile, Einleitungen und Anmerkungen herausgeg. 5 Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1904, angez. von E. v. Komorzynski 418

Mayer F. M. s. Gindely.

Meinong A., Untersuchungen zur Gegenstandstheorie und Psychologie. Mit Unterstützung des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht herausgeg. Leipzig, Barth 1904, angez. von E. Gschwind 800

Meißner C.-Stegmann C., Hilfsbuch für den lateinischen Unterricht der oberen Klassen. Zugleich 6. Aufl. von C. Meißners kurzgefaßter lateinischer Synonymik, bearb. von C. Stegmann. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1904, angez. von J. Fritsch 979

Meister der Farbe. Europäische Kunst der Gegenwart. 1. Heft. Leipzig, E. A. Seemann 1905. 12 Hefte, angez. von R. Boeck 815

Merkle S. s. Drerup E.

Merkle S. s. Grimme H.

Mesk J., Der Panathenaikos des Isokrates (Separatabdruck aus dem XXXI. Jahresbericht des k. k. II. deutschen Staatsgymn. in Brünn 1902), angez. von E. Kalinka 314

Meyer H., Mythologie der Germanen. Gemeinfaßlich dargestellt. Straßburg, K. B. Trübner 1903, angez. von J. Seemüller 33

Meyer Th. A., Das Stilgesetz der Poesie. Leipzig, Hirzel 1901, angez. von W. Jerusalem 216

Michaelis H. s. Haberland.

Migula W. s. Thomé.

Mitteregger P., Deutsches Lesebuch für Mädchen-Lyzeen. Wien, F. Deuticke. II. Band: 1903. III. Band: 1904. IV. Band: 1904, angez. von A Hausenblas 765

Moldenhauer F. s. Weber G.

Mommsen Th., Reden und Aufsätze. Berlin, Weidmann 1905, angez. von S. Frankfurter 526

Moritz K. Ph., Reisen eines Deutschen in England im Jahre 1782. Herausgeg. von Otto zur Linde. Berlin, B. Behr (= Deutsche Literatur-Denkmale Nr. 126), angez. von E. v. Komorzynski 981

Mras K., Lucian. Der Traum oder Lucians Lebensgang und Ikaromenipp oder die Himmelsreise. Herausgeg. und erklärt. 1. Heft: Text (nebst Vorbemerkungen). 2. Heft: Einleitung, Kommentar u. a. Wien und Leipzig, C. Fromme 1904, angez. von H. Schickinger 315

Müller A., Ästhetischer Kommentar zu den Tragödien des Sophokles. Paderborn, F. Schöningh 1904, angez. von H. Siess 114

Müller C. H.-Presler O., Leitfaden der Projektionslehre. Ein Übungsbuch der konstruierenden Stereometrie. Ausgabe *A*. Vorzugsweise für Realgymnasien und Oberrealschulen. Ausgabe *B*. Für Gymnasien und sechsstufige Realanstalten. Leipzig, B. G. Teubner 1903, angez. von Suppantschitsch 641

Seite

Müller E., Regesten zu Friedrich Schillers Leben und Werken. Mit einem kurzen Überblick über die gleichzeitige Literatur. In tabellarischer Anordnung bearbeitet. Leipzig, R. Voigtländer 1900, angez. von J. Minor 332
Müller J. v. s. Christ W.
Müller H.-Kutnewsky M., Sammlung von Aufgaben aus der Arithmetik, Trigonometrie und Stereometrie. II. Teil. Ausgabe A, für Gymnasien. 2., verb. und stark gekürzte Aufl. Leipzig und Berlin, Teubner 1905, angez. von A. Neumann 1105
Müller K., Die Bindung sonst stummer Endkonsonanten im französischen Sprachunterricht. Sonderabdruck aus der Festschrift zum XI. deutschen Neuphilologentage Pfingsten 1904 in Köln. Köln a. Rh., P. Neubner 1904, angez. von F. Wawra 909

Nachtikal F. s. Kučera B.
Nader E., English Grammar with Exercices. Vienna, A. Hölder 1903 (Lehrbuch der englischen Sprache für Mädchen-Lyzeen und verwandte Lehranstalten, II. Teil), angez. von J. Ellinger 43
Nestle W., Euripides, der Dichter der griechischen Aufklärung. Stuttgart, Kohlhammer 1901, angez. von S. Mekler 111
Niemann J., Grundriß der Pflanzenanatomie auf physiologischer Grundlage zum Selbstunterrichte sowie zur Vorbereitung auf die Mittelschullehrer- und Oberlehrerinnenprüfung. Magdeburg, Creutz 1905, angez. von T. F. Hanausek 923
Niemeyer M. s. Brix J.
Nohl H., Ciceros Rede für den Dichter Archias. Für den Schulgebrauch herausgeg. 3. Aufl. Wien und Leipzig, F. Tempsky-Freytag 1903, angez. von A. Kornitzer 209
— —, Ciceros Rede über den Oberbefehl des Pompejus für den Schulgebrauch herausgeg. 3. Aufl. F. Tempsky-Freytag, Wien und Leipzig 1905, angez. von A. Kornitzer 209
Novák V. s. Kučera B.

Oeri G. J., Die Sophokleische Responsion. Verteidigung, Berichtigungen, Folgerungen. Wissenschaftliche Beilage zum Bericht über das Gymnasium, Schuljahr 1902/1903. Basel, Reichardt 1903, angez. von S. Mekler 199
Ondracek J., Analytische Geometrie ebener Kurven in Büschel-Koordinaten. I. Heft: Ebene Kurven in Normalen-Koordinaten erster Art. Wien, K. Gerolds Sohn, ang. von Suppantschitsch 541
Ostwald W., Die Schule der Chemie. Erste Einführung in die Chemie für Jedermann. II. Teil: Die Chemie der wichtigsten Elemente und Verbindungen. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1904, angez. von J. G. Wallentin 920
Ostwalds Klassiker der exakten Wissenschaften. Nr. 143—145. Leipzig, W. Engelmann, angez. von J. G. Wallentin 442
Ottmann V., Von Marokko nach Lappland. Berlin und Stuttgart, W. Spemann, angez. von J. Miklau 916
Otto E., Pflanzer- und Jägerleben auf Sumatra. Berlin, W. Süsserott 1903, angez. von J. Miklau 540
Otto zur Linde s. Moritz K.

Pahde A., Erdkunde für höhere Lehranstalten. I. Teil: Unterstufe. 2., durchgesehene und verb. Aufl. Glogau, A. Flemming 1905. II. Teil: Mittelstufe, erstes Stück. 2., durchgesehene und verb. Aufl. Daselbst 1903, angez. von J. Müllner 1104
Passy P. s. Haberland.
Petira St. s. Kučera B.

Seite

Petzval J., Leben und Verdienste. Von Erményi. 2., wesentl. verm. Ausgabe. Halle a. S., W. Knapp 1903, angez. von J. G. Wallentin 155
Petzval J., Theorie der Störungen der Stützlinien. Mit einem Vorworte versehen von F. Pfeuffer (Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Mathematik und Physik. 50. Bd.). Leipzig, B. G. Teubner 1904, angez. von J. G. Wallentin 244
Pfeuffer F. s. Petzval J.
Pflaum H. s. Chwolson O. D.
Philippson A., Das Mittelmeergebiet, seine geographische und kulturelle Bedeutung. Leipzig, B. G. Teubner 1904, angez. von J. Müllner 151
Pilz C. s. Boerner O.
Pinkus N. s. Fischer J.
Plate H., Lehrgang der englischen Sprache. Erster Teil: Unterstufe. 79. Aufl. bearb. von G. Tanger. Dresden, L. Ehlermann 1903 (Wien, Friese & Lang), angez. von J. Ellinger 423
Plüß B., Leitfaden der Naturgeschichte. 8. verb. Aufl. Freiburg i. Br., Herder 1904, angez. von H. Vieltorf 545
— —, Unsere Bäume und Sträucher. Anleitung zum Bestimmen unserer Bäume und Sträucher nach ihrem Laube, nebst Blüten- und Knospentabellen. 6. verb. Aufl. Freiburg i. Br., Herder 1905, angez. von H. Vieltorf 1114
Plüss Th., Das Jambenbuch des Horaz im Lichte der eigenen und unserer Zeit. Leipzig, Teubner 1904, angez. von J. Pavlu 596
Pohle L., Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im XIX. Jahrhundert. 57. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt". Leipzig, Teubner 1904, ang. von J. Müllner 629
Pokorny J., Beiträge zur Logik der Urteile und Schlüsse. Wien, Deuticke 1901, angez. von G. Spengler 803
Poutsma H., A Grammar of Late Modern English for the use of continental, especially Dutch, students. Part 1. The Sentence. Section I. The Elements of the Sentence. Groningen, P. Noordhoff 1904, angez. von J. Ellinger 1089
Presler O. s. Müller C. H.
Prosch P. s. Grillparzer F.
Psichari M., Index raisonné de la mythologie d'Horace. Avec une préface d'Anatole France. Paris, H. Welter (rue Bernard-Palissy 4) 1904, angez. von J. Golling 1080

Rainfurt A., Zur Quellenkritik von Galens Protreptikos. Freiburg, i. Br., Herder 1905, angez. von Binder 1072
Rasi P., Dell' arte metrica di Magno Felice Ennodio, vescovo di Pavia (parte II: Metro eroico e lirico). Bolletino della Società Pavese di Storia Patria anno IV, Fasc. II. 1904, angez. von A. Huemer 322
— —, Saggio di alcune particolarità nei versi eroici e lirici di S. Ennodio. Rendiconti del R. Instituto lombardo di scienze e lettere. 1904, angez. von A. Huemer 599
Raupp K., Handbuch der Malerei. Ein Ratgeber und Führer für angehende Künstler und Dilettanten. 4., verm. und verb. Aufl. Leipzig, J. J. Weber 1904 (Illustrierte Katechismen, Bd. 133), angez. von R. Boeck 1005
Richter F.-Eberhard A., Ciceros Reden für M. Marcellus, für Q. Ligarius und für den König Deiotarus. Für den Schulgebrauch herausgeg. 4. Aufl. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1904, angez. von A. Kornitzer 602

Seite

Ricken W., Französisches Gymnasialbuch für den Unterricht bis zum Abschluß der Untersekunda. Berlin, Gronau 1903, angez. von F. Wawra 230

Riecke E., Beiträge zur Frage des Unterrichts in Physik und Astronomie an höheren Schulen. Vorträge, gehalten bei Gelegenheit des Ferienkurses für Oberlehrer der Mathematik und Physik in Göttingen, Ostern 1904, von O. Behrendsen, E. Bose, E. Riecke, J. Stark und K. Schwarzenschild. Gesammelt und herausgeg. von E. Riecke. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1904, angez. von Oppenheim 794

Rohr M. v. s. Czapski S.

Roos A. G., Prolegomena ad Arriani Anabaseos et Indicae editionem criticam, adiecto Anabaseos libri primi specimine. Groningae in aedibus J. B. Wolters 1904, angez. von E. Kalinka 24

Rosenberg E. s. Westermann A.

Rothaug G., Schulwandkarte des Erzherzogtums Österreich unter der Enns. Für Mittelschulen bearb. von F. Umlauft. Wien, G. Freytag & Berndt, angez. von J. Dostal 917

Ruge S., Kleine Geographie. Für die untere Lehrstufe in drei Jahreskursen. Siebente verbesserte Aufl. Besorgt von W. Ruge. Leipzig, Seele & Co. 1904, angez. von B. Imendörffer 345

Ruge W. s. Ruge S.

Runge C., Theorie und Praxis der Reihen (Sammlung Schubert XXXII). Leipzig, G. J. Göschen 1904, angez. von M. Mandl 152

Runge H., Methode Gaspey-Otto-Sauer. Englische Gespräche (English Dialogues) oder Englische Konversationsschule. Eine methodische Anleitung zum Englisch-Sprechen. 2. umgearb. Aufl. J. Groo, Heidelberg, Paris, London, St. Petersburg 1904, angez. von J. Ellinger 776

Russner J., Lehrbuch der Physik. Hannover 1903, angez. von J. Arbes 248

Sance Th. s. Bahlsen.

Sauer A., Gesammelte Reden und Aufsätze zur Geschichte der Literatur in Österreich und Deutschland. Wien, Fromme 1903, angez. von V. Pollak 334

— —, Goethes Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel. Für den Schulgebrauch herausgeg. 2. verb. Aufl. (Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht). Wien, F. Tempsky und Leipzig, G. Freytag 1905, angez. von S. M. Prem 520

Sauerhering, Bildnisse von Meisterhand. Stuttgart, P. Neff 1904, angez. von R. Boeck 447

Schanz M., Australien und die Südsee an der Jahrhundertwende. Berlin, W. Süsserott 1902, angez. von J. Miklau 785

— —, Ost- und Südafrika. Berlin, W. Süsserott 1902, angez. von J. Miklau 785

— —, Westafrika. Berlin, W. Süsserott 1903, angez. von J. Miklau 785

Schanz M. v., Beiträge zur historischen Syntax der griechischen Sprache herausgeg. Heft 15: E. Kemmer, Die polare Ausdrucksweise in der griechischen Literatur. Heft 16: R. Helbing, Die Präpositionen bei Herodot und anderen Historikern. Würzburg, A. Stuber (C. Kabitzsch), angez. von E. Kalinka 26

— —, Beiträge zur historischen Syntax der griechischen Sprache herausgeg. Heft 17: K. Schodorf, Beiträge zur genaueren Kenntnis der attischen Gerichtssprache aus den zehn Rednern. Würzburg, A. Stube (C. Kabitzsch) 1905, ang. von E. Kalinka 1070

Seite

Schanz M., Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerke des Kaisers Justinian. III. Teil: Die Zeit von Hadrian 117 bis auf Constantin 324. 2. Aufl. München, C. H. Beck 1904 (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft herausgeg. von I. v. Müller. VIII. Bd., 3. Abt.), angez. von E. Kalinka 974
Schaper C. s. Ladewig Th.
Schauffler Th., Althochdeutsche Literatur mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen. Dritte, neubearb. Aufl. Leipzig, Göschen 1904, angez. von A. Bernt 417
Scheindler A. s. Zingerle A.
Schiche Th., M. Tulli Ciceronis Laelius de amicitia für den Schulgebrauch herausgeg. 2. verb. Aufl. 2. unveränd. Abdruck. Wien und Leipzig, Tempsky-Freytag 1903, angez. von A. Kornitzer 209
Schick J. s. Jung H.
Schiele-Marburg F. M. s. Wernle P.
Schiffmann K., Helmbrecht. Ein oberösterreichisches Gedicht aus dem XIII. Jahrhundert von W. v. Gaertner. Übertragen. Linz, Selbstverlag 1905, angez. von A. Bernt 742
Schiller K., Handbuch der deutschen Sprache. 2. Auflage von F. Bauer und F. Streinz. I. Teil: Wörterbuch der deutschen Sprache und der gebräuchlichsten Fremdwörter. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben, angez. von J. Janko 420
Schmeil O. s. Günthart A.
Schmidt F. A., 1. Einwirkungen und Erfolge der Leibesübungen bei der Schuljugend. 2. Übersicht der für die verschiedenen Altersstufen zweckmäßigsten Leibesübungen. Leipzig, R. Voigtländer 1904, angez. von J. Pawel 816
Schmidt M., Altphilologische Beiträge. I. Heft: Horaz-Studien. Leipzig, Dürr 1903, angez. von F. Hanna 317
Schmidt W. B. s. Günthart A.
Schneider G., Schüler-Kommentar zu Platons Phaidon. Leipzig, Freytag; Wien, F. Tempsky 1905, angez. von J. Kohm 714
Schodorf K. s. Schanz M. v.
Schoedler F., Das Buch der Natur. 23. Aufl. Herausgegeben von B. Schwalbe und Böttger. Dritter Teil, 1. Abt.: Astronomie. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn 1904, angez. von J. G. Wallentin 635
Schröer A., Die Fortbildung der neusprachlichen Oberlehrer und das englische und französische Seminar an der Handels-Hochschule in Köln a. Rh. Sonderabdruck aus der Festschrift zum XI. deutschen Neuphilologentage. Köln, P. Neubner 1904, angez. von A. Würzner 338
— —, Festschrift zum XI. deutschen Neuphilologentage Pfingsten 1904 in Köln am Rhein. Im Auftrage des Vorstandes herausgeg. vom ersten Vorsitzenden des deutschen Neuphilologen-Verbandes. Köln, P. Neubner 1904, angez. von A. Würzner 338
Schubert H., Vierstellige Tafeln und Gegentafeln (Sammlung Göschen). Leipzig, G. J. Göschen 1903, angez. von J. Arbes 788
Schultz F., Kleine lateinische Sprachlehre. 24. Ausgabe besorgt von A. Führer. Paderborn, F. Schöningh 1904, angez. von J. Golling 330
— —, Lateinische Schulgrammatik. Erweiterte Ausgabe der 'Kleinen lateinischen Sprachlehre', bearb. von M. Wetzel. 4. Aufl. besorgt von A. Wirmer. Paderborn, F. Schöningh 1904, angez. von J. Golling 330
Schulze E. s. Jacobi L.
Schunck E. s. Hense J.
Schwab A. s. Weber G.

Seite

Schwalbe B. s. Schoedler F.
Schwarzwild K. s. Riecke E.
Schwindrazheim O. s. Dähnhardt O.
Ségur-Cabanac V. A. Graf von, Grammaire française d'après une nouvelle méthode analytique. Première Partie. Brünn, K. Winiker 1904, angez. von F. Wawra 225
Semon R., Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeeres. Reiseerlebnisse und Beobachtungen eines Naturforschers in Australien, Neu-Guinea und den Molukken. 2. verb. Aufl. Leipzig, W. Engelmann 1903, angez. von A. Heimerl 156
Shipley G., The Genetive lase in Anglo-Saxon Poetry. Dissertation submitted to the Board of University Studies of the Johns Hopkins University in conformity with the requirements for the degree of Doctor of Philosophy. The Lord Baltimore Press, The Friedenwald Company, Baltimore, angez. von J. Ellinger 341
Siebert G. s. Thomson J. J.
Sievers W., Asien, eine allgemeine Landeskunde. 2. neu bearb. Aufl. 1. Heft. Leipzig und Wien, Bibliographisshes Institut 1904, angez. von J. Müllner 52
— —, Asien. 2. Aufl. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1904, angez. von J. Müllner 998
Socin A. s. Heyne M.
Sokoll und Wyplel, Lehrbuch der französischen Sprache für österreichische Realschulen. Erster Teil (erstes und zweites Schuljahr). Wien, F. Deuticke 1904, angez. von F. Pejscha 339
Spahn M. s. Drerup E.
Spahn M. s. Grimme H.
Staderini G. s. Leoni U.
Stamm F. L., Ulfilas, neu herausg. von M. Heyne und F. Wrede. 10. Aufl. (Bibliothek der ältesten deutschen Literatur-Denkmäler, I. Bd.). Paderborn, Schöningh 1903, angez. von J. Seemüller 518
Stark J., Die Dissoziierung und Umwandlung chemischer Atome. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1903, angez. von J. A. Kail 250
Stark J. s. Riecke E.
Stefan A. s. Boerner O.
Stegmann C. s. Meißner C.
Steirische Zeitschrift für Geschichte. Herausgeg. vom historischen Verein für Steiermark. I. Jahrgang. Graz 1903. In Kommission bei „Leykam", angez. von J. Miklau 233
Streinz F. s. Grillparzer F.
Streinz F. s. Schiller K.
Swoboda W., Elementarbuch der englischen Sprache für Realschulen. Wien und Leipzig, F. Deuticke 1904, angez. von J. Ellinger 231
— —, Literary Reader. III. Teil des Lehrbuches der englischen Sprache für Mädchen-Lyzeen und andere höhere Mädchenschulen. Wien und Leipzig, F. Deuticke 1904, angez. von J. Ellinger 522

Tanger G. s. Plate H.
Tegge Dr., Auswahl aus den Gedichten des P. Ovidius Naso. II. Teil. Berlin, Weidmann 1904. Text. — Kommentar, angez. von J. Golling 210
Thiergen Dr. s. Haberland.
Thomé Dr., Flora von Deutschland, Österreich und der Schweiz in Wort und Bild. 2. verm. und verb. Aufl. Gera, Reuß j. L., F. v. Zeschwitz 1903, angez. von H. Vieltorf 640

Seite

Thomé Dr., V. Band. Kryptogamenflora (Moose, Algen, Flechten und Pilze) von W. Migula. Gera, F. v. Zeschwitz, angez. von H. Vieltorf 640

Thomson J. J., Die Wissenschaft. Sammlung naturwissenschaftlicher und mathematischer Monographien. Heft 3: Elektrizität und Materie. Autorisierte Übersetzung von G. Siebert. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1904, angez. von J. G. Wallentin 1111

Töply R. v. s. Wiesner J.

Toreau de Marney E. A., Grammaire française idéographique. Premier emploi de l'équivalent pour la règle et l'exception. — Französische Grammatik mit suggerierenden (ideographischen) Zeichen nach neuer Methode zusammengestellt. Leipzig, E. Haberlandt 1903, angez. von J. Ellinger 133

Törngren L. M., Lörobok i Gymnastik för Folkskollärare- och Folkskollärarinneseminarier. Stockholm, P. A. Norstedt & Söner 1905, angez. von J. Pawel 925

Thümen F., M. Tulli Ciceronis oratio pro P. Cornelio Sulla. Für den Schulgebrauch erklärt. Gotha, F. A. Perthes 1903 (Bibliotheca Gothana), angez. von A. Kornitzer 325

Ullrich K. s. Fetter J.

Ulrich H. L. s. Furtwängler A.

Umlauft F. s. Rothaug G.

Vintschger J. Ritter v. Altenburg zu Neuberg, Beiträge zur Würdigung des Sophokleischen Trauerspieles „Die Trachinierinnen" in Form einer übersichtlichen Einleitung (Separatabdruck aus dem Progr. des Kommunal-Obergymn. in Gmunden am Traunsee). Gmunden 1900, angez. von S. Mekler 199

Vochieri A. s. Leoni U.

Vogrinec A., Nostra maxima culpa! Die bedrängte Lage der katholischen Kirche, deren Ursache und Vorschläge zur Besserung. Wien und Leipzig, Karl Fromme 1904, angez. von G. Juritsch 221

Volkelt J., System der Ästhetik. 1. Band. München, Beck 1905, angez. von E. Gschwind 644

Vonderlin J., Schattenkonstruktionen. Leipzig, Göschen (Sammlung Göschen) 1904, angez. von Suppantschitsch 919

— —, s. Becker H.

Wackernell E., Beda Weber 1798—1858 und die tirolische Literatur 1800 bis 1846. Innsbruck, Verlag der Wagnerschen Universitäts-Buchhandlung 1903 („Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer"). Durch die Leo-Gesellschaft herausgeg. von E. Wackernell und J. Hirn), angez. von K. F. Kummer 428

Wallentin J., Einleitung in die theoretische Elektrizitätslehre (Band XV von Teubners Sammlung von Lehrbüchern auf dem Gebiete der mathematischen Wissenschaften mit Einschluß ihrer Anwendungen). B. G. Teubner 1904, angez. von G. Wagner 544
und A. Lampa 637

Watson J. B., Animal Education an experimental study on the psychical development of the white rat, correlated with the growth of its nervous system. Chicago, the university of Chicago press 1903, angez. von F. Lukas 444

Weber G., Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. 21. Aufl. Unter Mitwirkung von R. Friedrich, E. Lehmann, F. Moldenhauer und E. Schwab. Vollständig neu bearb. von A. Baldamus. IV. Bd.: Neueste Zeit. Leipzig, Engelmann 1905, angez. von J. Loserth 1098

Seite

Wedekind E., Stereochemie. Leipzig, G. J. Göschen 1904 (Sammlung Göschen Nr. 201), angez. von J. A. Kail 637
Wegscheider R. s. Wiesner J.
Weidner A., Tacitus' Annalen und Historien in Auswahl. Für den Schulgebrauch herausgeg. 3. Aufl. Mit einem Anhang: Drei Briefe des jüngeren Plinius und des Trajan und Monumentum Ancyranum, bearbeitet von J. Lange. Leipzig, Freytag 1905, angez. von J. Golling 1081
Weihrich F., Sancti Aurelii Augustini de consensu euangelistarum libri quattuor recensuit et commentario critico instruxit. Corpus scriptorum ecclesiasticorum Latinorum editum consilio et impensis Academiae litterarum Caes. Vindobonensis, vol. XXXXIII. Vindobonae, F. Tempsky MDCCCCIV, angez. von A. Huemer 414
Weil H., Die Quellen von Alxingers „Doolin von Mainz". Sonderabdruck aus dem fünften Jahresbericht des n.-ö. Landes-Real- und Obergymn. in Mödling, angez. von E. v. Komorzynski 613
Weinstein B., Thermodynamik und Kinetik der Körper. III. Bd., 1. Halbbd., I. Teil. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1905, angez. von J. G. Wallentin 1000
Weißenfels O., Auswahl aus Ciceros philosophischen Schriften herausgeg. 1. Heft: Text, 2. Heft: Kommentar, 3. Heft: Hilfsheft. Leipzig, 1903, angez. von A. Kornitzer 718
— —, M. Tulli Ciceronis Cato Maior de senectute. Herausgeg. Kommentar. Leipzig 1908 (B. G. Teubners Schülerausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller), ang. von A. Kornitzer 718
Weitzenböck G., Lehrbuch der französischen Sprache. I. Teil. 5., durchges. Aufl. Wien, Tempsky 1904, II. Teil. *B.* Sprachlehre. 4., durchges. Aufl. Wien, Tempsky 1903, angez. von F. Wawra 43
Wernle P., Die Quellen des Lebens Jesu. (Religionsgeschichtliche Volksbücher, herausg. von F. M. Schiele-Marburg. 1. Reihe. 1. Heft.) Halle a. S., 1904, angez. von G. Juritsch 912
Westerann A., Ausgewählte Reden des Demosthenes. Erklärt. 1. Bdchen. 10., verb. Aufl. Besorgt von E. Rosenberg. Berlin, Weidmann 1902, angez. von E. Sewera 713
Wetzel M. s. Schultz F.
Wheeler B. I., The Whence and Whither of the modern Science of Language. University of Californian Publications Classical Philology. Vol. 1, pp. 95—109. May 19, 1905, angez. von Fr. Stolz 1083
Wiedemann E.-Ebert H., Physikalisches Praktikum. 5., verb. und verm. Aufl. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1904, angez. von J. G. Wallentin 999
Wieser Fr. R. v., Die Grammatica Figurata des Mathias Ringmann (Philesius Vogesigena) in Faksimiledruck herausgeg. mit einer Einleitung. Straßburg, J. H. Ed. Seitz 1905 [= Drucke und Holzschnitte des XV. und XVI. Jahrhunderts in getreuer Nachbildung. XI.], angez. von J. Golling 1082
Wiesner Jul., Jan Ingen-Housz. Sein Leben und sein Wirken als Naturforscher und Arzt. Unter Mitwirkung von Th. Escherich, E. Mach, R. v. Törly, R. Wegscheider. Wien, K. Konegen 1905, angez. von T. F. Hanausek 1002
Wiesner Joh., Deutsche Literaturkunde für österreichische Mittelschulen, zugleich ein Wiederholungsbuch für die Maturitätsprüfung. Mit einer Sprachenkarte. 2., verb. Aufl. Wien, Alfred Hölder 1905, angez. von Fr. Ingrisch 108
Wirmer A. s. Hense J.
— —, s. Schultz F.

Seite

Wohlrab M., Ästhetische Erklärung Sophokleischer Dramen. Erster Band: Antigone. Berlin, Dresden und Leipzig, Ehlermann 1903, angez. von S. Mekler 199
Wolff-Beckh B., Kaiser Titus und der jüdische Krieg. Berlin-Steglitz, F. G. B. Wolff-Beckh 1905, angez. von E. Groag 914
Woltze P., Saalburg. Ravensburg, Maier (Heft 10 der Sammlung „Spiel und Arbeit"), angez. von J. Oehler 894
Woynar K., Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters für die oberen Klassen der Gymnasien. Wien, F. Tempsky 1904, angez. von W. Boguth 1100
Wrede F. s. Stamm F. L.
Wyplel L., „Blanka von Kastilien" als Vorstufe der „Ahnfrau". Separatabdruck aus dem XXX. Jahresbericht der Staatsrealschule im XV. Bez. in Wien 1904, angez. von J. Kohm 899
— —, s. Sokoll.

Zachariä F. W., Zwei polemische Gedichte. Herausgeg. von O. Ladendorf. Berlin, B. Behr (= Deutsche Literaturdenkmale Nr. 127), angez. von E. v. Komorzynski 899
Závíška F. s. Kučera B.
Zielinski Th., Das Klauselgesetz in Ciceros Reden. Grundzüge einer oratorischen Rhythmik. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung 1904, angez. von A. Kornitzer 1073
Zimmert F. s. Grillparzer F.
Zingerle A., T. Livii ab urbe condita libri I. II. XXI. XXII. Adiuncte sunt partes selectae ex libris III. IV. V. VI. VIII. XXVI. XXXIX. Unter Mitwirkung von A. Scheindler für den Schulgebrauch herausgeg. 6. Aufl. Wien, F. Tempsky 1903, angez. von R. Bitschofsky 516
— —, T. Livii ab urbe condita libri. Pars VII. Fasc. IV. Liber XLIV. Editio maior. Vindobonae, F. Tempsky; Lipsiae, G. Freytag, angez. von A. M. A. Schmidt 208

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Der biologische Naturgeschichtsunterricht. Von E. Witlaczil 59
Beiträge zur Frage des naturwissenschaftlichen Unterrichtes an den höheren Schulen von W. Demeter, R. Hertwig, M. Verworn, H. Wagner, J. Wagner, J. Walther gesammelt und herausgeg. von M. Verworn. Jena, Fischer 1904, angez. von J. H. 87
Die Kartenskizze als Merkbild. Von K. Peucker 163
Verhandlungen über den mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht an höheren Schulen auf der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte (Breslau 1904). Von G. Schilling 170
Der Geschichtsunterricht und das Lehrbuch in den oberen Gymnasialklassen. Von V. J. Dušek 254
Adamek O. Dr., Die wissenschaftliche Heranbildung von Lehrern der Geschichte für die österr. Mittelschulen. Innsbruck, Wagner, angez. von A. Zeehe 266
Frank A. Dr., Der Lehrplan und die Instruktionen für den Unterricht an den Gymnasien in Österreich als psychologische und ethische Einheit. Prag, Calve 1904, angez. von J. Loos 269

Seite

Bilderschmuck in der Schule. Von K. Linsbauer 360
Mathematische Anlage und mathematischer Unterricht. Von Dr. med. H. Weiß 362
Eltern-Abende. Populäre Vorträge, gehalten an den Eltern-Abenden des k. k. Mariahilfer Gymnasiums in Wien. Herausgeg. von V. Thumser. Wien und Leipzig, Deuticke 1903, angez. von E. Gschwind 369
Die Lüftung und Heizung der Schulen. Drei Vorträge, gehalten von G. Kabrhel. Wien, Šafař 1904, angez. von L. Burgerstein 371
Baur A. Dr. med., Lehrbuch für den Samariterunterricht. Wiesbaden, Nemnich 1903, angez. von L. Burgerstein 372
Die Behandlung der sexuellen Frage im naturkundlichen Unterrichte. Von F. Sigmund 449
Lehmann R., Lehrbuch der philosophischen Propädeutik. Berlin, Reuther & Reichard 1905, angez. von J. Loos 465
Der Einfluß des bayrisch-österreichischen Dialektes auf das Gabelsberger System. Von Dr. Biach 549
Münch W., Anmerkungen zum Text des Lebens. 3. gesichtete und ergänzte Aufl. Berlin, Weidmann 1904, angez. von A. Frank 553
Müller H. Dr., Das höhere Schulwesen Deutschlands am Anfange des XX. Jahrhunderts. Stuttgart, Belser 1904, angez. von J. Frank 556
Die Kartenskizze als Merkbild. Von J. Müllner 648
Pädagogische Literatur: 652
Hainisch M., Aufwand und Erfolg der Mittelschule vom Standpunkte der Mutter. Wien, Deuticke 1904 653
Eickhoff K., Berliner Schulreform. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn 1902 654
Schütz J. H., Die Gerechtigkeit gegenüber den Schülern an den höheren Lehranstalten. Berlin, „Leo-Hospitz“ 655
Vockeradt H. Dr., Ein letztes Wort in der Abschiedsstunde. Paderborn, Schöningh 1902 656
Weimer H. Dr., Geschichte der Pädagogik. Leipzig, Göschen 1902 656
Fischer A., Über das häusliche Leben der Schüler. Groß-Lichterfelde, Gebel 1902 657
Gaudig H., Didaktische Ketzereien. Berlin und Leipzig, Teubner 1904, angez. von J. Rappold 657
Enzyklopädisches Wörterbuch der Schulhygiene herausgegeben von R. Wehmer. Leipzig und Wien, Pichlers Witwe & Sohn 1904, angez. von L. Burgerstein 658
Briefe des jüngeren Plinius als Klassenlektüre. Von R. C. Kukula 818
Vom Dresdener Zeichenlehrertage. Von F. Sommer 823
Ein Schulausflug zur Burg Kreuzenstein. Von J. Mayer und F. Panagl 828
Gräve A., Der darstellende Unterricht. Minden i. W., Marowsky, angez. von F. Queisser 836
Griesbach H. Dr. med. et phil., Der Stand der Schulhygiene in Deutschland. Leipzig, Vogel 1904, angez. von L. Burgerstein 837
Wolfring Lydia v., Was ist Kinderschutz? Wien und Leipzig, Fromme, angez. von L. Burgerstein 838
Der biologische Naturgeschichtsunterricht und die philosophische Propädeutik an unseren Gymnasien. Von K. Ozvald 927
Bilderschmuck in der Schule. Von K. Linsbauer 934
Unterrichtsfragen auf der 77. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Meran (24.—30. September 1905). Von Dr. G. Schilling 935

Seite

Willmann O. Dr., Aus Hörsaal und Schulstube. Freiburg i. Br., Herder 1904, angez. von A. Frank 945
Kotelmann L., Schulgesundheitspflege. 2. neubearb. Aufl. München, Beck 1904, angez. von L. Burgerstein 949
Merth H., Die Trunksucht und ihre Bekämpfung durch die Schule. Wien und Leipzig, Pichlers Witwe & Sohn 1904, angez. von L. Burgerstein 949
Das Gefühlsleben und der Unterricht. Von A. Frank 1008
Scheindler A., Verhandlungen der II. Konferenz der Direktoren der Mittelschulen (Gymnasien und Realschulen) im Erzherzogtum Österreich unter der Enns. Im Auftrage des k. k. n.-ö. Landesschulrates herausgeg. Der Verhandlungen der n.-ö. Mittelschuldirektoren-Konferenzen, I. Bd. Wien, A. Hölder 1905, angez. von S. Frankfurter 1017
Morsch H., Das höhere Lehramt in Deutschland und Österreich. Ein Beitrag zur vergleichenden Schulgeschichte und zur Schulreform. Leipzig, Teubner 1905, angez. von J. H. 1026
Über moderne Ausgestaltung des naturhistorischen Kabinettes. Von L. Linsbauer 1116
Wohlfahrtseinrichtungen an den österreichischen Mittelschulen. Von W. Kuttig 1123
Zur Frage der sexuellen Aufklärung der Schuljugend. Von J. H. 1134

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Hundertjähriger Bestand des Staatsgymnasiums in Wr.-Neustadt. Von A. Mayr 89
Rede Sr. Exzellenz des Herrn Unterrichtsministers Dr. Wilhelm R. v. Hartel anläßlich einer Schillerfeier in Wien 469
Bettina von Arnim im Möbelwagen. Von F. Lentner 560
Die Huldigung der Künste. Von F. Lentner 660
Ilm-Athen in Aufruhr. Von F. Lentner 951

Literarische Miszellen.

Ahrens W., Scherz und Ernst in der Mathematik. Leipzig, Teubner 1904, angez. von E. Grünfeld 667
Artarias Eisenbahnkarte von Österreich-Ungarn. 4. Neubearb. 5. Aufl. 1905. Wien, Artaria, angez. von J. Müllner 956
Artarias Plan von Wien 1904, angez. von J. Müllner 956
Ascherson F. s. Der deutsche Universitätskalender.
Astronomischer Kalender für 1905. Herausgeg. von der k. k. Sternwarte zu Wien. Der ganzen Reihe 67. Jahrgang, der neuen Folge 24. Jahrgang. Wien, K. Gerolds Sohn, angez. von Dr. Oppenheim 380

Bardachzi F.-Baßler H., Deutsches Lesebuch für Mädchen-Lyzeen und verwandte Lehranstalten. II. und IV. Bd. Wien, Hölder 1903, angez. von R. Löhner 277
Baßler H. s. Bardachzi F.

Seite

Berdrow W., Jahrbuch der Weltreisen und geographischen Forschungen. III. Jahrgang. Leipzig-Wien, Teschen 1904, angez. von J. Müllner 377
Berghaus s. Sohr.
Blochmann R., Luft, Wasser, Licht und Wärme. 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1903, angez. von F. Lukas 477
Bohn H., Physikalische Apparate und Versuche einfacher Art aus dem Schäffermuseum. Berlin, Salle 1902, angez. von J. G. Wallentin 278
Boissonas B., Une famille pendant la guerre 1870—1871. Im Auszuge für den Schulgebrauch bearb. von E. Werner. Gotha, F. A. Perthes 1903 (Perthes Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller, Nr. 48), angez. von A. Würzner 1029
Bolte F., Leitfaden für den Unterricht in der Physik. Zum Gebrauch an Navigationsschulen. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1903, angez. von J. G. Wallentin 378
Bouvier B., L'œuvre de Zola. Genève, Eggimann & Comp., angez. von A. Würzner 475
Bützberger F., Lehrbuch der ebenen Trigonometrie mit vielen angewandten Aufgaben für Gymnasien und technische Hochschulen. 3. umgearb. und erweit. Aufl. Zürich, Füssli, angez. von Suppantschitsch 476

Cappelli A., Lexicon Abbreviaturarum. Wörterbuch lateinischer und italienischer Abkürzungen. Leipzig, Weber 1901, ang. von E. H. 276
Chambalu A., Präparation zu Horaz' Oden. Buch I—IV in Auswahl, nebst dem Jahrhundertlied. Hannover, O. Goedel 1902, angez. von J. Golling 663
Coppée F. s. Merimée P.

Der Deutsche Universitätskalender, begründet von Ascherson, herausgeg. von Scheffer Th. und Zieler G. Zwei Bände. Leipzig, Scheffer, angez. von E. H. 667
Diehl R. s. Kühn K.

Ellinger J. s. Stevenson L. R.

Falch E., Deutsche Göttergeschichte. 2. Aufl. Leipzig und Berlin, Teubner 1904, angez. von A. Bernt 843
— —, Die Sage von den Wölsungen und Niflungen. Leipzig, Teubner 1904, angez. von A. Bernt 844
Freytags Welt-Atlas. 2. verm. Aufl. Wien und Leipzig, Freytag & Berndt 1904, angez. von J. Müllner 666
Fügner Fr., Cäsarsätze zur Einübung der lateinischen Syntax in Tertia. 3. Aufl. Berlin, Weidmann 1904, angez. von J. Golling 474

Gebhardt J., Der Quintaner. 160 lateiniche Einzelübungen für Haus und Schule. Mit Berücksichtigung der in Preußen und Sachsen geltenden lateinischen Leprpläne verfaßt. — Schlüssel zu Gebhardts Quintaner. Leipzig, B. Richter 1904, angez. von J. Golling 1137
German L.-Petelenz K., Übungsbuch der deutschen Sprache für die IV. Klasse der Mittelschulen (polnisch). Lemberg, Jakuborski 1904, angez. von J. Erben 665
Golling E., Jahrbuch der Erfindungen. IV. Jahrgang. Leipzig, Wien und Teschen, Karl Prochaska 1904, angez. von J. G. Wallentin 1140
Grillparzer F. s. Ippoldt J.

Seite

Grobbel Th. s. Hense J.
Grolig M., Aus meiner Büchersammlung. Wien, als Manuskript gedruckt von E. Kainz und B. Liebhart 1904, angez. von J. Miklau 848

Heiderich Fr., Länderkunde von Europa. 2. verb. Aufl. (Sammlung Göschen) 1904, angez. von J. Müllner 666
Hein F. s. Preisendanz K.
Hense J., Griechisch-römische Altertumskunde. Unter Mitwirkung von Grobbel Th., Kotthoff W., Leppermann H., Schunck E., Wirmer. 2. verb. und verm. Aufl. Paderborn, Hense 1905, angez. von J. Oehler 842
Hočevar F., Lehrbuch der Geometrie. 5. verb. Aufl. Wien, Tempsky 1904, angez. von E. Grünfeld 562
Hörstel W., Die Riviera. Land und Leute, Monographien zur Erdkunde. Leipzig, Velhagen & Klasing 1902, ang. von R. Boeck 1141

Ippoldt J., Die Ahnfrau. Trauerspiel in 5 Aufzügen von F. Grillparzer. Schulausgabe. Lemberg, Towarzystwo nauczycieli 1904, angez. von J. Erben 475

Janisch W., Geometrische Aufgaben zur Lehre von der Proportionalität der Größen. Potsdam und Berlin, Stein 1904, angez. von E. Grünfeld 185
Junker Fr., Physikalische Aufgaben aus dem Gebiete des Magnetismus und der Elektrizität für die Oberklassen höherer Lehranstalten. Leipzig, Teubner 1904, angez. von E. Grünfeld 447
Jurenka H., Schulwörterbuch zu ausgewählten Gedichten (Metamorphosen und elegische Dichtungen) des P. Ovidius Naso. Leipzig, Freytag und Wien, Tempsky 1903, angez. von R. Bitschofsky 841

Kappstein Th., Peter Rosegger. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer 1905, angez. von K. Fuchs 955
Kasten W., Einführung in die technische Ausdrucksweise im Französischen in der Hand der Anschauung. Hannover, Mayer 1903, angez. von A. Würzner 562
Koschwitz E., Ein Lebensbild von Kaluza M. und Thurau G. Berlin, Weidmann 1904, angez. von A. Würzner 845
Kotthoff W. s. Hense J.
Kühn B. s. Reyschler A.
Kühn K., La France et les Français. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing 1903, angez. von F. Wawra 845
Kühn K.-Diehl R., Lehrbuch der französischen Sprache. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing 1904, angez. von A. Würzner 277
Kühnemann E., Ausgewählte Briefe von Friedrich von Schiller. Ausgewählt und eingeleitet. Zwei Bände. Hamburg-Großborstel, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung 1905, angez. von R. Löhner 1138

Lacomblé E.-E.-B. s. Mérimée P.
Leppermann H. s. Hense J.
Leue A., Dar-es-Saalam. Bilder aus dem Kolonialleben. Berlin, Süsserott 1903, angez. von J. Miklau 378
Linnig F., Deutsches Lesebuch. I. Teil. 13. Aufl. Paderborn, Schöningh, angez. von R. Löhner 475
Lunge G., Technisch-chemische Analyse. Leipzig, Göschen 1904, angez. von J. A. Kail 379

Seite

Manger R., Übungsstoffe zur Wiederholung der ungleichmäßigen Verba. München und Berlin, Oldenbourg 1904, angez. von F. Wawra 844

Markscheffel K., Der internationale Schülerbriefwechsel. Marburg, Elwert 1903, angez. von A. Würzner 380

Mayer J. E., Das mathematische Pensum des Primaners. Ein Hilfsbuch für Primaner humanistischer und realistischer Gymnasien sowie für den Selbstunterricht. München, F. P. Lorenz, Leipzig und Freiburg i. Br., angez. von E. Grünfeld 847

Mérimée Prosper, Colomba. — Coppée François, Contes Choisis. Précédés d'une notice et accompagnés de notes explicatives, par E.-E.-B. Lacomblé. Gronigue, P. Noordhoff 1904, angez. von A. Würzner 955

Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearb. und verm. Aufl. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. Bd. IV (von Chemnitzer bis Differenz) 1903; Bd. V (von Differenzgeschäfte bis Erde) 1903; Bd. VI (von Erdessen bis Franzén) 1904; Bd. VII (von Franzensbad bis Glashaus) 1904; Bd. VIII (von Glashütte bis Hautflügler) 1904, angez. von K. Hauler 849

Meyers Historisch-geographischer Kalender. IX. Jahrgang 1905. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien, angez. von J. Müllner 846

Moll F.-Pivl A., Die Berufswahl in allen Dienstzweigen des Staatsdienstes und im öffentlichen Leben. 2. unveränd. Aufl. Wien, Selbstverlag 1903, angez. von J. Miklau 279

Moll O., Die Untersee-Kabeln in Wort und Bild. Köln 1904, Westdeutscher Schriftstellerverein, angez. von J. G. Wallentin 847

Mosengel G., Deutsche Aufsätze für mittlere und obere Klassen höherer Lehranstalten. Leipzig und Berlin, Teubner 1903, angez. von R. Löhner 376

Müller G., Schülerkommentar zu Sallusts Schriften. 3. Aufl. Wien, Tempsky 1903, angez. von J. Golling 275

Newest Th., Die Gravitationslehre — ein Irrtum! Wien, Konegen, angez. von N. Herz 1139

Nieberdings Schulgeographie. Bearb. von W. Richter. 24. Aufl. Paderborn, Schöningh 1905, angez. von J. Müllner 846

Otto B. s. Otto H.

Otto H., Die Odyssee in der Sprache der Zehnjährigen. Mit 10 Vollbildern von Preller Fr. und einer Vorrede von Otto B. Leipzig, Scheffer 1903, angez. von H. Siess 840

Petelenz K. s. German L.

Peucker K., Kleines Ortslexikon von Österreich-Ungarn. 3. Ausgabe. Wien, Artaria & Ko. 1904, angez. von J. Müllner 476

Pivl A. s. Moll F.

Plüß B., Blumen-Büchlein für Waldspaziergänger, im Anschlusse an „Unsere Bäume und Sträucher". 2. verb. Aufl. Freiburg i. Br., Herder 1904, angez. von H. Vieltorf 563

Preisendanz K.-Hein F., Hellenische Sänger in deutschen Versen. Heidelberg, Winter, angez. von J. M. Stowasser 272

Preller Fr. s. Otto H.

Puls A., Lesebuch für die höheren Schulen Deutschlands. Zweiter Teil: Lesebuch für Quinta. Dritter Teil: Lesebuch für Quarta. 2. Aufl. Gotha, Thienemann 1903/4, angez. von R. Löhner 376

Seite

Rasch F., Lateinische Übersetzungen deutscher Gedichte. Stade, Schaumburg 1904, angez. von J. Golling 1028
Regel F., Landeskunde der Iberischen Halbinsel (235. Bändchen der Göschenschen Sammlung). Leipzig, Göschen 1905, angez. von J. Müllner 1030
Revue de l'Université de Bruxelles. 8e Année: 1902—1903. No. 8 (Mai); No. 9—10 (Juin-Juillet). 9e Année: 1903—1904. No. 1 (Octobre); No. 6 (Mars). Bruxelles, Secrétariat de la Revue de l'Université 1903—1904, angez. von F. Wawra 1139
Reyschler A., Physikalisch-chemische Theorien. Nach der 3. Aufl. des Originals bearb. von B. Kühn. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1903, angez. von J. A. Kail 848
Richter W. s. Nieberding.
Rusch G.-Wollensack A., Beobachtungen, Fragen und Aufgaben aus dem Gebiete der astronomischen Geographie. 3. verb. und verm. Aufl. Wien, Hölder 1904, angez. von J. Müllner 185

Scheffer Th. s. Der Deutsche Universitätskalender.
Schiewelbein K., Die für die Schule wichtigen französischen Synonyma. 2. Aufl. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing 1904, angez. von A. Würzner 665
Schlags W., Geometrische Aufgaben über das Dreieck. Freiburg i. Br., Herder 1904, angez. von E. Grünfeld 378
Schlömilch O., Fünfstellige logarithmische und trigonometrische Tafeln. 5. verm. Aufl. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1904, angez. von J. G. Wallentin 956
Schmidt A. M. A., Schülerkommentar zu Livius' Buch I, II, XXI, XXII und den Partes selectae. Nach der 4. Aufl. der Ausgabe von A. Zingerle 2. Aufl. Wien, Tempsky 1903, angez. von J. Golling 273
Schnee R., Hilfsbüchlein für den lateinischen Unterricht. I. Teil: Phrasensammlung. II. Teil: Stilistische Regeln. Gotha, Perthes 1903, angez. von J. Fritsch 375
Schödel M., Grammatisch-stilistischer Abriß der lateinischen Sprache für die oberen Gymnasialklassen. Wolfenbüttel, Zwißler 1903, angez. von J. Fritsch 275
Schrade O., Die Schwiegermutter und der Hagestolz. Eine Studie aus der Geschichte unserer Familie. Braunschweig, G. Westermann 1904, angez. von R. Löhner 1029
Schunck E. s. Hense J.
Sohr-Berghaus, Handatlas. 9. Aufl. Lief. 7, 8 und 9. Glogau, Flemming 1904, angez. von J. Müllner 278, 846
Stein H., Geschichtstabellen in übersichtlicher Anordnung für die mittleren und oberen Klassen höherer Schulen. 11. verb. Aufl. Münster, Theissing, angez. von J. Müllner 1030
Stemplinger E., Horaz in der Lederhos'n. München, Lindauer, angez. von J. M. Stowasser 663
Stevenson L. R., Treasure Island. With Introduction, Notes, and Glossary by J. Ellinger (Neusprachliche Reformbibliothek, XIII. Bd.). Leipzig, Roßberg 1902, angez. von A. Würzner 955
Stich H., Marc Aurel, der Philosoph auf dem römischen Kaiserthron. Gütersloh 1904 (38. Heft der Gymnasialbibliothek), angez. von A. Stein 376
Strigl H., Sprachliche Plaudereien. Kleine volkstümliche Aufsätze über das Werden und Wesen der Sprachen und die Geschichte einzelner Wörter. Erste Folge. Wien und Leipzig, L. Weiß, angez. von A. Lichtenheld 1138

Seite

Sturm A., Geschichte der Mathematik. Leipzig, G. J. Göschen 1904 (Sammlung Göschen), angez. von E. Grünfeld 1030

Thiel V., Der Burgfrieden der Stadt Wien im Mittelalter. Wien, Druckerei der kaiserlichen Wiener Zeitung 1904, angez. von V. v. Renner 184

Thiele R., Auswahl aus Ciceros rhetorische Schriften. Für den Schulgebrauch herausgeg. Leipzig und Wien, Freytag-Tempsky 1904, angez. von A. Kornitzer 842

Transactions and Proceedings of the American Philologial Association 1903. Vol. XXXIV. Published for the Association by Ginn & Company, 29 Beacon Street, Boston, Mass., angez. von J. Golling 373

Uhle W., Lehrbuch der Erdkunde für höhere Schulen. I. Teil. 5. Aufl. Leipzig, Freytag 1905, angez. von J. Müllner 846

Umlauft Fr., Namenbuch der Straßen und Plätze Wiens. Wien, Hartleben 1905, angez. von K. Fuchs 666

Voss J. H. s. Weißenborn E.

Waldeck A., Praktische Anleitung zum Unterricht in der lateinischen Grammatik nach den neuen Lehrplänen. 2. verb. Aufl. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1902, angez. von H. Bill 183

Warnecke G., Kunstgeschichtliches Bilderbuch für Schule und Haus. 4. verm. Aufl. Leipzig, E. A. Seemann 1902, angez. von R. Boeck 477

— —, Vorschule der Kunstgeschichte. 4. Aufl. Leipzig, E. A. Seemann 1902, angez. von R. Boeck 477

Wehner M., Die Bedeutung des Experimentes für den Unterricht in der Chemie. Bd. II, Heft 1 der Sammlung naturwissenschaftlich-pädagogischer Abhandlungen. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1905, angez. von J. A. Kail 1030

Weißenborn E., Homers Ilias und Odyssee in verkürzter Form nach J. H. Voss. 2. Bändchen: Odyssee. 2. vielfach verb. Aufl. Leipzig und Berlin, Teubner, angez. von G. Vogrinz 954

Werner E. s. Boissonas B.

Wershoven F. J., Conversations françaises. Stoffe und Vokabular zu französischen Sprechübungen. 2. verb. und verm. Aufl. Cöthen, O. Schulze 1904, angez. von A. Würzner 845

Wirmer A. s. Hense J.

Witlaczil E., Naturgeschichte des Pflanzenreiches in Lebensbildern. Zunächst für Mädchen-Lyzeen. Wien, Hölder 1904, angez. von H. Vieltorf 379

Wollensack A. s. Rusch. G.

Zieler G. s. Der Deutsche Universitätskalender.

Zünd-Burguet A., Das französische Alphabet in Bildern. Marburg i. H., Elwert 1903, angez. von A. Würzner 184

Seite

Programmenschau.

Bartus M. s. Želak D.
Baudisch J., Ein Beitrag zur Kenntnis der früher Barbour zugeschriebenen Legendensammlung. I. Teil. Progr. der öffentlichen Unterrealschule in Wien, III. Bezirk 1903, angez. von K. Aschauer 478
Bouchal A., Entwicklung der wechselseitigen Beziehungen Österreichs zu Böhmen und Ungarn zur Zeit der Babenberger in pragmatischer Darstellung. II. Teil. Progr. der Landes-Oberrealschule in Znaim 1902/1903, angez. von G. Juritsch 563

Demel W., Chemische Analyse schlesischer Mineralien. Progr. der Oberrealschule in Troppau 1903, angez. von J. A. Kail 855
Dorsch J., Mit Horaz von Rom nach Brindisi. Progr. des Gymn. in Prag-Altstadt 1904, angez. von F. Hanna 851

Falbrecht F., Über den Unterricht in der bildenden Kunst am Gymnasium. Progr. des Gymn. in Freistadt in Oberösterreich 1903, angez. von F. Blank und J. Oehler 565, 566
Frieß G. E., Die Personen- oder Taufnamen des Erzherzogtums Österreich unter der Enns in historischer Entwicklung. Progr. des k. k. Obergymn. der Benediktiner zu Seitenstetten 1902 u. 1903, angez. von J. Schwerdfeger 1141
Fritsch J., Der Sprachgebrauch des griechischen Romanschriftstellers Heliodor und sein Verhältnis zum Atticismus. Progr. des deutschen Obergymn. in Kaaden. I. Teil 1901, II. Teil 1902, angez. von K. Burkhard 91
Furtmüller K., Die Theorie des Epos bei den Brüdern Schlegel, den Klassikern und Wilhelm von Humboldt. Progr. des Sophien-Gymn. in Wien 1903, angez. von A. Bernt und V. Pollak 187, 957

Grillnberger O., Die Catalogi abbatiarum ordinis Cisterciensis. Nachträge zu Dr. L. Janauscheks Originum Cisterciensum. Tomus I. 1. Die Gruppe *B* und *P*. Progr. des Privatgymn. in der Cisterzienser zu Wilhering 1904, ang. von W. Weinberger 958
Gutscher H., Vor- und Frühgeschichtliche Beziehungen Istriens und Dalmatiens zu Italien und Griechenland. Progr. des Gymn. in Graz 1903, angez. von A. Bauer 93
— —, Istrien und Dalmatien im klassischen Unterricht. Progr. des 2. Gymn. in Graz 1904, angez. von J. Oehler 1034

Hammer W. A., Der französische Konjunktiv vom psychologischen Standpunkte. Progr. der Landes-Oberrealschule in Römerstadt 1903, angez. von F. Wawra 668
Hampel J., Die innere Wahrnehmung als Erkenntnisquelle der Psychologie. Progr. des Gymn. in Prachatitz 1903, angez. von J. Schmidt 382
Herzog H., Beobachtungen zum Sprachgebrauch in Grillparzers dramatischen Werken. Progr. der Obergymn. in Radautz 1904, angez. von K. Thumser 1033
Hödl R., Die epigenetischen Täler im Unterlaufe der Flüsse Ybbs, Erlauf, Melk und Mank. Progr. des Gymn. im VIII. Bezirke Wiens 1904, angez. von J. Müllner 1034

Janik M., Die moderne polnische Dichtung (polnisch). Progr. des Gymn. in Złoczów 1902, angez. von A. Zipper 282

Seite

Kieroński L., Quid Horatius de carminum et sermonum componendorum ratione praedicavisset. Progr. des Gymn. in Buczacz 1902, angez. von F. Hanna 381
Kreibich E., Über die Wiener und Milstäter Handschrift der Genesis. Progr. des städt. Ober-Realgymn. in Tetschen 1904, angez. von V. Dollmayr 853
Kohn L. s. Żelak D.

Lang F. d. P., Das Admonter Gymnasium in Leoben 1786—1808. Progr. des Gymn. in Leoben 1903 und 1904, angez. von J. Loserth 93
Lieblein R., Die verschiedenen Bestimmungen der geographischen Breite von Prag seit 1751. Progr. des k. k. deutschen Staatsgymn. in Königl. Weinberge 1904, angez. von J. Müllner und Dr. Oppenheim 1147, 1148
Lindauer G., Über problematische Elemente. Progr. der 1. deutschen Realschule in Prag 1903, angez. von A. Kail 854

Magiera M., Verhältnis Zacharias Werners zur polnischen Literatur mit Berücksichtigung von Wężyks „Wanda“ (polnisch). Progr. des Gymn. in Wadowice 1902, angez. von A. Zipper 281
Matuschek J., Übersichtliche Darstellung des Wachstums der Pflanzen, ihrer Organe, Gewebe und Zellen. Progr. der Realschule in Trautenau 1902, angez. von R. Solla 958
Mayr A., Beziehungen des Augsburger Malers und Kupferstechers Gottfried Bernhard Götz zum Stifte Admont. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte. Zwei Progr. des Karl Ludwigs-Gymn. in Wien 1903 und 1904, angez. von R. Boeck 383
Müller R., Antonius Philosophus — ein Protektor der Christen? Eine Einführung in die Selbstgespräche Mark Aurels. Progr. der Oberrealschule in Teschen 1904, angez. von G. Juritsch 670

Ogórek J., Quae ratio intercedat inter Ciceronis Paradoxa Stoicorum et Horati stoicismum, qui Satiris Epistulisque eius continetur. P. II. Progr. des II. Obergymn. in Lemberg 1902, angez. von F. Hanna 381
Orszulik K., Beispiele zur griechischen Syntax aus Xenophon, Demosthenes und Platon gesammelt. 1. und 2. Fortsetzung. Progr. des Gymn. in Teschen 1902 und 1903, angez. von E. Sewera 382
Osvald K., Zur Phonetik des Dialektes von Polstrau. Progr. des Gymn. zu Görz 1904, angez. von M. Rešetar 669
Österreicher J., Die Gespräche des Petrus Alfonsi und ihre haggadischen Bestandteile. Progr. der deutschen Oberrealschule in Göding 1903, angez. von F. Wawra 669
Otto F., Anschauungen der Griechen und Römer über Erdbeben und Vulkanismus. Progr. der deutschen Realschule in Budweis 1903, angez. von F. Lukas 959

Partisch K., Über die Glaubwürdigkeit der Historia Hierosolymitana des Albertus Aquensis. Progr. des Gymn. in Arnau 1903, angez. von J. Schwerdfeger 671
Pletzer S., Lesestücke zur Logik (mit einleitenden Bemerkungen). Progr. des f. e. Gymn. am Collegium Borromaeum in Salzburg 1903, angez. von J. Schmidt 479
Ploner P. J., Der stetige Wandel im typischen Bauplane des pflanzlichen Organismus. Progr. des Gymn. in Bozen 1902, angez. von R. Solla 856

Seite

Preuss L., Geschichte Lundenburgs. II. Teil. Progr. des Komm.-Gymn. in Lundenburg 1903, angez. von J. Loserth 189

Rief P. J. C., Beiträge zur Geschichte des ehemaligen Karthäuserklosters Allerengelberg in Schnals. Progr. des Obergymn. der Franziskaner in Bozen 1903, angez. von J. Loserth 282
Riemer E., Die Selbsttätigkeit der Schüler im Unterricht. Separatabdruck aus dem Progr. der deutschen Hauptschule zu St. Petri in St. Petersburg 1904, angez. von J. Rappold 960
Röbenstein N., Über Darstellung von Funktionen durch periodische Reihen. Progr. der Landes-Oberrealschule in Mähr.-Ostrau 1903, angez. von E. Grünfeld 189

Sander H., Zur Geschichte des Montafoner Wappens. Mit Anmerkungen über die Familie Fritz und die Vorgesetzten von Montafon. Progr. der k. k. Oberrealschule in Innsbruck 1904, angez. von J. Loserth 189
Schlachter J. B., Neufranzösisches. Progr. der III. deutschen Realschule in Prag-Neustadt 1903, angez. von F. Wawra 668
Schmidt J. sen., Ein planimetrisches Problem. (Fortsetzung.) Progr. der Kommunal-Realschule in Eger 1903, angez. von F. Schiffner 1035
Schopf K., Maxim Gorkï. Progr. der Vereins-Realschule im XIII. Bez. in Wien 1904. angez. von R. Löhner 854
Schönach L., Tirolische Turniere im 13. und 14. Jahrhundert. Progr. der Oberrealschule in Innsbruck 1904, angez. von J. Loserth 189
Schramm R., Beitrag zur Kritik moderner Urkundenfälschungen im mährischen Diplomatar (Codex Tischnoricensis). Progr. der Realschule in Pilsen 1903, angez. von J. Loserth 282
Schuch L., Über das Lesen. Progr. der Landes-Oberrealschule in Graz 1903, angez. von J. Rappold 959
Simon O., Über die mehrmedimensale Geometrie. Progr. des Obergymn. zu Ungar.-Hradisch 1903, angez. von E. Grünfeld 190
Strigl J., Übertragung deutscher Sprachgebilde in lateinische Partizipien. Progr. des Gymn. in Linz 1903, angez. von J. Golling 280
Strobl A., Zur Schullektüre der Annalen des Tacitus. Progr. des deutschen Obergymn. in Prag-Kleinseite 1902/1903, angez. von F. Zöchbauer 185
Szczurat B., Wundts Apperzeptionstheorie. Progr. des Rudolf-Gymn. in Brody 1903, angez. von J. Schmidt 479

Trum A., Gegenseitige Verwandtschaft der Kegelschnittslinien. Progr. des Gymn. in Arnau 1904, ang. von Suppantschitsch 672

Visintainer B., L'évoluzionismo sua genesi e ragioni del suo prestigio. Progr. des Gymn. in Rovereto 1902, angez. von G. Heigl 564

Wagner H. F., Robinson und die Robinsonaden in unserer Jugendliteratur. Progr. der Franz Joseph-Realschule in Wien 1903, angez. von A. Bernt 283
Weil H., Zu Alxingers „Bliomberis". Progr. des n.-ö. Landes-Realgymn. in Klosterneuburg 1904, angez. von R. F. Arnold 852
Wiedermann M., De ablativi usu in Silii Italici Punicis. II. Progr. des Obergymn. zu Landskron in Böhmen 1903, angez. von J. Golling 279

Seite

Wolletz R., Über eine von Jakob Steiner aufgestellte birationale geometrische Verwandtschaft vom 2. Grade nebst Anwendungen. Progr. der Realschule in Jägerndorf 1903, angez. von E. Grünfeld 190

Wollmann F., „Les femmes savantes", par Molière et „Le Monde où l'on s'ennuie" par Pailleron. Progr. der n.-ö. Landes-Oberrealschule und der damit verbundenen Handelsschule in Krems 1903, angez. von R. Sonnleitner 1031

Zanolini V., Spigolature d'archivio. Progr. del Ginn. priv. vescovile di Trento 1903, angez. von J. Loserth 282

Zeiner E., Das Säkulargedicht des Horaz. Progr. des Kaiser Franz Joseph-Landes-Real- und Obergymn. in Baden bei Wien, I. Teil 1903, II. Teil 1904, angez. von F. Hanna 852

Żelak D., Nikolaus Lenaus (Niembsch von Strehlenau) Polenlieder, im Original und in der polnischen Übersetzung von M. Bartus und L. Kohn, zum hundertsten Geburtstage des Dichters herausgeg. und eingeleitet (polnisch). Progr. des Gymn. in Tarnopol 1902, angez. von A. Zipper 281

Žigon A., Zapuščinski askt Prešernov. Progr. des Gymn. in Krainburg 1904, angez. von M. Rešetar 670

Zösmair J., Zur ältesten vergleichenden Geschichts- und Landeskunde Tirols und Vorarlbergs. Progr. des Gymn. in Innsbruck 1903, angez. von J. Loserth 138

Fünfte Abteilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen und Erlässe.

Verordnung des Min. für K. und U. vom 21. Dezember 1904, Z. 42.212, betreffend die Maturitätsprüfungen für Frauen 568

Erlaß des Min. für K. u. U. vom 6. März 1905, Z. 6367, betreffend die Gypsgießerei des Österr. Museums für Kunst und Industrie 568

Erlaß des Min. für K. und U. vom 11. Oktober 1904, Z. 20.089, betreffend den Unterricht in der Geometrie in der I. Klasse der Realschulen und den Unterricht in der III. Klasse der Gymnasien 569

Erlaß des Min. für K. und U. vom 17. Mai 1905, Z. 41.640 ex 1904, betreffend die Behandlung der mit dem Reifezeugnisse eines Mädchenlyzeums versehenen Kandidatinnen bei den Reifeprüfungen an den Lehrerinnenbildungsanstalten 1063

Verordnung des Min. für K. und U. vom 24. Juni 1905, Z. 10.966, betreffend die Zulassung der Absolventen höherer Gewerbeschulen und verwandter Anstalten zur Ablegung der Maturitätsprüfung an Realschulen 1063

Erlaß des Min. für K. und U. vom 5. September 1905, Z. 33.716, an die Direktionen der wissenschaftlichen Prüfungskommissionen, betreffend die Unterweisung der Lehramtskandidaten für Mittelschulen in der Schulhygiene 1037

Verleihung des Öffentlichkeitsrechtes und Anerkennung des Reziprozitätsverhältnisses 569, 1038

Seite

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen 570, 1039
Auszeichnungen 575, 1055
Nekrologie 576, 1056

Nachruf. Alois Egger von Möllwald. Von R. Ziwsa 94
Eingesendet 96
Verzeichnis geprüfter Jugendschriften 96
Zeitschriftenschau Nr. 5 I—XI
Entgegnung. Von K. Woynar 190
Erwiderung. Von A. Schuh 191
Eingesendet. Seminar für deutsche Philologie an der Universität Wien. Von J. Minor 192
Bemerkung. Von F. Loebl 284
Entgegnung. Von J. Endt 285
Eingesendet. Aufruf für die Schillergabe der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung 287
Berichtigung 384
Ferial-Fortbildungskurse 384
Eingesendet. IX. deutsch-österreichischer Mittelschultag. Wien, Ostern 1906 480
Berichtigung 480
Erklärung. Von S. Mekler 672
Zeitschriftenschau Nr. 6 I—XV
Ferial-Fortbildungskurse für Mittelschulehrer in Prag 857
Ein Wort über Maturitätsprüfungstaxen. Von Dr. Simon 858
Die 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner 860
Entgegnung. Von B. Imendörffer 862
Erwiderung. Von J. Müllner 864
Berichtigung 864
Eingesendet 1056
Entgegnung. Von Ignaz Pokorny 1148
Erwiderung. Von Gustav Spengler 1149
Die Ferial-Fortbildungskurse für Mittelschullehrer an der Grazer Universität. Von Adolf Bauer 1149

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Österreichisch-spanische Politik 1663—1673.

Da die Korrespondenz Leopolds I. mit seinem Gesandten in Madrid, dem Grafen Pötting[1]), der zugleich sein persönlicher Freund war, in mehrfacher Hinsicht von Interesse ist, so sei es gestattet, im folgenden die allgemeiner interessierenden politischen Tatsachen, für welche diese Korrespondenz Aufschlüsse gibt, kurz zusammenzufassen; vielleicht ist es mir beschieden, später ausführlicher darzulegen, was diese Briefe für die Charakteristik Leopolds, sowie der wichtigeren Persönlichkeiten in Wien und Madrid bieten.

Diese zweite Seite der Briefe — das Intim-Persönliche — ist jedenfalls wichtiger, weil sie bisher nur zum kleineren Teil bekannt war[2]), während die politischen Nachrichten in Pribrams Buch über Lisola (Leipzig 1894) schon voll verwertet worden sind. — Wenn hier trotzdem versucht wird, einen flüchtigen Überblick der politischen Geschichte Österreichs in den Jahren 1663—1673 zu geben, so mag das seine Entschuldigung darin finden, daß in den allgemeineren Geschichtswerken mit Ausnahme von Erdmannsdörffers „Deutscher Geschichte von 1648—1740" (bei Oncken) die österreichische Politik meist recht schief dargestellt ist, während das erwähnte Buch über Lisola zu weitschichtig ist, um außerhalb des Kreises derjenigen, die sich speziell mit dieser Zeit befassen, allgemein bekannt zu sein. Es handelt sich dabei nicht etwa um eine Apologie um jeden Preis — die bürgerliche Moral

---

[1]) Privatbriefe Kaiser Leopold I. an den Grafen F. E. Pötting 1662 bis 1673, herausgegeben von Dr. A. F. Pribram und Dr. M. Landwehr von Pragenau. (Fontes rerum Austr. II. Abteil., Bd. 56 u. 57. Wien 1903 und 1904.)

[2]) Einige Stellen in Majláths Gesch. Österr. zitiert; ferner Pribram, Heirat Leopolds (vgl. weiter unten), Heigel, Zur Charakteristik Leopolds I. (Sitzungsber. d. bayer. Akad. 1890, II. Bd., S. 109 ff.).

hat ja in der Politik und folglich auch in der geschichtlichen Beurteilung, man mag es noch so sehr bedauern, doch wohl erst in zweiter Linie in Betracht zu kommen — sondern um politische, bezw. psychologische Erklärung, warum in einem bestimmten Augenblicke von einer bestimmten Person oder Regierung so und nicht anders gehandelt wurde, wobei, wenn nicht der klare Gegenbeweis erbracht ist, im allgemeinen vorausgesetzt werden muß, daß der oder die Betreffenden sich stets im Recht fühlten. Das Urteil, ob diese oder jene Politik richtig war in dem Sinn ihrer Einwirkung auf die weitere Entwicklung eines Volkes, eines Staates, Europas oder der ganzen Menschheit, ein solches Urteil setzt natürlich ein bestimmtes Ideal voraus und muß je nach dem Standpunkte des Beurteilers ausfallen, aber man sollte nicht vergessen, daß diese Ideale nichts Objektives sind oder daß doch ein Beweis für die Richtigkeit dieses oder jenes Ideals nicht zu erbringen ist. Auf diesem Boden kann es also keine Verständigung geben, wohl aber kann man sich doch so ziemlich einigen über die Frage, wie diese und jene Handlung zu erklären und — immer nur von dem Standpunkt des Handelnden — zu rechtfertigen ist. Und in dieser Beziehung ist man eben gegen die österreichische Politik häufig ungerecht. Man darf sie nicht von dem Standpunkte der norddeutsch-protestantischen oder speziell brandenburgisch-preußischen oder partikularistisch-bayerischen Ideenwelt aus beurteilen, sondern eben nur vom österreichischen Standpunkt, neben dem erst in zweiter Linie die Rücksicht auf die Stellung in Deutschland in Betracht kam.

Es handelt sich also nur darum, die Berechtigung dieses Standpunktes Österreich zu vindizieren und seine Politik daraus zu erklären.

Durch den westfälischen Frieden war eine gewisse Entfremdung der beiden Linien des Hauses Habsburg eingetreten, da Spanien in seinem Kampf mit Frankreich verlassen wurde. Freilich verstand es Ferdinand III., unter Verletzung der Friedensbedingungen den Spaniern dennoch Hilfe zu gewähren, als aber nach seinem Tod (1657) die große Wahlkampagne eröffnet wurde, die zur Wahl Leopolds I. und zur Begründung des Rheinbundes als Heilmittel für den in seinen Hoffnungen auf die Kaiserkrone[1]) getäuschten Ludwig XIV. führte, da wurde durch die Wahlkapitulation ausausdrücklich **jede** weitere Hilfeleistung unmöglich gemacht, und da gleichzeitig durch Cromwells Übertritt auf die Seite Frankreichs

[1]) Neuestens hat G. F. Preuß wieder bestritten, daß die Aspirationen Ludwigs XIV. (oder Mazarins für ihn) auf die Kaiserkrone irgendwie ernst gewesen seien. Wie immer dies sei, das eine ist sicher, daß Frankreich mit allen Mitteln gegen die Wahl eines Habsburgers arbeitete.

Spanien in die äußerste Bedrängnis gebracht wurde, so sah es sich gezwungen, den pyrenäischen Frieden einzugehen (1659), welcher Frankreichs Übermacht aller Welt vor Augen führte.

Und dabei mußte dieser Friede noch durch eine Handlung erkauft werden, welche den neugewählten jungen Kaiser tief beleidigte. Leopold hatte nach dem Tode seines Vaters die Absicht gehabt, nach Spanien zu reisen und dort die älteste Prinzessin Maria Theresia, die früher seinem älteren Bruder Ferdinand (IV.) und nach dessen Tod (1654) ihm selbst versprochen worden war, zu ehelichen, selbst auf die Gefahr hin, die Kaiserkrone einem anderen Mitglied seines Hauses (Erzherzog Leopold Wilhelm) überlassen zu müssen, da die Kurfürsten ihre Abneigung gegen eine Vereinigung der spanischen mit der deutschen Krone auf einem Haupte unzweideutig zu erkennen gaben. Diese Vereinigung schien aber damals unmittelbar zu drohen, da der König von Spanien, Philipp IV., dem Tode nah und sonst kein männliches Glied der spanischen Linie vorhanden war. Aber in diesem entscheidenden Augenblick trat die Schwangerschaft der spanischen Königin Maria Anna, einer Schwester Leopolds, ein und damit änderte sich die ganze Lage. Philipp IV. selbst gab Leopold den Rat, alle seine Bemühungen auf die Kaiserkrone zu konzentrieren (Mai 1657[1]). Nun aber, als Leopold durch die Wahlkapitulation die Hände gebunden waren, während zugleich durch die Geburt des Prinzen Philipp Prosper die Wahrscheinlichkeit des Erbfalls der spanischen Monarchie in die Ferne geschoben wurde, entschloß sich Philipp IV., die Hand seiner Tochter Maria Theresia dem französischen König anzubieten, dem man sie vorher verweigert hatte. Indessen wahrte er dabei die Interessen der österreichischen Linie dadurch, daß er Maria Theresia eine feierliche Renunziation auferlegte und entschuldigte sich bei Leopold über den ganzen Vorgang, indem er sich auf die bittere Notwendigkeit berief.

Und schon im Februar 1660 ließ er Leopold den Antrag zukommen, ihm die jüngere Tochter, Maria Margarete, zu vermählen und von da an war diese Frage der spanischen Heirat eine der wichtigsten für Leopold bis zu ihrer Erledigung 1666. Aber bis dahin war noch ein weiter Leidensweg zurückzulegen. Ende 1662 wurde Graf Franz Eusebius Pötting — ein sonst wenig bekannter Mann, der aber, wie der Briefwechsel mit Leopold zeigt, mit diesem geradezu durch innige Freundschaft verbunden war, ohne daß bekannt ist, wie es zu diesem intimen Verhältnis ge-

---

[1]) Pribram, Die Heirat Leopolds I. mit Margarete Theresia (Archiv für österr. Geschichte, Bd. 77, S. 319 ff.), S. 328. — Im allgemeinen wird im folgenden von Quellenzitaten soweit als möglich abgesehen. Hauptquellen sind die Briefe Leopolds, die Einleitung der Herausgeber und Pribrams Buch über Lisola (Leipzig 1894), wo die Nachweise gegeben sind.

kommen ist [1]) — als Nachfolger des Grafen Lamberg nach Spanien gesandt und unter den Aufgaben, die seiner harrten, nahm zunächst die der möglichsten Beschleunigung der Heirat die erste Stelle ein, denn, so drückte sich Leopold aus, „*ex hoc pendent lex et prophetae*“ [2]).

Zuerst ging denn auch alles recht schnell. Schon im April 1663 fand die Verlobung, im Dezember desselben Jahres die Verlesung des Ehekontrakts statt, dann aber begann sich die Sache in die Länge zu ziehen, zum Teil infolge des begreiflichen Wunsches des alten, schwachen Königs, sein zwölfjähriges Töchterchen noch bei sich zu behalten — während Leopold drängte, man möge sie wenigstens nach Mailand schicken, damit sie dort die Zeit ihrer Mannbarkeit erwarte — zum Teil aber auch infolge der mißgünstigen Stimmung eines großen Teils der spanischen Minister und deren gegenseitiger Eifersüchteleien. Am gefährlichsten war die Feindschaft des im Jahre 1664 aus seinem Vizekönigtum Neapel nach Spanien zurückgekehrten Peñaranda, der sofort die Führung der kaiserfeindlichen Partei übernahm und bedeutenden Einfluß auf den König ausübte. Da infolge dieser Hindernisse nicht vorwärts zu kommen war, so sandte Leopold Ende 1664 den Freiherrn von Lisola, den bedeutendsten Diplomaten des damaligen Österreich, nach Spanien, angeblich wegen anderer Dinge, in Wirklichkeit aber, um die Heiratsangelegenheit in Gang zu bringen. Was der Kaiser befürchtet hatte, geschah. Die beiden Vertreter Österreichs waren in kürzester Zeit erbitterte Feinde, da der vielgewandte, erfindungsreiche und skrupellose Lisola dem ehrlichen, aber etwas beschränkten Pötting weit überlegen war und ihn in kürzester Zeit an die Wand drückte. Dennoch kam man etwas schneller vorwärts, trotzdem der Tod des Königs (17. September 1665) plötzlich dazwischen trat und alles über den Haufen zu werfen drohte. Es kam anders, als man gemeint hatte. Philipps IV. Witwe, die Österreicherin Maria Anna, welcher durch das Testament des Verstorbenen eine weitgehende Macht zugesprochen war, war für die Heirat in hohem Grade eingenommen. Sehr bald gab sie unzweideutige Versicherungen einer baldigen Abreise der Infantin und wenn auch die üblichen Verzögerungen bald wieder auftraten, so erfolgte doch im April 1666 die Vermählung per procuram und 16. Juli desselben Jahres die Einschiffung in Barcelona. Die Infantin landete auf italienischem Boden bei Final, durchzog das mailändische Vizekönigtum, dann das Gebiet der Republik Venedig und wurde bei Rovereto von ihrem österreichischen Obersthofmeister, dem Fürsten Dietrichstein samt dem deutschen Hofstaat empfangen und übernommen. Nach ziemlich langwieriger Reise erreichte sie Anfang Dezember Wien und feierte

---

[1]) Die Ansicht, daß sie Jugendfreunde waren, ist nicht haltbar, da Pötting bedeutend älter war.

[2]) Leopold an Pötting 25. Oktober 1664 (Privatbriefe I 78).

dort die Hochzeit. — Die Ehe war, soweit sie das Verhältnis der beiden Ehegatten betraf, so glücklich als möglich und wenn auch Einflüsse von außen hie und da einen Mißklang hineinbringen wollten, so ist dies nicht gelungen. Aber die Kaiserin war sehr schwächlich, oft krank und offenbar den häufigen Schwangerschaften nicht gewachsen. Nach sechsjähriger Ehe starb sie am 12. März 1673 und hinterließ ihrem Gatten nur ein ebenfalls schwächliches Töchterlein, Maria Antonia, welche ihrem Vetter, dem kleinen König von Spanien, Karl II., zur Frau bestimmt war.

Leopold war anfangs wie vernichtet, aber die Aufregungen und politischen Sorgen des Jahres halfen ihm verhältnismäßig schnell darüber hinweg, so daß er, allerdings nur aus politischen Rücksichten und auf das allgemeine Drängen hin, noch im Oktober 1673 zum zweitenmal heiratete, u. zw. Claudia Felicitas von Tirol. — Die Partien von Leopolds Briefen, welche über die erste Heirat handeln, gehören wohl zu den liebenswürdigsten des ganzen Briefwechsels und der Kaiser tritt uns da in seinen Sorgen, seiner Ungeduld bei den Verhandlungen vor der Heirat, in seiner Fürsorge für seinen „Schatz", in den Bemühungen, ihr den Aufenthalt in Österreich zu versüßen, menschlich so nahe, wie kaum sonst. Seine eigentliche Liebe gehörte der ersten Frau und man merkt dem Stil seiner Briefe deutlich an, mit wie ganz anderen Gefühlen er die zweite Heirat schloß [1]).

Neben der Heiratsangelegenheit waren es zu Beginn der sechziger Jahre noch drei Dinge, welche in den österreichisch-spanischen Beziehungen eine hervorragende Rolle spielten: der Türkenkrieg, der portugiesische Krieg und Ludwigs XIV. Ansprüche auf die spanischen Niederlande.

Der Türkenkrieg war aus den siebenbürgischen Verhältnissen herausgewachsen und 1663 doch unversehens losgebrochen. Österreich, das noch kurz vorher einige Regimenter nach Spanien für den portugiesischen Krieg abgeschickt hatte, vermochte nur mit äußerster Anstrengung das Feld zu halten. An verfügbaren Feldtruppen hatte man kaum 6000 Mann und Montecuccoli mußte sich begnügen, bei Preßburg eine Stellung einzunehmen, die den Türken zunächst das weitere Vordringen verwehrte. Diese verbissen sich in die Belagerung von Neuhäusl und ließen darüber den günstigen Moment zum Vormarsch auf Wien vorübergehen. Dort herrschte die größte Angst und Verwirrung; die kaiserliche Familie floh nach Linz und der Kaiser selbst war „ganz confundiert" [2]).

Da die augenblickliche Gefahr indessen glücklich vorüberging, so tat man alles, um den nächsten Feldzug anders zu ge-

---

[1]) Eine kurze Zusammenfassung der auf die Heirat bezüglichen Dinge siehe auch in der „Wiener Zeitung", Feuilleton vom 5. Juni 1904.

[2]) Privatbriefe I 22, vom 5. September 1663.

stalten; Leopold begab sich persönlich zum Regensburger Reichstag und erwirkte in der Tat eine recht ansehnliche Unterstützung von Reichswegen, zugleich wurde in Österreich kräftig gerüstet und bei Spanien auf Subsidien gedrungen. Sie wurden auch wirklich in der Höhe von 240.000 Scudos jährlich für die Dauer des Krieges bewilligt, wenn auch kaum ganz regelmäßig ausgezahlt, und bildeten immerhin eine nicht unbedeutende Hilfe.

So kam denn der Feldzug von 1664 zustande, in welchem de Souches an der Donau, Montecuccoli an der Raab Siege errangen und so die vereinigten Kräfte der Christen das Übergewicht behaupteten. Unmittelbar nach dem Sieg bei St. Gotthard schrieb Leopold an Pötting[1]), er hoffe, ihm „jetzo öfter solche Zeitungen zu schreiben". Aber unmittelbar an den Sieg knüpften sich Verhandlungen, die zu dem alle Welt überraschenden Frieden (von Eisenburg, 10. August) führten. Die Bedingungen entsprachen nicht der militärischen Lage, wenigstens dem Anschein nach, und Leopold empfand dies selbst, namentlich in Bezug auf Neuhäusl. Dennoch wird man den Gründen, die er und sein erster Minister, Fürst Portia, anführen, nicht jede Berechtigung absprechen können. Diese Gründe waren politischer und militärischer Art. Einmal waren die Verhältnisse bei der Armee sehr schlecht, dann verbreiteten, wie es heißt, die als Kontingent der Rheinbundstruppen unter Colignys Führung in Ungarn befindlichen Franzosen dorten „sehr schädliche Maximas", die österreichischen Erblande waren pekuniär zur Fortführung des Krieges kaum mehr imstande und endlich wünschte der Kaiser freie Hand zu haben, um für den Fall eines französischen Angriffs auf Spanien in den Kampf eingreifen zu können. Es liegt in der Natur der Sache, daß der letzte Beweggrund gegenüber Spanien besonders hervorgehoben wurde[2]). Aber die Gesamtstellung des Hauses Habsburg läßt es überhaupt sehr begreiflich erscheinen, daß man sich bemühte, „*quocumque modo*" den Krieg zu beendigen. Um die Haltung Leopolds zu verstehen, braucht man nur darauf hinzuweisen, daß während der ungarischen Kampagne der Kurfürst von Mainz, Johann Philipp, der Hauptförderer des Rheinbundes, mit französischen Truppen die Stadt Erfurt eroberte[3]).

An die Nachricht vom Abschluß des Vasvárer Friedens knüpfte Leopold den Wunsch: „Ach wie gern hörte ich auch ein Zeitung von Frieden mit Portugal; durch dieses würde unser Hausinteresse recht festgesetzt"[4]).

---

[1]) Ebenda I 64, vom 6. August 1664.

[2]) Für die obigen Motive vgl. Leopolds Briefe I 74, 78 f.; Portias Schreiben I 75 A 5; 83 A 2 und die dort zitierte Literatur.

[3]) Darauf dürfte sich der Ausdruck „*disegni* Frankreichs und unterschiedlicher Reichsstände" beziehen (I 83 A 2).

[4]) Leopold, 1. Oktober 1664 (I 74).

Und in der Tat war dies der Punkt, von dem alles andere abhing. Aber Spanien konnte sich dazu noch lange nicht entschließen und tat es erst, als es fast schon zu spät war.

Die letzten Jahrzehnte von Philipps IV. Regierung waren in jeder Beziehung eine Periode unverhüllten Niedergangs gewesen [1]). Während des Dreißigjährigen Krieges war Spanien noch als Großmacht aufgetreten, die sowohl durch ihre Subsidien, als durch ihre militärische Bedeutung entscheidenden Einfluß auf die Geschicke Europas zu nehmen vermochte. Aber seit den vierziger Jahren brach seine Kraft immer mehr zusammen, die Aufstände in Neapel, Katalonien und Portugal erschöpften im Verein mit dem Krieg gegen Frankreich, dann auch England seine militärischen und finanziellen Kräfte derart, daß es nach dem pyrenäischen Frieden (1659) kaum noch als vollwertige Großmacht gelten konnte. Das Schlimmste aber war, daß Spanien auch jetzt keinen vollständigen Frieden genoß, sondern sich nur der Wiedereroberung des seit 1640 abgefallenen Portugal zuwendete, ohne doch dieser Aufgabe irgendwie gewachsen zu sein, namentlich da Frankreich trotz der entgegenstehenden Bedingungen des pyrenäischen Friedens Portugal in jeder Weise unterstützte. Bei dem jämmerlichen Verfall der spanischen Wehrmacht, der es notwendig machte, deutsche und schweizerische Truppen heranzuziehen, um nur überhaupt eine feldtüchtige Armee zu schaffen, waren denn auch die Erfolge für die Spanier vernichtend. Don Juan, Philipps IV. natürlicher Sohn, erlitt 1663, sein Nachfolger Caracena 1665 eine entscheidende Niederlage, deren zweite den Krieg faktisch beendigte, da es für Spanien unmöglich war, eine neue Armee aufzubringen; ja es vermochte nicht einmal sein Gebiet vor portugiesischen Angriffen zu schützen.

Dennoch konnte sich der kastilische Stolz zum Frieden nicht entschließen. Philipp IV., dem die Niederlage Caracenas den Tod gebracht haben soll, gab zwar kurz vorher auf Pöttings und besonders Lisolas Drängen die Erlaubnis zur Anknüpfung von Verhandlungen, die auch nach seinem Tode weitergeführt wurden, aber man hoffte dabei, von spanischer Seite eine formelle Anerkennung des portugiesischen Königstitels vermeiden und einen langjährigen Waffenstillstand abschließen zu können. England, das damals einen Bund mit dem Hause Habsburg wünschte, übernahm die Vermittlung und sein Gesandter in Madrid, der Puritaner Fanshaw, ging nach Lissabon, um einen Vertrag in dem oben auseinander gesetzten Sinn zustande zu bringen. Er scheiterte vollkommen, da Portugal, auf Frankreich gestützt, erklärte, nur bei ausdrücklicher Anerkennung des Königstitels unterhandeln zu wollen. In dieser Frage aber wollte die Königin-Regentin Maria Anna und die spanische

[1]) Ausführlicher sind diese spanischen Dinge in der Einleitung zu Leopolds Briefen behandelt, an die sich die gegenwärtige Skizze vielfach anschließt.

Nation nicht nachgeben und darüber kam auch der außerordentliche englische Botschafter Earl of Sandwich nicht hinaus, bis ihm Spaniens Bedrängnis während des Devolutionskrieges zuhilfe kam. Jetzt endlich beugte man sich der Notwendigkeit und so brachte denn Sandwich den Friedensvertrag vom 13. Februar 1668 zustande, in dem Portugals Selbständigkeit rückhaltslos anerkannt wurde. Damit war denn diese Frage endlich aus der Welt geschafft, wodurch der spanische Staatsschatz nach mäßigen Berechnungen sechs bis acht Millionen Dukaten jährlich ersparte. Von Anfang an hatte Leopold durch Pötting zu diesem Frieden drängen lassen, von dem richtigen Standpunkte aus, daß Spanien nur dadurch in den Stand gesetzt werden würde, sowohl selbst sich gegen Frankreich zu rüsten, als auch Österreich die nach der damaligen Lage der Dinge zu größeren Rüstungen unentbehrlichen Subsidien zu gewähren.

Unzähligemale ist in Leopolds und Pöttings Briefen davon die Rede, freilich, ohne daß die Mahnungen der beiden besonderen Eindruck gemacht zu haben scheinen, obwohl Leopold öfter auf die von Frankreich unmittelbar drohende Gefahr aufmerksam gemacht hatte. So hat denn erst der Devolutionskrieg selbst die Wandlung in Spanien hervorgebracht.

Dieser Angriff Ludwigs XIV. auf die spanischen Niederlande war von langer Hand vorbereitet und ziemlich allgemein vorausgesehen; die Präliminarien hatten schon recht früh begonnen. Fast unmittelbar nach seiner Heirat mit Maria Theresia trat Ludwig XIV. mit Ansprüchen auf Belgien hervor. Zuerst hüllte er sie in die Forderung nach Ungiltigkeitserklärung der Renunziation seiner Gemahlin und verlangte dann, als Leopolds Heirat mit Maria Margarete beschlossen wurde, die Anerkennung von Maria Theresias Primogeniturrecht. Da diese Versuche mißlangen, trat er durch Vermittlung von Kurmainz 1664 an Leopold mit dem Vorschlag einer Eventualteilung Spaniens bei Philipps IV. und dessen Sohnes Tod heran, einstweilen allerdings noch ohne Erfolg[1]. Als dann Philipp IV. starb, ließ Ludwig XIV. durch seine Mutter (Anna von Österreich) die Forderung der Abtretung der Niederlande an Spanien richten, nachdem er schon zu Philipps Lebzeiten gezeigt hatte, daß er nicht gewillt sei, zuzulassen, daß Spanien diese gefährdete Besitzung in Verteidigungszustand setze. Es war ein klägliches Schauspiel gewesen. Castel Rodrigo hatte als Gouverneur der Niederlande mit Leopold einen Vertrag wegen Überlassung von 6000 Mann kaiserlicher Truppen als Besatzung für sein Gebiet abgeschlossen, aber auf Ludwigs Drohungen hin mußte die Sache rückgängig gemacht werden, so daß nur etwa 2500 Mann dort Aufnahme finden durften[2].

---

[1]) Vgl. Portias Schreiben I 62, A. 1, Pribram Lisola 328 ff.
[2]) Vgl. Leopold vom 4. März 1665 an (I 111 ff.).

Wenn nach Philipps Tod und der Ablehnung der oben erwähnten Forderung der Krieg nicht gleich losbrach, so dürfte neben verschiedenen politischen Ursachen, unter denen der englisch-niederländische Krieg die erste Rolle spielte, auch der Einfluß seiner Mutter maßgebend gewesen sein[1]). Anfang 1667 machte er nochmals, und zwar durch Vermittlung des kurkölnischen Ministers Wilhelm von Fürstenberg den Versuch, Leopold für eine Teilung Spaniens zu gewinnen und als auch dieser Versuch mißglückte, griff er zu den Waffen. Spanien stand trotz vielfältiger Warnungen, die von Castel Rodrigo und Leopold eingegangen waren, dem Angriffe wehrlos gegenüber und vermochte trotz einiger Anstrengungen nichts Erhebliches zu leisten, nur die Festungen in den Niederlanden verteidigten sich ziemlich tapfer.

Der Verlauf des Krieges bietet nichts Bemerkenswertes, nach Einnahme einer Reihe von Städten kehrte Ludwig nach Paris zurück und eroberte dann erst im Februar 1668 ohne irgend welche Schwierigkeiten die Franche Comté.

Desto wichtiger und vielseitiger waren die diplomatischen Verhandlungen, die sofort nach Eröffnung des Feldzuges begannen und ganz West- und Mitteleuropa umspannten. Die erste Rolle wäre naturgemäß dem Kaiser zugefallen, denn er hatte doppeltes Recht und doppelte Pflicht, sich der Niederlande anzunehmen, als deutscher Kaiser und als Haupt des Hauses Habsburg. Aber er fand nicht den Entschluß dazu und von seinem Standpunkt aus wird man es begreiflich finden. Er fühlte sich — und mit Recht — allein der französischen Macht nicht gewachsen und war zu einem Kampf nur bereit unter der Bedingung ausgiebiger Subsidien und Allianzen. Die ersteren waren ihm von Spanien nicht gezahlt worden und die letzteren wollten sich auch trotz mannigfacher Bemühungen nicht einstellen. Mit England waren seit Anfang 1666 Verhandlungen in Gang gewesen und Lord Carlingford hatte fast das ganze Jahr in Wien zugebracht, aber weder hier noch in Madrid, wo Fanshaw und dann Sandwich eine parallele Aktion vollführten, war man zu einem Ergebnis gekommen[2]). Auch Lisola, der seit Ende 1666 in London weilte, konnte nichts ausrichten und ebenso wenig als eine Allianz mit England wollte eine solche mit Schweden, wo Basserode die österreichischen Interessen vertrat, zustande kommen, ja sogar in Deutschland waren alle Bemühungen vergebens.

---

[1]) Vgl. Leopold, 7. Februar 1666 (I 202): Eben heut bei der Post schreibt der Marques de la Fuente, daß die regina madre den 20. jüngsthin gestorben sei; requiescat in pace. Vor unser Haus wär wohl besser gewesen, wann sie annoch ein etliche Jahrl gelebt hätte.... Jetzt wird der König in Frankreich handeln können, wie er wird wollen.

[2]) Vgl. das Register zu den Privatbriefen Leopolds unter Leopold (II, S. 445), Maria Anna (II, S. 455 ff.) und den Namen der Unterhändler.

Überall zeigte sich, daß die günstig Gesinnten allenfalls zu einem Vorgehen bereit waren, wenn der Kaiser voranging und Subsidien zusicherte. Aber wie sollte er das letztere, da er selbst ihrer so dringend bedürftig war. Aus Geldmangel hatte er ja nach dem Türkenkrieg eine so starke Reduktion seiner Armee vorgenommen, daß er Mitte 1667 nicht über 8000—10.000 Mann ins Feld stellen konnte[1]) und daher das Verlangen der Spanier, sofort mit 15.000 Mann eine Diversion im Elsaß zu unternehmen, ohneweiters ablehnen mußte. Unter diesen Verhältnissen fand der französische Gesandte in Wien, Gremonville, zu Ende 1667 williges Gehör, als er abermals mit einem Teilungsprojekt für den Fall des Todes Karls II. an den Kaiser herantrat. Durch Auerspergs Vermittlung vermochte er den Vertrag vom 19. Januar 1668 durchzusetzen, der allerdings keine prinzipielle Änderung der kaiserlichen Politik bedeutete — er ist nur als eine Verlegenheitsauskunft zu betrachten — aber doch der österreichischen Regierung für die nächste Zeit die Hände band[2]).

Unterdessen hatte aber Ludwigs XIV. Vorgehen zum Frieden von Breda zwischen England und Holland und bald zu einer engeren Annäherung der beiden Mächte geführt, der dann fast unvermittelt der Abschluß der sogenannten Tripelallianz (23. Jan. 1668) folgte. Dieses Bündnis war zwar von Anfang an nicht allzu kräftig und zeigte Frankreich gegenüber kein gerade imponierendes Benehmen, dennoch wich Ludwig XIV. ein wenig zurück und so kam es denn zum Frieden von Aachen (2. Mai 1668), der Spanien eine Reihe von flandrischen Städten kostete, trotzdem aber verhältnismäßig noch günstig ausfiel.

So war denn eine gefährliche Krise überstanden und wenn man die österreichische und spanische Politik der folgenden Jahre überblickt, so wird man doch sagen müssen, daß sie aus den Ereignissen des Jahres 1667/8 gewisse Lehren gezogen hat. Freilich mit der glänzenden Politik Frankreichs darf man sie billigerweise nicht unmittelbar vergleichen. Der Unterschied ist aber nicht oder doch nicht hauptsächlich in einer geringeren Geschicklichkeit der österreichischen Diplomatie zu suchen, sondern in der unvergleichlich besseren Position der französischen. Diese hatte die überlegene Militär- und Finanzmacht eines stramm geeinten, absolutistisch regierten Staates hinter sich, während jene eine in beiden Beziehungen bei weitem inferiore Macht zu vertreten hatte, die häufig ihren Vertretern nicht einmal das Gehalt zu zahlen vermochte.

---

[1]) Leopold, 7. Juli 1667 (I 309). Vgl. seinen Brief vom 25. Mai 1667 (I 302).

[2]) Neben den französischen Werken Mignets und Legrelles, sowie Lefèbre-Pontalis' Jean de Witt vgl. besonders Pribram, Lisola, 16. Kap. S. 366—412, dazu auch S. 413 f.

Man muß diese Verhältnisse immer berücksichtigen, wenn man zu einem gerechten Urteil über die Leistungen der österreichischen, zum Teil auch der spanischen Diplomatie jener Tage kommen will [1]).

Der Devolutionskrieg hatte mit seinen Lehren auch bei mehreren deutschen Reichsfürsten Eindruck gemacht, vor allem bei dem Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn. Früher ein Anhänger Frankreichs und Haupt des Rheinbundes, wandte er sich jetzt unter dem erschreckenden Eindruck der so unzweifelhaft hervortretenden französischen Übermacht von Frankreich ab und begann im Bund mit Kurtrier und dem ohnehin österreichisch gesinnten Herzog von Lothringen Verhandlungen zum Zweck der Annäherung an den Kaiser und die Tripelallianz.

Das sind die Präliminarien jener Wandlung, welche sich langsam aber sicher in Deutschland vollziehen mußte. Das Märchen von der drohenden kaiserlich-spanischen Übermacht, die in Wirklichkeit der Vergangenheit angehörte, mußte allmählich als solches erkannt werden. Wer sehen wollte, mußte nach und nach einsehen, daß eine Bedrohung der schwachen politischen Existenzen jetzt nur mehr von Frankreich zu fürchten war. Freilich dauerte es noch lange, bis diese Erkenntnis allgemein wurde und bis die Einzelnen den Mut oder die Möglichkeit fanden, gegen den gemeinsamen Feind aufzutreten, freilich wirkten mancherlei mächtige Einflüsse dieser Entwicklung entgegen, mächtig genug, um sie zu verzögern, aber aufzuhalten war sie auf die Dauer doch kaum. Und in dieser Richtung zu wirken, die Elemente, die sich schon gegen Ludwig XIV. auflehnten, zu sammeln, die von ihm drohende Gefahr überall recht eindringlich vorzustellen, Bundesgenossen zu werben zu gemeinsamer Abwehr, das war die Aufgabe der österreichischen Politik der folgenden Jahre, die allerdings nur von Lisola vollkommen klar und mit dem gehörigen Nachdruck verfolgt wurde, aber doch auch, wenn auch nur tastend und mit äußerster Vorsicht von Leopold selbst festgehalten worden ist. Die Früchte reiften allerdings erst später.

Auch in Spanien bedeutet der Devolutionskrieg eine Wendung. Die französische Partei, welche dort eine Zeitlang die erste Rolle spielte, wird durch den Krieg etwas zurückgedrängt. Der Nationalstolz, die an der Größe früherer Zeiten hangende Tradition gestattete eine freiwillige Abtretung der Niederlande nicht und so war ein gewisser Gegensatz gegen Frankreich unvermeidlich und er trat allmählich immer mehr hervor. Doch bevor sich diese Entwicklung stärker bemerkbar machen konnte, traten innere Verwicklungen ein, die beinahe zu einem gänzlichen Umsturz geführt hätten.

[1]) Für die spanische Politik tritt neuestens auch G. F. Preuß (Wilhelm III. von England und das Haus Wittelsbach, Vorrede S. VIII) in die Schranken, der auch Österreich gegenüber im allgemeinen eine wohltuende Objektivität des Urteils beweist.

Zuerst hatte es geschienen, als ob der Regierungswechsel bei Philipps IV. Tod nicht allzu viel bedeutete, denn er selbst hatte ja in der letzten Zeit keinen wesentlichen Einfluß auf den Gang der Regierung mehr genommen [1]). Dann aber zeigte sich doch bald mancherlei, was den Wechsel, der da eingetreten war, kennzeichnete. Das Testament des Königs räumte der Königin-Regentin große Bewegungsfreiheit ein, so daß der Regentschaftsrat, der ihr zur Seite gesetzt wurde, eigentlich nur als beratende Behörde gelten konnte. Aber Maria Anna war zwar persönlich sehr eifrig in den Regierungsgeschäften, doch, wie es scheint, ihrer schwierigen Stellung nicht ganz gewachsen und überdies vertraute sie blindlings ihrem Beichtvater, dem deutschen Jesuiten Pater Eberhard Neidhardt. Dieser war, so viel man sieht, ein im ganzen wohlgesinnter Mann, der den redlichen Willen besaß, die Regierung zum gemeinsamen Wohl seiner Herrin und des Landes zu leiten, aber, wie Leopold einmal über ihn urteilte, „zum Tanz gehört mehr als ein Paar Schuhe". Neidhardt fehlte die politische Begabung durchaus, wie das übereinstimmende Urteil seiner Zeitgenossen es beweist [2]), auch verstand er es durchaus nicht, die spanischen Großen zu behandeln, während er als Jesuit und Ausländer ohnehin schon in Spanien zwiefach mißliebig war [3]).

So war er bald allgemein verhaßt und fast unmittelbar seit Beginn seiner Tätigkeit treten auch die Prophezeiungen seines baldigen Sturzes auf. — Als das Haupt der mit der „Pfaffenregierung" Unzufriedenen erscheint bald der schon erwähnte Don Juan de Austria (der Jüngere, wie man ihn, zum Unterschied von seinem berühmteren Vorgänger, nennen kann), Philipps IV. natürlicher Sohn von der Schauspielerin Maria Calderona. Trotz der militärischen Mißerfolge in Flandern und Portugal und trotz seiner zeitweise ziemlich unverhohlen zur Schau getragenen Mißachtung der spanischen Soldateneigenschaften wurde er mit einer selten zu findenden Einmütigkeit von Kastilien, Aragon und Katalonien als Vertreter des Spaniertums im Gegensatz zu der „Fremdenregierung" betrachtet [4]) und wußte dies zugleich für sich selbst auszunützen. Nach dem unglücklichen Feldzug gegen Portugal von 1663 war er in

[1]) Über die Unbotmäßigkeit der Minister vgl. die Zusammenstellung im Register zu Leopolds Privatbriefen unter „Minister", über die gegen Philipp gerichteten Pasquille unter „Flugschriften". (II 460, bezw. 418.)

[2]) Vgl. Mignet, Négoc. rél. à la success. d'Esp. I 399, Urteil des französischen Gesandten Embrun, — Pribram, Lisola 281 das Lisolas. — Die verschiedenen Epitheta, mit denen ihn Pötting bedenkt (hochmütig, unerfahren, unaufrichtig, verhaßt usw.), sind in dem Register zu Leopolds Privatbriefen sub voce Neidhardt I. zusammengestellt (II 464), ebendort (II 465) Leopolds Urteile.

[3]) Leopold, 28. Okt. 1666 (I 258). Für die Mißliebigkeit der Jesuiten im allgemeinen vgl. das Register unter „Jesuiten" (II 426).

[4]) Lisolas Bericht, Privatbriefe I 172, Anm. 10.

Ungnade gefallen und, wahrscheinlich auf das Betreiben Maria Annas, die mit Recht in ihm eine Gefahr für ihren Sohn, event. für die Nachfolge Leopolds sah, auch als Philipp IV. im Sterben lag, bei diesem nicht vorgelassen worden. Grollend lebte er in erzwungener Zurückgezogenheit, aus der er vergeblich einen Ausweg suchte. Aber das Volk betrachtete ihn als den eigentlichen Anwärter auf den spanischen Thron im Falle, daß der schwächliche, ewig kränkelnde Karl II. gestorben wäre und gab dieser Ansicht durch eine damals vielfach verbreitete Legende Ausdruck, wonach Don Juan ein rechtmäßiger Sohn des verstorbenen Königs sein sollte. Wagten doch sogar einige spanische Würdenträger am kaiserlichen Hof, ganz direkt ihre Sympathien für ihn zu betonen. — Endlich gab ihm der Devolutionskrieg Gelegenheit wieder hervorzutreten. Er wurde in den Staatsrat berufen und sollte dann die Statthalterschaft der spanischen Niederlande erhalten.

Aber er hatte von vornherein keine Lust, sich dergestalt aus Spanien entfernen zu lassen, zu einer Zeit, da die steigende Erbitterung gegen Neidhardt ihm selbst die günstigsten Aussichten eröffnete, eine große Rolle zu spielen. Der nächste Anlaß, der zum Ausbruch des offenen Kampfes führte, ist nicht ganz klar. Ein Aragonier Namens Malladas, ein Anhänger Don Juans, wurde plötzlich hingerichtet, worauf dieser letztere erklärte, nicht abreisen zu können. Die Königin-Regentin behandelte ihn darauf recht ungnädig und als das Verhältnis sich weiter verschärfte, beschloß sie oder Neidhardt, sich Don Juans zu bemächtigen. Dieser entfloh jedoch, rechtzeitig gewarnt, nach Katalonien, wo er freudig aufgenommen wurde, und hinterließ nur einen Brief voll der schwersten Anschuldigungen gegen Neidhardt.

Er weigerte sich eine Zeitlang, der Königin, die ihm die Rückkehr nach Kastilien anbefahl, zu gehorchen, indem er vorschützte, so lange als Neidhardt in Spanien weile, seines Lebens nicht sicher zu sein. Als er nach einiger Zeit sich doch entschloß, nach Kastilien zurückzukehren, da geschah es nur unter dem Schutz einer kleinen Reitertruppe und mit dem ausgesprochenen Vorhaben, Spanien von dem „reißenden Tier" Neidhardt zu befreien. Überall unterwegs wurde er mit Jubel und königlichen Ehrenbezeugungen aufgenommen, während die Königin und Neidhardt bei ihren Gegenanstalten überall dem geheimen und offenen Widerstande der kastilianischen Großen und der Behörden begegneten. Fast sämtliche bedeutenderen Minister, Peñaranda, Medina, Kardinal Montalto, der Kardinal von Aragon und wie sie alle hießen, standen auf Don Juans Seite oder wenigstens gegen Neidhardt. Außer dem Marquis Aitona und dem Almirante von Kastilien scheint damals kaum irgend einer unter ihnen für Neidhardt eingetreten zu sein. — So mußte die Königin froh sein, daß der Papst ihr durch seinen Nuntius seine Mediation antragen ließ, nur daß freilich auch der Nuntius Neidhardt unfreundlich gesinnt war. Die

Folge der geschilderten Verhältnisse war denn auch, daß Maria Anna kapitulieren und Neidhardt in der Frühe des 25. Februar 1669 Knall und Fall entlassen mußte[1]).

Es dürfte nun keinem Zweifel unterliegen, daß Don Juan trotz seiner gegenteiligen Versicherungen den heißen Wunsch hegte, als Premierminister (spanisch Primado, Valido = Günstling) an Neidhardts Stelle zu treten, aber hierin sah er sich getäuscht. Die Königin erlaubte ihm nicht einmal, nach Madrid zu kommen und viele der Großen, welche ihn unterstützt hatten, um Neidhardt los zu werden, waren nicht gewillt, sich ihn jetzt über den Kopf wachsen zu lassen. Er mußte sich daher nach längeren Verhandlungen mit dem Generalvikariate der Länder der aragonischen Krone begnügen und begab sich nach Zaragoza, freilich ohne auch jetzt noch die Königin zur Ruhe kommen zu lassen. Seine Verbindungen mit der Regierungsjunta und den Großen Kastiliens dauerten fort und seit Anfang 1670 begann er wieder mit Klagen über angeblich gegen ihn versuchte Attentate, wobei er den oben erwähnten Aitona als Haupturheber beschuldigte. Die ganze Geschichte löste sich dann freilich in Dunst auf und danach hat Don Juan einige Zeit hindurch leidlich Ruhe gehalten, ohne der Madrider Zentralregierung größere Verlegenheiten zu bereiten.

Leopolds Briefe geben nun einen ziemlich reichen Kommentar zu all diesen Vorgängen. Schon von 1663 an kommt der Kaiser und sein Gesandter auf Don Juan, seine „gefährlichen Dissegni“, Vanitäten, Machinationen und „hohe Gedanken“ oft zu sprechen[2]). Das Benehmen ihm gegenüber wird stets sehr sorgfältig erwogen, wobei allerdings eine gewisse unfreundliche Voreingenommenheit auf Seite Leopolds nicht zu verkennen ist. Namentlich ist es ihm sehr unangenehm, einen „solchen Junker“ als Verwandten anerkennen zu müssen, während in Spanien die uneheliche Geburt in diesen hohen Ständen kaum als ein Makel angesehen wurde. Stets wird die Notwendigkeit betont, Don Juan zu überwachen, ihm zuvorzukommen usw. Als die Rede davon war, daß er als Gouverneur nach den spanischen Niederlanden reisen sollte und dafür den Weg über Deutschland in Betracht zog, da befahl Leopold Pötting, alles zu tun, um dies zu verhindern, da er einem Zusammentreffen mit jenem aus dem Weg gehen wollte. Ebensowenig hatte er früher

---

[1]) Er hatte dann eine schwere Zeit durchzumachen, bis er 1672 die Kardinalswürde erhielt. Die Andeutungen, die häufig gemacht worden sind, als ob er in unerlaubten Beziehungen zu Maria Anna gestanden hätte, scheinen hauptsächlich auf die mißgünstigen Untersuchungen zurückzugehen, die Don Juan, nachdem er sich 1678 der Herrschaft bemächtigt hatte, über ihr Privatleben anstellen ließ. Vgl. Villars, Mémoires de la cour d'Esp., ed. Stirling, London 1861, p. 21 sq. Il fit des recherches indignes sur sa vie qui allaient à la deshonorer.

[2]) Vgl. das Register zu den „Privatbriefen“ unter Don Juan (II 427 f.), Leopold (II 444), Pötting (II 476).

etwas davon wissen wollen, Don Juan die von diesem gewünschte Verwaltung von Tirol zu übergeben, was doch gerade vom Gesichtspunkt seiner Gefährlichkeit in Spanien politisch nur zu empfehlen gewesen wäre.

Als der oben geschilderte Konflikt ausbrach, verhielt sich Leopold seiner ganzen Art und Weise entsprechend vorsichtig zuwartend; erst als die Gefahr aufs äußerste gestiegen war, entschloß er sich, der Königin den direkten Rat zu Neidhardts Entlassung zu erteilen. — Was das Verhältnis zu diesem anbelangt, so hat Leopold ihn, wie es scheint, durchaus richtig beurteilt und eingeschätzt. Er hielt in den ersten Jahren insoferne viel auf Neidhardt, als dieser der einzige Deutsche am Hofe und als Beichtvater der intimste Vertraute der Königin war. Es gab sich dabei von selbst, daß er gewissermaßen der Vermittler zwischen Österreich und Spanien werden mußte, und das war es auch, was Leopold von ihm wünschte. Dagegen mißbilligte er es, daß Maria Anna Neidhardt zum Großinquisitor machte und befahl auf die Nachricht von dieser Absicht Pötting, dagegen zu arbeiten, und da dies nichts nützte, riet er Neidhardt stets „*apparentias negotiorum*“ zu fliehen, sich nicht allzuviel einzumischen und dgl., freilich auch dies ohne Erfolg. Zeitweise kam es sogar zu Verstimmungen und in dem Kampf gegen Don Juan dachte Leopold keinen Augenblick daran, sich für Neidhardt zu exponieren. Gerne hätte er eine Mediation versucht, aber sie selbst anzutragen, hielt er für unangezeigt und dürfte darin vollkommen im Recht gewesen sein. Er gab der Königin immer nur den Rat, den Adel zu gewinnen und sich von den consejos (Regierungsbehörden) nicht zu trennen. Erst im letzten Augenblick riet er ihr, wie oben erwähnt, Neidhardt fallen zu lassen. Aber wie er ihn früher nicht überschätzt hatte, so hat diese politische Notwendigkeit nichts an seiner persönlichen Wertschätzung für den Mann geändert, wie mehrfache Äußerungen in seinen Briefen zeigen [1]).

Nach Neidhardts Entfernung mußte sich Maria Anna sozusagen von neuem in der Regierung einrichten und das scheint ihr nicht einmal so schlecht gelungen zu sein. Sie versuchte so viele als möglich von der Gegenpartei zu sich herüberzuziehen, schmeichelte eine Zeitlang namentlich dem Kardinal von Aragon, gestattete Peñaranda einen großen Einfluß auf die Regierung und

[1]) Vgl. für das Verhältnis Leopolds zu Neidhardt das Register unter Neidhardt (II 465). — 27. Febr. 1669 (II 13) schreibt er: „Ich sorge wohl auch, daß Neidhardt hart wird können von der Königin mainteniert werden. Aber wer kann ihr übel aufnehmen, daß sie so ungern in diesen sauern Apfel beißen tuet.“ — 27. März (II 19): . . „habe ich . . sowohl der Königin als Neidhardt ziemlich klar meine Meinung eröffnet, nämlich daß ich meine, es seie *tempori cedendum*, daß sie mich wohl verstehn können, wann sie nur wollen; dann daß ich klar in dieser Sache et *quasi despotice* verfahr, wird keiner von mir erfordern können, indeme ich endlich mit der Königin nit schaffen kann.“

ging so viel als tunlich mit der Regierungsjunta zusammen. Nur einen von den Männern, die gegen Neidhardt aufgetreten waren, den Kardinalherzog von Montalto, hielt sie trotz aller seiner Versuche, sich wieder eine Position zu verschaffen, bis an seinen Tod (1672) von sich ferne.

Bei der eben besprochenen Richtung ihrer Politik war es nicht zu vermeiden, daß eine Reihe von Leuten aus der österreichfeindlichen Partei obenauf kam, was Pötting in seinen Berichten oft rügte, und diese Partei war zunächst durch Leopolds ängstliche Zurückhaltung während des Devolutionskriegs nur noch verstärkt worden; dennoch begann sich das Verhältnis zu Österreich allmählich zu bessern. Der seit Ende 1668 aus den Niederlanden zurückgekehrte Castel Rodrigo setzte seinen Einfluß hiefür ein und erhielt seit 1670 Sukkurs durch den von Sizilien abberufenen Albuquerque, während an Stelle von des letzteren Bruder, des unverträglichen und Leopold höchst unangenehmen Castellar, der diplomatisch feine, biegsame Balbaces die Botschafterstelle in Wien erhielt, wo er, seit Oktober 1670 tätig, in kurzer Zeit im höchsten Grade beliebt und einflußreich war.

Dann aber zeigte es sich immer deutlicher, daß Spanien eben doch nur mit Unterstützung Österreichs imstande sein werde, seine auswärtigen Besitzungen, vor allem die Niederlande, zu behaupten. Seit Mitte 1668 sind Verhandlungen im Gang gewesen, welche ihren Austausch gegen Roussillon und eine entsprechende Geldentschädigung bezweckten, auch Leopold wurde von französischer Seite um Unterstützung hierin angegangen, die Verhandlungen in Spanien seit Mitte 1669 wieder aufgenommen; im Frühjahr 1670 zeigte sich Ludwig XIV. zu sehr bedeutenden Opfern bereit, aber als er die Sache ernstlich in Angriff nehmen wollte, zeigten sich die Spanier Anfang 1671 so wenig entgegenkommend, daß er das ganze Projekt aufgab.

Es dürfte aber nicht zu viel behauptet sein, wenn man annimmt, daß zum mindesten die verantwortliche Madrider Regierung — etwa mit Ausnahme Peñarandas — wohl kaum jemals die freiwillige Aufgabe der Niederlande ernstlich in Betracht gezogen hat und ein ziemlich zwingender Beweis hiefür dürfte in dem Verhalten der Spanier gegenüber der Tripelallianz zu finden sein, denn alle ihre Bemühungen, diesen Bund zu stärken und zu vergrößern, hatten eben nur den einen Zweck, die Niederlande zu sichern.

Im ersten Augenblick war man weder in Österreich, noch in Spanien dieser nordischen Allianz allzu freundlich gesinnt gewesen. Der Zufall, daß es drei protestantische Mächte waren, die sich da zusammenfanden, gab sogar eine Zeitlang Ursache zu Besorgnissen vor einer gegen den Katholizismus gerichteten protestantischen Gesamtallianz[1]). Bald jedoch änderten sich diese Ansichten und

[1]) Privatbriefe I 363, A. 1.

man erkannte in Spanien rasch, daß diese Allianz ein tüchtiges Bollwerk gegen die französische Übermacht würde bilden können. Die Folge war, daß man von Spanien aus den Kaiser fortwährend dazu drängte, selbst der Allianz und der Garantie des Aachener Friedens beizutreten. Vor allem aber handelte es sich darum, die Allianz selbst zu festigen, und damit hatte es seine Schwierigkeiten. Karl II. von England meinte es ja mit der ganzen Sache überhaupt nicht sehr ernst und Schweden, das damals vor allem „überall Geld fischte", stellte für seinen endgiltigen Beitritt hohe Geldforderungen, die natürlich von Spanien befriedigt werden sollten. Da dieses aber an chronischer Finanznot litt und auch sonst Hindernisse genug auftauchten, so währte es bis zum Frühjahr 1670, bis alles geordnet, der Bund zwischen Spanien und der Allianz äußerlich fertig gestellt war. Nur daß damals die französische Diplomatie schon im Begriffe war, diese ganze, mit so großer Mühe geschaffene Kombination zu sprengen. Mitte 1670 drängte sie Karl II. von England zu dem Vertrag von Dover (1. Juni 1670), in dem er sich insgeheim mit Frankreich gegen seine eigenen Verbündeten, die Holländer, alliierte, während sie gleichzeitig auch in Schweden und an den deutschen Höfen eifrig an der Arbeit war, die Generalstaaten zu isolieren. Schon damals war man sich in Europa klar, daß der nächste französische Angriff gegen diese gerichtet sein werde, und man erwartete ihn sogar schon für 1671. Einstweilen blieb er zwar aus, dafür aber wurde seit Beginn 1671 der bis dahin nur geahnte Abfall Englands aller Welt offenbar, so daß die Tripelallianz ihren Sinn und Wert verlor.

Bis dahin hatte Leopold gegenüber den Spaniern, die ihn fortwährend zum Eintritt gedrängt hatten, einen schweren Stand gehabt. Er wünschte seinerseits alles zu vermeiden, was ihn ohne zwingende Notwendigkeit in Gegensatz zu Frankreich bringen konnte und hatte daher 1668 seine Ratifikation versagt, als sich der nach Spanien gesandte Marchese Grana dort noch vor dem Abschluß des Aachener Friedens zu dem Versprechen verleiten ließ, der Kaiser werde, wenn Frankreich die Friedensbedingungen der Tripelallianz nicht annehme, zu den Waffen greifen. Und ebenso wollte er der Allianz nur dann beitreten, wenn sich eine Form finden ließ, die Frankreich nicht beleidigte. Behutsam und zögernd begann er aber doch, da Spanien von Lisola sekundiert nicht nachließ, Verhandlungen mit der Allianz und den ebenfalls zum Beitritt geneigten Reichsfürsten[1]), was zugleich dem Wunsch des holländischen Ratspensionärs de Witt entsprach. Nach langen Präliminarien und zahlreichen Ausflüchten — zeitweise wurde nur

[1]) Vgl. weiter oben; für die Entwicklung dieser Verhandlungen von 1668 an vgl. meinen Aufsatz über Johann Philipp von Mainz, Mitt. des Instit. XVI, S. 582—632; zusammenfassend Mentz, Johann Philipp, I 146 ff.

zum Schein verhandelt, um die Stimmung in Spanien günstiger zu gestalten[1]) — erklärte sich Leopold Mitte Juni 1670 zu ernstlichen Verhandlungen bereit und die plötzliche Besetzung Lothringens im tiefsten Frieden, August 1670, durch Frankreich brachte da keine Stockung hervor. Im September 1670 wurde in Wien ein Projekt beraten und beschlossen, das nahe zum Ziel führte, aber das Benehmen Englands vereitelte dann alles, so daß Spanien selbst Leopold anriet, seine Bemühungen auf Separatbündnisse mit den Generalstaaten und deutschen Fürsten zu richten. So warf sich die kaiserliche Politik 1671 auf die Bündnisfrage in Deutschland, welche hauptsächlich von dem schon genannten Grana geleitet wurde. Sein offizieller Auftrag ging allerdings nur dahin, in dem zwischen Kur- und Stadt Köln entstandenen Streit, in den sich die Generalstaaten eingemischt hatten, den Kaiser zu vertreten, daneben aber hatte er auch das Bündnis mit Kurmainz und -Trier zu verhandeln, welchem später unbegreiflicherweise auch der doch notorisch unter französischem Einfluß stehende Kurfürst von Köln, der Fürstbischof von Münster, der von Paderborn und mehrere andere Stände beigesellt werden sollten. Auch Kursachsen, das Haus Braunschweig und Kurbrandenburg sowie Brandenburg-Kulmbach gedachte man zu gewinnen. Aber wenn sich die Verhandlungen anfangs recht günstig anließen, so änderte sich das gegen Ende des Jahres und um die Jahreswende waren alle auf diese Konstellation gebauten Hoffnungen vernichtet, Johann Philipp, der projektenreiche Hauptförderer der Idee, unter dem Eindruck der riesigen französischen Rüstungen zusammengeknickt, der Kaiser wieder isoliert. So kam es, daß er sich durch den französischen Gesandten Gremonville den Vertrag vom 1. November 1671 abpressen ließ, durch den er die Generalstaaten unter der Bedingung, daß das Deutsche Reich aus dem Spiele bleibe, dem Franzosenkönig preisgab. Es war damit nichts verloren, denn eben jene Bedingung konnte von Ludwig XIV. unmöglich eingehalten werden, so daß Leopold offenbar, wenn es ihm beliebte, immer einen Grund zum Eingreifen finden konnte, aber der Vertrag war doch ein unzweifelhaftes Zeichen der Schwäche und so hat ihn auch Leopold selbst angesehen[2]).

In einer Beziehung allerdings hatte er unmittelbare Folgen, indem er die bis dahin durch Lisola fortgeführten Verhandlungen über ein österreichisch-staatisches Bündnis zur Garantie des Aachener Friedens sofort zum Stocken brachte, sonst aber wurde sowie 1668 an der kaiserlichen Politik nichts geändert. Man schloß den Vertrag, um für einige Zeit vor einem Angriff gesichert zu sein,

[1]) So Mitte 1669. Vgl. Pribram, Lisola 480—484.

[2]) Am 9. Februar 1673 sagt er über diesen Vertrag, „daß was damals in üblem Stand der Kaiser hat machen müssen" usw. Privatbriefe II 297.

fuhr aber im übrigen fort, genau wie früher sich um Bundesgenossen und Subsidien umzusehen. Ohne diese, das wurde schon mehrfach betont, glaubte Leopold absolut den Kampf gegen Frankreich nicht aufnehmen zu können und so wurde einstweilen auch aus dem Bunde mit Spanien nichts, da dieses lange zu keinen entscheidenden Zusicherungen zu bringen war.

Den schließlichen Umschwung brachte das Zusammentreffen von drei Dingen: es war der enge Bund Spaniens mit den Generalstaaten, deren unvermutet schneller Zusammenbruch und das energische, impulsive Auftreten Kurbrandenburgs.

In Madrid hatte sich die Ansicht durchgesetzt, daß zur Behauptung der spanischen Niederlande die Erhaltung der Generalstaaten in ihrer Großmachtstellung nötig sei. Würden diese in Abhängigkeit von Frankreich geraten, so argumentierte man, so könne Spanien unmöglich seinen Besitzungen den nötigen Schutz angedeihen lassen. Auch hat zeitweise die Furcht, Holland könnte sich mit Frankreich zur Teilung Flanderns vereinigen, eine große Rolle gespielt, obwohl Ludwig XIV. im Frühjahr 1671 feierlich versicherte, einem solchen Vorschlage kein Gehör schenken zu wollen. So schloß denn Spanien im März 1671 mit dem holländischen Spezialgesandten Beverning einen Defensivvertrag, der trotz der französischen Drohungen im Dezember im Haag endgiltig gezeichnet und im Februar 1672 ratifiziert wurde[1]). Für Spanien, das sich dergestalt an Holland gebunden hatte, war es eine unumgängliche Notwendigkeit, auch den Kaiser zum Eintreten für diese Sache zu gewinnen. Zu diesem Zwecke sandte Maria Anna Mitte 1671 den Markgrafen Hermann von Baden an Leopold, während zugleich Balbaces seine Bemühungen um ein kaiserlich-spanisches Bündnis fortsetzte und Lisola vom Haag aus unausgesetzt zum Bund mit den Niederlanden drängte. Lange scheiterten jedoch diese Verhandlungen — abgesehen von den letzteren, die ja durch den österreichisch-französischen Geheimvertrag für einige Zeit direkt unterbunden waren — an einem gewissen gegenseitigen Mißtrauen. Spanien wollte keine entscheidenden Versprechungen, namentlich über die Subsidien geben, bevor es von Leopolds ernstlichem Willen zu gemeinsamem Vorgehen gegen Frankreich überzeugt war, und Leopold konnte sich ebensowenig zu entscheidenden Abmachungen entschließen, solange er der spanischen Subsidien nicht vollständig sicher war.

Dann kam aber der Ausbruch des Krieges, die ganz überraschende Unfähigkeit der Holländer zu einem genügenden militärischen Widerstand, französische Gewalttaten auf deutschem Boden

---

[1]) Wie der Umschwung der Meinung in Spanien vor sich ging, ist im einzelnen nicht aufgeklärt. Vgl. die Andeutungen weiter oben; sicher ist jedoch, daß 1672 die öffentliche Meinung ganz überwiegend antifranzösisch war.

und die Sendung des Fürsten von Anhalt durch den großen Kurfürsten nach Wien.

Anhalt fand den Wiener Hof in einer günstigen Stimmung; denn was er brachte, war ja gerade das, worauf man dort stets gewartet hatte: Der mächtigste deutsche Reichsfürst, der lange abseits gestanden und noch um die Jahreswende 1671/2 den Beitritt zu dem damals vom Kaiser mit Kurmainz usw. verhandelten Bündnis abgelehnt hatte, bot nun selbst einen Bund an und man konnte immerhin hoffen, daß sein Beispiel bald Nachahmung finden werde.

So erfolgte unter der Voraussetzung, daß jetzt auch die spanischen Subsidien flüssig gemacht werden würden[1]), der Abschluß des Bündnisses vom 12. Juni 1672 und die Erweiterung im Juli bei der zweiten Anwesenheit Anhalts in Wien. Am 1. September erst sollte die Vereinigung der kaiserlichen und der brandenburgischen Truppen erfolgen, da Leopold Zeit behalten wollte, die jetzt sicher erwarteten Subsidien zu erhalten und zu verwenden. Jetzt wurde auch den Holländern gegenüber die Bereitwilligkeit betont, die Bundesverhandlungen aufzunehmen, und diese Entschließungen des Kaisers haben denn auch in zweifacher Hinsicht sofort ihre Wirkung geäußert. Die Holländer wurden in dem Entschluß, den Krieg fortzuführen, bestärkt und zugleich bedeutend entlastet, da Ludwig XIV. auf die Nachricht von den Ereignissen in Deutschland Turenne mit einem Teil der Armee an den Rhein sandte. Das Verdienst, Leopold in diesem entscheidenden Augenblick durch das angebotene Bündnis zum Handeln bewogen zu haben, muß dabei freilich dem Kurfürsten von Brandenburg zugesprochen werden. — Und nun, da die Dinge einmal in Gang gebracht waren[2]), entwickelteten sie sich unaufhaltsam, wenn auch langsam weiter. Die spanischen Subsidien begannen, wenn auch unzuverlässig und stockend, nach Wien zu fließen, und die Verhandlungen Lisolas mit Holland führten zu dem ersten österreichisch-staatischen Bund vom 13. Dezember

---

[1]) Am 1. Juni schreibt Leopold (II 235): „So ist auch *a parte electoris Brandenburgici* allhier angelangt ein Fürst von Anhalt, so ein gar wackerer und verschlagener Herr ist. Der hat angefangen, einige Proposition zu tun ...". Unterm 15. Juni (II 239): .... „also hat man ein gewissen Tractatum projektiert ... und ist es *principaliter pro regina et defensione Belgii* eingricht. Es wird Euch aber gar ausführlich durch die Kanzlei kommuniziert, wohin ich mich beziehe, allein dies melde, daß ohne Geld nix gericht kann werden. ... folgt *in forma consequentiae*, ergo muß die Königin damit an die Hand stehen usw." — Ähnlich 16. Juni (II 242) und später öfter. Vgl. das Register unter „Subsidien".

[2]) Es ist übrigens nicht uninteressant, daß man am kaiserlichen Hofe schon von vornherein wußte, daß Österreich schließlich dem Krieg nicht werde ausweichen können. Vgl. z. B. das Kanzleireskript an Pötting vom 7. Oktober 1671 (Privatbriefe II 192, A. 2). Da der Bruch Frankreichs mit Holland bevorstehe und der Kaiser durch Spanien „involviert" werden dürfte, so werden 20.000 Scudos monatlicher Subsidien gefordert.

1672. Freilich fühlte sich Leopold auch jetzt noch nicht stark genug zum offenen Krieg gegen Ludwig XIV. und so war Montecuccoli mit Rücksicht auf die ihm von Wien aus zugehenden Befehle gezwungen, den direkten Zusammenstoß mit Turenne zu vermeiden, und ging dann bald in die Winterquartiere, worauf er das Kommando dem Herzog von Bournonville übergab und nach Wien zurückkehrte. Dieses zweideutige Benehmen hatte den Abfall Brandenburgs zur Folge (Separatfrieden von Vossem, abgeschlossen Juni 1673) und die kaiserlichen Truppen mußten in die Erblande zurückgezogen werden. Das Ergebnis des Feldzuges war nicht ehrenvoll, dennoch ist Leopolds Haltung nicht unbegreiflich, wenn man in Betracht zieht, wie schwierig seine Stellung war. Gerade damals, als seine Truppen gegen Frankreich auszogen, begann in Ungarn, welches seit der Niederwerfung der Magnatenverschwörung ruhig geschienen hatte, der Kuruzzenaufstand [1]) und man wußte sehr wohl, wie schnell derartige Bewegungen dort um sich greifen konnten; überdies bestand die fortwährende Gefahr einer türkischen Einmischung und auch der eben damals ausgebrochene türkisch-polnische Krieg verursachte Leopold viel Besorgnis, da er infolge der allgemeinen Wichtigkeit Polens für die österreichische Politik, aber auch als Schwager des Königs Michael sich auch um Polen bekümmern mußte.

Trotz alledem — und dieser Entschluß ist ihm sehr schwer geworden — beschloß er, auch nach dem Abfall Brandenburgs und diesmal mit aller Kraft den Krieg gegen Frankreich fortzusetzen unter der Voraussetzung, daß auch die Generalstaaten und Spanien dies täten und beide ihm die nötigen Gelder zur Verfügung stellten. Der allgemeine Friedenskongreß, der sich auf Betreiben Schwedens in Köln versammeln sollte — bis Mitte 1673 trafen die meisten Mitglieder dort ein — bot nach allem keinerlei Aussicht auf wirkliche Verständigung und so hat auch Leopold in seinen politischen Berechnungen keinerlei Rücksicht auf ihn genommen. Spanien aber, das bei dem unbefriedigenden Gang des kaiserlichen Feldzuges Lust hatte, die Subsidien zurückzubehalten, mußte mit um so größerem Eifer den endlichen Abschluß des schon so lange verhandelten Bundes mit Österreich anstreben, als sich immer deutlicher zeigte, daß es auf die Dauer doch nicht möglich bleiben werde, mit Frankreich offiziell Frieden zu halten, während man anderseits, gestützt auf einen Artikel des pyrenäischen Friedens, Holland offen unterstützte.

---

[1]) Leop. 21. Sept. 1672 (II 267) ... „allein *in publicis* gehet es leider nit zum besten, indem der Türk in Polen sehr große Progressen macht ... So sein auch aus Siebenbürgen einige dahingeflohne rebellische Ungern allda eingefallen, haben einige deutsche Cavallerie geschlagen und werden täglich durch die lutherische und andere Malkontenten verstärkt, also daß mir nit gar recht wohl um das Herz ist, daß meine beste Armada schon ein hundert Meil von hier, als am Rhein ist."

Namentlich der Angriff des Gouverneurs der spanischen Niederlande, Monterey, auf Charleroy im Bund mit holländischen Truppen führte beinahe schon zur Kriegserklärung und so erfolgte denn im spanischen Staatsrat Mitte Januar 1673 der Beschluß, Leopold mit ausgiebigen Subsidien zu unterstützen. Als dieser unmittelbar darauf den Spaniern Mitteilung von dem Vertrag vom 1. November 1671 machte, um dessen Veröffentlichung durch die Franzosen zuvorzukommen, führte das zwar zu einer geharnischten Erklärung der Spanier, die Lobkowitz für den Hauptschuldigen hielten, verursachte aber sonst keine Verzögerung der Bündnisverhandlungen. Da analoge Verhandlungen zum Abschluß eines neuen über den vom Dez. 1672 hinausgehenden Vertrages auch zwischen den Generalstaaten und Österreich schwebten, so sandten die ersteren den Pensionär von Amsterdam, Heemskerk, nach Wien und erhielten Anfang Juli 1673 bindende Versprechen. Österreich stand damals in so starker Rüstung da wie seit lange nicht und 30.000 Mann zogen im August nach Eger zusammen, um von da den Marsch ins Reich anzutreten, während die Gesamtzahl der in Waffen stehenden Mannschaft sich auf über 65.000 Mann belief. Leopold selbst begab sich nach Eger, um seinen „großen Teil der Waffen von 30.000 Mann selbst zu sehn" (II 341). Die Revue und was damit zusammenhing, die Verhandlungen mit Balbaces, dem herbeigeeilten Kurfürsten von Sachsen und andern führten nun endlich zum Schluß. Kursachsen und der fränkische Kreis gingen ein Bündnis mit dem Kaiser ein und am 28. August kam auch das mit Spanien zustande, welches ihm 50.000 Taler monatlich sicherte, während fast gleichzeitig, am 30. August, im Haag ein analoger Vertrag zwischen dem Kaiser, Spanien, Holland und Lothringen geschlossen wurde, in welchem dem ersten gleichfalls Subsidien zugesprochen wurden. So stand denn Leopold jetzt endlich nach langen Jahren in der Stellung da, der er geduldig und vorsichtig, aber mit einer gewiß nicht alltäglichen Konsequenz zugestrebt hatte[1]). Ein Jahr vorher war er nahe daran gewesen, aber — nicht ganz ohne eigene Schuld — wieder zurückgeworfen worden, jetzt war er so weit, daß er den offenen Krieg nicht mehr scheute.

Am selben Tag, als der Vertrag mit Spanien unterzeichnet wurde, erfolgte eine kaiserliche Erklärung am Reichstag, die den Krieg bedeutete, am 16. September wurde der Leopold auch persönlich unsympathische Gremonville „abgeschafft", einen Monat

[1]) Wenn hier die Tätigkeit Lisolas verhältnismäßig kurz behandelt worden ist, so liegt das daran, daß es sich hier hauptsächlich um österreichisch-spanische Beziehungen handelt. Es soll aber ausdrücklich festgestellt werden, daß die Propaganda für eine große Koalition gegen Frankreich vor allem von ihm ausgegangen und auch von ihm am unermüdlichsten betrieben worden ist. Für den Nachweis im einzelnen kann ich nur auf Pribrams „Lisola" verweisen.

später von Spanien an Frankreich der Krieg erklärt und so war denn die Zeit der Vorbereitung, der Verhandlungen vorbei, der wirkliche Krieg, kein Scheinkrieg mehr — begann und Montecuccoli hat ihn in diesem Jahre so glänzend geführt, daß er den „alten Fux" (II 380) Turenne gänzlich aus dem Felde schlug.

Mit den kriegerischen Ereignissen am Schluß des Jahres 1673 enden Leopolds Briefe an Pötting, der damals nach Wien zurückkehrte, während Graf Harrach seine Stelle in Madrid übernahm, und so möge auch diese Skizze hiemit schließen. Nur noch einige Worte des Überblicks.

Innerhalb der zehn Jahre von 1663—1673 ist das Ziel der österreichisch-spanischen Politik dasselbe geblieben. Es handelte sich darum, die Nachfolge der österreichischen Linie in Spanien zu sichern, und auf diesen Grundgedanken läßt sich fast jede einzelne politische Handlung Leopolds zurückführen. Doch tritt daneben in erster Linie die Rücksicht auf die Erblande, in zweiter die auf die Stellung als Kaiser hervor und legt sich jenem Bestreben manchmal hindernd in den Weg. Das zaghafte Benehmen während des Devolutionskrieges bringt Leopold einige Zeit lang um allen Kredit in Spanien, aber er läßt sich nicht entmutigen. Nachdem Neidhardt gestürzt und Don Juan einstweilen halbwegs befriedigt, der Höhepunkt der inneren spanischen Wirren somit zunächst überschritten ist, gewinnt Leopold wieder allmählich in Spanien an Boden und steht dorten 1672/3 fester als je. Der Gedanke, Spanien zu stützen, ihm die Niederlande zu erhalten und dadurch sich selbst die Nachfolge zu sichern, war gewiß sehr maßgebend für seinen Entschluß, den Kampf gegen Frankreich doch endlich zu beginnen. Freilich gab es daneben noch andere Rücksichten, welche in dieselbe Richtung wiesen, so die auf die Großmachtstellung Deutschlands und Österreichs, welche, wenn auch nur in losem Zusammenhang stehend, doch noch eine gewisse ideelle Einheit besaßen, aber es ist fraglich, ob diese Rücksicht allein genügt hätte, Leopold zum Kampf zu bewegen, namentlich da ohne die Verbindung mit Spanien die finanziellen Kräfte Österreichs hiezu kaum hingereicht hätten.

Das aber wird man wohl zugestehen müssen, daß die allgemeine österreichische Politik dieser Zeit ohne Kenntnis des Zusammenhanges mit der spanischen kaum recht verständlich ist, und diesen Zusammenhang aufzuweisen, die gegenseitige Einwirkung zwischen Österreich und Spanien wenigstens in den allgemeinsten Umrissen darzulegen, war der Zweck obiger Zeilen.

Wien. Moritz Landwehr von Pragenau.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

A. G. Roos, Prolegomena ad Arriani Anabaseos et Indicae editionem criticam, adiecto Anabaseos libri primi specimine. Groningae in aedibus J. B. Wolters 1904. XLVIII und 64 SS. 8°.

Eine neue kritische Ausgabe der *Ἀλεξάνδρου Ἀνάβασις* und der *Ἰνδικὴ* Arrians kommt einem unleugbaren Bedürfnisse der Philologen nicht bloß, sondern auch der Historiker entgegen. Man darf sie nunmehr von Roos erwarten, der in den mir vorliegenden Prolegomena die wichtigste Vorarbeit hiefür geliefert hat.

Ihr Hauptverdienst liegt im Nachweis, daß der Archetypus unserer zahlreichen Handschriften der *Ἀνάβασις* und *Ἰνδικὴ* im *Vindobonensis hist. Gr.* 4 (14) saeculi XII. exeuntis vel XIII. incipientis (*A*) noch erhalten ist; die allen bekannten Handschriften gemeinsame Lücke am Ende von VII 12 ist nämlich zweifellos durch Ausfall eines Blattes, des letzten eines Quaternio, im Vindobonensis *A* entstanden: f. 125ᵛ schließt mit den letzten Worten vor der Lücke *οὐχ ὡσαύτως εἶναι αὐτῷ πρὸς θυμοῦ ἀντὶ*, f. 126ʳ beginnt zusammenhanglos mit dem Namen *ἡφαιστίων*; eine jüngere Hand bemerkt dazu *ἐνταῦθα λείπει φύλλον α'*. Dessenungeachtet kann nicht der Vindobonensis *A* allein mit Verzicht auf alle andere Überlieferung einer neuen Ausgabe zugrunde gelegt werden, weil in ihm nicht bloß der Anfang der *Ἀνάβασις* und der Schluß der *Ἰνδικὴ* fehlen, sondern auch in den übrigen Teilen die Schrift der ersten Hand stellenweise bis zur Unleserlichkeit verblaßt oder völlig zerstört und von einem verständnislosen Korrektor in ungenauer und fehlerhafter Weise ersetzt ist. Zum Glück beruhen die anderen Codices, die R. eingesehen hat, auf Abschriften, die vom Vindobonensis *A* schon genommen wurden, als er noch nicht Schaden gelitten hatte; nur der Optimus Gronovs, ein Laurentianus s. XV., ist eine Kopie des bereits entstellten Vindobonensis. Von den anderen Handschriften weisen die meisten gemeinsame Lücken auf, die teilweise wieder durch Interpolationen

ausgefüllt sind. Nur zwei sind frei von diesen Lücken, der Parisinus 1753 s. XV (*B*), Dübners Codex *A*, und ein Exemplar der Serailbibliothek in Konstantinopel, zu dem R. nur während weniger Tage Zutritt hatte. So wird denn der Parisinus 1753 auch weiterhin eine maßgebende Rolle in der Textkritik Arrians spielen. Aber auch von den lacunosi, die R. sorgfältig in Gruppen geteilt und gewissenhaft auf ihre gegenseitige Abhängigkeit geprüft hat, kommen mehrere neben dem Vindobonensis *A* und dem Parisinus *B* in Betracht, namentlich Vaticanus 143, Parisinus 1754, Urbinas 104, alle aus dem XV. Jahrhundert, und Laur. LXX 1 s. XIV.

Die Untersuchung wird abgeschlossen durch ein übersichtliches Stemma, einen Abschnitt über die allein von *A* unabhängigen indirekten Textesquellen, unter denen ein anonymer Traktat *ὅπως χρὴ τὸν τῆς πολιορκουμένης πόλεως στρατηγὸν πρὸς τὴν πολιορκίαν ἀντιτάττεσθαι καὶ οἵοις ἐπιτηδεύμασι ταύτην ἀποκρούεσθαι* und das historische Exzerptenwerk des Kaisers Konstantinos Porphyrogennetos hervorzuheben sind, endlich eine Aufzählung der bisherigen Ausgaben und der brauchbaren Abhandlungen über Arrians Stil. Am Ende des Buches ist die photographische Wiedergabe einer Blatthälfte des Vindobonensis *A* abgedruckt.

Zur Ausgabe selbst, von der probeweise das erste Buch der Anabasis vorgelegt wird, führen grundsätzliche Erörterungen über Gestaltung des Textes und der Schreibweise hinüber. Während sich R. mit Recht gegen gewaltsame Uniformierung des Sprachgebrauches sträubt, hat er die Orthographie einheitlich zu gestalten unternommen. Viele werden ihm darin zustimmen, aber berechtigt ist die Uniformierung hier ebensowenig wie dort. Wie viele Schriftsteller der Gegenwart vermögen sich denn zu rühmen, immerdar unbeirrt ein und dieselbe Schreibung festgehalten zu haben? Warum soll Arrian nicht bald *φυλάσσειν*, bald *φυλάττειν* geschrieben haben? Freilich sind wir nichts weniger als sicher, in der handschriftlichen Orthographie die des Verfassers zu besitzen; aber ändert methodische Kritik den Text ohne Zwang auf die bloße Vermutung hin, daß der Verf. anders geschrieben, daß er überall sich einer gleichen Ausdrucksweise bedient haben könnte? Auch R. konnte sich der Logik solcher Erwägungen nicht ganz entziehen, indem er im Wechsel von *θαῤῥέω* und *θαρσέω*, von *ἤμελλον* und *ἔμελλον* sich der besten Überlieferung anschloß.

Über den griechischen Text wird ein endgiltiges Urteil natürlich erst zulässig sein, bis die Ausgabe vollendet ist. Aber schon jetzt möchte ich raten, den kritischen Apparat, der im allgemeinen ebenso wie der Text einen sehr günstigen Eindruck hervorruft, noch mehr zu entlasten. Wozu werden rein graphische Varianten wie zu I 1, 2 *ξυστρατεῦσαι* gegenüber *ξυνστρατεῦσαι* oder zu I 7, 3 *οὐδὲ μία* angeführt, nachdem in den Prolegomena S. XLV darüber gehandelt ist und noch ausführlicher gehandelt

werden konnte? Dagegen läßt man sich's gern gefallen, daß der kritische Apparat sich gelegentlich zum kritischen Kommentar auswächst; nur wäre bei Nennung von Forschern durchgängige Bezeichnung ihrer herangezogenen Schrift, soweit sie nicht aus den Vorbemerkungen leicht ersichtlich ist, wünschenswert.

Kurz, das Buch, dem ein Epimetrum *(Quibus itineribus Alexander in expeditione contra Triballos et Illyrios suscepta exercitum duxerit)* beigegeben ist, verdient volle Anerkennung und verschafft die beruhigende Überzeugung, daß die neue Ausgabe in guten Händen liegt.

Beiträge zur historischen Syntax der griechischen Sprache herausgegeben von M. v. Schanz. Heft 15: Ernst Kemmer, Die polare Ausdrucksweise in der griechischen Literatur. VIII und 264 SS. 8°. 1903. Preis 6 Mk. — Heft 16: Robert Helbing, Die Präpositionen bei Herodot und anderen Historikern. 159 SS. 8°. 1904. Preis 5 Mk. Würzburg, A. Stubers Verlag (C. Kabitzsch).

Lester Dorman Brown Ph. D., A study of the case-construction of words of time (A thesis presented to the faculty of the graduate school of Yale university in candidacy for the degree of doctor of philosophy). Published by the author New-Haven, Conn. 1904. 141 SS. 8°.

Basil L. Gildersleeve, Problems in Greek syntax (From the American journal of philology XXIII 1902). 8°. S. 1—27, 121—141, 241—260. Baltimore, The Johns Hopkins press 1903.

Die vier Bücher, deren Anzeigen ich hier vereinige, sind durch die Gemeinsamkeit ihres Zweckes, als Beiträge zur griechischen Syntax im weitesten Sinne zu dienen, miteinander verbunden. Allerdings suchen sie auf verschiedenen Wegen jenem Ziele nahezukommen; das eine stellt die psychologische, das andere die historische Betrachtungsweise in den Vordergrund; hier wird eine Spezialuntersuchung geliefert, dort werden Grundsätze für die Behandlung syntaktischer Fragen entwickelt.

I. An Kemmers Abhandlung wird viele der Titel befremden. Die Bezeichnung „Polarität", die bei den Naturphilosophen vor hundert Jahren eine Rolle spielte, überträgt M. Schanz und ihm folgend seine Schüler auf jene besonders bei den Griechen beliebte sprachliche Erscheinung, in der zwei Gegensätze zu einer höheren Einheit, einem sie umfassenden Begriff verknüpft werden, z. B. *θεοί τε καὶ ἀνέρες, οὔτε νεώτερος οὔτε πρεσβύτερος ὤν, νύκτας τε καὶ ἦμαρ, ἢ ἔπει ἢ ἔργῳ, προσθέντα ἢ ἀφελόντα.*

Das erste Viertel des Buches nimmt eine psychologische Studie ein, die gründlich, aber mit einer ermüdenden Weitschweifigkeit, an der die Arbeit überhaupt leidet, die in Betracht kommenden Vorgänge des Seelenlebens, namentlich die Association gegensätzlicher Vorstellungen mit einander und mit verwandten Vorstellungen analysiert und an gut gewählten Beispielen erläutert; tief und

tiefer wurzelnde Gewöhnung an bestimmte Paare von Gegensätzen und blinde Vorliebe für Antithesen riefen mitunter sogar einen sinnwidrigen oder mindestens auffälligen Gebrauch dieses Kunstmittels hervor.

Im zweiten Teil wird eine stattliche Menge von Beispielen, die mit großem Fleiße aus den meisten erhaltenen Werken der voralexandrinischen Literatur gesammelt sind, in Gruppen geteilt. Wenn auch die Einteilung nicht immer zweckmäßig ist, so behält doch die Stoffsammlung ihren Wert für die Beurteilung dieser Redeweise. Freilich muß der Verf. selbst zugestehen, daß der Untersuchung noch allerlei zur Vollkommenheit fehlt. Insbesondere erübrigt der Wunsch, daß die historische Entwicklung des Gebrauches, seine Verschiedenheit bei verschiedenen Schriftstellern weit mehr, als es hier geschehen ist, hätte berücksichtigt werden sollen. Dann hätte auch die Gleichgiltigkeit des Verf.s gegen Echtheit und Unechtheit der ausgebeuteten Werke, die völlige Vernachlässigung der Textkritik von selbst ein Ende gefunden. Lobend möchte ich zum Schlusse hervorheben, daß die psychologische Vertiefung in mehrere Stellen deren Erklärung erheblich gefördert hat. Leider fehlt das zur Würdigung solcher Kleinarbeit unentbehrliche Register.

II. Die Untersuchung Helbings ist eine von denen, die im guten Sinne typisch sind für die von Schanz herausgegebenen Beiträge zur griechischen Syntax; besonders sind die stetigen Vergleiche Herodots mit allen anderen griechischen Historikern des Altertums zu rühmen. Wer den ersten Teil der Arbeit für sich allein vor Augen hat, würde kaum auf den Gedanken kommen, daß eine Spezialuntersuchung über Herodot vorliegt; denn da wird ohne Bevorzugung Herodots ein Überblick über die Häufigkeit der Präpositionen bei sämtlichen altgriechischen Historikern gegeben. Erst im zweiten Teil gibt der Gebrauch Herodots die Grundlage der vergleichenden Betrachtung ab.

Ich will nicht bestreiten, daß durch tieferes Eindringen in den innersten Kern der vom geläufigen Gebrauch abweichenden Fälle und durch noch weitergehende Rücksicht auf die Gestaltung des Textes das Erträgnis reicher und mannigfaltiger geworden wäre; aber wir dürfen uns immerhin freuen, in diesem Hefte einen verläßlichen Führer auf dem Gebiete des Präpositionengebrauches in der altgriechischen Geschichtsschreibung gewonnen zu haben.

III. Mit der Arbeit Browns bin ich nicht durchaus einverstanden. Schon ihre ganze Anlage und die Einteilung des Stoffes, die überdies in keiner Weise mit äußeren Behelfen, wie übersichtlicher Numerierung, Tabellen oder wenigstens einem Inhaltsverzeichnis der Bequemlichkeit des Lesers entgegenkommt, ist keineswegs einwandfrei und verschuldet großenteils den unverhältnismäßigen Umfang der Abhandlung und die Geringfügigkeit und Verstecktheit ihrer Ergebnisse. Auf einen Hauptgewinn solcher

Forschungen, die Förderung der Textkritik, hat Verf. von vorneherein verzichtet; nirgends tut er der handschriftlichen Lesart Erwähnung, nirgends setzt er sich mit einem Verbesserungsvorschlag auseinander. Besser steht es mit dem Ertrag für die Einzelerklärung und mit der Beobachtung der Wandlungen im Sprachgebrauch, wenngleich auch hier noch vieles nachzutragen wäre.

Die Untersuchung Browns gilt dem Kasusgebrauch der nominalen Zeitbezeichnungen in den beiden Homerischen Epen und in den Geschichtswerken Herodots, Thukydides, Xenophons. Doch verfolgt er nicht das nächstliegende Ziel, mit schlichter Objektivität festzustellen, was das konkrete Material den methodischen Forscher lehrt; sondern man empfängt, je weiter man liest, desto stärker den Eindruck, daß es auf Verfechtung einer These abgesehen sei, der These, daß die jedem der drei Kasus eigentümlichen Zeitbestimmungen (der Zeitrahmen, wenn ich so sagen darf, im Genetiv, der Zeitpunkt im Dativ, die Zeitdauer im Accusativ) nicht so sehr durch den Kasus selbst als durch andere Momente, die Bedeutung des Zeitnomen, sein adjektivisches Attribut, den Sinn des Verbum und den ganzen Zusammenhang, bedingt seien; *that the precision in meaning of the case construction is neither necessarily nor entirely due to the inflectional ending, but is distributed over various elements, of which the temporal meaning of the noun lies as a foundation for the others* (S. 135). Ja er wagt die Behauptung (S. 136): *by way of inference one is justified in saying that the above mentioned elements through constant association with the cases were powerful factors in attaching to the cases the meanings for which they in general stand, so that in the absence of any one or more of these elements the case itself was capable of carrying the whole burden and adequately expressing the relation as conceived in the mind of the speaker.* Er verwechselt Ursache und Wirkung miteinander und muß daher die Antwort auf die sich aufdrängende Frage, warum jeder einzelne Zeitkasus regelmäßig gerade in Verbindungen von der ihm zugeschriebenen Bedeutung erscheint, schuldig bleiben. Natürlich kam ihm von Anfang an diese Bedeutung zu, die im Laufe der späteren Sprachentwicklung nur selten so sehr verdunkelt wurde, daß man geradezu eine Vertauschung zweier Kasus anzusetzen gezwungen ist.

IV. Ein Vergnügen ist es, die geistreiche Plauderei Gildersleeves auf sich wirken zu lassen. Zwar erfährt man daraus nichts eigentlich Neues und fühlt sich gelegentlich sogar abgestoßen durch unberechtigte Ausfälle auf die deutsche Philologie und die statistische Methode, die ja doch, zielbewußt betrieben, ihr Gutes hat; aber man bleibt vom Anfang bis zum Ende gefesselt durch die lichtvolle Gruppierung sprachlicher Erscheinungen, durch scharfe Einzelbeobachtungen und die blitzartig treffende Formulierung sprachgeschichtlicher Aphorismen, wie überhaupt Gedankengang und Ausdrucksweise durch eine Lebhaftigkeit ausgezeichnet sind,

die einigermaßen an U. v. Wilamowitz erinnert; vgl. z. B. S. 130: *The audacious substitution at pleasure of the subjunctive for the optative is a revolution like that of the sophists, like that of the ἄνθρωπος μέτρον, like that of the droits de l'homme.*

Ursprünglich als Einleitung zu einer Sammlung syntaktischer Arbeiten geplant, breitet sich der Essay, der *nonum premebatur in annum*, zwanglos über eine im Verhältnis zur Seitenzahl erstaunliche Fülle grammatischer Fragen aus, die unter folgenden Überschriften zusammengefaßt werden: *The sentence, Parts of speech, The cases, Oblique cases, Prepositions, The article, The verb (voices, moods, infinitive, the negatives, ἄν and κέν, times and tenses), The compound sentence.* Nicht alle Behauptungen vertragen es, auf die Goldwage gelegt zu werden; aber es steckt außerordentlich viel Anregung in diesen von tiefer Sachkenntnis und feinem Stilgefühl zeugenden Blättern. Wiederholt werden beachtenswerte Fingerzeige gegeben, welche Punkte noch der Beleuchtung harren; und immer wieder wird mit größtem Nachdruck die Forderung einer historischen Betrachtungsweise, einer strengen Unterscheidung der verschiedenen Literaturgattungen und literarischen Individualitäten bei Behandlung syntaktischer Fragen in den Vordergrund gerückt (S. 6: *Each department of literature has a history of its own, each author has a stylistic syntax of his own;* S. 25: *Each period, each dialect, each department has a special register).* Jeder echte Philologe wird das geschmackvolle Büchlein mit Gewinn und mit Genuß lesen.

Innsbruck. Ernst Kalinka.

Das lateinische Sprachmaterial im Wortschatze der deutschen, französischen und englischen Sprache. Von Prof. Dr. Adolf Hemme, Direktor der Oberrealschule zu Hannover. Leipzig, Avenarius 1904. XVIII SS. und 1236 Sp. 4°. Preis geb. 16 Mk.

Den gesamten lateinischen Wortvorrat der vornehmsten Kultursprachen der Gegenwart übersichtlich zusammenzustellen ist der Zweck vorliegenden Werkes. Ein solches Unternehmen zu rechtfertigen bedarf es nicht vieler Worte: denn tatsächlich hat sich bisher niemand an ein solches gewagt. Der Verf. wendet sich nicht an die eigentlichen Sprachforscher, wiewohl nach Ansicht des Ref. auch diesen das Werk nicht unwillkommen sein mag, sondern zunächst an diejenigen, 'denen ihr Beruf oder ihr wissenschaftliches Interesse eine gründliche Beschäftigung mit den alten und neueren Sprachen zur Aufgabe macht, ohne daß sie Zeit finden, eingehende etymologische Studien zu betreiben, bezw. fortzusetzen'.

Die Anlage des Werkes ist lexikalisch. Das lateinische Grundwort, das in den neueren Sprachen in veränderter Gestalt oder in Neubildungen weiterlebt, wird zum Ausgangspunkt der Behandlung

genommen. Es schließen sich daran die modernen Fortbildungen, worauf erst die antiken Ableitungen des lateinischen Stammwortes und endlich dessen Zusammensetzungen mit ihren Derivaten und Kompositen folgen. Auch hier reihen sich die Ableitungen der lebenden Sprachen jedesmal an das betreffende lateinische Wort an. 'Wo infolge lautlicher Veränderungen der etymologische Zusammenhang des modernen Wortes mit der lateinischen Grundform nicht unmittelbar zu erkennen ist, sind zu seiner Erklärung die Übergangsformen aus früheren Sprachperioden hinzugefügt'. Der mit der formellen Veränderung eines Wortes verbundenen Bedeutungsänderung ist durchaus Rechnung getragen: jede Form hat ihre Bedeutung neben sich. — Ausführliche alphabetische Wortverzeichnisse am Ende des Buches, welche das verarbeitete Wortmaterial nach verschiedenen Gesichtspunkten ordnen, erleichtern die Benützung des Werkes: auch 'ein Verzeichnis der italienischen, spanischen und portugiesischen Wörter, die zur etymologischen Erklärung der deutschen, französischen und englischen Ausdrücke dienen oder als Fremdwörter ins Deutsche eingedrungen sind', findet sich darunter.

Ref. empfiehlt das nützliche, vielleicht auch für reifere, strebsame Schüler benützbare Werk aufs beste, zumal es in seiner Art dem lateinischen Sprachstudium ein gewaltiges Wort spricht. Jedoch zwei Mängel, allerdings untergeordneter Bedeutung, glaubt Ref. an Hemmes Arbeit berühren zu müssen. Der eine betrifft die Transkription der aufgenommenen griechischen Wörter. Wer Etymologie moderner Sprachen betreibt, von dem kann man doch verlangen, daß er das griechische Alphabet und die Accentzeichen kennt oder sich behufs seiner Studien aneignet. Ein zweites bezieht sich auf die Art, wie die Arten der Latinität bezeichnet werden. 'Mit Ausnahme des von uns nicht überall zurate gezogenen mittellateinischen Wortbestandes umschließt unser Werk das ganze weite Gebiet des Einflusses der lateinischen Sprache einschließlich der griechisch-lateinischen Lehn- und Fremdwörter in seinem vollen Umfange und, wie wir glauben, bis in die entlegensten Winkel'. Daß der Verf. in dieser Beziehung geleistet hat, was überhaupt erreichbar ist, wird man ihm zugestehen müssen. Aber die Bezeichnungen griechisches Lehnwort, Spätlateinisch, Mittellateinisch und Neulateinisch — fast nur diese Unterscheidungen kennt Hemme — werden nicht in konsequenter Weise durchgeführt. Es erscheinen Wörter wie *carminare* (dichten) S. 116, *carnatus* S. 117, *certiorare* S. 139, *creditare* S. 180, *succubare* S. 187 und viele andere ohne nähere Bezeichnung einfach als lateinisch statt als spätlateinisch; ja, auch *susceptibilis* S. 110, *filiatio, affiliatus, affiliatio* S. 282, Wörter, die gar nicht antik sind, bleiben ohne charakterisierenden Zusatz. Freilich hat, so viel Ref. weiß, das Werk diesen letzteren Mangel mit den meisten Wörterbüchern des Englischen und Französischen gemein: allein in einer Zeit, wo

Latinisten und Romanisten das neutrale Gebiet des Überganges der lateinischen Sprache in ihre romanischen Dialekte mit Eifer zu bebauen beginnen, sollte ein Werk wie das vorliegende doch die Spielarten der Latinität etwas genauer sondern. Übrigens wären für die Fragen, welche sich an die Entstehung der romanischen Sprachen knüpfen, selbst die feineren Unterschiede von archaischer, vorklassischer, klassischer, nachklassischer Latinität, von Vulgärlatein — ausnahmsweise bei Hemme hie und da angemerkt — und Umgangssprache nicht zu übersehen.

Wien. J. Golling.

Paul Gauckler, La Mosaïque antique (*musivum opus*). Extrait du Dictionnaire des antiquités. Paris, Hachette et Cie. 1904 42 SS. 4°.

Das Mosaik war bisher ein rechtes Stiefkind der Archäologie. Während sie sonst jeder Regung antiken Kunstlebens mit Interesse nachgeht, alle erhaltenen Reste, von der unscheinbaren Vasenscherbe angefangen bis hinauf zu den Meisterwerken der Plastik, sorgfältig sammelt, sichtet und zeitlich bestimmt, ist für das Mosaik, das doch mit der großen Kunst vielfach in mehr als losem Zusammenhange steht, bisher recht wenig, jedesfalls nichts einigermaßen Zusammenfassendes und Abschließendes geleistet worden. Umso dankbarer ist es zu begrüßen, wenn uns hier in dem Rahmen einer Realenzyklopädie, deren Zweck zunächst nicht weiter geht, als den gegenwärtigen Stand unseres Wissens wiederzugeben, eine knappe, aber allen billigen Anforderungen in vorzüglicher Weise genügende Darstellung der Geschichte des antiken Mosaiks geboten wird. Welche Schwierigkeiten zu überwinden waren, merkt man auf Schritt und Tritt. Zu den größten gehört die Beschaffung des weit zerstreuten und größtenteils unveröffentlichten Materials, dessen Sammlung in einem Corpus von der internationalen Vereinigung der Akademien erst für die nächste Zeit in Aussicht genommen wurde. Dem Verf. selbst sind jetzt schon über 2000 griechisch-römische Mosaike bekannt geworden. Eine weitere Schwierigkeit bietet die Datierung der einzelnen Stücke, da in der vorchristlichen Zeit Inschriften zumeist mangeln und das Studium des Materials und der stilistischen Eigentümlichkeiten bisher keine zuverlässigen Indizien geliefert hat. Den sichersten Fingerzeig in dieser Richtung gibt gelegentlich der Fundort. Nur in den seltensten Fällen läßt sich auch der Zusammenhang der Mosaike mit der Malerei und der Grad der Abhängigkeit des Mosaisten vom Maler sicher konstatieren oder vermuten, da das beiderseits vorhandene Material zur Lösung dieser schwierigen Probleme meist nicht hinreicht.

G. beschäftigt sich anfangs mit der Frage nach dem Ursprung der Musivkunst überhaupt. Vorläufer trifft man, allerdings nur als Wandschmuck, im Orient: bei den Chaldäern eine Art Mosaik aus kegelförmigen Stiften von gebranntem Ton mit gefärbten Basen, die sichtbar waren und das Muster bildeten, in Ägypten einen Belag von kleinen Faïenceplatten. Was wir im eigentlichen Sinne Mosaik nennen, das läßt sich nur bis in die alexandrinische Zeit zurückverfolgen und war wohl zunächst ebenfalls bloß als Wandschmuck verwendet. Als in Alexandria unter den Ptolemäern die Vorliebe für Marmorbelag an den Wänden aufkam, da wanderte das Mosaik von diesen auf den Fußboden, wo wir es vornehmlich zu finden gewohnt sind. Die ganze Entwicklung der Musivkunst stellt sich nach G. kurz folgendermaßen dar. Von den Anfängen bis Ende des I. Jahrh. n. Chr. dominiert die hellenische Schule. Der Mittelpunkt ist Alexandria, die Kunst zeigt einen idealistischen, aristokratischen Zug. Aus der ersten Zeit ist uns nichts erhalten, da das Mosaik anfangs mehr als Wandschmuck diente. Wir sind nur auf die Nachrichten angewiesen. Reichlicher sind die Funde an Bodenmosaiken aus der zweiten Hälfte dieser Periode. Auch die in Italien aufgedeckten Werke aus dieser Zeit atmen hellenischen Geist und hängen in Stoff und Ausführung speziell von der alexandrinischen Kunst ab. Zum Teil tragen sie auch Signaturen griechischer Künstler. Dadurch aber, daß zur Zeit Sullas griechische Mosaisten nach Rom kamen, um dort zu arbeiten, entwickelte sich allmählich eine römische Schule, die, anfangs ganz im Banne der griechischen Lehrmeister stehend, unter Augustus einen großen Aufschwung nimmt, dem jedoch ein rascher Niedergang folgte. Zur Zeit der Antonine und des Severus hat diese Schule den griechischen Einfluß abgestreift; ihre Werke werden echt römisch und erhalten einen realistischen und demokratischen Anstrich. Die Dimensionen der Mosaike wachsen ins kolossale und büßen dadurch an künstlerischer Durchbildung ein. Statt wohlkomponierter Gemälde begegnen wir, wenn Bilderschmuck vorhanden ist, meist einer losen Anordnung der Figuren, die nicht selten einzeln in geometrische Gebilde eingeschlossen werden. Inzwischen ist im Osten, in Byzanz, die hellenische Schule namentlich unter dem Einfluß der befreiten christlichen Kirche und des Kaisertums neu erstarkt und hat neue Formen ausgebildet, die nun nicht bloß im hellenischen Osten herrschend werden, sondern auf dem Wege über Ravenna auch in Italien eindringen und hier mit der dekadenten römischen Mosaikkunst erfolgreich konkurrieren. Im Rahmen dieser historischen Entwicklung erhalten wir von G. reiche Belehrung darüber, wie und aus welchen Gründen Material, Technik (*pavimentum sectile, tessellatum, vermiculatum* usw.), Anordnung, Stoffe der Darstellungen in den verschiedenen Epochen wechseln, und all das wird auf Grund reicher Monumentenkenntnis behandelt und durch Heranziehung umfänglicher Literatur und Vorführung

einer Reihe von Abbildungen belegt und illustriert. Wer sich rasch und sicher über das antike Mosaik informieren will, wird jetzt diesen mit großem Fleiß und umfassender Gelehrsamkeit gearbeiteten Artikel dankbar benützen.

Czernowitz. Julius Jüthner.

Mythologie der Germanen. Gemeinfaßlich dargestellt von Elard Hugo Meyer, Professor an der Universität Freiburg i. Br. Straßburg, Karl J. Trübner 1903. XII und 526 SS. 8°.

In diesem Buche zieht E. H. Meyer die Summe seiner umfassenden Arbeiten auf dem Gebiete der germanischen Mythologie. Von seinem 1891 erschienenen Handbuch unterscheidet es sich durch die Rücksicht auf einen weiten Leserkreis, also für ihn berechnete Darstellung und Verweisung des gelehrten Beiwerks in fortlaufende Anmerkungen am Schlusse des Bandes.

Seine Grundgedanken von einer niederen und höheren Mythologie, der besonderen Art der niederen und der Entwicklung der höheren aus ihr, von dem Aus- und Übergang des heidnischen Rituals in christliches, der Einkleidung christlichen Gehalts in heidnische Formen treten nunmehr, wie es die vortragende Darstellung mit sich bringt, anschaulicher hervor als in den früheren forschenden und kritischen Arbeiten, wohl auch apodiktischer als es der augenblickliche Stand der Forschung verträgt. Das findet aber sofort seine Korrektur darin, daß durch eben diese gemeinfaßliche Darstellung, die die Gruppen mit dem Streben nach möglichster Rundung herauszuarbeiten sucht, die Lücken und Unfertigkeiten des Systems sich schärfer aufdrängen. Das Buch schließt eine ehrliche und fruchtbare Forscherarbeit in gewissem Sinne ab und wirkt weckend und fördernd durch das, was nicht befriedigt.

Ein großer Teil des Werkes bringt in engerem Sinne Volkskundliches. Wo ist die Grenze zwischen Volkskunde und Mythologie? Eröffnen religiöse Bräuche jedesmal schon die Aussicht auf einen Mythus und — ist das der Fall — sind sie seine Anfänge oder seine Reste? Oder gibt es religiöse Bräuche, die ebenso als unbewußte Lebensäußerungen anzusehen sind wie etwa das Vorwiegen der Rechtshändigkeit beim Menschen? Wie weit sind Mythen aber dann als eigentlich künstlerische Erzeugnisse anzusehen und wie weit geht bei ihrer Überlieferung die Tätigkeit des Individuums? Wäre es nicht angezeigter, überhaupt nur von einer nordischen Mythologie zu reden, weil fast nur aus dem Norden uns ausgestaltete Mythen überliefert sind, und außerdem von einer Religion der Deutschen, Angelsachsen, Skandinavier usw.? Wie haben ferner die heidnischen Vorstellungen den christlichen Platz gemacht und welche Zeugnisse haben wir für die Übergangserscheinungen? An diesem Punkt hat die vergleichende

und historische Religionskunde wirksam eingesetzt, aber wir sind noch weit davon entfernt, die menschlich notwendigen inneren Vorgänge bei diesem Ausgleichungsprozeß zu erkennen, und haften noch an den Einzelerscheinungen. Diese und andere Fragen drängen sich dem Leser des Buches auf.

Das 1. Kapitel behandelt die Quellen der Mythologie. Besonders lesenswert sind die Abschnitte über die alten Quellen. Aphoristisch wird die Darstellung beim Übergang in die neue Zeit, und bei den Romantikern angelangt, springt sie plötzlich in die Geschichte der mythologischen Wissenschaft über, berührt sie aber nur. Diese Sparsamkeit war gewiß Absicht, dennoch sprengt selbst das wenige die Einheitlichkeit des Kapitels. Sonst gehört es, wie das siebente vom Götterleben und Götterdienst, zu den bestgelungenen und durch die allgemeinen, auf reicher Einzelforschung beruhenden Charakteristiken wertvollsten.

In den Kapiteln 2—5 (Seelen-, Alpglauben, Elfen, Riesen) wird massenhaftes volkskundliches Material bearbeitet und gruppiert, das mosaikartig spröde für den Darsteller, mehrdeutig für den Forscher große Schwierigkeiten bot. Was dem Leser am stärksten auffällt, ist das Schwankende der Grenzen. Meyer verhüllt es nicht. Dann aber war nicht sowohl die Verschiedenheit der Wurzeln aus denen Seelen-, Maren-, Dämonenglaube entsprang, zu betonen als ihre Einheitlichkeit. Oder liegt das Zusammenfließen der Erscheinungen in den Symbolen? Dem Alp wie der Seele opfert man Speise, Alp wie Seele können Menschengestalt annehmen, Elfe und Seele als Schatten, Elfe und Seele nicht ewig. Warum steht, was 164 f. von den Elfen gesagt ist, nicht bei den Maren? Warum die Fylgjen 262 ff. nicht bei den Seelen? Auch für diese Stadien der niederen Mythologie erhebt sich bei manchem Zeugnis die Frage: wie weit spielt eigentlich künstlerische Erfindung ein? So z. B. in die 176 ff. ausführlicher analysierten Zwergengeschichten. Ich kann diese Gebilde als G a n z e s nicht mehr für Gegenstand rein mythologischer Analyse halten: sie scheinen selbständige Kunstwerkchen, denen man mit ähnlicher Betrachtungsweise gegenübertreten möchte wie dem Volkslied. — Fand Heroisierung von Elfen statt? Nur dann verstünde ich, warum Skeaf und seine Sage unter den Korndämonen untergebracht ist. Im Kapitel von den Riesen scheinen mir die deutschen Vorstellungen zu wenig hervorzutreten. Wate fehlt, auch von dem Übergang von Heroen in Riesen (Heime) finde ich nichts (wie überhaupt die Heldensage nur ab und zu herangezogen wird).

Die Schwierigkeit der Aufteilung der Erscheinungen zeigt sich besonders deutlich im 6. Kapitel, von den 'höheren Dämonen', die das Bindeglied zwischen den zwei Hauptgruppen bilden sollen. Warum figurieren h i e r die Fylgjen, Valkyrjen, Nornen, Alaisiagen, Requalivahanus, Mimir u. a.? Die einen kennzeichnen sich als mit besonderen Funktionen ausgestattete Figuren des Seelenkults,

andere ragen nur deswegen hervor, weil sie in ausgebildete Mythen aufgenommen sind, und ein guter Teil der Inschriften-Götter ist überhaupt dunkel, schon der Namen wegen. Als 'höhere Dämonen' sind sie wohl dem System zuliebe bezeichnet: sie haben dem volkskundlichen Material gegenüber eben nur schärfere mythologische Attribute.

Auf das bereits hervorgehobene, allgemein charakterisierende 7. Kapitel folgt im 8. und 9. die Schilderung der einzelnen Götter und Göttinnen, deren Grundgedanken — von der fraglichen Stellung Balders abgesehen — unser heutiges Wissen über diese Dinge darstellen.

Das 10. 'Das Christentum in der nordischen Mythologie' ist hauptsächlich der Vǫluspa gewidmet und trägt zusammenhängend Meyers bekannte spezielle Ansicht über den christlichen Grundgehalt des Gedichtes vor. Auch hier trägt die gemeinfaßliche Darstellung viel dazu bei, die innerliche Struktur der Hypothese klarer zu erkennen. Und sie gewinnt dadurch nicht an Wahrscheinlichkeit. Die Richtung der mythologischen wie der germanistischen Forschung geht ja heute darauf hin, den Kulturbesitz auf seine fremden, sei es orientalischen, sei es antiken, sei es christlichen Bestandteile hin zu prüfen und zu sichten. Zu einer sicheren Methode sind wir aber noch nicht gelangt. Man denke nur daran, wie bei einem relativ so gut überlieferten und in genügender historischer Helligkeit stehenden Denkmal wie dem Heliand die Meinungen über den Stand des Verfassers noch immer einander befehden. So sind denn auch die Deutungen der Vǫluspa nichts anderes als Versuche sich vorzustellen, wie in der Zeit des Überganges der Nordländer vom Heiden- zum Christentum, sei es heidnische, sei es christliche Vorstellungen in einem Dichtungswerk sich widerspiegeln konnten. Mir ist eine Auffassung, die christlichen Grundgehalt des Ganzen in der Form, die uns da überliefert ist, sucht, nicht verständlich. Mir ist nicht verständlich, wie Odin im Gedicht zuerst der Christengott sein, dann aber doch dem Ansturm der Dämonen — des Antichrists — unterliegen soll, wie Heimdalls Horn zuerst eine Kenning für das untere 'Horn' des Kreuzesbaumes sein und später doch wieder wie ein Heerhorn 'gleich den Posaunen der Engel' geblasen werden soll. Mit den von Detter-Heinzel (1903) vorgetragenen Deutungen hat sich Meyer hier noch nicht auseinandersetzen können: ist aber, wie mir unzweifelhaft erscheint, in der letzten Zeile das überlieferte *nu mun hon sǫkkvask* beizubehalten, so ist das Erscheinen Nidhǫggs in der letzten Strophe gewiß nicht von der christlichen Hypothese aus irgendwie verständlich. Und die berühmten Zeilen vom Mächtigen, Starken, der zum Gericht von oben her kommt, scheiden Detter-Heinzel mit guten Gründen, die sowohl von der Überlieferung als vom inneren Zusammenhang her genommen sind, aus.

Die Voluspa aus der Darstellung der übrigen Mythen herauszulösen und ihr ein eigenes Kapitel gerade mit der Überschrift, die er ihm gab, zu widmen, war für den Verf. das gute Recht wissenschaftlicher Überzeugung. Er fühlte wohl, wie eine Notiz auf S. 502 andeutet, daß er sich damit auf das Gebiet des Subjektiven, Allzusubjektiven begeben habe, aber es blieb ihm in der Tat anderes nicht übrig. Ich glaube jedoch nicht befürchten zu müssen, daß gerade dieser Abschnitt auf den Laien verführende Kraft ausüben und dadurch den Wert des Ganzen als einer gemeinfaßlichen Darstellung des heutigen Standes der deutschen Mythologie schädigen könnte.

Innsbruck. Josef Seemüller.

Franz Grillparzer, Sappho. Herausgegeben von Dr. Fr. Prosch. — Ein Bruderzwist im Hause Habsburg. Herausgegeben von Dr. A. Lichtenheld. — Libussa. Herausgegeben von Dr. A. Lichtenheld. — König Ottokars Glück und Ende. Herausgegeben von Dr. Fr. Prosch. — Der Traum ein Leben. Herausgegeben von Ferd. Zimmert. — Die Ahnfrau. Herausgegeben von Dr. Franz Streinz. — Das goldene Vließ. Herausgegeben von Dr. Franz Streinz. Graesers Schulausgaben klassischer Werke. Heft 61—68.

Wie zu erwarten war, hat sich mit Ablauf der gesetzlichen Schutzfrist für das Autorrecht eine reiche Fülle von Grillparzerausgaben auf dem Büchermarkt eingestellt: in billigen Gesamtausgaben, in billigen Einzelbänden dringt nun unser großer österreichischer Dichter in die weitesten Schichten des Volkes, denen bislang sein Ruhm hat genügen müssen, mit seinen Werken, mit seinem Selbst. Wieder wie vor einem Menschenalter, feiert er, und jetzt erst recht, seine Auferstehung. Auch die Schule darf sich nun Grillparzers Werke so zurechtlegen und aneignen, wie dies ihren Zielen am besten entsprechen mag. Die Verlagshandlung Karl Graeser & Ko., der neben der Firma Alfred Hölder, die freilich diese Spezialität nicht weiter gepflegt hat, das Verdienst gebührt, zuerst mit österreichischen Schulausgaben der modernen Klassiker hervorgetreten zu sein, hat nicht gesäumt, dem österreichischen Klassiker nach Möglichkeit gerecht zu werden und ihm, vorderhand wenigstens, die oben angeführten, gleichzeitig erschienenen sieben Bände zu widmen. Die äußere Ausstattung in Papier und Satz weist die bekannten Vorzüge der Graeserschen Sammlung auf. Was den inneren Wert betrifft, so waren gewiß alle Herausgeber vom besten Willen beseelt, Treffliches zu leisten; es finden sich Bände, die ganz und gar als gegen billigen Einwand gefeit gelten können, aber auch die anderen geben Zeugnis von der Gewissenhaftigkeit, der gründlichen Sachkenntnis und dem didaktischen Talent der Bearbeiter. Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß hin

und wieder Flüchtigkeiten und Versehen störend mitlaufen, wie sie bloß durch die Absicht, um jeden Preis die bestimmte Frist des Erscheinens einzuhalten, erklärt werden können.

Als der erste Band der Graeserschen Grillparzerausgabe hat die „Sappho" zu gelten, worauf neben der Zahl des Bandes der Umstand hinweist, daß gerade dieser Band unmittelbar vor der „Einleitung" zu dem Drama durch eine biographische Skizze des Dichters eröffnet wird. Sie nimmt sechs Seiten ein. Unter anderem ist daselbst über Grillparzers Vater zu lesen (S. III): „Dieser zählte zu jenen energischen, kraftvollen und selbstbewußten Naturen, wie wir sie in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts häufig finden: Männer, wie Ernst Moritz Arndt, Friedrich Maximilian Klinger und Schillers Vater". Wenn ich auch nicht überzeugt wäre, daß man auch vor der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts und nach derselben nicht minder häufig „energische, kraftvolle und selbstbewußte Naturen" gefunden hat und findet, so erschiene mir noch immer die chronologische Zusammenstellung von Johann Kaspar Schiller, geboren 1723, gestorben 1796, Klinger, geboren 1752, gestorben 1831, Arndt, geboren 1769, gestorben 1860, also dreier Männer, deren Geburtsjahre durch einen Zwischenraum von 46, deren Sterbejahre gar durch einen Zeitraum von 64 Jahren getrennt sind, nicht gerade am Platze. Wenn ferner ein Schüler (S. IV) liest: „Als im schweren Kriegsjahre 1809 Wien in die Hände der Franzosen fiel, verarmte sein (Grillparzers) Vater wegen des schlechten Geschäftsganges", so bildet er sich eine ganz falsche Vorstellung von den Verhältnissen: der finanzielle Niedergang des Advokaten Dr. Wenzel Grillparzer trat keineswegs so rapid ein. Den Höhepunkt in der Verdrehung und Verwirrung der Tatsachen bezeichnet jedoch nachstehender Satz (S. IV): „Auch als er 1813 (sic!) als unbesoldeter Hilfsarbeiter in der (sic!) Hofbibliothek eintrat, blieb er in dieser Stellung (nämlich Hofmeister in der Familie Seilern). In der Hoffnung, rascher vorwärts zu kommen, trat er in den Finanzdienst über und war seit 1813 im Hauptzollamte tätig. Aus dieser unangenehmen Stellung wurde er durch einen vornehmen Gönner befreit, welcher erfahren hatte, daß ein Sohn des von ihm hochgeachteten verstorbenen Rechtsanwaltes Grillparzer in kümmerlichen Verhältnissen lebe. Er wurde nun ins Finanzministerium übersetzt." Wie schon die Selbstbiographie sowie jede populäre Lebensbeschreibung des Dichters lehrt, sind hier zwei verschiedene Zeitpunkte sowie das Eingreifen Herbersteins und Stadions verwechselt und zu einer groben Unwahrheit verquickt worden. „Den Traum ein Leben" kann man nicht schlechtweg als „eine Frucht des Studiums der Spanier" (S. VI) charakterisieren und „Ein Bruderzwist in Habsburg" ist zwar ein vaterländisches, aber keineswegs „ein Trauerspiel aus der Heimat" (S. VI). Der Satz: „Besonders schmerzte es ihn, daß er weder eine Stellung in der Hof- noch in der Universitätsbibliothek erhalten

konnte“ (S. VI) entspricht nicht der Wahrheit, da ja Grillparzer an „einer“, d. h. einer Anstellung überhaupt in den genannten Bibliotheken nicht gelegen war. Von der Reise, die Grillparzer 1843 unternahm, lesen wir (S. VII), daß man „ihn für einen Bayern hielt und diese zu jener Zeit in Griechenland sehr verhaßt waren“; eine ganz knappe Motivierung dieses Bayernhasses für den Leserkreis dieser Schulausgaben wird vermißt.

Von der Flüchtigkeit, die nach Form und Inhalt in der biographischen Skizze an den Tag tritt, hält sich die Einleitung zur „Sappho“ löblicherweise frei. Wir erhalten verläßliche und eingehende Kunde über Entstehungsgeschichte des Werkes, über den Stoff des Dramas und dessen Behandlung. In dem Abschnitt über „Die Bedeutung des Dramas und Grillparzers überhaupt in der deutschen Literatur“ wird in sehr klarer, im besten Sinne des Wortes schulmäßiger Weise erörtert, warum Grillparzers Dramatik einen Schritt über die Klassiker hinaus, den Modernen zu, bedeute. Ebenso kann die Vergleichung der „Sappho“ einerseits mit Goethes „Iphigenie“, anderseits (in den Anmerkungen) mit „Tasso“ nur Anerkennung ernten. Auch das mannigfache Analoge in der chronologischen Aufeinanderfolge: bei Goethe „Götz“ — „Clavigo“, bei Grillparzer „Ahnfrau“ — „Sappho“, ist richtig erfaßt, jedoch die „geringe Personenzahl“ des zeitlich späteren Dramas entspricht wohl dem gegenseitigen Verhältnis der beiden Goetheschen, aber nicht der Grillparzerschen Werke. Die Anmerkungen zu den einzelnen Stellen sind vortrefflich. Akt II, Anm. 6 hätte die Stelle aus „Wallensteins Tod“ näher bezeichnet werden können. Akt IV, Anm. 5 halte ich nicht für richtig.

Um in der von der Verlagshandlung beliebten Reihenfolge zu bleiben, so kommen wir nun zum „Bruderzwist“ und zu „Libussa“. Die schwierigste Aufgabe war bei diesen beiden Alterswerken Grillparzers zu bewältigen und sie konnte nicht in berufenere Hände gelegt werden als in die eines so geschmackvollen Grillparzerkenners und bewährten Grillparzerherausgebers wie Dr. A. Lichtenheld. *Est aliquid*, der erste Kommentator von Werken zu sein, in denen sich selbst dem Verständnis des gebildeten Lesers auf Schritt und Tritt Schwierigkeiten entgegentürmen. In der „Libussa“, muß ich gestehen, sind die Schwierigkeiten so groß und der Charakter des Werkes überhaupt ist ein derartiger, daß ich ihr Fehlen in der Serie von Schulausgaben gar nicht vermißt hätte. Es ist keine Lektüre für die Jugend, selbst für die reifsten, die begabtesten Jünglinge nicht. Klassische Werke werden in den Schulen gelesen und müssen gelesen werden, trotzdem immer die Gefahr droht, daß der jugendliche Sinn für diese Werke abgestumpft wird, sie zu verstehen glaubt und später nicht mehr ansieht. Immer wieder sollte der Jugend eingeprägt werden, daß sie zwar diese Werke kennen lernt, daß sie aber noch weit entfernt ist, ihren Inhalt zu erschöpfen, den Inhalt von Werken, in denen

die auserlesensten Geister der Menschheit die reiche Erfahrung ihres Lebens nicht für Knaben und Mädchen, sondern für reife, hochgebildete Menschen niedergelegt haben; bei jeder Gelegenheit sollte in die jugendlichen Köpfe die Überzeugung gesät werden, daß der wahre Wert dieser herrlichen Werke sich erst in reiferen Jahren offenbare und daß man darum von Zeit zu Zeit immer wieder darnach greifen solle. Allein „Libussa" tritt allzu sehr über den Gesichtskreis der Jugend hinaus, wenn man auch nur berücksichtigt, welch großen Raum die Geschlechtsphilosophie in dem Werke einnimmt. Den „Bruderzwist in Habsburg" (nicht „im Hause Habsburg", wie das Titelblatt der Ausgabe angibt) freilich kann schon der Schüler mit Genuß und Belehrung lesen.

Der Herausgeber hat alles getan, um auf engem Raume das Verständnis der schwierigsten Dramen Grillparzers zu fördern, und die beiden Bände seien jedem Freunde der Dichtung und Verehrer unseres Dichters aufs nachdrücklichste empfohlen. Die Einleitung in den „Bruderzwist" ist ein Muster von zielbewußter, klarer und anziehender Verarbeitung eines sehr ausgedehnten Materials. Weniger Sorgfalt zeigt in der Form die gehaltvolle Einleitung zu „Libussa". Was die Einleitungen nicht schon vorweggenommen an Zusammenfassung von Einzelzügen und Übersicht der Motive, sowie sonst wünschenswerte Erklärungen bieten die gediegenen Anmerkungen in willkommener Fülle. Das Zitat S. XI und XIII im „Bruderzwist": 5, 48, 157, 386, so gesetzt unverständlich, würde durch das übliche V statt 5 sofort klar. Ebenda Akt I, Anm. 1 „Ring = Marktplatz. Die Bezeichnung hat sich noch an vielen Orten erhalten." Bloß in Städten, die von Slaven gegründet sind. Akt I, Anm. 5 findet sich ein Druckfehler im Geburtsjahr Khlesls, so daß dieser 5 Jahre alt schon Dompropst gewesen wäre. Akt III, Anm. 36 hätte bei Dukla der jedem Schüler aus der Geographie bekannte Duklapaß erwähnt werden können. Rücksicht auf lateinlose Schulen verlangt die Übersetzung des „*mea culpa*". Die Anmerkungen zur „Libussa" hätten noch vermehrt werden sollen und die Fassung der gegebenen muß bei einer Neuauflage hie und da eine Abänderung erfahren. Akt III, Anm. 46 ist unverständlich. Dem Hinweis 48 im Texte desselben Aktes entspricht keine Anmerkung. In der Einleitung zum „Bruderzwist" (S. V) fällt der Satz auf: „H. Laube, der Wiedererwecker Grillparzers, brachte auch den „Bruderzwist" zuerst im Wiener Stadttheater am 24. September 1872 auf die Bühne, dem dann die „Burg" am 28. Dezember 1872 folgte, um aber bald wieder zu verschwinden".

Seine Ausgabe von „König Ottokars Glück und Ende" eröffnet Dr. Prosch mit dem Epilog von Zedlitz, der bei der ersten Vorstellung des Trauerspiels gesprochen wurde. Derlei zeitgenössische Prologe und Epiloge sind literarhistorische Denkmäler von nicht zu unterschätzendem Wert, sie versetzen uns oft mit

einem Schlag in die Zeitstimmung. Dann folgt eine trefflich orientierende ausführliche Einleitung: I. Grillparzers Entwicklungsgang als Dramatiker bis zur Schöpfung des „König Ottokar". II. Entstehungsgeschichte des Dramas. III. Der geschichtliche Stoff. IV. Die Auffassung und Bearbeitung des geschichtlichen Stoffes durch den Dichter. V. Zeit und Ort der Handlung. VI. Der Erfolg des Dramas. An dieser Einleitung könnten höchstens Kleinigkeiten auszusetzen sein; so wäre wohl eine schärfere Präzisierung der schwachen Analogie zwischen dem Verhältnisse Napoleons zu Grillparzer und zu Goethe (S. VI) erwünscht, und geringfügige stilistische Abänderungen, wie z. B. im Satze (S. X): „Da Ottokar die im Norden eroberten Länder unter die Aufsicht des Deutschen Ordens stellte, so erwarb er sich an diesem eifrige Freunde, welche ihm auch in Ungarn, wo sich ihre Besitzungen gleichfalls ausdehnten, gute Dienste leisten konnten", oder (S. XIV): „...nach Gutdünken zusammenfaßte. Seinen Ottokar faßte er ...". Ein Anhang, der zwei Abschnitte aus Grillparzers Schriften enthält, gibt dem Schüler Gelegenheit, des Dichters Ansichten über das historische Drama authentisch, geradezu unmittelbar aus seinem Munde, zu vernehmen. Die Anmerkungen, bei denen sich der Herausgeber selbstverständlich, wie billig, an seinen Vorläufer in der Herausgabe dieses Werkes angeschlossen, aber auch selbständig weitergearbeitet hat, kommen durch Zusammenfassung des Ganges der Handlung, durch Aufmerksammachen auf die Charakterzüge der Personen dem Verständnis des Werkes als Ganzen zu Hilfe, erklären auch einzelne Wörter und Verse. Bei aller Vortrefflichkeit des Gegebenen wäre in jeglicher Hinsicht ein Mehr nicht von Übel gewesen. Von Wörtern und Stellen sind z. B. nicht erklärt: Großalmosenier, Hora, Leibgeding, Die ihren Altknecht freit auf ihr Gewerb, Reichsvereine, Getreue Gattin deines holden Gatten, Wappner, Kommittenten, Kompromiß u. v. a. Auch die grammatischen Eigentümlichkeiten des Dichters verlangen Berücksichtigung. Bei Ottokar von Hornecks Ehrung hätte auf Kaiser Max und Dürer hingewiesen werden sollen. Die Heranziehung von dem Schüler bekannten Werken übt der Herausgeber auch hier mit Geschick, jedoch die Vergleichung Ottokars mit Egmont liegt gar zu fern. Was soll zur Jagd auf Ribnik die Anmerkung, daß sich Ortschaften dieses Namens bei Landskron wie bei Mährisch-Neustadt fänden, wenn doch des Dichters Ribnik ohne Zweifel nur in der Nähe von Prag gedacht werden kann? Dafür wird man bezüglich anderer Orte auf „die beigegebene Karte" hingewiesen (Akt V, Anm. 3), die jedoch nicht beigegeben ist! Auch auf dem Titelblatt ist eine solche Beigabe nicht vermerkt. Der Widerspruch, Akt III, Anm. 5, den schon Lichtenheld vorbringt, hat nicht viel auf sich. Akt IV, Anm. 2: Wladiken. Das Wort, welches in der Einleitung zur „Libussa" (S. IX) mit Hajeks Worten richtig erklärt wird, bedeutet Herrscher; *vlada* Macht, doch auch Machthaber. Akt IV,

Anm. 7: „Aberwitz, Beziehung auf Benesch“, richtig: auf Berta. Akt IV, Anm. 13 den Vers: „Ist das mein Schatten? — Nun, zwei Könige!“ bin ich geneigt, ganz wörtlich zu erklären. Ottokar fühlt sich mit bitterer Ironie als einen Schattenkönig — ebenso ein Nichts, wie sein Schatten auf dem Boden. Im Texte — nicht allein in diesem Bande der Ausgaben — finden sich noch Druckfehler; so sind einzelne Verse ohne Grund in zwei Zeilen auseinandergerissen.

Ferdinand Zimmert vergleicht in seiner Einleitung zum „Traum ein Leben“ Grillparzers Darstellung mit der Erzählung Voltaires, erörtert dann den Grundgedanken des Werkes und führt aus, inwieweit der Traumcharakter in dem Inhalt zum Ausdruck komme. Diese psychologische Erörterung verdient besonders hervorgehoben zu werden, obwohl überhaupt alle Abteilungen der Einleitung, so auch die weiteren, über das Verhältnis des Werkes zur Gesamtwirksamkeit des Dichters und über die Aufnahme bei dem Publikum, den Zwecken einer Schulausgabe durchaus entsprechen. Das Gleiche gilt von den Anmerkungen. Mit vollem Recht räumt der Herausgeber der geflügelten Phrase, das Drama sei der österreichische „Faust“, keine Geltung ein. Ein eingeklebter Zettel macht aufmerksam, daß in den Anmerkungen alle Zitate von Seitenzahlen der Einleitung um 2 zu hoch gegriffen sind.

Die Einleitung von Dr. Streinz zur „Ahnfrau“ ist eine sehr gewissenhafte Arbeit auf Grund der bis November 1901, da die Handschrift fertig vorlag, vorhandenen und daselbst auch verzeichneten Literatur. Nach dem Bericht über die Entstehung der „Ahnfrau“ wird zunächst eine eingehende Vergleichung derselben mit den Romanen von Louis Mandrin, dann mit dem Romane „Die blutende Gestalt“ durchgeführt, im weiteren Verlaufe der Erörterung „Die Ahnfrau“ mit den romantischen Schicksalstragödien in Parallele gesetzt. Der Verf. hat diese Parallelen gründlich erfaßt und überzeugend klargelegt, dürfte aber dennoch in Einzelheiten den Vergleich ein bißchen zu weit getrieben haben. Pedantisch klingt die Bemerkung, „es erscheine nicht recht begreiflich, daß die Leichen Borotins und Bertas sofort nach dem Tode nach der Kapelle gebracht werden“. Wer fragt darnach! — Die romantische Schicksalsdramatik so ohneweiters kurz und bündig aus dem Geiste der Zeit zu erklären, geht nicht auf Rechnung des Verf., sondern seiner Gewährsmänner, denen er aber keineswegs zu glauben verpflichtet war. Zweimal wird statt J. *G.* Cotta J. *B.* Cotta gesetzt (S. XIX). Dschinnistan (S. III, Fußnote) versteht der Schüler nicht. S. XI lesen wir das unerhörte Wort Entsprechung, wo auch zwei Sätze nacheinander mit „Endlich“ beginnen. Ebenda sehen wir in nächster Nachbarschaft „Spucke“ und richtig „Spukgestalt“. Auch bekommen wir folgendes zu lesen: „Auf weiteres Befragen ließ er (Grillparzer) sich doch herbei, Schreyvogel den Plan zu seiner Ahnfrau zu erzählen, auf den er vor

drei Jahren zufällig geraten war. Da er (!) bereits bis auf die Einzelheiten durchdacht war usw." Die Anmerkungen sind wohl angebracht und förderlich.

Derselbe Herausgeber hat auch die Trilogie bearbeitet. Nachdem er Quellen und Stoff der Argonautensage umständlich mitgeteilt, zählt Streinz die dramatischen Bearbeitungen des Gegenstandes auf, wobei er freilich des Guten zuviel tut, wenn er sich (S. VII) folgende Fußnote gönnt: „Sophokles behandelte die Argonautensage in den *Κολχίδες*, *Σκύθαι* und *Ῥιζοτόμοι*, Euripides schrieb neben dem erhaltenen Drama Medea noch einen Aegeus; denselben Stoff hat vor ihm schon Xenophon aus Likyon, nach ihm Euripides der Jüngere, Diogenes, Dikaiogenes, Melanthios und Herillos behandelt. Parodien desselben Vorwurfes waren die Komödien des Strattis, Kantharus, Antiphanes und Eubulos. Aus der römischen Literatur sind uns Medeadramen von Ennius, Ovid, Pompeius Macer (in griechischer Sprache [NB. aus der römischen Literatur!]), Curiatius Maternus, Lucanus Dracontius und Bassus bezeugt." Was soll diese Konversationslexikon-Gelehrsamkeit? Was soll der Schüler mit der Menge ihm gänzlich unbekannter Namen? Ausführlicher bespricht der Herausgeber die Medeen von Euripides, Seneca, Corneille, Klinger, worauf sehr eingehend Grillparzers Trilogie unter fortwährender Rücksichtnahme auf die früheren Medeen sowie auf Klassik und Romantik usw. vorgenommen wird. Die ganze Einleitung wie auch die Anmerkungen sind ehrliche Arbeit eines trefflichen Pädagogen. Willkommene Zugaben bilden das Gedicht „Die tragische Muse" sowie der nach der ersten Aufführung des „Gastfreunds" und der „Argonauten" gesprochene Epilog, den ich aber, wie ich es in meiner Gesamtausgabe getan, lieber als zu Beginn der Trilogie zwischen die zweite und dritte Abteilung derselben stellen würde.

Wie in allen Ausgaben lauten auch hier die Verse im „Gastfreund" 295 ff.:

> Urplötzlich
> Umflammt mich heller Glanz und einen Mann
> In nackter Kraft, die Keule in der Rechten,
> Mit langem Bart und Haar, ein Widderfell
> Um seine mächt'gen Schultern, stand vor mir
> Und lächelte mit milder Huld mich an.

Nach dem Worte Mann steht der Hinweis 18), welchem die Anmerkung entspricht: „Beachte das Anakoluth!" Es muß auch so sein, wenn man den Text nicht ändert. Allein man zeige mir ein zweites solches Anakoluth bei Grillparzer! Und man erkläre mir, warum gerade hier das Anakoluth seine Berechtigung haben soll! Ich kann nicht anders und muß an dieser Stelle einen Schreib-, bezw. Druckfehler annehmen, und habe mir darum an dieser einen und einzigen Stelle von Grillparzers Werken in meiner Ausgabe derselben (Einzelabdruck des „Goldenen Vließes" auch Reclams

Universalbibliothek 4379) eine unbedeutende Konjektur gestattet, so daß jenes sonderbare Anakoluth beseitigt wird.

Indem ich schließe, drängt es mich noch einmal zu konstatieren, daß jeder billige Beurteiler die Graeserschen Grillparzerbände für eine anerkennungs- und dankenswerte Leistung erklären muß. Möge es der rührigen Verlagshandlung gelingen, ihre Grillparzerauswahl für den Gebrauch der Schule recht bald in gleich würdiger Weise zu vervollständigen und abzuschließen.

Lemberg. Dr. Albert Zipper.

Lehrbuch der französischen Sprache. Von G. Weitzenböck. I. Teil. 5., durchgesehene Auflage. Wien, Tempsky 1904. 171 SS. — II. Teil. *B.* Sprachlehre. 4., durchgesehene Aufl. Wien, Tempsky 1903. 89 SS.

Über Weitzenböcks Bücher ist es nicht notwendig, wie über Neulinge eingehend zu berichten. Sie sind im In- wie im Auslande rühmlichst bekannt und haben sich bereits ihren Platz erobert. Ein Beweis ihrer Brauchbarkeit ist es auch, daß sie, der I. Teil seit der 2., der II. Teil seit der 3. Auflage, ihre Form so gut wie unverändert erhalten konnten. Selbstverständlich ist jetzt die neue Rechtschreibung durchgeführt und sind, besonders in der „Sprachlehre", die „tolérances" berücksichtigt. Zum nicht geringen Vorteil der beiden Bücher, namentlich der „Sprachlehre", ist der kleine Druck durch größeren ersetzt. Sonst weist der „I. Teil" gegenüber der 2. Auflage nur eine geringe Vermehrung der Übungen, einige kleine Ergänzungen in den Regeln und ein neu hinzugekommenes Stück (Nr. 58) auf, die „Sprachlehre" noch einige kleine Weglassungen und Änderungen, welche durch eine größere Rücksichtnahme auf den modernen Sprachgebrauch oder auf die Unterrichtspraxis bedingt waren. Anlage und Durchführung der beiden Bücher sind jedoch dieselben geblieben.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

English Grammar with Exercices by E. Nader, Ph. Dr. Vienna, Alfred Hölder 1903. VI u. 224 SS. Price: sewed 2 K 74 h, bound 3 K 24 h. (Lehrbuch der englischen Sprache für Mädchenlyzeen und verwandte Lehranstalten, II. Teil.)

Auf eine englisch geschriebene Einleitung über die Geschichte der englischen Sprache folgen die deutsch geschriebenen Kapitel der Formenlehre, Syntax und Interpunktion, die aus der bekannten „Grammatik der englischen Sprache von Nader-Würzner" mit einigen Änderungen herübergenommen sind. Da aber für die oberste Klasse

der Mädchenlyzeen im englischen Unterricht das Englische als Unterrichtssprache vorgeschrieben ist, sind unter dem Strich die meisten Regeln auch in englischer Sprache mitgeteilt. Der Abschnitt über die Wortbildung (S. 39—47) ist erweitert und zum Teil englisch abgefaßt. Neu ist der Anhang 1 (S. 158—180) mit folgendem Inhalt: A. *Synonyms.* B. *Some Remarks on Letter-Writing.* C. *Versification.* D. *The Seasons (Description of Hölzel's Pictures).* Der Anhang 2 (S. 181—217) bringt die schon in Nader-Würzners Grammatik enthaltenen „Grammatischen Aufgaben", „Aufsatzübungen" und „deutschen Übungsstücke zur Rückübersetzung", nur in etwas erweiterter und teilweise veränderter Form.

Im Begleitworte zu diesem Buche (S. III) schreibt der Verf., daß die englischen Regeln den deutschen Text der Grammatik nicht immer sklavisch genau wiedergeben. Wenn hier bloß die Form gemeint ist, so kann man dagegen nichts einwenden, aber es kommt auch hie und da eine Abweichung im Inhalte vor, was wohl nicht gebilligt werden kann. Man vergleiche z. B. S. 27: „Einfacher Schlußkonsonant nach einfachem betonten Vokal wird vor den Endungen *ed, ing* verdoppelt" mit „*A final consonant, preceded by an accented short (!) vowel, is doubled before e and i*", (S. 60) „*Plenty of* (eine Menge) und *part of* (ein Teil) stehen in der Regel ohne Artikel" mit „The indefinite article is left out before *plenty of, part of*", S. 79 „*Each other* bezieht sich gewöhnlich auf nur zwei Wesen", mit „*Each other* is used of two agents and objects". Auffallend ist es auch, daß der Ausdruck „Präteritum" über dem Strich nur mit *Imperfect Tense* (S. 18, 23, 24), unter demselben stets mit *preterite* (S. 24, 26, 95, 96, 104, 108) wiedergegeben wird. Sonst ist zu bemerken, daß neben *contents, wages* (S. 10) auch *content, wage* vorkommen, daß *business* (S. 11) auch im Plural stehen kann, daß *elder, eldest* nicht nur „attributiv" gebraucht werden (S. 13), daß das Verbum *to dare* als regelmäßiges, schwaches Verbum nicht nur „herausfordern", sondern auch „wagen" bedeutet, ferner daß Komposita, wie *thereupon, therewith, whereof, whereupon, whereat* nicht „nearly obsolete" (S. 35), sondern in der literarischen Sprache noch jetzt gang und gäbe sind.

Die Fassung der meisten Regeln ist korrekt. Eine Ausnahme bildet nur § 298 (S. 106): „Das Verbum des Finalsatzes steht mitunter im Konjunktiv; meistens aber wird es umschrieben, u. zw. nach *that* durch *may, might*, nach *lest* durch *should*" (besser ist die englische Fassung „commonly, however, *may, might, should* are used to paraphrase the subjunctive", da sich nach *that* auch *should* und nach *lest* auch *may, might* findet). Mangelhaft ist auch folgende Bemerkung (S. 90): „Statt *much* sagt man besonders in der Umgangssprache auch *a great deal of* (für Sing.), *a lot of, lots of, a great many* (für Plur.)". Für den Plural dient doch nicht *much*, sondern *many!*

Druck und Ausstattung des Buches sind tadellos. — Wenn dem Buche ein Vorwurf gemacht werden könnte, so wäre es der einer zu großen Ausführlichkeit, indem der Verf. sich bestrebt, seine Schüler und Schülerinnen nicht nur in das ganze so umfangreiche Gebiet der Syntax, sondern auch in die Stilistik, Phraseologie und Wortkunde (s. z. B. die Kapitel über die Präpositionen und Konjunktionen!) einzuführen. Im praktischen Unterricht kann aber, wenn auch den Anforderungen in Bezug auf Lektüre, Konversation und die schriftlichen Arbeiten Genüge geleistet werden soll, kaum die Hälfte des von Nader zusammengetragenen grammatischen Stoffes durchgenommen werden.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

J. Kaerst, Die antike Idee der Ökumene in ihrer politischen und kulturellen Bedeutung. Leipzig, B. G. Teubner 1903. 34 SS. 8°.

Diese aus einer akademischen Antrittsvorlesung entstandene geschichtsphilosophische Abhandlung erörtert das erste Auftreten kosmopolitischer Anschauungen in Griechenland, bei den Römern und im Christentum. Auf geographischem Gebiet, als Bezeichnung für die bewohnbare Erde entstanden, gewinnt nach K. der Begriff der Ökumene in der griechischen Philosophie zuerst den Inhalt einer die staatlichen und nationalen Schranken durchbrechenden Gemeinsamkeit, dessen Verwirklichung dann von Alexander und den Römern auch politisch erstrebt wird. K. meint, daß die Wurzeln dieser Anschauung trotz des bestehenden Gegensatzes in der hellenischen Polis zu suchen seien und daß der mit dem Kosmopolitismus zusammenhängende Gedanke einer alle Mitglieder der großen Weltgemeinschaft verpflichtenden Lehre schon in der Idealphilosophie, besonders der Platons, vorgebildet war. Solche weitgehende Abstraktionen sind auf philosophischem Gebiete gewiß vorhanden, ja sogar bei den ionischen Hylozoisten schon zu beobachten, bei denen der Begriff der Ökumene, wenn auch noch nicht mit der Ansicht von der Kugelgestalt der Erde verbunden, ebenfalls schon auftritt. Daß aber solche Anschauungen im politischen Leben wirksam geworden seien, daß insbesondere Alexander d. Gr. die Weltmeere zu gewinnen trachtete, weil er in seiner Herrschaftsorganisation den Begriff der Ökumene habe verwirklichen wollen, daß also Alexander und die Römer solche philosophische Abstraktionen zu verwirklichen strebten, glaube ich nicht. Die griechischen und römischen Eroberer sind aus härterem Stoff als der feinsinnige Interpret weltbeherrschender Ideen, der in diesem Vortrage das Wort genommen hat.

Graz. Adolf Bauer.

Ernest Lavisse, Histoire de France depuis les origines jusqu'à la révolution. Tome cinquième, II: La lutte contre la maison d'Autriche. La France sous Henri II. (1519—1559) par Henry Lemonnier. 380 SS. 4°. Tome sixième, I: La Réforme et la Ligue — L'Édit de Nantes (1559—1598) par J. H. Mariéjol. 429 SS. 4°. Paris, Librairie Hachette & Cie. 1904.

Die vorliegende zweite Hälfte des fünften Bandes bringt zunächst die Geschichte Franz I. zum Abschlusse und schildert hierauf die Regierung Heinrichs II. In fünf umfangreichen Kapiteln: 1. Karl V. und Europa, 2. Pavia und Madrid, 3. Der Triumph Karls V., 4. Die Politik Montmorencys und 5. Das Ende Franz I. wird das große Ringen der beiden Hauptmächte Europas in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts dargestellt. Jedes einzelne Kapitel ist sorgsam in Unterabteilungen gegliedert, wodurch das Ganze der Darstellung an Klarheit und Übersichtlichkeit gewinnt. So wird uns im ersten Kapitel das Kreuzzugsprojekt von 1518, die Kaiserwahl Karls V. und eine gute Charakteristik dieses Monarchen geboten. Das zweite Kapitel enthält fünf Abschnitte: Die Diplomatie Franz' I. in den Jahren 1520 und 1521, die Eröffnung des Krieges, die Verschwörung Bourbons, die Campagne von Pavia und die Gefangenschaft Franz' I. und den Frieden von Madrid. Ähnlich ist die Gliederung in den folgenden Kapiteln. Die Darstellung ist eine streng sachliche, man könnte sie, hält man die Persönlichkeit Franz' I. im Auge, fast eine trockene nennen. Von Quellen und Hilfsschriften wird nur das allernotwendigste genannt, so kommt es, daß das Verzeichnis weder den Namen Rankes, noch die jüngere Reihe der deutschen Reichstagsakten nennt, von neueren Arbeiten zur österreichischen Geschichte ganz zu schweigen. Da das Buch außer für einen allgemeinen Leserkreis doch auch für Freunde und Studierende der Geschichtswissenschaft bestimmt ist, wäre es angezeigt gewesen, wenigstens auf die dem Autor gewiß sehr gut bekannten Bibliographien zu verweisen, in denen man die übrige Literatur findet. Der deutsche Leser wird aus dem Buche viel lernen können: ist es doch schon von Vorteil, den welthistorischen Kampf der beiden Gegner einmal genauer in französischer Beleuchtung zu sehen. Das nächste Buch, die Regierung Heinrichs II. enthaltend, gibt eine Schilderung seines Hofes, die letzten Kämpfe gegen Karl V. und den Kampf gegen Philipp II. Sehr ausführlich wird in dem folgenden Buche die Entstehung und Ausbreitung des französischen Calvinismus behandelt. Auch hier ist bei den Literaturvermerken nur eine Auswahl getroffen. Abgesehen von den älteren Darstellungen eines Schlosser, Henry, Polenz u. a. fehlen neuere wie Gothein u. a. — Mit großem Interesse wird man in den beiden letzten Büchern die geistige Entwicklung Frankreichs im 16. Jahrhundert und die Ausführungen des Verf.s über die französische Literatur und Kunst in diesem Zeitraume verfolgen.

Der nächste Halbband aus der Feder Jean H. Mariéjols bringt die Zeit der Reformation in Frankreich zum Abschluß. Der Verf. hat seinen Gegenstand sachgemäß in vier Bücher gegliedert, von denen das erste die Vorspiele des Religionskrieges, das zweite die Kriege unter Karl IX., das dritte die Regierung Heinrichs III. und das vierte jene Heinrichs IV. bis zum Edikt von Nantes schildert. Die Darstellung ruht auf einer guten Kenntnis des einschlägigen Quellenmaterials und ist auch hier eine streng sachliche. Die Literaturangaben könnten sowohl bei den Hugenottenkriegen im allgemeinen als besonders für die Bartholomäusnacht und einige andere Punkte vollständiger sein, indes galt es hier Maß zu halten, da die Grenze des unbedingt Notwendigen nicht leicht zu finden ist. Sorgsam sind auch die Beziehungen Frankreichs zum Ausland behandelt. Die Ausstattung ist in beiden Halbbänden eine treffliche.

Graz. J. Loserth.

Gindelys Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die oberen Klassen der Gymnasien, bearbeitet von Dr. F. M. Mayer. III. Bd.: Die Neuzeit. Mit 46 Abbildungen. 10., verb. Aufl. Inhaltlich unveränderter, nach der neuen Rechtschreibung hergestellter Abdruck der mit dem Erlasse des k. k. Ministeriums für Kultus u. Unterricht vom 29. August 1901, Z. 25563 approbierten 10. Auflage. Wien, Verlag von F. Tempsky 1902. Preis geh. 2 K 90 h, geb. 3 K 40 h.

Schulrat Chr. Würfl unterzog die neunte Auflage des Lehrbuches der allgemeinen Geschichte von Gindely-Mayer, Neuzeit, in der Gymnasialzeitschrift 1897, S. 66 ff. einer eingehenden Besprechung. Die zehnte Auflage, erschienen 1900, benützte diese Anzeige und nahm auch anderweitige Veränderungen im Lehrtexte vor, weswegen die hohe Unterrichtsverwaltung diese zehnte Ausgabe allein zum Schulgebrauch gestattete und die frühere als Lehrmittel ausschloß. Mit Erlaß vom 24. Februar 1902, Z. 36.991 veröffentlichte das Ministerium f. Kultus u. Unterricht eine neue, veränderte Auflage der „Regeln für die deutsche Rechtschreibung nebst Wörterverzeichnis". Die gleichzeitig erfolgte Vorschrift, die Lehrbücher und Lehrmittel innerhalb fünf Jahre nach der neuen Rechtschreibung umzuändern, bewog den Bearbeiter des Gindelyschen Lehrbuches, die „Neuzeit" bereits 1902 herauszugeben, ohne den Inhalt der 1901 approbierten Auflage irgendwie zu ändern. Diese 10. Auflage war bereits 1900 ediert, also im Schlußjahre des 19. Jahrhunderts; daraus erklärt sich, daß dieser Lehrtext von 1902 das 19. Jahrhundert gegebenenfalls „unser" Jahrhundert heißt (S. 307). — Der Inhalt des Buches hielt sich genau an die Instruktionen von 1900 und bedarf daher keiner eigenen Skizzierung. Es ist zu loben, daß der vorliegende Lehrtext die Geschichte der Neuzeit von 1492 an enthält und nicht mit dem Beginne des 30jäh-

rigen Krieges anfängt; denn es wird bei der Behandlung der Geschichte von 1618 an oft notwendig sein, auf das Vorhergegangene zu verweisen, da ja dort die Wurzeln dieses traurigsten Krieges der Neuzeit zu suchen sind und weil es wohl selten vorkommen wird, das Lehrziel des VI. Kurses bis 1618 zu erschöpfen. — In Rücksicht auf die neue Rechtschreibung und wegen des Ausschlusses der früheren Auflage aus dem Unterrichte wurden die 10. und 9. Ausgabe einer genauen Vergleichung unterworfen; falls dabei auf Unbedeutendes aufmerksam gemacht wird, wolle dieses nicht als Kleinigkeitskrämerei angesehen werden, sondern als ein Bestreben, der Jugend nur das Beste bieten zu wollen.

Die neue Rechtschreibung ist ziemlich genau berücksichtigt worden. Der oben erwähnte Min.-Erlaß bemerkt: „Wo das Wörterverzeichnis Doppelschreibungen aufweist, wie Circular und Zirkular, Codex und Kodex usw., ist im Sinne der im § 34 des Regelbuches enthaltenen Bemerkungen vorzugehen und sind demgemäß die neuen Schreibweisen zu bevorzugen, also Zirkular, Kodex usw." Diese Ausgabe weicht hierin in einzelnen Fällen [1]) ab. Das neue Regelbuch bestimmt ferner § 24, 9: Sind die einzelnen Sätze einer Satzverbindung mit und verbunden, so steht kein Beistrich. Gegen diese neue Bestimmung kommen wiederholt Verstöße [2]) vor. Nach Bestimmung des § 22 (Silbentrennung) 1 *b* muß (S. 74, Z. 1 o.) stehen: Emp-findung. — Laut Wörterverzeichnisses (große Ausgabe S. 84) war zu schreiben: zu Hilfe (statt zu hilfe, z. B. S. 55, 57, 62, 79 [zweimal]; Z. 8 o. richtig: zu Hilfe) und a. a. O. — Der Gruppierung nach im allgemeinen und einzelnen sowie bezüglich des Inhaltes stimmen die 10. und die 9. Auflage überein. Da und dort sind zwei Absätze in einen verwandelt worden, z. B. S. 11; der eine oder andere Satz ist etwas der Form nach verändert oder an passenderer Stelle eingefügt worden, z. B. Quesnay früher S. 146 bei der Behandlung der französischen Revolution, nun (§ 40) bei der „Literatur der Aufklärung". Einen entschiedenen Fortschritt bedeutet die Behandlung der Ursachen der französischen Revolution (§ 53) sowie § 94 „Die Erfindungen der Neuzeit". Die wichtigsten geschichtlichen Ereignisse des jüngsten Dezenniums (z. B. Loubet, Präsident 1899) fanden Berücksichtigung, während die Zeittafel als letztes Ereignis den Tod Alexanders III. von Rußland erwähnt und die „Übersicht" die

[1]) Konsequent sollte stehen: Domini*k*aner (S. 6 u. 45), Fran*z*is*k*aner (S. 45) (richtig S. 48 Fran*z*is*k*a), *K*lara (S. 42 u. 43), *Z*ivilerbrecht (S. 75), Produ*k*tivgüter (S. 203), *z*ivilisiert, *Z*ivilisation (S. 93 u. 216), en*z*yklopädisch (S. 104), *K*onstantin und *K*onstantinopel (S. 29, 96, 180 u. 276), Fresken*z*y*k*len (S. 278), *Z*y*k*lus S. 291), Li*z*en*z*en (S. 164).

[2]) S. 71, Z. 8 u.; S. 84, Z. 13 u.; S. 108, Z. 14 o.; S. 115, Z. 16 u.; S. 121, Z. 2 o.; S. 122, Z. 19 u.; S. 130, Z. 14 o.; S. 136, Z. 1 o.; S. 139, Z. 3 u.; S. 141, Z. 19 o., Z. 11 u., 2 u.; S. 142, Z. 1 u.; S. 143, Z. 15 u.; S. 144, Z. 4 o.

Thronbesteigung Nikolaus II. (1894) berührt. Die „Erläuterungen zur Kunst- und Kulturgeschichte der Neuzeit“ fanden eine vollständige u. zw. nach Inhalt und Form ausgezeichnete Neubearbeitung, bezw. Erweiterung. Dieser ganz separate Teil, in der früheren Auflage in 37 Seiten abgetan, erstreckt sich nun von S. 238 bis S. 303; die Abbildungen stiegen von 24 auf 46 Nummern, während der Lehrtext, einschließlich Zeittafel und Übersicht, von 255 SS. auf 237 zurücksank, da manches weniger Wertvolle fortblieb. Der Preis des Buches stieg von 3 K 20 h (9. Aufl.) auf 3 K 40 h (10. Aufl.). — In stilistischer Beziehung ist der Bau korrekt, doch keine Musterleistung; nicht selten kehren dieselben Wörter und Redeweisen wieder. Hiezu gehört das oftmals wiederkehrende Bindewort „mittlerweile“. Ganz eigentümlich mutet an, was nach diesem Lehrtexte alles „zahlreich“ vorkommt. Da gibt es: Zahlreiche Tempelruinen (S. 5), zahlreiche Tempel und Paläste (S. 5), zahlreiche Städte, zahlreiche Bistümer (S. 6), zahlreiche Nachfolger (S. 13), zahlreiche Lustspiele (S. 13), zahlreiche Teilungen (S. 20), zahlreicher Anhang (S. 21), zahlreiche Anhänger (S. 27 zweimal, S. 28), zahlreich verbreitet (S. 28), zahlreiche Bauten (S. 36) usw. usw. Aus den angeführten Daten ergibt sich, daß die beiden Auflagen im wesentlichen übereinstimmen, denn die Erläuterungen zur Kulturgeschichte bilden einen ganz selbständigen Teil, während die anderweitigen Abänderungen und Einschaltungen nicht wesentlichen Wertes sind. Der Ref. unterzog, wie bemerkt, beide Auflagen bis ins Einzelnste einem genauen Vergleich und kam zur Ansicht, daß der Gebrauch der früheren Auflage neben der 10. den Unterricht nicht bedeutend stört, falls dem Fachprofessor beide Auflagen ziemlich genau bekannt sind. Im Untergymnasium müssen die Lehrtexte möglichst übereinstimmen; dies aber ist beim geschichtlichen Unterrichte in den oberen Klassen nicht so notwendig, denn hier bildet das Schulbuch nur einen Behelf, da nach den Instruktionen (2. Aufl., S. 175 ff.) der freie, lebensvolle Vortrag des Lehrers die Hauptgrundlage des Lehrverfahrens abzugeben hat. Sache des Vortragenden ist es daher, auf Abweichungen gegebenen Falles aufmerksam zu machen. Warum daher der Gebrauch der 9. Auflage neben der 10. verboten wurde, leuchtet dem Ref. nicht ganz ein; es verursacht nur Geldauslagen.

Der Pragmatismus der geschichtlichen Entwicklung tritt entschieden zu wenig hervor, obwohl gerade hierin das Hauptinteresse des Geschichtsstudiums liegt und das tiefere Eindringen ein dauerndes Erbe bleiben sollte.

Der nach der Herausgabe dieses Lehrbuches erfolgte Ministerial-Erlaß vom 12. März 1902, Z. 3330 verlangt, daß die zum Lehrgebrauche allgemein zugelassenen, in 2. oder 3. Auflage erschienenen und somit wiederholt revidierten Lehr- und Lesebücher durch mindestens fünf Jahre in unveränderter Auflage zu erscheinen haben, sehr wichtige Fälle ausgenommen. Neue Auflagen, die nur

durch geringe, jedoch sachlich begründete Änderungen im Texte notwendig werden, sind nach Tunlichkeit stets derart einzurichten, daß der gleichzeitige Gebrauch früherer Auflagen nicht ausgeschlossen wird und daß die notwendigen Textverbesserungen durch die Schüler leicht und anstandslos ausgeführt werden können. Die Ansicht des Ref. von der Unnotwendigkeit, die frühere Auflage vom Unterrichtsgebrauche auszuschließen, entspricht daher auch dem Geiste dieser Verordnung. Nachdem aber das Verbot dieser Benützung besteht, hätte die Verbesserung der neuen Ausgabe eine viel gründlichere sein sollen und können, wie sich aus den folgenden Ausstellungen ergibt. — Passende Literatur ist nicht konsequent erwähnt; bald fehlt die Anzahl der Bände oder die Angabe der Auflage, bald wiederum das Datum der Ausgabe. — § 3 lautet: Die Entdeckungen durch die Portugiesen und die übrigen Nationen Europas. Der Text selbst bringt (S. 8) die erforderliche Einschränkung mit dem Ausdrucke „die übrigen seefahrenden Nationen", was nicht dasselbe bedeutet; 'Nationen' werde besser durch 'Reiche' ersetzt. — § 6 heißt: „Leo X. und die Blütezeit der Kunst und Poesie in Italien"; in diesen Paragraph ist auch die 'Geschichtsschreibung' eingeschoben, weswegen Inhalt und Aufschrift sich nicht vollkommen decken; es könnte heißen: „Leo X. und das Geistesleben oder die Kulturverhältnisse in Italien". — Bei § 11: „Zwingli und *K*alvin" sind die „späteren religiösen Spaltungen" auszuschalten und an geeigneterer Stelle einzufügen, die Jansenisten z. B. in den § 17 „Der niederländische Aufstand" oder noch besser § 40 „Die Literatur der Aufklärung", wo auch der Quäker, Herrnhuter gedacht werden kann. Die Altkatholiken können § 91 berührt werden. — Da Skandinavien nur Schweden und Norwegen, nicht aber auch Dänemark bedeutet, so laute § 22: „Die Reformation und ihr Sieg in Nordeuropa oder in den nordischen Reichen. § 30 ist wohl im Texte (S. 67), nicht aber im Inhaltsverzeichnisse (V) datiert. — S. 7 werde die Länge einer spanischen Meile angegeben.

Die gegenseitige Beeinflussung der alten und neuen Welt ist dürftig berührt (S. 6). — Nicht Geldmangel allein verhinderten den König Maximilian den Römerzug zu unternehmen, sondern auch die Umschließung des Ausganges aus Tirol bei der Veroneser Klause durch die Venetianer (S. 9). — Nach 'Eifer' entfalle (S. 9, Z. 15 v. o.) der Beistrich. — Der Görzische Länderanfall an Max I. ist (S. 10) nur zum Teile erwähnt. — Die 1515 verabredete Doppelheirat kam 1521 zustande; es ist nicht nötig, diese Vermählung zweimal zu erwähnen, nämlich S. 11 und S. 28. — Da S. 22 bemerkt wird, die Franzosen seien 1528 aus Genua vertrieben worden, so stehe S. 12, daß die Genuesen infolge der Niederlage bei Marignano Frankreichs Oberhoheit anerkennen mußten. — S. 15 befindet sich die Angabe: Papst Julius II. griff behufs Vergrößerung des Kirchenstaates zu „Gewaltmitteln aller Art". Das ist eine zu starke Behauptung; zu den Gewaltmitteln z. B. Ludwigs XI.

und XIV. griff er denn doch nicht. Auch die Angabe, die Aufmerksamkeit Julius II. und Leos X. sei auf die Beseitigung der Mißbräuche nicht gerichtet gewesen, bedarf einer Einschränkung. Es entspricht der Wahrheit zu bemerken, daß beide diesbezüglich zu wenig taten. — S. 14, Z. 7 u. steht 'husitisch', S. 15, Z. 4 u. 'Hussitismus'.

Zur Erklärung der kirchlichen Revolution, genannt Reformation, müssen die sozialpolitischen, wissenschaftlichen, künstlerischen und religiösen Verhältnisse jener Zeit prinzipiell schärfer gefaßt werden; das S. 17 und S. 19 über die sozialen Zustände Gesagte muß bei den Ursachen zur Reformation S. 14/15 eingefügt werden. — Das „nur" der Teilhaftigkeit am Ablasse wegen der Geldgabe (S. 15, Z. 2 u.) ist nicht richtig; man lese bloß die Ausschreibungsbulle des Papstes; daselbst sind ausdrücklich bestimmte Kategorien von der Entrichtung eines Geldbetrages entbunden. — Man betone endlich, wie Luther prinzipiell infolge seiner Ansicht über die Unfreiheit des menschlichen Willens und über die Rechtfertigkeit durch den Glauben allein, ohne des Gesetzes Werke, mit dem Wesen des Ablasses in Konflikt kommen mußte und bei seiner Einseitigkeit und Starrköpfigkeit darauf beharrte. Bezüglich seiner Sola-fides-Theorie schrieb er bereits 1516 einem Mitbruder: *Maledictus, qui hoc non credit.* Für ihn war die Ablaßpredigt die willkommene Veranlassung, um loszuschlagen. — Der Ausdruck 'Feldherr' charakterisiert den Kardinal Ximenes richtiger als das Wort 'Krieger' (S. 17). Zwischen der Ankunft Karls V. in Spanien und dem Tode des Kardinals Ximenes, sowie der Reise des Königs nach Deutschland vergehen nahezu drei Jahre; daher bleibe (S. 18, Z. 5 o.) 'darauf' aus. Daselbst stehe: „Infolge des Sieges bei Villalar nahm der königliche Absolutismus immer mehr zu, wofür bereits Ferdinand und Isabella den Grund gelegt". — Die Stimmung des gewöhnlichen Volkes, der Städter und des niederen Adels gab den Ausschlag, daß die Kurfürsten endlich den Habsburger Karl V. wählten. S. 18, Z. 21 u. bleibe „ein Jahr nach seiner Wahl" als selbstverständlich aus; es genügt „der erst im Oktober 1520 gekrönt wurde". — S. 14 Luthers Widerruf vor Kardinal Kajetan lautet: „Ich Bruder Martin Luther, Augustiner-Ordens, bezeuge, daß ich verehre und folge der heiligen Römischen Kirchen in allen meinen Reden und Taten, gegenwärtigen, vergangenen und zukünftigen. Falls ich aber zuwider oder anderes geredet, so will ich, daß solches für nicht geredet solle erachtet werden". Dieser Widerruf ist einfach Tatsache, die man aus dem Leben Luthers nicht wegleugnen kann. Aus diesem Grunde muß (S. 18, Z. 16 u.) „auch jetzt" fortbleiben, weil eben dies auf 1518 in Augsburg (S. 16) anspielt. — Die abgekartete Entführung Luthers auf die Wartburg werde kurz abgetan, nicht aber in 8 Zeilen, wie hier (S. 18). — S. 19, Z. 9 u. stehe 'tö*d*lich'. — S. 20 steht: „Endlich trug auch die falsche Auffassung der Flugschrift Luthers

'Von der Freiheit eines Christenmenschen' zur Erhebung der Bauern bei". Das heißt mit anderen Worten: Luthers Ansicht über „die Freiheit des Christenmenschen" ist zwar ganz richtig, aber die Bauern faßten sie falsch auf, die Bauern verstanden dieselbe nicht! Zugegeben, daß Luther die Tragweite seiner mehr als gewagten Äußerungen nicht überschaute; tatsächlich führten aber diese Ansichten zur Revolution und die aufständischen Bauern sahen in Luther nur zu folgerichtig ihren Vater. Luther selbst behauptet, er habe 100000 Bauern erschlagen. Die Beweise hiefür ersehe man z. B. aus Janssens Geschichte des deutschen Volkes, II. Bd. Die soziale Revolution, drittes Buch. Übrigens ist Luthers „Ermahnung zum Frieden" hier mehr zu berücksichtigen.

(Fortsetzung folgt.)

Hall (Tirol). P. Adjut Troger.

Deckert E., Nordamerika. Mit 130 Abbildungen im Text, 12 Kartenbeilagen und 21 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. 2. Auflage. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut 1904.

Sievers W., Asien, eine allgemeine Landeskunde. 2., neu bearb. Auflage. 1. Heft. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut 1904.

Bereits in der ersten, vor genau zehn Jahren erschienenen Auflage der Allgemeinen Landeskunde von W. Sievers hatte E. Deckert Nordamerika und Mexiko bearbeitet. Die Teilung des Bandes Amerika in zwei Teile ermöglichte es ihm, seine Darstellung nunmehr auf eine breitere Grundlage zu stellen. Daß ein Zeitraum von zehn Jahren genügte, um bei dem gewaltigen Aufschwunge, den inzwischen die landeskundliche Forschung gerade in Nordamerika nahm, die Forderung nach einer Neubearbeitung des Stoffes zu einer unabweislichen zu gestalten, ist selbstverständlich. Der geänderte Plan des ganzen Sieversschen Werkes bot dem Verf. die erwünschte Gelegenheit, seine Arbeit wieder auf die Höhe der Zeit zu bringen. Dabei kam ihm vor allem der Umstand zu statten, daß es ihm unterdessen auch gegönnt gewesen war, durch eigene Anschauung die behandelten Gebiete gründlich kennen zu lernen und durch eigene intensive Forscherarbeit selbst zur Gewinnung neuer Erkenntnisse wesentlich beizutragen. Daß unter diesen Verhältnissen von dem Texte der früheren Ausgabe nur wenig aufrecht erhalten werden konnte und mithin auch der Band Nordamerika als ein durchaus neues Buch betrachtet werden muß, leuchtet ohneweiters ein. Der Verf. unterscheidet nunmehr sieben geographische Einheiten: das laurentische Land, das appalachische Bergland, das südöstliche Niederland, Mexiko, das mittlere Cordillerenland, das kanadisch-alaskische Cordillerenland und die Bermudasinseln. Das appalachische Bergland

wird wieder in einen südlichen, westlichen und nördlichen Teil zerlegt. Das mittlere Cordillerenland zerfällt in das Felsengebirge, die pazifischen Landschaften und in die Praerientafel. Unter der Bezeichnung kanadisch-alaskisches Cordillerenland wird das Kanadische Cordillerenland, die Saskatschewan-Praerie, das Mackenzie-Becken und Alaska zusammengefaßt. Bilden die Erforschungsgeschichte und die allgemeine Übersicht die Einleitung, so die Schilderung der Staaten als politischer Gemeinwesen und Wirtschaftsgebiete den Schluß. Auch in Hinsicht des Bilderschmuckes und der Karten hat das Werk reichen und wertvollen Zuwachs erhalten. Es ist mit einem Worte ein vortreffliches Buch, das in der Wissenschaft ebenso wie unter den Handbüchern einen ehrenvollen Platz einzunehmen durchaus berechtigt ist.

Fast gleichzeitig mit seiner Vollendung trat auch das erste Heft der zweiten Auflage von Asien, wie in der ersten von W. Sievers bearbeitet, an die Öffentlichkeit. Die zwischen den beiden Ausgaben verstrichene Zeit ist sogar nach etwas größer als bei dem Bande Amerika. Das allgemeine Interesse, das sich gerade in der neuesten Zeit infolge der wissenschaftlichen Erforschung, sowie der politischen Vorgänge im fernen Osten in hervorragender Weise auf Asien konzentriert, bereitet dem Werke, das ein zuverlässiger Führer in allen geographischen Fragen zu werden verspricht, einen günstigen Boden vor. Die Zerlegung in geographische Einheiten konnte sich, wenn auch in anderem Sinne, an die bereits früher bei der Beschreibung der Oberflächenformen eingehaltene Reihenfolge unmittelbar anlehnen.

Wien. J. Müllner.

G. Lejeune-Dirichlets Vorlesungen über die Lehre von den einfachen und mehrfachen bestimmten Integralen. Herausgegeben von G. Arendt. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn 1904. Preis geh. Mk. 12, geb. in Leinwand Mk. 13.

Das vorliegende Buch hat zur Grundlage eine von dem Herausgeber mit großer Sorgfalt meist am Tage des Vortrages selbst angefertigte und daher in hohem Grade zuverlässige und ganz lückenlose Ausarbeitung der von Dirichlet im Sommer 1854 an der Berliner Universität in wöchentlich vier Stunden gehaltenen Vorlesung über die Lehre von den bestimmten Integralen und des zugehörigen einstündigen Publikums, in dem einige Anwendungen der im ersten Teile der Hauptvorlesung behandelten einfachen bestimmten Integrale gezeigt werden. Es entspricht strenge der Wahrheit, wenn behauptet wird, daß diese Vorlesungen das Vollendetste, was über die Lehre von bestimmten Integralen je geschrieben wurde, vorstellen, das weitaus Beste nach jeder Richtung

hin. Von Anfang bis zu Ende eine an Schönheit und Formvollendung des Ausdruckes unnachahmbare Sprache, die meisterhafte Verteilung und Gliederung des ins Ungeheuere ausgebreiteten Lehrstoffes, der wohlvorbedachte Aufbau einer jeden Vorlesung, gleichwie ihre vollständige Ausgestaltung sind ein vorbildliches Muster für jeden Lehrer an Hoch- und Mittelschulen. Ganz verschieden von der herkömmlichen Art, so außerordentlich klar und lichtvoll ist die Darstellung allüberall, ohne irgend eine Ausnahme in dem ganzen Buche, daß der aufmerksame und verständnisvolle Leser selbst in den schwierigsten Gebieten sich ohne besondere Anstrengung durchzuarbeiten vermag. Und in noch höherem Grade als den wohlbekannten und weit verbreiteten „Vorlesungen über Zahlentheorie" desselben Verf.s entströmt den vorliegenden jener eigentümliche Zauber, der den Lesenden, je weiter er in dem Buche fortschreitet, immer mächtiger erfaßt und ihn zu verklärten Höhen menschlichen Denkens emporträgt. Treffender vermöchte nichts den großen mathematischen Denker und unübertroffenen Meister in der Kunst der Didaktik zu kennzeichnen, als was über dessen Untersuchungen Prof. L. Fuchs, selbst einer der hervorragendsten Analysten des vorigen Jahrhunderts, in seiner Rektoratsrede vom 3. August 1900 gesagt hat, daß sie so reife Früchte für die mathematische Spekulation getragen haben, daß nirgendwo in einer kurzen Spanne Zeit die Ernte für die Mathematik reicher gewesen ist. — Wenn aber der Herausgeber in rührender Bescheidenheit mit der Genugtuung zufrieden ist, „dieses überaus schöne und wohldurchdachte Kolleg" seines bewunderten Lehrers dem mathematischen Publikum unterbreitet zu sehen, so muß es mit Entschiedenheit gesagt werden, daß das Denkmal, das er dem Meister errichtet hat, für alle Zeiten eine Verherrlichung seiner eigenen schwierigen, mühevollen Arbeit bedeuten wird. In den Dank und die Anerkennung, die der Herausgeber der Verlagsbuchhandlung für ihre Mühewaltung bei der Herausgabe des Werkes spendet, stimmt Ref. aus vollem Herzen ein. Möge dasselbe in der reichen Fülle des Köstlichen, das es birgt, ein Schatzkästlein werden unter den Büchern, die dem mathematischen Unterrichte dienen!

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Lehrbuch der Physik. Von O. D. Chwolson, ord. Prof. an der kais. Universität zu St. Petersburg. Zweiter Band: Die Lehre vom Schall (Akustik). Die Lehre von der strahlenden Energie. Übersetzt von H. Pflaum, Oberlehrer in Riga. Mit 658 Abbildungen und drei Stereoskopbildern. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn 1904. Preis geb. 20 Mk.

Der vorliegende zweite, sehr umfangreiche Band des Lehrbuches der Physik von Chwolson umfaßt die Lehre vom

Schall, dann jene von der strahlenden Energie, wobei auch der Entstehung der elektrischen Strahlen besondere Aufmerksamkeit zugewendet wird. Der Verf. war in dem letztgenannten Abschnitte bestrebt, dem Lernenden den umfassenden Begriff der strahlenden Energie klar zu machen. Eine ausführliche Darstellung der Lehre von den elektrischen Strahlen ist dem vierten Bande des Werkes vorbehalten, in dem die Elektrizitätslehre zur Behandlung kommt.

Die sogenannte Optotechnik, wie sie der Verf. bezeichnet, deren Gegenstand die Lehre von den optischen Instrumenten ist, wurde in dem Buche nicht ausführlich behandelt; hierin geben wir dem Verf. vollkommen recht, denn die Optotechnik ist durch die neueren Forschungen und Arbeiten auf diesem Gebiete, ebenso wie die Elektrotechnik, eine selbständige Disziplin geworden.

Dafür konnte der Verf. umso eingehender sich der Behandlung der physikalischen Optik zuwenden und namentlich die Interferenz, Diffraktion, Polarisation und Doppelbrechung des Lichtes, sowie die Interferenzerscheinungen polarisierter Strahlen und die Erscheinungen der Drehung der Polarisationsebene behandeln. Auch der optischen Erscheinungen in der Atmosphäre ist in diesem Abschnitte in entsprechender Weise gedacht worden.

Wie im ersten Bande ist auch in diesem die Darstellung rein mathematischer Theorien ausgeschlossen worden, da diese zu einer höheren Stufe gehören, auf welcher der sich gänzlich der Physik widmende Spezialist steht; dieses Buch aber hat der Verf. für den Lernenden geschaffen; es lag ihm daran, zu erreichen, „daß der Studierende findet, was er braucht und daß er braucht, was er findet". Schon der erste Band zeigt zur Genüge, daß der Verf. besonderes Gewicht auf die Didaktik des jeweilig zu behandelnden Gegenstandes gelegt hat; in diesem vorliegenden Bande tritt diese Eigenart in der Behandlung des Stoffes wieder sehr deutlich vor Augen. Innig ist der experimentelle Teil der einzelnen Lehren mit den zum Verständnisse erforderlichen theoretischen Erörterungen versehen worden, so daß die Gründlichkeit in der Erklärung der Erscheinungen vollends erreicht wurde. Auf die Literatur ist in den einzelnen Abschnitten die gebührende Rücksicht, ebenso wie im ersten Bande, genommen worden; die betreffenden Angaben finden sich am Schlusse eines jeden Abschnittes.

In der Lehre vom Schall ist zuerst die Ausbreitungsgeschwindigkeit von Schwingungen in den verschiedenen Medien besprochen, dann findet man allgemeine Bemerkungen über die Entstehung und Ausbreitung des Schalles, über dessen Geschwindigkeit, dann über die Reflexion, Brechung und Interferenz des Schalles. An dieser Stelle wird auch der sinnreichen Methode von Zech zur Bestimmung der Schallgeschwindigkeit in verschiedenen Gasen gedacht.

Die weiteren Abschnitte beziehen sich auf die Erörterung der Schwingungen von Saiten, Stäben, Platten und Membranen, sowie

von gasförmigen Körpern im Inneren von Röhren. Die Methoden zur Bestimmung der sekundlichen Schwingungszahl, die Erscheinungen der Resonanz, die Anwendung des Dopplerschen Prinzipes finden im Nachstehenden Erörterung. — Ausführlich gelangt die Kombination von Tönen zur Besprechung. Den Schluß bildet die physikalische Behandlung des menschlichen Stimm- und Gehörorganes und die in der Lehre der Musik gebräuchlichen Töne.

In der Lehre von der strahlenden Energie wird in erster Linie der Eigenschaften des Äthers gedacht, wie sie aus den Erscheinungen resultieren, dann wird auf die Entstehung der strahlenden Energie im allgemeinen, der Hertzschen elektrischen Strahlen im besonderen eingegangen und weiters gezeigt, wie Wärmeenergie in strahlende Energie und umgekehrt übergeht. Besonders eingehend und lichtvoll erscheint das Kirchhoffsche Gesetz über den Zusammenhang zwischen dem Emissions- und Absorptionsvermögen der Körper behandelt. Das Kirchhoffsche Gesetz in seiner Anwendung auf zusammengesetzte Strahlungen wird besprochen, sowie das Gesetz der Strahlung des absolut schwarzen Körpers.

Bezüglich der Ausbreitungsgeschwindigkeit, der Reflexion und Brechung der strahlenden Energie geben die folgenden Abschnitte Aufklärung. Besonders bemerkenswert ist in diesen die Besprechung des Einflusses einer Bewegung des Mediums auf die Ausbreitung der strahlenden Energie in diesem, sowie die Charakteristik des Spiegelbildes eines Punktes im Sinne der Wellentheorie der strahlenden Energie. In eingehender Weise ist die Lehre vom Brechungsexponenten und dessen Bestimmung behandelt worden, ebenso wie die Dispersionserscheinungen der strahlenden Energie. Die Spektroskopie und deren mehrfache Anwendungen gehören zu den gelungensten Abschnitten des vorliegenden Bandes.

Im Folgenden spricht der Verf. von der Umwandlung der strahlenden Energie, von deren Messung (Photometrie, Pyrheliometer, Aktinometer).

Wie schon früher bemerkt wurde, ist die Lehre von den optischen Instrumenten nur kurz behandelt worden, ebenso auch die physiologische Optik, in der die Theorien von Young und Helmholtz über die Farbenempfindungen in sehr klarer Weise dargestellt erscheinen.

In der Lehre von der Interferenz des Lichtes sind die wesentlichsten Methoden zur Erzeugung und Beobachtung von Interferenzstreifen angegeben worden; dann wurde auf die Interferenzerscheinungen bei dünnen Blättchen und jenen an dicken Platten eingegangen. Die Interferenz bei großem Gangunterschiede führt den Verf. zur Ausmessung des Meters durch Wellenlängen und zur Darlegung der Prinzipien der Interferenzspektroskopie. Die letzten Teile dieses Abschnittes leiten den Verf. zur Erörterung der wichtigen Forschungen über stehende Lichtwellen, über die Photographie

n natürlichen Farben, über Lichtschwebungen und optische Resonanz und über die Interferenz unsichtbarer Strahlen.

Die Theorie der Beugung wird auf verschiedene Fälle, unter anderen auch auf das Mikroskop in Anwendung gebracht. Originell ist die Zurückführung der Interferenz in dünnen Platten und die Lehre von den Diffraktionsgittern auf eine gemeinsame Grundlage.

Die letzten Abschnitte des 2. Bandes des Lehrbuches der Physik von Chwolson handeln von der Polarisation und Doppelbrechung des Lichtes, von der Interferenz polarisierter Strahlen und von der Drehung der Polarisationsebene im Quarz und in anderen Körpern, wobei die von Fresnel gegebene Theorie dieser Erscheinungen vorgeführt wird und auch die Methoden zur Messung der Drehung der Polarisationsebene z. B. in der Saccharimetrie dargestellt erscheinen. Die Theorie der Polarisation des Lichtes ist nach Fresnel behandelt worden, ebenso wurden zur Erklärung der Erscheinungen der Doppelbrechung die von Fresnel aufgestellten Grundhypothesen vorgeführt.

Die durchgeführten theoretischen Erläuterungen sind lichtvoll gehalten; die Anwendungen, deren in dem Buche viele gegeben sind, entbehren — was die Darstellung betrifft — nicht der erforderlichen Gründlichkeit und Klarheit, so daß auch der vorliegende Band als ein Lehrbuch im besten Sinne des Wortes angesehen werden kann. Die typographische Ausstattung des Buches ist eine durchwegs mustergiltige. Viele der in dem Buche aufgenommenen Figuren sind Originalfiguren.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Die Tiere der Erde. Von Dr. W. Marshall. Lief. 3—27. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1904.

Von diesem groß angelegten Werke liegen die Lieferungen 3—27 vor; die schon vor Jahresfrist an dieser Stelle hervorgehobenen Vorzüge dieser populären Tierkunde erhalten und verstärken sich beim Fortschreiten des Werkes in erfreulicher Weise. Es sind in erster Linie die zahlreichen, nach der Natur aufgenommenen und meist recht gut wiedergegebenen Tierbilder, welche von dem Bestreben zeigen, das Tier in seinen charakteristischen Stellungen und Bewegungen vorzuführen. Sodann der Text, welcher bei aller Volkstümlichkeit doch wissenschaftliche Gründlichkeit nicht vermissen läßt und so auch dem Fachmanne manches Beachtenswerte bringt, namentlich auf dem unerschöpflichen Gebiete der Biologie. Die bisher erschienenen 27 Lieferungen umfassen die Ordnungen der Säugetiere und den Anfang der Vögel (Papageien). Man kann mit Interesse den weiteren Lieferungen dieses schönen Werkes entgegensehen.

Jahrbuch der Naturkunde. Von Hermann Berdrow. Zweiter Jahrgang. Leipzig, Wien u. Teschen, Verlag von K. Prochaska 1904.

Auch dieser zweite Band ist sehr inhaltsreich. Er bietet eine größere Zahl von gut und wirklich populär geschriebenen Artikeln aus allen wichtigeren Gebieten der Naturwissenschaften. Der gebildete Laie kann sich hier mühelos über die aktuellsten Fragen der modernen Naturforschung orientieren.

Paläontologie. Von Dr. Rudolf Hoernes (Sammlung Göschen). 2., verb. Aufl. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1904.

Im Vergleiche zur ersten Auflage hat die bewährte Anordnung und Behandlung des Stoffes im großen und ganzen keine wesentliche Veränderung erfahren. Die neueren Resultate der paläontologischen Forschung fanden, so weit dies in einem so engen Rahmen möglich ist, Berücksichtigung. Sehr klar sind die Beziehungen der Paläontologie zur Deszendenzlehre und Kinetogenese auseinandergesetzt. Eine neue, angeneheme Zugabe ist das ausführliche Sachregister. Zu begrüßen ist auch die Vermehrung der Abbildungen, deren eine Paläontologie nie genug enthalten kann.

Wien. Dr. Franz Noë.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Der biologische Naturgeschichtsunterricht.

Der Unterricht der Naturgeschichte befindet sich gerade jetzt in einer Umgestaltung und da ist es wohl am Platze zu betrachten, worin das Wesen des neuen „biologischen“ Naturgeschichtsunterrichtes besteht. Im folgenden sollen untersucht werden: I. Die Grundlagen und die Entwicklung des biologischen Unterrichtes, II. die gegen ihn erhobenen Einwände und die durch ihn bedingte formale Gestaltung des Lehrstoffes, III. sein Einfluß auf die Hilfsmittel des Naturgeschichtsunterrichtes, worauf IV. noch einige Wünsche bezüglich der Organisation dieses Unterrichtes bei uns Erörterung finden mögen.

I.

Lüben, welcher dem Unterrichte der Naturgeschichte die wissenschaftliche Grundlage und zugleich die methodische Form gegeben hat, gestaltete ihn so, daß er dem Zustande entsprach, in welchem sich damals die Naturgeschichte sowie die Pädagogik befanden. Sein grundlegendes Werk: „Anweisung zum Unterrichte in der Pflanzenkunde“ erschien 1832, zu einer Zeit also, da die Naturgeschichte noch im großen und ganzen auf Linnéschem Boden stand und in welcher anderseits die methodischen Grundsätze des Comenius besonders durch die Tätigkeit Diesterwegs erst recht zur Geltung gebracht worden waren. Zwar hatte K. Sprengel schon 1793 den Zusammenhang zwischen der Form und Beschaffenheit der Blüten und den besuchenden Insekten erkannt und Cuvier, der Begründer der vergleichenden Anatomie, zu jener Zeit längst sein Korrelationsgesetz aufgestellt, welches lehrte, aus dem Gebisse eines Säugetieres auf seine Nahrung und Lebensweise sowie den übrigen Körperbau zu schließen. Doch war damals die Naturgeschichte von tiefer gehender Erkenntnis im allgemeinen noch weit entfernt; sie beschäftigte sich vorwiegend mit möglichst genauer Beschreibung der

Naturkörper und ihrer Einreihung in das noch recht künstliche System. Hiebei spielte die Morphologie, d. h. die Lehre von den Formen der äußeren Organe der Naturkörper, eine große Rolle. So kommt es, daß Lüben der äußeren Beschreibung samt Morphologie sowie dem eingehenden Aufbau des Systems auch im Unterrichte eine zu große Bedeutung beimißt, so daß der von ihm begonnene Unterricht als morphologisch-systematischer Naturgeschichtsunterricht bezeichnet werden kann [1]). So erklärt es sich aber auch, daß trotzdem man beim Unterrichte von der Anschauung ausging, mit von den Kindern schon gekannten Naturkörpern begann und die systematischen Gruppen durch Vergleich verwandter Naturkörper gewann, mit einem Worte, trotz des großen Fortschrittes, der den Lübenschen Unterricht in methodischer Beziehung auszeichnet, derselbe auf die Dauer doch weder den denkenden Naturforscher, noch den tüchtigen Lehrer befriedigen konnte. Es besteht eigentlich auch ein gewisser Gegensatz zwischen den Grundsätzen des Comenius, welcher unter anderem betont, daß die Schüler Interesse für den Unterrichtsgegenstand gewinnen müssen, und der morphologisch-systematischen Art des Lübenschen Unterrichtes. Lief doch dieser Unterricht auf ein äußerliches Schematisieren hinaus, welches schließlich den Kindern langweilig wurde. Dazu kommt, daß dieser Unterricht nicht selten auf den Abweg des Auswendiglernens geriet, da durch ihn vorwiegend an das mechanische Gedächtnis Anforderungen gestellt wurden. Der Lübensche Unterricht war eben Gedächtnis- und nicht Verstandes- und Gemütsunterricht. Es fand daher das Interesse der Jugend bei diesem Unterrichte nicht seine Rechnung, ein Verständnis der Naturkörper wurde durch ihn nicht erzielt und das mechanisch Erlernte verschwand bald wieder aus dem Gedächtnisse. So kam es, daß der Erfolg des Naturgeschichtsunterrichtes früher ein so geringer war und daß auch heute noch die naturgeschichtlichen Kenntnisse selbst der Gebildeten häufig sehr minderwertig sind. Das „*non scholae sed vitae discimus*" hat früher im Unterrichte der Naturgeschichte eben viel zu geringe Würdigung gefunden. Erinnert sich doch der Verf. aus seiner Jugend mit Schaudern an Professoren, welche im Unterrichte der Naturgeschichte nur auf dasjenige Gewicht legten, was uns Jungen trocken und langweilig war, während alles Lebensgeschichtliche, das uns viel mehr interessierte, als minderwertig kurz abgetan wurde. So erklärt es sich, daß dieser Unterricht schon bei Zeitgenossen, die freilich ihrer Zeit vorausgeeilt waren, Verdammung fand, wie z. B. bei Roßmäßler, welcher betont, daß der damals „die Regel bildende naturgeschichtliche Unterricht nicht imstande ist, in dem Schüler ein für sein ganzes Leben nachhaltendes Bedürfnis und Verständnis für einen freudvollen Verkehr mit der Natur zu gründen", während doch die Natur „unser aller Heimat ist". Roßmäßler verlangt eine geschichtliche Behandlung der Naturgeschichte in der Schule, so

[1]) Vgl. des Verfassers: „Der Unterricht der Naturgeschichte an der Volks- und Bürgerschule". Eine Methodik dieses Unterrichtes auf moderner Grundlage. Wien, Hölder 1897.

daß „die Erde als ein in seinen einzelnen Erscheinungen zusammenhängender Organismus“ erscheint.

Der Lübensche Unterricht kann trotzdem ein zeitgemäßer genannt werden zu einer Zeit, da noch mit Recht die Naturgeschichte als beschreibende der Naturlehre als erklärenden Naturwissenschaft gegenübergestellt wurde. Nun ist aber in dem letzten halben Jahrhundert die Naturgeschichte ebenfalls zu einer „erklärenden“ Wissenschaft geworden. Der Vorgang ist jedem bekannt; zwei Männer, welchem hiebei ein großes Verdienst zukommt, sind schon früher genannt worden. Eine besondere Bedeutung erhielten die auf das Äußere der Tiere und Pflanzen Bezug nehmenden Forschungen durch die moderne Entwicklungslehre, welche umgestaltend auf die ganze Wissenschaft von den belebten Naturkörpern eingewirkt hat. So ist man dazu gelangt, die äußere Form und Beschaffenheit der Tiere und Pflanzen, welche ja im Unterrichte der Naturgeschichte auf der Unter- und Mittelstufe die Hauptrolle spielen, durch gewisse Lebensverhältnisse zu erklären. Es steht ja auch der äußere Bau der Tiere und Pflanzen mit ihrem Leben im innigsten Zusammenhange. Um einige drastische Beispiele zu wählen: die Fledermaus, welche fliegt, der Maulwurf, welcher gräbt, das Schneeglöckchen, welches zeitlich im Frühling hervorsprießt, der Kaktus, welcher dem Sonnenbrand der Wüste widersteht, müssen alle einen entsprechenden Bau haben, um diese Lebensweise führen zu können. Da auf diese Weise das lebensgeschichtliche, das biologische Moment in den Vordergrund gerückt ist, werden heute Zoologie und Botanik mit Recht als biologische Naturwissenschaften den physikalischen Naturwissenschaften gegenübergestellt und es wird ein **Naturgeschichtsunterricht**, welcher diesem Stande der Naturgeschichte Rechnung trägt, als ein **biologischer** bezeichnet.

Das Wort „**Biologie**“ wird in recht verschiedenem Sinne gebraucht. Indem die Methodiker den modernen, die Körperform durch die Lebensweise der Tiere und Pflanzen erklärenden Naturgeschichtsunterricht als biologischen bezeichnen, schließen sie sich der Anwendung des Wortes „Biologie“ in jenem Sinne an, in welchem es zuerst Delpino angewendet hat. War es doch **Delpino**[1]), der 1867 unter der Bezeichnung Biologie die Lehre von den äußeren Lebensbeziehungen der Pflanzen zusammenfaßte, ein Gebiet, in welchem namentlich die jüngere Schule der Botaniker bald eine so umfangreiche Tätigkeit entwickelt hat, daß diese junge Wissenschaft gegenwärtig auch schon ihrem Umfange nach achtunggebietend dasteht. Interessant ist diesbezüglich ein Vergleich von **Kerners** Pflanzenleben[2]), welches zunächst als Nachschlagebuch für pflanzenbiologische Verhältnisse gedient hatte, mit dem nicht soviel später erschienenen schönen Buche von **Ludwig**[3]). Hingeführt zur Pflanzenbiologie hat aber die Physiologie durch ihr Unvermögen, die Bedeutung

[1]) „*Pensieri sulla biologia vegetale*“ usw. Nuovo cimento, 25. Pisa 1867.

[2]) Erste Auflage 1888.

[3]) „Lehrbuch der Biologie der Pflanzen“, Stuttgart 1895.

gewisser Erzeugnisse des Stoffwechsels der Pflanzen richtig zu erklären, so jene der ungemein kohlenstoffreichen Harze, ätherischen Öle, Gummiarten, die doch nicht bloß als nutzlose Nebenprodukte des Stoffwechsels angesehen werden konnten. Während also die Physiologie die inneren Lebensvorgänge der Pflanzen behandelt, betrachtet die Biologie die äußeren Lebensverhältnisse. Sowie die Physiologie mit der Anatomie, steht sie mit der Morphologie in einem engeren Verhältnisse, da sie die Erklärung für die äußere Beschaffenheit des Pflanzenkörpers gibt. Eine mit Delpino übereinstimmende Definition des Begriffes Biologie gibt auch der Zoologe Wasmann[1]). In der Zoologie steht die Biologie in engerem Zusammenhange mit der Physiologie als in der Botanik; in jener haben ja auch die äußeren Formverhältnisse nie eine derart abgesonderte Behandlung gefunden wie in dieser. Auch wurden in der Zoologie im allgemeinen schon früher biologische Deutungen gegeben als in der Botanik. Auf Cuvier wurde diesbezüglich schon hingewiesen; es sei gestattet, noch Leuckart zu erwähnen. Das kann kein Erstaunen hervorrufen, da ja viel leichter einzusehen ist, warum etwa ein Tier scharfe Krallen und ein ebensolches Gebiß besizt, als warum eine Pflanze eine bestimmte Blattstellung oder einen bestimmten Blütenbau hat.

Daß der Lübensche Unterricht dem charakterisierten Stande der Naturwissenschaft nicht mehr entspricht, also heute auch in wissenschaftlicher Beziehung kein zeit- und kulturgemäßer mehr ist, braucht wohl nicht weiter auseinandergesetzt zu werden. Das Mißverhältnis zwischen dem gegenwärtigen Stande der Pädagogik und der Naturgeschichtswissenschaft einerseits und dem Lübenschen Unterrichte anderseits ist aber die Ursache der tiefgehenden Bewegung, in welcher sich der Naturgeschichtsunterricht nun schon seit nahezu zwei Jahrzehnten befindet. Daß diese Bewegung von Deutschland ausgegangen ist, hat seine Ursache darin, daß sich dort, wie leicht an den Lehrbüchern zu erkennen war, der Lübensche Unterricht mit allen seinen Übertreibungen viel länger erhalten hatte als bei uns, wo man längst bestrebt war, die ärgsten Übertreibungen desselben zu beseitigen.

Junge, Hauptlehrer in Kiel, war es, der mit seinem „Dorfteich als Lebensgemeinschaft“ 1885 die Bewegung auslöste. Er folgte hiebei einer Anregung von Möbius, von dem auch der Begriff der Lebensgemeinschaft stammt[2]). Hatte man auch schon vor Junge gegen die Übertreibungen der Schüler Lübens vielfach Stellung genommen und manches neubelebende Element in den Unterricht eingeführt, so kann doch Junge das Verdienst beanspruchen, an Stelle der allzu eingehenden, an ein äußerliches Schema gebundenen Beschreibungen lebensvolle, den Körperbau mit der Lebensweise verknüpfende und so erklärende Besprechungen der belebten Naturkörper gesetzt zu haben. Junge mißt mit Recht der Naturbeobachtung seitens des Lehrers und Schülers die größte

[1]) „Biologie oder Ethologie?“ Biologisches Zentralblatt 1901.
[2]) Vgl. dessen Abhandlung „Die Auster und die Austernwirtschaft“. Berlin 1877.

Bedeutung bei und will in gewissem Sinne die Schüler zu Naturforschern heranbilden. Er will ein klares und gemütvolles Verständnis des einheitlichen Lebens in der Natur durch Betrachtung von „Lebensgemeinschaften" erzielen, indem er jene Tiere und Pflanzen, welche durch ähnliche Lebensbedingungen oder ihre gegenseitige Abhängigkeit beim Unterhalte des Lebens eine Gemeinschaft bilden, zusammenfassend behandelt. An Stelle des Systems will Junge Gesetze ableiten, welche das Leben beherrschen. Solche von ihm formulierte Gesetze sind das Gesetz der Erhaltungsmäßigkeit: „Aufenthalt, Lebensweise und Körpereinrichtung entsprechen einander" und das Gesetz der organischen Harmonie: „Jedes Wesen ist ein Glied des Ganzen".

Die Forderung nach möglichst eingehender Beobachtung der Natur und lebensvoller Gestaltung des Naturgeschichtsunterrichtes hatte bei uns vor Junge schon der besonders durch seine Untersuchungen über die „Stammväter der Hunderassen" bekannte Professor der k. k. Lehrerinnenbildungsanstalt in Wien, L. H. Jeitteles, aufgestellt[1]), welcher in seinem Kreise unermüdlich in diesem Sinne gewirkt hat. Doch stellte er nicht so weit gehende Forderungen auf und es war ihm auch nicht ein solcher Erfolg beschieden wie Junge. Dieser war für die Reform des Unterrichtes der Naturgeschichte richtunggebend. Wir finden bei ihm schon die Grundgedanken der ganzen Bewegung, allerdings auch den Grundfehler derselben, nämlich die Mißachtung des Systems[2]). Das gegenwärtige System der Zoologie und auch der Botanik ist ja nicht das künstliche Gebilde, für welches es Junge und einige seiner Nachfolger halten, sondern es gruppiert ganz im Gegenteil die Naturkörper nach der Gesamterkenntnis, die wir über dieselben gewonnen haben. Die mehr zufälligen und sekundären Anpassungen an eine Lebensgemeinschaft und die oft schwer zu erklärende Abhängigkeit von dieser sind, selbst abgesehen von allen äußeren Schwierigkeiten der Behandlung von Lebensgemeinschaften, in keiner Weise geeignet, das natürliche System zu ersetzen. Freilich muß berücksichtigt werden, daß für die Volksschule im engeren Sinne das System noch keine Bedeutung besitzt und daß die Zusammenfassung der wenigen erst behandelten Naturkörper nach dem Aufenthaltsorte ganz gut am Platze ist, doch ist dies, selbst wenn gewisse leicht verständliche Beziehungen derselben hiebei hervorgehoben werden, noch keine Behandlung von Lebensgemeinschaften. An der Bürgerschule und Lehrerbildungsanstalt kann aber ebensowenig wie in der Mittelschule das System aus seiner Stellung verdrängt werden.

Neben Junge treten einige andere Männer hervor, welche in der Art der Behandlung der einzelnen Naturkörper, in der Verdammung des Systems und in der Gruppierung des Stoffes nach Lebensgemeinschaften wie Wald, Wiese usw. viel Ähnlichkeit mit ihm aufweisen, aber doch

---

[1]) *Der naturgeschichtliche* Unterricht an der Volksschule. 2. Aufl. Wien, *Bermann* 1883.

[2]) *Vgl. den Aufsatz* des Verfassers: „Zur Reform des naturgeschichtlichen *Unterrichtes*". Dittes' Pädagogium XII, Leipzig 1889.

auch in bemerkenswerter Weise von ihm abweichen. So stellen Kießling und Pfalz[1]) als Ziel für den Naturgeschichtsunterricht merkwürdigerweise die Ausbildung des sittlichen Charakters auf. Bei Besprechung der Naturkörper gehen sie vorwiegend von ihrem Verhältnis zum Menschen aus; sie legen daher in die Beschreibung der Naturkörper meist subjektive Gedanken und Gefühle, so daß ihr Unterricht ganz die objektive Grundlage zu verlieren und in Empfindelei auszuarten droht. Auch möchten sie alles, was sich nicht zeigen läßt, also alle ausländischen Naturkörper, aus dem Unterrichte weglassen. In einem späteren Werke nehmen sie überdies eine falsche Konzentration vor, indem sie die Behandlung der Physik und Chemie mit jener des menschlichen Körpers verschmelzen. Hierin folgen ihnen Partheil und Probst[2]), deren Darstellung in Bezug auf die Pflanzen aber den Fortschritt der Vegetation während des Jahres verfolgt und von allgemeinen Betrachtungen wie „Der Wald im Frühling", „Die Wiese im Anfang des Sommers", „Das Tierleben im Herbste" unterbrochen ist. Auch weist ihr Werk manche neue und gute Einzelheiten auf.

O. Twiehausen[3]) erinnert lebhaft an Kießling-Pfalz, wenn er auch in der subjektiven Deutung nicht so weit geht wie diese. Auch er geht von der Beobachtung des lebenden Naturkörpers aus, setzt aber allzuviel als beobachtet voraus. Überhaupt verfällt er in hohem Grade in den alten Fehler vieler Methodiker, den Unterricht zu verfrühen, also auf einer niederen Stufe schon allzuviel und zu Schweres zu behandeln. F. Bade, ein Seminaroberlehrer[4]), weist sowohl in der Aufnahme neuen biologischen Stoffes (in der Botanik) als auch in der Durcharbeitung desselben (so in der Botanik und beim inneren Bau der Wirbeltiere) Fortschritte auf. Aber auch er vernachlässigt das System trotz der Anordnung des Stoffes nach demselben, so daß die Zöglinge nach seinem Buche vom systematischen Zusammenhange der Naturkörper kaum eine richtige Vorstellung bekommen können. Bei ihm tritt das Ausgehen von der Beobachtung auch allzusehr in den Hintergrund und er behandelt ein fremdländisches Tier genau wie ein einheimisches. Gewisse zusammenfassende allgemeine Kapitel bezeichnet er als „Lebensbilder", ein Ausdruck, der von ihm zuerst angewendet wird.

Der Verfasser dieser Abhandlung war von Anfang an bestrebt, den Naturgeschichtsunterricht im Rahmen des natürlichen Systems zu einem lebensvolleren zu gestalten und hat wohl als erster ein biologisches

---

[1]) „Methodisches Handbuch für den Unterricht der Naturgeschichte", Braunschweig 1886 und fg. und die Broschüre: „Wie muß der Naturgeschichtsunterricht sich gestalten, wenn er der Ausbildung des sittlichen Charakters dienen soll?" Braunschweig 1888.

[2]) „Naturkunde", 3 Hefte. Dessau 1893—1894.

[3]) „Der naturgeschichtliche Unterricht in ausgeführten Lektionen", 5 Bände. Leipzig 1887—1895.

[4]) „Naturgeschichte in Einzelbildern, Gruppenbildern und Lebensbildern." 1. Tierbetrachtungen, 2. Pflanzenkunde, 3. Gesteinskunde und Erdgeschichte, 4. Der menschliche Körper. Halle, bis 1890.

Schulbuch[1]) auf systematischer Grundlage geschaffen, wobei er unter anderem den Beifall Dittes' fand. Das System ist in diesem Werke nach Lübenschen Grundsätzen, aber in vereinfachter Form und streng induktiv durchgeführt. In der für die erste Bürgerschulklasse bestimmten I. Stufe nämlich werden ausführliche Besprechungen der wichtigsten und einfachst gebauten Naturkörper geboten, wobei die notwendigen morphologischen und biologischen Belehrungen eingeflochten sind, in der für die II. Klasse bestimmten 2. Stufe finden aus jeder größeren Ordnung ein zweiter wichtiger Vertreter eingehendere, andere bemerkenswerte Naturkörper aber kurze Behandlung, worauf durch Vergleich die Charakteristik der betreffenden Ordnung gewonnen wird, in der 3. Stufe endlich erfolgt neben anderem durch Vergleich der Ordnungen eine klassenweise Zusammenfassung und die weitere Gruppierung des Stoffes. Die ausführlichen Besprechungen sind aber in diesem Werke zu „erklärenden Lebensbildern" gestaltet, indem von der Beobachtung des lebenden Naturkörpers ausgegangen und der Körperbau mit den beobachteten Lebenserscheinungen in Zusammenhang gebracht und so erklärt wird. In diesem Sinne ist die Bezeichnung „Lebensbild" seither auch von anderen angewendet worden. In seiner schon zitierten „Methodik" unterzog der Verf. die Grundsätze des Naturgeschichtsunterrichtes der Erörterung und zur Förderung des Naturstudiums, welches als Grundlage des neuartigen Unterrichtes von der größten Bedeutung ist, wenn dieser nicht wieder in Wortunterricht ausarten soll, bot er den Wienern in seinem „Praterbuch"[2]) ein freilich noch nicht allgemein gewürdigtes Hilfsmittel.

Die Mängel des alten Naturgeschichtsunterrichtes fanden in österreichischen Mittelschulkreisen schon mehrfach eingehende Erörterung, so im Jahre 1862[3]) und später noch einmal durch v. Wretschko[4]) sowie in der Gymnasial-Enquête vom Jahre 1870[5]). Auch später wurden verschiedenen Einzelfragen wertvolle Erörterungen gewidmet und der Unterricht der Naturgeschichte wurde hiedurch und durch die damit im Zusammenhang stehenden Verordnungen wesentlich gehoben. Besonderes Interesse wegen Betonung des biologischen Momentes beansprucht die noch kaum genug gewürdigte Broschüre von Veit Graber[6]), welcher auf die trotz der Verbesserungen des Naturgeschichtsunterrichtes noch vorhandenen Mängel hinweist und fordert, die Schüler „mehr zur selbsttätigen Beobachtung der Dinge anzuleiten". Er betont, daß nach seinen

---

[1]) „Naturgeschichte für Bürgerschulen in drei Stufen." Wien, Hölder 1894—1896, die letzte Auflage unter dem Titel: „Naturgeschichte in Lebensbildern", dreiteilige Ausgabe und einteilige Ausgabe für Bürgerschulen, letztere 1902.

[2]) „Praterbuch, ein Führer zur Beobachtung des Naturlebens" Wien, Hölder 1897.

[3]) Vgl. die Gymnasial-Zeitschrift von diesem Jahre.

[4]) Gymn.-Zeitschr. vom J. 1869.

[5]) Vgl. die Gymn.-Zeitschr. vom J. 1870.

[6]) „Über den zoologischen Unterricht an den österr. Mittelschulen." Wien, Tempsky 1889.

Erfahrungen die Schüler „für gewisse Lebenserscheinungen mehr Interesse haben als für bloße Formverhältnisse, welche letzteren ja ohnehin erst durch die Lebensbeziehungen verständlich werden" und stellt es als einen Hauptfehler des zoologischen Elementarunterrichtes hin, daß „die Tiere oft mehr als sonderbar geformte Mumien, denn als wirkliche Lebewesen betrachtet werden". Er spricht sich auch gegen die flüchtige Durchnahme eines zu umfangreichen Stoffes und die Einrichtung vieler Lehrbücher aus, die sie mehr zum Auswendiglernen geeignet erscheinen lassen als zu etwas anderem.

Von großer Bedeutung für die Verbesserung des Naturgeschichtsunterrichtes waren unsere vortrefflichen Instruktionen für die Gymnasien und Realschulen. Spricht doch schon der Organisations-Entwurf vom Jahre 1849 von einer „charakterisierenden, den Zusammenhang entwickelnden Beschreibung" sowie davon, daß die Zweckmäßigkeit in den Einrichtungen vieler Naturkörper in dieser Beschreibung hervortreten solle. In den Instruktionen für Gymnasien vom Jahre 1884 wird betont, daß der Unterricht der Naturgeschichte die Verstandeskräfte entwickeln und den Natursinn erwecken und durch die Freude an der Naturbetrachtung Gemütsveredlung anstreben solle. Es wird weiter selbsttätiger Verkehr der Schüler mit der Natur verlangt. Die Instruktionen sprechen sich auch gegen das Auswendiglernen von Beschreibungen sowie gegen morphologische Einzelheiten und Zahlenangaben aus, welche ohne Heranziehung des Verstandes bloß mit dem Gedächtnisse festgehalten werden müßten. Die 2. Auflage dieser Instruktionen vom Jahre 1900 betont besonders das biologische Moment und stellt als höchstes Ziel des Naturgeschichtsunterrichtes ein tieferes Verständnis des Naturlebens auf. Es wird auch hervorgehoben, daß ein Unterricht in der Zoologie und Botanik, welcher auf das biologische Moment nicht genügend Rücksicht nehmen würde, dem gegenwärtigen Stande der Naturwissenschaften nicht entsprechen und ohne Grund ein reiches Bildungsmaterial von hoher geist- und gemütsbildenden Kraft preisgeben würde. Endlich wird verlangt, daß die Disposition der Besprechung sich nach der Eigenart des Objektes richte. Die Instruktionen für Realschulen vom Jahre 1899 sprechen sich ähnlich aus und es wird von ihnen darauf hingewiesen, wie wichtig es sei, daß das Kausalbedürfnis der Knaben beim Unterrichte Befriedigung finde. „Man karge daher nicht mit Erläuterungen, welche auf die Beziehung von Mundbewaffnung und Nahrung, der Färbung und des Aufenthaltsortes, von Körperform und Lebensweise aufmerksam machen". Bezüglich der Pflanzen aber heißt es: „Biologische Mitteilungen, dem Fassungsvermögen der Schüler angepaßte Angaben über die Funktion gewisser Teile der Gewächse oder Beziehungen von Pflanzen und Insekten usw. werden den Schülern Freude und Interesse an der Sache gewähren". Naturgemäß erfolgte die stärkere Betonung des biologischen Momentes erst in der letzten Zeit.

Für größere Berücksichtigung des biologischen Momentes im Unterrichte der höheren Schulen ist in Deutschland schon der Neu-

Begründer der Blütenbiologie, H. Müller in Lippstadt, eingetreten [1]). Später tat dies E. Löw [2]), der sich, nebenbei sei es bemerkt, auch für die Aufnahme von „methodischen Keimen, die auf dem Boden des Volksschulunterrichtes zuerst gepflegt werden", ausspricht. Er betont die Wichtigkeit der biologischen Betrachtungsweise, der Selbstbeobachtung der Schüler, der Schulgärten und Exkursionen und gibt eine ganze Reihe von wertvollen Vorschlägen zur fruchtbaren Gestaltung des Naturgeschichtsunterrichtes in der Mittelschule. In der letzten Zeit haben die Lehrbücher von O. Schmeil [3]) einen großen Erfolg gehabt. Schmeil hat in der Botanik eine Menge neuer biologischer Tatsachen dem Unterrichte dienstbar gemacht und in geschickter Weise alles Brauchbare, das die Bewegung zur Reform des Naturgeschichtsunterrichtes an den Tag gefördert hat, zusammengefaßt. Er verteilt den biologischen Stoff auf die wichtigsten in der Schule zur Behandlung kommenden, überall in den Vordergrund geschobenen Tiere und Pflanzen und ordnet ihn in den einzelnen Tier- und Pflanzenschilderungen in übersichtlicher Weise; da außerdem seine Bücher wieder die systematische Grundlage (wenn auch nicht in zu begrüßender Form!) herstellen, so ist ihr Gebrauch als Nachschlagebücher, aus welchen sich jeder herausholen kann, was er braucht, sehr leicht. Diese Umstände dürften den großen Erfolg der Schmeilschen Bücher erklären. Als Verdienst ist ihnen noch anzurechnen, daß sie so manchem bequemeren Herren erst die Augen über die Biologie geöffnet und so dem biologischen Unterrichte manchen neuen Anhänger zugeführt haben. Dazu kommen in der Botanik gute farbige Abbildungen, welche auch biologische Tatsachen veranschaulichen; freilich sind selbst die ausführlich behandelten Pflanzen nicht vollzählig abgebildet. Die Bilder in der Zoologie sind zumeist nicht nur in der Ausführung viel schlechter als wir Österreicher es gewöhnt sind, sondern erscheinen auch dadurch unnatürlich, daß in den einzelnen Abbildungen zu viele Objekte angehäuft sind.

B. Landsberg hat in seinen „Streifzügen durch Wald und Flur" [4]) eine „Anleitung zur Beobachtung der heimischen Natur" und damit ein wertvolles Hilfsmittel für den biologischen Unterricht geschaffen und K. Kraepelin hat mit seinen „Naturwissenschaftlichen Plaudereien" [5]) „Bücher für die Jugend" geschrieben, welche geeignet sind, diese anzuregen und mit der biologischen Betrachtungsweise vertraut zu machen.

---

[1]) Programm der Realschule in Lippstadt 1876.

[2]) „Didaktik und Methodik des Unterrichtes in der Naturbeschreibung." Sonderausgabe aus Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen. München 1895.

[3]) „Lehrbuch der Zoologie" (1899) und „Lehrbuch der Botanik für höhere Lehranstalten und die Hand des Lehrers" (1903). Stuttgart, Nägele. — Es sind auch Auszüge aus diesen beiden Werken erschienen, die aber den Bedürfnissen der niederen Schulen nicht in glücklicher Weise angepaßt sind.

[4]) Leipzig, Teubner 1895. — 1902 erschien bereits die 3. Auflage!

[5]) „Naturstudien im Hause", „im Garten", „in Wald und Feld", Leipzig 1901—1902.

F. Pfuhl[1]) hat gezeigt, wie ein Pflanzengarten für einen botanischen Unterricht, welcher physiologische und biologische Zwecke verfolgt, eingerichtet werden kann. Er gibt in seinem Werke auch Beispiele der biologischen Behandlung von Pflanzen, mit welchen man aber nicht einverstanden sein kann, da er, offenbar von dem Gedanken ausgehend, daß die Pflanzenphysiologie die Grundlage für das Verständnis der biologischen Verhältnisse abgibt, bei seinem Unterrichte mit der Physiologie beginnt. Er stellt damit das Schwierige, für die Unterstufe nicht Passende an den Anfang des Unterrichtes und bereitet diesem so leicht vermeidbare Schwierigkeiten. Zur Förderung des biologischen Unterrichtes erscheint auch bei Teubner in Leipzig seit 1902 eine Zeitschrift „Natur und Schule", welche von Landsberg, Schmeil und B. Schmid herausgegeben wird. Leider nimmt dieselbe auf österreichische Verhältnisse fast gar nicht Rücksicht und ist überdies sehr teuer; vielleicht könnte durch Ausgestaltung der „Period: Blätter für Realienunterricht", welche jetzt bei O. Henckell in Tetschen erscheinen und seit langem für die biologische Gestaltung des Unterrichtes der Naturgeschichte eintreten, ein entsprechendes österreichisches Unternehmen geschaffen werden.

Bei uns wären von biologischen Lehrbüchern zunächst der „Leitfaden der Zoologie für die oberen Klassen" von Graber und die Lehrbücher von Nalepa[2]) und Beck[3]) für die unteren Klassen sowie die von Latzel nach biologischen Gesichtspunkten umgearbeitete neue Auflage der Zoologie von Pokorny zu erwähnen. Eine vollständig biologische Behandlung im Rahmen des natürlichen Systems finden die Zoologie und die Botanik in den zunächst für Mädchenlyzeen bestimmten Büchern des Verfassers[4]). Entsprechend den Lehrplänen für die Mädchenlyzeen bieten diese Bücher den Stoff in ähnlicher Weise wie die bereits vor dem Erscheinen der Schmeilschen Bücher herausgegebenen Bürgerschulbücher des Verfassers; sie enthalten aber auch kurze Kapitel über den inneren Bau und die Physiologie der Tiere und Pflanzen. Es muß hier übrigens darauf verwiesen werden, daß das biologische Moment in den Büchern für die unteren Klassen (einschließlich der Lyzealbücher) naturgemäß viel mehr zum Ausdruck kommt als in jenen für die oberen Klassen; das bedingt schon das Ziel dieses Unterrichtes auf der Oberstufe. Auch das „Praterbuch" des Verfassers darf als Hilfsmittel des biologischen Unterrichtes für die Mittelschule dieselbe Bedeutung beanspruchen wie für die Bürgerschule.

---

[1]) „Der Unterricht der Pflanzenkunde durch die Lebensweise der Pflanze bestimmt." Leipzig 1902.

[2]) „Grundriß der Naturg. des Tierreiches." Wien, Hölder 1902.

[3]) „Grundriß der Naturg. des Pflanzenreiches." Wien, Hölder 1903.

[4]) „Naturgeschichte des Tierreiches in Lebensbildern" und „Naturgeschichte des Pflanzenreiches in Lebensbildern". Früher erschienen: „Geschichte der Erde" und „Bau, Tätigkeit und Pflege des menschlichen Körpers". Alles Wien, Hölder 1903—1904.

II.

Es ist allgemein bekannt, wie man durch stärkere Berücksichtigung gewisser naturgeschichtlicher Momente, wie Besprechung des Aufenthaltsortes, der Nahrung, der Jagd der Tiere, durch bessere Veranschaulichung, durch Beseitigung so manchen Ballastes, wie lateinische Namen, Zahnformeln usw. versucht hat, den Unterricht lebendiger zu gestalten. An dem verbreitetsten Naturgeschichtsbuche für die unteren Klassen, jenem von Pokorny, läßt sich dieser Vorgang großenteils verfolgen, sogar in Äußerlichkeiten, wie darin, daß die vorhin erwähnten, anfangs mit kleinen Lettern gedruckten lebensgeschichtlichen Daten schließlich auch im Satz den vorausgehenden Beschreibungen gleich gesetzt wurden. Alle diese Mittel waren wohl geeignet, den Unterricht lebendiger zu gestalten, sie vermochten aber nicht sein Wesen zu ändern.

Merkwürdigerweise zeigte sich die größte Scheu vor Aufnahme von Erklärungen des Körperbaues. Es wurde schon hervorgehoben, daß es bei uns ein Buch für die oberen Klassen, nämlich Grabers Zoologie, war, welches die Prinzipien des biologischen Unterrichtes zuerst zur Anwendung gebracht hat. In den Büchern für die unteren Klassen wurde auf die Biologie in ganz geringem Grade, so bei einigen Tieren (wie z. B. in Pokorny-Mik beim Maulwurf), Rücksicht genommen, nicht aber bei den Pflanzen, wo sich allerdings die biologischen Deutungen nicht so aufdrängen wie bei manchen Tieren.

Zur Erklärung des Widerstrebens gegen die Einführung des erklärenden Momentes in den Naturgeschichtsunterricht der unteren Klassen mag vielleicht eine Erfahrung beitragen, welche der Verf. an sich selbst gemacht hat. Auch er hat sich im Anfang vielen dieser Erklärungen gegenüber skeptisch verhalten; erst gründliche Überlegungen und in den Ferien durchgeführte Beobachtungen und Versuche und endlich allmähliche Einführung dieser Elemente in den Unterricht haben ihn zu einem überzeugten Anhänger der biologischen Methode gemacht.

Dieses Widerstreben erklärt sich schließlich aus der Art des Unterrichtes, welchen wir selbst genossen haben. Der Verf. studierte an der Wiener Universität zu einer Zeit, da neben Vertretern der älteren Periode der Naturgeschichte bereits solche der jüngeren Richtung wirkten; er hörte Kollegia bei beiden und arbeitete praktisch in den von den letzteren eingeführten Instituten. Nun waren Männer wie Schmarda und Fenzl sicher tüchtige Naturforscher und Lehrer, sie waren aber auf einer gewissen Entwicklungsstufe der Naturgeschichte stehen geblieben. Freilich berücksichtigten auch die Vertreter der jüngeren Richtung nicht in genügender Weise die Biologie; Claus behandelte vorwiegend den inneren Bau und die Entwicklungsgeschichte gewisser niederer Tiergruppen und fand nicht oft Gelegenheit, auf die Erklärung der äußeren Körpereinrichtungen der höheren Tiere, welche im Unterrichte der unteren Klassen die Hauptrolle spielen, einzugehen, Wiesner beschäftigte sich vorwiegend mit der Anatomie und Physiologie der Pflanzen und Kerner wirkte kaum lange genug in Wien, um tieferen Einfluß zu nehmen. Ist

ja doch überhaupt die Biologie der Pflanzen eine ganz junge Wissenschaft. Ähnliche Verhältnisse haben an den meisten anderen Hochschulen geherrscht, ja sie herrschen größtenteils noch jetzt, da die Biologie im Rahmen unserer Hochschulen bislang noch keine genügende Vertretung gefunden hat. Auch die höheren Tiere beanspruchen an unseren Hochschulen mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Mittelschulen eine viel ausgiebigere Behandlung als sie gegenwärtig erfahren. — Es war also die Biologie etwas, dem die meisten von uns fremd gegenüberstanden. Wenn sich jeder mit diesem Neuen wird genügend vertraut gemacht haben, dann wird es wohl nicht mehr vorkommen, daß biologische Erklärungen für Traumdeutereien erklärt werden, daß der biologische Unterricht als monoton bezeichnet wird (die schematischen Pflanzenbeschreibungen sind es aber nicht!), daß befürchtet wird, durch die biologische Richtung könne der Naturgeschichtsunterricht an seiner „Wissenschaftlichkeit" Einbuße erleiden!

Es dürfte am Platze sein, hier einige gegen den biologischen Unterricht erhobene Vorwürfe einer Betrachtung zu unterziehen. — Obwohl man sich bei uns schon ziemlich lange über die schematischen „Kopfschwanzbeschreibungen" der Tiere lustig macht, wird ein eingehendes Beschreiben der Naturkörper noch häufig genug für ein „wissenschaftliches" Verfahren gehalten, welches allein der Mittelschule würdig ist und es wird der biologischen Methode zum Vorwurfe gemacht, daß die auch der biologischen Behandlung zugrunde liegenden Beschreibungen an Oberflächlichkeit leiden. Mit der „Wissenschaftlichkeit" der eingehenden Beschreibungen zunächst ist es nicht weit her, da die Naturgeschichte heute doch nicht mehr auf dem Linnéschen Standpunkt steht, die vorhandenen oder neu entdeckten Naturkörper bloß eingehend zu beschreiben und in das System einzureihen; vergleichende Anatomen, Physiologen und Embryologen haben sich auch längst über diese Wissenschaftlichkeit erhoben [1]). Von den Verfechtern des beschreibenden Unterrichtes wird immer hervorgehoben, daß die Beschreibung die Grundlage des Naturgeschichtsunterrichtes bilden muß, daß der Schüler durch das Beschreiben seine Sinne gebrauchen lernen und sich gewöhnen muß, bei Besprechung eines Naturkörpers von diesem selbst auszugehen und diese reale Basis nicht zu verlassen. Das alles wird von der biologischen Methode gebührend gewürdigt. Es ist aber nicht notwendig, daß der Schüler mit Rücksicht hierauf eine eingehende Beschreibung des Objektes gibt, die nebensächliche Dinge berücksichtigt. Das mehr oder weniger schematische Beschreiben können übrigens die Kinder bald und wenn dasselbe weiterhin immer wieder geübt wird, so erlahmt ihr

[1]) Der Verf. möchte sich erlauben, zur Begründung seines freien Urteiles über die Naturwissenschaften darauf hinzuweisen, daß er selbst eine Reihe von Arbeiten über die Anatomie, Physiologie und Entwicklungsgeschichte der Insekten (vornehmlich in der Zeitschr. f. wiss. Zoologie in Leipzig) veröffentlicht, daneben aber auch mehr beschreibende Arbeiten (in den Denkschriften der Wiener Akademie und in der Wiener entomol. Zeitung) geliefert hat.

Interesse. Es ist wirklich erstaunlich, daß Schüler, welchen in den Sprachen und in der Mathematik oft schon recht schwierige Gedankenprozesse zugemutet werden, in der Naturgeschichte durch zwei Jahre verdammt sein sollen, nichts zu tun als immer wieder zu beschreiben. Es ist auch nicht einzusehen, warum die Schüler in der Naturgeschichte nicht ebenso wie in der Physik Erklärungen der beobachteten Erscheinungen erhalten sollten, nachdem die Naturgeschichte endlich soweit gelangt ist, die Körperformen durch die Lebensverhältnisse zu erklären.

Noch weniger ist es am Platze, allzuviel Morphologie zu betreiben, wobei ja die Selbsttätigkeit der Schüler meist gar nicht zur Geltung kommt, da die betreffenden Begriffe einfach mitgeteilt werden müssen. Dadurch wird das gedächtnismäßige Einlernen gefördert, gegen welches der Naturgeschichtsunterricht doch immer ankämpfen soll. Die Verfechter der Morphologie in der Botanik vergessen auch, daß die betreffende Nomenklatur geschaffen worden ist, um das Beschreiben der Pflanzen zu erleichtern, daß sie aber nur Männern, welche viele Pflanzen beschreiben, von wesentlichem Nutzen ist, nicht aber Schülern, welche nur wenige Pflanzen kennen lernen, und daß es ganz sinnlos ist, die Morphologie gewissermaßen als Selbstzweck zu betrachten und bei den Kindern mit diesem trockenen Zeug die Liebe zur Natur zu vertreiben. Einen allgemeinen Bildungswert wird man wohl heute der Morphologie nicht mehr zuschreiben wollen. Daher: Beschränkung der Morphologie auf das notwendigste, Behandlung derselben bei Besprechung der einzelnen Pflanzen und nach Möglichkeit Entwicklung der betreffenden Begriffe mit den Schülern, endlich Beseitigung der besonderen morphologischen Kapitel aus den Büchern für die unteren Klassen, da sie immer wieder dazu führen, der Morphologie ein zu großes Gewicht beizulegen und überdies zum Auswendiglernen verleiten. Es ist freilich nicht immer leicht zu bestimmen, was von der Morphologie unentbehrlich ist und was aus dem Unterrichte entfernt werden muß; der Verf. hat dies in seiner „Methodik“[1]) näher untersucht und in seinen Naturgeschichtsbüchern die Morphologie in entsprechender Weise durchgeführt. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß die Größe bei den Tieren ein so wichtiges Merkmal ist, daß es nicht vernachlässigt werden darf, wie dies in vielen unserer Bücher der Fall ist.

Es zeigt von einem gänzlichen Mißverstehen der biologischen Richtung, wenn jemand gefunden hat, daß der biologische Unterricht die größte Gefahr in sich birgt, den Unterricht mit unwesentlichen Details zu überladen. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Dieser Fehler haftet in hohem Grade dem alten beschreibenden Unterrichte an, während der biologische, erklärende Unterricht vielmehr geneigt ist, den gegenteiligen Fehler zu begehen, nämlich dasjenige, was sich noch nicht erklären läßt, als nebensächlich beiseite zu lassen. Daß bei biologischer Behandlung die Wirbeltiere mehr Berücksichtigung finden als

---

[1]) S. 26—30

die Wirbellosen, da sie dem Menschen näher stehen, sich besser der Beobachtung darbieten und sich daher leichter biologisch behandeln lassen, ist richtig; aber bei dem Umstande, daß diese Tiere den Schülern viel interessanter sind und ihre Kenntnis einen größeren allgemeinen Bildungswert besitzt als jene gewisser niederer Formen, ist dies nur als ein Vorzug der neuen Methode anzusehen. Bei einer schematischen Beschreibung braucht freilich wenig Unterschied zwischen irgend einem niederen und einem höheren Tier gemacht zu werden!

Mit diesem Vorwurfe hängt jener andere zusammen, daß der neuartige Unterricht zuviel Zeit beanspruche, womit auch jener zusammenfällt, daß die neuartigen Bücher zu umfangreiche Schilderungen der Naturkörper geben. Der letzte Vorwurf trifft nur in Bezug auf die ausführlich behandelten Naturkörper zu. Es ist klar, daß eine erklärende Besprechung mehr Zeit und Raum beansprucht als eine einfache Beschreibung. Es kann aber durch Weglassung unwesentlicher Merkmale der Beschreibung, durch Beschränkung auf jene biologischen Tatsachen, welche der Reifestufe der Schüler entsprechen und durch strenge Gliederung des Stoffes soviel Zeit gewonnen werden, daß in einer Stunde neben der Wiederholung des alten Stoffes und kürzerer Besprechung anderer Naturkörper ein neuer Naturkörper eingehende Behandlung findet. Indem überdies mancher überflüssige Ballast, den noch einige Schulbücher mitführen, entfernt wird, kann mit der zur Verfügung stehenden Zeit auf der Unterstufe das Auslangen gefunden werden. Dies hat die Erfahrung bewiesen. Der neue Vorgang entspricht dem altbewährten Unterrichtsgrundsatze: *non multa, sed multum*, d. h. nicht vielerlei und das flüchtig und schlecht, sondern weniges, dieses aber ordentlich, denn dieses wenige, wirklich durchdrungen und angeeignet, wiegt mehr als jenes oberflächliche Vielerlei. Freilich darf man mit den Schülern nicht alles entwickeln wollen[1]. Durch geschickt gestellte Suggestivfragen kann man ja aus den Kindern alles Mögliche herausbringen, was man durch die Frage in sie hineingelegt hat; Suggestivfragen sollten aber im Unterrichte wie beim gerichtlichen Verfahren verpönt sein. Wenn man noch die Mühe und den Zeitaufwand bedenkt, welche dieses Verfahren erfordert, so muß betont werden: es gibt auch im Naturgeschichtsunterrichte Dinge, die mitgeteilt werden müssen und mit deren „Entwicklung" die Zeit nicht vertrödelt werden darf.

Auch wird gesagt, daß die Schüler auf der Unterstufe für eine derartige Behandlung des Stoffes noch nicht reif seien. Wer, wie der Verf., den Unterricht seit langem in dieser Weise erteilt und allmählich zu dieser Umgestaltung gelangt ist, kann auch diese Befürchtung ohneweiters als unbegründet bezeichnen. Schüler aller Altersstufen, Knaben und Mädchen zeigen sich von einem biologischen Unterrichte fruchtbar angeregt. Gerade bei den schlimmsten Jungen, welche viel ins Freie kommen und viel gesehen haben, ist dieser Unterricht am dankbarsten, bei Mädchen etwas weniger, nicht nur, weil sie nicht soviel

[1] Vgl. den Aufsatz des Verf.: „Zur Anwendung der entwickelnden Unterrichtsmethode" in der Zeitschr. f. d. österr. Volksschulw. IV, 1892.

hinauskommen wie die Knaben, sondern auch, weil sie das verstandesmäßige Lernen nicht so gerne üben wie diese. Der Zusammenhang des Körperbaues mit dem Aufenthaltsorte und der Lebensweise ist ja auch häufig ein so offenkundiger und leicht verständlicher, daß die Auffassung desselben selbst in der Volksschule und umsoweniger in der Mittelschule Schwierigkeiten bereitet. Die Anfangsschwierigkeiten eines solchen Unterrichtes mögen ja größere sein, als diejenigen des rein beschreibenden Unterrichtes. Doch sind sie nicht so groß als die manches anderen Unterrichtsfaches der gleichen Altersstufe; es sind eben jene Schwierigkeiten, welche der physikalisch-naturgeschichtlichen Unterrichtsgruppe anhaften und in den besonderen Geistesfähigkeiten begründet sind, welche dieselbe ausbildet, so besonders richtige Beobachtung und Auffassung sowie verständige Schlußfolgerung aus dem Beobachteten. Auch sind diese Schwierigkeiten gerade bei der Naturgeschichte die geringeren und werden darum bald überwunden. Sie belohnen sich durch das gesteigerte Interesse und Verständnis, welches die Schüler weiterhin dem Naturgeschichtsunterrichte entgegenbringen.

Noch ein sonderbarer Vorwurf ist gegen die biologische Richtung, besonders in der Botanik, erhoben worden, nämlich, daß die Behandlung der Bestäubungseinrichtungen für die Moral der Schüler bedenklich sein könnte, da sie sich Gedanken darüber machen müssen, „warum denn die Natur auf diese Einrichtungen ein derartiges Raffinement verwendet hat, deren wahre Bedeutung ihnen völlig dunkel bleibt“. Ja, genügt es denn nicht, wenn den Schülern gesagt wird, daß die Bestäubung notwendig ist, damit keimfähige Samen entstehen? Der Ausdruck Befruchtung braucht ja auf der Unterstufe nicht angewendet zu werden, ebenso wie es nicht notwendig ist, die Staubblüten als männliche, die Stempelblüten als weibliche Blüten zu bezeichnen, wie das in vielen älteren Büchern der Fall ist. Der Verf. hat weder beim Unterrichte kleiner oder erwachsener Mädchen noch bei jenem gleichalteriger Knaben und Jünglinge gefunden, daß die Besprechung dieser Dinge irgendwie gefährlich geworden wäre.

Gehen wir nun zur formalen Gestaltung des neuen Stoffes über. Als man die Langweiligkeit der schematischen Beschreibungen erkannt hatte, ging man daran, die ursprünglichen, schematischen Dispositionen zu zerstören. Auch das läßt sich an der Zoologie für die unteren Klassen von Pokorny-Mik verfolgen. Da finden wir z. B. in der 24. Auflage (1897) bei der schon zitierten Beschreibung des Maulwurfes die folgende Disposition: Körpergestalt, Behaarung und Färbung, Kopf mit Rüssel, Vorderbeine, Augen und Ohren, Schwanz, Gebiß. Erst im zweiten Abschnitte wird auf die Anpassung des Baues an die Lebensweise hingewiesen, im Zusammenhang mit den üblichen lebensgeschichtlichen Bemerkungen. Einen ähnlichen Vorgang finden wir in den meisten neueren Schulbüchern. Wenn aber mit schematischer oder auch ohne Disposition zunächst eine Beschreibung gegeben und erst hierauf das Biologische behandelt wird, so begnügt man sich offenbar mit einem halben Schritte; überdies hat derselbe einen erhöhten Zeitaufwand zufolge,

da die Körpermerkmale außer bei der Beschreibung noch einmal bei Erklärung des Körperbaues zur Behandlung gelangen. Die Zerstörung der Disposition kann auch nicht als gut bezeichnet werden. Gerade die neuartigen erklärenden Besprechungen, welche notwendigerweise umfangreicher ausfallen müssen, machen eine klare Disposition erforderlich, um den Kindern einen Überblick über den Stoff zu geben und so das Lernen zu erleichtern. Dieser Überzeugung sind offenbar alle neuen Methodiker, da sie, von Junge angefangen, bestrebt sind, den Stoff nach lebensgeschichtlichen Grundsätzen anzuordnen.

Der neue Unterricht scheint eben auch eine neue Form zu bedingen. Sind wir imstande, die Körperbeschaffenheit der Tiere und Pflanzen zu erklären, so sollen auch die Merkmale derselben in entsprechender Weise in Zusammenhang gebracht werden; erst dann wird voll und ganz der Vorteil dieses Unterrichtes hervortreten. Der biologische Unterricht sucht daher an Stelle der alten Beschreibungen erklärende Besprechungen zu setzen, welche unter Vernachlässigung unwesentlicher, die wichtigeren Merkmale mit den Lebensverhältnissen der Tiere und Pflanzen in Verbindung bringen und sie so erklären. Indem wir die Behandlung der Lebensgeschichte, welche früher nur als Anhang nachhinkte, mit der Besprechung des Körperbaues verbinden, ja ihr die Disposition der Besprechung entnehmen, da sie ja die Erklärung für den Körperbau des Tieres oder der Pflanze bietet, erhält der Schüler ein geistiges Band, welches die einzelnen Merkmale verknüpft. Dadurch wird nicht nur sein Interesse für die Sache wachgerufen, sondern es wird ihm auch erleichtert, den Stoff im Gedächtnisse zu behalten.

Diese biologischen Dispositionen können je nach dem Objekte verschieden sein [1]). Bei den Haustieren, welche vielfach ihren natürlichen Lebensbedingungen entfremdet worden sind und daher auch den Zusammenhang zwischen Körperbau und Umgebung vermissen lassen, bietet nicht selten die Beziehung zum Menschen die Möglichkeit einer das Interesse fesselnden Disposition. Bei den niederen Tieren wird wohl meist nicht vom Leben, sondern von dem Körperbau auszugehen sein und zwar darum, weil die Lebensäußerungen dieser Tiere nicht so stark hervortreten wie bei den Wirbeltieren und weil diese Tiere auch den Schülern noch zu fremd sind. Die in der Volksschule zuerst zur Behandlung kommenden Naturkörper müssen dort ja ebenfalls, so wie selbst später Naturkörper jener Gruppen, von welchen noch keine Vertreter Besprechung gefunden haben, noch mehr beschreibend behandelt werden. Die Volksschüler haben einerseits noch für die äußere Erscheinung, die Form und Farbe an sich, mehr Interesse als die etwas reifere Jugend und es fehlt ihnen anderseits auch noch die Erfahrung und der Verstand, um einen streng biologischen Unterricht mit Erfolg aufnehmen zu können. Man kann eben auch den biologischen Unterricht verfrühen, wie man früher häufig genug den eingehend beschreibenden Unterricht verfrüht hat.

---

[1]) Vgl. diesbezüglich die Lyzealbücher des Verfassers.

Bei den Pflanzen ergeben sich Schwierigkeiten für eine biologische Disposition, weil hier die biologischen Elemente nicht derart den ganzen Bau beherrschend hervortreten wie meist bei den Tieren. Immerhin geben bei vielen Pflanzen die Anpassung an den Standort oder die Jahreszeit, die Einrichtungen zum Zwecke besserer Belichtung oder Ausnutzung des Niederschlagwassers, weiter zur Erleichterung der Bestäubung, die Mittel zur Verbreitung der Samen und Früchte, ja selbst das Verhältnis zum Menschen (Schönheit, Nutzen) die Möglichkeit zu anregenden, die Merkmale verknüpfenden Dispositionen. Bei den Pflanzen fällt übrigens der althergebrachte Vorgang der aufeinanderfolgenden Besprechung der unterirdischen Teile, der Blätter, der Blüte und der Frucht meist mit der allmählichen Reihenfolge der Entwicklung der einzelnen Pflanzenteile zusammen und bietet schon darum in gewissem Sinne eine biologische Disposition.

Es könnte die Frage aufgeworfen werden, ob denn nicht die biologischen Dispositionen mit den wissenschaftlichen Gesichtspunkten in Widerstreit geraten? Ist es doch klar, daß der Bau der Tiere und Pflanzen nicht lediglich mit ihrer Umgebung und ihrer Lebensweise im Zusammenhang steht, sondern auch von ihrer Stellung im System, ihrer Verwandtschaft mit den anderen Tieren und Pflanzen abhängt. Es ist sogar behauptet worden, daß sich bei den Pflanzen die biologischen Charaktere gleichmäßig entwickelt bei den Vertretern der verschiedensten Pflanzenfamilien vorfinden, wenn diese nur unter den gleichen äußeren Lebensbedingungen stehen. Dies gilt jedoch nur mit einer gewissen Beschränkung, denn auch bei vielen Pflanzenfamilien treten biologische Merkmale direkt als bestimmend für die Zugehörigkeit zu einer Familie auf. So ist z. B. die Lippenblüte, die Schmetterlingsblüte, also das hervorragendste Merkmal zur Charakterisierung zweier wichtiger Familien, eine Anpassung an bestimmte Bestäubungsvorgänge und die rauhe Behaarung der rauhblättrigen Pflanzen, die scharfen Säfte der Hahnenfußgewächse sind doch auch biologische Merkmale, welche aber zugleich für die systematische Zugehörigkeit der betreffenden Pflanzen bezeichnend sind. Noch auffälliger sind bestimmte Tiergruppen gewissen Lebensverhältnissen angepaßt. Dies gilt meist nicht nur für die Familien wie z. B. bei den Raubtieren, sondern auch für die Ordnungen, wie z. B. die Affen, Flattertiere usw. und für ganze Klassen, wie die Fische und Vögel.

Aus dieser Betrachtung ergibt sich zweierlei, nämlich daß die biologischen Dispositionen wechselnd sein müssen, um nicht mit den anderen für das System maßgebenden Tatsachen in Widerstreit zu geraten und daß es oft sehr schwer ist, die richtige biologische Disposition zu treffen, weiter aber auch, daß die wirklich bezeichnenden biologischen Merkmale auch in die Charakteristik der Gruppen aufgenommen werden müssen.

III.

Der moderne Naturgeschichtsunterricht will nicht tote Naturkörper, sondern die lebende Natur kennen lehren, er muß seine Anregungen daher in der Natur selbst holen. Es ergibt sich daraus die Notwendigkeit, möglichst oft mit den Schülern die Natur aufzusuchen, also naturgeschichtliche Lehrausflüge zu unternehmen. Der Lehrer sollte die Schüler in den Garten und auf das Feld, auf die Wiese und in den Wald, an stehende und fließende Gewässer führen, um sie mit den verschiedenen Lebensbedingungen der Tiere und Pflanzen vertraut zu machen, um den Schülern die Naturkörper in ihren natürlichen Verhältnissen zu zeigen und sie jene Naturkörper und Vorgänge, welche sich in der Schulstube nicht vorführen lassen, kennen zu lehren.

Bezüglich der Lehrausflüge ergeben sich freilich Schwierigkeiten, welche in den großen Städten, wo jene gerade von besonderer Bedeutung wären, wesentlich größer sind als in kleineren Städten. Da sind zunächst die übervölkerten Klassen. Mit 30—40 Schülern läßt sich, wenn der Lehrer dieselben in der Hand hat, noch ein Ausflug machen, nicht aber mit 50—60. In diesem Falle muß die Klasse geteilt werden oder es muß zu dem Hilfsmittel gegriffen werden, nur die besseren Schüler zuzulassen, ein Mittel, das um so eher angewendet werden kann, als die weniger guten Schüler meist so wie so mehr ins Freie kommen und so aus eigenem über jene Beobachtungen verfügen, welche bei den mehr zu Hause gehaltenen Schülern nicht selten fehlen. Auch ist es meist schwierig, aus der großen Stadt hinauszukommen und selbst wenn diese Schwierigkeit durch die fortschreitende Vervollkommnung der Verkehrsmittel zum Teil behoben wird, so bleibt doch noch immer der größere Aufwand an Zeit und Mühe übrig. In einer kleineren Stadt kann leicht selbst eine einzelne Stunde (etwa eine Supplierungsstunde, wie dies der Verf. öfter in Graz gemacht hat) zu einem fruchtbaren Lehrspaziergang verwendet werden. Weiter wird der Lehrer in einer kleinen Stadt nicht so sehr anderweitig in Anspruch genommen wie in der Großstadt, so daß es ihm viel leichter wird, sich ganz seinen Schülern zu widmen. Doch sollte bei der großen Wichtigkeit der Ausflüge in jeder Weise getrachtet werden, die entgegenstehenden Schwierigkeiten zu überwinden, denn es gilt der Satz: Je größer im allgemeinen die Schwierigkeiten sind, welche sich an einem Orte den Schulausflügen entgegenstellen, umso wichtiger sind gerade für ihn diese Ausflüge.

Bei den großen Schwierigkeiten, unter welchen die Lehrausflüge leiden, gewinnt der Schulgarten eine umso größere Bedeutung. Ein solcher sollte bei jeder Schule namentlich in den großen Städten vorhanden sein, denn er bietet die Möglichkeit, so manche Naturkörper den Schülern unter den natürlichen Lebensbedingungen vorzuführen und an ihnen verschiedene Beobachtungen anstellen zu lassen. Der Schulgarten ermöglicht es auch, gewisse schwer zu erhaltende Naturkörper, wie Getreide, Lein, blühende Gemüsepflanzen, gewisse Giftpflanzen usw. selbst zu ziehen, was gegenwärtig, bei dem gleichzeitigen Botanikunterricht in

zahlreichen Klassen, von besonderer Wichtigkeit ist. Da sich der Schulgarten beim Schulhause befindet und den Vorteil einer durch äußere Einflüsse ungestörten Disziplin bietet, so ermöglicht er auch die Abhaltung mancher besonders fruchtbaren Botanikstunde in ihm selbst.

Die Wichtigkeit der Schulgärten wird schon seit langem durch F. Neč verfochten und wird in Österreich, Deutschland und der Schweiz gegenwärtig ebenso wie jene der Lehrausflüge mehr und mehr anerkannt, wie leicht aus den Berichten in „Natur und Schule" zu entnehmen ist: es werden Schulgärten errichtet und Schulausflüge veranstaltet und die dabei gemachten Erfahrungen mitgeteilt, um so den Kollegen die Anwendung dieser Hilfsmittel zu erleichtern.

Auch durch das Halten lebender Tiere in Aquarien, Terrarien, Zwingern usw., die Zucht einiger Pflanzen in Töpfen, welche an einem möglichst allen Schülern zugänglichen Orte im Schulhause Aufstellung finden müssen, kann der Unterricht der Naturgeschichte Förderung finden; gelegentlich wird im Unterrichte auf die betreffenden Tiere und Pflanzen, die Art ihrer Bewegung, die Stadien ihrer Entwicklung hingewiesen. Doch auch beim Unterrichte sollen typische Tiere lebend vorgeführt werden, was sich bei richtiger Auswahl ganz gut ohne Störung der Disziplin durchführen läßt. Namentlich Tiere, welche sich sonst nicht leicht der Beobachtung darbieten, deren Beobachtung aber zum Verständnis ihres Wesens notwendig ist, müssen lebend gezeigt werden; wie könnte man z. B. von den Schülern ein Verständnis des Schwimmvorganges, des Atmungsvorganges eines Fisches verlangen, wenn man sie nicht einen solchen, etwa einen Goldfisch, hat beobachten lassen? Man kann diese lebenden Tiere entweder von Bank zu Bank demonstrieren, wie man es mit leblosen Objekten tut, oder man kann sie (in den oberen Klassen) ähnlich wie ein Mikroskop in einer Fensternische oder auf dem Katheder aufstellen und die Schüler gruppenweise dazu herantreten lassen.

Es ist selbstverständlich, daß der biologische Unterricht auch immer die eigene Erfahrung der Schüler herbeiziehen und daß er in jeder Weise bestrebt sein wird, die Kinder zur Beobachtung lebender Naturkörper anzuregen. Zu diesem Zwecke dürfte es sich empfehlen, Beobachtungsaufgaben zu stellen, wie sie z. B. der Verf. in seine Bücher aufgenommen hat; die Wichtigkeit von Hilfsbüchern für den Schüler, welche ihm die Beobachtung im Freien erleichtern, ist schon betont worden. Auch auf Tiergärten, Auslagen von Tierhändlern, überhaupt auf alle Örtlichkeiten, wo lebende Tiere beobachtet werden können, müssen die Schüler verwiesen werden. Es erweitert sich ja im modernen Naturgeschichtsunterrichte der Begriff der Anschauung, welcher schon seit langem dem Unterrichte der Naturgeschichte zugrunde gelegt worden ist, zu jenem der Selbstbeobachtung, die in jeder Weise gepflegt werden muß.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung für den Unterricht ist ein gutes Lehrbuch. Ein Schulbuch, welches kurze und schematische Beschreibungen enthält, ist durchaus nicht geeignet, Interesse für den

Gegenstand zu erwecken, während ein Lehrbuch, das eine ansprechende Darstellung des Lehrstoffes gibt, auch seinerseits Interesse für den Unterricht zu erwecken vermag. So sind denn auch die schematischen Beschreibungen allmählich aus den Naturgeschichtsbüchern aller Schulkategorien verschwunden und an ihre Stelle sind mehr oder weniger lebensvolle Schilderungen getreten. Merkwürdigerweise lassen sich trotz dieses allgemein zu beobachtenden, mit der immer methodischeren Gestaltung des Unterrichtes im Zusammenhang stehenden Vorganges immer wieder einzelne Stimmen hören, welche sich für die alten, schematischen, möglichst kurzen Leitfäden aussprechen. Es wird behauptet, daß die schematischen Leitfäden dem Lehrer mehr Freiheit lassen. Der Lehrstoff kann aber bei dem Gebrauche irgend eines Buches vom Lehrer anders behandelt werden als ihn dasselbe bietet; kann ja Naturgeschichte auch ganz gut ohne Lehrbuch unterrichtet werden. Dieses ist vielmehr für die Schüler und die Art wie sie sich den Stoff aneignen, von Bedeutung. Ist das Buch kurz und schematisch, so verleitet es trotz aller Erläuterungen des Lehrers zum Auswendiglernen, während ein methodisch angelegter Leitfaden nicht nur dem Schüler das richtige Lernen, sondern eben darum auch dem Lehrer den Unterricht erleichtert. Daß ein methodisches Buch nicht jene kurze und schematische Form haben kann wie sie einst in Naturgeschichtsbüchern üblich war, bedarf keiner näheren Begründung, und das Urteil, daß sich die methodischen, biologischen Bücher „nur allzusehr von dem entfernen, was man ein gutes Lehrbuch nennen kann", ist eben dasjenige eines *laudatoris temporis acti*, mit dem sich schwer rechten läßt. Gegen den Vorwurf, daß nach diesen Büchern ein Erkennen der Naturkörper schwer sei, braucht man dieselben wohl nicht in Schutz zu nehmen; hat doch schon Wretschko[1]) nachgewiesen, daß sich der Naturgeschichtsunterricht nicht mit dem Bestimmen der Naturkörper zu beschäftigen hat.

Der moderne Naturgeschichtsunterricht stellt auch besondere Forderungen an die im Unterrichte der Unterstufe zur Verwendung kommenden Bilder, welchen die alten Wandtafeln und häufig auch die Abbildungen in den Naturgeschichtsbüchern nicht entsprochen haben. Die Bedeutung der Abbildungen ergibt sich aus dem Umstande, daß die beste Beschreibung keine so anschauliche Vorstellung erzeugen kann wie eine bildliche Darstellung; selbst wenn der Schüler den betreffenden Naturkörper kennt oder in der Schule vorgeführt erhalten hat, wird doch bei der häuslichen Wiederholung die von ihm reproduzierte Vorstellung eine viel lebhaftere und richtigere sein, wenn sie durch ein gutes Bild ergänzt wird. Nicht selten müssen beim Unterrichte die Abbildungen sogar das Objekt selbst vertreten oder sie müssen dasselbe in gewissen Beziehungen ergänzen, so in Bezug auf die Umgebung, bei Spiritusobjekten auch in Bezug auf Farbe, natürliches Aussehen usw. Die Abbildungen werden nach dem Gesagten die Tiere in ihrer natür-

[1]) „Zur Frage über die künftige Stellung der Naturwissenschaften an unseren Gymnasien." Gymn.-Zeitschr. 1862.

lichen Umgebung und in charakteristischer Stellung, die Pflanzen womöglich im Ganzen und in ihrem natürlichem Habitus vorführen. Daß sie dabei auch gewissen künstlerischen Anforderungen entsprechen müssen, ist selbstverständlich. Detailzeichnungen haben nicht die große Bedeutung, welche ihnen der rein beschreibende Unterricht zumaß. Namentlich die Pflanzenbilder in manchen Büchern zeigen oft bloß kleine Ästchen, die durch allerhand Detailzeichnungen noch undeutlicher gemacht werden; Blütendiagramme, auf welche von einzelnen großer Wert gelegt wird, sind für die Schüler der Unterstufe noch kaum verständlich und für diese überhaupt zwecklos. Daß eine gute farbige Abbildung auch im Schulbuche einer farblosen vorzuziehen ist, bedarf keiner Begründung; daß aber für Detailzeichnungen, schematische Darstellungen usw. die farblose Darstellung oft vorzuziehen sein wird, ist ebenfalls klar. Für den Unterricht in der Zoologie auf der Unterstufe besitzen wir namentlich in den neueren Wandtafeln von Leutemann, Pfurtscheller u. a. vortreffliche Hilfsmittel und für manche Pflanzen sind die Wandtafeln von Hartinger recht charakteristisch.

Der biologische Naturgeschichtsunterricht legt selbstverständlich auch auf möglichst gute Lehrmittel das größte Gewicht, welche nach Möglichkeit das biologische Verhalten hervortreten lassen. Es entsprechen ihm nicht mehr die alten, steifen, ohne Beobachtung des lebenden Tieres gemachten Stoffpräparate, sondern er verlangt, daß die Tiere in natürlicher Haltung und mit Andeutung des Aufenthaltsortes präpariert sind. Biologische Gruppen, also bei den Vögeln etwa die Zusammenstellung der Alten mit den Nestjungen u. dgl. werden zur Belebung des Unterrichtes noch mehr beitragen. In der letzten Wiener Mittelschulausstellung (Pfingsten 1903) waren in dieser Beziehung hübsche Fortschritte zu erkennen, doch kam auch manche Übertreibung zum Vorschein. Solche Zusammenstellungen wie „die Bewohner des Teiches“ sind unnatürlich, indem sie auf engem Raume vieles zusammendrängen, was sich in der Natur nie derart beisammen findet. Solche unnatürliche Zusammenstellungen sind schon früher häufig genug auf Abbildungen gemacht und auch oft genug gerügt worden. Unnatürlich erscheint es auch, wenn Kerbtiere auf künstlichen Blüten oder Blütenständen vereinigt werden. Diese Objekte erinnern schon stark an die ganz zu verwerfende künstliche Nachbildung der Pflanzen in natürlicher Größe. Blütenmodelle haben doch nur in starker Vergrößerung und zwar für Blüten und Blütenstände eine Berechtigung, welche zu klein sind, um ohne dieses Hilfsmittel den Schülern genügend verständlich zu werden; sie sollen auch nur neben dem betreffenden Naturkörper zur Anwendung kommen und denselben nicht gänzlich vertreten wollen. Bei allen diesen Lehrmitteln wird immer wieder vergessen, daß das Studium der Natur das Erste ist, daß das Lehrmittel nicht an Stelle des natürlichen Objektes angewendet werden darf, wenn dieses zur Verfügung steht und daß das erstere namentlich auf der Unterstufe möglichst wenig gekünstelt sein muß.

Bezüglich unserer Naturgeschichtsbücher für die unteren Klassen mögen noch zwei Bemerkungen Platz finden. Nach den Instruk-

tionen sollen die verwandten Naturkörper bereits auf der Unterstufe zu Gruppen zusammengefaßt werden. Diese Zusammenfassung ergibt sich schon durch die ausgiebige Übung des Vergleichens, welches ja bei unserem Unterrichte von großer Bedeutung ist, sie ist aber auch notwendig, um in die ziemlich große Zahl von Naturkörpern Ordnung zu bringen und so ein leichteres Festhalten im Gedächtnisse zu ermöglichen. Da die Schüler bei ihren Vergleichen sehr viele Merkmale der Ähnlichkeit herausfinden, die durchaus nicht alle gleichwertig sind, ist es jedoch notwendig, daß der Lehrer hierauf die wichtigsten derselben (einschließlich der biologischen Merkmale) zu einer kurzen Charakteristik zusammenfaßt. Diese Charakteristiken gehören schon darum in das Schulbuch, weil der Schüler nicht imstande ist, sie allein in entsprechender Weise zu bilden, sie gehören in den Text des Buches, da sie ja aus den Einzelschilderungen hervorgegangen sind und eine Zusammenfassung derselben vorstellen.

Unsere Lehrbücher der Botanik für die Unterstufe weisen nicht selten einen Umfang auf, welcher selbst denjenigen der Lehrbücher für die Zoologie übertrifft und mit der diesem Fache zugewiesenen Zeit in keinem Verhältnisse steht. Es rührt dies daher, daß meist mehrere nahe verwandte, nur in Äußerlichkeiten verschiedene Pflanzen eingehend behandelt sind, wohl um so dem Lehrer je nach dem vorliegenden frischen Material eine Auswahl zu ermöglichen. Doch führt diese Einrichtung häufig zur eingehenden Beschreibung mehrerer nahe verwandter Pflanzen, was den Schülern den Stoff langweilig macht und doch die biologische Behandlung einer ausgewählten Pflanze nicht ersetzen kann. Die eingehende Besprechung bloß typischer Vertreter der wichtigeren Familien im Verein mit kurzer Behandlung einiger verwandter Pflanzen, ähnlich wie dies in der Zoologie geschieht, würde nicht nur den Umfang der Botanikbücher verringern, sondern auch vom methodischen Standpunkte aus zu begrüßen sein. Eine gewisse Anzahl von Pflanzen ist ja tatsächlich so typisch und dabei verhältnismäßig leicht zu beschaffen, daß sie in keinem Buche fehlen sollten; wenn der Lehrer statt einer solchen eine andere, verwandte, gerade frisch zur Verfügung stehende Pflanze behandeln will, die im Buche nicht ausführlich besprochen ist, so bereitet es den Schülern auch keine nennenswerten Schwierigkeiten, für dieselbe die Schilderung der als Typus im Buche behandelten Pflanze zu verwenden, die ja doch auch durchgenommen werden muß. Das Aneinanderreihen zahlreicher Beschreibungen eng verwandter Naturkörper, das sich übrigens hie und da auch noch in Zoologiebüchern findet, ist nichts anderes als ein Überbleibsel aus der früheren Periode des Naturgeschichtsunterrichtes, verträgt sich aber nicht gut mit dem biologischen Unterrichte.

Es ist schon im I. Abschnitte auf den Zusammenhang des biologischen Unterrichtes mit der Entwicklungslehre (Deszendenztheorie) hingewiesen worden; bei der großen Bedeutung, welche diese für die Naturgeschichte gewonnen hat, bleibt zu untersuchen, ob sie nicht im Unterrichte der Oberstufe, wie viele wollen, ausdrücklich Erörterung

finden sollte. Die Gymnasial-Instruktionen vom Jahre 1884 sprechen sich dahin aus, daß, wiewohl die Deszendenztheorie (in Klammern steht Selektionstheorie, also ist diese, d. h. der sogenannte Darwinismus, mit jener identifiziert) als solche in die Schule nicht gehört, doch sichergestellte und den Schülern begreifliche Tatsachen in die Betrachtung einbezogen werden können, denn die Absolventen des Gymnasiums sollen den naturwissenschaftlichen Ideenkreise der Gegenwart nicht ganz fremd und unvorbereitet gegenüberstehen. Dieser Forderung wird in der Zoologie von Graber entsprochen. Wenn man die Gründe studiert, welche von jenen, die einer ausdrücklichen Erörterung der Deszendenzlehre das Wort reden, hiefür angeführt werden, so findet man, daß der eine die Schüler damit vertraut machen will, um so eine Stütze für die mechanische Auffassung der Lebensvorgänge zu erhalten, während der andere dieselbe erörtern will, um gerade diese Auffassung zu bekämpfen. Diese Lehre soll also entgegengesetzten Auffassungen dienstbar gemacht werden. Bedenkt man noch den sogenannten Lippstädter Fall in Deutschland, welcher nicht nur zur Maßregelung eines Lehrers geführt hat, der nicht ganz die Objektivität bei Erörterung der Deszendenzlehre zu wahren verstanden hatte, sondern auch die Beseitigung des Naturgeschichtsunterrichtes aus der Oberstufe der preußischen Gymnasien nach sich zog, so muß man wohl zur Überzeugung kommen, daß es besser ist, wenn die Deszendenzlehre als solche in der Schule nicht einer ausdrücklichen Erörterung unterzogen wird. Das darf natürlich nicht hindern, daß die Ergebnisse der modernen Naturforschung, wie z. B. über die Variabilität der Arten, welche ja schon bei der Züchtung von Varietäten und Rassen bei Gemüsen und Haustieren hervortritt, über die Anpassung der Formen an die gegebenen Lebensverhältnisse, über die fortschreitende Ausbildung vollkommenerer Formen usw. beim Unterrichte in entsprechender Weise verwertet werden. Gegen die Erörterung dieser Tatsachen in der Zoologie oder Botanik kann ebensowenig etwas eingewendet werden wie in der Geologie gegen die Besprechung des Auftretens immer höher stehender und vollkommenerer gebauter Pflanzen und Tiere in jüngeren Erdschichten und das darin zum Ausdruck kommende Entwicklungsprinzip. Es kann also der Unterricht sehr wohl nach dem heutigen Stande, nicht „nach Form und Inhalt im Geiste des XVIII. Jahrhunderts" behandelt werden, auch ohne ausdrücklich von der Selektionslehre Darwins (die noch von vielen Botanikern bezweifelt wird) oder von der Deszendenzlehre zu sprechen. Hier soll noch betont werden, daß der biologische Naturgeschichtsunterricht an sich noch eine mechanisch-materialistische Auffassung des Lebens nicht bedingt.

IV.

Auch einige Wünsche bezüglich der Organisation unseres Naturgeschichtsunterrichtes stehen mit der Bedeutung im Zusammenhang, welche dem modernen Unterrichte dieses Faches zukommt.

Der Lehrplan für Realschulen weist im allgemeinen der Naturgeschichte genügende Zeit zu. Freilich ist das Zeitausmaß auf der

Unterstufe (namentlich bei überfüllten Klassen) ein sehr knappes; die jetzige Verteilung der Zoologie und Botanik ist aber jedenfalls der früher giltigen vorzuziehen. Auf der Oberstufe ist das Zeitausmaß für die Zoologie mit einem Jahre, also mit derselben Zeit wie für die Botanik, ein ungenügendes. Schon der Stoff der Zoologie an sich ist ein umfangreicherer; es kommt außerdem noch die Somatologie hinzu, welche samt Gesundheitslehre bei einer ihrer großen Wichtigkeit entsprechenden Behandlung allein ein Semester mit 2 wöchentlichen Stunden beansprucht. In den Mädchenlyzeen ist diesem Fache tatsächlich schon ein ganzes Semester zugewiesen. Es muß daher für Zoologie und Somatologie zusammen allgemein ein Zeitausmaß von zwei Semestern mit 3 wöchentlichen Stunden verlangt werden, wie es ja bie und da versuchsweise schon eingeführt ist. Bei der Erweiterung der Realschulen auf 8 Klassen, die ja hoffentlich eine Frage nur mehr kurzer Zeit sein wird, könnte aber das Wintersemester der VI. Klasse mit 2 wöchentlichen Stunden ganz der Somatologie zugewiesen werden, worauf zwei Semester Zoologie und drei Semester Mineralogie und Geologie auch mit je 2 Stunden wöchentlich zu folgen hätten. Jedenfalls muß die Somatologie der Zoologie vorangehen, da ohne jene eine ersprießliche Behandlung der anatomischen Verhältnisse in der Zoologie kaum vorgenommen werden könnte.

Viel weitergehend sind die Wünsche bezüglich des Lehrplanes für Gymnasien, denn an dieser Anstalt finden die Naturgeschichte und die Chemie m. E. noch nicht die ihnen nach ihrer Bedeutung für die moderne Bildung zukommende Pflege. Die Chemie, jene moderne Grundwissenschaft, für deren bessere Berücksichtigung im Gymnasium Wretschko und andere[1]) schon vor mehr als 30 Jahren so triftige, in keiner Richtung widerlegte Gründe vorgebracht haben und für welche seitdem die meisten Fachmänner, so neuerdings Wallentin[2]), eingetreten sind, nimmt noch immer im Gymnasium eine Aschenbrödelstellung ein. Ihre Bedeutung für das Leben ist aber seitdem in ungeheurer Weise gewachsen; auch ist ein Verständnis der Lebensvorgänge des Menschen sowie der Tiere und Pflanzen ebenso wie eine gedeihliche Behandlung der Mineralogie ohne Chemie nicht denkbar. Da sollten doch auch die Nichtnaturwissenschaftler sich herbeilassen, sie als wesentlichen Bestandteil der allgemeinen Bildung anzuerkennen. Man sollte endlich dazu schreiten, ihr eine selbstständige Behandlung auch im Gymnasium zuteil werden zu lassen, so daß sie dort nicht mehr ihr Dasein äußerst kümmerlich als oft genug vernachlässigtes Anhängsel der Physik fristen müßte. Nach den Erfahrungen, die der Verf. beim Unterrichte der Chemie in der Bürgerschule und an der Lehrerbildungsanstalt gemacht hat, dürfte ein einjähriger Kurs mit 2—3 wöchentlichen Stunden in der III. oder, wenn die Chemie auf der Oberstufe nicht mehr Behandlung finden sollte, besser in der IV. Klasse genügen. Eine wesentliche Vorbedingung für

---

[1]) Gymn.-Zeitschr. von 1862, 1869, 1870.

[2]) „Über die Methodik des Physikunterrichtes an der Mittelschule." Gymn.-Zeitschr. LIII, 1902.

eine entsprechende Behandlung der Chemie auch am Gymnasium ist durch die Prüfungsvorschrift vom Jahre 1884 und 1897 gegeben, welche auch für die Prüfung aus Physik als Nebenfach (welche ja von den Naturhistorikern meist gemacht wird) die Forderung aufstellt, daß der Kandidat den Nachweis sowohl theoretischer als praktischer Kenntnisse in der Chemie zu erbringen hat.

Was die Naturgeschichte selbst anlangt, so scheint auf der Unterstufe die Verteilung des Lehrstoffes aus der Zoologie im Gymnasium nicht so entsprechend zu sein wie in der Realschule. Es ist doch besser, in der I. Klasse die Wirbeltiere abschließend zu behandeln und die Kerbtiere samt den übrigen wirbellosen Tieren in der II. Klasse vorzunehmen.

Viel zu stiefmütterlich ist m. E. die Naturgeschichte auf der Oberstufe des Gymnasiums bedacht. Ein Semester Botanik, zwei Semester Zoologie samt Somatologie ist bei modernem Betrieb dieser Wissenschaften und in Anbetracht ihres Umfanges, trotz teilweise vermehrter Stundenzahl, noch zu wenig. Auch verlangt die Geologie, für welche ein Mann wie Suess[1]) schon vor Jahrzehnten eine Lanze gebrochen hat und für welche längst auch andere eingetreten sind, als besonderer Gegenstand Aufnahme unter die Lehrfächer des Obergymnasiums. Sie wäre wohl auch hier mit der Mineralogie zu vereinigen und mit dieser zusammen an das Ende des naturgeschichtlichen Unterrichtes zu stellen. Die Mineralogie ist jetzt in der V. Klasse ja schon wegen des zu geringen Zeitintervalles nach ihrer Behandlung auf der Unterstufe (in der III. Klasse) nicht recht am Platze. Die Geologie eignet sich weiter ganz gut als abschließendes Fach der Naturgeschichte, indem sie bei Besprechung der Entwicklung der Pflanzen- und Tierwelt die Möglichkeit gibt, auf die Botanik und Zoologie zurückzugreifen und überdies ein allgemeines Urteil über die Bedeutung der Naturgeschichte ermöglicht. Am besten wäre es wohl, wenn der Naturgeschichte allgemein auch im Obergymnasium dasselbe Zeitausmaß und die gleiche Verteilung der Fächer zuteil würde wie in der Realschule, denn sie hat zweifelsohne für den Gymnasiasten den gleichen Bildungswert wie für den Realschüler. Ihr hoher Bildungswert erfordert auch, daß sie bis in die oberste Klasse emporgeführt wird, um noch mit dem reifsten Schülermaterial Erörterung zu finden.

Dieser Gedanke hat schon im Organisations-Entwurf Anerkennung gefunden, indem in der VIII. Klasse der Gymnasien als Unterrichtsgegenstand Geologie, Physiologie und die geographische Verbreitung der Pflanzen und Tiere aufgezählt sind. Nach der Aufhebung dieses Unterrichtes wurde allgemein die Wiedereinführung dieser „allgemeinen Naturkunde" in den Unterricht der VIII. Klasse verlangt; sie sollte einen allgemeinen Überblick über die Erscheinungen der anorganischen und organischen Natur geben und den Zusammenhang in der Natur betonen. Offenbar dachte man dabei an Humboldts „Kosmos, Entwurf einer physischen Weltbeschreibung", in welchem der Versuch gemacht

---

[1]) Gymn.-Zeitschr. 1862.

worden war, eine Zusammenfassung der naturgeschichtlichen Kenntnisse jener Zeit zu geben. Nach Wretschko sollte die „allgemeine Naturkunde" das Wichtigste aus der Petrographie, Geologie, Klimatologie, Pflanzen- und Tiergeographie mit Rückblicken auf die Mineralogie, Botanik und Zoologie zu einem Ganzen verbinden. Die jetzigen Bestrebungen in Deutschland auf Einführung eines „biologischen" Unterrichtes laufen zum Teil auf etwas Ähnliches hinaus; bei uns ist man längst davon abgekommen, ein derartiges allgemeines Fach zu verlangen, weil diese Forderung etwas allzu Unbestimmtes und darum schwer Durchführbares enthält. Schließlich gehört die Klimatologie in die Physik, die Pflanzen- und Tiergeographie aber in die Botanik und Zoologie, wo sie unter Berücksichtigung der klimatischen Verhältnisse Behandlung finden können, soweit die Zeit es zuläßt. Überdies dürfte man nach der ungeheueren Entwicklung der biologischen Naturwissenschaften selbst nicht mehr geneigt sein, der Pflanzen- und Tiergeographie jenen Wert für die Schule beizumessen wie einst. Wenn aber auch ein besonderer allgemeiner Unterricht aus der Naturgeschichte fallen gelassen wird, so muß doch bei dem heutigen Stande dieser Wissenschaft ihre Behandlung auf der obersten Stufe des Unterrichtes mit mindestens dem gleichen Nachdrucke verlangt werden wie früher.

Die zur Erweiterung des Naturgeschichtsunterrichtes auf der Oberstufe der Gymnasien nötige Zeit ließe sich vielleicht teilweise durch Einschränkung des Unterrichtes in der philosophischen Propädeutik gewinnen. Es sind wohl vorwiegend historische Gründe, wegen welcher dieses Unterrichtsfach im Gymnasium noch eine bedeutende Rolle spielt und selbst in Preußen wieder begehrt wird. Jedenfalls hat dasselbe mit der Entwicklung der Naturgeschichte in den letzten Jahrzehnten in keiner Weise Schritt gehalten: der Lehrstoff der Logik ist zum Teil veraltet, zum Teil (in der Methodenlehre) ein solcher, daß er bei methodischer Behandlung der Naturwissenschaften durch diese selbst in praktischerer Form und von den richtigen Fachmännern geboten wird, der Lehrstoff der Psychologie aber ist zum Teil recht unsicher und kann es auch dort, wo er sich die moderne Methode der Naturforschung zunutze macht, doch nicht mit den Naturwissenschaften aufnehmen. Jedenfalls können diese beiden Wissenschaften durch Vereinfachung ihres Stoffes und Vereinigung desselben, so daß sie in einem Jahre Erledigung finden würden, nur gewinnen; eine eingehendere Behandlung sowie die Erörterung philosophischer Themen paßt nach meiner Meinung besser für den Fachunterricht an der Hochschule. Der Verf. hat sich selbst theoretisch und praktisch mit der philosophischen Propädeutik beschäftigt und ist vor Jahren für stärkere Berücksichtigung derselben an den Lehrerbildungsanstalten [1]) eingetreten, ist aber doch schließlich zu der eben dargelegten Überzeugung gelangt.

[1]) „Die philosophische Propädeutik als Bildungsgegenstand des Lehrers", „Der Bildungswert des Unterrichtes in der Psychologie" und „Die Reformbestrebungen auf dem Gebiete des Unterrichtes in der Logik". Zeitschr. f. d. österr. Volksschulwesen, I. und II. 1890.

Die Naturgeschichte sollte endlich auch zum Gegenstande der Maturitätsprüfung sowohl an der Realschule als auch am Gymnasium trotz des Widerspruches der besorgten Eltern gemacht werden. Schon Wretschko und andere[1]) haben nachgewiesen, daß die Naturgeschichte bereits zu ihrer Zeit ein Unterrichtsgegenstand war, der in hohem Grade die Eignung besaß, über die geistige Reife der Schüler Aufklärung zu geben. In wieviel höherem Grade ist das jetzt der Fall nach dem ungeheueren Aufschwunge, den diese Wissenschaften in den letzten Jahrzehnten genommen haben! Daher wurde diese Forderung auch neuerdings wieder aufgestellt, so von H. Lanner[2]). Die Naturgeschichte ist eben heute nicht nur ein vollwertiger Unterrichtsgegenstand, es kann sogar ausgesprochen werden, daß derjenige, welcher sich nicht mit der Naturgeschichte und der ganzen Art ihres Schließens bekannt gemacht hat, überhaupt einen Teil der modernen Bildung nicht sein eigen nennt. Und da sollte die Naturgeschichte von der Maturitätsprüfung ausgeschlossen bleiben können, bei welcher die für den Gebildeten unserer Zeit als notwendig angesehene allgemeine Bildung nachgewiesen werden soll?

In Anbetracht der großen Wichtigkeit guter Lehrmittel für einen gedeihlichen Naturgeschichtsunterricht ist weiter eine Erhöhung der Dotation für die Naturgeschichte notwendig. Gute Lehrmittel sind eben viel teurer als die früher oft ziemlich wahllos angewendeten Lehrbehelfe. Auch sind für die physiologischen Versuche besondere Apparate notwendig, derartige Apparate zeichnen sich aber bekanntlich ebenfalls durch ziemlich hohe Preise aus. Vergleicht man die Höhe der Dotation für die Naturgeschichte mit jener für Physik und Chemie, so tritt besonders deutlich hervor, daß jene ungenügend bedacht ist.

Ein weiterer wohlbegründeter Wunsch bezieht sich auf die Einrechnung der praktischen Betätigung des Naturgeschichtslehrers in die Lehrverpflichtung, ein Wunsch, der gerade jetzt besonders aktuell ist, da vielfach der Naturhistoriker bloß Naturgeschichte zu unterrichten hat. Unterwerfen wir die praktische Betätigung des Naturhistorikers einer näheren Betrachtung, so finden wir zunächst die Instandhaltung der Lehrmittelsammlung, bei welcher es sich aber durchaus nicht bloß um die Auswahl neuer Lehrmittel bei einem Lehrmittelhändler handelt, also um eine geringfügige Arbeit, welche jeder Kustos zu bewältigen hat. Es handelt sich vielmehr um Beschaffung jener vielen eigenen Lehrmittel, wie z. B. Teile von Tierkörpern, Produkte tierischer [illegible], Früchte von Pflanzen, technologische Erzeugnisse aus dem Tier- und Pflanzenreich, welche teils bei den Lehrmittelhändlern gar nicht, teils nur teuer zu erhalten sind, während sie durch die Sammel-

[1]) Vgl. besonders die schon angeführten Jahrgänge der Zeitschr. f. österr. Gymn.
[2]) Vgl. die Realschul-Zeitschrift von 1904.

worden war, eine Zusammenfassung der naturgeschichtlichen Kenntnisse jener Zeit zu geben. Nach Wretschko sollte die „allgemeine Naturkunde“ das Wichtigste aus der Petrographie, Geologie, Klimatologie, Pflanzen- und Tiergeographie mit Rückblicken auf die Mineralogie, Botanik und Zoologie zu einem Ganzen verbinden. Die jetzigen Bestrebungen in Deutschland auf Einführung eines „biologischen“ Unterrichtes laufen zum Teil auf etwas Ähnliches hinaus; bei uns ist man längst davon abgekommen, ein derartiges allgemeines Fach zu verlangen, weil diese Forderung etwas allzu Unbestimmtes und darum schwer Durchführbares enthält. Schließlich gehört die Klimatologie in die Physik, die Pflanzen- und Tiergeographie aber in die Botanik und Zoologie, wo sie unter Berücksichtigung der klimatischen Verhältnisse Behandlung finden können, soweit die Zeit es zuläßt. Überdies dürfte man nach der ungeheueren Entwicklung der biologischen Naturwissenschaften selbst nicht mehr geneigt sein, der Pflanzen- und Tiergeographie jenen Wert für die Schule beizumessen wie einst. Wenn aber auch ein besonderer allgemeiner Unterricht aus der Naturgeschichte fallen gelassen wird, so muß doch bei dem heutigen Stande dieser Wissenschaft ihre Behandlung auf der obersten Stufe des Unterrichtes mit mindestens dem gleichen Nachdrucke verlangt werden wie früher.

Die zur Erweiterung des Naturgeschichtsunterrichtes auf der Oberstufe der Gymnasien nötige Zeit ließe sich vielleicht teilweise durch Einschränkung des Unterrichtes in der philosophischen Propädeutik gewinnen. Es sind wohl vorwiegend historische Gründe, wegen welcher dieses Unterrichtsfach im Gymnasium noch eine bedeutende Rolle spielt und selbst in Preußen wieder begehrt wird. Jedenfalls hat dasselbe mit der Entwicklung der Naturgeschichte in den letzten Jahrzehnten in keiner Weise Schritt gehalten: der Lehrstoff der Logik ist zum Teil veraltet, zum Teil (in der Methodenlehre) ein solcher, daß er bei methodischer Behandlung der Naturwissenschaften durch diese selbst in praktischerer Form und von den richtigen Fachmännern geboten wird, der Lehrstoff der Psychologie aber ist zum Teil recht unsicher und kann es auch dort, wo er sich die moderne Methode der Naturforschung zunutze macht, doch nicht mit den Naturwissenschaften aufnehmen. Jedenfalls können diese beiden Wissenschaften durch Vereinfachung ihres Stoffes und Vereinigung desselben, so daß sie in einem Jahre Erledigung finden würden, nur gewinnen; eine eingehendere Behandlung sowie die Erörterung philosophischer Themen paßt nach meiner Meinung besser für den Fachunterricht an der Hochschule. Der Verf. hat sich selbst theoretisch und praktisch mit der philosophischen Propädeutik beschäftigt und ist vor Jahren für stärkere Berücksichtigung derselben an den Lehrerbildungsanstalten[1]) eingetreten, ist aber doch schließlich zu der eben dargelegten Überzeugung gelangt.

---

[1]) „Die philosophische Propädeutik als Bildungsgegenstand des Lehrers“, „Der Bildungswert des Unterrichtes in der Psychologie“ und „Die Reformbestrebungen auf dem Gebiete des Unterrichtes in der Logik“. Zeitschr. f. d. österr. Volksschulwesen, I. und II. 1890.

Die Naturgeschichte sollte endlich auch zum Gegenstande der Maturitätsprüfung sowohl an der Realschule als auch am Gymnasium trotz des Widerspruches der besorgten Eltern gemacht werden. Schon Wretschko und andere[1]) haben nachgewiesen, daß die Naturgeschichte bereits zu ihrer Zeit ein Unterrichtsgegenstand war, der in hohem Grade die Eignung besaß, über die geistige Reife der Schüler Aufklärung zu geben. In wieviel höherem Grade ist das jetzt der Fall nach dem ungeheueren Aufschwunge, den diese Wissenschaften in den letzten Jahrzehnten genommen haben! Daher wurde diese Forderung auch neuerdings wieder aufgestellt, so von H. Lanner[2]). Die Naturgeschichte ist eben heute nicht nur ein vollwertiger Unterrichtsgegenstand, es kann sogar ausgesprochen werden, daß derjenige, welcher sich nicht mit der Naturgeschichte und der ganzen Art ihres Schließens bekannt gemacht hat, überhaupt einen Teil der modernen Bildung nicht sein eigen nennt. Und da sollte die Naturgeschichte von der Maturitätsprüfung ausgeschlossen bleiben können, bei welcher die für den Gebildeten unserer Zeit als notwendig angesehene allgemeine Bildung nachgewiesen werden soll?

In Anbetracht der großen Wichtigkeit guter Lehrmittel für einen gedeihlichen Naturgeschichtsunterricht ist weiter eine Erhöhung der Dotation für die Naturgeschichte notwendig. Gute Lehrmittel sind eben viel teurer als die früher oft ziemlich wahllos angewendeten Lehrbehelfe. Auch sind für die physiologischen Versuche besondere Apparate notwendig, derartige Apparate zeichnen sich aber bekanntlich ebenfalls durch ziemlich hohe Preise aus. Vergleicht man die Höhe der Dotation für die Naturgeschichte mit jener für Physik und Chemie, so tritt besonders deutlich hervor, daß jene ungenügend bedacht ist.

Ein weiterer wohlbegründeter Wunsch bezieht sich auf die Einrechnung der praktischen Betätigung des Naturgeschichtslehrers in die Lehrverpflichtung, ein Wunsch, der gerade jetzt besonders aktuell ist, da vielfach der Naturhistoriker bloß Naturgeschichte zu unterrichten hat. Unterwerfen wir die praktische Betätigung des Naturhistorikers einer näheren Betrachtung, so finden wir zunächst die Instandhaltung der Lehrmittelsammlung, bei welcher es sich aber durchaus nicht bloß um die Auswahl neuer Lehrmittel bei einem Lehrmittelhändler handelt, also um eine geringfügige Arbeit, welche jeder Kustos zu bewältigen hat. Es handelt sich vielmehr um Beschaffung jener vielen kleinen Lehrmittel, wie z. B. Teile von Tierkörpern, Produkte tierischer Tätigkeit, Früchte von Pflanzen, technologische Erzeugnisse aus dem Tier- und Pflanzenreich, welche teils bei den Lehrmittelhändlern gar nicht, teils nur teuer zu erhalten sind, während sie durch die Sammel-

[1]) Vgl. besonders die schon angeführten Jahrgänge der Zeitschr. f. d. österr. Gymn.

[2]) Vgl. die Realschul-Zeitschrift von 1904.

tätigkeit des Lehrers und der Schüler leicht zu erhalten sind. Für die Schüler hat diese Sammeltätigkeit überdies eine nicht zu unterschätzende methodische Bedeutung, da sie dabei zu mancher Beobachtung angeregt werden; sie obliegen ihr aber nur dann mit Eifer, wenn sie wahrnehmen, daß der Lehrer Gewicht darauf legt und auch selbst dabei mittut. An den Lehrer stellen alle diese Lehrmittel überdies noch Anforderungen bezüglich der Präparierung. Bekannt sind die Schwierigkeiten, welche der Naturgeschichtslehrer bei Beschaffung des frischen Pflanzenmateriales zu überwinden hat, da er nicht nur diese leiten, sondern vielfach selbst in die Hand nehmen muß. Die Haltung und Vorführung lebender Tiere stellt neue Ansprüche sowie überhaupt alle die Nebenbetätigungen des Naturgeschichtslehrers durch die moderne Richtung dieses Unterrichtes an Umfang und Bedeutung zugenommen haben. Daß der Lehrer immer bereit sein muß, den Schülern bezüglich der Beobachtung, Sammlung, Bestimmung und Präparierung von Naturkörpern behilflich zu sein, ist selbstverständlich. Übrigens macht auch die Zusammenstellung der so zahlreichen, für jede Unterrichtsstunde erforderlichen Lehrmittel viel Arbeit. So kommt es, daß der Naturhistoriker sogar in den Zwischenstunden, während welcher sich die Kollegen ebenso wie die Schüler erholen können, in Anspruch genommen ist. Deshalb ziehen ja auch viele Naturgeschichtslehrer den Mathematikunterricht trotz der mit ihm verbundenen Korrekturen wegen des Minus an Arbeit und wegen des Wegfalles der disziplinaren Schwierigkeiten, welche die Benützung der vielen Lehrmittel zur Folge hat und die eine Naturgeschichtsstunde oft zu einer besonders anstrengenden machen, dem Unterrichte ihres eigenen Faches vor. Soll nun zu allen diesen Arbeiten noch die so wichtige Veranstaltung von Lehrausflügen mit allen ihren Schwierigkeiten treten, so sollte wohl dem Naturgeschichtslehrer dafür die Herabminderung seiner Lehrverpflichtung etwa um 2 wöchentliche Stunden geboten werden.

Zum Schlusse mag der Wunsch nach vom Staate organisierten **Mittelschulkursen** ausgesprochen werden, ähnlich jenen, welche in Deutschland schon seit längerer Zeit bestehen. Die Konferenz der Landesschulinspektoren vom Jahre 1899 hat sich ja bereits dafür ausgesprochen und es wurden auch schon ähnliche Kurse bei uns versucht. Doch fehlte noch neben der theoretischen die vollständige praktische und methodische Durchführung, bezüglich welcher **Lechthaler** eine Reihe wohlbegründeter Vorschläge gemacht hat[1]). Auch haften den bisher bei uns veranstalteten Kursen gewisse Mängel an, auf welche (bezüglich der für Lehrer veranstalteten Kurse) der Verf. schon an anderer Stelle[2]) hingewiesen hat. Obwohl die dort hervorgehobenen Mängel für Mittelchullehrerkurse nur zum Teil Geltung haben, da gerade die jüngeren Universitätskräfte berufen sein mögen, über die Fortschritte und den jeweiligen Stand der

---

[1]) „Die Ferialkurse für Mittelschullehrer." Österr. Mittelschule XIV, 1900.

[2]) „Die Ausbildung der Lehrer für den Unterricht der Naturgeschichte." Zeitschr. f. d. österr. Volksschulwesen XV, 1904.

Naturwissenschaften zu berichten, so muß doch anderseits die Herbeiziehung namhafter Gelehrter sowie methodisch hervorragender Mittelschullehrer zu diesen Kursen verlangt werden. Freilich würde die Herbeiziehung solcher Kräfte in den Ferien für Wien auf Schwierigkeiten stoßen. Aus diesem Grunde und auch um den Besuch dieser Kurse zu fördern, würde es sich wohl empfehlen, dieselben ähnlich wie die Ferialkurse für Lehrer in schönen Gegenden des Alpengebietes zu veranstalten, wobei ja Provinzialhauptstädte wie Graz und Innsbruck und wohl auch Salzburg gewählt werden könnten, welche einerseits durch die dort vorhandenen hohen Schulen und Sammlungen die für die praktischen Kurse nötigen Behelfe liefern könnten, anderseits aber durch die mannigfache und dabei leicht zu erreichende Umgebung die für einen Kurs aus Naturgeschichte so wichtigen Ausflüge erleichtern würden [1]).

Wien. Dr. E. Witlaczil.

Beiträge zur Frage des wissenschaftlichen Unterrichtes an den höheren Schulen von W. Detmer, R. Hertwig, M. Verworn, H. Wagner, J. Wagner, J. Walther gesammelt und herausgegeben von Max Verworn. Jena, G. Fischer 1904.

Diese sehr instruktive Schrift enhält auf Grund der in den letzten drei Versammlungen deutscher Naturforscher und Ärzte gefaßten Beschlüsse eine Sammlung von Wünschen und Vorschlägen, die aus den Erfahrungen einer Anzahl von Hochschullehrern bezüglich der naturwissenschaftlichen Schulvorbildung der Studenten entsprungen sind. Sie umfaßt sechs Abhandlungen und zwar I. Zur Frage des naturwissenschaftlichen Unterrichts an den höheren Schulen von M. Verworn. II. Erfordernisse der Vorbildung der Mittelschulen für das Studium der Zoologie von R. Hertwig. III. Der botanische Unterricht an den höheren Schulen von W. Detmer. IV. Über den chemischen Unterricht an höheren Schulen von J. Wagner. V. Die Geologie im Schulunterricht von J. Walther. VI. Die Erdkunde im Schulunterricht von H. Wagner. Die Lektüre dieser Schrift, die in erster Linie preußische Schulverhältnisse vor Augen hat, ist auch für die österreichischen Mittelschullehrer darum besonders beachtenswert, weil wir hier Vorschläge treffen, die an unseren Schulen schon erfüllt sind. Da muß in erster Linie die Forderung erwähnt werden, daß der Unterricht in Naturgeschichte, Physik und Chemie in den unteren und oberen Klassen erteilt werden soll, speziell die Physik müsse zunächst experimentell behandelt werden, die mathematische Physik soll den oberen Klassen zugewiesen werden. Hertwig schrickt selbst vor einer Unterbrechung in den mittleren Klassen nicht zurück. Wie oft

---

[1]) Die vom Verf. gewünschten Ferial-Fortbildungskurse für Mittelschullehrer sind inzwischen vom Unterrichtsminister eingeführt und organisiert worden. — Zum Ganzen vgl. Monatsschr. f. höh. Schul., Jahrg. 1905, S. 30 ff. Die Red.

wurde bei uns von schätzenswerter Seite behauptet, die doppelte Behandlung der genannten Disziplinen, die Zweistufigkeit, lasse sich bei den gegenwärtigen Schulverhältnissen nicht mehr aufrecht halten! Sonderbar muß es uns auch zumuten, daß immer wieder die Forderung aufgestellt wird, die naturwissenschaftlichen Disziplinen sind von Fachlehrern, nicht von humanistisch vorgebildeten Lehrern zu erteilen; die Chemie sei mit der Physik als Prüfungsfach zu verbinden, der propädeutische Unterricht in Physik und Chemie sei zu vereinigen — Dinge, die in unserer Prüfungsvorschrift und im Lehrplan für Gymnasien längst durchgeführt sind. Ebenso selbstverständlich erscheint uns die Berücksichtigung der Geologie im Mittelschulunterrichte, wenn möglich auch als eigener Unterricht, wie ihn unser Realschullehrplan kennt. Dem philologischen Unterricht, dem die Naturhistoriker allerdings gern Stunden abnehmen möchten, wird in dieser Schrift mehrfach auch das Wort geredet. So sagt Prof. Hertwig S. 30: „Ich würde es für ein Glück betrachten, wenn der reiche Bildungsschatz des griechischen und römischen Altertums in der Ursprache noch lange Zeit unserer heranwachsenden Jugend gewahrt bliebe". Ganz besonders sollte bei diesem Unterricht auch die Anschauung gepflegt werden, dafür wird auch die Verwendung der griechischen und römischen Münzen als ein außerordentlich und kaum je (!) verwendetes Anschauungsmittel in galvanoplastischen Nachbildungen [1]) empfohlen. Auch Reisestipendien für den Besuch der klassischen Stätten des Altertums werden gefordert. Auch solche sind bei uns längst geschaffen und trotz alledem haben einige naive Ärzte den Mut, unsere höheren Schulen der Rückständigkeit überhaupt zu zeihen.

[1]) Die von der archäologischen Kommission für österr. Gymnasien herausgegebene Sammlung, die selbst in Amerika Absatz findet, hätte in diesem Zusammenhange erwähnt werden sollen.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Hundertjähriger Bestand des Staatsgymnasiums in Wr.-Neustadt.

Am 10. November v. J. fand in Wr.-Neustadt unter großer Beteiligung aller Kreise der Bevölkerung und zahlreicher auswärtiger Festgäste die Feier des hundertjährigen Bestandes des Wr.-Neustädter Gymnasiums seit seiner Wiedereröffnung im Jahre 1804 statt. Die Wiedereröffnung dieser alten Stätte humanistischer Bildung, die bereits als Jesuitengymnasium vom Jahre 1666 bis 1773 bestanden hatte und deren wechselvolle und inhaltsreiche Geschichte der gegenwärtige Direktor der Anstalt, Franz Wanner, in klarer, übersichtlicher Weise als wertvollen Beitrag, nicht bloß zur Neustädter Lokal-, sondern zur Entwicklungsgeschichte der österreichischen Gymnasien überhaupt, im Programme des Wr.-Neustädter Gymnasiums (1904) erzählte, geschah am 5. November 1804 in sturmbewegter Zeit.

Die Gedenkfeier dieses in der österreichischen Schulgeschichte bedeutungsvollen Ereignisses zerfiel in zwei Teile, deren erster in einem feierlichen Pontifikalamte bestand, das von dem hochw. Abte der vereinigten Stifte Heiligenkreuz-Neukloster, Dr. Gregor Pöck, einem ehemaligen Schüler des Gymnasiums, zelebriert wurde. Die Chöre wurden von den Sängerknaben des Stiftes Heiligenkreuz unter Leitung ihres Chormeisters, P. Norbert Hofer, aufgeführt. Die Hauptfeier fand im Festsaale der Wr.-Neustädter Sparkasse statt, der, in mustergiltiger italienischer Renaissance erbaut, eine weihevolle Stätte für die erhebende Schulfeier bot. Im Saale hatten sich eingefunden der Bürgermeister Kammann, der Vizebürgermeister Seminardirektor i. R. Dr. Mayer, der Kommandant der Theresianischen Militärakademie Feldzeugmeister v. Drathschmidt, Reichsratsabgeordneter Prof. Kienmann, Kreisgerichtspräsident Hofrat Hebenstreit, der Vizepräsident des n. ö. Landesschulrates Freih. v. Bienerth, Statthaltereirat Ritter v. Stahl, Staatsanwalt Graf Pötting, die Äbte Dr. G. Pöck und J. Panschab, Probst Dr. Schnabl, Landesschulinspektor Dr. Scheindler und zahlreiche Vertreter der Behörden, des Gemeinderates, der Zisterzienserstifte Niederösterreichs, ferner die Direktoren und Professoren der Wr.-Neustädter Mittelschulen, Direktor Wittek vom Gymnasium in Baden, Direktor Dr. Polaschek von Floridsdorf (ehemaliger Wr.-Neustädter Schüler), viele ehemalige Schüler des Gymnasiums und Eltern oder Angehörige gegenwärtiger Schüler.

Die Schulfeier, an deren Zustandekommen der Festausschuß des Gymnasiums mit regem Eifer gearbeitet hatte, umfaßte folgende Aufführungen, die, soweit sie musikalisch waren und von öffentlichen Schülern

des Gymnasiums vorgetragen wurden, sämtlich von dem Gesanglehrer der Anstalt Herrn Volksschullehrer Ferdinand Tritremmel in aufopfernder Weise einstudiert, ja teilweise erst für Orchester umgesetzt und dirigiert wurden. Die Aufführung begann mit H. Wiltbergers Festmarsch für Streichorchester, Klavier und Harmonium, vorgetragen von öffentlichen Schülern des Gymnasiums. Sodann erfolgte die Begrüßungsansprache an die erschienenen Festgäste, gehalten von dem Abte der vereinigten Stifte Heiligenkreuz-Neukloster Dr. G. Pöck, der diese Aufgabe auf Ersuchen des Festausschusses bereitwillig übernommen hatte; haben ja doch diese beiden Stifte die innigsten historischen Verknüpfungspunkte mit dem Gymnasium, das ursprünglich in den Mauern des Neuklosters untergebracht war. Dr. G. Pöck sprach aber nicht nur als Abt derjenigen Stiftes, das lange Zeit am Gymnasium Vaterstelle vertreten und Hausherrnpflichten und -rechte ausgeübt hatte, sondern auch als ehemaliger Schüler der Anstalt und stattete so im Namen vieler an alle jene Männer, die am Wr.-Neustädter Gymnasium gewirkt hatten und noch wirken, eine mit warmem Herzen und beredten Worten gesprochene Schuld des Dankes ab. Als zweiter Redner hielt Direktor Franz Wanner die Festrede und gab ein klares, geschichtliches Bild der Entwicklung des Wr.-Neustädter Gymnasiums. Direktor Wanner dankte zum Schlusse seiner Rede den wesentlichsten Faktoren, die in harmonischem Zusammenwirken den Bestand des Gymnasiums begründeten und sichern, der hohen Unterrichtsbehörde, den Zisterzienserstiften von Heiligenkreuz-Neukloster, Lilienfeld und Zwettl, der Stadtgemeinde Wr.-Neustadt und den Lehrern der Anstalt. Als nächster Redner ergriff der Vizepräsident des n. ö. Landesschulrates Freih. v. Bienerth das Wort, übermittelte der Festversammlung den Festgruß Sr. Exzell. des Herrn Statthalters Grafen Kielmansegg und rühmte in Worten der Anerkennung das Wirken der n. ö. Zisterzienserstifte im Interesse des jubilierenden Gymnasiums, des Bürgermeisters und der Gemeindevertretung von Wr.-Neustadt, des Direktors und Lehrkörpers der Anstalt. Zum Schlusse wendete sich Baron Bienerth an die gegenwärtigen Schüler und forderte sie auf, des heutigen Ehrentages niemals zu vergessen. Darauf betrat Bürgermeister Kammann die Estrade und hob in seiner Ansprache die erfreuliche Entwicklung des Mittelschulwesens in Wr.-Neustadt hervor. Er betonte, welches Glück es für die Stadt bedeute, alle Kategorien von Mittelschulen in ihren Mauern zu beherbergen; er versicherte auch, daß sich das Gymnasium des steten Wohlwollens und möglichster Förderung seiner Interessen von seiten der Gemeindeverwaltung zu erfreuen haben werde. Hierauf betonte Statthaltereirat Ritter v. Stahl das gute Einvernehmen zwischen Gymnasium und politischer Behörde und wies darauf hin, daß der größte Teil der österreichischen Beamtenschaft aus gymnasialer Vorbildung hervorgehe. Endlich sprach noch der Direktor der Realschule Anton Nagele und bezeichnete die Harmonie zwischen den drei Wr.-Neustädter Mittelschulen als eine für das Wohl der studierenden Jugend beglückende Trinitas.

Nun forderte Direktor Wanner mit dem Hinweise auf den Wahlspruch unseres erlauchten Monarchen alle beteiligten Kreise auf, *viribus unitis* an der Förderung des Gymnasiums mitzuarbeiten. Über Einladung des Redners brachte die Festversammlung ein dreimaliges Hoch auf Seine Majestät Kaiser Franz Joseph aus, an Höchstdessen Kabinetskanzlei folgendes Huldigungstelegramm abgesendet wurde: „Die Festversammlung der Zentenarfeier des Wr.-Neustädter Gymnasiums bittet, den Ausdruck ihrer tiefsten Huldigung an die Stufen des Thrones Seiner Majestät, des teuren Landesvaters, gelangen zu lassen. Die Versammlung ist erfüllt von den heißesten Segenswünschen für den gnädigsten Monarchen und bittet den Allmächtigen, Seine Majestät bis an die äußersten Grenzen irdischen Daseins seinen Landeskindern zu erhalten". Nach wenigen Stunden gelangte eine huldvolle Dankdepesche Sr. Majestät seitens der Kabinetskanzlei an den Schriftführer des Festausschusses.

Nach den Ansprachen sangen die Sängerknaben des Stiftes Heiligenkreuz mit reizenden Stimmen Beethovens Opferlied unter Leitung ihres Chormeisters P. Norbert Hofer. Hierauf folgte eine mit großem Beifalle aufgenommene Orchesteraufführung der öffentlichen Schüler: Glucks Festgesang, ein gemischter Chor mit Orchesterbegleitung, woran sich mehr als hundert Schüler des Gymnasiums beteiligten, die das weihevolle Lied in allen Nuancen fast konzertmäßigen Vortrags wiedergaben. Die nächste Nummer war die Deklamation von Horaz' „*Quem tu Melpomene*", vorgetragen vom Oktavaner Blumauer, woran sich nach Einschiebung von Schumanns Quintett in Es-Dur, op. 44, die Deklamation von Geibels „Tod des Perikles" (Oktavaner Nagele) anreihte. Reiches Lob wurde den musikalisch hervorragend begabten Schülern, die Schumanns schwieriges Quintett in künstlerischer Ausführung wiedergaben, gespendet. Nochmals traten die Heiligenkreuzer Knaben auf und zwar mit Schuberts Knabenchor mit Klavierbegleitung: „Gott meine Zuversicht". Den Schluß der Schulfeier bildete ein einstimmiger Chor mit Orchesterbegleitung von J. N. Kösporer, Worte von M. Bergmann: „Dem Kaiser", nach dessen letzten Akkorden eine schöne Violinquartetteinlage (Gebet aus dem 'Freischütz': Leise, leise fromme Weise!) im zartesten Pianissimo zur Volkshymne hinüberleitete, die von allen Festteilnehmern stehend angehört wurde.

Nach dieser erhebenden Feier im großen Sparkassensaale, der dem Gymnasium entgegenkommend vom Direktorium der Sparkasse unentgeltlich zur Verfügung gestellt wurde, versammelte sich ein Teil der Festgäste im Hôtel „zum goldenen Hirschen" in heiterer Geselligkeit, wo mancher Trinkspruch gesprochen und die eingelaufenen Glückwunschschreiben und Telegramme verlesen wurden. Außer von vielen ehemaligen Direktoren, Lehrern und Schülern (unter letzteren ein Schüler von 1822 bis 1828 und einer von 1830 bis 1836) waren auch Schreiben, bezw. Depeschen von Sr. Exzellenz dem Herrn Minister für Kultus und Unterricht Dr. Wilhelm v. Hartel, Sektionschef v. Bernd, Statthalter Graf Kielmansegg, Landmarschall Schmolk, Hofrat Dr. Huemer eingelangt.

Wr.-Neustadt. Dr. A. Mayr.

Programmenschau.

1. **Dr. Josef Fritsch, Der Sprachgebrauch des griechischen Romanschriftstellers Heliodor und sein Verhältnis zum Atticismus.** Progr. des deutschen k. k. Staats-Obergymn. in Kaaden. I. Teil 1901, II. Teil 1902. Je 34 SS.

Über die Person und Lebenszeit des Heliodoros aus Emesa besitzen wir kein einziges verläßliches Zeugnis. Wir sind auf den Roman selbst angewiesen. Aus verschiedenen Anzeichen nun, die sich in ihm finden, schloß E. Rohde („Der griech. Roman und seine Vorläufer", Leipzig 1900²), daß der Verfasser der *Αἰθιοπικά* in die zweite Hauptperiode der Sophistik, d. h. in die Mitte des dritten Jahrhunderts n. Chr. (Zeit des röm. Kaisers Aurelian) zu setzen sei. Inwiefern diese bestechende Vermutung Rohdes durch die Schreibweise Heliodors gerechtfertigt erscheint, das zu untersuchen, hat sich Fritsch in der vorliegenden Abhandlung zur Aufgabe gemacht. Nebenbei will er auch zeigen, ob A. Nabers scharfes Urteil in der Mnemosyne 1873, Heliodors Sprache rufe, vom Standpunkte des Attischen beurteilt, einen überaus kläglichen Eindruck hervor, auch berechtigt sei. Zu diesem Zwecke vergleicht der Verf. den Sprachgebrauch

Heliodors nach der Textausgabe von Imm. Bekker mit dem der Attizisten Herodes Atticus, Dio Chrysostomus, Lukian, Aristides, Aelian und der beiden Philostrati an der Hand des gründlichen Werkes von W. Schmid („Der Atticismus in seinen Hauptvertretern“, Tübingen 1887—97).

Im ersten Teile wird zunächst die Formenlehre (I. Nomina, II. Verba S. 3—9) behandelt. Hierauf werden die syntaktischen Erscheinungen erörtert und zwar unter dem Titel: Numerus und Kongruenz, Artikel, Kasuslehre, Adjektiva — Adverbia, Pronomina, Genera Verbi und Tempora (S. 10—33). Der Stoff des zweiten Teils zeigt folgende Gliederung: Modi, Infinitiv, Partizip, Verbaladjektiva, Partikeln, Satzgefüge — Periodenbau. Beispiele für jeden Abschnitt zu geben, würde zu weit führen, doch dürfte es vielleicht nicht unwillkommen sein, wenn ich wenigstens aus dem ersten Teile einige Punkte herausgreife, wo sich die Sprache der Attizisten und Heliodors mit der seines engeren Landsmannes Nemesius berührt: Schwanken zwischen offenen und zusammengezogenen Formen wie *ὀστέον* Nem. 147, 7 (Matthäi), *ὀστέου* 251, 6 usw. neben *ὀστοῦν* 40, 4, *ὀστοῖ* 258, 4 usw.; *κρείττονα* 351, 17, *κρείττω* 307, 1; *τῶν συνδεόντων καὶ ἑαυτὰ καὶ τὰ συνδούμενα* 153, 10 (vgl. Fritsch S. 4 und 6). Verwendung des Pron. reflex. der 3. Person als allgemeines Reflexiv, z. B. für die 1. Person: 366, 5 *ἑαυτῶν* = *ἡμῶν αὐτῶν*, 208, 10 *ἑαυτοῖς* = *ἡμῖν αὐτοῖς*, 37, 12 *ἑαυτούς* = *ἡμᾶς αὐτους*. Freiere Stellung des Gen. *a*) der reflexiven und *b*) der nichtreflexiven Pronomina der 3. Person, z. B. *a*) 199, 10 *τοῖς πέρασιν ἑαυτοῖ*, 178, 7 *τοῖς πέρασιν ἑαυτῶν*, 366, 5 *τῆς ἀμαθίας ἑαυτῶν*, 266, 6 *ἀποφαγὼν ἑαυτοῦ τὴν γλῶτταν* (aber 138, 2 *τῆς ἑαυτοῦ θεότητος*, 119, 10 *τὸ ἑαυτῆς ἔργον* usw.); ferner 300, 5 *διὰ τῆς αἱρέσεως αὐτοῦ*, 320, 10 *ὁ Ἰὼβ ὑπὲρ τῶν...τέκνων αὐτοῦ πλημμελημάτων* (*αὐτοῦ* für *ἑαυτοῦ* wie im N. T.); *b*) 272, 9 *τῆς γὰρ αὐτοῦ μοχθηρίας*, 170, 10 *πρὸς τὸ μηδεμίαν αὐτῆς δύναμιν*, 241, 2 *τὴν ἀριστερὰν αὐτῆς κοιλίαν*; sonst prädikativ (Fritsch S. 24). Auflösung einzelner Formen von *οὐδείς* und *μηδείς*, z. B. 152, 8 *οὐδὲ μία* neben 53, 11 *οὐδεμία*, 103, 15 *οὐδὲ μίαν* neben 118, 7 *οὐδεμίαν*, 333, 4 *μηδὲ μίαν* (*μὴ δὲ μίαν*) neben 51, 15 *μηδεμίαν* (Fritsch S. 26). Das Aktivum an Stelle des Mediums, bezw. Wechsel der Genera, z. B. 160, 7 *μεταβάλλειν εἰς ἄλληλα* (161, 7) neben 161, 5 *μεταβάλλεσθαι* (Fritsch S. 28 und 29).

Die eingehende sprachliche Untersuchung des Verf. ergibt, daß wir in der ‘Aethiopica’ nicht ein Erzeugnis der niederen oder höheren *Κοινή*, sondern eine Frucht der Attizistik zu erkennen haben. Denn die meisten volkstümlichen Formen und Fügungen, die uns begegnen, lassen sich auch bei verschiedenen Attizisten nachweisen. Ferner finden sich in unserem Romane die meisten jener syntaktischen Gebrauchsweisen, „die durch Grammatiker ausdrücklich als Attizismen bezeichnet und namentlich von den sogenannten Attizisten wiederum aufgefrischt und mit Vorliebe angewendet wurden“. Endlich kommen bei Heliodor eine Reihe von Ausdrucksformen vor, die sich durch Attikerstellen belegen lassen und von den Attizisten wieder hervorgesucht wurden. Zahlreiche Einzelheiten berechtigen den Verf. zu dem weiteren Schlusse, daß Heliodor neben Lukian, seinem Landsmanne, und Aelian sich besonders Philostrat zum Muster seiner Schreibart genommen hat. Zuletzt bemerkt Fritsch, daß „das bloß aus der Durchsicht der grammatischen Eigentümlichkeiten geschöpfte Urteil noch durch den Hinweis auf den Einklang, in dem Heliodor mit den Attizisten hinsichtlich der *copia verborum*, des Bedeutungswandels zahlreicher Wörter und der überaus starken rhetorisch-poetischen Färbung seiner Sprache steht“, bestätigt würde, und verspricht diese Punkte ein andermal ausführlich zu behandeln.

Auf die vorliegende Arbeit hat Verf. viel Fleiß und Sorgfalt verwendet, leider läßt sich von der Drucküberwachung nicht dasselbe sagen. Mehr als die gewöhnlichen Druck- und Abteilungsfehler stören hier falsche Zitate wie I S. 5, Z. 1: 258, 2 (für 9); S. 15, Z. 15: 129, 6 (?);

S. 24, Z. 8: 200, 29/30 (für 19/20); II S. 4, Z. 16 v. u. „weg [2]“ (?), oder Versehen wie I S. 5, Z. 6 v. u. „Hel. setzte η (näml. als Augment) nur bei βούλομαι 23, 8; 57, 26; 105, 26 usw.“. Aber an diesen drei Stellen bietet der Text Heliodors ἐβουλόμην und ἐβούλετο (wie stets Nemesius). Im übrigen gestehe ich gern, die Arbeit mit Vergnügen gelesen zu haben Die angekündigte Untersuchung wird gewiß auch in mancher Hinsicht anregend sein und uns hoffentlich nicht lange vorenthalten bleiben.

Wien. Karl Burkhard.

---

2. H. Gutscher, Vor- und frühgeschichtliche Beziehungen Istriens und Dalmatiens zu Italien und Griechenland. Progr. des k. k. II. Staatsgymn. in Graz 1903. 34 SS.

Gestützt auf eine gründliche Kenntnis der literarischen Überlieferung wie der archäologischen Funde zeigt der Verf., wie die aus beiden Quellen gewonnenen Ergebnisse sich in der Annahme vereinen lassen, daß eine erste illyrische Völkerwelle nach Mittelitalien über die Adria gedrängt wurde, als deren Überreste wahrscheinlich die sabellisch genannten Inschriften und die Funde von Novilara (bei Pesaro) zu betrachten sind. Dem Nachweis ihrer Verwandtschaft mit den Funden von Pizzughi (bei Parenzo) und den 1900 und 1901 in Nesactium (bei Pola) gefundenen Denkmälern des mykenischen Stiles ist der erste Abschnitt gewidmet. Der zweite handelt von den archäologischen Funden aus griechischer Zeit und erweist Apulien als eine der wichtigsten Exportstätten für Istrien und Dalmatien. Sehr treffend weist der Verf. auf eigene und die Erfahrungen älterer Reisender hin, aus denen hervorgeht, daß die Adria für die Anwohner ihrer Ost- und Westküste ein Verbindungsweg von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart ist, und daß der Apennin den Westen Italiens von dessen Osten viel schärfer geschieden hat als ihr blaues Wasser Italien von Dalmatien und Istrien trennte.

Graz. Adolf Bauer.

---

3. Franz d. P. Lang, Das Admonter Gymnasium in Leoben 1786—1808. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Leoben 1903 und 1904. 37 und 39 SS.

Seit den Arbeiten des verewigten Richard Peinlich über die Geschichte des Gymnasiums in Graz und die ev. Stiftsschule daselbst, Arbeiten, die sich durch ihre Genauigkeit und trotzdem sie scharfe konfessionelle Fragen behandelten, durch eine wohltuende Ruhe und Sachlichkeit auszeichneten, hat sich in Steiermark selten jemand eingehender mit der Geschichte des Schulwesens befaßt, wobei wir begreiflicherweise die Geschichte der Universität Graz von F. v. Krones außeracht lassen. Um so dankenswerter ist es, daß der Direktor des Leobner Staatsgymnasiums, dem wir als einem der tüchtigsten Praktiker auf dem Gebiete des Schulwesens einerseits, wie anderseits auch als einem vorzüglichen Kenner der steiermärkischen Geschichte begegnet sind, in den beiden vorliegenden Aufsätzen die Geschichte nicht bloß des Admonter Gymnasiums in den Jahren 1786—1808, sondern unter dem Titel „Allgemeines“ auch eine treffliche Schilderung davon gibt, wie nach Aufhebung des

Jesuitenordens und seiner Schulen und nach tastenden Versuchen mit neuen Studienplänen, der neue Gymnasiallehrplan des Piaristen P. Gratian Marx zustande gekommen ist, was der Lehrplan enthielt und wie sich seine Durchführung im einzelnen gestaltete. Die feinen kritischen Bemerkungen, die sich (S. 7 usw.) an verschiedenen Stellen finden, sind durchaus sachlich und von Interesse namentlich auch das Verhalten Josephs II. zu einzelnen Teilen des ganzen Unterrichtsplanes. Auch die zweite Abteilung „Chronik des Leobner Gymnasiums" enthält vieles, was über das rein lokale Moment hinausreicht und allgemeine Bedeutung hat (s. II 14, 17 usw.). Der dritte Abschnitt „Statistische Übersichten" gibt Verzeichnisse der damaligen Äbte von Admont, der Direktoren, Vizedirektoren, Präfekten und Professoren des Leobner Gymnasiums, eine tabellarische Übersicht des Schülerstandes und die Namen prämiierter Schüler und solcher von örtlichem Interesse. Der Verf. hat sich durch seine fleißigen Zusammenstellungen im zweiten und dritten sowie durch die sachgemäße Darstellung im ersten Teile zweifellos den Dank aller verdient, die sich für die Schulgeschichte interessieren. Das Buch von Ignaz Beidtel, Geschichte der österreichischen Staatsverwaltung 1740—1848 (herausgeg. von A. Huber, Innsbruck 1896), das, wenn auch nur knapp (B. II, S. 117), auf diese Materie Bezug hat, dürfte dem Verf. nicht zugänglich gewesen sein.

Graz. J. Loserth.

Nachruf.

Alois Egger von Möllwald. †

Nur wenige von den österreichischen Schulmännern sind noch am Leben, die aus eigener Erfahrung zu berichten wissen, unter welchen Schwierigkeiten und Kämpfen sich der Org.-Entw. vom Jahre 1849 einleben und durchsetzen mußte. Der berufensten und erfahrensten einer war Alois Egger v. Möllwald, dessen Hingang am 16. März 1904 in den weitesten Kreisen schmerzliche Teilnahme weckte.

Zu Flattach in Kärnten am 5. Januar 1829 geboren, erhielt er in seinem Heimatsdorfe und später in Lienz den ersten Unterricht, kam im 12. Lebensjahre an das Staatsgymnasium in Klagenfurt, wo er auch die Lyzealstudien absolvierte, und bezog 1849 die Grazer, später die Wiener Universität. Nachdem er in Graz und in Olmütz als Supplent tätig gewesen war, wurde er nach Ablegung der Lehramtsprüfung aus Geographie, Geschichte und Deutsch im Herbste 1855 zum wirklichen Lehrer am Staatsgymnasium in Laibach, 1857 zum Lehrer zunächst *extra statum* am akademischen Gymnasium in Wien ernannt, dem er durch 17 Jahre (1857—1874) angehörte, in den letzten vier Jahren allerdings beurlaubt, da er mit der ehrenvollen Aufgabe betraut war, den Unterricht Ihrer kais. Hoheiten des Kronprinzen Rudolf (1869—1870) und der Frau Erzherzogin Gisela (1869—1873) zu leiten. Nach Abschluß dieser Lehrtätigkeit wurde E. für seine Verdienste mit dem Orden der eisernen Krone III. Klasse ausgezeichnet (1873), worauf den Ordensstatuten gemäß seine Erhebung in den Adelsstand erfolgte.

Im Herbste 1873 von den Städten und Märkten Oberkärntens in den Reichsrat gewählt, verzichtete er 1874 freiwillig auf seine Lehrstelle, legte aber schon nach zwei Jahren infolge mancher Enttäuschungen sein Reichsratsmandat nieder und beschloß zu seinem Lebensberufe, der Schule, zurückzukehren. Zunächst erhielt er 1877 die Direktorstelle an der k. k. Lehrerinnen-Bildungsanstalt zu St. Anna in Wien und wurde

ein Jahr später zum Direktor des Gymnasiums der k. k. Theresianischen Akademie ernannt, das er, 1882 mit dem Titel eines Regierungsrates ausgezeichnet, 1878—1893 leitete. Nachdem er noch als 2. Präsident der 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien 1893 erfolgreich gewirkt hatte, wurde er mit dem Ausdruck der Allerhöchsten Anerkennung seiner vieljährigen vorzüglichen Wirksamkeit im Lehramte im Herbste 1893 in den bleibenden Ruhestand versetzt. In den nächsten Jahren widmete er seine Arbeitskraft der österreichischen Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte als Obmann und dem Vereine Carnuntum als Vorstandsmitglied, bis ihn zunehmende Leiden zwangen, von diesen Ehrenposten zurückzutreten wie von den Geschäften des Goethe-Vereines und des wissenschaftlichen Klubs in Wien. Den Rest seines Lebens verbrachte E. dauernd in Lovrana, wo er noch die Freude erlebte, zu seinem 70. Geburtstage (1899) durch Überreichung seiner Porträtmedaille und einer Glückwunschadresse mit nahezu 300 Unterschriften der treuen, dankbaren Erinnerung seiner Freunde und Schüler versichert zu werden. Die nächsten Jahre brachten ihm trotz vorübergehender Besserung immer mehr Leiden, denen er am 16. März 1904 zu Lovrana erlag. Der Leichnam wurde nach Wien gebracht und am 20. März v. J. auf dem Grinzinger Friedhofe bestattet.

Um Eggers Bedeutung für das österreichische Mittelschulwesen zu würdigen, ist daran zu erinnern, daß er, noch im alten Jesuitengymnasium gebildet, in den praktischen Schuldienst zu einer Zeit eintrat, als völlig neue, vielfach unverstandene Verhältnisse die unhaltbar gewordenen alten Schulzustände ablösten. Zum Glücke gebrach es dem österreichischen Lehrstande nicht an findigen und ideenreichen Köpfen, die sich in die Forderungen der neuen Studienordnung liebevoll versenkten und gerade in der Übergangszeit eine Fülle von Anregungen zu fruchtbarer Betätigung fanden. Zu diesen Männern gehörte Egger, dessen bleibendes Verdienst es ist, für den Deutschunterricht zunächst des Obergymnasiums durch sein dreibändiges Deutsches Lehr- und Lesebuch die wissenschaftlich-praktische Grundlage geschaffen zu haben. Sein Ziel war, den notwendigen Lesestoff mit einem streng geordneten und schulmäßig gestalteten Lehrstoff zu einer deutschen Literaturkunde zu verbinden, wie sie der Org.-Entw. als Aufgabe des Gymnasialunterrichtes nebst der stilistischen Ausbildung verlangt. Diesem epochalen Schulbuche, das, zwischen 1868 und 1872 fertig gestellt, bis zu acht Auflagen erlebte, folgten 1877 bis 1880 die vier Bände des deutschen Lesebuches für die unteren Klassen der Mittelschulen sowie eine für die oberen Klassen der Realschule bestimmte Bearbeitung der deutschen Literaturkunde.

Außer diesem vorbildlichen Meisterwerke entfaltete E. eine erstaunlich reiche und fruchtbare Tätigkeit auf literarischem und publizistischem Gebiete. Schon Bonitz hatte ihn zur Mitarbeit an dieser Zeitschrift aufgefordert, in der er teils selbständige Aufsätze, bezw. Vereinsvorträge veröffentlichte, oder Bücher für den deutschen Sprachunterricht, Literaturwerke, die österr. Dialektforschung inbegriffen, geographische Schriften, insbesondere über die heimatlichen Berge und den Großglockner bis in die Neunzigerjahre hinein besprach oder anzeigte. Für den Band Kärnten des Kronprinzenwerkes „Die österr.-ung. Monarchie in Wort und Bild" lieferte er die landschaftliche Schilderung des Tauerngebietes und für den Österr. Alpenverein wiederholt wertvolle Beiträge. Zahlreich sind auch die in Broschüre- oder Buchform herausgegebenen Schriften Eggers, von denen seine im Auftrage des österr. Unterrichtsministeriums verfaßte „Übersichtliche Darstellung des österr. Volks- und Mittelschulwesens 1867—1877" zunächst erwähnt werde, eine Arbeit für die Pariser Weltausstellung. Hiezu hatte sich E. als Redakteur des 2. Bandes des offiziellen Berichtes über österreichisches Unterrichtswesen anläßlich der Wiener Weltausstellung 1873 bestens empfohlen. Der von E. begründeten Sammlung „Volksbildung und Schulwesen" gehört u. a. sein weit aus-

blickender Aufsatz „Ein österreichisches Schulmuseum“ an, dessen Ziele erst vor kurzem teilweise verwirklicht zu werden scheinen.

Nicht minder anregend und fördernd war E. als Redner. Vornehmlich im Vereine „Mittelschule“, zu dessen Gründern er gehört, hielt er eine stattliche Reihe von Vorträgen, deren Stoffe den verschiedenen Gebieten des Schullebens angehörten. Viele dieser Vorträge wurden entweder in dieser Zeitschrift veröffentlicht oder erschienen in Broschüreform. Auch der Wiener wissenschaftliche Klub und vor allem der Goethe-Verein, dessen „Chronik“ auf E.s Antrag gegründet und von ihm lange Zeit geleitet wurde, sind seiner Mitarbeit dauernd zu Dank verpflichtet. Die erstaunliche Arbeitslust, die ihn beseelte, erklärt es, daß er nebst seinem beruflichen Wirken und der damit zusammenhängenden Schriftstellerei auch als Fachexaminator in der Realschul-Prüfungskommission und in der Prüfungskommission für das Freihandzeichnen an Mittelschulen und für die Handelsfächer jahrelang wirkte und noch im Ruhestande an die Spitze der österr. Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, sowie in die Leitung des Vereines Carnuntum trat. Ja es gab in Wien kein literarisches oder künstlerisches Unternehmen von allgemein interessierender Bedeutung, an dessen Verwirklichung er nicht mitgewirkt hätte, so insbesondere an der Errichtung des Schiller- und des Goethe-Denkmals, der Gründung der Grillparzer-Gesellschaft u. a.

Ein so reiches, fruchtbares Lebenswerk hat mit Recht vollen Anspruch auf dankbare Würdigung erworben, die denn auch der Egger so nahestehende Verein „Mittelschule“ durch eine am 26. November v. J. im Theresianum veranstaltete Gedenkfeier zum Ausdruck bringen sollte. Die ungewöhnlich große Zahl der Teilnehmer bewies, daß den vielfachen Verdiensten Eggers ein ehrendes, dankbares Andenken gesichert ist.

Wien. K. Ziwsa.

Eingesendet.

Die österreichische Jugendzeitschrift „*Gaudeamus*“ (begründet von Prof. Ginzel, jetzt geleitet von Prof. Dr. Egid v. Filek, Verlag G. Freytag & Berndt, Wien) wurde auf der internationalen Ausstellung „Die Kinderwelt“ in St. Petersburg mit der bronzenen Medaille ausgezeichnet.

Verzeichnis geprüfter Jugendschriften.

Die erste Nummer der „Österr. Jugendschriften-Rundschau“, d von der Gesellschaft „Lehrmittel-Zentrale“ in Wien herausgegeben wir enthält ein umfangreiches Verzeichnis geprüfter Bücher und Bilderwer für die Jugend. Jedes einzelne Werk ist vom Salzburger Jugendschrifte Ausschuß gewissenhaft nach pädagogisch-ästhetischen Grundsätzen geprü Alle wertvollen künstlerischen Bilderbücher sind vertreten. Die Wer sind nach Altersstufen geordnet, die für Schulbibliotheken geeigneten si eigens bezeichnet. Es wird ausdrücklich betont, daß keinerlei geschä liche Rücksichten, sondern nur erziehlich-künstlerische Grundsätze der Zusammenstellung bestimmend waren, so daß das Verzeichnis durchaus verläßlicher Führer ist. Dieses ist gegen Einsendung von 2 in Briefmarken durch den Verleger Otto Henckel in Tetschen a. d. E zu beziehen. Ein 30 h-Kreuzband mit 25 Stück kostet 1 K.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Reformbestrebungen im deutschen Unterricht („Kunsterziehung").

Unsere Tage stehen im Zeichen der Kunst und es scheint sich zu verwirklichen, was Schiller vor fast 110 Jahren an den Herzog Christian von Holstein-Augustenburg geschrieben hat: „Das dringendere Bedürfnis unseres Zeitalters scheint mir die Veredlung der Gefühle und die sittliche Reinigung des Willens zu sein, denn für die Aufklärung des Verstandes ist schon sehr viel getan worden. Es fehlt uns nicht sowohl an der Kenntnis der Wahrheit und des Rechts als an der Wirksamkeit dieser Erkenntnis zur Bestimmung des Willens, nicht sowohl an Licht als an Wärme, nicht sowohl an philosophischer als an ästhetischer Kultur. Diese letztere halte ich für das wirksamste Instrument der Charakterbildung." Das energische Kunststreben unserer Tage hat — neben mancher modernen Übertreibung — in weiteren Kreisen den Sinn für künstlerisches Genießen geweckt und verfeinert — eine neue Renaissance, für die wir, genau genommen, auch dem überwundenen Naturalismus zu danken haben, dem das eine Verdienst nicht abgesprochen werden darf, daß er unsere Dichtung von der unwahren, süßlichen Blümelein- und Butzenscheibenromantik wieder zum Leben, zu den wirklichen Dingen geführt habe. Freilich mußte der konsequente Naturalismus im Materiellen erstarren. Daß wahre Kunst, wie die eines Detlev von Liliencron, „auch über das Leben hinausreiße, daß ihre Wege bis zum Aldebaran und darüber hinausgehen", war er nicht imstande zu zeigen. Sicher aber hat der Impressionismus in Malerei und Poesie unseren Blick für die Wirklichkeit geschärft. Diese gesteigerte Aufnahmefähigkeit ist den auf Popularisierung des Kunstverständnisses gerichteten Bestrebungen eines Lichtwark, Volkmann, Lange u. a. zugute gekommen, ja hat sie erst möglich gemacht. Kunsterziehungstage und Kunstwanderungen

wurden veranstaltet, künstlerisch vortreffliche und billige Reproduktionen für Schule und Haus auf den Markt gebracht, die Illustrationstechnik der Zeitschriften in bisher unerreichter Weise gehoben, ja bis ins Leben des Kindes ist die neue ästhetische Kulturmacht gedrungen. Kein Wunder, daß sie sich auch dem erziehenden Unterricht dienstbar gemacht hat, in dem die sittliche und intellektualistische Erziehung bisher im Vordergrunde stand, während die Erziehung zur Schönheit nur zu oft zurückgedrängt wurde. Künstlerische Rücksichten herrschen bei der äußeren und inneren Ausschmückung moderner Schulhäuser — das hat schon Comenius gefordert und Wilhelm Rein sagt in dem gehaltvollen Büchlein „Bildende Kunst und Schule“ (Dresden, Haendtke): „Schulhäuser bauen ist nicht bloß Sache der Maurer, vor allem Sache feinsinniger Architekten“. Doch darüber hinaus gewährt der Unterricht heute (nicht nur im Zeichnen!) der Betrachtung von Werken der bildenden Kunst großen Raum. Im modernen Gymnasium liegt das Hauptgewicht des altklassischen Unterrichts nicht mehr auf der logisch-grammatischen formalen Bildung, sondern auf der ästhetischen und historischen Durchdringung des antiken Lebens, dessen feinste Blüte die Kunst ist.

Diesen neuen Erziehungsgrundsätzen hat sich auch der deutsche Unterricht nicht entzogen. Man darf sich an der etwas anspruchsvollen Bezeichnung „Kunsterziehung“ nicht stoßen. Es handelt sich nicht um künstlerische Anschauungsmittel, die den Unterricht begleiten und farbig, sinnlich machen sollen. Erziehung der Jugend zu ästhetischem Genuß, Hebung der literarischen Genuß- und Ausdrucksfähigkeit der Jugend lautet hier die Grundformel.

Die Sache ist weder neu — Rudolf Hildebrands Wirken steht ganz im Zeichen künstlerischer Anregung (Volkslied! Vgl. Rich. Laubes Buch über R. Hildebrand, Leipzig, Brandstetter 1903) — noch will sie eine revolutionär-gewaltsame Umstürzung, noch begriffeblasses, abstraktes Ästhetisieren und Zurückdrängung sittlicher Wirkungen, die besonders im deutschen Unterricht unter den primären bleiben müssen. Nicht neue Stoffe sollen der seufzenden Schule auferlegt, sondern einem neuen Unterrichtsprinzip soll zum Durchbruch verholfen werden, das nicht Stoffe bewältigt, sondern Kräfte auslöst: dem öden Formalismus im deutschen Unterricht, der das dichterische Kunstwerk „gewissenhaft methodisch behandelt und ausschlachtet, zerfragt und zerklärt und schließlich noch für den Aufsatz zerkleinert“, der Setzung des Verstandesmäßigen über das Gefühlsmäßige will die Kunsterziehung an den Leib — oder wie es der nun verstorbene Stephan Waetzoldt († 1. Juni 1904) auf dem Weimarer Kunsterziehungstage so großartig zusammengefaßt hat: „Wir wollen mithelfen zur Rettung der Poesie aus der Umklammerung der Pedanten, mithelfen, die Phantasie des Kindes zu befreien, der

Kunst ihre eigentliche Wirkung auf Seele und Gemüt zu geben, die Ehrfurcht vor dem dichterisch Unergründlichen, das im letzten Grunde jeder Erklärung spottet, im Kinde zu erziehen, und ihm eine Lebensfreude zu geben an der Sprachkunst und an ihren Gebilden".

Damit ist die Grundtendenz einer Reihe von Erscheinungen der letzten Zeit angegeben, die sich alle mit der Reform des deutschen Unterrichtes beschäftigen und im folgenden besprochen werden sollen.

Die nachhaltigste Wirkung in Lehrerkreisen wird wohl der Weimarer Kunsterziehungstag ausüben, der sich mit deutscher Sprache und Dichtung befaßt hat[1]). Im September 1901 ging der Dresdner Tag voraus mit dem Thema: „Bildende Kunst in der Schule und in der Erziehung", ein dritter Tag wird sich mit Musik und Gymnastik beschäftigen.

Der Weimarer Tag war ein künstlerisch-pädagogischer Mikrokosmus. 225 Teilnehmer, darunter Abgeordnete von 14 deutschen Staatsregierungen, 9 Stadtverwaltungen und 45 Lehrervereinigungen, hatten sich eingefunden: das erstemal in Deutschland Laien mit Lehrern aller Kategorien von der Volksschule bis zur Universität wichtige Erziehungsfragen behandelnd, praktische Pädagogen und Schulaufsichtsorgane, Schriftsteller, Buchhändler, Vertreter des Theaters, junge Stürmer und ergraute konservative Schulmänner, Weltliche und Geistliche. Kein Wunder, daß die vielen Gegensätze des heutigen Erziehungswesens oft hart aufeinander prallten.

Zwei hohe Ziele des deutschen Unterrichts hatte sich der Weimarer Tag gesteckt: 1. Förderung der persönlichen Ausdrucksfähigkeit der Jugend in der mündlichen und schriftlichen Darstellung, 2. Übung des Verständnisses für den charakteristischen Ausdruck und daher auch für die künstlerische Form, für den Kunstgenuß und dadurch Hinführung zu einem wahren und der Mühe werten Lebensgenuß.

Es ist ganz unmöglich, dem Reichtum dieses Tages an Anregungen auf engem Raume gerecht zu werden. Nur in den Hauptzügen können hier die durch den Streit der Meinungen geförderten Ergebnisse und Anregungen gebucht werden. Eine nach Gesichtspunkten geordnete Blütenlese, die uns wichtige Bausteine zur Poetik, Methodik, zum Um und Auf des ganzen deutschen Unterrichtes böte, wäre sehr zu empfehlen.

Eine überraschende Unfähigkeit „des Kunstfühlens", der Empfindung für echte Poesie, eine Banalität des Geschmacks und Abneigung selbst gegen ein weiteres, vertiefteres Studium der Klassiker trotz der vielen Poesie in der Schule konstatieren die

---

[1]) Kunsterziehung. Ergebnisse und Anregungen des zweiten Kunsterziehungstages in Weimar am 9., 10., 11. Oktober 1903. Deutsche Sprache und Dichtung. R. Voigtländers Verlag in Leipzig 1904.

jedem fühlenden Lehrer aus dem Herzen gesprochenen „Einleitenden Worte“ Stephan Waetzoldts. In dreifacher Hinsicht ist an diesem Bildungsfehler die Schule schuld: 1. Leiden wir an einer Verfrühung der Poesie in der Schule, die dem Kinde das Beste bieten will, es aber in ein Alter legt, „das ihm seelisch und geistig noch gar nicht gewachsen ist“. Welche Qual für jeden Lehrer, wenn er mit halbreifen Knaben den Erlkönig, die verlorene Kirche, Kassandra, ein empfindungs- und gedankentiefes freirhythmisches Gedicht Goethes oder die Frühlingsfeier behandeln soll! 2. Wir haben zuviel Poesie in der Schule, überfüttern die Schüler damit. Die Poesie ist nicht mehr „ein Manna der Seele, sondern ein Lehrstoff wie ein anderer, der jeden Tag in irgend einer Stunde behandelt wird“. 3. Bei dem vielen Guten, das die Schule in glücklichen, vertrauten Stunden leistet, leiden wir doch überwiegend an falscher Behandlung, die den „Stimmungen und Bildern der Lyrik, den Gestalten und Mären der Epik, den Schicksalen und Taten im Drama vielfach nicht gerecht wird“. Die Schuld tragen: ein Zuvielbelehren und -korrigieren, die die natürlichen Äußerungen des Kindes und das, was es von Poesie in die Schule mitbringt, schwinden machen, das Auflösen des vom Dichter Empfundenen und Geschauten, des geheimnisvollen Prozesses des künstlerischen Gestaltens in eine Gedankenkette, die es oft gar nicht gibt, in einen dialektischen Prozeß, also die Ertötung der Stimmung, des Phantasiebildes in der Schülerseele durch ein rein verstandesmäßiges Vorgehen, durch Immerfragen und Antworten. Sittliche und vaterländische Einwirkung vereinigt sich ganz gut mit künstlerischer Behandlung, nur muß die Einwirkung, durch die Poesie das Ethos zu bilden, selbst poetisch, Kunst sein. Am schlimmsten ist es beim Drama. Mit unvergleichlich köstlicher Satire zeichnet Waetzoldt drei Arten von Erklärern: die Aufbauarchitekten, „die ganz genau wissen, wie das Ding zusammengesetzt ist, die es künstlich auseinander nehmen und Szene für Szene aufzeigen: so, jetzt hast du die Teile in der Hand, das ist das Kunstwerk“; die Schuld-Schnüffler, die nicht zufrieden sind, bis sie ganz genau festgestellt haben, wieweit im einzelnen etwa die Schuld geht; endlich die Text-Gründlinge, „die sprachliche und antiquarische Einzelheiten aufspießen und durch diese Aufweisungen der Dichtung zu dienen glauben. So flieht die Begeisterung hinweg, die das Beste ist, was die Poesie mitbringt.“

Über „Lesen, Vorlesen und mündliche Wiedergabe des Kunstwerkes“ sprach Otto Ernst, der Autor des „Flachsmann als Erzieher“ und des schönen „Buches der Hoffnung“. An Stelle der bisher vorherrschenden verständigen Vortragsweise wünscht er eine aus der Anschauung geborene. Dreierlei verwirft er: das „sinngemäße“ Lesen, das wohl den Gedankeninhalt, aber nicht Stimmung und Gefühl des Gedichtes mit darstellender Lebendigkeit der Sprache berücksichtigt; die „erklärende“ Behandlung, die alles

im Gedichte klarmachen will, auch das, was als das Eigenste und Beste des Kunstwerkes im Interesse der Dichtung dunkel bleiben muß, denn „Kunst ist die Mitteilung von etwas Unmittelbarem, das nur durch die Gnade einer besonderen Begabung und durch die Gnade einer besonderen Stunde mitteilbar wird"; schließlich die logische, nicht gefühlsmäßige und lebendige Vorstellung weckende Deklamation. Die Schule hat nur eine vorbereitende Arbeit: mit allen seinen Wurzeln soll des Dichters Kunstwerk in die neue Seele des Schülers übersetzt werden, dort aber muß es aus eigenen Kräften neue Triebe hervorbringen, aus denen Deklamation oder mündliche Wiedergabe erwachsen sollen. Der gedankliche Inhalt, der Zweck und die Lehre gehören nicht zum Wesen der Dichtung. Wohl gibt es Dichtungen, die dem Verstand und der Vernunft wenig und nichts zu sagen haben, aber keine, die nicht auf Anschauung und Gefühl wirkten. Daher nicht Erklärung, sondern Stimmung, nicht Unterrichtsstunden, sondern Erlebensstunden! Da das Kunstwerk dem Dichter nicht nur als bloße Stimmung, sondern auch als wunderschönes Klangbild vorschwebt, so müssen wir — wie es O. Ernst selbst an der „Lenore" gezeigt hat — diesem Klangideal in der Deklamation nachstreben und es muß eine Schulung der Lehrer auch in dieser Kunst gefordert werden, ein Wunsch, der den Hauptgegenstand der nachfolgenden Debatte bildete.

Einer der gehaltvollsten Vorträge war der des Landtagsabg. Pfarrer Dr. Hackenberg-Hottenbach über den „mündlichen Ausdruck" (das freie Sprechen), an den sich eine lebhafte, weite Kreise ziehende Debatte anschloß. Die geringe Fertigkeit der Schüler — und der Mehrzahl der Gebildeten — im freien sprachlichen Ausdruck drängt zur Frage: wie kann der erziehende Unterricht mitwirken an der ästhetischen Durchbildung durch Pflege der freien Rede, der sprachlichen Kultur? In erster Linie dadurch, daß der mündliche Ausdruck nicht einem gesonderten Unterrichte, der deutschen Stunde, zugewiesen wird, sondern daß aller Unterricht der Übung im freien Sprechen dient. Nur wirklich Verstandenes soll zum Ausdruck gebracht werden, Einfachheit im Ausdruck ist auch Wahrheit und Schönheit. Ein Hauptfeind für die Pflege des Ausdrucks ist das viele Fragen. Bei aller Bedeutung der Frage, wo sie geistweckend ist, darf der Unterricht doch nicht zu einem Frage- und Antwortspiel herabsinken; die Frage muß weichen, wo sie entbehrlich ist, an ihre Stelle haben auf den höheren Stufen anregende Gespräche zwischen Lehrer und Schülern zu treten. „Wer richtig zu fragen versteht, ist ganz gewiß in der Schule ein großer Meister; aber wer die Schüler zu frischem Reden und — zum fröhlichen Fragen veranlassen kann, der ist der größere." Auswendiglernen und -Sprechen von Perlen des Schrifttums hat bildenden und erziehenden Wert, für die Pflege des mündlichen Ausdrucks trägt es wenig oder nichts bei. Dagegen soll der freien Nacherzählung, die zum selbständigen Gestalten

zwingt, und der variierenden Wiederholung mehr Raum gewährt werden. Freie Vorträge haben nur einen Wert, „wenn sie wirklich freie Vorträge sind, selbständig vorbereitete und nicht in sklavischem Festhalten am Wortlaut der Niederschrift wiedergegebene Darlegungen, nicht aber durchgesprochene, korrigierte und auswendig gelernte Schüleraufsätze!“ Wilhelm Rein, der Leiter des Jenenser pädagogischen Universitätsseminars, fügte hinzu: „Einzelne Vorträge an den höheren Schulen nützen nichts; es muß vom ersten Schuljahr ab in allen Unterrichtsfächern auf zusammenhängendes Sprechen gehalten werden, aber natürlich immer und immer nur im Zusammenhang mit dem Verständnis; denn nur das, was recht erfaßt ist, drängt auch zu zusammenhängender Darstellung“. Und Waetzoldt wies auf ein wichtiges psychisches Moment hin: das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler. „Dieses basiert bei uns (nicht wie z. B. auf amerikanischen Schulen) viel mehr auf äußerer Autorität als auf dem Gefühle des Zutrauens und des Zusammenarbeitens. Je mehr das Verhältnis zwischen dem Lehrer und der Klasse persönlich und unbefangen wird, umso eher erreicht man vor allem die Leistung eines unbefangenen mündlichen Ausdruckes. Das Hauptgeheimnis liegt im Vertrauen, das die Kinder zum Lehrer haben, und in dessen Fähigkeit, das Kind zu verstehen“. Im ganzen tönten aus der Debatte tiefe Klagen über die Überladung des Elementarunterrichtes mit Lehrstoffen, die zu einer ruhigen Durcharbeitung und zur Pflege der Aussprache nicht kommen lasse, und über die Abhängigkeit vom Buchstaben des Gesetzes.

Die Ausführungen des nächsten Berichterstatters, Prof. Dr. Diez-Stuttgart, über den schriftlichen Ausdruck, die im einzelnen nicht unwidersprochen blieben, gipfelten in der Betonung der Individualität, die der Vortragende bis zur Selbstwahl der Themen durch die Schüler steigerte. Niemals darf das Aufsatzthema über den Horizont des Schülers hinausgehen, es muß ihm ermöglichen, durchaus klar und wahr aus seinem eigenen lebendigen Innern zu sprechen, es darf ihn nicht zwingen, sich in eine Rolle hineinzuversetzen, in die er nicht gehört und die ihm nicht paßt. „Je einfacher diese Übungen gestaltet werden, desto besser gedeihen sie“ (Herder). Immer muß der Aufsatz — wie die Pflege des mündlichen Ausdruckes — im engsten Zusammenhang mit dem Unterricht aller Fächer stehen, d. h. in jedem Gegenstand soll nach einiger Zeit schriftlich produziert werden, so daß mündliche und schriftliche Reproduktion des Schülers das beständige Korrelat zu den Darbietungen des Lehrers bilden. Wir ersticken aber die produktive Arbeit des Schülers mit der Überfülle unverarbeiteten Stoffes entgegen dem Grundsatze Goethes, daß jede Stoffaufnahme, die sich nicht in Tätigkeit umsetzt, von Übel sei. — Gegen die allzu rigorose Aufsatzkorrektur wendete sich in der Debatte Wolgast-Hamburg, weil dadurch leicht die Freude am schriftlichen Ausdruck verekelt werde. „Wir erreichen das Ziel

vielleicht besser, wenn wir die Kinder positiv anregten zu produzieren. Das ist viel mehr wert, als auf einzelne Fehler im Aufsatze zu achten."

Die beiden folgenden Berichte über „Auswahl und Behandlung des dichterischen Kunstwerks" gingen von verschiedenem Standpunkt aus. Die rein künstlerische Auffassung des Nichtschulmannes Dr. Heinrich Hart mußte von dem bekannten Fachmann des deutschen Unterrichtes Prof. Dr. Rudolf Lehmann öfter auf ein gerechtes Schulmaß zurückgeführt werden. Hart verwirft die beiden bisher in der Auswahl dichterischer Kunstwerke herrschenden Gesichtspunkte: die klassische Reife und die Brauchbarkeit für philologische, patriotische und moralische Zwecke. Für diese Tendenzen, die die Aufmerksamkeit vom Ästhetischen ablenken, mag überall anderswo im Unterricht Platz sein, als einziges Ziel des deutschen Unterrichts hat die Steigerung von Phantasie und Empfindung, die Ausbildung ästhetischen Feingefühls zu gelten. Werke der klassischen Reife taugen als allzuhoch und allzufein nicht für die Jugend, wohl aber handlungsreiche, stofflich packende Jugendwerke der großen Meister, durch die die Jugend trefflich zum Formgefühl geführt werden kann und zum Verständnis der reifen Werke nach der Loslösung von der Schule. Auf allen Altersstufen aber muß dem Humor, dem Nährboden der Lebensfreude und damit der Kunst, breiter Raum gegönnt werden. Mit Berücksichtigung der Lebensinteressen entwirft Hart einen Plan für die Altersstufen: Unterstufe: Mythisches, Fabelhaftes, Wunderbares. Märchen aller Arten. Wilhelm Busch! — Mittlere Stufe: gärendes Empfinden, Abenteuerlust. Lederstrumpf, Freiligrath, Uhland, vielleicht Odyssee. Jobsiade, Fritz Reuter. — Oberstufe: Empfindsamkeit, Minne, große Ideale. Räuber, Egmont, Werther, Faust I. Dickens, Jean Paul. — Summa: es handelt sich darum, Kunstbegierige zu erziehen, nicht Künstler noch Dichter noch Kritiker!

Gegen manche Verstiegenheit des Weimarer Tages wendet sich der klare, pädagogisch warmherzige Vortrag Rudolf Lehmanns über Behandlung des dichterischen Kunstwerkes in der Schule. Wenn auch vieles in der Schule verkehrt ist und verkehrt gemacht wird, so muß dem deutschen Unterricht doch ein entschiedenes Verdienst um die literarische Bildung und den literarischen Sinn zugesprochen werden. Die Dichterlektüre ist eine Aufgabe der Schule, die sie bisher erfüllt hat. Aber diese Aufgabe ist schwierig, in ihr muß geradezu manches verfehlt werden, denn „lehren kann man nicht, ohne zu rationalisieren, und in jedem Kunstwerk liegt etwas Unrationalisierbares". Mit Nachdruck wendet sich L. gegen die einseitige Forderung, daß die Literaturstunde nur dem ästhetischen Genuß, der Erregung der Stimmung zu dienen habe. Bei der Erziehung kann es sich niemals bloß um einen Genuß, ein passives Empfinden handeln, sondern um Selbsttätigkeit, Verständnis

der Jugend. Warum soll die künstlerische Erziehung von jeder Tendenz losgelöst sein? Gerade in den deutschen Stunden muß die allgemeine Grundlage der Charakter- und intellektuellen Bildung sehr wesentlich mitberücksichtigt werden. „Ästhetische Erziehung heißt Bildung durch die Kunst zu einer Vertiefung der Gefühle, zu einer Veredelung der Gesinnung, und daher ist gar kein Kontrast zwischen der sittlichen Tendenz und der künstlerischen Wirkung der Lektüre." — L. ist nicht blind gegen die Fehler des deutschen Unterrichts: den übertriebenen Formalismus, der den Inhalt zu Gunsten der Form malträtiert, die Zergliederungswut, die Übererklärungen, die in die Schablone gepreßten Methoden („Die verständigste Methode ist unangebracht, sobald sie erstarrt, zum Schema wird. Gerade bei der Erklärung der Dichter muß die lebendige Persönlichkeit des Lehrers in einer Weise wirksam sein wie in keinem anderen Fache"). Das wesentliche Ziel muß bei jeder Erklärung eines Kunstwerkes das Ganze sein, das der Schüler auf jeder Stufe als solches erfassen lernen soll. Hauptgesichtspunkt ist — bei aller Berücksichtigung der Form — der Inhalt. Von größter Bedeutung für künstlerische Erziehung ist die Individualität der Lehrer und Schüler. Nicht jeder kann alles lehren, alles lernen. Die Universität, die gelehrte deutsche Philologen erzieht, müßte mehr auf den deutschen Unterricht Bezug nehmen.

Der Vortrag weckte lebhaften Widerhall. Zwölf Redner nahmen an der Debatte teil. Geh. Hofrat Direktor Dr. Weniger-Weimar zeigte an der Musterinterpretation des Goethischen „Mondscheingedichtes", „was eine glückliche Individualität unter glücklichen Ausnahmeverhältnissen in der Behandlung eines Gedichtes leisten könne", wodurch er seinen eigenen Ausspruch bewies: „Begeisterung ist es, die einen rechten Lehrer des Deutschen, einen richtigen Interpreten unserer heimischen Poesie macht". Oder, wie ein anderer Redner sagte: „Wir müssen für den Unterricht im Deutschen Lehrerpersönlichkeiten wünschen, deren Sprache Ausdruck ihrer Persönlichkeit ist, nicht Fachmenschen, die ihre Befähigung allein dem Bestehen eines Fachexamens verdanken". Die Frage der Behandlung der nachgoethischen Literatur in der Schule fand überwiegende Zustimmung.

Das Referat Heinrich Wolgasts-Hamburg, des Stimmführers der Hamburger Jugendschriftenbewegung, über „Jugendschrift, Schülerbibliothek, das billige Buch" deckt sich mit der Tendenz des bekannten Buches Wolgasts[1]) und den Bestrebungen der (etwa 50) vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse, deren

[1]) Das Elend unserer Jugendliteratur. Ein Beitrag zur künstlerischen Erziehung der Jugend. Von Heinrich Wolgast. 2. Aufl. Hamburg, Selbstverlag 1899. In Kommission bei L. Fernau, Leipzig.

Organ die „Jugendschriftenwarte“ ist und die seit Jahren den Lesestoff für die Jugend aus der großen Literatur auswählen und diese Auswahl durch billige Ausgaben auf den Markt bringen und durch Massenverbreitung von Verzeichnissen empfehlen [1]). Der Hamburger Jugendschriftenausschuß legt — wohl unter dem Einfluß der kunstpopularisierenden Bestrebungen Lichtwarks und O. Ernsts — bei der Jugendschrift das Hauptgewicht auf die künstlerische Beschaffenheit. „Das Kind muß tief empfinden, daß das Buch ihm ein Weltbild zeigt und vor allem ihm die Weltanschauung, die Empfindungs- und Denkweise, kurz das Wesen einer bedeutenden Persönlichkeit wiederspiegelt“. Demgemäß verlangt Wolgast auf dem Weimarer Tage Ausschaltung der spezifischen Jugendschrift aus dem Erziehungsplane. Diese macht der jugendlichen Neigung für das stofflich Interessante, Abenteuerliche, Grausige, Sentimentale weitgehende Konzessionen, vernachlässigt alle Ansprüche der Form und sieht von jeder künstlerischen Gestaltung ab, stellt sich dabei in den Dienst der Tendenz, für die eine wahre Dichtung nie in Anspruch genommen werden darf. So benimmt sie der Jugend die Genußfähigkeit für echt dichterische Gestaltung und öffnet der Schundliteratur den Eingang. Die echte Jugendschrift darf also nicht mehr bloß Sorge der Pädagogen, sondern unserer Dichter sein. Die Schülerbibliothek, die zur Hauptsache der freien Privatlektüre der Schüler werden muß, ist als Klassenbibliothek einzurichten, sie muß der Klassen- und Massenlektüre dienen, d. h. ein Buch muß gleichzeitig möglichst von der ganzen Klasse gelesen werden können, damit der Geist des Buches in den Geist der Klasse eingehe, sie muß aus einem Anhängsel ein integrierender Bestandteil des Schulorganismus und literarische Angelegenheit, nicht bloß Sache der Schulverwaltung werden. Die Hauptbedingung für eine Reform der Jugendlektüre sieht W. in dem massenhaft auf den Markt zu werfenden billigen, literarisch wertvollen Buche, das die scheinbar billigen, dabei schlechten Produkte der Bücherfabrik, des Grossogeschäftes und Warenhauses verdrängen soll [2]).

In der Debatte über die Hamburger Vorschläge prallten die Gegensätze besonders bei der Frage der neutralen, tendenzlosen Jugendschrift, die in Gymn.-Dir. Dr. Brandes-Wolfenbüttel einen heftigen und wirkungsvollen Bekämpfer, in den jüngeren Lehrern begeisterte Verteidiger fand, so hart aufeinander, daß sogar das

---

[1]) Solche Verzeichnisse versendet der Geschäftsführer Herr Wilhelm Senger, Hamburg 22, Wagnerstraße 53, der auch Sonderabdrücke aus den billigen Ausgaben und von Jänner bis Oktober 1905 auch Serien der billigen Ausgaben leihweise zur Verfügung stellt.

[2]) Anfänge des „billigen Buches“ liegen vor in den billigen Hamburger Ausgaben und in den „Wiesbadener Volksbüchern“ (Österr. Geschäftsstelle für letztere ist M. Gottliebs Buchhandlung, Wien, Schulerstraße 1).

Wort vom „Auseinandergehen des Kunsterziehungstages“ fallen durfte. Man wird der Hamburger Bewegung nicht durch dick und dünn folgen, muß ihr aber ein redliches Streben nach Besserung der Misere unserer Jugendlektüre zugestehen. Geradezu erquickend wirkte die scharfe Abweisung des „Jugendschriftstellers“ Karl May.

Die Verhandlungen beschloß Dr. Raphael Löwenheld, Direktor des Berliner Schillertheaters, mit einem Vortrage über „Schülervorstellungen“, in dem er Vorstellungen für Schüler an seinem Theater bespricht, die Frage erörtert, wie man solche Vorstellungen zu stehenden Einrichtungen machen könne, und auch „Dichterabenden“ an Schulen das Wort redet.

Der letzte Tag brachte drei „Öffentliche Vorträge“, denen die Erbgroßherzogin Pauline von Sachsen-Weimar beiwohnte. Alfred Lichtwark betrachtete in dem Vortrag: „Die Einheit der künstlerischen Erziehung“ die Kunsterziehung *sub specie aeterni*, nicht mit Rücksicht auf diesen oder jenen Unterrichtsgegenstand, sondern auf das Ganze der Schule. — Stephan Waetzoldt gab in seinem mit tiefer Ergriffenheit und lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag: „Der Deutsche und seine Muttersprache“ eine Fülle feinster Beobachtung des Sprachlebens, einen feinsinnigen, tief in den Sprachgeist eindringenden Essai, mit dessen ergreifendem Schluß er für immer von den geweihten Stätten Weimars Abschied nahm. — Otto Ernst rezitierte einige Schulgedichte und sprach sich in dem Vortrage „Der Deutsche und sein Verhältnis zur Dichtung“ gegen die theoretisierende Kritik, das Moralisierende in der Dichtung und die literarische Ausländerei der Deutschen aus, um mit der Forderung zu schließen: „Laßt unsere Jugend nicht Kunst inhalieren über den Verdampfungsapparat der Ästhetik, sondern setzt ihr den frischen vollen Trank an die frischen Lippen!“

Damit schloß die an Anregungen überreiche Tagung, bei der, wie Lichtwark rühmend hervorhob, das erstemal das Laienelement als notwendige Ergänzung des Lehrerelementes bei Behandlung wichtiger Fragen der Schulreform hinzutrat, ein Verhältnis, das wir in Österreich z. B. in den Elternabenden schon besitzen. Zwei Lager standen sich gegenüber und stießen oft hart aufeinander: eine vorwärtsdrängende Gruppe, die, vom rein künstlerischen Standpunkt ausgehend, die pädagogischen Realitäten oft aus dem Auge verlor, und eine zurückhaltende, auf pädagogischem Boden fußende, über die rein künstlerische Wirkung hinaus auch die ethischen und intellektuellen Ziele berücksichtigende, beide durchdrungen von der Überzeugung, daß „die Jugenderziehung in und außer der Schule geradezu eine Schicksalsfrage der modernen Völker sei“, und einig darin, daß mit vielen bisherigen Traditionen des deutschen Unterrichtes gebrochen werden müsse. Ziel aller drei Kunsterziehungstage ist die Entwicklung der Ausdrucksfähigkeit im Zeichen-, Sprachunterricht und in der Gymnastik durch die Ent-

wicklung der Kräfte, die dann in der Seele des Schülers selbständig weitertreiben sollen, nicht durch Ausfüllung mit Lehrstoffen oder durch mechanische Erreichung eines Klassenzieles. „Die Schule zielt, weil sie vom Lehrstoff hypnotisiert wird, auf Richtigkeit ab, ihr Ziel sollte Wertigkeit (Qualität) sein." Die Schule soll nicht satt machen, sondern hungrig, sie soll Sehnsucht entfachen — dabei aber eingedenk sein des Böcklinschen Wortes, daß es Kunst für alle nicht gibt. Der Meinung der pädagogisch besonnenen Gruppe gab der Vorsitzende Dr. Kerschensteiner im Schlußwort launig-treffenden Ausdruck in den „zwei Paketchen für die Westentasche", die er auf den Weg mitgab: die Kunst wendet sich nicht an einen einzelnen Sinn, sondern an die ganze Seele, an den ganzen intellektuell, sittlich und ästhetisch empfindenden Menschen; die ästhetische Erziehung ist die notwendige, aber nicht die hinreichende Bedingung dafür, daß der Mensch dahin geführt werde, wohin alle Erziehung strebt, zur sittlichen Freiheit! Durch Erziehung des Willens wollen wir den ästhetisch genießenden Menschen zu einem ethisch handelnden machen — oder wie es Rein im Schlußworte des zitierten Büchleins zusammengefaßt: „Die Schule der Zukunft soll eine Stätte werden, in der das Künstlerische ebenso sein Heim findet wie das Wissenswerte, das Sittliche und das Religiöse" [1]).

Geradezu eine praktische Probe auf die Tendenzen des Weimarer Tages gibt der Schröder-Biograph Berthold Litzmann, einer der Einberufer des Tages, in seinem neuen Goethebuch, das er dem deutschen Kronprinzen „als eine Erinnerung an die Bonner Studienzeit" widmet [2]). Zugrunde gelegt ist der achte Band der von Goethe selbst redigierten Ausgabe von 1788—89, die L. als eine zusammenhängende, mit feinster berechnender Kunst künstlerisch angeordnete autobiographische Beichte auffaßt. Den Abschluß des Litzmannschen Buches bildet mit einem kühnen Sprung die „Trilogie der Leidenschaft". Der ästhetische Gesichtspunkt steht im Vordergrund der Erklärung, die die Grundelemente der Goethischen Lyrik, „den inneren höheren Sinn" „in seiner blutwarmen Menschlichkeit" zur Anschauung bringen will, doch auch chronologische und autobiographische Momente berücksichtigt. In diesem Interpretatorium will der Verf. „die Unarten, die Pedanterie und Öde der landläufigen Goethekommentare" vermeiden und für Liebhaber und Schulmänner eine Erläuterung schaffen, „die nicht geisttötend und kleinlich an sich ist und nicht alle unbefangene

---

[1]) Im Zeichen des Weimarer Kunsterziehungstages erscheint seit kurzem die Vierteljahrsschrift „Pädagogische Reform", herausgegeben von der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung.

[2]) Goethes Lyrik. Erläuterungen nach künstlerischen Gesichtspunkten. Ein Versuch. Von Berthold Litzmann. Egon Fleischel & Comp. Berlin 1903.

Freude und den Genuß zerstört, sondern ihn erhöht" — eine Spitze, die sich hauptsächlich wohl gegen die Düntzer-Kommentare kehrt.

Das Buch ist nach seinen wissenschaftlichen Ergebnissen nicht unwidersprochen geblieben. Minor z. B. verwirft überzeugend die Deutung der „Zueignung", in der Litzmann, eine Briefstelle an Frau v. Stein vom 24. August 1784 heranziehend, die Erscheinung der Wahrheit als Frau v. Stein auffaßt, an die auch die Apostrophe der letzten Verse gerichtet sein soll. Diese Konjektur, „diesmal nicht der Philologen, sondern des Psychologen" hat etwas Erzwungenes und Litzmann selbst sagt, „es sei eine Frage des Geschmacks, der Ansicht, ob wir diese Schlußpointe als eigentliche Pointe des Gedichtes so uns ergänzen dürfen". Wir werden also trotz Litzmann auch weiterhin annehmen, daß der Goethe von 1784 wirklich den von 1774 verleugnet. Auch daß die letzte Fassung des „Mondliedes" der Frau v. Stein in den Mund gelegt ist, befriedigt Minor nicht. Von anderer Seite wird die Auffassung der Natursymbolik des „Fischers" als zu abstrakt und die Ableitung des „Erlkönigs" aus den Vorlagen (Erlkönigs Tochter, Edward-Ballade) als zu realistisch getadelt. Dies alles zugegeben: für uns Mittelschullehrer ist das Buch, wenn es auch weite Strecken der Goethischen Lyrik (Divan!) unberücksichtigt läßt, eine sehr schätzbare Hilfe und Anleitung, die geeignet ist, die Erläuterung des Dichters im Unterricht auf einen höheren Horizont zu heben. Ausdrücklich betont der Verfasser in der Einleitung, er wolle allen denen, die beim Unterricht der Schwierigkeiten einer künstlerischen Erläuterung immer wieder schmerzlich sich bewußt werden, durch praktisches Beispiel eine Anregung geben und die Richtung andeuten, in der sich nach seiner Überzeugung alle Erläuterungsversuche bewegen müssen, die auf eine Verfeinerung und Vertiefung unseres Kunstsinnes überhaupt abzielen, ein Bestreben, auf das er wie wenige Hochschullehrer auch in seinen Seminarübungen das Hauptgewicht legt. Mit besonders feiner Nachempfindung ist die Gruppe erklärt: Wanderers Sturmlied, Harzreise im Winter (die beide keines unserer Lesebücher bringt!). An Schwager Kronos, Seefahrt, Ganymed — Analysen, von deren Wirksamkeit im Unterricht sich jeder Fachmann überzeugen möge. Als geradezu vollkommen erscheint mir die Interpretation der tiefsinnigen „Harzreise". Wie wunderbar lebendig macht uns Litzmann „die herbe, frische Vorfrühlingsstimmung des ‚Sturmliedes', die durch Nebel und Schlossengewölk die Lerche singen hört und die Sonne ahnt, und die im Schutze des Genius, in schwellender Tatenfreudigkeit zur Gottheit emporstrebende, mit der Gottheit eins zu werden sich sehnende Seelenstimmung". Wie stimmungsweckend wirkt zum „Ganymed" die S. 170 angezogene Wertherstelle, die doch so unendlich von der vollendeten künstlerischen Symbolik des Gedichtes entfernt ist und uns zeigt, wie der poetisch empfindende Mensch über die Vorstufe poetischer Anregung nicht hinauskommt.

während „dem Poeten in einsamer heiliger Stunde das Vergängliche zum Gleichnis, das Gefühl zum Gedanken, der Gedanke zum Bild wird". Zu Litzmanns Erläuterung des Gedichtes „Auf dem See" wird man mit Erfolg die Analyse in Bielschowskys Goethe II 403 ff. heranziehen, wie denn dieses ganze Kapitel über „Goethes Lyrik", so verschieden es von der Litzmannschen Betrachtung ist, auch für den Unterricht fruchtbar gemacht zu werden verdient. Im „Erlkönig", zu dem L. eine feinsinnige Analyse der gewaltigen altschottischen Edward-Ballade gibt, und im „Fischer" sieht er vor allem eine Verkörperung des Dämonischen der Elementargewalten, ein Standpunkt, mit dem leider für die verfrühte Behandlung dieser Gedichte in unserem Lehrplane nicht viel anzufangen sein wird. Auch die lyrischen Stoßseufzer: „Einschränkung", „Sorge", „Hoffnung", „Mut", „Beherzigung", „Erinnerung", erhalten eine für Unterrichtszwecke sehr wünschenswerte Deutung.

Diesem „Versuche" Litzmanns ist zu wünschen, daß er recht bald auf die nicht behandelten Partien Goethischer Lyrik ausgedehnt und im Gymnasialunterricht nachhaltig berücksichtigt werde. Zusammenwirkend mit der suggestiv malenden Kraft Goethischer Poesie wird eine solche Behandlung zu vertrauten Stunden edlen Zusammengenießens für Schüler und Lehrer führen und ersteren mitteilen, was kein anderer verstandesmäßig bildender Lehrgegenstand kann: „Lebensfreude an der Sprachkunst und ihren Gebilden".

Direkt aus der Schule hervorgegangen ist ein temperamentvolles Schriftchen von Otto Anthes[1]), dessen Standpunkt auf dem linken Flügel der Weimarer Kunstleute ist. Den Leitruf des Schriftchens: „Die Fenster auf im deutschen Unterricht, damit der frische Hauch der Kunst herein kann!" wird theoretisch durch nicht immer einwandfreie, aber frisch zugreifende Kapitel: Direktor Hinze, Ich, der Dichter, der gebildete Mensch, der Lehrer, der Übereifrige, der wissenschaftliche Pägagoge, der Schuldramaturg, der Vorleser — und praktisch durch eine Reihe äußerst feiner Analysen lyrischer, epischer und dramatischer Stücke erhärtet. Als Weimarer Radikalismen erscheinen mir Forderungen wie: der Unterricht hat bloß die Stimmung des Gedichtes zu wecken, auf alle literarhistorischen und sonstigen Mittel der Erklärung zu verzichten, oder: die Behandlung des Dramas im Unterricht hat dem Schüler die Aufführung auf dem Theater zu suggerieren! Ja, wollen wir wirklich nur ästhetisch genußfähige, nicht ganze Menschen erziehen? Schadet es der künstlerischen Wirkung, die Goethes „Mondlied" auf die Schüler ausgeübt hat, wenn diese in die literarischen Verhältnisse des Gedichtes so eingeführt werden, wie es Prof. Weniger in Weimar (Kunsterziehungstag S. 163) alljährlich

[1]) Dichter und Schulmeister. Von der Behandlung dichterischer Kunstwerke in der Schule. Von Otto Anthes, Oberlehrer in Lübeck. R. Voigtländers Verlag in Leipzig 1904.

zu tun pflegt? Und beim Drama: müssen wir nicht ganz zufrieden sein, wenn wir bei der knappen Zeit die Schüler in die Handlung des — meist privat gelesenen — Stückes, in seine Bedeutung für die Entwicklung des Dichters und für die Literaturepoche eingeführt haben? Sonst aber enthalten die theoretischen Partien treffliche Beobachtungen zur Poetik des dichterischen Kunstwerkes und zu dessen pädagogischer Behandlung und zeugen von warmer Hingabe an das Fach, wie z. B. folgender Satz: „Aber die Behandlung des dichterischen Kunstwerkes ist eine Arbeit, die nie zum Handwerk werden kann. Denn das im echten Kunstwerk rauschende Leben bewahrt den, der liebevoll und zart die Hände daran legt, allezeit vor Erstarrung und Verknöcherung". — Alles Lob verdienen die wahrhaft künstlerisch nachempfundenen Analysen der Stücke: „Wanderers Nachtlied", „An den Mond", Eichendorffs „Sonntag" und „Mondnacht", Uhlands „Schäfers Sonntagslied", Heines „Frühlingslied" und „Mein Herz, mein Herz ist traurig" (bei dem die romantische Ironie des Schlusses zu sehr als echte Empfindung genommen wird), der düsteren Kohlhaasszene im Kloster Erlabrunn und auch der Szene Piccol. III 3 (mit obiger Einschränkung des Lobes). Alles in allem: ein erfreuliches, bekenntnismutiges Büchlein, das vielen Fachlehrern gute Dienste leisten wird.

Mährisch-Trübau. Dr. Franz Spina.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Wilhelm **Nestle**, Euripides, der Dichter der griechischen Aufklärung. Stuttgart, Kohlhammer 1901. gr. 8°. 594 SS.

„Als eine dankenswerte Vorarbeit wird jeder, der sich mit Euripides zu beschäftigen hat, das Buch immer gern und viel benützen.“ Dies in der Berl. Philol. Wochschr. 1908, Sp. 197, enthaltene Urteil Blochs über Nestles Euripidesbuch eigne ich mir in rückhaltsloser Anerkennung seines inhaltlichen Reichtums und der weiten Ausblicke, die es eröffnet, unbedenklich an. Es trifft m. E. die rechte Mitte zwischen dem Überschwang des Lobes auf dem rechten und der weitgehenden, auch wohl die Grenzen der Billigkeit nicht immer wahrenden Verwertung auf dem linken Rezensentenflügel. Sicherlich ist es in seiner behäbigen Breitspurigkeit, der es auf eine oder mehrere Wiederholungen von schon Behauptetem nicht ankommt, dann auch in der unhandlichen Anlage seines Belegapparates und in anderen geringfügigen Dingen weit entfernt, das Euripidesbuch *κατ' ἐξοχήν*, das *standard work* über „Euripides als Erzieher“ zu sein. Wenn es mithin manche Erwartung enttäuscht hat, so möchte ich doch in der ablehnenden Haltung Bruhn (Götting. gel. Anz. 1902, 644 ff.) nicht überallhin folgen, dessen Tadel mir ein paarmal fehlzugreifen scheint; anderenteils kann ich, in Erwägung der angeführten und weiterer noch zu nennender Mängel des Buches, mich nicht mit Wecklein (Bl. f. bayr. Gymn. 1902, 489 ff.) zu der Beurkundung verstehen, N. habe seine Aufgabe „in glänzender Weise gelöst“. Dabei leugne ich nicht, Schneidewins (Wochenschr. f. klassische Philologie 1901, 1310 ff.) Wertschätzung des „außerordentlichen Fleißes und gelehrten Scharfsinnes“ aufrichtig zu teilen; selbst der von Fritze (N. Philol. Rundschr. 1902, 169 ff., 193 ff.) gerühmten „sorgfältigen Analyse“ und „bewundernswerten wissenschaftlichen Genauigkeit“ des Verf.s wird die Palme nicht zu versagen sein, und so weit ich sehe, haben auch solche Beurteiler,

die sich mit der Leistung als Ganzem, mit ihrem Tenor oder der Beweismethode oder auch mit der herzlich schwachen Kunst der Übersetzung — ein die Schranken des Erlaubten überschreitendes Beispiel das Diktysfragment auf S. 248 — nicht befreunden mochten, doch die ungemein liebevolle Detailarbeit mit Befriedigung anerkannt, die hier mit großer Umsicht ein ausnehmend schwieriges Material aus allen Winkeln einer vielsprachigen Literatur zusammengetragen und hunderte von Zügen dem Bilde der dichterischen Persönlichkeit eingefügt hat. Ob freilich der gewissenhafte Stoffsammler damit auch der widerspenstigen Masse Herr geworden, ob er gemäß seiner Art, mit dem Tatbestande zu schalten, der Mann war, uns das ideale Buch zu geben, das Euripides der Mensch, Euripides der Denker und Künstler längst verdient hat, ist eine andere Frage.

Einer Ehrenrettung bedarf der Mann, dem schon Valckenaer die wohlbedachte Kennzeichnung 'verae virtutis et honesti laudator constantissimus' angedeihen läßt, seit Jahr und Tag nicht mehr. Vor einer gerechtern Einschätzung seiner historischen Individualität hat die bittere Gegnerschaft so ungleicher Bundesgenossen, wie es Wilhelm Schlegel und Josias Bunsen waren, hat der einseitige Antagonismus wider die „sittliche Freigeisterei" und den „Heuchler des Tragischen" die Segel streichen müssen. Was Bernhardy und Bergk in grundhaltigen Analysen, Nauck, Weil und Wilamowitz in Introduktionen, deren jede in ihrer Art klassisch zu nennen ist, und noch in halbvergangener Zeit Decharme und Verrall dazu getan haben, das Charakterbild des *τραγικώτατος* anschaulich und verständlich zu gestalten, kann nicht mehr verloren gehen.

Ein verwandtes Ziel setzt sich Nestle, wenn er, den „Dichter als solchen" im Hintergrunde lassend, den *σκηνικός φιλόσοφος*, den Aufklärer, der von der Schaubühne her die Menschen bessern und bekehren will, zu schildern unternimmt. Für hierauf gerichtete Untersuchungen geben, so sollte man meinen, achtzehn Tragödien, so viele als Kleist und Grillparzer zusammengenommen produziert haben, den günstigsten Boden ab, des reichen Sentenzengutes aus den verlorenen Stücken nicht zu vergessen. In der Tat hat der meistgespielte und bestgehaßte der attischen Tragiker seinem Publikum so viel Denkwürdiges über Zeit und Ewigkeit, Liebe und Ehe, Gesellschaft und Staat, Gottheit und Menschheit et de quibusdam aliis rebus zu sagen gewußt, daß Detailforschung wie Gesamtdarstellung noch lange nicht das letzte Wort gesprochen haben. Allein schon an der Schwelle jedes Versuches, in des großen Raisonneurs Gedankenreich die Einheit der Weltanschauung in Form des prästabilierten Systems aufzuweisen, erhebt sich die erste große Schwierigkeit. Der „weltbürgerliche" Dichter, wie Mommsen ihn in einer berühmt gewordenen Skizze nennt, das echte Kind eines für die neue rhetorische Kunst höchst empfänglichen Zeitalters, schwelgend in der virtuosen Führung rednerischer

Agone und jederzeit bereit, der Stimmung des Momentes ihr gnomisches Gewand umzutun und durch den Mund dieses Heros oder jener Konfidente zu sagen, was er, der Dichter, leide; dabei der Zeitraum seiner Bühnenwirksamkeit ein volles Halbjahrhundert und die geistige Entwicklung bis ins hohe Alter umfassend, endlich die Chronologie seiner Schöpfungen zu gering gerechnet drei Vierteilen unbestimmbar — kann es da wunder nehmen, wenn aus der bunten Fülle gelegentlicher, nicht immer auf die Wagschale der Konsequenz gelegter Äußerungen ein widerspruchsfreier Gesamteindruck unmöglich zu gewinnen ist?

Nicht leicht wird es eine lockendere schriftstellerische Aufgabe geben, als die, den mächtigen Anteil des Euripides an der Verweltlichung der europäischen Gesellschaft in seine persönlichen und zeitgeschichtlichen Wurzeln hinein zu verfolgen. Unablässig gehen dem dramatischen Künstler, der jede die Geister seiner Zeit bewegende Frage nach seiner Weise beantworten möchte, der Politiker, der Sozialreformer, der Kosmolog, der Eschatolog, der ethische Skeptiker ins Gehege, unablässig projizieren sie die Zweifel und Probleme der sokratischen Ära in die heroische zurück. An einer vollen Lösung dieser ästhetischen Antinomien, an einem restlosen Aufgehen der Gegensätze des Künstlerischen und Tendenziösen in Euripides' Charakter läßt die unbefangene Erwägung der zu Gebote stehenden biographisch-literarischen Tatsachen leider verzweifeln. Auf diesem glatten Boden nicht zu straucheln, ist schon an sich eine schriftstellerische Kunst. Den Beweisgängen des Verf.s ist es deutlich anzumerken, daß er der Gefahr, am unrechten Orte zu harmonisieren und zu systematisieren, sich stetig bewußt gewesen ist. Da überaus oft, wie die Dinge liegen, vollgültige Kriterien für die Entscheidung der Kapitalfrage fehlen, ob und inwieweit der Dichter als Mann, als Grieche, als Deist, als Republikaner und sofort für die geäußerten Axiome und Paradoxien hafte und haften müsse, bedient sich N. in der Regel des Auskunftsmittels, das ihm kein Einsichtiger verdenken kann: „den Dichter selbst reden zu lassen". Da ist denn ohne weiteres ersichtlich, daß alle, auch die widerstreitendsten Meinungen und Lehren Raum haben in der getsaltungskräftigen Psyche des Meisters und auch das Beginnen vergeblich bleiben muß, zwischen dem Vorrat selbständiger Ideen und der Vererbung fremder Gedankenkomplexe zu scheiden, mit einem Worte, die „Quellenfrage" in ihrer ganzen Schärfe aufzurollen. N. wird nicht müde zu versichern, Euripides sei als Eklektiker, nicht als Systematiker zu betrachten (S. 5, 13, 26, in Hinsicht der Physik S. 156). Seine Kritiker — ich hebe Masqueray, Rev. d. ét. anc. 1902, 306 f., ferner Bruhn a. a. O., Verrall, Cl. Rev. 1901, 363 ff. und Zielinski, Neue Jahrbb. 1902, 635 ff., hervor — konnten ihm den Vorwurf nicht ersparen, die gebotene Diskretion in Fragen der Entlehnung anderweitiger, z. B. heraklitischer Doktrinen nicht

immer gewahrt, in der Kritik und Hermeneutik Mißgriffe nicht gemieden, aus zufälligen Anklängen voreilige Schlüsse gezogen und Unbewiesenes in den Dienst des konstruierten Systems gezwängt zu haben.

So vermag denn das von warmem Enthusiasmus für seinen Helden durchwehte Buch keinen ungeteilt günstigen Eindruck hervorzurufen; daß es eine tüchtige Leistung ist, sei nochmals gebührend anerkannt.

Wien. Siegfried Mekler.

Ästhetischer Kommentar zu den Tragödien des Sophokles. Von Dr. Ad. Müller. Mit einem Lichtdruckbild. Paderborn, Druck und Verlag von F. Schöningh 1904.

Nach der Angabe des Verf.s im Vorworte ist das Buch in der Absicht geschrieben, sowohl der studierenden Jugend das Eindringen in den Geist des klassischen Altertums zu erleichtern als auch dem Gebildeten, der sich Interesse für die antike Literatur bewahrt hat, den Weg zum künstlerischen Verständnis einer ihrer schönsten Früchte zu ebnen, wozu Sophokles der geeignetste der drei Tragiker sei. Diese populäre Tendenz, welche gewiß warmer Anerkennung begegnen wird, ist in dem ganzen Buche streng festgehalten; und was Überlieferung und Forschung zu besserer Kenntnis des Wesens und der Werke des alten Dichters bisher beigetragen haben, ist mit rühmenswertem Fleiße benützt, um das vom Verf. angestrebte Ziel zu erreichen.

Zunächst sucht M. die Herzen seiner Leser dem Dichter selbst durch ein schönes, mit warmer Empfindung geschriebenes Lebensbild zu gewinnen, in welchem er besonders die religiösen Anschauungen des Dichters ausführlich behandelt und unserer Denkweise näher zu bringen sucht. Hierauf folgt eine allgemeine Würdigung des Dichters nach den Fortschritten, die ihm die tragische Dichtung verdankt, und nach seiner dichterischen Individualität, besonders seiner Kunst in der Charakterzeichnung, wobei mit Recht die triviale Anschauung bekämpft wird, daß die Sophokleischen Menschen blasse Idealtypen des Guten oder Bösen seien; mit Recht wird auch die vielfach nicht genug gewürdigte Kunst des Dichters in der lebensvollen Darstellung der Frauencharaktere betont.

Die Behandlung der Dramen des Sophokles gliedert sich in zwei Hauptabschnitte, deren einer den Stoff und Bau der Tragödien, der andere die Charaktere der handelnden Personen zum Gegenstande hat. Im ersten Teil, in welchem die Dramen nach den Sagenkreisen, denen sie angehören, gruppiert sind, gibt der Verf. für die einzelnen Stücke zunächst eine Darstellung der epischen Sagenform, welche Sophokles vorgelegen haben dürfte, und der

Bearbeitungen der beiden anderen Tragiker, insofern solche bekannt sind; es folgt die Vorfabel, die Fabel selbst in kurzer Darstellung, eine — oft fast zu knapp gehaltene — Skizze der Tragödie nach Szenen und eine Disposition der Handlung; den Schluß bildet eine Rechtfertigung der von Sophokles an der überlieferten Sagenfassung vorgenommenen Änderungen und eine Würdigung der Tragödie in sittlicher und künstlerischer Hinsicht. Die Rekonstruktion der epischen Sagenfassungen konnte kaum Neues bringen; nur die Entschiedenheit, mit welcher Sophokles als Erfinder der Antigonefabel hingestellt wird, erregt Bedenken; solch freies Gestalten ist für Sophokles durchaus unwahrscheinlich. Die Würdigung der einzelnen Stücke entspricht zumeist der üblichen Sophokles freundlichen Schulauffassung; nur die Trachinierinnen werden bezüglich ihres szenischen Aufbaues ungünstiger beurteilt. Dagegen hält der Verf. gegen Rohde (Psyche S. 586, Anm. 1) an der alten Auffassung des Ödipus auf Kolonos fest. „Abendfrieden liegt über dieser Tragödie" beginnt er die Besprechung des Stückes. Todessehnen, ja; aber Abendfrieden, wo der Held in unversöhnlichem Hasse schwere Flüche gegen sein Haus und sein Vaterland schleudert? Trotz aller großen Schönheiten des Stückes scheidet der moderne Leser hier wie in der Elektra mit verletztem sittlichen Empfinden. Die Mängel in der Szenenführung des Oed. auf Kolonos verhehlt sich der Verf. jedoch durchaus nicht; ja einzelne seiner Bedenken ließen sich sogar beseitigen. So ist z. B. das Auftreten des Koloniaten im Prolog nicht überflüssig, da Ödipus durch ihn die Gewißheit erhält, am Ende seines Leidensweges angelangt zu sein, wodurch sein ganzes Verhalten in den folgenden Szenen begründet wird. — In der Besprechung des Philoktet schafft sich der Verf. selbst eine Schwierigkeit: der Händler, welcher Philoktet in seinem Wunsch nach schleuniger Abreise bestärkt, ist nach ihm kein geringerer als der verkleidete Odysseus selbst. Das widerspricht, wie der Verf. zugeben muß, den eigenen Worten des Odysseus v. 126 ff.; ferner wäre Odysseus in seiner Verkleidung mangels jeder darauf abzielenden Andeutung im Texte vom Publikum, das gewohnt war, denselben Schauspieler in verschiedenen Rollen sprechen zu hören, kaum erkannt worden, während ihn Philoktet v. 976 zunächst an der Stimme erkennt. Um dieser und weiterer Schwierigkeiten willen, die der Verf. selbst sich eingesteht, müssen wir wohl den Händler dem v. 125 genannten σκοπός überlassen; der schlaue Diener paßt zu dem schlauen Herrn. Die Sache ist zwar insofern belanglos, als die Rolle auf jeden Fall vom Tritagonisten gespielt werden muß, für die Charakteristik des ebenso feigen als gewissenlosen Ränkeschmiedes aber ist sie nicht unwichtig. — Unnötig quält sich der Verf. damit ab, die ideale Schnelligkeit der Vorgänge hinter der Bühne in manchen Dramen zu zeigen und zu entschuldigen; warum nicht die einfache Erklärung, daß das Chorlied die Stelle des Zwischenaktes vertritt?

Auch die Charakterschilderungen entsprechen zumeist der herkömmlichen Auffassung. Eine der bestgelungenen, voll warmer Empfindung ist die des Königs Ödipus. Auf den Charakter des Kreon in der Antigone fällt ein falsches Licht dadurch, daß der Verf. davon ausgeht, der König Ödipus sei vor der Antigone gedichtet und die Figur Kreons in der letzteren ein Seitenstück zu Ödipus, ja beinahe eine Karikatur (!) desselben. Dieser Zeitansatz ist zum mindesten unbewiesen — Bruhns Versuch, ihn zu stützen, ist nicht gelungen — und durfte somit der Behandlung der Charaktere nicht zugrunde gelegt werden. Kreon aber ist in seiner Art eine ebenso lebenswahre Gestalt wie Ödipus; nichts zwingt zu der Annahme, der eine sei nach dem anderen geformt. Der Besprechung des Königs Ödipus und der Antigone sind verdienstvolle Exkurse über die Schuldfrage in diesen Dramen beigegeben, von denen zu wünschen wäre, daß sie den Versuchen, eine „Schuld“ dieser beiden tragischen Gestalten zu konstruieren, für immer ein Ende machten. Die schönste und, wie man deutlich fühlt, mit der größten inneren Anteilnahme ausgeführte Charakterschilderung ist die der Deianeira. Die Charakteristik des Herakles benützt der Verf. dazu, die Entwicklung der Gestalt des Heros kurz zu skizzieren; die nähere Behandlung des Herakles der Trachinierinnen zeigt allerdings deutlich, wie der Held bei Sophokles der abstoßend rohe Dorer geblieben ist, und anerkennenswerter Weise macht der Verf. hier keinen Versuch, diese Tatsache zu beschönigen. Von Lichas hat er wohl eine zu hohe Meinung, da dessen unverhülltes Ausplaudern des Zweckes seiner Sendung auf dem Markte kaum zu dem großen Zartgefühl paßt, das der Verf. ihm zuschreibt; richtig sah Zielinski, daß erst die Gegenwart Deianeiras diese Empfindung in dem rauhen Krieger weckt.

Ein besonderes Kapitel ist den lyrischen Teilen der Tragödie gewidmet. Der Verf. benützt diese Gelegenheit, Ursprung und Entwicklung der Tragödie im Anschluß an Wilamowitz' und Bethes bekannte Theorien kurz zu skizzieren, und bespricht sodann in sehr richtiger Weise den Chor bei Sophokles; die Chorlieder der Antigone und des Königs Ödipus werden besonders eingehend behandelt. Eine übersichtliche Zusammenstellung zeigt schließlich das allmähliche Anwachsen des Bühnengesanges gegenüber dem reinen Chorlied[1]). Die darauf folgende „Würdigung der Tragödie als Gesamtkunstwerk“ mußte freilich unvollständig ausfallen, da der Verf. mit Recht auf die Aufnahme gewagter Hypothesen über Gesang und Tanz des Chores verzichtet hat.

Das Schlußkapitel des Werkes behandelt die Elemente einer Tragödienaufführung im V. Jahrhundert, wie Bühne, Maske usw. Die Darstellung der antiken Bühneneinrichtung, in welcher der

---

[1]) In der hinzugehörigen Tabelle S. 461 ist die Anzahl der Chorverse des Philoktet irrtümlich um 100 zu gering angegeben.

Verf. sich Robert angeschlossen hat, enthält eine ausführliche Widerlegung der Puchsteinschen Hypothese über die erhöhte Bühne, welche Polemik, so berechtigt sie an sich ist, auf den mit dem Probleme nicht vertrauten Leser doch verwirrend wirken wird, obgleich der Autor sichtlich bestrebt ist, klar zu sein. Nur die Anschauung kann da wirkliche Klarheit geben. Übrigens hätte ein wenn auch noch so einfacher Plan des Dionysostheaters in diesem Kapitel gute Dienste getan.

Alle vorkommenden Zitate gibt der Verf. in eigener, die aus den Tragikern stammenden sogar in metrischer Übersetzung, wobei es freilich ohne empfindliche sprachliche Härten nicht abgegangen ist. Die übrige Darstellung ist stets klar und stets von sichtlichem, wenn auch nicht immer erfolgreichen Streben nach Feuer und Schwung erfüllt. Man merkt es dem ganzen Buche an, daß es in ehrlicher Begeisterung für den Dichter geschrieben ist; wir wünschen und hoffen, daß diese Begeisterung des Verf.s in den Herzen der Leser, an die er sich wendet, ein Echo finden möge.

Wien. Henr. Siess.

M. Manilii Astronomicon liber primus. Recensuit et enarravit A. E. Housman. Accedunt emendationes librorum II, III, IV. Londinii apud Grant Richards 1903. Four Shillings and Sixpence net.

Eine neue Ausgabe von Manilius' *Astronomicon* mit erklärendem Kommentar ist seit langem ein lebhafter Wunsch der philologischen Welt. Die Ausgabe von Friedr. Jacob, die 1846 erschien, entspricht durchaus nicht den Anforderungen, die man an eine Ausgabe dieses Werkes stellen muß, und auch die neueste von M. Beckert, die in Postgates *Corp. poet. lat.* 1900 erschien, hat die Erwartungen nicht befriedigt. Zum Studium dieses Dichters unerläßlich ist ferner ein guter Kommentar; denn wenn je ein Autor eines solchen bedurfte, so ist es Manilius, dessen Werk eine Kenntnis antiker Astronomie und Astrologie fordert, die man billigerweise nicht bei jedem philologischen Leser voraussetzen darf. Bisher sind wir noch immer auf den Kommentar Scaligers angewiesen, der für seine Zeit gewiß Vortreffliches geleistet hat, aber doch vielfach grammatisch unmögliche Erklärungen aufstellt (vgl. Haupt, *Opusc.* III 33), oft ganz Ungehöriges in seine Erörterung hineinzieht und die Benutzung des Buches durch seine breite Anlage erheblich erschwert. So ist es denn begreiflich, daß man dem Erscheinen eines neuen Buches, welches *recensio* und *enarratio* versprach, mit Interesse entgegensah. Freilich ist es bloß das erste Buch, das Housman — das ist der Name des neuen Herausgebers — einer solchen Bearbeitung unterzog, und nach der Vorrede hat es nicht den Anschein, als ob die übrigen Bücher später nachfolgen sollten. Angehängt sind bloß auf den letzten Blättern Emendationen zu den Büchern 2, 3, 4.

Die Einleitung des Buches umfaßt 75 Seiten und ist englisch geschrieben, während der Kommentar in lateinischer Sprache abgefaßt ist. Es werden hier in mehreren Kapiteln behandelt: die Handschriften zu Manilius; die Ausgaben des Dichters; der Wert der einzelnen Handschriften für die Konstituierung des Textes; die verfehlte Textkritik und Interpretationsmethode, wie sie nach Ansicht des Verf.s in den Ausgaben von Vahlen, Bücheler, Vollmer, Ehwald, Sudhaus u. a. zutage tritt; typische Fehler in Handschriften wie Buchstaben- und Silbenvertauschungen, Auslassungen u. ä.; endlich Name des Dichters und Abfassungszeit des Gedichtes. Von diesen Kapiteln sind die wichtigsten das über die Handschriften des Manilius und das über ihren Wert für die Kritik. Es geht daraus hervor, daß H. eigene Kollationen nicht gemacht hat, sondern nur für I 1—83, für welche *M* fehlt, zwei jüngere Handschriften, *U* (*Urbinas* 667 der *Vaticana*) und *R* (*Urbinas* 668 das.), verglichen hat. Für die übrigen Handschriften hat er sich die Publikationen von P. Thomas, Bechert, Ellis, Jacob zunutze gemacht. Was die Wertschätzung der Handschriften betrifft, so sei bemerkt, daß Bechert zwei Klassen unterscheidet, den *Gemblacensis* und *Lipsiensis* einerseits, den *Matritensis* und *Vossianus* anderseits. Unter diesen entschied sich Bechert für den *Gemblacenis* als beste Handschrift und führte diese Ansicht auch in der Konstituierung des Textes durch. H. wendet sich nun in dem dritten Kapitel seiner Einleitung gegen diese Einschätzung der Handschriften und kommt durch eine sorgfältige Gegenüberstellung dessen, was wir an Richtigem der einen, was der anderen Klasse verdanken, wie sich *G* zu *L*, *M* zu *V* verhält, welche Fehler in der einen Klasse erhalten sind, welche Interpolationen dafür in der anderen erscheinen, zu einem ganz anderen Resultate: der *Gemblacensis* zeigt nicht die reinere Überlieferung, im Gegenteil, er ist sogar mehr interpoliert als der *Lipsiensis;* die reinere Quelle ist trotz der zahlreichen Irrtümer *M V*. Es ist nun nicht zu leugnen, daß H. hier das Richtige erkannt hat, und man wird sich der Erkenntnis, daß Bechert mit seiner Bevorzugung des *Gemblacensis* den falschen Weg gegangen ist, nicht mehr verschließen können; schon hat auch Vollmer in der Anzeige von Housmans Buche in der Berl. Phil. Wochenschrift 1904, Nr. 4 unumwunden erklärt, daß er hierin das Verdienst des Buches erblicke; auch ihm habe es die Augen für die Erkenntnis der Überlieferung geöffnet.

Von den übrigen Kapiteln der Einleitung sind besonders IV und V interessant, weil sie uns mit dem Temperament des Verf.s und seinen Anschauungen über die Leistungen deutscher Philologen, die wir als Meister verehren, in nur zu deutlicher Weise bekannt machen. H. wendet sich hier nämlich gegen Männer wie Vahlen und Bücheler in einem Tone, der nicht scharf genug zurückgewiesen werden kann, wenn man bedenkt, was diese Männer im Laufe ihres langen Lebens für die Wissenschaft Ersprießliches geleistet

haben. H. sucht seine ganz irrige Ansicht, als ob die ganze Kunst dieser Meister darin bestehe, einer Handschrift, die sie für die beste hielten, blindlings zu folgen und selbst ganz Unhaltbares zu interpretieren, wenn es nur durch sie beglaubigt sei, dadurch zu beweisen, daß er einige Stellen aus römischen Dichtern, die von ihnen unrichtig behandelt worden seien, bespricht und daran seine ironischen, hämischen Bemerkungen anknüpft. Daran reiht er andere, die von Leo, Vollmer, Ehwald, Sudhaus und anderen Schülern dieser Gelehrten ebenso falsch beurteilt worden seien. Und da er nun bei den Schülern die Fehler der Methode noch schärfer hervortreten sieht, so verfährt er mit ihnen natürlich noch weniger glimpflich. Zugegeben nun, daß an einigen der von ihm behandelten Stellen wirklich Irrtümer vorliegen — denn an vielen wird man sich durchaus nicht auf Seite Housmans stellen —, so ist doch sein Urteil über die Methode in seiner Allgemeinheit unberechtigt, weil es eben von ganz unrichtigen Voraussetzungen ausging. Nun steht es ja jedermann frei, seine Ansichten auszusprechen, der Ton aber, in dem dies hier und im Kommentar geschieht, ist eines ernsten wissenschaftlichen Buches ganz unwürdig. Ich will nur einige Proben hersetzen: S. 7 *Jacobus quomodo verba acceperit operae pretium est cognoscere, ne quis eum mundi similem fuisse arbitretur et rationis participem;* S. 8 *Jacobus cuius consuetudo excusat mendacium;* S. 57 *Jacobi mendacia non curo;* S. 20 *qui erudito viro J. Vahleno praeceptore diversa confundere didicerunt et facillima quaeque explicando implicare;* ebendort *qui* (näml. Vahlen) *intra duas paginas . . . . tam saepe ac tam multipliciter erravit, is sibi et discipulis suis subtiliter videtur iudicare;* S. 39 *tacent ceteri, respondet Iunonis deliciae Capitolique servator Elias Stoeberus.*

Es wird daher nicht Wunder nehmen, wenn ich behaupte, daß die Stimmung, in die Herr H. seine Fachgenossen deutscher Zunge durch diese Einleitung versetzt, für ihn keine günstige ist, und daß man mit großer Skepsis an die Prüfung dessen geht, was uns seine Kritik und Exegese Neues bringt. Trotzdem stehe ich nicht an zu erklären, daß H. sich seine Aufgabe durchaus nicht leicht gemacht, sondern sich mit seinem Autor und allen für die Interpretation desselben wichtigen Schriftstellern eingehend beschäftigt hat, auch sonst eine große Belesenheit in der lateinischen Literatur und in der textkritischen Behandlung selbst dort, wo man ihm nicht zustimmen kann, einen scharfen Geist verrät. An eigenen Konjekturen ist das Buch ziemlich reich, aber an vielen Stellen wird es m. E. dem Autor auch durch die im Kommentar beigebrachte Begründung nicht gelingen, den Leser zu überzeugen. Von Änderungen, die mir gelungen erscheinen, nenne ich: V. 72 *discernere nescia causis* (*poterant discernere causis* die Codd.); es ist mir sehr wahrscheinlich, daß *nescia* nach den zwei letzten Silben des Wortes *discernere* ausgefallen ist und später die Lücke

ganz sinnlos durch *poterant* ausgefüllt wurde. — V. 88 *linter* für *itiner (G L)* oder *inter (M), iter in (Venet.)*. — V. 218 *quaerunt* für *quaerent*. — V. 285 *corporeusque* für *corporis ei (G L M; eius M e corr.)*. — V. 316 *a* ist auch mir die Annahme, ein Vers sei ausgefallen, durchaus wahrscheinlich. — V. 332 *cingentem* mit einer Randnotiz in *M* für *ingentem (M L; ingens G)*. — V. 425 *ut* für *et* und dann im folgenden Vers mit Ellis *altis* für das überlieferte *aliis*. — V. 430 *hostem fieri* für *hostiferum* der Handschriften scheint sehr ansprechend; H. schiebt dann *aut* mit Jacob nach *quemquam* ein. — V. 631 *hos* für *hoc (G L M; haec V)*. — V. 786 ist überliefert *Pyrrhi* (oder *Pirri*) *per bella Papirius ultor*. H. hat Recht, wenn er sagt, man suche vergeblich bei den Historikern nach dem Beweis dafür, daß ein *Papirius* dem König Pyrrhus im Felde entgegen gestanden sei, wohl aber sei der Name durch die Samniterkriege berühmt geworden. Er vermutet daher, daß Manilius mit Bezug auf die *insidiae Caudinae* geschrieben habe: *furti per bella Papirius ultor*, und man muß zugeben, daß erst jetzt das *per bella* verständlich wird; die Verwechslung ist übrigens paläographisch sehr naheliegend. — Auch ist öfter durch eine Änderung der Interpunktion eine Stelle gebessert worden, so z. B. V. 799 nach dem Vorgange von R. Merkel. An vielen Stellen aber, glaube ich, ist H. entweder ohne genügenden Grund von der Überlieferung abgegangen oder mit seinem Besserungsversuche nicht glücklich gewesen. Ich will dies an einigen Beispielen zeigen.

V. 82 ff. *seducta in varias certarunt pectora curas*
et quodcumque sagax temptando repperit usus
in commune bonum commentum laeta dederunt.

So die Handschriften bis auf *M*, welcher *commenta* hat. Letzteres hält H. für richtig, glaubt, *quodcumque* sei gleich *quotcumque* und ändert *laeta* in *elata*; *homines, quotcumque commenta usus repperit, in vulgum extulerunt et communi utilitati impertierunt* erklärt er im Kommentar. Aber man sieht nicht ab, warum man nicht verbinden dürfte: *et quodcumque commentum sagax usus temptando repperit, laeta* (näml. *pectora*) *in commune bonum dederunt*. H. glaubt, man müsse verbinden *in commune bonum commentum* und nennt das *nimis inconditum*. Aber *aliquid in commune bonum dare* in der Bedeutung *ut commune bonum sit* braucht m. E. durchaus keiner langen Verteidigung. Ausführlich hat über diesen Gebrauch der Präposition *in*, '*quo de consilio et effectu actionis dicitur, ipso rei, quae efficitur, nomine adiuncto*' Madvig gehandelt *Opusc. acad.*[2], p. 135 ff. Zum Vergleiche mit unserer Stelle wähle ich aber einige andere Beispiele, die mir noch passender erscheinen als eines der dort besprochenen. Curt. IV 11, 5 *quidquid inter Hellespontum et Euphraten est, in dotem filiae offert* (IV 5, 7 sagt er *doti sibi dari Lydiam*). Verg. Aen. VII 13 *urit odoratam nocturna in lumina cedrum*. Ov. Met. XI 28 *thyrsos non haec in*

munera factos. Prop. III 3, 34 *puellae exercent teneras in sua dona* (um die Gaben herzustellen) *manus.* Ich glaube daher, daß man an der Verbindung *commentum in commune bonum dare,* 'eine Erfindung zum Gemeingut hingeben' keinen Anstoß nehmen darf. Was den Sinn der ganzen Stelle betrifft, so ist zu bedenken, daß die Kulturstufe, die hier geschildert wird, bereits eine viel höhere ist als jene, die uns Lucrez V 958 in folgenden Versen schildert:

> *nec commune bonum poterant spectare neque ultis*
> *moribus inter se scibant nec legibus uti.*
> *quod cuique obtulerat praedae fortuna, ferebat*
> *sponte sua sibi quisque valere et vivere doctus.*

Mir wenigstens ist kein Zweifel, daß Manilius in dieser ganzen Schilderung Lucrez vor Augen hatte.

V. 778 ff. ist überliefert

> ....*Horatia proles*
> *tota acies partus nec non et Scaevola trunco*
> *nobilior.*

H. schreibt *sola acies, parti nec non et Scaevola trunca nobilior; parti* wird als Ablativ erklärt wie II 726 *quacumque in parti* (wo die Handschriften auch *partu* haben). H. will eine Erklärung, wie sie beispielsweise Gronov und Bentley gaben: *tota acies acute unius partus dicitur (Gr.), tota acies unius matris partus (B.)* deshalb nicht gelten lassen, weil gerade das Wichtigste, jenes *unius,* in den Worten des Dichters nirgends zum Vorscheine komme. Ferner sei Scävola nicht durch den *truncus* (= Trunk, Rumpf), sondern durch die verstümmelte Hand berühmt. Was den ersteren Einwurf betrifft, so glaube ich, daß der Dichter es deshalb unterließ, das Zahlwort *unus* in den Vers zu bringen, weil er hier in dem Worte *partus* allein einen genügend deutlichen Gegensatz zu *acies* empfand; man bedenke, daß es sich an unserer Stelle um *trigemini fratres* handelt, so daß also *partus* die prägnante Bedeutung hat *quot uno partu edi possunt* oder wenn man im Deutschen die Übertragung des für die Tierwelt gebräuchlichen Ausdruckes „Wurf" einzig zur Erklärung unserer Stelle wagen darf: „Ein Wurf eine ganze Schlachtreihe". Ebensowenig kann ich den zweiten Einwurf gelten lassen. *Truncus* heißt zunächst der 'verstümmelte Körper', wie dies schon das Adjektiv *truncus* nahelegt, und daraus entwickelte sich erst die Bedeutung 'der Rumpf' im Gegensatz zu dem Kopf oder den Extremitäten; wenn einem ein Fuß, ein Arm, eine Hand verloren geht, so ist der Körper ebenso gut ein *truncus,* wie wenn ihm der Kopf abgeschlagen wird. Darum liest man denn nicht bloß bei Verg. Aen. XII 382 *abstulit ense caput truncumque reliquit harenae,* sondern bei Stat. Theb. IX 269 heißt es auch von einem Argiver, dem ein Gegner beide Hände abschlug, als er, von der Strömung fortgerissen, eine Ulme am Ufer erfaßt hatte: *ille cadens .... truncus in excelsis*

spectat sua bracchia ramis; und so sagt auch Lucan V 252 im Bilde von Cäsar, der von seinen Soldaten verlassen wird: *tot raptis truncus manibus,* was Lemaire m. E. richtig erklärt *quasi truncum corpus abscissis manibus.* Also *truncus* ist der 'verstümmelte Körper', und wenn H. behauptet *trunco, hoc est corpore* ('Trunk', 'Rumpf'), *Scaevola nobilis non erat, sed manu et bracchio,* so kann ich hierin wirklich nur eine übel angebrachte Spitzfindigkeit sehen. Schließlich muß bemerkt werden, daß, was H. zur Besserung der seiner Meinung nach verderbten Stelle vorschlägt, nämlich *Horatia proles, sola acies,* durchaus nicht glücklich ist; nach meinem Sprachgefühl ist hier das *sola* nicht am Platze (*soli* würde man vielleicht verstehen) und die Stelle Apoll. Sidon. Carm. II 284 *tu stabas acies solus* kann zum Vergleich nicht herangezogen werden, weil sich dort *solus* nur auf eine Person bezieht, wobei übrigens nicht verschwiegen werden soll, daß Luetjohann in seiner Ausgabe mit Cod. *F acie* schreibt *(acies T C P).*

Daß H. öfter ohne genügenden Grund von der Überlieferung abgeht, zeigt auch die Behandlung von V. 799 ff. Hier nimmt er *Quirini* in V. 801 aus dem *Gemblacensis* auf, während als Überlieferung *Quirinum* anzusehen ist (so *L M*), und nimmt darauf Ausfall eines Verses an, so daß die ganze Stelle jetzt bei ihm lautet:

descendit caelo caelumque replebit,
800 *quod reget, Augustus, socio per signa Tonante,*
cernet et in coetu divum magnumque Quirini
801 *a* *⟨numen et illius, quem divis addidit ipse⟩,*
altius aetherii quam candet circulus orbis.

Die Änderungen *replebit* für *replevit*, *reget* und *cernet* für *regit* und *cernit* (Woltjer) halte auch ich für nötig, weil ich mit H. der Ansicht bin, daß diese einzige Stelle, wo uns die Überlieferung zwingen würde anzunehmen, Augustus sei bereits tot, geändert werden muß, und daß die Änderung hier sehr leicht ist, wird jeder zugeben. Dagegen kann ich nicht zustimmen, daß hier notwendigerweise der Ausfall eines Verses angenommen werden müsse, weil *divum* in V. 801 nur Genetiv sein könne. '*In coetu*' *per se positum nihil significat* sagt H.; das halte ich nicht für berechtigt; daß der Kreis der Himmlischen hier gemeint sei, lehrt der Zusammenhang; ganz so sagt Phaedrus Prol. III 28 *fastidiose tamen in coetum recipior,* womit er den Kreis der Musen meint, was auch nur durch den Zusammenhang erschlossen werden kann (vgl. meine Bemerkung in dieser Zeitschr., Jahrg. 1901, S. 602 unten). Daß die Erwähnung C. Iulius Caesars hier notwendig sei, ist auch H.s Ansicht; man gewinnt sie aber leicht, wenn man, wie man längst getan hat, *Divum* schreibt, so daß der Sinn der Stelle ist *Romulus, Iulius et Augustus supra galaxiam cum deis maioribus degunt; in ipso galaxia ceteri, quos recensuit,* wie Bentley richtig erklärt. Das bestärkt mich auch in der Ansicht, daß im Voraus-

gehenden V. 794 die Überlieferung *ante Deum princeps* richtig ist, wofür H. mit Bentley *ante diem* schreibt.

Auch in den folgenden Versen 803 ff. kann ich H. nicht beistimmen, wenn er schreibt und interpungiert: *illa deis* (*deum* die Handschr.) *sedes: haec illis, proxima divum qui virtute sua similes fastigia* (*vestigia* die Handschr.) *tangunt*. H. erklärt im Kommentar: *Ordo est: ʻhaec illis sedes est, qui virtute sua divum similes proxima tangunt fastigiaʼ; sic 42 ʻproxima tangentes rerum fastigia caeloʼ*. Ich glaube, es ist zu erklären: *illa deum sedes (est)*, d. h. der Himmel über der Milchstraße ist Sitz der Götter, *haec, illis proxima, eorum, qui virtute sua divum similes vestigia tangunt*, d. h. die Milchstraße, den Himmelsbewohnern zunächst, ist Sitz derer, die infolge ihrer *virtus* den Himmlischen ähnlich sind und unmittelbar auf sie folgen. Der Genetiv *divum* gehört sowohl zu *similes* wie zu *vestigia*. Hart erscheint freilich das Fehlen des Demonstrativpronomens im Genetiv, aber es ist nicht unerhört, besonders, wenn das folgende Pronomen *qui* sich der Bedeutung von *si qui* nähert; so sagt Nep. Dion 10, 5 *quam invisa sit singularis potentia et miseranda vita, qui se metui quam amari malunt*, wozu man Nipperdey-Lupus vergleiche. Den Einwand H.s, daß, wer *vestigia* beibehalten wolle, dafür *figunt* schreiben müsse, weil *inepte proxima (sibi) divum vestigia heroes tangere dicuntur* kann ich nicht gelten lassen. Gewiß würde auch ich die Auffassung, der Dichter wolle sagen, die Heroen auf der Milchstraße berührten mit ihren Häuptern die über ihnen einherwandelnden Götter, als albern bezeichnen. Das ist aber gar nicht des Dichters Absicht; vielmehr soll das *divum vestigia tangere* bloß die unmittelbare Rangfolge der Heroen auf die Götter bezeichnen; mit ähnlichem Bilde sagt Properz III 9, 33 von der unmittelbaren Folge der *fama* des Mäcenas auf die Cäsars, ʻso daß kein anderer in dem Urteil der Nachwelt Mäcenas den ersten Platz nach Cäsar streitig machen kannʼ (Rothstein zu der St.): *Caesaris et famae vestigia iuncta tenebis*.

Zweifelhaft scheint mir ferner in V. 917, ob man denn, wie allgemein geschieht, wirklich die Überlieferung *rependit* in *pependit* ändern müsse; daß *Roma* für das *poma* der Handschriften zu schreiben ist, ist ja sicher. Aber einmal macht mir das absolut gebrauchte *cum Roma pependit* in der Bedeutung ʻals Rom in Gefahr warʼ Bedenken (denn die von Bentley angeführten Stellen sind der unsrigen doch nicht adäquat), dann glaube ich, daß der Vers *femineum sortita iugum cum Roma rependit* so erklärt werden kann: ʻAls Roma das Weiberjoch, das ihr zugefallen war, heimzahlte, d. h. sich dafür rächteʼ; so sagt Stat. Theb. VIII 666 *licet ecce peremptos ulcisci socios maestamque rependere noctem*. Roma wäre also als Göttin aufzufassen und das würde gut zum folgenden Verse passen, der sagt, daß Iuppiter selbst mit seinen

Blitzen gegen Isis kämpfte: *atque ipsa Isiaco certarunt fulmina sistro.*

Es ist mir natürlich nicht möglich, hier alle Stellen zu besprechen, an denen ich mit H. nicht einverstanden bin; doch nenne ich von denen, wo er mir ohne zwingende Gründe die Überlieferung aufgegeben zu haben scheint, noch besonders V. 311, 385 ff., 640 ff., 655 ff., 769.

Es erübrigt mir noch, über den Kommentar zu sprechen, der den Text begleitet. Über dessen Zwecke äußert sich der Verf. selbst S. 72 der Einleitung dahin: „*This commentary is designed to treat of two matters only: what Manilius wrote, and what he meant*". Mehr zu geben sei nicht seine Absicht; das Leben sei kurz und er habe Wichtigeres zu tun. So erwähne er absichtlich nicht zu I 1, daß die Worte *conscia fati sidera* auf Verg. Aen. IV 519 zurückgehen und sich auch bei Auson. 163, 17 wiederfinden. Ebensowenig befasse er sich mit fruchtlosen Hypothesen; darum sei der Name des *Posidonius* in seinen Noten nicht ein einziges Mal zitiert. Damit ist bereits gesagt, was man von dem Kommentar zu erwarten hat. Innerhalb der bescheidenen Grenzen aber, die er sich gesteckt hat, kann man ihn als eine brauchbare Vorarbeit für einen erst zu schreibenden Kommentar zu diesem schwierigen Schriftsteller bezeichnen. Leider ist die Arbeit nicht ganz gleichmäßig; bisweilen fließen die Anmerkungen reichlich und hätten, besonders was die paläographischen Erklärungsversuche — ein Steckenpferd des Herrn Verf.s — betrifft, vielfach reduziert werden können, dann versagt wieder der Quell in auffallender Weise. An manchen Stellen bringt der Kommentar, was anerkannt sei, zum ersten Male die m. E. richtige Erklärung, wie zu V. 24, 65, 269, 380, oder verteidigt durch gut gewählte Belegstellen die Überlieferung, wie V. 245 *nos in nocte sumus somnosque in membra locamus,* wo Burmann *vocamus* schreiben wollte, durch die schöne Parallelstelle Plaut. Amph. 300. Vielfach finden sich recht brauchbare Zusammenstellungen oder längere Erörterungen, wie z. B. zu V. 58 die Zusammenstellung der Hyperbata bei Manilius, zu V. 226 eine Untersuchung über den Gebrauch der Adjektive *primus, ultimus, serus* u. ähnl. statt der Adverbia, zu V. 245 eine sehr lehrreiche Erörterung über Postposition von Präpositionen; man vgl. noch die Noten zu V. 269, 271, 429 u. a. Trotz alledem wird man von dem Kommentar nicht recht befriedigt sein; es fehlt eben viel zu viel, was zur Erklärung eines solchen Dichterwerkes unbedingt hätte herangezogen werden müssen: wie weit die Sprache des Dichters durch Vorbilder beeinflußt ist, wie es ihm gelungen, des spröden Stoffes Herr zu werden, welche Wege er in der Benutzung seiner astronomischen und astrologischen Quellen gegangen usw. So sucht man in den Noten zum Proömium des I. Buches, in welchem der Dichter mit Selbstgefühl von sich sagt:

Carmine divinas artes et conscia fati
sidera diversos hominum variantia casus,
caelestis rationis opus, deducere mundo
aggredior primusque novis Helicona movere
cantibus et viridi nutantis vertice silvas
hospita sacra ferens nulli memorata priorum

vergeblich einen Hinweis darauf, wie originell Manilius hier das bei den Dichtern so oft gebrauchte *deducere sidera* angewendet hat, oder, daß die selbstbewußte Betonung der Originalität der Dichtungsart ganz dem Gebrauche der damaligen Zeit entspreche, oder, daß das Bild *hospita sacra ferre* nicht neu sei, wie Properz III 1, 3 lehre: *primus ego ingredior puro de fonte sacerdos Itala per Graios orgia ferre choros* und Ovid Epist. ex Ponto IV 8, 81 *communia sacra tueri atque isdem studiis imposuisse manum,* womit man vergleichen kann, was später Persius in seinem Prolog sagte (V. 6): *ipse semipaganus ad sacra vatum carmen adfero nostrum* (Casaubonus und Jahn zu dieser Stelle). Die Art der Interpretation, wie sie H. anwendet, verführt dann zu unrichtigen Schlüssen. Wenn man z. B. zum Ausdrucke *mundi oculos* für Sterne in V. 133 die Anmerkung liest: „*Mundi oculos, sidera.* Plin. N. h. II 10 *tot stellarum illos conlucentium oculos,* Anthol. Pal. I 669 (soll heißen VII 669) *εἴθε γενοίμην οὐρανός, ὡς πολλοῖς ὄμμασιν εἰς σὲ βλέπω*", so könnte man schließen, Manilius sei der erste, der das Bild gebrauche. Nun haben aber schon frühzeitig griechische Dichter Ähnliches gesagt; Hesiod Erga 266 nennt die Sonne *Διὸς ὀφθαλμός*, Aeschyl. Sept. 390 den Mond *πρεσβίστη ἄστρων, νυκτὸς ὀφθαλμός*; bei Ovid Met. IV 228 heißt sich Apollo selbst *mundi oculus.* Oft erscheinen bei römischen Dichtern die Augen mit den Sternen verglichen: Ovid Am. II 16, 44 *perque oculos, sidera nostra, tuos;* Epist. 20, 55 *oculique tui, quibus ignea cedunt sidera;* Met. I 499 *igne micantes sideribus similes oculos;* Prop. II 3, 13 *non oculi, geminae sidera nostra faces;* Petron. 126 *oculi clariores stellis extra lunam fulgentibus.* Längst hatte die Phantasie der Griechen als Sinnbild des gestirnten Himmels den hundertäugigen Argus *τὸν μυριωπὸν βούταν* (Aesch. Prom. 569) geschaffen; die Deutung lese man bei Macr. Sat. I 19, 12 *Argus est caelum stellarum luce distinctum, quibus inesse quaedam species caelestium videtur oculorum* (eine Anspielung schon bei Nemes. Cyn. 31 *stellatumque oculis custodem virginis Ius*). So war es dann nur ein Schritt weiter, wenn Manilius für *sidera* hier *mundi oculos* sagte. Leicht kann es dann auch geschehen, daß eine solche nicht tiefer gehende Interpretation direkt Unrichtiges gibt. Wenn z. B. H. zu V. 334 *respicit ille (Ophiuchus) tamen molli cervice reflexus* notiert: „Cic. n. d. 2, 107 *de altero Serpente 'tereti cervice reflexum' quod praeter Manilium imitati sunt Lucretius* 1, 35 *et Vergilius Aen.* 8, 633", so muß man glauben, Cicero

sei die Quelle für Manilius, Lucrez und Vergil gewesen. Wenn dies schon von vornherein unwahrscheinlich erscheint, so läßt sich in diesem Falle sogar mit großer Wahrscheinlichkeit nachweisen, woher diese merkwürdige Übereinstimmung stammt. „Wo Vergils Phraseologie“, sagt Norden im Anhang zu seiner Ausgabe von Vergils VI. Buche, S. 364, „mit derjenigen Ciceros identisch oder verwandt ist, darf Ennius als das gemeinsame Vorbild bezeichnet werden“ und ebendort: „Oft müssen wir denselben Maßstab in Übereinstimmungen zwischen Vergil und Lucrez anlegen, der ja auch seinerseits den von ihm aufs höchste bewunderten Ennius stark benutzt hat“ mit Verweisung auf Vahlen, Ennius und Lucretius, Sitzungsber. d. Berl. Ak. 1896, S. 717 ff. Nun stehen die Worte Vergils *tereti cervice reflexam* in der berühmten Beschreibung der Wölfin, die Romulus und Remus säugt, VIII 663 *illam tereti cervice reflexam mulcere alternos et corpora fingere lingua*, von der Servius zu V. 631 sagt: *Sane totus hic locus Ennianus est.* Wenn man nun überdies bei Ennius einen Versschluß findet, in welchem *cervice* an gleicher Versstelle steht, Ann. 472 Vahl. *caput a cervice revulsum*, so wird man weiter keine Bedenken tragen, die Identität, bezw. Ähnlichkeit der Versschlüsse bei Cicero *tereti cervice reflexum*, Vergil *tereti cervice reflexam*, Lucrez *tereti cervice reposta*, Manilius *molli cervice reflexus* auf Ennius zurückzuführen, dessen Verse jedem gebildeten Römer geläufig sein mußten; trat ihm ja doch das Bild der Wölfin, die mit rückwärts gebogenem Kopfe nach den beiden Kindern blickt, so oft sinnlich wahrnehmbar entgegen. — Die Erklärungen, die sich auf die antike Astronomie beziehen, können wohl als ausreichend bezeichnet werden; gerade hierin hat H. viel Gutes geleistet, manch schöne Parallele aus Aratus, Geminus, Hygin u. a. beigebracht. Nicht schließen möchte ich, ohne noch auf den Erklärungsversuch H.s zu den schwierigen Versen 396 aufmerksam gemacht zu haben. H. schreibt nämlich:

> *qua (Canicula) nullum terris violentius advenit astrum nec gravius cedit. nunc* (*nec* die Handschr., *nunc* Breiter) *horrida frigore surgit (surgit L M, saevit G), nunc* (*ne M, haec G L, nunc* Breiter) *vacuum soli* (*solis* die Handschr.) *fulgentem deserit orbem: sic in utrumque movet mundum et contraria reddit.*

Er bezieht das *surgere* und *deserere orbem* des Hundssternes auf den abendlichen Aufgang und abendlichen Untergang des Gestirnes, also Anfang Jänner und Anfang Mai, und meint, Manilius habe wohl hier Aratus V. 325 ff. nachgeahmt, aber seinen Worten einen anderen Sinn gegeben; dort nämlich sei der Sinn: *Σειρίου οὐ μόνον τῆς ἀνατολῆς (mense Iulio) διὰ τὸ καῦμα καὶ τὸν πολὺν ὑπ' αὐτοῦ γινόμενον πυρετὸν αἴσθησιν λαμβάνομεν, ἀλλὰ καὶ δύνοντος αὐτοῦ (mane mense Novembri) τῆς ψύξεως αἰσθανόμεθα.* Wie H. seine Ansicht im einzelnen begründet, muß bei ihm selbst nachgelesen werden. Aber eine

Schwierigkeit bleibt bestehen; V. 400 sagt deutlich *in utrumque movet mundum et contraria reddit.* Zusammengehalten mit den Worten *nunc horrida frigore surgit,* müßten die vorausgehenden *nec gravius cedit* auf große Hitze gehen. Nach H.s Erklärung ist das aber nicht möglich; er erklärt das *nec gravius cedit* mit dem Brand, Mehltau *(robigo),* der Anfangs Mai die Saaten befällt (Plin. N. h. XVIII 285). Wie soll man aber dann die Worte verstehen *sic in utrumque movet mundum et contraria reddit?* Man sieht, auch H.s Erklärung hilft über die großen Schwierigkeiten, die diese Verse der Interpretation bieten, nicht hinweg und wir müssen nach wie vor einbekennen: *non liquet.*

Wien. Dr. Karl Prinz.

Giuseppe Cevolani, Sul periodo ipotetico latino osservazioni critiche. Livorno, Raffaello Giusti 1904. 52 SS. 8°.

Die Ausführungen des Verf. sind zunächst negativ-kritischer Natur und kehren sich gegen gewisse, in grammatischen Lehrbüchern sich findende Definitionen und Termini der hypothetischen Perioden. Positiver Natur ist zunächst des Verf. Einteilung der hypothetischen Periode I in den Typus der Objektivität, II in den Typus der Möglichkeit und III in den Typus der Irrealität. Im weiteren behandelt C. die irrealen Perioden mit indikativischem Hauptsatz. Er findet, daß in diesen Fällen der eigentliche Nachsatz häufig durch Brachylogie unausgedrückt bleibt (so beim Indikativ mit *paene* und *prope*). In anderen Fällen wieder nennt er den Gebrauch des Indikativs unlogisch. So Liv. II 38, 5 *si unum diem morati essemus, moriendum omnibus fuit.* In einer 3. Art der Fälle scheint ihm die indikativische Ausdrucksweise rhetorischen Zwecken zu dienen. So Cic. Fam. XII, 10, 3 *praeclare viceramus, nisi Lepidus recepisset Antonium:* der Indikativ diene hier zum Ausdruck des Unerwarteten und Überraschenden. Nur bei der Form *facturus eram* sieht der Verf. in dem Indikativ den korrekten Vertreter des Konjunktivs des Plusquamperfekts. Am Schlusse weist der Verf. die Ansicht zurück, als ob *si* in gewissen Verbindungen wie Cic. Att. XIII, 22, 5 *epistulam Caesaris misi, si minus legisses* nur durch Annahme einer Ellipse verständlich und nach den Verben *tentare* und *exspectare* der durch die Partikel *si* eingeleitete Satz indirekter Fragesatz wäre. Der Verf. glaubt alle Schwierigkeiten zu beseitigen, wenn er für diesen Gebrauch die gewöhnliche Bedeutung von *si* in etwas modifiziert und den Sinn von 'falls etwa', 'für den Fall, daß', 'vorausgesetzt, daß' oder Ähnliches hineinlegt.

Ref. kann den negativen Ausführungen C.s insofern nur beschränkten Wert beimessen, als die von ihm bekämpften Ansichten nicht jene Verbreitung haben, wie man nach seiner wortreichen

Polemik vermuten könnte. Was der Verf. aus eigenem bringt, ist zwar meist richtig; da sich jedoch seine Beobachtungen nur an einige zufällig in grammatischen Lehrbüchern aufgeführte Autorenstellen knüpfen, so entbehren sie des rechten wissenschaftlichen Wertes.

Wien. J. Golling.

Adalbert Stifter. Sein Leben und seine Werke, von Alois Raimund Hein. Mit bisher ungedruckten Briefen und Handschriften, einem faksimilierten Stammbuchblatte, 7 Heliogravüren, 3 Kupferradierungen, 2 Photolithographien und 114 Textbildern. Prag, Selbstverlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen 1904. XV und 691 SS. 8°.

In dem Augenblicke, wo durch die Freigabe der Werke Adalbert Stifters für den Buchhandel die besten seiner Schriften ins Volk zu dringen beginnen, tritt auch ernste literarische Forschung dem lange nur mehr genannten österreichischen Dichter näher. Zu den vielen Verdiensten, die sich der „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen“ um die heimische Literatur erworben hat, gesellen sich nunmehr auch die emsigen Bemühungen für das Andenken des Dichters des Böhmerwaldes, wie sie in der eben im Erscheinen begriffenen Gesamtausgabe, der neben anderen Männern auch Aug. Sauer seine unermüdliche Arbeitskraft zugute kommen läßt, sowie in der hier vorliegenden umfangreichen Biographie zum Ausdruck kommen. Für die äußere Ausstattung des Werkes ist das Möglichste getan worden: gute Porträts des Dichters und seines Kreises begleiten den Text, in großer Zahl sind Abbildungen aus Stifters Heimat, zum Teile vom Verfasser selbst aufgenommen, aber auch der Hand des Dichter-Malers entstammend, beigegeben, so daß dem Leser das Land der Dichtungen auch im Bilde vor Augen tritt. Und wohl bei keinem Schriftsteller ist ein derartiges illustrierendes Verfahren notwendiger als bei Stifter, der zu seinen Gegenden oft eigentlich nur den erklärenden Text geschrieben. Ebenso berechtigt erscheint es, wenn die künstlerische Wirksamkeit des Zeichners und Malers durch zahlreiche Reproduktionen erläutert wird: geht ja doch bei ihm das Schwanken zwischen den beiden Künsten durch das ganze Leben: Jugendgedichte unterzeichnet er mit dem Malernamen „Ostade“ (S. 81), er ruft noch nach seinen ersten großen literarischen Erfolgen aus: „Als Schriftsteller bin ich nur Dilettant, und wer weiß, ob ich es auf diesem Felde weiter bringen würde, aber als Maler werde ich etwas erreichen“ (S. 177). Während ein Goethe, ein Hauptmann sich an einem bestimmten Momente ihres Lebens endgiltig über ihren Beruf entschieden haben, läßt Stifter den Pinsel durch sein ganzes Leben hindurch nicht fallen, er wählt, wie er selbst sagt, dieselben

einfachsten Stoffe in Wort wie in Bild (S. 488), er vermag die beiden Tätigkeiten nicht zu trennen. Aus dieser Verquickung ließe sich der Dichter in seinen Vorzügen wie in seinen Schwächen ableiten.

Es ist die Arbeit langer Jahre, die A. R. Hein hier vorlegt; er ist des Dichters Spuren in Wald und Flur nachgegangen, er hat Jagd auf verschollene Briefe und Manuskripte gemacht, er hat den Erzählungen von Freunden und Zeitgenossen gelauscht und so ein stattliches Material zustande gebracht. Mit großem Behagen gibt er über seine Studien Auskunft, und wenn wir gelegentlich ein bischen ungeduldig bei der Schilderung seiner Beziehungen zu Stifters Witwe, den zeitungsmäßigen Berichten über Gedenkfeiern und Enthüllungen von Monumenten oder allzu blumenverzierten Landschaftsbildern werden wollen, bescheiden wir uns gleich wieder mit der Erwägung, daß dieser Ton ja für den Helden paßt, dem sich die Darstellung weiht. Eine kritische Biographie hat Hein nicht geliefert, auch nicht liefern wollen: es ist ein Lebensbild, mit Liebe entworfen, eine unentbehrliche Grundlage für alle weitere Forschung. Die Werke des Dichters werden inhaltlich genau wiedergegeben, mehr durch Erzählung und ausführliche Proben als in scharfen Analysen.

Dem naheliegenden Fehler, einen verhimmelnden Panegyricus zu schreiben, ist Hein im ganzen glücklich entgangen: zum Teile dadurch, weil er ein eigentlich abschließendes kritisches Urteil nicht gefällt hat. Ja, er wird sogar dem alten Stifter gegenüber sehr hart dadurch, daß er alle die Gebrechen, die er den späteren Werken vorwirft, in den Jugendschriften nicht keimen sieht. Und doch strecken alle abstrusen Psychologien, alle konstruierten Charakteristiken der „überirdischen Lichtgestalten", der Mangel an Humor, die „unmäßige Breite und redselige Weitschweifigkeit" (S. 192, 263, 339), die „heillose ermüdende Umstandskrämerei" (S. 341) schon in seinen besten Werken die Fühler aus, wenn auch gewiß der „Witiko" das scharfe Urteil, das S. 547 ff. gefällt wird, verdient. Ja, Verf. versteigt sich bei einer Erzählung der nach Stifters Tode veröffentlichten Nachlaßschriften, die er unglücklich anordnend nicht nach den Jahren ihrer Entstehung, sondern am Schlusse seiner Arbeit zusammenfassend bespricht, zu dem Ausrufe, daß eine Unterredung in „Der fromme Spruch" wohl das „abgeschmackteste und langweiligste ist, was jemals in einem Unterhaltungsbuche zum Ausdrucke gelangte". Dagegen aber liest man mit Staunen, in welchen Wendungen er ein Fragment einer Selbstbiographie preist: Es wäre (S. 17) ein „ganz einzig dastehendes Werk geworden, das wohl in der gesamten Literatur seines Gleichen nicht gefunden hätte . . . Vergleicht man damit andere Selbstbiographien, selbst Goethes „Wahrheit und Dichtung" oder Grillparzers Leben, so erscheinen uns dieselben im Gegensatze zu Stifters Fragment oberflächlich und mehr am Äußerlichen

haftend. Ein Schatz der wunderbarsten Poesie" und so geht es weiter. Und nun schlagen wir das Blatt um und beginnen zu lesen: Nicht leicht wird ein ähnlich unplastischer, verworrener Eingang zu finden sein als hier dieses rhapsodische Gestammel über Sonnen und Welten. Und, wo er auf sich zu sprechen kommt, tut Stifter es in demselben verallgemeinernden Tone, der gar nichts sagt: „Weit zurück in dem leeren Nichts ist etwas wie Wonne und Entzücken, das gewaltig fassend, fast vernichtend in mein Wesen drang... Dann war etwas anderes, das sanft und lindernd durch mein Inneres ging. Das Merkmal ist: es waren Klänge. Dann schwamm ich in etwas Fächelndem, es wurde immer weicher und weicher in mir" usw. Gewiß bezeichnend für Stifter, wie er hier schildert, daß die ersten Eindrücke der Natur nur Empfindungen für ihn waren, wie er selbst den Einfluß der Großmutter, der für den Dichter entscheidend war, kennzeichnet — aber die schriftstellerische Leistung, die sichtlich aus Stifters letzten Jahren stammt, ist höchst bedenklich. Auch weitere günstige Urteile des Verf. erleiden im Laufe der Darstellung manche Selbstkorrektur: Was er im „Kondor" nicht sehen will, bemerkt er an den „Feldblumen" mit ihrer Unwahrscheinlichkeit und Undeutlichkeit der Figuren (S. 135). Feiert er seine Kunst der Charakteristik, so muß er doch gestehen, daß sein Dichter gern über die „seelischen Erscheinungen" hinweggleitet (S. 192). Dann wieder kargt er nicht mit Ausdrücken der höchsten Bewunderung: er stellt ihn über Jean Pauls „halbvollendete Größe" (S. 34), im „Nachsommer" liegt eine Tiefe, „die in unserer Zeit nur von Goethe übertroffen ist" (S. 366), er stellt genaue Erwägungen an, was unter günstigen Verhältnissen aus ihm geworden wäre, wenn er Geld gehabt hätte, wenn er von der Bürde des Amtes in jüngeren Jahren entlastet worden wäre, wenn er Italien gesehen hätte (S. 360). Und besonders der Künstler erntet die größte Bewunderung. „Wer möchte zu behaupten wagen, daß Stifter nicht einer der bedeutendsten Maler aller Zeiten geworden wäre, wenn ihn die Gunst der Verhältnisse in eine hervorragende Kunstschule geführt hätte?" (S. 92). Er mißt ihn an Böcklin und Segantini (S. 478). Darf ein Laie hier urteilen, so zeigen mir die Landschaftsbilder eine durchaus saubere, sorgsame Technik des Details, genau so wie seine Dichtungen; aber er versagt in beiden Künsten, wo er sich eine große, charakterisierende Aufgabe stellt: man sehe den Christus und den Witiko (S. 486, 487).

Weg mit diesen „Wenn" und den billigen Perspektiven über die Tatsachen hinaus! Das gehört mit zu den überflüssigen Betrachtungen, welche gerade die Österreicher lieben. Grillparzer ist davon nicht frei und die Ausartung zeigt uns Franz Nissel. Zwischen beiden steht Stifter, der auch gerne selbst in weichliche Klagen ausbricht und sich dem Leben nicht gewachsen fühlt. Da kommen dann so schiefe Aussprüche wie sein Wunsch, der Kaiser

möge ihm die Muße geben „schaffen zu können, wie ein kleiner Fürst dem hohen Goethe" (S. 246). Was in seiner Natur lag, hat Stifter voll und ganz gegeben und es ist zu bezweifeln, daß sie einer Erweiterung fähig war. Eng umgrenzt ist sein Reich; aber in demselben herrscht er unumschränkt. Es stehen Stellen in seinen Werken, es gibt einige kleine Erzählungen, mit denen er ein Anrecht an die Unsterblichkeit hat: die Wanderung der zwei Kinder durch die Eislandschaft im „Bergkrystall" (S. 326 ff.) gehört zu den kostbarsten Perlen der deutschen Prosa überhaupt. Auch wird die Reinheit seiner Gesinnung, die Keuschheit des Empfindens immer über den Zug von Philistrosität, die in seinem Wesen liegt, wegtragen. Aber welchen Genuß man bei ihm empfindet, wird davon abhängen, wie man sich zur beschreibenden Dichtung überhaupt stellt. Denn unter sie fällt sein ganzes Schaffen und mit Recht zieht Verf. Brockes und Gessner heran oder verweist gelegentlich auf die moderne Heimatkunst, die aber doch mehr den Menschen, der auf diesem Boden entsprießt, studiert als die Blumen und Früchte, die er trägt. Die „Perlenschrift auf Wiesenblumen und Schmetterlingsflügeln", wie er selbst sagt (S. 142), hat Stifter lesen gelehrt, er hat die idyllischen Reize des Böhmerwaldes der Literatur erschlossen in einer sprachlichen Form, die ihn, wie Hein sehr hübsch sagt, zum „Lyriker der Prosa" macht (S. 219). Und diese Eigenschaften des Dichters zeigt er auch als Referent der Schulinspektion, wo er einen ausführlichen Bericht über ein verfallenes Schulhaus erstattet, den er (S. 241) wörtlich in eine seiner Novellen hätte aufnehmen können. Grillparzer hat mit ihm die abgeschlossene Innerlichkeit, die Scheu von der Außenwelt gemein: aber der größte Dichter Österreichs hatte eben mehr aus seiner Brust zu holen als Adalbert Stifter.

Daß sein Biograph fühlt, Stifter gehöre nicht zu den Klassikern der Literatur, ihn aber auf der anderen Seite möglichst hoch zu stellen versucht, macht ihn im Urteile unsicher und schwankend. Auch habe ich die Empfindung, als ob er seine Arbeit mit größerem Enthusiasmus für seinen Gegenstand begonnen als geendigt hätte. An und für sich hat er meist Recht, sowohl im Lobe wie im Tadel, aber es fehlt an der richtigen Verbindung der beiden.

Vielleicht ist auch daran Schuld, daß er es versäumt hat, den Quellen und Anregungen Stifters nachzugehen. Den Einfluß von Tieck und Jean Paul hat er richtig erkannt, aber nur flüchtig gestreift (S. 161 ff.). Mit der Romantik zeigt sich ein enger Zusammenhang in den schematischen Einkleidungen in angebliche Chroniken, Familiendokumente, den ebenso schematischen jungen Paaren, die sich von Kindheit auf in Liebe gefunden haben und getrennt werden, den märchenhaften und historisierenden Erfindungen, den sonderbaren Originalen, die er gerne vorführt, mit ihren Neigungen zu wunderlichen Spielereien — neben Tieck denkt

man oft an E. T. A. Hoffmann. Sichtlich ist auch der Einfluß Goethes, besonders des „Wilhelm Meister": Das „braune Mädchen" im „Bergkrystall" mit ihrem Worte: „Sture Mure ist tot und der hohe Felsen ist tot" (S. 340 ff.) ist eine Nachbildung Mignons, der „Nachsommer" lehnt sich ganz an dieses Vorbild an, es erscheint sogar eine „Natalie".

Außerordentlich dankbar sind wir dem Verf. für die Mühe, die er sich gab, Stifter als Menschen, in seinen Gewohnheiten und täglichem Wandel lebendig zu machen. Schriftsteller, Künstler und Mensch bilden in ihm eine so untrennbare Einheit, wie sie selten wieder begegnet. Seine pedantisch gepflegten Liebhabereien gehören ebenso zu seinem Bilde wie sein Benehmen in Gesellschaften, wo er manchmal außerordentlich zu fesseln, ein anderes Mal durch die in gleicher Breite vorgetragenen Nichtigkeiten tötlich zu langweilen verstanden, wie seine Redeweise, die nach befreundeter Aussage ein „Zeichnen und Malen von Personen und Dingen in Worten" war. Wenn selbst die ihm Nahestehenden über die endlose Schilderung eines Hühnerhofes die Geduld verlieren, kann man einem so wesensverschiedenen Dichter wie Friedrich Hebbel das scharfe Epigramm übel nehmen, das er gegen die Kleinmaler in der Kunst gerichtet hat? (S. 290). Enthält er doch bei allem Tadel doch ein Lob: „damit ihr das Kleine vortrefflich Liefertet, hat die Natur klug Euch das Große entrückt". Mit Wohlwollen interpretiert, sagen diese Verse nichts anderes, als was über Stifter gesagt werden muß, der selbst einen Maßstab für seine Wertschätzung mit den Worten gegeben hat: „Wenn jemand eine Kuh malt, muß die Kuh beurteilt werden, daß sie nicht ein Pferd ist!" (S. 349). Welcher Anerkennung sich Stifter bei Mit- und Nachwelt zu erfreuen hatte, zeigte Verf. durch Heranziehung mancher kritischer Urteile und Briefe, wie von Lorm (S. 292), Elise Polko (304), Ottilie Wildermuth (345 ff.), Grillparzer (512) sowie besonders durch die oft herangezogene Korrespondenz mit dem Verleger Heckenast, dem der Verf. in dem Ärger, den ihn der saumselige und immer wieder umgestaltende Schriftsteller bereiten mußte, nicht ganz gerecht wird. Ziemlich belanglos sind Stifters Briefe an seine Gattin (S. 424 ff.), die in diesem Blatte zuerst veröffentlichten Briefe an die Jugendgeliebte werden S. 72 ff. auszugsweise wiedergegeben. Eines der schönsten Zeugnisse, wie man Stifter zu ehren wußte, bildet der Akt des Unterrichtsministeriums über seine Pensionierung (S. 566 ff.). Im Schlußkapitel berührt Hein auch die Nachwirkung Stifters, die er allerdings tiefergehend annimmt als mir berechtigt scheint: daß eine Betty Paoli, Annette von Droste-Hülshoff „in den von ihm vorgezeichneten Bahnen wandeln", daß zur „weitverzweigten Verwandtschaft Adalbert Stifters" auch Gottfried Keller, Friedrich Spielhagen usw. zählen, sind vage Behauptungen, die auch gar nichts besagen. Wenn man will, kann man schließlich auch den ganzen Naturalismus mit dem

aus ihm hervorspringenden Mystizismus aus Stifter ableiten. Selbst nach diesem Buche bleibt noch viel für den Dichter zu tun übrig; dazu bedarf es aber keiner „Stifter-Gesellschaft“ (S. 649), die der Verf. zu unserem großen Schrecken wünscht, sondern nur so treuer, pietätvoller Forscher, wie es A. R. Hein ist. Fällt noch ein heißer Tropfen kritischen Öls auf ihre Stirn — um so besser!

Wien. Alexander v. Weilen.

Grammaire française idéographique. Premier emploi de l'équivalent pour la règle et l'exception. — Französische Grammatik mit suggerierenden (ideographischen) Zeichen nach neuer Methode zusammengestellt von E. A. Toreau de Marney. Leipzig, E. Haberland 1903. VII u. 134 SS.

Nach einer kurzen Belehrung über die Aussprache (S. 1 bis 8) geht der Verf. zur Wortlehre über; diese beginnt er mit dem Zeitwort, dem die SS. 11—101 gewidmet sind, worauf die übrigen Wortarten folgen. Was die Behandlung des Zeitwortes anlangt, geht der Verf. nicht, wie die bisherigen Grammatiker, von *avoir* und *être* aus, sondern er beginnt mit den vier regelmäßigen Konjugationen, die er zuerst einzeln und dann gemeinsam betrachtet, und führt erst auf S. 33 die Hilfszeitwörter vor, um dann das Passivum, die Konjugation der reflexiven Verba und die unregelmäßigen Verba durchzunehmen. Als Grund dieser neuen Methode führt er an, daß die Verba *avoir* und *être* mehr Unregelmäßigkeiten aufweisen als die regelmäßigen Verba der vier Konjugationen. Eine andere Neuerung ist die, daß der Verf. von jeder Zeit- und Nominalform eine aus geraden Linien oder aus Kreisen bestehende Zeichnung entwirft, die dem Lernenden bei den regelmäßigen Verben die Endungen, bei den unregelmäßigen die von der Regel abweichenden Formen veranschaulichen soll. So gibt er für die Endungen der 1. Person Präsens Indikativ bei den vier Konjugationen die Skizze

1 *e* ——— *ois* 3
|—— *is* 2.
|__ *s* 4

Ich glaube, daß er solchen „ideographischen“ Zeichen zu großen Wert beimißt; denn ohne die beigefügten Endungen verlieren die Linien jede Bedeutung und dienen nicht einmal als mnemotechnisches Mittel.

Sachlich ist alles Dargebotene einwandfrei. Nur einzelne Bemerkungen mögen mir gestattet werden: S. 9. „Nur *de* steht vor einem Hauptwort, dem ein Eigenschaftswort vorangeht, z. B. *de bon pain*“; auch *du bon pain* kommt vor. — S. 12. Sonderbar nehmen sich aus die Beispiele für die zusammengesetzten Zeiten: „*j'ai* / *je suis* *préparé* ich habe / bin vorbereitet“ usw. Der Verf. hätte für die mit *être* gebildeten zusammengesetzten Zeiten ein anderes Verb,

etwa *aller* wählen sollen! — S. 37. Seltsam ist der Imperativ des Perfekts *aie parlé!* Habe gesprochen! *Ayons parlé!* Laßt uns gesprochen haben! *Ayez parlé!* Habet gesprochen! — S. 81. Unter den *Verbes défectifs* befinden sich viele veraltete oder wenigstens ungebräuchliche Verba, wie *ester*, *férir*, *honnir*, *quérir*, *issir*, *apparoir*, *chaloir*, *souloir*, *duire*, *tistre*, *semondre*.

Unser Schlußurteil über Marneys eigenartiges Buch geht dahin, daß die Erlernung der französischen Grammatik durch des Verf.s ideographische Zeichen durchaus nicht erleichtert wird.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Dr. K. Dändliker, Schweizerische Geschichte. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung 1904. (Göschensche Sammlung.) kl. 8°, 131 SS.

Dieses anspruchslose Büchlein des bekannten Geschichtsschreibers der Schweiz gibt in sechs Abschnitten eine zwar sehr knappe, aber deswegen doch nicht unzutreffende Darstellung der Entwicklungsgeschichte der Schweiz. In dem ersten Kapitel „Der historische Boden und die treibenden Kräfte“ wird die verschiedenartige Abstammung des Schweizervolkes, die politische Annäherung der verschiedenen Sprach- und Volksstämme und die Zersplitterung in örtliche Gauschaften geschildert. Das zweite Kapitel „Entstehung der Eidgenossenschaft“ (1218 bis ca. 1400) behandelt die Waldstätte und ihren Bund, Luzern, Zürich und Bern im Bunde, den letzten großen Freiheitskrieg und die Ausbildung der Eidgenossenschaft der acht Orte, endlich den politischen Geist der Eidgenossenschaft. Im dritten Kapitel „Aufsteigen zur Machthöhe“ (ca. 1401—1516) werden die Eroberungen und Erwerbungen nach Süden und Osten hin, der alte Züricherkrieg, die Burgunderkriege, der Schwabenkrieg, die kriegerische Politik gegen Italien und das geistige Leben in der Schweiz in dieser Periode behandelt. Das vierte Kapitel gibt eine übersichtliche Darstellung der Reformation und Gegenreformation in der Schweiz; das fünfte schildert den politischen Niedergang und die geistige Erneuerung im 17. und 18. Jahrhundert und das sechste die moderne Schweiz seit 1798. Bei aller Knappheit der Darstellung ist nichts Wesentliches übersehen und manches historische Faktum ist richtiger erzählt als sonst in großen Büchern. Ich möchte als Probe hievon den kleinen Abschnitt hinstellen, der die allmähliche Loslösung der Schweiz vom deutschen Reichskörper und die Ursachen hievon behandelt oder das, was hier über die Wiedertäufer gesagt wird. An die Spitze des Büchleins ist ein Verzeichnis der wichtigsten Literatur zum Studium der Schweizer Geschichte gestellt worden.

Graz. J. Loserth.

Erich v. Drygalský, Allgemeiner Bericht über den Verlauf der deutschen Südpolar-Expedition. Berlin, E. J. Mittler u. Sohn 1903. Preis 1·20 Mk.

Von den zahlreichen Südpolar-Expeditionen, die gerade in den letzten Jahren außerordentlich viel zur Erkenntnis der Antarktis geleistet haben, nimmt die deutsche auf dem Schiffe „Gauss" eine hervorragende Stelle ein. Das vorliegende Büchlein (53 SS.) ist der erste Bericht über die Ergebnisse dieses Unternehmens und enthält Vorbemerkungen über Ziel und Aufgaben der Expedition von F. v. Richthofen. Im Hauptteile schildert uns der Herausgeber v. Drygalský den Verlauf des Unternehmens vom Auslaufe der „Gauss" von den Kergueleninseln am 31. Januar 1902 bis zu seiner Ankunft im Hafen von Simonstown in der False-Bai am 9. Juni 1903. Die Überwinterung im Eise, die Arbeiten, Gesundheitsverhältnisse, Schlittenreisen der Teilnehmer, Tierleben usw. erfahren eine eingehende Schilderung. Im III. Teile endlich schildert Karl Luyken die Tätigkeit der Kerguelen-Station in der Zeit vom 1. April 1902 bis 1. April 1903. Die reichen wissenschaftlichen Ergebnisse des ganzen Unternehmens sind in dem vorliegenden Buche nur angedeutet und werden wohl später eine eingehende Bearbeitung erfahren.

Bleiburg in Kärnten. Julius Miklau.

Gindelys Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die oberen Klassen der Gymnasien, bearbeitet von Dr. F. M. Mayer. III. Bd.: Die Neuzeit. Mit 46 Abbildungen. 10., verb. Aufl. Inhaltlich unveränderter, nach der neuen Rechtschreibung hergestellter Abdruck der mit dem Erlasse des k. k. Ministeriums für Kultus u. Unterricht vom 29. August 1901, Z. 25563 approbierten 10. Auflage. Wien, Verlag von F. Tempsky 1902. Preis geh. 2 K 90 h, geb. 3 K 40 h.

(Fortsetzung und Schluß.)

S. 20 kommen in einem Absatze vor: abschlagen, schlagen, niederschlagen — das bekundet eine Wortarmut. — S. 20, Z. 4 u. steht: „bekamen davon später (oder bald darauf) den Namen Protestanten"; wie hier gegeben, erscheint diese Benennung als unmittelbar 1529 erfolgt. — S. 22 (oder S. 11) wäre die geeignete Stelle gewesen hinzuweisen, wie erst die Neuzeit von Koalitionskriegen zu leiden bekommt, nicht aber das Mittelalter. — S. 22, Z. 14 u. steht: Franz I. mußte seine beiden Söhne ausliefern. Dies bedeutet, daß Franz in dieser Zeit nur zwei Söhne hatte, was nicht richtig; denn er hatte 1526 drei Söhne: Franz († 1536), Heinrich (II.) und Karl († 1545). Diese drei waren Söhne der Königin

Claudia († 1524); daher stehe hier 'Auslieferung zweier seiner Söhne'. — S. 23. Die Angabe der früheren Auflage (S. 25), Karls Flotte gegen Tunis zählte 420 Schiffe, ist besser als die neue Form 'große Flotte'. — S. 23 ist beim dritten Kriege zwischen Franz und Karl wohl erwähnt, daß Franz I. sich Savoyens bemächtigt habe und im Besitze dieser Eroberung geblieben sei; von der Zurückgabe dieser Erwerbung infolge des Friedens von Chateau-Cambresis bemerkt die neue Auflage nichts mehr, wohl aber die frühere (S. 42). — S. 22 steht: „Die kaiserlichen Truppen drangen . . . in Frankreich ein, ohne jedoch viel auszurichten"; dieselbe Phrase kehrt S. 23 wieder: „Karl . . . fiel in die Provençe ein, konnte aber nicht viel ausrichten." — S. 23 geschehe der Belehnung Philipps (II.) mit Mailand Erwähnung, um 1700 zu verstehen, wie dies zu Spanien gekommen. — S. 24, Z. 5 o. stehe: Karl wandte seine Hauptaufmerksamkeit Deutschland zu; denn aus dem Auge hatte er es nie gelassen. — S. 25. Die unerwartete Änderung der Verhältnisse führte herbei das Vorgehen des Herzogs Moritz von Sachsen und die Mißstimmung der deutschen Fürsten, selbst seines Bruders Ferdinand, über den Kaiser wegen dessen Absicht, seinem Sohne Philipp die Nachfolge in Deutschland zu verschaffen. Das hierüber (S. 26) Erwähnte ist S. 25, erster Absatz, einzuschalten. Hier ist beim Passauer Vertrag von freier Religionsübung die Rede; dagegen spricht der „Augsburger Religionsfriede" von Religionsfreiheit, was nicht dasselbe bedeutet; überhaupt ist dieser Friede zu wenig markiert, z. B. die Gleichstellung beider Konfessionen (der katholischen und der Augsburger) muß schärfer hervortreten. — S. 25, Z. 4 u. Der Ausdruck 'Reichsstände' schließt auch die 'weltlichen Fürsten' in sich; es sollte bezeichnender hier stehen Reichsstädte. — S. 26, Z. 14 o. Über 'die Schätze zweier Welten' verfügte Karl V. wohl nicht; denn nur Teile beider Welten folgten ihm und die spanische Welt in Europa verarmte. — S. 26 u. Zur „Besserung von Sitte und Lebenswandel" diente Zwinglis, auch Kalvins Beispiel wohl nicht; der letztere war ein Starrkopf, der erstere der Sinnlichkeit ergeben. Luther änderte wohl vielfach die Lehre, wozu der Glaube als Teil gehört. — Der „nüchterne" Verstand tat dem radikalen Zwingli wohl nicht weh. Vgl. Hefele, Konziliengeschichte. 9. Bd., 6. Kap. — S. 27, Z. 7 o. stehe 'Kappel am Züricher See'. — S. 28 o. Die Angabe „Die Jansenisten bekamen ihren Namen von ihrem Stifter" kann bedeuten, daß ihnen Jansen († 1638) selbst diesen Namen gegeben; diesen Namen erhielten sie erst nach Veröffentlichung seines „Augustinus". — Unter „nordamerikanische Freistaaten" ist hier (S. 28) auch Mexiko einzubeziehen; an dieser Stelle ist aber zunächst die Union zu verstehen; es werde also eine genauere Bezeichnung gebraucht. — S. 28, Z. 16 u. bleibe 'jüngerer' weg. — S. 29, Z. 9 u. 'geraten war', nicht 'geriet'. — S. 30. Ferdinands I. innerer Tätigkeit, seiner politischen Einrichtungen ist

mangelhaft gedacht. — Die deutschen Protestanten und die Schmalkaldner decken sich nicht vollständig; letztere bilden nur einen Teil der ersteren. Ferdinands Vorgehen gegen die Utraquisten 1547 ist zu unbestimmt gezeichnet; z. B. die Zurücknahme seines Erwählungsreverses verdient Erwähnung. — S. 30, Z. 9 u. steht „Ferdinand bemühte sich auf dem Konzil von Trient die Gewährung des Laienkelches und der Priesterehe durchzusetzen". Dies muß anders stilisiert werden; denn Ferdinand war beim Konzil nicht zugegen. Es stehe: er bemühte sich, vom Konzil von Trient jenes zu erlangen. — S. 31. Die Absichten Kaiser Max II. auf die Krone Polens blieben unerwähnt. — S. 32 wird in der Stammtafel Ludwig von Orleans als Urenkel Karls von Valois aufgeführt; dies ist nicht richtig, denn tatsächlich ist dieser Ludwig ein Ururenkel jenes Valois. Von Karl († 1325), dem Stammhalter der Valois (Bruder Philipps IV., † 1314), stammt ab König Philipp VI. († 1350), von diesem Johann der Gute († 1364), hierauf folgt Karl V. († 1380); Söhne dieses Karl sind Karl VI. († 1422) und der oben erwähnte Herzog von Orleans Ludwig († 1407). Hieraus ersieht man, daß derselbe der Ururenkel jenes Karl von Valois ist. Es stehe hier, um die Verwandtschaft zu bezeichnen: Ludwig, Sohn Karls V. oder besser: Bruder Karls VI., da jener während der Regierung seines geistig kranken Bruders Karl VI. eine wichtige Rolle spielte. S. 32 stehe bei Ludwig XII.: er plante, sich in Italien dauernd festzusetzen; denn tatsächlich übte er vorübergehend einen Einfluß in Unteritalien aus und seit 1504 dauernd in Mailand. — (S. 35.) Anstatt der nichtssagenden Phrase: „Franz I. verstand es, die königliche Gewalt zu erhöhen", stehe, wie er dies dem Parlamente und dem Adel gegenüber erreichte. — S. 33. Moritz von Sachsen (S. 25) bedeutet nicht ohneweiters „die Protestanten Deutschlands"; es steht S. 25 die richtige Einschränkung „einige deutsche Fürsten", übrigens sahen rechtlich gesinnte Protestanten „im Anschlusse des Herz. Moritz an Frankreich" einen Reichsverrat.

Die „friedlichen Beziehungen zwischen dem spanischen und französischen Hofe seit 1559 bestanden kaum ein Jahrzehnt, also nicht „längere Zeit", daher entfalle diese Bemerkung. Nach der *Series Episcoporum* von Gams starb der Kardinal Karl von Guise am 26. Dezember 1574. — S. 34 o. stehe: Die Bourbonen stammten ab vom jüngsten Sohn Ludwigs IX. oder von einem Sohne L. IX. — Drei Kinder eines Stammes bedeuten doch noch keinen blühenden Familienstand. — Die Guisen übten bereits unter Franz I. einen Einfluß aus, erweiterten denselben unter Heinrich II. und waren die eigentlichen Regenten unter Franz II.; sie brauchten daher nicht erst „alle Gewalt an sich zu reißen", sondern sie suchten ihre Machtstellung zu behalten. — Die Hugenotten fanden eine „mächtige Stütze" nicht bloß am Prinzen von Condé, sondern auch an Anton, König von Navarra, und vorzüglich an der politischen Schauklerin Ka-

tharina von Medici. — Die frühere Auflage legte (S. 37) die Schuld an der Balgerei von Vassy dem Herzog Franz von Guise bei; nach der neuen (S. 34) verschuldete dieselbe des Herzogs Gefolge; das Ganze ist eine Gelegenheitserregung kampfbereiter Parteien. — Die Heirat Margaretas mit Heinrich (IV.) von Navarra war mehr das Machwerk der Königin-Mutter als der gekrönten Null, Karl IX. Ganz richtig wird als die Verbrecherin der Bartholomäusnacht die Intriguantin Katharina von Medici hingestellt. — S. 36, Z. 1 o. stehe: „sich verband", nicht „verbinden mußte". — Daselbst befindet sich die Angabe, das Edikt von Nantes habe den Hugenotten „fast völlig freie Religionsübung" gewährt („eröffnet" paßt nicht gut). Ob „völlig" vollständig bedeutet oder nahezu, ist ein alter Streit; es stehe 'nahezu freie Religionsübung'; wozu zwei Flickwörter, 'fast' und 'völlig'? — S. 37 wurde das Regiment der Königin-Witwe Maria von Medici etwas kürzer gegeben, dagegen fand die Regierung des Kardinals Richelieu mit Recht eine Erweiterung.

Die Reformation entstand hauptsächlich aus den traurigen religiösen Zuständen, daher hat die Behandlung der „kirchlichen Gegenreformation" (§ 19) vorauszugehen und sollte an der Spitze der katholischen Gegenreformation (§ 16) stehen. — Der Vergleich Philipps II. mit den deutschen und französischen Herrschern (S. 37 u. 38) — zweimal mit 'während' eingeleitet — paßt nicht gut; denn die deutschen Herrscher — Karl V., Ferdinand I. gewährten diese Duldung, weil sie mußten, durch die Zeitumstände gezwungen, ja sie gewährten mehr als bloße Duldung, sie gestanden sogar politische Gleichstellung zu — in Frankreich geschah dies erst nach langen Kämpfen am Ende des 16. Jahrhunderts, nicht aber unter Franz I. und Heinrich II. Philipp II. hatte nur in einer Provinz mit den religiösen Neuerungen zu tun, die vom Anfange an politische Ziele anstrebten, nämlich die Lostrennung der Niederlande von Spanien. Zudem konnte er auf die Regierung seines Vaters zurückblicken, um zu sehen, wie schwer ein Land geteilter und besonders in dieser Zeit so feindseliger Religionsparteien zu regieren sei. Einem so traurigen Zustande wollte er prinzipiell vorbeugen.

Die „katholische Gesinnung" war bei den Herrschern, wie Max II., Katharina von Medici, Heinrich III. und IV., nicht stark. — S. 38 o. wird den Päpsten „unnachgiebige Bekämpfung der Glaubensneuerer durch moralische Waffen" zugeschrieben; ja hätten denn die Päpste grundsätzlich zugestehen sollen, daß etwa dreimal drei 8 ist? Trotz aller Priinzipientreue bewiesen die Päpste des 16. Jahrhunderts faktisch ene größere und weitergehende Duldung als alle jene weltlichen Machthaber, die aus der katholiischen Kirche austraten und ein eigenes Christentum begründeten. — Der Ausdruck „Gewalt" bekommt hier den Beigeschmack von „Gewalttätigkeit"; hätte Philipp II. ohneweiters Leuten wie Wilhelm

von Oranien, denen die Religion in erster Linie den Deckmantel für ihre politischen Pläne abgab, Losreißung von Spanien, alles gewähren sollen u. zw. gleich anfangs? Unter Don Juan d'Austria und Alexander Farnese (S. 41) wurden übrigens Zugeständnisse zur „rechtlichen Existenz der Protestanten" gemacht. Ohne etwa den starren Charakter Philipps II. zu loben, sei bemerkt, daß Philipp vor der Absendung Albas keine eigentliche Rechtsverletzung beging und daß an „despotischer Herrschsucht" (S. 38) jedenfalls Gustav Wasa, die dänischen Könige Friedrich I. und Christian III., besonders aber Heinrich VIII. und Elisabeth von England Großes, ja Größeres leisteten.

Die Behandlung des „niederländischen Aufstandes" ist eine der schwächsten Partien dieses Lehrbuches; das brillante Phantasiestück Schillers gilt noch immer viel zu viel. Benützt man kein eingehenderes Werk, so bietet Anhaltspunkte genug „Schiller als Historiker" von Janssen. — In die Geschichte Philipps II. ist jene Portugals eingeflochten. Sebastian, nach 1578 verschwunden, ist nicht Enkel, sondern Urenkel Emanuels d. Gr. Emanuels Sohn Johann III., starb 1557 und hatte zum Nachfolger seinen Enkel Sebastian, Nachkommen seines 1551 verstorbenen Sohnes Johann. Kardinal Heinrich († 1580) ist ein Bruder Johanns III., mithin Großoheim Sebastians. Die kleine Mitteilung über Camões († 1580, S. 44) gehört S. 38/39 eingefügt zu werden. — Wenn S. 51 Murray, S. 128 Karl III. von Spanien (mit Recht) als Halbbrüder und Sophie als Halbschwester Peters I. (S. 93) auftreten, so sollte diese Bezeichnung (S. 38) bei Don Juan und bei Margarete von Parma (S. 39), Halbbruder, bezw. Halbschwester, umsoweniger fehlen; selbst der Marschall von Sachsen heißt einfach Sohn Augusts II. (S. 108). — S. 40, Z. 6 o. hat nach 'zu erwirken' ein Punkt zu stehen. — Das Wort „spanische Gewaltherrschaft" vor dem Eingreifen Albas ist nicht am Platze, weil zu stark. — S. 41, Z. 7 o. stehe 'Einnahmsquelle. — S. 42 (Mitte) kommt in drei Zeilen zweimal die Phrase vor „traten an die Stelle". — S. 42 u. entfalle die Angabe „fast unzweifelhaft"; denn zweifellos führte die unregelmäßige Lebensweise den Tod des Prinzen Don Carlos herbei. (Vgl. Pfülf, „Die Geschichte eines unglücklichen Fürstensohnes". St. aus M. L. Bd. 47.) — Da in der neuen Ausgabe die Absichten Philipps II. auf die Krone Frankreichs (S. 36) ausgeblieben, so entfalle auch (S. 43, Stammtafel) bei Isabella Klara Eugenia die Beifügung „Philipp II. erhebt für diese Tochter nach dem Aussterben der Valois Ansprüche auf den französischen Thron". — Wann kam vor, daß Klemens VII. seine Aufmerksamkeit (dieselbe Phrase S. 24 bei Karl V.) der Vertreibung der Franzosen aus Italien zuwandte (S. 45)? — S. 45, Z. 6 u. stehe 'Urban *VIII.*' — S. 46 o. Eine „Unbestimmtheit in Glaubenslehren" gibt es objektiv nicht; es stehe: gegenüber den gegnerischen Ansichten wurden die Glaubenslehren schärfer, verständlicher formuliert, um der subjektiven Unbestimmtheit ein Ende

zu machen. — S. 46. Keiner der alten Orden schloß sich als Orden den Religionsneuerungen an, wohl aber manche Mitglieder derselben. Die Anschuldigung, sie wären größtenteils in Wohlleben versunken gewesen, ist zu stark und zu allgemein, obwohl sehr viele Ordensleute ihrer geschworenen Lebensaufgabe nicht entsprachen. — Der hl. Ignatius stellte als ersten Zweck seiner Gesellschaft hin die Selbstheiligung und die Heiligung anderer; Beweis hiefür sein Exerzizienbuch; er legte das Hauptgewicht auf den Gehorsam u. zw. dem Papste gegenüber; dies mußte ihn konsequent zum Gegner der Neuerer machen, denen der Subjektivismus als Richtschnur diente, nicht die Autorität. — Unterrichtsanstalten der Gesellschaft Jesu in Österreich könnten (S. 47) Erwähnung finden. — Das starre Festhalten der Jesuiten an der *ratio studiorum* von Aquaviva († 1615) entspricht der vollen Wirklichkeit nicht. — Bei (S. 47) Vinzenz von Paul ist das wichtige soziale Institut der barmherzigen Schwestern zu erwähnen. — Der einflußreichen Volksmissionäre, der Kapuziner (gestiftet 1528), muß gedacht werden. — Die katholischen Orden, besonders die vielen neuen des 16. Jahrhunderts, wirkten auf alle Stände reformierend ein, nicht bloß auf „das Volk". — Zu S. 46 füge man die Angabe, daß das Konzil von Trient eigentlich nur sechs Jahre getagt hat. — Wenn (S. 47) behauptet wird, Polen, Österreich und Spanien blieben hinter dem Aufschwunge Englands und Deutschlands im 18. Jahrhundert zurück, weil der Unterricht in diesen Ländern hauptsächlich in den Händen der Jesuiten lag, so ist es doch sonderbar, daß Frankreich, wo die Jesuiten bis 1764 als Ordensleute und dann als Weltpriester wirkten, die Hegemonie in Europa erreichte; da werden gewiß andere Faktoren stärker mitgewirkt haben. — S. 49 o. Die Kirchenordnung Heinrichs VIII. war keine katholische; zur katholischen Kirchenordnung gehört der Primat des Papstes und diese Ordnung wurde von König Heinrich VIII. blutig verfolgt. — Zur Beurteilung der Königin Maria Tudor sei verwiesen auf A. Zimmermann, Maria die Katholische. Freiburg, Herder 1890. — S. 50, Z. 6 o. stehe: Presby*t*erianer. — Bei den Zeitgenossen war Philipps II. Flotte nur als „Armada" bekannt, nicht als „unüberwindliche". Als eine Folge des Seesieges Elisabeths (*1588*) wird (S. 50) erwähnt: Die Errichtung von Kolonien in Nordamerika; dagegen steht S. 125: Walther Raleigh gründete (*1585*) die erste englische Niederlassung in Amerika.

S. 51. Die Partie Maria Stuart harrt längst schon der Klärung; bezüglich der Kassettenbriefe erbringe man den Erweis von der Echtheit dieser Briefe und verlange nicht immer jenen von deren Unechtheit; ein Vorwurf ist bald erhoben, aber die Abwehr ist nicht immer so leicht. — S. 52 ist der eidbrüchige Friedrich I. von Dänemark zu glimpflich behandelt. — S. 53. Als Todesjahr Erichs XIV. gilt gewöhnlich *1578*. — Die gefahrvolle Lage Schwedens durch die fast zu gleicher Zeit mit Dänemark, Ruß-

land und Polen geführten Kriege bereitete sich Gustav II. Adolf selbst, niemand anderer verwickelte ihn in dieselbe, sondern nur seine Ländersucht. — S. 53/4 steht ganz richtig: „Gustav Adolf kehrte seine Waffen gegen Deutschland, um sich die Herrschaft über die Ostsee zu sichern"; dagegen erscheint er (S. 61) in Deutschland, weil er weder eine Schädigung seiner Glaubensgenossen noch die Ausbreitung der kaiserlichen Herrschaft über die Ostsee dulden wollte — also befindet sich dieser nackte Eroberer in der Notwehr! — Der Hauptgrund der Abdankung Christinens von Schweden, ihre religiösen Anschauungen, blieb unerwähnt. — Die „krankhafte Gereiztheit" bezeichnet Rudolfs II. Geistesverfassung, besonders seit 1600, zu unklar.

S. 56 stehe beim „Jülicher Erbstreit" anstatt „Norddeutschland" vielleicht besser „in Nordwestdeutschland". — S. 57 liest man: „In Deutschland und in Österreich waren durch die Erziehung der Jesuiten einzelne Bischöfe und Fürsten kampfesmutig geworden; sie duldeten nicht nur keine weitere Schmälerung ihrer Kirche von Seite der Protestanten, sondern gingen selbst zum Angriffe über. An der Spitze dieser Fürsten standen die Herzoge von Bayern und Erzherzog Ferdinand von Steiermark. Es war zu erwarten, daß die Protestanten den hingeworfenen Fehdehandschuh aufnehmen werden". Also einige rauflustige Fürsten geistlichen und weltlichen Standes, an ihrer Spitze der Habsburger Ferdinand, warfen in ihrem Kampfesmute, also Kraftüberschuß, Mutwillen, den Protestanten den Fehdehandschuh hin! Da schlägt man unwillkürlich das Titelblatt auf und sieht mit Verwunderung das Druckjahr 1902! Was die Union und Leute dieser Richtung taten, geschah natürlich aus Notwehr[1])! S. 59 ist der pfälzische Krieg kaum gestreift; die Hauptschuld an der Nichtherstellung eines allgemeinen Friedens wird dem Kaiser zugeschoben! Das Vorgehen des Pfälzers nötigte den Kaiser zur Fortsetzung des Kriegselends. — Sonderbar klingt die Angabe: Die Stände des niedersächsischen Kreises — ein kleiner Teil! — einigen sich aus Furcht vor der wachsenden Macht der Katholiken, dem Kaiser entgegenzutreten! Wer wird denn an einen solchen Vorwand als Kriegsursache glauben? Das wäre wohl Tollkühnheit gewesen, falls eine andere Kriegsursache gefehlt hätte und der Rücken nicht gedeckt gewesen wäre. — S. 60 (Bemerkung) stehe: Fürst von Eggenberg (richtig S. 62). — Daß Wallenstein beim Plane, Begründung einer deutschen Seeherrschaft im Norden Europas durch Niederwerfung der Seestädte, nur vom Stolze geleitet worden, ist nicht richtig. Wallenstein war ein weitblickender Mann und bezweckte, durch Herstellung einer deutschen Seemacht die Absichten des ländersüchtigen Schwedenkönigs Gustav Adolf auf das baltische Meer zu durchkreuzen. — S. 62

---

[1]) Über Braunau siehe Winteraff, Braunau und der 30jähr. Krieg. Gymn.-Progr. von Braunau 1903.

sollte die Bedeutung der Schlacht bei Breitenfeld mehr hervorgehoben werden. — S. 62 u. folgen die Flickwörter: immer — aber — jetzt — auch — endlich — jedoch — nun. — S. 62, Z. 13 u. steht: „Als Wallenstein sein Heer beisammen hatte, räumten die Sachsen Böhmen"; war also das eine einfache Folge, daß Wallensteins Heer gesammelt war? ohne jeden Schwertstreich? Wallenstein nahm tatsächlich den Sachsen Prag weg und vertrieb sie aus ganz Böhmen. — S. 63, Z. 6 u. Man sagt: Der Kaiser sicherte sich die Treue oder versicherte sich der Treue, nicht aber wie hier 'sicherte sich der Treue'.

S. 63 o. hören wir, daß sich von den Protestanten „trotz ihrer gerechten Besorgnisse vor der großen Macht des Kaisers" zur Zeit der Kundmachung des Restitutions-Ediktes nur Hessen-Kassel und die Stadt Magdeburg dem Schwedenkönig anschlossen (S. 61); ferner, daß nach der Schlacht bei Nördlingen (1634) die Protestanten des südwestlichen Deutschlands Schutz bei Frankreich suchten, also beim katholischen Frankreich. Da zeigt sich, wie wenig die Religion als Kriegsursache zu tun hat. Die Religion galt als Deckmantel; das Haus Bourbon rang gegen Habsburg um die Vorherrschaft in Europa. Dieses ist der Hauptzweck des traurigen Krieges. — S. 65. Die Siegeslaufbahn des Reichsverräters Bernard von Weimar ist nicht die des Schwedenkönigs Gustav Adolf; dieser Vergleich bleibe fort. — Die Folgen des 30jährigen Krieges sind zu wenig hervorgehoben; der Schüler bekommt aus dem Vorgeführten kein volles Bild über die betrübenden, tief einschneidenden Folgen dieses Todeskampfes. Die Folgen auf politischem und landwirtschaftlichem Gebiete sind noch mehr zu betonen; es ist zwar diesbezüglich gegenüber der früheren Auflage eine Besserung eingetreten, da die frühere Charakteristik des schwedisch-französischen Krieges (S. 70) nunmehr in die Schilderung der Folgen gut einbezogen ist (S. 66). — § 30 hat eine sehr lobenswerte Erweiterung gefunden, indem nicht bloß das Gebiet der Kunst und Poesie im Reformationszeitalter besser behandelt wurde, sondern auch die wissenschaftlichen Bestrebungen eingehend gewürdigt wurden. — Luthers Kirchenlieder sind vielfach Umänderungen früherer (katholischer) Kirchenlieder; in dieser Richtung blieb er längere Zeit ein Vorbild (das Epitheton 'unerreicht' mag wegbleiben). Vgl. hierüber z. B. Lindemanns Geschichte der deutschen Literatur, 7. Aufl. S. 356 ff. — S. 70: Tycho Brahe (nicht de Brahe) ist wohl im Lande, das jetzt Schweden heißt, 1546 geboren, aber seine Geburtsstätte Knudstrup (bei Helsingborg) liegt in der Provinz Schonen, das damals zu Dänemark gehörte; er selbst wirkte einige Zeit in Kopenhagen; daher ist er wohl eher (wie es gewöhnlich geschieht) als Däne, nicht als Schwede zu bezeichnen. Siehe Näheres bei Müller, Johann Keppler, der Gesetzgeber der neueren Astronomie. Freiburg 1903. S. 42 ff. Der Name Keppler (nicht Kepler S. 70) ebendaselbst S. 1. — S. 76 stehe:

Der Kurfürst von Brandenburg mußte (1679) den Schweden die Eroberungen in Pommern bis auf einige Landstriche am rechten Oderufer zurückgeben. — S. 77. Die Zurücknahme des Edikts von Nantes sowie die Herausgabe der vier gallikanischen Artikel entspringen derselben Quelle: „ein Glaube, ein König, ein Volk" — und es bedurfte der Anregung der Frau von Maintenon nicht. — S. 78, Z. 4 u. stehe 'Rakoczis Tod *1660* (nicht 1666)'. — Der Tod Kemenys war doch nicht, wie es hier (S. 78 u.) stilisiert ist, die Ursache des Krieges Leopolds I. gegen den Sultan. — Die Unzufriedenheit ungarischer Magnaten über den Vasvarer Frieden war nach S. 79 ein willkommener Vorwand zu deren Intriguen gegen Leopold I. — S. 81, Z. 2 u. stehe Karl *I*. — S. 81 und auf der fgn. werden Satzgefüge dreimal mit 'da' eingeleitet. — S. 80 Leopolds I. Abreise von Wien nach Linz war vollständig begründet, daher sage man: „er begab sich", nicht „er flüchtete sich". — S. 80 ergänze man beim Preßburger Frieden, daß das Haus Habsburg nur in männlicher Linie als erbberechtigt anerkannt wurde. — S. 82. Erzbischof Laud wurde eingekerkert Dezember 1640 und am 3. Januar 1645 enthauptet; Graf Strafford wurde hingerichtet am 11. Mai 1641. Nach diesen Daten erfolgte die Tötung Lauds *4* (nicht 3) Jahre nach der Enthauptung Straffords. — S. 83, Z. 3 u. stehe fremd*en* Nationen (anstatt fremd*e*). — S. 84 verdient der Versuch Cromwells, ein Gesamtengland zu schaffen, Erwähnung. — S. 85, Z. 12 u. stehe „anglikanische Bischöfe". — S. 179 u. wird der legislativen Union (wozu zwei Fremdwörter?) Großbritanniens mit Irland (1801) gedacht; dementsprechend werde S. 86 bei Königin Anna die volle Vereinigung Schottlands und Englands datiert 1706. — S. 87, Z. 4 o. stehe: Josef Ferdinand. — Hier geschehe der Verzichtleistung der Tochter Leopolds I., Maria Antonia, Erwähnung. — S. 87, Z. 10 und 11 o. zweimal „da". — S. 87, Z. 10 u. Die Seemächte, besonders England, verdienen die Bezeichnung innige Verbündete nicht; England ging sehr selbstsüchtig vor, besonders durch seine Separatabmachungen mit Frankreich gegen Ende des Krieges. — S. 85, Z. 5 o. Die eigenmächtige Aufhebung der Strafgesetze gegen die Katholiken durch Karl II. ist nicht gleichbedeutend mit „Umsturz der Verfassung". — S. 88 o. steht: „Da die Franzosen unter Catinat die Alpenpässe besetzt hielten, überstieg Eugen von Savoyen auf unwegsamen Pfaden die Höhen mit Geschütz und Gepäck". Diese Angaben machen nicht ersichtlich, daß die Alpenausgänge aus Tirol an der Etsch gemeint seien. — Bei Ludwig von Baden kommt hier der Einschluß vor: 'der Türkenlouis'; dieser hat zu stehen S. 80 bei der Schlacht von Slankamen. — S. 88 stehe: unter dem wackeren Landrichter von Laudeck (nicht Landeck). Dies Schloß liegt nicht in der Prutzer Gegend. — S. 89 verdient das Übergewicht der französischen Waffen unter Vendôme in Spanien Erwähnung. — S. 93, Z. 13 und 16 o. steht zweimal 'Bedeutung'; es stehe (Z. 16 o.) „der Wert".

— S. 94 steht: der nordische Krieg 1700—*1718*, dagegen in der Zeittafel: 1700—*1721*. — Hier (94 u.) steht zweimal 'Unerfahrenheit'. Auch S. 95 u. kommt zweimal die Phrase vor: „Die Türken zum Kriege gegen Rußland zu bewegen". — S. 97 Als Karl VI. daran dachte (1713), die Nachfolgefrage zu ordnen, konnte er vom Mangel an „männlichen Erben" noch nicht reden, erblickte ja sein Sohn 1716 das Licht der Welt, freilich starb er bald darauf. — S. 98. Die Apposition „der Starke" bei August II. von Polen hat nicht hier zu stehen, sondern S. 91. — Die Sekundo-Genitur des Hauses Anjou-Bourbon dauerte nach S. 98, nach der Stammtafel (S. 218), nach der Zeittafel und Übersicht (S. 225 und 229) bis 1861, dagegen nach S. 190 bis 1860. — S. 98 macht die Angabe: „Nur am Rhein behauptete der altersschwache Eugen einigermaßen das Gleichgewicht der Waffen" den Eindruck, als ob dies Eugens Altersschwäche verschuldet hätte; die Schuld trug die zu geringe Truppenmacht, die ihm zur Verfügung stand. — S. 101. War das wohl „abscheulicher Brauch jener Zeit, Männer von ungewöhnlicher Körpergröße mit List und Gewalt wegzufangen", zu stehlen? — Descartes' Ansichten sind in hohem Grade subjektiver Natur, daher stehe (S. 103, Z. 6 o.): „wenn sie (i. e. die überkommenen Meinungen) nicht von seiner Vernunft als stichhaltig befunden wurden". Daselbst Z. 7 u. stehe: des *18*. Jahrhunderts, nicht 'des vorigen'. — § 40. Die französische Aufklärung enthält einige Änderungen, aber unbedeutenden Wertes; ganz gut ist, wie schon bemerkt, hier Quesnay eingefügt; bei Beccaria und Pestalozzi werde das Datum angebracht († 1794, † 1827). — Bei § 41 darf das monumentale Werk „Österreichischer Erbfolgekrieg", veröffentlicht von der k. u. k. Direktion des Kriegsarchives, nicht unerwähnt bleiben. — S. 105, Z. 1 u. lies '*f*reigebig'. — S. 98 steht: „Das Deutsche Reich mit Ausnahme von Bayern und Sachsen trat der pragmatischen Sanktion bei"; Sachsen tat dieses 1738; Preußen anerkannte sie auch (S. 106), daher heißt es hier (S. 106), daß dies nur von Bayern nicht geschehen. — S. 106, Z. 7 u. könnte beigefügt sein, daß Friedrich II. selbst von der Rechtlichkeit seiner Ansprüche nicht überzeugt war. — S. 108, Z. 11 und 23 o. kommt zweimal dieselbe Phrase vor: „Der Krieg dauerte in den Niederlanden und in Italien fort". — Georg II. von England schloß am 16. Januar 1756 das Bündnis mit Preußen ab, wogegen sich nun am 1. Mai 1756 Frankreich und Österreich verbündeten. Wie dies S. 109 erwähnt wird, würde sich die umgekehrte Folgerung ergeben, als ob zeitlich das österreichisch-französische Bündnis vorausgegangen wäre. — Die Reformen Maria Theresias sind unwesentlich besser vorgeführt. — S. 113 werde bei Haydn die Volkshymne erwähnt. — Bei Karl Theodor von Bayern (S. 114, Z. 16 o.) blieb das Beiwort, er hatte „keine legitimen Nachkommen", mit Unrecht aus. — Der Krieg von 1778 bis 1779 heißt nicht ganz richtig „Bayrischer Erbfolge-

krieg", denn um das bayrische Erbe handelt es sich nicht, sondern nur um Länderstriche in Österreichs Nähe (Niederbayern und Oberpfalz). Dieselbe Ungenauigkeit enthält auch die Zeittafel S. 223. — Durch die Erwähnung des Justizwesens, der Pflege von Handel und Gewerbe fand Kaiser Josefs II. Geschichte einige Erweiterung; auch der Blinden- und Taubstummeninstitute sollte gedacht werden (Philanthropie). — Das Werk Hermanns (S. 119), Geschichte von Rußland, sollte richtiger bei Rußland bemerkt werden, nicht bei Polen. — S. 120, Z. 4 o. stehe 'führte' anstatt 'begann'; dieses Wort kommt abermals drei Zeilen später vor — eine unschöne Form: „begann — gewann — begann". — S. 122, Z. 13 o. stehe „mußte ... behalten, was geeignet war". — S. 124, Z. 9 u. stehe nach 'Allianzen' Punkt. — S. 125, Z. 10 o. entfalle nach 'untertan' der Beistrich. — Die frühere Auflage erwähnte (S. 135) Spanien als verbündete Macht Frankreichs; da dies die neue Auflage nicht mehr berührt, so stehe (S. 125, Z. 15 o.): „da der Krieg mit Frankreich große Kosten" verursachte". — S. 125, Z. 16 u. entfalle nach „Tee zu trinken" der Beistrich. — Der Einfluß des Vicar of Wakefield (S. 127) auf die deutsche Literatur verdient eine Erwähnung (bei § 45). — S. 125 kommt in einem Absatze das Wörtchen 'als' bloß siebenmal vor! — Bei Portugal (S. 127) gebührt dem Methuen-Vertrag (1703) eine Anzeige, dagegen kann Johann V. entfallen. — S. 128 behandelt den Minister Pombal zu günstig; er ist ein Tyrann seltenster Art. Die von ihm Mißhandelten darf man nicht als Hauptschuldige bezeichnen, sondern höchstens als Hauptbeschuldigte. Vgl. Duhr, Pombal, Freiburg 1891. — Josef I. Emanuel starb am 1. März 1777, ihm folgte daher bereits in diesem Jahre (nicht erst 1778) seine Tochter als Erbkönigin nach. — Die Angabe: „Pombal wurde vor Gericht gestellt" drückt seine Verurteilung zum Tode nicht aus. — S. 128 heißt Alberoni „der kühne Minister", dagegen S. 97 „der ehrgeizige Kardinal". — S. 129 kommt bei Karl III. zweimal die Phrase vor: „auf dem (den) Thron von Neapel, bezw. Spanien"; — ebendort: „ließ er sich leiten"; „er ließ ... festnehmen und .... abführen". — Das Wort „Gesinnungsgenosse" drückt das Verhältnis des Regenten Philipp von Orleans zu Dubois nicht genügend aus; jener war des letzteren Zögling; übrigens hat auch Dubois einen milderen Beurteiler gefunden in Bliard, Dubois, Cardinal et Premier Ministre (1656—1723). — Nach der früheren Auflage stiegen die Aktien auf das Zwanzigfache des ursprünglichen Wertes (S. 141), während sie nach der neuen Ausgabe sich sogar auf das Vierzigfache erhoben. Über diesen Geldschwindel steht bei Weiß, Weltgeschichte, XI. Bd.[3], S. 81: „Ende 1719 stieg der Wert der Aktien von 500 auf 2000". Ist diese Angabe richtig, so folgt daraus wohl das Vierfache des ursprünglichen Wertes, nicht aber das Vierzig-, bezw. Zwanzigfache. — Der Kampf um Polen ist kein Erbfolgekrieg (S. 129); er heißt

S. 98 ganz richtig 'polnischer Thronstreit'. — Das Bündnis Frankreichs mit Österreich (S. 130) ist kein Werk der Pompadour, sondern der Zeitumstände; nachdem der Vertrag zwischen London und Berlin am 16. Jänner 1756 abgeschlossen, hätte auch ein anderer Minister Frankreichs kaum verschieden gehandelt. — Die französische Flotte „wurde vernichtet" behauptet zuviel. — S. 132, Z. 7 o. stehe „im Laufe des *19*. Jahrhunderts". — S. 133, Z. 8 o. werde eingefügt „um Loslösung vom europäischen Mutterlande und um Abschaffung der Sklaverei". — S. 136, Z. 3 o. entfalle nach „Fehler" der Beistrich. Vgl. die Regeln der neuen Rechtschreibung § 24, 7. — S. 137, Z. 15 o. stehe 'angefeinde*t*, später aber' usw.; Z. 20 o. stehe 'Domini*k*anerkloster*s*, hatte'. — S. 142, Z. 8 u. „Aufstande" richtig stellen! — Nach der früheren Auflage (S. 156) war Napoleon am 15. August 1769 geboren und heißt deswegen (1796) der 27jährige General (S. 159); dagegen erblickte er das Licht der Welt bereits 17*68* (S. 142, neue Auflage); trotzdem erscheint er 1796 auch hier als der *27*jährige General (S. 145). — Der Untergang des französischen Staatswesens und des Polenreiches stehen nicht auf gleicher Linie; denn dort geht nur die Regierungsform in Trümmer, während das Königreich Polen seinen Bestand einbüßt. — S. 147: steht „das Direktorium bestand mit Ausnahme Carnots aus unbedeutenden Männern, die zur Leitung der Staatsgeschäfte unfähig waren". Das Beiwort „unbedeutend" drückt bereits deren Unfähigkeit aus, daher bleibe der Relativsatz weg. — S. 147 steht oben: „Es . . . drohte . . . eine um so größere Gefahr, als . . . sich der Anhang . . . immer mehr vergrößerte". — Einzelne Punkte, die in der früheren Auflage (S. 163) als Veranlassung des zweiten Koalitionskrieges Erwähnung gefunden (Rom, Schweiz, Piemont), sind in der neuen Auflage in die Direktorialregierung (S. 147) verflochten; der Fall Piemont blieb weg, wie die Drohung mit einer Landung in England. — Napoleon wurde (S. 148) in erster Linie zur Rückkehr bewogen nicht wegen der Verstärkung der türkischen und englischen Truppenmacht gegen ihn, sondern vorzüglich wegen der kritischen Lage Frankreichs, so daß ihm „die Birne reif" schien; S. 150 ist dieser Umstand mit vollem Rechte in den Vordergrund geschoben. — Das bedeutende Werk von Oskar Criste, Beiträge zur Geschichte des Rastatter Gesandtenmordes (Mitteilungen des k. und k. Kriegsarchives, XI. Bd. 1899) darf nicht übergangen werden; ist auch das sichere Ergebnis nur negativer Natur, so hat es deswegen einen besonderen Wert, weil ohne Zweifel Österreich von diesem Morde freizusprechen ist. — S. 150, Z. 7 und 6 u. folgt eine Reihe einsilbiger Wörter: „Daß . . . bloß . . . die . . . zu . . . die ihm von dem durch den". — S. 157 sollte der englische Gewaltstreich gegen Dänemark („Der englische Kapitän", Weber, Herbstblätter) erwähnt bleiben. — S. 162 u. Nicht bloß Franzosen, auch Rheinbundstruppen rückten im Juli 1809 in Tirol ein. — § 67 steht mit

vollem Recht: das Jahr 1809 bildete das Vorspiel für 1813. — Wo etwa Hofers Versteck auf dem Gebirge in einer Sennhütte sich befand, wird in keiner Weise angedeutet. Hofer legte wohl auch die Waffen nieder und forderte zur Ruhe auf, aber einige Hitzköpfe zwangen später den gebrochenen Mann zur Fortsetzung des Krieges. — Der „König von Rom“ ist geboren am *20.* März 1811, nicht am *29.* März. — S. 164, Z. 4 u. stehe 'fast gänzlich'. — Konsequent könnte § 71 der letzte Absatz 'In Spanien und Portugal' usw. mit *9* numeriert werden. — Bei Napoleons Rückkehr (S. 170) werde erwähnt, daß er auch auf die Spannung der Großmächte in Wien rechnete. — S. 170/1 kommt 'während' in zwei Absätzen dreimal vor. — S. 169 steht: „Durch den ersten Pariser Frieden wurde Frankreich ungefähr auf den Umfang vor der französischen Revolution beschränkt“, während es (nach S. 171) durch den zweiten Pariser Frieden die Grenzen des Jahres 1790 erhielt; richtig ist das Umgekehrte mit Ausnahme der Enklaven. — Die Tätigkeit des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg wird (S. 173) mit jener Steins in Verbindung vorgeführt, während S. 158 nur auf das Wirken des Freiherrn von Stein Rücksicht genommen ist; an dieser Stelle würdigte die frühere Auflage die vorzügliche Wirksamkeit beider (S. 174). — Geht auch die Tatsache über 1848 hinaus, so hätte doch (S. 173) das Carolino - Augusteum (1850) in Salzburg erwähnt werden können. — S. 175, Z. 8 o. laute der Satz so: „weshalb (oder weswegen) die Kammer aufgelöst wurde“. — S. 176, Z. 2 o. hat „dennoch“ zu entfallen. Z. 10 o. sollten die Bonapartisten, analog den anderen Parteien, durch den Druck ersichtlich gemacht werden. — Wie sich aus S. 190/1 ergibt, kamen, wie schon oben berührt, Neapel und Sizilien an Piemont 1860, nicht erst 1861. — S. 192 u. werde Wilhelms I. Abhängigkeit von Bismarck betont. — S. 190 und 197 heißt der Krieg von 1859 der „italienische Krieg“, dagegen S. 194 der italienisch - französische Krieg; wozu dieser Wechsel? — Die amerikanischen Republiken rangen in erster Linie gegen die Abhängigkeit von Spanien, daher ist „spanische Republiken“ nicht bezeichnend gewählt (S. 195); ganz gut heißt es (S. 178) „spanische Kolonien“. — Zweimal begegnet (S. 199) die Phrase „wohin der Sitz der Regierung verlegt worden war“. — S. 199, Z. 8 u. Wie gedruckt, gilt 'Deutsches Reich' als der volle Titel, daher stehe konsequent 'Deutscher Kaiser'.

S. 201 u. stehe: Südbulgarien (Ostrumelien) sollte ein christlicher Statthalter verwalten. § 88 sollte beim Dreibund auch des Zweibundes gedacht werden. Hier verdienen Pius IX. und Leo XIII. Erwähnung oder § 91. — S. 203, Z. 8 o. stehe 'im Laufe des *19.* Jahrhunderts'. Z. 12 u. heiße es 'Mordtaten' oder 'Ermordungen', nicht Morde. — S. 204. Helgoland kam in den Besitz Englands 1807 (nicht 1808). — S. 206 werde bei Mac Mahon die Einführung des Septennates erwähnt. Ebendort

werde bei Brasilien die Aufhebung der Sklaverei eingefügt. — S. 207 verdient die Bestellung des Prinzen Georg von Griechenland als Gouverneurs von Kreta genannt zu werden. — S. 209 sind Grillparzer († 1872) und A. Grün († 1876) zu datieren. Der hervorragende Epiker und Lyriker Fr. W. Weber († 1894) darf nicht unerwähnt bleiben. Die poetischen Leistungen der jüngsten Zeit sind schwach vertreten. Der vorzügliche Romanschriftsteller Henryk Sienkiewicz darf nicht übergangen werden. — S. 211, Z. 5 o. stehe 'im *19.* Jahrhundert'. Daselbst steht: einholen — überholen; — 's i e überholten s i e'; es könnte heißen: 'und gingen ihnen bald voraus'. Z. 10 u. stehe: 'des 19. oder des abgelaufenen Jahrhunderts'. — v. Sybel († 1895), E. Curtius († 1896), Ficker († 1902), Arneth († 1897); Krones († 1902) und Huber († 1898) verdienen viel eher eine Erwähnung als Lorenz, während Aschbach wegbleiben kann; Karamsin († 1826), Šafařik († 1861), Palacky († 1876). — S. 212, Z. 2 und 18 o. stehe 'im vorigen oder 19. Jahrhundert'. — § 94 'Die Erfindungen der Neuzeit' erhielt, wie bereits bemerkt, mit Recht eine mehrfache Erweiterung. — S. 215, Z. 13 u. stehe 't u n l i c h s t e Herabsetzung'. Z. 2 und 1 u. steht: „China und Japan, die sonst in strengster Abgeschlossenheit lebten, treten in die innigsten Beziehungen zu Europa, sie ahmen es in dem Bau der Eisenbahnen nach und unterhalten einen diplomatischen Verkehr mit den Großmächten“. Hier dürfen Japan und China nicht auf die gleiche Linie gestellt werden, denn Japan entlehnt willig die europäischen Einrichtungen, während China nur dem Zwange nachgibt, weil es muß. — S. 216, Z. 4 u. entfalle nach „Gebildeten“ der Beistrich. — Der Verf. spricht (S. 216) das Programm der Zukunft aus mit den Worten: „Es ist Pflicht aller Gebildeten zu erhalten, was zu allen Zeiten Völker und Reiche groß und stark machte: die Achtung vor dem Gesetze; den Sinn für eifrige Pflichterfüllung, die Liebe zum Vaterlande und zum Herrscherhause und eine ideale Gesinnung.“ Gewiß, sehr schöne Worte, goldene Gedanken; leider fehlt ihnen die Grundlage: Gott in Christus, der Weg, Wahrheit und Leben ist und bleibt; eine ideale Gesinnung ohne Ideal und Gott ist ein Wort ohne Tat. Das Gottesbewußtsein spricht aus der Geschichte im allgemeinen und besonderen; Christus, die tiefst eingreifende Erscheinung der Menschheit, darf in einem Lehr- und Lernbuch der Jugend nicht fehlen. — In Rücksicht auf S. 42 und S. 43 sollte bei der Stammtafel der Habsburger (S. 217) Isabella Klara Eugenia, bezw. (S. 77) Ferdinand IV. erwähnt sein. — Bezugnehmend auf S. 67 sind daselbst als Söhne Leopolds V. von Tirol († 1632) Ferdinand Karl († 1662) und Siegmund Franz († 1665) anzumerken. — Bei Josef Ferdinand stehe dort (konsequent wie bei den anderen) das Todeszeichen: † 1699 (S. 87). — Bei der Stammtafel des Hauses Bourbon (S. 218) ist das Abstammungszeichen so angebracht, als ob die Söhne Karls X. († 1836) von seinem Bruder Ludwig XVIII. abstammen würden.

— Die Regentschaft der Erzherzogin Christine in Spanien erlosch am 17. Mai 1902, an welchem Tage Alfons XIII. 16 Jahre vollendete und die Regierung übernahm (S. 232). — Wenn (S. 218) bei den Karlisten Karl (VI. und VII.) aufscheinen, warum nicht konsequent Don Carlos als Karl (V.)? — Der Charakter 'Herzog von Chartres' stehe näher dort beim Träger dieses Titels, Robert. — Bei 'Graf von Eu' stehe der Deutlichkeit halber: Gem. Isabella von Brasilien (Braganza S. 179, S. 206). — Der Vater Georgs III. (S. 219) starb *1751*. — In der Stammtafel des Hauses Hannover werde ergänzt: Viktoria † 1901, Eduard VII. seit 1901 (S. 228). — Georg V. von Hannover † 1878. Bei seinem Sohne Ernst August fehlt das Abstammungszeichen. — Nach der Zeittafel entdeckt Pizarro Peru *1525*; dagegen nach dem Texte (S. 5) *1526*. — Die häßliche Bartholomäusnacht verdient nicht durch Fettdruck markiert zu werden. — Die Zeittafel bringt wohl Zwinglis († 1531) und Calvins († 1564) Tod, nicht aber jenen des viel wichtigeren Luther († 1546). — Zu 1660 verdient Kopenhagen durch den Druck hervorgehoben zu werden wie Oliva. — Der Druck hebt aus den Schlachten des spanischen Erbfolgekrieges nur jene von Turin hervor; sie war aber nicht die entscheidende. — S. 223 stehe: Friedrich Wilhelm I. König von Preußen. Daselbst stehe: 1714(16)—1718 Österreich und Venedig im Kriege mit der Türkei (S. 97). — Der erste Koalitionskrieg (S. 224) beginnt 179*2*, wie richtig S. 142 steht. — Der dritte Koalitionskrieg ist wohl in der Zeittafel datiert, nicht aber im Texte (S. 154). — Die Zeittafel enthält die Angabe: „1811—1821. Allmählicher Abfall der spanischen Kolonien in Amerika vom Mutterlande". Aus dem Lehrtexte (S. 178) ergibt sich diese bestimmte Angabe nicht; übrigens beginnt dieser Abfall mit den Provinzen am La Plata bereits 1810; Argentinien konstituierte sich definitiv 1816. Von Spanien werden diese Republiken erst 1836 anerkannt. — Nach der Zeittafel erhoben sich die Griechen 1821, dagegen nach dem Lehrtexte (S. 181) 1822. — Der russisch-orientalische Krieg (Zeittafel S. 225) heißt (bezeichnender) im Texte (S. 189) der Krimkrieg. — In der Zeittafel steht: 1859—1861. Sardinien breitet seine Herrschaft fast über ganz Italien aus; nach dem Texte (S. 190 f.) erfolgt dieses 1859—1860; den Titel eines Königs von Italien gibt das Jahr 1861. — Die Bezeichnung 'Der österreichisch-preußisch-italienische Krieg' im Jahre 1866 drückt das Verhältnis der kriegführenden Mächte besser aus als (Zeittafel): preußisch-österreichisch-italienischer Krieg. Zu 1879 bemerkt die Zeittafel: Bündnis zwischen Deutschland und Österreich; dagegen steht im Texte (S. 202): Preußen ging 1879 ein Bündnis mit Österreich ein. Preußen dominiert wohl in Deutschland, bedeutet aber Deutschland selbst nicht; es ist bloß der beträchtlichste Teil davon. — In der „Übersicht" stehe bei Italien: Ludwig II. bis 875 (nicht 857). — Bei Mailand (S. 226) stehe: 951—1125 Otto I.

und seine Nachfolger aus dem sächsischen und fränkischen Hause; mit Mailand haben die Staufer seit 1250 (höchstens 1254, Tod Konrads IV.) nichts zu tun. Derselben Herrschaft über Neapel und Sizilien ist mit dem Tode Manfreds bei Benevent 1266 erloschen. — Italien unter den Staufern beginnt nicht 1137, sondern mit Konrad III. 1138. — Heinrichs VI. berechtigte Herrschaft beginnt mit dem Ableben Wilhelms II. † 1189, nicht erst mit Tankreds Tod, bezw. Wilhelms III. Entfernung 1194 (II[9], S. 99). — Italien: 951—1278(—1797) unter deutscher Herrschaft entspricht der Wirklichkeit nicht durchwegs; was soll hier die spezielle Angabe von 1278 bedeuten? — Das Interregnum in Deutschland dauert nach der 'Übersicht' von *1254*—1273, dagegen nach dem Texte (II[9], S. 108): 12*56*(1250)—1273. — Schaltet man bei Philipp von Schwaben den Kaiser Otto IV. ein, so geschehe dasselbe mit Odo von Paris (II[9], S. 49) bei Karl IV. dem Einfältigen. Daselbst steht: Ludwig V. († 987) der letzte westfränkische Karolinger. Diese Angabe ist nicht richtig: denn sein Onkel, Karl v. Niederlothringen, der einen Sohn († 1005) hinterläßt, stirbt erst 992 (II[9], S. 62). — Der Text weiß (S. 36, 49) von einem *faineant* nichts, kennt wohl den „Überseeischen" nur in der Stammtafel, der in der „Übersicht" als *d'outremère* erscheint. Bei England bringt die 'Übersicht' mehr als der Lehrtext (II[9], S. 53 f.); König Athelstan blieb daselbst unerwähnt. Als Todesjahr Egberts gilt gewöhnlich 836 (nicht 838). — Bei Heinrich VI. von England († 1471) stehe die Schlußklammer. — Wilhelm III. von Oranien bekommt 1689 die Regierung allein, nicht als Gemahl der Stuart Maria (S. 86). — S. 229 stehe bei Italien in der ersten Kolumne: Mailand oder Lombardei. Hier geschehe Erwähnung des Todes Königs Humbert und der Nachfolge Viktor Emanuels III. 1900. — Was mit *1711* Habsburg (österreichische Linie) in Neapel (vielleicht Italien) gemeint sein soll, kann ich mir nicht vorstellen; erobert wurde es nach der Schlacht bei Turin 1706 (S. 89). — Nach Gindely-Mayer (II[9], S. 9) beginnt die Herrschaft der Westgoten in Spanien 419, in der 'Übersicht' dagegen bereits 414. — Johanna die Wahnsinnige und ihr Gemahl Philipp I. regierten in Kastilien 1504—150*6*. — In Spanien regiert, wie schon bemerkt, seit 17. Mai 1902 Alphons XIII. — Nach O. Lorenz, Genealogisches Handbuch der europäischen Staatengeschichte (Tafel 15 und 19), ist Heinrich, der Begründer der Burgundischen Dynastie in Portugal, ein Urenkel von Hugo Kapet (Gindely-Mayer II[9], S. 84). Darnach ist die Abstammung folgende: Hugo Kapet († 996), Robert I. König von Frankreich † 1031, Robert Herzog von Burgund † 1075, Heinrich Herzog von Burgund † 1066, Heinrich, erblicher Graf von Portugal († 1095). Bei Brandenburg stehe: Albrecht II. bis 1221; ihm folgte (zuerst unter der Vormundschaft seiner Mutter 1221—1226) Johann I.; ferner stehe: Johann Sigismund 1608—19. — S. 230 heißt Emanuel von Portugal 'der

Glückliche', dagegen im Texte (S. 38) 'der Große'. — S. 231 stehe bei Arelat: 'die allmählich mit Frankreich vereinigt w u r d e n'. — S. 234 stehe beim Babenberger Leopold IV. 11*41*. — Bei „Österreich" bleibe Rudolf III. bis 1307 fort; an richtiger Stelle ist erwähnt bei 'Böhmen', Boleslav I. in Böhmen regiert bis *972* (Historisches Jahrbuch, Bd. XXI, S. 770). — Die Regierung des Bretislav Achilles beginnt *1034* (Huber, Geschichte Österreichs, Bd. I, S. 169). — Bei 'Ungarn' ist die Regierungszeit Peters des Venetianers nicht erkennbar; er regierte 1038—41 und 1044 bis 1047; Ladislaus *II.* herrscht 1161—62 (Ladislaus *III.* † 1205), ihm folgt Stephan III. (*1162*—1173). — Die bis 1806 erwähnten Kaiser heißen, genau genommen: r ö m i s c h - d e u t s c h e Kaiser. — Bei 'Innerösterreich' sind die Herrscher (1619—1665) in die Parenthese zu setzen; übrigens gehören sie nicht zu den Regenten 'Innerösterreichs', sondern speziell Tirols und der Vorlande, was (wie bei Friedrich mit der leeren Tasche und Sigismund dem Münzreichen) in einer eigenen Kolumne anzuführen wäre. — S. 248, Z. 2 u. stehe '*n*euerrichtet'. — S. 299, Z. 1 o. gehört Hasenclevers Lebenszeit (1810—1853) in die Klammer.

H a l l (Tirol). P. Adjut T r o g e r.

A. P h i l i p p s o n, Das Mittelmeergebiet, seine geographische und kulturelle Eigenart. Mit 9 Figuren im Texte, 13 Ansichten und 10 Karten auf 15 Tafeln. Leipzig, B. G. Teubner 1904. VIII u. 266 SS. Preis 6 Mk.

Hervorgegangen aus Vorlesungen, die der Verf. in einem Ferienkurse für Lehrerinnen hielt, stellt sich das Buch die Aufgabe, eine zusammenfassende Übersicht der dem Mittelmeere eigentümlichen geographischen Erscheinungen und ihrer Wechselbeziehungen zu liefern. Zu diesem Behufe wird der Stoff in neun Abschnitte zerlegt, die sich nach einem Überblicke über Weltlage, Bau und Entstehungsgeschichte der Oberflächenformen mit dem Wasser des Meeres, den Küsten, dem Klima, den Gewässern und Oberflächenformen des Bodens, der Pflanzen- und Tierwelt und schließlich mit dem Menschen beschäftigen, dessen ethnographische, religiöse, politische und soziale Eigenheiten den Grund bilden, auf dem sich die Wirtschafts- und Siedelungsgeographie als Schlußstein des Ganzen aufbaut. Wenn die Arbeit auch des Verf.s eigenen Worten zufolge in erster Linie den Zwecken des gebildeten Lesers überhaupt dienen soll, der infolge seiner Studien oder Reisen dem Gebiete mit Interesse entgegenkommt, so führt doch die Lektüre des Buches bald zur Überzeugung, daß uns in ihm ein Meisterwerk länderkundlicher Darstellung vorliegt, das, Ferdinand Freih. v. Richthofen gewidmet zu werden, vollauf berechtigt war. Nur

derjenige, der selbst einen großen Teil der geschilderten Länder mit geographischem Auge gesehen, konnte aus der Fülle von Eindrücken das zur Charakteristik Notwendige und somit geographisch Wertvolle mit solchem Geschick herausheben und den Stoff in so überaus durchsichtiger Weise behandeln, daß selbst schwierigere Themen eine für allseitiges Verständnis berechnete Form erhielten. Dabei beherrscht der Verf. das Wort in derartigem Grade, daß er ebenso sehr durch die Anschaulichkeit seiner Schilderungen, wie die allerorts fesselnde Diktion geradezu zwingt, sein Buch in einem Zuge zu lesen. Dadurch nähert sich das Nacheinander der Lektüre dem Mit- und Nebeneinander der Wirklichkeit und damit auch das dem Buche entnommene geographische Bild jenem Eindrucke, den die unmittelbare Anschauung von Land und Leuten vermittelt. Ist der Wert des Philippsonschen Werkes schon vom Standpunkte der Wissenschaft aus, der es bisher an einer zusammenfassenden Arbeit über das Mittelmeergebiet mangelte, ein sehr bedeutender, so nicht minder von dem des geographischen Unterrichtes. Zeigt es doch recht deutlich, daß nur der genetischen Behandlung Leichtigkeit der Auffassung innewohnt und nur sie Vorstellungen der größten Klarheit und der unmittelbarsten Anschaulichkeit zu gewähren vermag. Ref. ist davon überzeugt, daß die Lektüre des Buches jedem Fachmanne nicht nur genußreiche Stunden, sondern auch reichen wissenschaftlichen und methodischen Gewinn bringen wird, zumal in unübertrefflicher Weise auch die Bahnen vorgezeichnet sind, denen bis zu einem gewissen Grade dereinst auch der erdkundliche Unterricht wird folgen müssen, wenn es ihm vergönnt sein sollte, seinen Einzug in die Oberklassen der Mittelschule zu halten.

Wien. J. Müllner.

Theorie und Praxis der Reihen. Von Dr. C. Runge, Professor an der technischen Hochschule zu Hannover. Mit 8 Figuren. (Sammlung Schubert XXXII.) Leipzig, G. J. Göschen 1904. 266 SS.

Bei der völligen Neugestaltung, welche die Theorie der unendlichen Reihen im abgelaufenen Jahrhundert erfahren hat, war eine dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechende Darstellung der Theorie, die auch die Zwecke der Praxis, also das Rechnen mit Reihen, besonders berücksichtigt, ein vielseitig und lebhaft empfundenes Bedürfnis, dem der Verf. seine bewährte Kraft gewidmet hat. Er wählt zur Entwicklung der Eigenschaften unendlicher Reihen eine dem Praktiker angemessene Vorstellung als Ausgangspunkt, indem er die Summe einer beliebigen Anzahl von Anfangsgliedern als einen Näherungswert der Reihe auffaßt, während das nächstfolgende Glied die dazu gehörige Korrektur bildet. Auf diese Vorstellung gestützt, werden die elementaren Eigenschaften der Reihen mehr im Wege abstrakter Schlüsse als mit Hilfe der Rechnung abgeleitet.

Das Buch besteht aus fünf Abschnitten mit zusammen 28 Paragraphen. Der erste Abschnitt behandelt die Reihen von konstanten Größen, der zweite die Reihen von Funktionen, der dritte die Fourierschen Reihen, der vierte die unendlichen Produkte, der fünfte endlich die Reihenentwicklung von Funktionen mit mehr als zwei Variabeln.

Im ersten Abschnitt ist der Begriff der Konvergenz für Reihen mit reellen und für solche mit komplexen Gliedern erläutert, der Unterschied zwischen bedingter und unbedingter Konvergenz erklärt; ferner sind einige der wichtigsten Konvergenzkriterien hergeleitet und die Ausführung der vier Grundoperationen mit Reihen gelehrt; doch ist schon in diesem Abschnitte zu bemerken, daß der Verf. mehr Wert darauf legt, jene Punkte der Theorie hervorzuheben und ausführlich zu behandeln, die einer unmittelbaren praktischen Anwendung fähig sind, als eine erschöpfende Zusammenstellung der bisher bekannt gewordenen Konvergenzkriterien und anderer rein theoretischer Lehrsätze zu bieten.

Besonders lichtvoll ist im zweiten Kapitel die Auseinandersetzung über die gleichmäßige Konvergenz einer Reihe von Funktionen, woran sich die Betrachtung der Potenzreihen im allgemeinen, ferner über die „Einschachtelung" von Potenzreihen und die Umkehrung der Reihen schließt.

Auch bei der Differenziation der Reihen ist der praktische Gesichtspunkt festgehalten, doch ist auch die nicht-differenzierbare Weierstraßsche Reihe erwähnt und, als theoretisch bedeutungsvoll, gebührend gewürdigt. — Eine eingehende Untersuchung ist dem Cauchyschen Integral und seinen Anwendungen gewidmet. Es wird daraus nicht nur die Taylorsche Reihe abgeleitet, sondern auch eine andere, nach ganzen Funktionen der Variabeln mit wachsendem Grade fortschreitende Reihe, die eine bessere Annäherung an die darzustellende Funktion liefert, als irgend eine Darstellung ähnlicher Art, indem das Maximum des Fehlers in einem gegebenen Intervall für jeden beliebigen Näherungswert kleiner ist, als bei der Darstellung durch irgend eine andere ganze Funktion des gleichen Grades. — Hieran schließt sich die Reihenentwicklung durch Kugelfunktionen. Es wird nachgewiesen, daß diese in einem anderen als dem eben erörterten Sinne die beste Annäherung an die dargestellte Funktion liefern, in dem Sinne nämlich, daß das mittlere Fehlerquadrat irgend eines Näherungswertes ein Minimum ist, d. h. kleiner als bei der Darstellung durch irgend eine andere Funktion desselben Grades. — Als Abschluß dieser Betrachtungen sind die Interpolationsreihen behandelt, wobei der Begriff der semikonvergeten Reihen eingeführt wird.

Der dritte Abschnitt „Über die Fourierschen Reihen" geht ebenfalls von einer Minimumsbetrachtung aus, und die Koëffizienten der Reihe werden aus der Forderung abgeleitet, einen möglichst

guten Anschluß an die darzustellende Funktion zu gewähren. Tatsächlich wird dann die Eigenschaft der Fourierschen Reihe nachgewiesen, daß ihre Glieder — bei welchem Index auch die Reihe abgebrochen wird — immer die beste Darstellung der gegebenen Funktion liefern, die bei der betreffenden Gliederzahl möglich ist, vorausgesetzt, daß man die Güte der Darstellung nach dem mittleren Fehler beurteilt. — Es wird ferner gezeigt, daß, wenn man aus der Fourierschen Reihe irgendwelche Glieder beliebig herausgreift, ihre Summe sich genauer an die darzustellende Funktion anschmiegt, als es bei anderer Wahl der Koëffizienten dieser Glieder der Fall wäre.

In gleicher Weise und von denselben Gesichtspunkten aus wird auch jener Fall erledigt, wo die darzustellende Funktion nicht in ihrem vollen Umfange, sondern nur für eine diskrete Anzahl von Worten des Arguments gegeben ist. Dann folgt eine Besprechung des Apparates von A. A. Michelson und S. W. Stratton zur mechanischer Summierung trigonometrischer Reihen, wobei die außerordentliche Leistungsfähigkeit dieses Apparates näher erörtert wird. Den Schluß des Kapitels bildet eine Auseinandersetzung über den Fall einer unendlich großen Periode.

Der vierte Abschnitt enthält zunächst die Konvergenzbedingungen für unendliche Produkte und behandelt hierauf die auf den Sinus und die Thetafunktionen bezüglichen Produktentwicklungen.

Der fünfte Abschnitt ist im wesentlichen eine Ausdehnung der im dritten Kapitel behandelten Reihenentwicklungen auf Funktionen mehrerer Variabeln.

Das ganze Werk ist eine dem Ansehen seines Verf.s angemessene vortreffliche Leistung, gleich gediegen an Inhalt und an Form. Die Darstellung ist klar und präzis, die entwickelten Theoreme werden vielfach durch gut gewählte, lehrreiche Beispiele illustriert. Sehr interessant ist in dieser Beziehung die Aufgabe betreffend die Ermittlung des Gesetzes für die Ausbreitung von Infektionskrankheiten unter bestimmten Voraussetzungen, ferner die Ableitung der Gleichung der Kettenlinie, die näherungsweise Berechnung von sin πx mit Hilfe der Kugelfunktionen usw.

Im Interesse einer raschen Orientierung und eines bequemen Überblickes über die wichtigsten Resultate wäre eine Hervorhebung der bedeutungsvollen Stellen durch fetteren Druck, wie dies in den meisten Werken ähnlicher Art gebräuchlich ist, sehr erwünscht gewesen. Dies fehlt leider vollständig. Auch die häufig wiederkehrende Schreibung der Brüche mit schiefen statt mit horizontalen Bruchstrichen, die vermutlich zum Zwecke der Raumersparnis angewendet wurde, ist ein wenig störend. Doch sind dies bloß Äußerlichkeiten, die den wahren Wert des ausgezeichneten Werkes nicht im geringsten zu beeinträchtigen vermögen.

Laibach. Dr. Maximilian Mandl.

Dr. Josef Petzvals Leben und Verdienste. Von Philos. Dr. Erményi, Ingenieur. Zweite, wesentlich vermehrte Ausgabe mit 11 Bildern und 2 Figuren. Halle a. S., Wilh. Knapp 1903.

Wir begrüßen aufs freudigste die vorliegende Schrift, gibt uns diese ja Aufschluß über das Leben und Wirken eines Mannes, der als Gelehrter, Techniker und Lehrer gleich ausgezeichnet war und als Zierde unserer österreichischen Gelehrtenwelt immer gelten wird. P. hat volle 40 Jahre an der Wiener Universität als Lehrer der Mathematik und analytischen Mechanik gewirkt und alle jene, denen — wie dem Ref. — das Glück zuteil geworden ist, die durchgeistigten Vorlesungen dieses Mannes zu hören, werden sein Andenken festhalten. Daß wir so spät erst in die Gelegenheit kommen, eine Biographie P.s zu erlangen, hängt wohl in erster Linie mit dessen Zurückgezogenheit und Verschlossenheit zusammen. Mehrere biographische Daten wurden von P. dem Hofrat Dr. Eder gegeben, der diese in seinem „Ausführlichen Handbuche der Photographie" verwendete. Auch der Freund und Verehrer P.s, Architekt Schmidt, hat anläßlich der 80. Geburtsfeier P.s in den „Mitteilungen der ungarischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft" einige Aufschlüsse über das Leben dieses bedeutenden Gelehrten gegeben. Im Vereine mit diesen Aufzeichnungen und Angaben von noch lebenden Zeitgenossen und Verehrern P.s ist es dem Verf. der vorliegenden Schrift, der selbst ein begeisterter Anhänger dieses großen Mannes ist, gelungen, von demselben ein lebensvolles Bild zu entwerfen. Es wird in dem Buche der Interesse erregende Werdegang P.s dargelegt, seine Eigenart im Leben und Verkehre, die Art und Weise, wie er wissenschaftliche Probleme zu behandeln pflegte. Gedacht wird seiner genußreichen Vorlesungen über die Integration linearer Differentialgleichungen, über die Schwingungen gespannter Saiten, über die Theorie der algebraischen und höheren Gleichungen, über die Mechanik des Himmels, die Ballistik, die Theorie der Tonsysteme und der analytischen Mechanik, in der er sich als vollendeter Meister zeigte, der die Theorie auf praktisch-technische Probleme in seltener Eleganz und Leichtigkeit anzuwenden verstanden hat. Besonders großartig sind aber seine Arbeiten auf dem Gebiete der theoretischen und praktischen Optik zu betrachten, in letzterer Beziehung namentlich auf dem Gebiete der Photographie. Wie er das photographische Objektiv vervollkommnete, wird näher gezeigt. Die Theorie P.s ergab die Anwendung von drei achromatischen Linsensystemen, die sich zu zwei Doppelobjektiven verbinden ließen, wobei der eine dieser Sätze das Porträtobjektiv, der ander edas Landschaftsobjektiv ergab. Das Porträtobjektiv ist auch heute noch im Gebrauche und unübertrefflich. Im weiteren erörtert der Verf. die Schritte, welche zur Realisierung der theoretischen Betrachtungen P.s (auch über das galileische Fernrohr und das Mikroskop) durch den Optiker Voigtländer führten. Die weiteren Arbeiten P.s auf dem Gebiete der

Beleuchtung werden im folgenden skizziert. Das von P. geplante Buch über Optik, dessen Manuskript schon fertiggestellt war, erblickte nicht das Licht der Öffentlichkeit, denn das Manuskript ging neben anderen wertvollen Manuskripten zugrunde, da Diebe in die Wohnung P.s auf dem Kahlenberge einbrachen und die Manuskripte teils zerrissen und verbrannten, teils in Unordnung brachten. Welche bedeutende Rolle P. bei der Gründung der Akademie der Wissenschaften in Wien spielte, wird im folgenden gezeigt. Wie sein Werk: „Die Integration der linearen Differentialgleichungen mit konstanten und veränderlichen Koëffizienten" entstand, welche hohe Bedeutung demselben beizumessen ist, welche Kämpfe er namentlich mit dem späteren Professor an der Technik in Wien, Simon Spitzer, in Angelegenheit dieses Werkes führen mußte, erörtert der Verf. der vorliegenden Schrift im nachfolgenden Teile; ebenso seine Stellung zum Dopplerschen Prinzipe. Über das private Leben P.s, dessen Freundeskreis und letzte Lebensschicksale enthalten die weiteren Seiten des Buches sehr interessante Anmerkungen, die ebenfalls zur Gewinnung der Charakteristik des großen Gelehrten einen schätzenswerten Beitrag liefern werden.

Die vorliegende Schrift, in pietätvoller Weise verfaßt, ist wert, recht viel gelesen zu werden.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Semon Richard, Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeeres. Reiseerlebnisse und Beobachtungen eines Naturforschers in Australien, Neu-Guinea und den Molukken. Zweite, verb. Aufl. Mit 86 Abbildungen u. 4 Karten. Leipzig, Wilh. Engelmann 1903. 565 SS. Preis geh. 15 Mk., geb. 16 Mk. 50 Pf.

Das Studium derartiger, von Naturforschern verfaßten Reisewerke gewährt uns Lehrern der Naturgeschichte einen unvergleichlichen Genuß. Wir, denen es kaum je vergönnt ist, durch Augenschein solche entlegene Gebiete kennen zu lernen, erhalten dadurch einen Einblick in Regionen, deren Tier- und Pflanzenwelt nicht allzuselten beim Unterrichte zur Sprache kommt, und über welche die gebräuchlichen Handbücher allzuoft nur Unbefriedigendes bieten. Denken wir aber an die farbenprächtigen und lebenswahren Schilderungen, welche beispielsweise Häckels Insulinde und in den Indischen Reisebriefen, von Haberlandt in der Botanischen Tropenreise, von Detmer in seiner Reise nach Brasilien, endlich von Doflein in: Von den Antillen zum fernen Westen geboten werden, so ist wohl klar, welcher Gewinn aus derartigen Werken zu schöpfen ist, in denen uns für die modernen Fragen der Naturforschung, für biologische und entwick-

lungsgeschichtliche Probleme, für diejenigen der Artenbildung und Artenverbreitung begeisterte Forscher ihre Ergebnisse vorführen.

Die Tropen und Subtropen der alten und neuen Welt haben in den eben genannten Werken treffende Darlegungen erfahren; ein Land aber, das für den Naturfreund das größte Interesse bietet, der australische Kontinent (und zum Teil auch die angrenzende Inselwelt) ging bis in die neuere Zeit hin leer aus, das „Land der lebenden Fossilien", die Heimat der Kloaken- und Beuteltiere, des Emu und Ceratodus, der riesigsten Bäume der Erde, des geheimnisvollen Skrubs und noch vieler anderer Naturwunder. Erst als vor ungefähr sieben Jahren das nun in neuer Auflage vorliegende Werk S.s erschien, war auch die Möglichkeit geboten, anregende und verläßliche Einblicke zu erhalten; leider war aber schon seit einiger Zeit das schöne Buch vergriffen und umso freudiger müssen wir daher die neue, mustergiltig ausgestattete Ausgabe begrüßen.

Der Zweck, den der Verf., ein Zoologe, mit seiner australischen Reise in erster Linie verfolgte, war, für die Entwicklungsgeschichte der Kloaken- und Beuteltiere, dann des Ceratodus reiches Material zu sammeln. Was ist aber nun alles zu diesem Plane hinzugekommen! Welchen Einblick in Land und Leute, in Tier- und Pflanzenwelt dieser (und vieler anderer) entlegenen Gebiete eröffnen uns nicht die Schilderungen des kühnen Gelehrten, der monatelang im australischen Busch entbehrungsvoll ausharrte, der sich in der Torresstraße dem Studium der Tierwelt der Tropenmeere widmete, der die Südküste des so wenig erforschten Neu-Guineas bereiste, der nach einem Aufenthalte auf Java und einem Besuche von Celebes sich auf der Insel Ambon weiteren zoologischen Studien widmete und endlich über Indien heimkehrte. Daß sich über derartige Reisezüge und über die reichen Ergebnisse nicht in Kürze berichten läßt, ist wohl begreiflich; hingegen soll aus der Fülle des Stoffes vielleicht das, was uns als das Lesenswerteste erschien, hervorgehoben werden. In dieser Hinsicht möge auf die Schilderung des Skrubs, der Lebensgewohnheiten des Schnabeltieres und des Ceratodus, das Auffinden der Ceratodus-Eier, die Vogelwelt Australiens, das Leben des Ameisenigels, dessen Eiablage und Entwicklungsgeschichte, die äußerst interessante Schilderung der Ureinwohner Australiens (der ein eigenes Kapitel gewidmet ist), die vielen Angaben über Vorkommen und Lebensgewohnheiten der Beuteltiere, die Tierwelt der Torresstraße, die Reiseschilderungen aus Neu-Guinea, nebst der prächtigen Schilderung der Papuas, die Studien auf Ambon usw. hingewiesen werden. Noch ist besonders zu betonen, daß der Verf., wie ja auch aus dieser flüchtigen Skizze des Inhaltes hervorgeht, keineswegs bloß den zoologischen Merkwürdigkeiten gegenüber ein offenes Auge hatte; eine Fülle von Angaben über die Pflanzenwelt der durchreisten Gebiete, über deren Bevölkerung, über soziale Verhältnisse, über Landschafts-Szenerien usw.

ist in das Bild eingefügt, das uns vor Augen geführt wird. Die beigegebenen vier Karten ermöglichen es, dem spannend geschriebenen Texte genau zu folgen; von den 84 Textillustrationen haben diejenigen wohl die größte Bedeutung, welche nach Photographien des Verf.s ausgeführt, uns Land und Leute, Waffen und Geräte der Wilden, Wohnungen derselben usw. vorführen; ein Prachtbild befindet sich auch auf S. 118, das die Entwicklung von Ceratodus vorstellt.

Wir schließen unsere Besprechung mit der wärmsten Empfehlung des Buches, das dem Naturhistoriker und Geographen so reichen Stoff bietet und das für die Bibliotheken unserer Mittelschulen eine wertvolle Ergänzung bildet.

Vahrn. Dr. Anton Heimerl.

Richard Eberwein und Dr. August v. Hayek, Vorarbeiten zu einer pflanzengeographischen Karte Österreichs. I. Die Vegetationsverhältnisse von Schladming in Obersteiermark. Mit einer Karte in Farbendruck. Aus „Abhandlungen der k. k. zoolog.-botan. Gesellschaft in Wien“, Bd. II, Heft 3. Wien, Alfred Hölder 1904. Lex.-8°, 28 SS. Preis 4 K.

Unsere vornehmste naturwissenschaftliche Vereinigung, die zool.-botan. Gesellschaft, beabsichtigt die pflanzengeographische Aufnahme Österreichs durchzuführen. Den Beginn dieser ungemein bedeutungsvollen Arbeit stellt diese Studie dar, bei deren Abfassung mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden waren, „die insbesondere ihren Grund in der noch gänzlich mangelnden Erfahrung in der Ausführung einer solchen Arbeit“ haben. Von dem genau umgrenzten Gebiete bringen die Verff. die oro- und hydrographischen, geologischen, klimatischen und in breiter Ausführlichkeit die pflanzengeographischen Verhältnisse, letztere in die drei Hauptformationen der Voralpenregion und der alpinen Region der Zentralalpen und der Voralpenregion der Kalkalpen geschieden. Aus den überaus eingehenden und umfassenden Durchforschungen des Gebietes ergibt sich das Gesamtresultat, daß die Schladminger Alpen durchwegs nahe der Grenze zwischen der östlichsten und der nächstfolgenden pflanzengeographischen Provinz liegen; „während jedoch die Tauern noch zur östlichsten Provinz, den Norischen Alpen, zu rechnen sind, ist die Flora der Dachsteingruppe von der der niederösterreichischen und Eisenerzer Alpen schon so verschieden, daß sie bereits zur Provinz der Salzburger Alpen gerechnet werden muß“.

Das, was der vorliegenden Abhandlung einen ganz besonderen Wert verleiht, ist die beigefügte Karte (Maßstab 1 : 75 000), die 24 verschiedene Formationen und Pflanzenbestände verzeichnet und

deren Verteilung durch verschiedene Farben erkenntlich macht. Der mühevollen und verdienstlichen Arbeit wird es an Würdigung und Anerkennung nicht fehlen.

Krems. Dr. T. F. Hanausek.

Psychologie der niedersten Tiere. Eine Untersuchung über die ersten Spuren psychischen Lebens im Tierreiche. Von Dr. Franz Lukas, k. k. Professor in Wien. Wien u. Leipzig, W. Braumüller 1905. VIII u. 276 SS. Preis 6 K.

Eine Untersuchung wie die vorliegende war erst möglich, nachdem die biologischen Wissenschaften das Material in solcher Fülle zur Verfügung zu stellen im stande waren, und diese Abhängigkeit wird auch weiter bestehen bleiben. Auf die Frage, ob jenes Material schon ausreicht, gibt das Buch einerseits bejahend durch sich selbst und seine Ergebnisse Antwort, anderseits aber wird im Schlußkapitel eine lange Reihe von Wünschen aufgestellt, dahingehend, welche Lücken die Biologie für die Sicherstellung des Gefundenen und für die Fortführung zunächst auszufüllen hätte. Die Umsicht und Gründlichkeit, die die Arbeit auszeichnen, lassen nicht daran zweifeln, daß, was nur verwendbar war, gesucht und verwertet wurde. Auch eigene, in Neapel und Triest angestellte Beobachtungen gaben Ausbeute.

An Beachtung wird es dem Buche nicht fehlen. Behandelt es doch einen Gegenstand, der in hohem Maße auch die Neugier weiterer Kreise reizt, und verspricht es doch Antwort auf Fragen, die sowohl die Biologen, Physiologen und Psychologen ständig umkreisen, als auch noch mehr für die Entwicklungsgeschichte der irdischen Lebewesen von höchstem allgemeinen Interesse ist. Gegenüber dem, was über die Tierseele, ihr Entstehen, ihr Wesen usw. schon alles hypothetisiert worden ist, war dem Verf., sollte das Buch ein wissenschaftliches werden, um so größere Vorsicht geboten, sich von solchen Beispielen nicht über das Beweisbare hinausdrängen zu lassen. Und diese Vorsicht ist auch geübt worden. Nirgends verläßt das Buch den Boden strenger Empirie. Wie bei der Psychologie des Menschen bleiben auch hier Beobachtung und Versuch die einzigen verwendeten Mittel, zu Ergebnissen zu gelangen. Es wird nicht phantasiert, noch auch unternommen, mit metaphysischen und erkenntnistheoretischen Exkursen ihm ein Ansehen zu geben, und innerhalb der so gesicherten Untersuchung selbst wird durchweg das nur Wahrscheinliche scharf geschieden von dem Bewiesenen.

Mit Rücksicht auf all dies ist der Einleitung „Über die Aufgaben und Methoden der Tierpsychologie“ besondere Sorgfalt gewidmet. Die Beziehungen zu den verwandten Disziplinen werden klargestellt und so die Aufgabe abgegrenzt. Vor allem zur Psycho-

logie des Menschen. Denn sie bildet den naturgemäßen Ausgangspunkt und die Basis, sowie sie auch in den genannten Mitteln das Verfahren bestimmte. Wiederholt wird gesagt: wir können bei Tieren nur Seelenerscheinungen solcher Art erkennen, die wir selbst haben, und daran wird konsequent festgehalten. Den Höhepunkt gewissermaßen, dem zunächst zuzustreben war, bildete die Konstatierung, bei welchen Lebewesen zum erstenmal die zahlreichen und mannigfaltigen Bewegungen aufhören, Reaktionen bloß mechanischer, thermischer, chemischer, überhaupt physischer Reize zu sein und sich nur mit der Annahme wirklicher Bewußtseinsregungen erklären lassen. Zu diesem Zwecke war eine eingehende Betrachtung der nicht willkürlichen menschlichen, der Ausdrucks-, Impulsiv- und Reflexbewegungen nötig, um von der Analogie die Entscheidung zu holen. S. 16 heißt es: „Es wird genau zu untersuchen sein, ob die beobachtete individuelle Zweckmäßigkeit (eines Tuns) eine wirkliche oder eine bloß scheinbare ist, und wo das erste sich mit Sicherheit feststellen läßt, da ist ein Analogieschluß auf das Vorhandensein von Bewußtsein bei Tieren zulässig".

Der Aufbau der Untersuchung selbst konnte naturgemäß nur der sein, den die Entwicklungsgeschichte darbot. Demnach werden in vier Abschnitten behandelt: 1. Die Urtiere, *protozoa*, 2. Die Schlauchtiere, *coelenterata,* geteilt nach *a*) den Schwämmen, *spongiae*, *b*) den Nesseltieren und Rippenquallen, *cnidaria* und *ctenophora,* 3. Die Stachelhäuter, *echidonermata,* 4. Die Würmer, *vermes*. Jede Gruppe wird behandelt nach den Abschnitten: Der Körperbau, Die Lebenserscheinungen (Erscheinungen des Stoff- und Form- und des Energiewechsels), worauf die Frage, ob den betreffenden Tieren Bewußtsein zukomme, zu entscheiden gesucht wird.

Das Gefüge dieser Anordnung wird nun ausgefüllt mit einer endlosen Reihe von Analysen der mannigfachsten, von der biologischen Literatur gelieferten Beobachtungen, auf deren Nachprüfung sich die eigentliche Kritik zu erstrecken hätte. Denn gegen die in der Einleitung gegebenen allgemeinen Grundsätze und die Anordnung selbst wird sich nichts einwenden lassen, am allerwenigsten gegen die durchaus empirische Behandlung. In jenen Analysen findet alles seine Berücksichtigung: der Körperbau nach den Gliedmaßen, den Muskeln und Muskelsystemen, den verschiedenen Nerven und Nervenzentren, sowie den Sinnesorganen, beide von ihren ersten Ansätzen an bis zu der Entwicklung, die eben erreicht ist; die Nahrungsaufnahme und der Stoffwechsel, Wachstum, Vermehrung und Fortpflanzung; die Lebensbedingungen und -Äußerungen, vor allem die Bewegungen hinsichtlich ihrer Ursachen, ob als Reaktionen irgendwelcher physischer Reize oder, worauf alles abzielt, als psychische Betätigungen.

Es ist ein gewaltiges Material, das hier zusammengesucht und durchdacht werden mußte, und seine Fülle an sich, sowie der Bedingtheiten, in der alles zu einander steht und die umsomehr

wachsen, zu je höher organisierten Tieren die Arbeit vordringt, machen sowohl deren Umständlichkeit begreiflich, als auch, daß sich bisher noch niemand an sie wagte. Sichtlich ist dabei das Bestreben, der Nachprüfung alles so übersichtlich wie möglich zurechtzulegen, welchem Zwecke besonders die häufigen, ja fast zu häufigen Zusammenfassungen und Festlegungen des allemal Gewonnenen dienen. Sie sind aber auch ein Zeichen, wie sicher L. von der Richtigkeit des eingeschlagenen Verfahrens und der Ergebnisse überzeugt ist. Um nun noch etwas in diese Ergebnisse hineinzuleuchten, seien einige Sätze aus dem Schlußkapitel herangezogen. S. 261 „die Frage, auf welcher Stufe des Tierreiches das erstemal Bewußtsein auftritt, wird sich mit voller Sicherheit niemals beantworten lassen, weil sich ja eben das Psychische in den Tieren unserer Erfahrung entzieht und wir für das Erkennen des Psychischen kein unfehlbar sicheres Mittel haben. — Wir haben die erste Spur psychischen Lebens bei den Hydroidpolypen gefunden (bei der Losreißung des Körpers von der Unterlage). Daß dieses auch die Tiere sind, bei denen ein Nervensystem mit Sicherheit nachgewiesen wurde, ist ein zufälliges Zusammentreffen". Die Bedingtheit beider von einander ist also nur wahrscheinlich. „Und da keine nervösen Zellengruppen, die man als Zentralorgan und als Sitz des Bewußtseins auffassen könnte, vorhanden sind, ergibt sich die Wahrscheinlichkeit, daß das erste Bewußtsein nicht räumlich lokalisiert, sondern entsprechend dem netzartig über den ganzen Körper verbreiteten Nervensystem eine Begleiterscheinung des ganzen, bezw. des eben in Tätigkeit begriffenen Teiles des Nervengeflechtes ist." „Wo immer Bewußtsein das erste Mal erscheint, hat es nur in der Form eines Bewegung auslösenden Begehrens, in der Form eines bewußten Bewegungsantriebes Wert für den Organismus. Die Empfindung allein und das Gefühl allein ist für die Erhaltung des Organismus bedeutungslos."

Dieser Satz, daß ein Psychisches als neuer Faktor des Lebens erst dann und da anzusetzen sei, wo es einen Nutzen für die Erhaltung des Organismus hat, ist ein Axiom von weittragendster Bedeutung. Ist er wahr, dann wäre die Grenzlinie, wo das Tierreich beginnt, da zu ziehen, wo ein solcher Nutzen vorliegt, also vorläufig bei den Hydroidpolypen, u. zw. in Form eines Begehrens. Aber so bestechend auch die Logik Lukas' ist und so zwingend sie scheint, ganz ohne Einspruch wird die Annahme kaum bleiben. Begehren setzt ein Bedürfnis voraus und dieses Bedürfnis wird durch Gefühl und Empfindung angezeigt, bewußt, und daß beide nicht auch schon sich einstellen etwa bei Wärmeunterschieden, so daß also die lebhaften Bewegungen der Urtiere bei Erhitzung des Wassers nicht bloß physischen Ursachen entspringen, daß Lust- und Unlustempfindungen durch Nahrungsmangel und Sättigung erzeugt werden, diese Annahmen haben zum mindesten ebenso viel Bestechendes. Doch hören wir weiter:

„Das erste Auftreten des Bewußtseins kann keinen andern Zweck als alle anderen Lebenserscheinungen haben, nämlich irgend welchen körperlichen Bedürfnissen des Tieres abzuhelfen und damit seiner Selbsterhaltung zu dienen.“ Dazu heißt es S. 130: „Es tritt uns nicht unvermittelt als etwas Unbegreifliches entgegen, sondern als ein Glied in der Reihe der Lebenserscheinungen, das wie jedes andere seine bescheidene und beschränkte Aufgabe im Dienste des gesamten Organismus zu erfüllen hat.“

Eine Mitwirkung des Gedächtnisses der einfachsten Art wird zuerst konstatiert bei dem Seestern, wenn er sich bemüht, Muschelschalen zu öffnen u. s. f.

All das erscheint, auf der reichen Grundlage, auf der es ruht, wie gesagt, von zwingender Überzeugungskraft. Nur selten regt sich ein kritisches Bedenken. Allerdings hat die Kritik einen schwierigen Stand. Sie muß, gleich dem Verf., die Naturforschung ebenso beherrschen wie die Psychologie. Und wie viele gibt es deren? Doch bringe sie was immer, einstimmig wird das Urteil sein, daß mit dem Buche in Stoff und Behandlung für die Tierpsychologie eine Grundlage von dauerndstem Werte geschaffen wurde. Möge das Versprechen L.s, in Fortsetzungen die Untersuchung auf die höheren Tiere auszudehnen, seine Erfüllung finden.

Wien. A. Lichtenheld.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die Kartenskizze als Merkbild.

„Ich habe immer großen Wert auf das gänzlich freie Kartenzeichnen, auf das allmählich fortschreitende Selbstschaffen eines Landesbildes gelegt."
Emil v. Sydow an Anton Steinhauser.

„Wenn über ein Verfahren, das an sich so löblich und instruktiv ist, wie das geographische Zeichnen, die Meinungen weit auseinander gehen, so daß der eine darin die Hauptstütze des Unterrichtes zu finden vermag, der andere es als reinen Zeitverlust vollständig verwirft, sehen wir den Grund dieser auffälligen Erscheinung darin, daß man sich über den Begriff der Sache nicht hinlänglich klar geworden ist." Treffend leitet so Richard v. Muth eine Mitteilung ein über die von ihm befolgten Grundsätze beim Skizzieren von Karten in der Schule[1]); und ähnlich, nur etwas weiter greifend, sagt Kurt Hassert in seiner umfassenden Übersicht[2]) über die Unzahl der zur Sache erschienenen Schriften und Vorlagen: „Daß die Ansichten über das Skizzenentwerfen so geteilt sind, nimmt übrigens nicht wunder. Einmal sind sich die Anhänger über seinen Wert, Zweck und Umfang und über die Art und Weise der Handhabung selbst nicht klar. Dann ist kaum ein Zweig des geographischen Unterrichts so häufig ohne genügende Vorkenntnisse betrieben worden, wie das Zeichnen."

Es soll hier auf einigende Momente hingewiesen werden; gehen wir also von den schärfsten Gegensätzen aus. Was sagen die Gegner

---

[1]) „Das geographische Zeichnen an der Mittelschule." Von Dr Richard v. Muth, Direktor des n.-ö. Landeslehrerseminars in St. Pölten. — Erschienen in den „Vierteljahrsheften für den geographischen Unterricht", herausgeg. von Dr. Franz Heiderich. I. Jahrg. 1902, H. 2, S. 128.

[2]) „Das Kartenzeichnen im geographischen Unterricht." S.-A. aus dem Neuen Korrespondenzblatt f. d. Gelehrten- und Realschulen Württembergs (Jahrg. 1901, H. 10—12). Von Dr. Kurt Hassert, Prof. an der Handels-Hochschule zu Köln a. Rh. S. 4.

des Kartenskizzierens der Schüler, und was sagen die regsten Befürworter über seinen Zweck und Wert? Alois Bludau spricht ihm jeden Wert ab, „mag der Fachkartograph", schreibt er[1]), „seine Regeln für das Zeichnen haben .... für das Kartenzeichnen in der Schule gibt es keine Regeln, kann es keine geben. Womit wird hier angefangen und aufgehört? Wo und wie man will, wo und wie es paßt. Einmal wird an einem Flusse bei der Quelle, einmal bei der Mündung angefangen, es entscheidet da lediglich der Umstand, wie die zu zeichnende Linie für die Hand und ihre Bewegungsrichtung bequemer liegt. Diese schulzeichnerische Tätigkeit entbehrt somit jedes geistigen Inhaltes und steht nach dieser Seite hin auf derselben Höhe wie das Abschreiben eines Gedichtes oder eines Lesestückes." Hören wir dagegen Emil Letoschek[2]): „Die Fertigkeit, ein Ländergebiet rasch und sicher freihändig zu skizzieren, ist keineswegs eine bloß mechanische Arbeit, sie ist die Gewandtheit des Geistes, seiner Vorstellung rasch und sicher sichtbaren Ausdruck zu verleihen".

Gegensätzliche Bewertungen gehen gemeinhin auf einen Gegensatz in der Lage des Standpunktes der Beurteilung zurück. Das ist auch hier der Fall. Bludau betrachtet bei der Frage des Kartenskizzierens das ‚Zeichnen im Gradnetz' als gegebene Tatsache, da unter allen hiefür ersonnenen Methoden diese die natürlichste und zweckmäßigste sei[3]). Von diesem Ausgangspunkte aus kommt er auf die Geistlosigkeit des Schulzeichnens von Karten. Nun, Letoschek ist derselben Meinung; er sagt: „Das Zeichnen mit Hilfe des Gradnetzes hat mir gezeigt, daß der Schüler nach vielen Mühen und verhältnismäßig langer Zeit leidlich gute Darstellungen zustande bringt, aber auch, daß dieselben in den meisten Fällen geistlos entstehen, indem der Schüler mechanisch von Gradtrapez zu Gradtrapez zeichnet und ängstlich bedacht ist, richtig in ein solches einzufallen und aus demselben herauszukommen. Dem Schüler geht die Totalität des Bildes verloren und er vermag ohne schwerfälliges Rüstzeug von Meridianen und Parallelen nicht einen Strich, nicht die Lage zweier Punkte frei und sicher auf das Papier zu bringen." Schon Letoschek kommt es wesentlich auf Schaffung von Merkbildern an, dazu bestimmt, das wesentlichste von dem in der Einbildungskraft festzuhalten, was ein intensives und verständnisvolles Betrachten der Karte, im Vereine mit der begründenden und folgernden Erläuterung des Lehrers, vorher begrifflich festgelegt hat. „Der Schüler hat das Charakteristische des Kartenbildes zu erfassen, mit seinem geistigen Auge festzuhalten und, unterstützt durch einige Hilfslinien und Punkte, einfach zur Darstellung

---

[1]) „Das Kartenzeichnen in der Schule." Von Prof. Dr. Alois Bludau (Koesfeld, Westf.). Geographische Zeitschrift, Leipzig 1897, III. Jahrg., S. 450.

[2]) „Geographischer Repetitions- und Zeichenatlas." Von k. und k. Major Emil Letoschek, Lehrer an der Artillerie-Kadettenschule. Wien 1888. Vorwort S. 2.

[3]) Bludau a. a. O. S. 443 und 449.

zu bringen.... Nur ein auf diese Weise erworbenes Bild eines Erdraumes wird treu im Gedächtnisse haften"[1]).

Wie bewertet nun wieder der Gegner des Kartenskizzierens das zeichnerische Festhalten eines Erinnerungsbildes? Wie nicht anders zu erwarten: als wichtigen und durchaus erstrebenswerten Unterrichtszweck. So schreibt er bei Besprechung der anschaulichen Elemente des sprachlich-geschichtlichen Unterrichts: „Endlich aber kann nicht nur der Lehrer, sondern auch der Schüler, sobald er sich ein gewisses Maß von Verständnis für das fragliche Objekt (z. B. den Grundriß des römischen Hauses) angeeignet hat, es jederzeit aus dem Gedächtnis frei nachzeichnen, er kann sich dabei ein geistiges Eigentum für längere Dauer erwerben, und dies dürfte wohl am wichtigsten sein". Man sieht, betrachten Gegner und Freund die Sache von derselben Seite, so schwindet jeder Gegensatz.

Das Zeichnen im vorgedruckten Netz ist in der Tat eine bereits überschrittene Entwicklungsstufe in der Methodik des Kartenskizzierens. Mit Siegmund Günther in Reins enzyklopädischem Handbuche der Pädagogik[2]) läßt sich feststellen: „Soll das Zeichnen im Geographieunterrichte jene Bedeutung erlangen, welche ihm nach der wohlerwogenen Überzeugung hervorragender Schulmänner zukommt, so muß es freihändig betrieben werden und auf alle Gängelungsmittel, wie das gedruckte Netz eines ist, Verzicht leisten".

An die Stelle des gängelnden Schemas hat auf der einen Seite der Sinn des Gegenstandes zu treten, auf der anderen die verständnisvolle Auffassung. Der Sinn des Gegenstandes ist die geographische Natur des Landes, wie sie sich in Art und Lage ihrer wesentlichen Teile ausprägt. Die gute Karte und deren klare Interpretation durch den Lehrer[3]) haben nun die Auffassung des Schülers in der Richtung verständnisvoll zu machen, daß sich ihm Bedeutung und Lage der Bildelemente der Karte nach dem Grade ihrer geographischen Wesentlichkeit fest ins Gedächtnis einprägen, das heißt: daß er ein dauerndes Vorstellungsbild der geographischen Natur des Landes bekommt.

Wie die Geschichte eine Zeitwissenschaft ist, so ist die Geographie eine Raumwissenschaft. Der unmittelbare Ausdruck des zeitlichen Geschehens ist die Lautsprache, das Wort, der unmittelbare Ausdruck des räumlichen Bestehens die Raumsprache, das Bild. Wie nun dem Schüler gelehrt wird, die wichtigsten geschichtlichen Vorgänge aus dem Gedächtnis in Worten frei wiederzugeben, so hat er es auch zu lernen, die wichtigsten geographischen Tatsachen aus dem Gedächtnis im frei skizzierten Bilde wiederzugeben.

---

[1]) Letoschek a. a. O. S. 2.

[2]) „Geographisches Zeichnen." Von Prof. Dr. Siegmund Günther. Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik von Prof. W. Rein in Jena. II. Bd., S. 583—589.

[3]) Insbesondere an der letzteren fehlt es freilich heute noch zu allermeist, indem der Mehrzahl der Lehrer selber das tiefere Verständnis für das Wesen der Karte abgeht. Die Hochschule entläßt den Geographen gerade hierin (mit rühmlichen Ausnahmen) nur ungenügend vorbereitet.

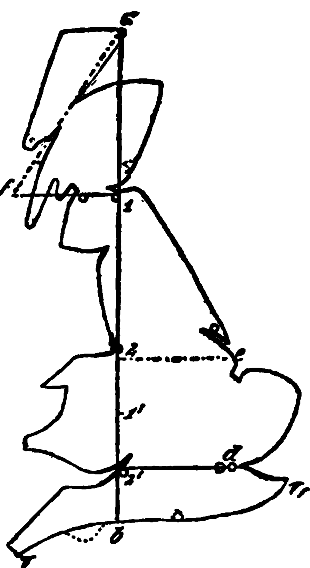
Die Frage „Womit wird hier angefangen?“ ist nicht mit gegnerischer Geringschätzung zu beantworten: „Wo und wie man will, wo und wie es paßt“ — sondern mit dem Satze, der sich aus der hier in den Grundlagen skizzierten Auffassung als selbstverständliche Folgerung ergibt, mit dem Satze: „Der Entwurf der Skizze hat auszugehen von den wesentlichsten Merkmalen der geographischen Natur eines Landes“. Nehmen wir einmal Tirol. Es wird von allen drei Alpenzonen durchzogen; ihre Grenzfurchen sind die Täler des Inn und der Etsch. Der Verlauf dieser Talfurchen ist zunächst zu zeichnen. Es ist das nur ein Beispiel; ein anderer weiß dem Schüler vielleicht andere Züge als die Grundzüge im Naturbilde Tirols zu begründen. Unterrichtsvorschriften dürfen nie zum Prokrustesbett werden. Der Individualität des Lehrers, der durchschnittlichen Eigenart der Schüler und der Relation zwischen beiden ist in der Pädagogik ja stets ein Spielraum zu lassen. Aber — und das ist von höchster Wichtigkeit — es muß das Streben bestehen bleiben, die Unterweisung zu festigen durch eine Unterlage von Regeln, die sich allgemein begründen lassen, die sich auf eine im wissenschaftlichen Sinne gewonnene Erfahrung stützen. Solche allgemeine Regeln oder Gesetze wirken dann als Wegabkürzer, sie sichern die Richtigkeit des Angriffspunktes und befestigen das Ziel. Man hat also auch innerhalb der Methodik des Kartenskizzierens zu trennen von den Teilen, die notwendig der individuellen Freiheit überlassen bleiben, jene Teile, die sich als Ergebnis von Erfahrungen geben, gewonnen an den bei der Sache mitwirkenden unpersönlichen Faktoren, also im Sinne von Gesetzen. Solche Faktoren sind hier der geographische Lehrgegenstand, dann das Zeichnen, und endlich die Geisteskräfte der Auffassung und des Gedächtnisses. Eine Methode, die jeder erzieherischen Individualität ihre Freiheit läßt und nur Regeln vorschreibt, die sich aus der Wechselwirkung dieser objektiven Faktoren der Sache ergeben, eine solche Methode unterscheidet sich wesentlich von jeder der unzähligen bisher gegebenen Anweisungen, die immer nur für die individuell als bewährt befundenen Wege eine Allgemeingiltigkeit beanspruchen — eine solche Methode, liegt sie erst einmal vor, zwingt zur Nachfolge. — Sie kann hier nur in den allerersten Grundgedanken entwickelt werden.

Der objektive Angriffspunkt für die methodische Unterweisung im Kartenskizzieren wurde oben bereits festgelegt. Er ergibt sich in notwendiger Folge aus dem Wesen des Lehrgegenstandes wie aus dem der besonderen Darstellungsart. Diese ist ein Zeichnen in großen Zügen, ein Skizzieren. Will man das Wesen einer Tätigkeit schnell kennen lernen, so muß man sich als gewohnter Ausüber derselben in eine Notlage versetzen und beobachten, in welcher Weise man sie hiebei ausführt. Man habe die Aufgabe, von einer Reise möglichst viele landschaftliche Skizzen nach Hause zu bringen — heut löst man sie sehr bequem durch Ankauf eines photographischen Apparates und Erlernen seiner einfachen Handhabung; Verf. spricht aus den Erfahrungen der eigenen jüngeren Jahre —, man nütze zum Skizzieren auch die Eisenbahnfahrt aus. Da gilt es nun, schnell, eh' sich das Bild verschiebt, etwa die Lage eines Ortes im Tale mit Fluß und Burgberg

in wenigen charakteristischen Strichen festzuhalten. Es ist sicher, daß man dabei zuerst das Wesentlichste festlegt, etwa den Flußlauf und den Umriß des Berges mit der Burg; dann folgen vielleicht einige Verschneidungslinien an den Gehängen, zuletzt der überragende Gipfelkranz als Rahmen — nebenbei Wald, Wiese und Feld mit Anfangsbuchstaben, von gleichförmigen Einzelheiten je ein Muster und die Ziffer für ihre Anzahl. Während des Zeichnens beständige Verhältnisschätzungen der Abstände (in der Bildebene) unter imaginärem Ziehen von rechtwinkligen Koordinaten. Es gehört also zur Eigenart der Skizze, bei ihrem Entwurfe mit den wesentlichsten Zügen in dem zu skizzierenden Bilde zu beginnen. Es läßt sich dabei beobachten, daß dies nur dann die Profillinie des Ganzen ist, wenn es eben gerade auf sie vor allem ankommt, ferner daß man die Darstellung mit Verhältnisschätzungen begleitet und das Gedächtnis durch Zahlenangaben unterstützt (für die Ausführung in größerer Muße).

Der unschätzbare Vorzug, der in der Wahl eines im exakten Sinne gegebenen Angriffspunktes der Skizzierung liegt, besteht für die Schulgeographie darin, daß es auf diese Weise möglich sein muß, auch der schwächsten Auffassungsgabe und dem kürzesten Gedächtnis, sobald sie nur eben noch den Erläuterungen des Lehrers folgen können, die wesentlichsten Grundzüge der geographischen Natur der wichtigsten Länder, von der Heimat abwärts, dauernd einzuprägen, und ferner, daß dieses Einprägen mit Hilfe des Bildsinnes unabhängig ist von zeichnerischer Begabung. Ein paar Striche, bei denen es ohne Subtilität nur auf Richtung und gegenseitige Lage ankommt, kann jeder machen; auch hier „trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor". Für die Durchschnittsauffassung aber hat man sich, um dem Gedächtnis die Einprägung eines abgeschlossenen Ganzen zu sichern, jener Hilfszeichen zu bedienen, auf die, wie wir sahen, der Skizzist in der Notlage ganz von selber kommt, nämlich eines einfachen Systems von Konstruktionslinien und -Zahlen. Bei der Wahl und Anordnung dieser Linien aber hat man auf die Natur der psychologischen Faktoren einzugehen, soweit die Wissenschaft ihre allgemeinen Eigenschaften kennt. Helmholtz und Wundt, Fechner und Brücke haben hier vorgearbeitet durch ihre Untersuchungen über „die normalen Täuschungen des Sehens". Diesen Täuschungen, die im Erinnerungsbilde verstärkt auftreten, müssen die Konstruktionslinien durch ihre Anlage entgegenwirken. So wächst z. B. die Überschätzung des Ausmaßes einer natürlichen (Objekts-) Linie, je mannigfaltiger sie gegliedert ist. Diese Überschätung wird paralysiert durch Vereinfachung der Linie in der Skizze. Die Vereinfachung darf aber wieder nicht zu weit gehen, weil sich das Gedächtnis teilweise gerade auf die Verschiedenheit im Charakter der Objektslinien stützt. „Ähnlichkeiten — die Ruder der Erinnerung — sind die Klippen des Gedächtnisses", sagt, damit in Übereinstimmung, schon Jean Paul. Kurz: es hat eine Generalisierung, wie das der Kartograph nennt, einzutreten. Die relativ unwesentlichen Kleinformen fallen dabei weg. Das Wesen der Skizze besteht eben darin, daß es ein ohne gleichzeitige Verkleinerung

generalisiertes Bild ist. Stark charakterisierte Objektslinien dagegen von großer Ausdehnung, z. B. die Küste von England, werden zwar zunächst nur nach ihrer Längserstreckung in einer geraden Linie (etwa den 3°-Meridian westl. Länge) angegeben, ihr charakteristischer Verlauf aber läßt sich, weil „schwerzügig", im Gedächtnis festhalten nur durch eine auf Ausmessung zurückgehende Einteilung und durch Beachtung des immer streckenweise scharf ausgeprägten Parallelismus zwischen Ost- und Westküste (siehe das Bild!). Die Südküste ist „leichtzügig" und läßt sich schon durch die Hauptrichtung, das ist durch ihren fast total generalisierten Verlauf, selber wiedergeben. Großbritannien ist ein Inselland, hier liegen in den Küsten „die wesentlichsten Grundzüge seiner geographischen Natur". Man beachte, daß hier ein besonderer Grund vorliegt, einmal den äußeren Umriß voranzustellen. Wie immer mußte auch hier die Konstruktion an die natürlichen Linien anknüpfen; die Konstruktionslinien selber dagegen dürfen keine naturgegebenen, sondern immer nur physiologisch-optisch motivierte Linien sein. — Weiter ist hiebei der Überschätzung spitzer Winkel, und vor allem dem unwillkürlichen Streben vieler entgegenzuwirken, statt des richtigen Bildes das symmetrische oder Spiegelbild einer Form zu zeichnen.



Dies ist eine Hauptquelle der Trübung und Fälschung des Erinnerungsbildes. Nur dadurch, daß man den Schüler auf den Charakter dieses Anschauungs- und Gedächtnisfehlers aufmerksam macht und nur durch möglichst häufige Übungen läßt er sich überwinden.

Allen diesen Ausführungen, die hier nur angedeutet werden konnten, liegt ein reicher, mit strengem Zielbewußtsein durchdachter Erfahrungsschatz zugrunde und es ist jedem Dozenten und Lehrer der Geographie, der sich die Fähigkeit bewahrt hat, „glücklich von anderen Gefundenes" froh zu erkennen und zu schätzen, das Studium dieser methodischen Grundsätze aufs angelegentlichste zu empfehlen. Schreiber dieser Zeilen ist selbst nicht Lehrer, doch besitzt er als darstellender Geograph Erfahrung genug, um einschlägige Darbietungen eines Pädagogen nach ihrem objektiven Gehalte würdigen zu können. Es sind die Gedanken Dr. Franz Mosshammers, für die er hier bemüht ist, in Lehrerkreisen Verständnis und Interesse zu wecken. Während sich im Auslande seine trefflichen Hilfsmittel für den geographischen Unterricht bereits großer Anerkennung erfreuen, hat man in Österreich über ihrer schlichten Hülle vielfach den hohen methodischen Wert des Kernes übersehen, ja direkt verkannt. Freilich ist eine solche Verkennung nicht gerade verwunderlich. Der vortreffliche

Autor der „Geographischen Konstruktionszeichnungen“ [1]) und des Aufsatzes über „Die symmetrischen Erinnerungsbilder beim memorialen geographischen Zeichnen“ [2]) (dessen Studium neben dem Hauptwerke hiemit noch ganz besonders empfohlen sei) schreibt als Schüler Ernst Brückes, also als Psychophysiologe. Nun fehlt gemeinhin dem Schulmanne, wie Mosshammer selbst einmal hervorhebt, die Kenntnis der Physiologie und physiologischen Psychologie — obgleich gerade im Sinne der modernen Betonung der Anschaulichkeit gewisse Grundtatsachen derselben nicht so lediglich als geistiges Requisit für die Zwecke des Staatsexamens gelten dürften, als es heute geschieht! — Es fehlt seinen Ausführungen also für die Mehrzahl der pädagogischen Fachgenossen die klärende Einleitung. Vielleicht darf das Vorangehende im Sinne einer solchen gelten.

Der Standpunkt, von dem aus Dr. Mosshammer die Frage der Kartenskizzierung zu lösen sucht, ist endlich nicht allein für die in Rede stehende Sache von Wert, sondern von allgemeiner Bedeutung für die bildliche Darstellungslehre der Geographie überhaupt. Der Gedanke, für Fragen der anschaulichen Darstellung den Gesetzen des Sehens die entscheidende Antwort zu entnehmen, hat seit einigen Jahren auch für die Fach-Kartographie eine Grundlage zu bilden begonnen. Er hat auch hier mit verständnislosem Widerspruche zu kämpfen, und so ist es denn doppelt freudig zu begrüßen, daß ihm nunmehr auf selbständigem Boden in Mosshammer ein neuer Vertreter erwachsen ist.

Wien. Dr. Karl Peucker.

---

[1]) Geographische Konstruktionszeichnungen für Mittelschulen und verwandte Anstalten. Von Dr. Franz Mosshammer. Zwei Teile. Wien 1900. Im Selbstverlage des Verfassers (XVII., Hernalser Gürtel 11). — Mit Beilage: „Zur Einführung in das memoriale geographische Zeichnen (Zeichnen aus dem Gedächtnis)“. Die Skizze hier auf S. 168 ist dieser Beilage entnommen.

[2]) Vierteljahrshefte für den geographischen Unterricht. I. Jahrg., 3. Heft, S. 220 ff. — Einen unentbehrlichen Kommentar für eine Reihe von Punkten in [1]) bietet Dr. Mosshammer bereits selbst dar in seinen „Grundlagen des Entwurfes geographischer Konstruktionszeichnungen“, Zeitschrift für Schul-Geographie. Herausgeg. von Dr. Anton Becker. Wien 1901, XXIII. Jahrg., II. Heft, S. 33—43. Zur Ergänzung siehe ferner desselben Autors Aufsatz „zur Abwehr“: „Zum memorialen geographischen Zeichnen“; ebenda 1902, VII. Heft, S. 234 ff. Besprechungen erschienen bisher von Longo, Imendörffer (Z. f. d. Sch.-G., XXII. und XXIII. Jahrg.) und Peucker („Vierteljahrshefte“, Aprilheft 1903).

Verhandlungen über den mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht an höheren Schulen auf der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte (Breslau 1904).

Die diesjährige Versammlung wurde zu einer umfassenden Erörterung verschiedener aktueller Fragen des naturwissenschaftlichen und des mathematischen Unterrichtes benützt.

Wohl bezogen sich diese Erörterungen zunächst auf die preußischen Verhältnisse und waren auch die meisten Forderungen eben mit Rücksicht auf die Lehrpläne der höheren Schulen Preußens gestellt, nichtsdestoweniger aber verdienen dieselben die allgemeinste Beachtung. Schon die Bedeutung der Körperschaft als der größten Vereinigung auf naturwissenschaftlichem Gebiet sichert diesen Beratungen ein bedeutendes Interesse, noch mehr aber zwingt zu aufmerksamster Beachtung die Fülle grundlegender Ideen, welche bei diesen Verhandlungen zur Gesamtwirkung kamen. Denn der Fortschritt, der irgendwo auf welchem Gebiete immer gemacht wird, muß notwendig überall zu Versuchen anregen, die neuen Ideen dem eigenen Lande nutzbar zu machen, und so werden die in Breslau vertretenen Reformgedanken sicher nicht auf Preußen, ja auch nicht auf das Deutsche Reich beschränkt bleiben. Für Österreich sind aber die Breslauer Beratungen besonders belangreich, weil infolge der seit langem bestehenden Kulturgemeinschaft gewisse Fragen zu gleicher Zeit auftreten müssen und eine ähnliche Lösung erheischen.

Um die Beurteilung der vorgebrachten Wünsche und Forderungen zu erleichtern, wird eine Übersicht des Stundenausmaßes der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer an den höheren Schulen Preußens nach den seit 1901 geltenden Lehrplänen vorangestellt, wobei zum Vergleich die entsprechenden Stundenzahlen für die Gymnasien und Realschulen Österreichs in Klammern hinzugefügt werden. Bemerkt sei noch, daß in den Angaben bezüglich der österr. Realschulen die Stunden für Chemie und Physik einerseits und die Stunden für geometr. Zeichen, darstellende Geometrie und Mathematik anderseits zusammengezählt wurden.

	Gesamtstundenzahl	Mathematik	Physik und Chemie	Naturgeschichte
Gymnasien	259	34, 13%	8, 3·1%	10, 3·8%
	(194—196)	(24, 12·3%)	(10, 5·2%)	(9—10, 4·6%)
Realgymnasien . .	262	42, 16%	18, 6·8%	11, 4·2%
Oberrealschulen . .	262	47, 17·9%	23, 8·8%	13, 4·9%
	(214)	(42, 19·6%)	(29, 9·8%)	(11, 5·1%)

Auf der Versammlung in Hamburg, im Jahre 1901, hatten die vereinigten Sektionen für Zoologie, Botanik, Geologie, Anatomie und Physiologie darüber verhandelt, auf welche Weise für den biologischen

(naturhistorischen) Unterricht im Lehrplan der höheren Schulen ein breiterer Raum zu gewinnen wäre.

Die Versammlung in Kassel im Jahre 1903 hatte in einer allgemeinen Sitzung Thesen aufgestellt, die sich auf denselben Gegenstand bezogen, und hatte beschlossen, für die Versammlung in Breslau eine umfassende Erörterung der Gesamtfragen des naturwissenschaftlich-mathematischen Unterrichtes vorzubereiten und diese Fragen sodann in einer Gesamtsitzung der naturwissenschaftlichen und der medizinischen Hauptgruppe zu besprechen. Für diese Sitzung hatte der Vorstand vier Berichterstatter bestimmt.

Am 22. September fand die in Aussicht genommene Sitzung mit nachstehender Tagesordnung statt:

Bericht und Debatte über den naturwissenschaftlich-mathematischen Unterricht an den höheren Schulen:

1. Prof. Dr. K. Fricke aus Bremen: Die heutige Lage des naturwiss.-math. Unterrichtes an den höheren Schulen.

2. Geheimrat Prof. Dr. F. Klein aus Göttingen: Neue Tendenzen auf mathematisch-physikalischer Seite.

3. Geheimrat Prof. Dr. Merkel aus Göttingen: Wünsche betreffend den biologischen Unterricht.

4. Medizinalrat Prof. Dr. Leubuscher aus Meiningen: Schulhygienische Erwägungen.

Bemerkt sei noch, daß der allgemeinen Sitzung eine Beratung der Sektionen für Mathematik, Physik und für mathem.-naturwiss. Unterricht vorangegangen war, um die zunächst beteiligten Gruppen über die Tendenz der Berichte zu orientieren und wenigstens in diesem Kreise durch gegenseitige Aussprache eine Klärung der Ansichten anzubahnen.

Die Berichte und die daran geknüpften Erörterungen in der Gesamtsitzung ergaben, wie vorgreifend erwähnt sein mag, keine sachlichen Beschlüsse in der Reformfrage. Man hatte übrigens solche Beschlüsse auch gar nicht beabsichtigt, da eine erschöpfende Debatte in einer so zahlreich besuchten Versammlung technisch undurchführbar erschien und eine Majorisierung ganz ausgeschlossen war.

1. Fricke sieht das Ziel der höheren Schulen nicht in der Fachbildung oder einer einseitig mathematischen oder naturwissenschaftlichen Bildung, sondern in einer mathem.-naturwiss. Schulung im Rahmen einer allgemein menschlichen Geistesbildung, wie sie für das Verständnis der heutigen Kultur und für die lebendige Mitarbeit an ihrer Weiterentwicklung erforderlich ist. Darum erscheint ihm auch die gegenwärtige Stellung dieses Unterrichtes an den höheren Schulen Deutschlands unbefriedigend.

Durch die Süvernschen Lehrpläne vom Jahre 1816 waren die Naturwissenschaften im Gymnasium teilweise zur Geltung gekommen; als aber die Überbürdungsklagen immer lauter erschallten, wurden sie wieder zurückgedrängt, und im Jahre 1856 wurden sie fast vollends beseitigt; gleichzeitig aber begann als Reaktion dagegen die Realschulbewegung. Der harte Kampf, den der naturwissenschaftliche Unterricht um seine

Existenz zu führen hatte und heute noch zu führen hat, ist nur aus der historischen Entwicklung zu verstehen. Ein remanenter Scholastizismus macht sich fortwährend geltend, eine geradezu zwangsmäßig wirkende Idee, daß man Kultur und Wissenschaft doch irgendwie und irgendwo aus Büchern kennen lernen müsse.

Im Jahre 1859 wurden die Realschulen I. Ordnung mit Latein, die späteren Realgymnasien, errichtet und hier wurde den Naturwissenwissenschaften und der Mathematik neben den neueren Sprachen ein größerer Spielraum gewährt. Die Grundidee dieser höheren Schulen ist in voller Klarheit von Bessel entwickelt worden, der nachdrücklichst betont hat, daß Bildung des Geistes durch jedes ernste wissenschaftliche Studium erlangt werden könne.

Die Realgymnasien und die seit 1882 bestehenden lateinlosen Oberrealschulen konnten jedoch keine größere Bedeutung und demgemäß auch keinen größeren Einfluß auf die allgemeine Bildung des deutschen Volkes gewinnen, weil ihnen die Berechtigungen fehlten. Im Jahre 1902 bestanden

	Gymnasien	Realgymnasien	Oberrealschulen
im Deutschen Reiche .	482 (70·7%)	131 (19·2%)	69 (10·1%)
in Preußen.	315 (70·9%)	87 (19·6%)	42 (9·5%)

Die modernen Reformschulen, deren es etwa 73 gibt, bedeuten durchaus keine Vollendung der Schulreform. Der lateinlose Unterbau für die ersten Jahrgänge hat fraglos viel für sich, aber in den folgenden Jahren verschiebt sich in den Reformgymnasien (wie in den Realgymn.) der Stand der einzelnen Fächer wieder zu ungunsten des naturwiss. und des mathemat. Unterrichtes. In den leitenden Kreisen scheint man eben von einem gewissen Mißtrauen gegen die Naturwissenschaften nicht frei zu sein, und auf den Realschulen hat man das Französische und Englische zu Erben des Lateinischen und Griechischen eingesetzt.

Eine größere Bedeutung für die allgemeine Volksbildung haben die Naturwissenschaften und die Mathematik erlangt, seit durch das Eingreifen des Kaisers Oberrealschulen und Realgymnasien den Gymnasien für die Mehrzahl der höheren Berufsarten wenigstens annähernd gleichgestellt worden sind. Eine vollständige Gleichstellung ist freilich nicht einmal in Preußen, noch weniger aber in den übrigen Bundesstaaten erreicht und sie wird erst dann eintreten, bis die mathem.-naturwiss. Fächer den philologischen in Bezug auf den Bildungswert als gleichwertig anerkannt sein werden.

Der Bildungswert der mathem.-naturwiss. Fächer kann jedoch nur dann richtig zur Geltung kommen, wenn gewisse Vorbedingungen erfüllt sind.

Bezüglich der Mathematik wird zwar keine Vermehrung des Pensums zu verlangen sein, wohl aber eine Auswahl des Stoffes und der innere Ausbau, vor allem die Herstellung von Verbindungen mit den anderen Gegenständen. Für die Physik und Chemie ist eine Stundenvermehrung erforderlich, dann eine Änderung der Methode mit Berück-

sichtigung der praktischen Arbeiten, endlich eine Stoffauswahl. Den biologischen Wissenschaften gebührt, wie auch die Naturforscherversammlung in Kassel anerkannt hat, eine Ausdehnung bis in die obersten Klassen, ähnlich wie dies in Österreich (an Realschulen) besteht und sich bewährt.

Die unerläßliche Bedingung für eine gedeihliche Entwicklung des Unterrichtes ist ein wissenschaftlich und methodisch vorgebildeter Lehrerstand. Die wissenschaftliche Ausbildung erfolgt in vollstem Maße an den Universitäten und wird gegenwärtig in dankenswerter Weise auch über die Studienzeit hinaus in den Ferienkursen gefördert. Die methodische Durcharbeitung des Stoffes hat der Lehrerstand aus eigener Kraft begonnen, wofür die zahlreiche Unterrichtsliteratur und die Tätigkeit in den Vereinen Zeugnis ablegt. In dieser Beziehung, namentlich aber im Interesse der Heranbildung von Lehramtskandidaten, ist indes auch die Fühlung mit der Hochschule erwünscht.

Als ein wesentlicher Erfolg der bevorstehenden Verhandlungen würde es begrüßt werden, wenn sich in immer weiteren Kreisen der Naturforscher insbesondere auch an den Hochschulen die Überzeugung von der Wichtigkeit der Fragen des mathematischen und naturwissenschaftlichen Schulunterrichtes Bahn brechen würde. Dem philologischen Unterrichte kommt das gedeihliche Zusammenwirken von Universität und Schule schon lange zugute.

Bei aller Achtung vor der hohen Bedeutung einer literarisch-ästhetischen und historischen Bildung, wie sie der Sprachunterricht bietet, muß man doch die Überzeugung gewinnen, daß die Ergebnisse der Naturforschung im Interesse einer echt menschlichen Geistesbildung, eines Humanismus im wahren Sinne des Wortes, nach Inhalt und Methode ausgiebige Berücksichtigung verdienen bei der Heranbildung unserer Jugend, die mit dem Besten ausgerüstet werden soll, was menschliche Erziehungskunst und Wissenschaft zu bieten vermag.

Das Referat, welches Geheimrat Klein über die zeitgemäße Umgestaltung des mathematischen und physikalischen Unterrichtes erstattete, ist durch Besprechungen in Göttingen, namentlich aus Anlaß der dort abgehaltenen Ferienkurse, vorbereitet worden. Maßgebend waren hiebei die Stellungnahme der Universitätslehrer, die der Oberlehrerkreise, endlich die Meinung der Techniker, welche am klarsten bei der Besprechung der Schulfragen auf der vom Vereine deutscher Ingenieure einberufenen Konferenz am 12. September 1904 in München zutage trat. Als Zweck des Referates wurde nicht die Aufstellung von Thesen bezeichnet, sondern eine Berichterstattung mit der Absicht, bei den Mitgliedern der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte Verständnis und Unterstützung zu finden.

A. Mathematik. Die Abneigung gegen die Mathematik, selbst in naturwissenschaftlichen Kreisen, gilt mehr der Methode als dem Gegenstande. Die Mathematik war früher viel zu abstrakt, allen anderen Wissenschaften abgewandt. Seit etwa 30 Jahren kommt statt des syste-

matischen und dogmatischen Verfahrens allmählich das genetische zur Geltung, man trachtet die Raumvorstellung durch Konstruktionen zu entwickeln und man berücksichtigt immer mehr naturwissenschaftliche und sonstige Anwendungen, desgleichen historische und philosophische Argumente.

Die Mathematik hat dem allgemeinen Zwecke des Unterrichtes zu dienen, sie soll nicht ein isoliertes Wissensgebiet, sondern nur eine Seite der von der Schule vermittelten Gesamtbildung sein.

Die Mathematik hat für die Gesamtkultur des XIX. Jahrhunderts eine ungemein große Bedeutung gehabt; die mathematischen Methoden des XVIII. Jahrhunderts haben allmählich das naturwissenschaftliche Denken durchdrungen und sind auch von anderen Wissenschaften aufgenommen worden. Für das XX. Jahrhundert ergibt sich daher die Aufgabe, die zum Verständnis der modernen Kultur erforderliche mathematische Elementarbildung zu verallgemeinern, und zwar eben durch die Grundzüge der Differential- und Integralrechnung.

Das gilt naturgemäß für alle Schulgattungen. Aber nur der Stoff ist für das humanistische Gymnasium und für die Realanstalten der gleiche, die Tendenz muß verschieden sein; in den Realanstalten muß vor allem mehr Gewicht auf die Anwendungen gelegt werden.

Anwendungen sollen jedoch überall eifrig gepflegt werden, u. zw. Aufgaben aus der Physik, der mathematischen Geographie und Astronomie. Die bisherige Stundenzahl ist unbedingt festzuhalten und, dort wo sie vermindert wurde, wieder auf den früheren Stand zu bringen. Die Tendenzen, welche auf die Geltendmachung der axiomatischen Grundlagen der Mathematik hinzielen, sind zurückzuweisen; das sind nicht Aufgaben des Unterrichtes, sondern der Forschung.

In Bezug auf die praktische Durchführung der geplanten Umgestaltung kann die französische Reform als Muster dienen, wenn auch nicht die Lehrpläne direkt übertragen werden können[1]). Zur Ausbildung des mathematischen Denkens wird dort der Begriff der Funktion, die Art und Weise, wie man eine gegebene Funktion studiert, ihren Verlauf verfolgt, wie man sie durch eine Kurve darstellt, als unbedingt erforderlich erachtet, denn dadurch wird erst ein Einblick in die Mathematik eröffnet. Dies aber macht es notwendig, die Grundlehren der Differential- und Integralrechnung einzuführen. Wie dies zu geschehen hat, zeigen auch die französischen Lehrpläne. Will man aber für derlei Aufgaben Platz gewinnen, so muß ein Teil des bisherigen Lehrstoffes weichen.

Unbedenklich kann man die Theorie des Imaginären, den binomischen Lehrsatz, die Gleichungen dritten und vierten Grades weglassen. Einiges davon wird ohnehin nicht überall durchgenommen und viele dieser Dinge sind nur noch aus historischen Gründen im Lehrplan, weil sie zur

[1]) An dieser Stelle werden zum besseren Verständnis einige Bemerkungen zu demselben Gegenstande eingeschaltet, die Geheimrat Klein in der schon erwähnten Vorversammlung gemacht hat.

Zeit der Aufstellung des Kanons das höchste in der Mathematik waren. Auch anderes kann noch entbehrt werden, so z. B. komplizierte Konstruktionen, schwierige trigonometrische Aufgaben, manche Gleichungen. Wenn dem gegenüber eingewendet wird, daß solche Aufgaben eine große formal bildende Kraft besitzen und deshalb für den Unterricht vorzüglich geeignet sind, so ist dem entgegenzuhalten, daß die Lehrer gewiß imstande sein werden, auch in andere Dinge diese formal bildende Kraft hineinzulegen.

Es handelt sich auch um die Einführung der darstellenden Geometrie, oder besser gesagt, der Lehre von der zeichnerischen Wiedergabe räumlicher Verhältnisse nicht nur im Zweitafelsystem, sondern auch in freier Perspektive mit Einschluß der Photogrammetrie. Auch diesem Gegenstand ist eine große Bedeutung beizulegen.

B. Physik. Während die Mathematik in der Schule auf den Stand des XVIII. Jahrhunderts zu bringen sein wird, sind in der Physik stets die neuesten Entdeckungen zu berücksichtigen. Wenn die ganze Stadt von elektrischen Bahnen durchfahren wird, muß in der Physik von der elektrischen Kraftübertragung die Rede sein, und wenn alle Zeitungen der Welt vom Radium berichten, kann der Lehrer nicht davon schweigen.

Es treten aber nicht bloß neue Entdeckungen theoretischer und praktischer Art auf, sondern es werden auch die Beziehungen der Physik zur Chemie, Psychologie und zu anderen Wissenschaften immer enger und die Grenzlinien der Physik rücken fortwährend weiter hinaus.

Den durch das Anwachsen des Lehrstoffes entstehenden Schwierigkeiten kann man begegnen:

1. durch Beiseitelassung minder wichtiger Kapitel,
2. durch systematische Anreihung des Stoffes an den Gedankengang der Energetik,
3. durch einen propädeutischen Unterricht in den unteren und mittleren Klassen.

Ein wichtiges Erfordernis des physikalischen Unterrichtes ist die Ermöglichung ausreichender Experimente, einschließlich der Schülerübungen, welche in England und Amerika bereits als integrierender Teil des Unterrichtes gelten und auch bei uns allmählich in Aufnahme kommen. Es müssen daher genügende Sammlungen und Arbeitsräume beschafft werden. England und Amerika sind uns in der Förderung des physikalischen Unterrichtes weit vorangeeilt, um das wirtschaftlich so wichtige Übergewicht in der Technik zu erlangen. „Das möchte ich namentlich den verantwortlichen Ministern sehr ans Herz legen; das hat vielleicht überzeugende Kraft, um da, wo unsere eigenen idealen Überlegungen nicht ausreichen würden, ein Resultat zu erzielen“, fügte der Redner hinzu.

Die größte Schwierigkeit für den physikalischen Unterricht liegt in der geringen Stundenzahl, unter welcher in gleichem Maße auch die anderen Naturwissenschaften leiden.

Zur Überwindung dieser mannigfachen Schwierigkeiten tun die Lehrer das ihrige; eine weitere Entwicklung bedarf aber der Unterstützung größerer Kreise.

Lehrerbildung. Eine Unterrichtsorganisation kann nur durch ein entsprechendes Lehrermaterial wirksam werden, daher ist auch die Lehrerausbildung sorgfältig zu erwägen. Die Frage der Ausbildung der Oberlehrer ist aber keineswegs als abgeschlossen zu betrachten.

Man hat drei Arten von Lehrerbildung zu unterscheiden. Für den künftigen Hochschullehrer ist eine wissenschaftliche Vertiefung notwendig, womit die Beschränkung auf ein Spezialfach gegeben ist, für den Volksschullehrer ist eine enzyklopädische Bildung erforderlich, für den Oberlehrer ein mittleres. Auch der Oberlehrer soll forschen lernen, aber zugleich soll er eine Übersicht über seine Lehrfächer erlangen und eine Einsicht in alle mit dem Schulunterrichte in Verbindung stehenden Teile der einzelnen Wissenschaften, denn nur so wird er eine brauchbare Grundlage für eine selbständige Tätigkeit gewinnen.

Die vorgeschlagene Ausbildung ist bei der gegenwärtigen Fächergruppierung nicht mehr gut möglich. Die Schulverwaltungen wünschen Kandidaten mit möglich vielseitiger Facultas, denen man Stunden der verschiedensten Art ohneweiters zuweisen kann. Es ist dies auch eine praktische Notwendigkeit; ein Kandidat ist jedoch nicht imstande, z. B. Mathematik, Physik, Botanik, Zoologie und Mineralogie entsprechend zu bewältigen. Es ist daher unbedingt nötig, die mathematisch-physikalischen Studien in der Hauptsache von den allgemeinen naturwissenschaftlichen zu trennen.

Über den Unterricht, den die Kandidaten an der Universität erhalten sollen, wird erst jetzt wieder eingehend diskutiert, jedenfalls sind Vorlesungen und Übungen notwendig, denn die Kandidaten müssen einfache Schulapparate handhaben und allenfalls auch herstellen können. — Die Ausbildung soll indes nicht bloß an Universitäten erfolgen, es ist wünschenswert, daß Lehramtskandidaten der Mathematik und Physik auch an technischen Hochschulen ausgebildet werden. Die moderne Technik ist ein so wesentlicher Bestandteil des modernen Kulturlebens und ist von solcher Bedeutung für den Schulunterricht, daß man wünschen muß, ein jeder Lehrer der Mathematik und Physik hätte in die Technik und ihren Zusammenhang mit den Naturwissenschaften einen Einblick gewonnen.

Den Lehrern soll es auch ermöglicht werden, ihre Studien über die Hochschulzeit hinaus fortzusetzen, um ihre Ausbildung zu ergänzen. Vor allem muß dem einzelnen Lehrer Kraft und Zeit übrig bleiben, sich wissenschaftlich zu beschäftigen, er soll nicht genötigt sein, Privatstunden zu erteilen oder anderen Nebenerwerb zu suchen, denn er muß sich über alle neuen Fortschritte auf seinem Lehrgebiete orientieren können und selbständig nachdenken, wie diese Dinge für die Schule zu gestalten wären.

Ein Hilfsmittel für die Fortbildung sind die Ferienkurse; diese sind aber nur eine Abschlagszahlung, ein weiteres Ziel bilden die Urlaubssemester nach dem Muster der amerikanischen Sabbatjahre. In Amerika erhalten Lehrer und Universitätsdozenten jedes siebente Jahr ein volles Jahr Urlaub, den sie zu Reisen, meist nach Europa, zum Besuche anderer Hochschulen, von Kongressen usw. benützen, und wenn sie nach dieser

Zeit in ihre Heimat zurückkehren, haben sie den Stand ihrer wissenschaftlichen Kenntnisse wieder auf das der modernen Zeit entsprechende Niveau hinaufgebracht.

Schlußbemerkungen. An die Schulbehörden wird die Bitte gerichtet, die einsetzende Entwicklung auf jede Weise zu unterstützen. Die finanziellen Anforderungen hiefür sind im Vergleich mit anderen notwendigen Ausgaben des Staatslebens nur gering. Aber nicht nur mehr und wachsende Mittel sind erforderlich, es wird auch darauf zu achten sein, daß nicht wie gegenwärtig in den Schulbehörden vielfach, und namentlich in den mittleren Schichten, sachgemäß vorgebildete Mitglieder fehlen.

Die Mitglieder der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte werden ersucht, ihr Interesse und ihre Unterstützung diesen wichtigen Fragen zuzuwenden. Es handelt sich nicht nur darum, die Leistungsfähigkeit der Oberlehrer auf der ganzen Linie wieder herzustellen, sondern namentlich auch darum, ihnen die Berufsfreudigkeit wiederzugeben. Das wird gelingen, wenn sie sehen, daß ihre geistige Berufsarbeit vom großen Publikum verstanden und gewürdigt wird.

Geheimrat Merkel spricht die Wünsche der Naturhistoriker aus und gibt der Hoffnung Ausdruck, daß eine Erfüllung der in Betracht kommenden Forderungen durch eine kleine Einschränkung der rein philologisch-linguistischen Unterrichtsgegenstände möglich sein wird.

Er stellt zwei Hauptforderungen auf:

1. Alle Schüler, welche sich eine allgemeine Bildung aneignen wollen, müssen beobachten lernen, insbesondere diejenigen, welche sich einem naturwissenschaftlichen Fache zuwenden.

2. Alle Schüler müssen einen richtigen Begriff von den wichtigsten Funktionen des menschlichen Körpers ins Leben hinausnehmen.

Es ist beklagenswert, daß die den Kindern ursprünglich eigene natürliche Beobachtungsgabe unter dem Einfluß einer verkehrten Unterrichtsmethode verkümmert. Gegenwärtig herrscht überall noch eine zu große Hochachtung vor der Büchergelehrsamkeit. Die Studierenden müßten dazu erzogen werden, die Natur als das Buch, in dem sie vor allem zu lesen haben, zu betrachten, die literarischen Hilfsmittel aber als solche zweiten Ranges anzusehen.

Bei den gegenwärtigen Verhältnissen geht dem Schüler das, was er sich in den unteren Klassen im biologischen Unterricht angeeignet hat, in den oberen Klassen wieder verloren, man muß daher gemäß den Hamburger Thesen verlangen, daß der biologische Unterricht durch alle Klassen geführt werde, d. h. daß die Verhältnisse, die vor dem Jahre 1879 an vielen deutschen Anstalten bestanden — und sich bis jetzt in einer Anstalt erhalten haben, wieder hergestellt werden.

In Betreff der Methode des biologischen Unterrichtes wird bemerkt, daß erstens die Systematik zurückzutreten habe, wenn auch nicht ihre völlige Beseitigung geboten ist, und daß zweitens der Unterricht nicht in das Prokrustesbett des Reglements gespannt werde, denn es kommt

z. B. nicht darauf an, ob die Schüler etwas mehr zoologisches oder botanisches Wissen aus der Schule mitnehmen, die Schulung der Beobachtung ist das wichtigste.

Die Wünsche der Biologen gelten allen höheren Schulen. Das moderne Leben ist so allseitig von naturwissenschaftlichen Anschauungen und Vorstellungen durchdrungen und zieht in so vielen Dingen Nutzen aus den Vorgängen in der Natur, daß naturwiss. Kenntnisse von allen Gebildeten verlangt werden müssen. Diese Kenntnisse auf der Schule zu erwerben, ist für den Theologen und Juristen noch wichtiger als für den Mediziner und Naturwissenschaftler, da letztere das Versäumte später nachzuholen Gelegenheit haben.

Ein jeder Schüler soll auch einen sachgemäßen Unterricht über den eigenen Körper erhalten. Die Kenntnis der biologischen Vorgänge könnte manchen Mißbrauch der Jugendkraft durch übermäßigen Sport, Alkoholgenuß usw. verhüten und den Offizier und den Industriellen zu einer rationellen Behandlung der ihnen unterstellten Leute befähigen.

Nach der Ansicht des Vortragenden wäre den Schülern der obersten Klasse in den letzten Wochen ein kurzer Abriß der Organisation der Genitalien zu geben, der bei Pflanzen und Tieren doch nicht zu vermeiden ist. Solange nicht die Lehrer Anatomie des Menschen an der Universität studieren, hätten Ärzte in der Schule Unterricht über diesen Gegenstand zu erteilen.

Medizinalrat Leubuscher. Die Fortschritte auf dem Gebiete der Schulgesundheitspflege sind bisher namentlich den Volks- und Bürgerschulen zugute gekommen, den höheren Schulen nicht. Man macht aber gerade diesen den Vorwurf, daß sie die Gesundheit schädigen. Cohn hat schon vor 30 Jahren seine Untersuchungen über die Schädigung des Sehorgans veröffentlicht und die außerordentlich hohe Zahl der kurzsichtigen Schüler und die Zunahme der Kurzsichtigkeit in den oberen Klassen festgestellt. Die infolgedessen auf Versammlungen und Kongressen gefaßten Resolutionen sind aber so gut wie gar nicht durchgeführt worden. Auch die Schädigung anderer Organe in der Schule ist nachgewiesen. Trotzdem fehlt es heute noch an einer gesundheitlichen Überwachung der Schüler.

Während mehr als 200 Gemeinden Schulärzte für Volks- und Bürgerschulen angestellt haben, fehlt diese Einrichtung für höhere Schulen fast vollständig. Meiningen hat seit vier Jahren Ärzte für alle Schulen. Die hier gemachten Erfahrungen zeigen, daß in den Schulen hauptsächlich dreierlei Gesundheitsstörungen vorkommen: Kurzsichtigkeit, Zirkulationsstörungen, allgemeine nervöse Störungen. Diese Zustände sind gewiß nicht insgesamt der Schule zur Last zu legen, auch andere Momente, auf welche die Schule keinen Einfluß nehmen kann, wirken mit; in den niederen Klassen der Bevölkerung sind es die ungünstigen Wohnungsverhältnisse, die Hausindustrie..., in den besseren Kreisen der Alkohol, der Tabak, sittenverderbende Lektüre, übertriebener Sport... Ein schädlicher Einfluß der Schule, insbesondere auf die Kurzsichtigkeit und die nervösen Störungen, ist aber nicht zu bestreiten. Mit Anlagen hiezu kommen

die Kinder in die Schule und durch die von Klasse zu Klasse steigende geistige Anstrengung wird der Zustand verschlimmert. An den höheren Schulen ist zweifellos eine Überbürdung vorhanden und die hygienischen Verhältnisse haben sich nicht gebessert, sondern in mancher Hinsicht verschlechtert.

Die Anschauungen und Erfahrungen der Schulhygiene sollten auch auf den Lehrplan Anwendung finden. Wenn aber schon der Lehrplan beibehalten wird, so wäre wenigstens der Stundenplan nach Gesundheitsregeln zu verfassen, die Unterrichtsstunden wären zu verkürzen, die Pausen zu verlängern, der Nachmittagsunterricht wäre abzuschaffen, die häuslichen Arbeiten wären zu vermindern, und bei der Aufstellung der Stundenpläne hätten sich die höheren Schulen der Mitwirkung der Schulärzte zu bedienen.

So wünschenswert eine Reform des mathem.-naturwiss. Unterrichtes ist, so darf durch sie doch nicht die Stundenzahl vergrößert werden, es müssen andere Fächer, u. zw. nur die Sprachen beschränkt werden. Die Kenntnis der Biologie müßte weniger durch theoretischen Unterricht als praktisch durch Unterweisung im Freien beigebracht werden, wobei zugleich die körperliche Entwicklung gefördert würde.

Es ist auch wünschenswert, daß die Gesundheitspflege in den Schulen gelehrt werde, nicht etwa als eigenes Fach, sondern im Anschlusse an die übrigen naturwissenschaftlichen Fächer.

Ein gesundheitlich richtiges Leben der Bevölkerung, Verständnis für gesundheitliche Anlagen wird nur dann zu erreichen sein, wenn hygienische Kenntnisse in allen Kreisen, vor allem aber in den besseren Klassen, vorhanden sein werden.

Diesen Unterricht sollen die Lehrer der Naturwissenschaften erteilen, natürlich aber müßten sie sich schon an der Universität die erforderlichen hygienischen Kenntnisse aneignen. Doch sollten nicht nur die Lehrer der Naturwissenschaften, sondern alle Lehrer mit den wichtigsten Lehren der Hygiene vertraut sein und die Hygiene wäre überhaupt als Prüfungsgegenstand zu erklären oder es hätte wenigstens der Besuch hygienischer Kollegia als Bedingung für die Zulassung zur Prüfung zu gelten.

In letzter Zeit ist die Forderung aufgestellt worden, den Schülern die Tätigkeit des Sexualapparates zu erklären. Eine vernünftige Aufklärung in der Schule, aber nicht geradezu ein Unterricht, würde gewiß segensreich wirken. Es würde sich indes eben hiefür der Schularzt mehr als ein Lehrer empfehlen.

Tief zu bedauern ist, daß sich jetzt noch die akademischen Lehrer indifferent oder ablehnend gegen die Hygiene verhalten; diese mögen aber wenigstens bedenken, daß alles, was den Schülern zugute kommt, auch ihnen selbst nützt.

In der Diskussion gibt Pietzker namens des Vereins zur Förderung des math.-naturwiss. Unterrichtes der Genugtuung darüber Ausdruck, daß die in Halle geäußerten Befürchtungen, die Lehrerkreise würden auf dem Breslauer Naturforschertag nicht gebührend zu Worte kommen,

sich als unbegründet erwiesen haben. Er rühmt insbesondere das Verständnis des Prof. Klein für den schultechnischen Betrieb. Er freut sich, daß man nicht bloß die Erweiterung des naturwissenschaftlichen, sondern auch die des mathematischen Unterrichtes ins Auge fasse. — Die Fortführung des biologischen Unterrichtes bis in die obersten Klassen hat der Verein schon vor zwei Jahren (in Düsseldorf) in einer Resolution gefordert; auch im vorigen Jahr ist der Gegenstand besprochen worden. Zur mathem.-physikal. Frage hat der Verein zu Pfingsten Stellung genommen. Man hat sich hier über die Stellung der Physik im allgemeinen und über ihre Beziehung zur Mathematik ausgesprochen: die Physik soll eine lebendige, wirkliche sein; in den Schülern soll nicht die Meinung erweckt werden, daß sie bloß auf Erscheinungen, die im Laboratorium hervorgebracht werden, anzuwenden sei, die Schüler sollen einsehen, daß die Physik die Gesetze behandelt, welche die ganze Natur beherrschen. Die Mathematik ist als bedeutsamer Faktor des physikalischen Verständnisses zu betrachten, keineswegs aber die Physik bloß als Anwendung der Mathematik. — Prof. v. Borries (Charlottenburg) namens des Vereins deutscher Ingenieure: Der Verein beschäftigt sich schon seit langer Zeit mit der Unterrichtsfrage, hauptsächlich wegen der Unzulänglichkeit der Vorbildung, welche die höheren Schulen vermitteln. Diese Unzulänglichkeit besteht nicht nur in Bezug auf den technischen Beruf, sondern in Bezug auf die Allgemeinbildung überhaupt. Das Ziel dieser Bildung muß sein, Leute zu erziehen, welche unser heutiges Leben verstehen. Den meisten jungen Leuten fehlt die Fähigkeit der Anschauung, der Beurteilung von Größenverhältnissen und des kausalen Zusammenhanges. Diese Fähigkeiten sind nicht nur für den Techniker notwendig, in der Gesetzgebung, in der Rechtsprechung, in der Verwaltung mache sich der Mangel derselben auch bemerkbar. — Die Ingenieure verlangen keine Fachbildung, sondern nur möglichste Einheitlichkeit der Allgemeinbildung. Er begrüßt freudig die gewünschte Förderung der naturwiss. Fächer an den höheren Lehranstalten und spricht noch im besonderen den Wunsch nach Einführung der Differential- und Integralrechnung aus. Der Verein ist mit den in der Versammlung hervorgetretenen Zielen einverstanden. Die Vertreterin des schlesischen Frauenvereines und des Verbandes fortschrittlicher Frauenvereine, Fr. Dr. Rabinowicz, wünscht die Einführung des biologischen Unterrichtes an Mädchengymnasien und höheren Töchterschulen wie auch Berücksichtigung der Hygiene. — Grimsehl (Hamburg) spricht, gestützt auf seine mehrjährige Unterrichtserfahrung, seine Zustimmung zu den Vorschlägen Kleins betreffend die Einführung der Differential- und Integralrechnung aus. Die Schüler erfahren keine Erschwerung, sondern eine Erleichterung. Manche Kapitel der Elementarmathematik, die ohnehin nicht zur allgemeinen Bildung beitragen, können ausfallen. Der physikalische Unterricht muß ausgedehnt werden, zeitlich und räumlich. Sehr warm tritt der Redner für die Schülerübungen ein; der Unterricht könnte da auch in die freie Natur verlegt werden.

Classen (Hamburg) spricht im Namen des naturwissenschaftlichen Vereines, der die Anregung zur Erweiterung des biologischen Unterrichtes

gegeben hat. — Wagner führt aus, daß die Wünsche der Chemiker in der Kommission vorgebracht werden sollen. — Archenhold empfiehlt, einen Teil des Unterrichtes ins Freie zu verlegen. In Charlottenburg besteht für kranke Kinder eine Schule im Freien. Ähnliches könnte man auch für gesunde Kinder tun. Dabei wird sich auch die Einführung des astronomischen Unterrichtes ermöglichen lassen.

Oberschulrat Rebmann (Karlsruhe) dankt der Versammlung für das der Schule bewiesene Interesse und den Dozenten der Universität für ihre Mitarbeit in dieser Frage. Unsere mittleren Schulen können nicht mehr den Charakter der Vorbildung für die Universität haben, sie müssen allgemeineren Zwecken dienen, denn viele Bevölkerungselemente, Kaufleute, Offiziere, Beamte treten mit der allgemeinen Bildung, die sie in der Schule empfangen haben, unmittelbar ins Leben hinaus. Auf diese große Masse muß bei der Festsetzung der Ziele der höheren Schulen auch Rücksicht genommen werden. Die großen und hohen Gedanken, welche die Naturwissenschaften gezeitigt haben, dürfen ihnen nicht vorenthalten werden, sie sollen z. B. in der Geologie von der Entwicklung der Erde etwas hören u. dgl. Die Lehrpläne dürfen nicht von unten herauf gemacht werden, nach den Bedürfnissen der einzelnen Fächer, sondern von oben herab soll das Notwendige und Erforderliche festgestellt werden. Die Forderung allgemeinster naturwissenschaftlicher Bildung wäre als Ziel zu setzen, und dann wäre von hier aus nach unten zu organisieren. Nicht mit Spezialitäten, etwa in dem physikalischen oder chemischen Unterrichte soll man abschließen, sondern mit den höchsten Gedanken, den allgemeinsten Gesetzen.

An der Unterrichtszeit kann vorderhand nichts geändert werden, aber später hat man unbedingt mit einer Herabsetzung der Stundenzahl zu rechnen. Die Verbesserung der Methode ist eine Redensart. Nicht die gute Methode macht es aus, sondern der gute Lehrer. Die Persönlichkeit des Lehrers bedeutet die gute Methode.

Man muß sich auch hüten, die Forderungen auf das Niveau zu heben, welches ein vorzüglicher, genialer Lehrer erreichen kann. Die Unterrichtsverwaltung ist gezwungen, sich nach dem Durchschnittslehrer zu richten. Immerhin schadet es nicht, die Dinge in Fluß zu halten und etwas weiter zu greifen als gerade erreichbar ist.

Die Versammlung beschloß, zur eingehenden Beratung der Unterrichtsfragen eine Kommission einzusetzen, welche der Naturforscherversammlung im Jahre 1906 bestimmte Vorschläge zu erstatten haben wird. Gewählt wurden: vom Vorstande der Versammlung Gutzmer und ...atten, ferner die Mediziner Verworn und Leubuscher, die Biologen ...cke und Kräpelin, die Vertreter der mathemat.-naturwiss. Vereine ...zker und Schmidt, die Mathematiker und Physiker Klein und Poske ...lich die Techniker Borries und Duisberg.

Aus der vorstehenden Schilderung des Verlaufes der Versammlung wird man schon die unzweifelhaft große Bedeutung der Beratungen ...sehen können. Denn einesteils geben die in der Versammlung erstatteten Berichte nicht bloß die besonderen Ansichten einzelner, allerdings hervorragender Personen wieder, sondern sie stellen sich als Resultier

gleichsinniger Bestrebungen dar, welche in der letzten Zeit an verschiedenen Stellen aufgetreten sind, anderenteils sind in der Debatte verschiedene Körperschaften durch ihre Vertreter zu Worte gekommen, welche gewiß berufen sind, in Fragen des höheren Unterrichtes mitzusprechen. Für uns sind diese Beratungen besonders lehrreich, weil sie zeigen, daß so manches, was für Preußen erstrebt wird und vielleicht erst erkämpft werden muß, in Österreich infolge der Gunst der Verhältnisse schon zum gesicherten Besitz gehört. Aber in der gewiß berechtigten Freude am Besitze dürfen wir nicht übersehen, daß auch bei uns noch manches auf dem Gebiete des naturwissenschaftlichen und mehr noch auf dem des mathematischen Unterrichtes zu tun sein wird. Möge die Breslauer Versammlung auch bei uns anregend wirken und ein Ansporn sein, durch eingehende Erörterung der einschlägigen Fragen Maßnahmen vorzubereiten, durch welche der mathematich-naturwissenschaftliche Unterricht in Österreich auf moderner Höhe erhalten wird.

Wien. Dr. G. Schilling.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

August Waldeck, Praktische Anleitung zum Unterricht in der lateinischen Grammatik nach den neuen Lehrplänen. Zweite, verb. Aufl. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1902.

Bei der Besprechung der 1. Auflage des vorliegenden Buches im XXXIII. Bande dieser Zeitschrift ist der Inhalt dieser Schrift in erschöpfender Weise dargelegt und auch sein Wert mit uneingeschränktem Lobe gewürdigt worden.

In der 2. Auflage wurde zunächst durch die Einführung der neuen Lehrpläne die Umarbeitung des 1. Kapitels „Zweck des lateinischen Unterrichtes" nötig. Der Verf. empfiehlt, an Stelle der früheren Methode des Schreibens die des Übersetzens schon auf der 1. Stufe zu entwickeln, die Schüler in der planmäßigen und genauen Erfassung des Inhaltes größerer Satzganze und deren Wiedergabe in gutem Deutsch zu üben, sie auch durch wohldurchdachte Unterweisungen allmählich zum Ableiten der Derivata aus den Stammwörtern und der übertragenen aus der Grundbedeutung geschickt zu machen, damit die Lektüre nicht durch den fortwährenden Gebrauch eines Lexikons gehemmt werde. Die sprachlich-logische Schulung ist zwar nach den neuen Lehrplänen dem Hauptzwecke nicht mehr koordoniert, W. hält sie jedoch für eine Aufgabe des Lateinischen und begreift unter ihr mit Recht nicht das Erkennen seines streng logischen Baues, sondern die Schulung, das Abweichende in Flexionen, Syntax und Periodenbau zu erkennen und es mit unseren Sprachmitteln vollwertig wiederzugeben.

Im 3. Kapitel wurde die mehr theoretische Erörterung über das Verhältnis von Grammatik und Lektüre durch die zutreffende „über das induktive Verfahren" ersetzt. Der Verf. zeigt, wie der Schüler durch unbewußte Induktion (Analogie) ein Gefühl für gewisse Spracherscheinungen erlangt, welche durch den Unterricht zur Klarheit des Bewußtseins erhoben werden sollen; daß, was in der Mathematik die Figur, in der Sprache das Beispiel ist. Die Bedeutung der Kasus haben die Schüler nach W. im deutschen Unterrichte aus passenden Beispielen zu gewinnen, dagegen ist das eigentliche Gebiet der Induktion die Syntax. Er zeigt, daß nicht ein Komplex von Regeln, sondern nur ein einzelner Satz induziert werden kann, und warnt, dabei viele Beispiele zu geben. Schließlich veranschaulicht er das induktive Verfahren an dem Beispiele der Behandlung des *acc. c. inf.* in den Unterklassen.

Die Änderungen und Auslassungen in anderen Kapiteln sind von geringerem Belange.

Das Buch bietet in seinem alten, wie in seinem neuen Teile so viel Belehrendes und Anregendes, daß ihm die weiteste Verbreitung in Fachkreisen zu wünschen ist.

Teschen. H. Bill.

Adolphe Zünd-Burguet, Das französische Alphabet in Bildern. Marburg i. H., Elwertsche Verlagsbuchhandlung 1903. 50 SS.

Das vorliegende Büchlein ist die Schülerausgabe zu *Méthode pratique, physiologique et comparée de Prononciation française* desselben Verf.s und soll der deutschen Jugend eine richtige und schöne Aussprache des Französischen ermöglichen.

Es enthält im ersten Teile eine Beschreibung der Sprachorgane und im zweiten die der einzelnen Sprachlaute mit Bildern, welche aber nur die Mundstellung zeigen und daher nicht viel Wert haben, denn die Mundstellung sieht der Schüler auch an dem Lehrer, an einem Mitschüler oder zu Hause im Spiegel.

Was den Inhalt des Büchleins betrifft, so ist darin für österreichische Schulen jedenfalls zu viel geboten.

Wien. Dr. A. Würzner.

Dr. Viktor Thiel, Der Burgfrieden der Stadt Wien im Mittelalter. Vortrag, gehalten am 18. März 1904 im Altertumsvereine zu Wien. Wien, Druckerei der kaiserlichen Wiener Zeitung 1904. 8°, 25 SS.

Ein Sonderabdruck des in der Wiener Zeitung seinerzeit als Feuilleton veröffentlichten, im Altertumsvereine zu Wien gehaltenen Vortrages, der das bisher vornehmlich in den „Geschichtsquellen der Stadt Wien", in den „Quellen zur Geschichte der Stadt Wien" und in der vom Altertumsvereine herausgegebenen „Geschichte der Stadt Wien" veröffentlichte, bezw. verarbeitete Materiale zur Bestimmung des Burgfriedens der Stadt in übersichtlicher Form zusammenstellt.

Daß „das Gefolge Ramungs und anderer Helden etwa 5900 Mann" gezählt habe (S. 7), ist wohl eine Annahme, die nur deswegen vorgebracht werden konnte, weil Th. sich nicht die Mühe genommen hat, das Nibelungenlied selbst nachzuschlagen. An der betreffenden Stelle (Lachmann Str. 1282 ff.) sind wohl viel mehr Leute angegeben und gerade von diesen, den Fremden, heißt es Str. 1303, daß sie in Wien selbst Herberge fanden. Die Einheimischen bat Ruedegêr „daȥ si herberge naemen in daȥ lant". Als Beweis für den bescheidenen Umfang der Stadt Wien gegen Ende des 12. Jahrhunderts ist also die angeführte Stelle unbrauchbar.

Starkes Zeitungsdeutsch ist es, wenn S. 10 gesagt wird: „eine Erweiterung, welche sich während und infolge des Interregnums und reichsfreien Zeit vollzog".

Im allgemeinen ist das Büchlein flott geschrieben.

Wien. V. v. Renner.

Rusch G. und Wollensack A., Beobachtungen, Fragen und Aufgaben aus dem Gebiete der astronomischen Geographie. 3. verbesserte und vermehrte Auflage. Wien, A. Hölder 1904.

Die dritte Auflage unterscheidet sich von der vorhergehenden durch eine stattliche Anzahl neuer Aufgaben, denen „die Dämmerungserscheinungen, Beobachtungen über Zeit des Auf- und Unterganges des Mondes, die Gestalt seiner Phasen in verschiedenen Zonen“ nebst seinen Finsternissen zugrunde liegen. Am armierten Globus sind sie ebenso lösbar wie die früheren Aufgaben. Glauben wir auch, daß die behandelten Themen manchmal etwas abseits von der Aufgabe liegen, die dem erdkundlichen Unterrichte der Schule — und für diese ist doch die Arbeit schon ihrer ersten Anlage nach bestimmt — obliegen, selbst wenn diese Schule eine Lehrerbildungsanstalt ist, so wird doch das Büchlein ob der reichen Auswahl, die es zu treffen gestattet, auch in seinem neuen Gewande seine Geltung als wertvoller Unterrichtsbehelf behaupten.

Wien. J. Müllner.

Geometrische Aufgaben zur Lehre von der Proportionalität der Größen. Von W. Janisch. Potsdam u. Berlin, A. Steins Verlagsbuchhandlung 1904.

Eine fast unerschöpfliche Quelle von Aufgaben über Streckenteilung, vierte und mittlere Proportionale, Ähnlichkeit der Figuren, Strecken im Kreise und stetige Teilung. Selbst bei größter Bemühung wird der Lehrer in der Durchnahme des geometrischen Lehrstoffes der fünften Gymnasial- oder Realschulklasse nicht imstande sein, auch nur einen halbwegs beträchtlichen Teil dieser nahezu 100 Seiten ausfüllenden Aufgaben durchzunehmen.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Programmenschau.

1. Strobl Anton, Zur Schullektüre der Annalen des Tacitus. Progr. des k. k. deutschen Obergymn. in Prag (Kleinseite) 1902 und 1903. S. 10—24 und S. 13—22.

Obige Abhandlungen bilden die Fortsetzungen zu den in den Jahren 1896 und 1897 von dem Verf. in den Jahresberichten derselben Anstalt unter demselben Titel veröffentlichten Ausführungen. Der Autor beschäftigt sich dieses Mal mit der zweiten Hälfte der Annalen. Nach diesen Ausführungen bietet diese der Schullektüre weit weniger Stoff als die erste und es lassen sich für eine Auswahl weniger bestimmte Gesichtspunkte finden. Das 11. und 12. Buch eignen sich weder jedes für sich allein, noch beide zusammen für die Schullektüre. Von jenem ist ein bedeutender Teil verloren und von dem Erhaltenen bleiben nach den notwendigen Ausscheidungen nicht mehr als 20 Kapitel und auch diese ergeben durchaus kein einheitliches Bild. Das 12. Buch bietet zwar ein vom Verf. beabsichtigtes Ganze, die Regierungszeit des Claudius, umrahmt von einem wirkungsvollen Eingang und Schluß. Gleichwohl verdient es die Persönlichkeit dieses Kaisers nicht, die Aufmerksamkeit der Schüler so lange gerade bei ihm festzuhalten. Das Interesse des Lesers wendet sich viel mehr den Plänen und Handlungen Agrippinas und ihres

Sohnes sowie den Kindern des Kaisers aus seiner Ehe mit Messalina zu, was über das 12. Buch hinausweist. Übrigens werden die Persönlichkeit und die Regierung des Claudius an mehreren Stellen des 13. Buches, die jede Auswahl aus der zweiten Hälfte der Annalen wenigstens zum Teil berücksichtigen soll, ausreichend charakterisiert. Dazu kommt, daß mehr als die Hälfte des Buches sich mit den Vorgängen in Deutschland, Britannien und im Orient befaßt, die vom Standpunkte des Schülers minder lesenswert erscheinen. Geeignet dagegen, als Hauptstock der Lektüre zu gelten, ist das 14. Buch. Was von den 65 Kapiteln etwa auszuschließen ist, wird S. 13 angegeben. Der Inhalt umfaßt die Geschichte Neros von 59—62, einen Zeitraum, der reich ist an bedeutenden, ja für Neros Charakter und Regierung entscheidenden Ereignissen. S. 14—16 folgt eine eingehende Angabe und Musterung der Stellen, die zur Charakterisierung Neros Beiträge liefern. Ebenso sind die Stellen angegeben, die das Wesentliche für die Charakterisierung der Persönlichkeiten enthalten, die an Neros Hofe eine Rolle spielten. Aus dem 14. Buche läßt sich ferner auch für die Kenntnis der staatlichen Einrichtungen während der Herrschaft des Julisch-Claudischen Hauses so viel entnehmen, daß keine wichtige Seite derselben unberührt bleibt. Das gegenseitige Verhältnis zwischen den beiden zu Recht bestehenden Gewalten, dem Kaiser und dem Senate, findet eine treffliche Beleuchtung und die Bedeutung der wichtigsten kaiserlichen Ämter hebt sich scharf ab. Es eröffnen sich auch Einblicke in die Finanzgebarung, die Einnahmen und Ausgaben, die materielle Lage der Provinzen u. ä. Der Eindruck, den man von der Regierungstätigkeit Neros aus der Lektüre gewinnt, ist der der rücksichtslosesten absolutistischen Tendenz des Kaisers, soweit es sich um seine eigenen Interessen handelte, und einer nicht gerade schlechten Regierung in sonstiger Beziehung.

Der am Ende des Programmes von 1902 angekündigte Schluß wurde 1903 ohne Zweifel wegen Raummangels zur Fortsetzung, die sich mit dem Wirkungskreise des Senates beschäftigt auf dem Gebiete der Beamtenwahlen, der Gesetzgebung, Gerichtsbarkeit und Administration, wonach die richterliche Tätigkeit des Senates am meisten, die Beteiligung an der Verwaltung am wenigsten zur Geltung kommt. Die Rolle, die der Senat gegenüber dem Kaiser spielt, ist im ganzen eine klägliche, die des ausgeprägten Byzantinismus. Hinsichtlich der bewaffneten Macht gibt das 14. Buch ihre Hauptgruppen und Standplätze sowie eine große Menge Einzelheiten, die zur näheren Charakterisierung dienen. Wichtig ist der Hinweis auf die Fülle von Notizen, die sich auf die sozialen Zustände der ersten Kaiserzeit beziehen; wichtig ferner ist die Bemerkung, daß dieses Buch für die Darstellungsweise des Tacitus typisch sei und daß sich seine Kunst darin zeige, trotz der Fessel annalistischer Anordnung gewissermaßen ein organisches Ganze zu schaffen, dem gleichwohl der Übergang zum folgenden Buche nicht fehle. Diese Erzählungskunst des Tacitus wird an der Darstellung des Muttermordes (Kap. 1—13) sowie der Verstoßung und Ermordung Octavias (Kap. 60—64) in beredter Weise gezeigt. Den Schluß bildet eine Gliederung der Darstellung des Muttermordes als der längsten einheitlichen Handlung des Buches.

Dies wäre eine Skizze des Inhaltes beider Abhandlungen. Selbstverständlich sind alle die Einzelheiten durch Angabe der betreffenden Stellen gestützt. Nicht jeder Lehrer kann in der Art Spezialist sein auf dem Gebiete Taciteischer Geschichtschreibung, daß er den Schriftsteller so beherrscht, wie dies unzweifelhaft bei dem Verf. der Fall ist. Um so willkommener dürften dann solche Arbeiten dem Lehrer sein, der durch sie in die Lage versetzt wird, während der Lektüre vor den geistigen Augen der Schüler nach den verschiedensten Richtungen hin Aussichten und Lichtpunkte zu eröffnen, die nicht nur bildend wirken, sondern auch sicher geeignet sind, in dem Schüler wenigstens eine Ahnung von der Bedeutung und Größe des Schriftstellers zu erwecken.

Wien. Franz Zöchbauer.

5. Furtmüller, Dr. Karl, Die Theorie des Epos bei den Brüdern Schlegel, den Klassikern und Wilhelm v. Humboldt. Progr. des k. k. Sophiengymnasiums in Wien 1903. 32 SS.

Nach einer kurzen Vorführung der zeitlichen Entstehung von Schlegels, Goethes und Schillers, sowie Humboldts Theorien über das Epos behandelt der Verf. im I. Abschnitt die Homerhypothese Fr. A. Wolfs und die nach derselben Richtung gehenden Vermutungen seiner Vorgänger, dann Herders durch Wolf angeregten Aufsatz über Homer (1795). Im II. Abschnitt wird die Stellung der Brüder Schlegel zur Frage nach der Einheit der homerischen Gedichte gezeichnet. Fr. Schlegel versucht unter Preisgabe der historischen die ästhetische Einheit der Gedichte zu retten. Er wollte die großartige Beurteilung des einen Dichters Homer durch Aristoteles mit den neuen Ansichten über die Entstehung vereinigen, teilweise im Gegensatz zu Aristoteles, der die Gesetze der Tragödie auf das Epos anwendete. Dabei kommt Schlegel zu einer neuen Theorie des Epos, die freilich nur die homerischen Gedichte im Auge hatte. S. 16 wird A. W. Schlegels Weiterentwicklung der Lehre seines Bruders besprochen, wie sie zuerst in der bekannten Kritik von Goethes „Hermann und Dorothea" zum Ausdruck kam (das Epos ist ruhige Darstellung des Fortschreitenden). Im III. Teil (17 ff.) kommen die Ansichten Goethes und Schillers zur Behandlung, vorerst ihre Stellung zu Wolfs Prolegomena. Beide erhalten aus ihrem poetischen Schaffen heraus die Anregung, den Unterschied zwischen Epos und Drama zu erörtern. Das im Briefwechsel weit Verstreute wird klar zusammengefaßt, die vielfach sich ändernden Anschauungen der beiden Dichter werden Schritt für Schritt verfolgt. Vor allem ist zu konstatieren, daß sich die beiden weniger mit der Entstehung als mit dem inneren Wesen dessen, was episch sei, und mit dem Gegensatz zum Drama beschäftigten. Die Beobachtungen beider Dichter gipfeln dann in dem bekannten Briefwechselaufsatz: 'Über epische und dramatische Dichtung' (Dez. 1797), worin Epos und Drama vornehmlich auf das Prinzip der vergangenen und gegenwärtigen Zeit zurückgeführt werden. Die Annäherung beider an den Standpunkt Schlegels wird betont. Der IV. Abschnitt bespricht die Ansichten Wilh. v. Humboldts. Auch er geht bei seiner Theorie des Epischen wie A. W. Schlegel von der Betrachtung „Hermann und Dorothea" aus; er erklärt aprioristisch das Wesen der Dichtarten aus dem Subjekte, aus der Einbildungskraft und den Zuständen der Seele, und kommt zu einer feinen Scheidung der poetischen Erzeugnisse nach Entstehung, Darstellung und Zweck.

Die Arbeit Furtmüllers zeugt von großem Fleiß und einer vollen Beherrschung des historischen Materials, aber daneben tritt überall auch ein volles Verständnis für den ästhetischen Gedankenkreis der Klassiker zutage, das heute immer seltener zu werden scheint, da der moderne Mensch sich mehr der „Begebenheit", wie Fr. Schlegel sagen würde, und der sinnlichen „Beschauung", wie sich Humboldt ausdrücken dürfte, zuwendet. Darum könnte man von dem Verf. als Frucht der Untersuchung auch eine Stellungnahme zu den behandelten Fragen in der Gestalt einer kurzen Kennzeichnung des Epischen und des Epos erwarten. Das findet sich nun nicht. Auch unterläßt er es, sicherlich nicht aus Unvermögen, wie ich glaube, den einzelnen behandelten Theorien eine Kritik hinzuzufügen, und wo er es tut, wie bei Fr. Schlegel (S. 15), beschränkt sie sich auf kurze Andeutungen. Einige mehr zufällige Bemerkungen schließe ich hier an.

Zu S. 18: Wenn man auch den Satz Fr. Schlegels, daß das Drama auf Willensakten, das Epos auf Begebenheiten beruhe, als unseren Anschauungen nicht widersprechend ansehen kann, so wird man gewiß seiner weiteren Folgerung, unter deren Einfluß auch Schillers Brief an Körner vom 8. November 1796 steht, daß das Epos keinen Träger der

Handlung, keinen eigentlichen Helden habe, nicht beistimmen. Denn wenn der Held auch nicht Zweck des Ganzen im eigentlichen Sinne ist, so geht doch die historische oder sagenhafte Gestaltung sowie die dichterische Behandlung des epischen Geschehens immer auf einen Heldennamen zurück, wie uns die Geschichte der altdeutschen Literatur zeigt. Zu S. 14 wäre vielleicht auch eine Bemerkung gegen Schlegels Begründung der epischen Objektivität am Platze, vielleicht auch gegen die geinge Bewertung des Epos (S. 15). — Zu dem Gebrauche veralteter und veraltender Ausdrücke im hellenischen Epos und ebenso zur Mischung der Mundarten (S. 14) könnte gut dieselbe für unser volksmäßiges und höfisches Epos beobachtete Erscheinung verglichen werden. — In Herders Aufsatz über Homer (S. 8) konnte man erkennen, wie auch hier gegenüber dem nüchternen und scharfsinnigen Gelehrten Wolf Herders Rhetorik und Subjektivität herrscht, wie überhaupt Herder in seinen kritischen Schriften mehr feinfühlig das im geistigen Leben seiner Zeit schon unklar Vorhandene aufgenommen und fremde Anregungen weitergeführt als selbst gefunden zu haben scheint. — Die Bemerkung Goethes (S. 23), der Epiker müsse „das Interesse egal verteilen“, denke ich mir weniger durch Fr. Schlegels Aufsatz als durch seines Bruders Rezension angeregt, welcher über „Hermann und Dorothea“ schrieb: „Man kann sagen, daß Verknüpfung und Auflösung durch das Ganze gleichmäßig verteilt ist, daß . . das Gemüt immer von neuem angeregt wird“. — In der Theorie des Epos scheint Wilh. v. Humboldt das Wesen der Sache am tiefsten zu erfassen. Wenn auch von Kant und den Anschauungen Goethes und Schillers beeinflußt, hat er aufs klarste Epik und Lyrik gesondert und in ihrem Wesen beschrieben. Das Drama erhält allerdings eine etwas unklare Stellung und die versuchte innere Scheidung des Romans und des Epos — Begebenheit und Handlung — scheint mir nicht berechtigt.

Im ganzen ist Furtmüllers Arbeit durch Gedankengehalt und durch übersichtliche Ordnung des Stoffes eine tüchtige Leistung zu nennen.

Leitmeritz. Dr. Alois Bernt.

---

6. Zösmair J., Zur ältesten vergleichenden Geschichts- und Landeskunde Tirols und Vorarlbergs. Progr. des k. k. Staatsgymnasiums in Innsbruck 1903. 38 SS.

Der vorliegende Aufsatz verdient die sorgsamste Beachtung aller, die sich mit tirolischer und im weiteren Sinne mit österreichischer Geschichte beschäftigen, da er neben Bekanntem manches Neue bietet. Nach kurzen, einleitenden Bemerkungen über das eigenartige Wechselverhältnis zwischen Tirol und Vorarlberg, das kurz dadurch gekennzeichnet ist, daß beide ein Kronland ausmachen, einen Statthalter, ein Oberlandesgericht, eine Finanzlandesdirektion und ein Militärkommando besitzen, eine Kirchendiözese bilden, dann aber wieder eine getrennte Volksvertretung usw. haben, wendet sich der Verf. den geschichtlichen Verhältnissen beider Länder in der älteren Periode zu, die er vergleichend behandelt und auf Grund eigener und fremder Forschung zuzusammenfassend darstellt. So werden Gleichartigkeit und Verschiedenheit beider Länder in der vorrömischen Zeit besprochen, die älteste Bevölkerung des Landes, die vorrömischen Ortsnamen u. dgl. vorgeführt. In gleicher Weise wird die Geschichte beider Länder in der römischen Periode bis und seit Diocletian behandelt und sodann die Zeit der Völkerwanderung und des Königs Theoderich, u. zw. zunächst die Niederlassung der Alemannen, dann jene der Bajuvaren dargestellt.

Wir möchten aus diesem Hefte noch den Nachruf herausheben, den M. Hechfellner dem um die tirolische Geschichtsforschung verdienten Schulmanne Josef Egger gewidmet hat. Dem Nekrolog, der den Verdiensten des Dahingeschiedenen allseitig gerecht wird, ist ein Verzeichnis der literarischen Veröffentlichungen Eggers beigegeben.

7. **Schönach L.**, Tirolische Turniere im 13. und 14. Jahrhundert. Progr. der k. k. Oberrealschule in Innsbruck 1904. 17 SS.

8. **Sander Herm.**, Zur Geschichte des Montafoner Wappens. Mit Anmerkungen über die Familie Fritz und die Vorgesetzten von Montafon. Ebenda. 18 SS.

Aus archivalischen Materialien, vorzugsweise aus den heute zum Teil nach München und Wien verstreuten, zumeist aber im Innsbrucker Statthaltereiarchiv liegenden Rechnungsbüchern stellt Schönach zusammen, was sich in ihnen über die Turniere in Tirol vermerkt findet. Es sind im ganzen 44 Belege über Turniere, die innerhalb der Jahre 1299—1355 stattgefunden haben. — In demselben Hefte bringt der um die Geschichte Vorarlbergs hochverdiente Forscher H. Sander eine auf Grund der Aktenmaterialien des Vorarlberger Landesarchivs in Bregenz abgefaßte Geschichte des Wappens von Montafon, die nicht bloß allen Heraldikern empfohlen werden mag, sondern durch die Berührung der Montafoner mit Papst Johann XXIII. eines allgemeinen Interesses nicht ermangelt.

9. **Preuss L.**, Geschichte Lundenburgs. II. Teil. Progr. des Komm.-Gymn. in Lundenburg 1903. 40 SS.

Wenn man auch den auf das lokale Moment sich beziehenden Ausführungen des Verf.s zuzustimmen in der Lage ist, so wird das nicht in jenen Partien der Fall sein können, in denen die allgemeine politische Geschichte gestreift wird. Da ist z. B. in der Geschichte des Johannes Parricida und der Ermordung Albrechts Wahres mit Falschem gemischt. Für diese Partie wäre zu wünschen gewesen, daß dem Verf. statt der von ihm benützten alten die neuere Literatur zur Hand gewesen wäre. Die Geschichte Wenzels II. bietet jetzt eine ganze Reihe neuer Momente, die nicht übersehen werden dürfen. Auch in der späteren allgemeinen Geschichte finden sich einzelne Irrtümer. Besser ist die eigentliche Geschichte Lundenburgs herausgearbeitet und werden dessen wechselvolle Geschicke anschaulich geschildert.

Graz. J. Loserth.

---

10. **Rübenstein N.**, Über Darstellung von Funktionen durch durch periodische Reihen. Progr. der Landes-Oberrealschule in Mähr.-Ostrau 1903. 8°, 40 SS.

Diese Arbeit bringt eine ziemlich ausführliche geschichtliche Darlegung der zuerst vor mehr als 150 Jahren von d'Alembert begonnenen und später von den bedeutendsten Geometern fortgesetzten Versuche, eine analytische Funktion durch konvergente eindeutig periodische Entwicklungen mit unendlich vielen Gliedern darzustellen.

Wenn auch nichts vorkommt, was für den Analysten von Fach unbekannt wäre, so muß doch bei dem Umstande, als diese Arbeiten die

eigentliche Grundlage der heutigen Funktionentheorie abgegeben haben, dem Verf. des Aufsatzes uneingeschränkte Anerkennung gezollt werden, umsomehr als er sich in demselben der größten Klarheit und Bestimmtheit im Ausdrucke beflissen hat.

11. Simon O., Über die mehrdimensionale Geometrie. Progr. des StaatsObergymn. zu Ungar.-Hradisch 1903. 8°, 12 SS.

Dieser mit Schwung und offenbarer Liebe zum Gegenstande geschriebene Aufsatz wird dem mit der vieldimensionalen Geometrie Unvertrauten lehrreichen Aufschluß bringen.

12. Wolletz R., Über eine von Jakob Steiner aufgestellte birationale geometrische Verwandtschaft vom 2. Grade nebst Anwendungen. Progr. der Staatsrealschule in Jägerndorf 1903. 8°, 39 SS.

Der vorliegende Aufsatz beschäftigt sich mit verschiedenen, zuerst von Steiner, später von anderen Geometern behandelten Problemen über Kegelschnittsbüschel, sowie damit zusammenhängenden Kurven dritter und vierter Ordnung.

Die inhaltsreiche, mit großer Klarheit und Gründlichkeit abgefaßte Arbeit sei hiermit Fachgenossen bestens empfohlen.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Entgegnung.

A. Schuhs Besprechung meiner Geschichte des Mittelalters für die oberen Klassen der Gymnasien enthält eine große Anzahl von schiefen und unrichtigen Behauptungen, die mich zu einer Entgegnung nötigen. So behauptet er vor allem, mein Buch sei dem Zeeheschen auffällig ähnlich und zeige eine geringe Selbständigkeit. Einzelne Anklänge an andere Texte finden sich jedoch in der Mehrzahl der Lehrbücher. Bei Gindely beispielsweise gibt es eine sehr stattliche Zahl von Sätzen, die wörtlich dem kleinen oder mittleren Weber entlehnt sind, und auch bei Zeehe könnte ich mehrfach wörtlich mit anderen Büchern übereinstimmende Stellen nachweisen, ohne daß es mir deshalb auch nur einfiele, daraus Schlüsse zu ziehen, wie es Schuh bei meinem Buche getan hat. Daß ab und zu eine ähnliche oder gar in einigen Worten gleiche Fassung, besonders bei gedrängter Stilisierung der Ergebnisse von Entwicklungsreihen, unterläuft, ist wohl erklärlich; aber selbst wenn Schuh noch mehrere solche Übereinstimmungen, die teilweise wirklich ganz geringfügig sind und teilweise auch durch Benützung gemeinsamer Quellen ihre Erklärung finden, nachgewiesen hätte, würde doch die sonstige Anordnung und Textierung jedem Unbefangenen die volle Selbständigkeit meines Buches zeigen, wobei ich durchaus nicht in Abrede stellen will, daß ich Zeehes treffliche Bücher, nach denen ich seit Jahren unterrichte, genau kenne und ihnen manche Anregung verdanke.

Schuh beanständet auch meine Art, in den Überschriften das Tatsächliche oder die Ergebnisse von Entwicklungsreihen kurz zusammenzufassen; denn die Ergebnisse gehören, meint er, ans Ende. Folgerichtig müßten dann nach Schuh alle Titel und Überschriften ans Ende gesetzt werden. — Von einer Zielangabe im Sinne der Herbart-Zillerschen Didaktik scheint er nichts zu wissen.

In ca. 60 Druckzeilen verbreitet sich Schuh über den Ort, an dem ich die Kreuzzüge eingeschoben habe. Jedenfalls ist es aber klar, daß, wenn einmal die Kreuzzüge zusammengefaßt werden, wie es aus mehrfachen Gründen wünschenswert ist, die von Schuh hervorgehobenen Schwierigkeiten sich in ganz ähnlicher Weise auch dann ergeben müssen, wenn man sie, wie es Schuh für zweckmäßig hält, nach der Zeit Heinrichs V. behandelt.

Wenn getadelt wird, daß ich die Ergebnisse der Kreuzzüge, „die auf kulturellem Gebiete liegen", sogleich an die Geschichte der Kreuzzüge anschließe und nicht dem kulturhistorischen Abschnitte vorbehalte, so erkläre ich, daß ich mit voller Absicht, wo es nur anging, äußere und innere Geschichte nebeneinander gestellt habe.

Schuh beanständet auch, daß das Buch „nicht einmal den jetzt für die VI. Klasse vorgeschriebenen Lehrstoff" absolviere. Gewiß nicht; es müßte ja sonst darin bekanntlich auch ein Teil des Altertums aufgenommen sein. Der Hr. Ref. möge doch freundlichst den Titel des Buches beachten.

In Bezug auf das, was er für notwendig oder aber für überflüssig hält, vermag ich ihm großenteils nicht beizupflichten. Er rügt es beispielsweise, daß ich bei der österreichischen Geschichte „nicht einmal Konrads II. Verfügungen in Tirol 1027" erwähne. — Nun, selbst wenn Tirol damals schon in irgend einer engeren Fühlung mit Österreich gewesen wäre, was noch nicht der Fall war, würde ich jene Machtvermehrung der Bistümer von Trient und Brixen in einem so kurz gehaltenen Lehrbuche nicht aufnehmen. Manches von dem, was Schuh in dem Buche vermißt, findet sich aber tatsächlich darin, so die Folgen der Völkerwanderung u. a.

Eine noch weitergehende Sparsamkeit in Namen und Jahreszahlen, als ich sie ohnehin habe walten lassen, erscheint mir dagegen kaum am Platze.

Gerne will ich es jedoch als richtig anerkennen, daß mein Mittelalter von dem Bauerschen Altertum in Ausdrucksweise und Anordnung wesentlich abweicht. Was den Bilderschmuck betrifft, so habe ich die Absicht, nach Vollendung der Neuzeit einen eigenen historischen Bilder- und Skizzen-Atlas für mittlere und neuere Geschichte folgen zu lassen.

Zum Schlusse sei es mir gestattet, darauf hinzuweisen, daß mir, im Gegensatze zu Schuhs sehr unfreundlicher Besprechung, über mein Buch auch schon außerordentlich günstige und anerkennende Urteile von Fachmännern zugekommen sind, in denen die Auswahl und Anordnung des Stoffes, die stärkere Betonung der inneren Geschichte, die Übersichtlichkeit der Darstellung und die Sorgfalt der Diktion gerühmt werden

Dr. K. Woynar.

Erwiderung.

Über die in obiger Entgegnung gewissermaßen aufgeworfene Frage, ob Gindelys und Zeehes — oder Woynars Lehrbuch den Charakter größerer Selbständigkeit trägt, kann ich mit dem Hrn. Einsender der Entgegnung nicht rechten; mir genügt das sichere Bewußtsein, daß ich mit meinen Anschauungen über die bei Abfassung eines Lehrbuches zulässige Grenze der Benützung anderer Autoren nicht allein dastehe.

Sonderbar ist die Schlußfolgerung, die Woynar aus meiner doch der natürlichsten Induktion entsprechenden Meinung zieht, daß Ergebnisse an das Ende einer Entwicklungsreihe gehören: es ist mir allerdings ganz neu, daß die Begriffe „Titel und Überschriften" mit dem

Begriff „Ergebnisse" vollkommen identisch sein sollen. Mit wie viel mehr Recht könnte ich da sagen, daß wir nach Woynars Auffassung der didaktischen Zielangabe die geschichtliche Darstellung überhaupt beim verkehrten Ende anfassen und derselben etwa die Form eines mathematischen Beweises geben müßten mit der bekannten Schlußformel: *quod erat demonstrandum*; den Vorwurf, daß mir diese Auffassung der Herbart-Zillerschen Didaktik nicht geläufig ist, kann ich nur dankend quittieren. Auf welcher Seite sind also da „schiefe und unrichtige Behauptungen"?

Hinsichtlich der Einschaltung der Kreuzzüge ist nur das eine klar, daß es möglich ist, hier von mehreren Übeln das kleinste zu wählen und diese Möglichkeit suchte ich in der darauf bezüglichen etwas längeren Ausführung zu beweisen.

Mit der feierlichen Erklärung, daß mit voller Absicht — auch wenn dieselbe eine gute ist — äußere und innere Geschichte nebeneinander gestellt wurde, ist noch lange nicht der Beweis erbracht, daß dieses Vorgehen auch immer methodisch und logisch gerechtfertigt ist.

Neben manchen anderen, auch materiellen Gründen wird die Forderung, in einem für die Sexta bestimmten Lehrbuche den für diese Klasse vorgeschriebenen Lehrstoff — selbstredend nur hinsichtlich der Neuzeit, denn das Lehrbuch des Altertums haben ja die Schüler in der Hand — zu absolvieren, schon durch die Tatsache gerechtfertigt, daß eine Einführung des Woynarschen Buches praktisch undurchführbar bleibt, so lange der die Neuzeit behandelnde Band des neuen Lehrbuches nicht erschienen ist.

Wenn Woynar erklärt, er würde auch unter anderen Umständen Konrads II. Verfügungen in Tirol 1027 nicht in sein Lehrbuch aufnehmen, so verkennt er entweder die geschichtliche Wichtigkeit dieser Verfügungen oder berücksichtigt die österreichische Geschichte nicht in dem versprochenen besonderen Maße; oder gehört das von mir erwähnte, wirklich überflüssige Detail mit besserem Rechte in ein „so kurz gehaltenes" Lehrbuch?

Auch ich könnte mit manchem anderen fachmännischen Urteil über Woynars Lehrbuch aufwarten; doch wir wollen sehen, welcher Aufnahme sich dasselbe sonst zu erfreuen haben wird. Aber die in meiner Anzeige enthaltenen Bemängelungen und Bedenken, welche keinesfalls einer schlechten Absicht, sondern einer vollen Überzeugung entsprangen, finden in der Entgegnung des Hrn. Prof. Dr. Woynar entweder gar keine oder keine ausreichende Widerlegung.

Marburg. A. Schuh.

Eingesendet.

Seminar für deutsche Philologie an der Universität Wien.

Zur Ergänzung der Programmsammlung dieses Institutes ersucht die unterzeichnete Direktion die Mittelschulen Österreichs um Überlassung jener wissenschaftlichen Programmabhandlungen, welche in das Gebiet der deutschen Literatur und Sprache fallen. Für die gütige Übersendung derselben wird bereits im vorhinein der beste Dank ausgesprochen.

Prof. Dr. Jakob Minor.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Volkskundliche Ortsnamenforschung.

Die Veranlassung zu diesen Zeilen geben mir die Ausführungen von R. F. Kaindl in dem Buche „Die Volkskunde" (XVII. Teil des von M. Klar herausgegebenen Sammelwerkes „Die Erdkunde", Leipzig und Wien 1903). Der Verf. konstruiert einen rein in der Luft schwebenden Gegensatz zwischen „volkskundlicher" und „historisch-sprachwissenschaftlicher" Ortsnamenforschung und beruft sich dabei auf den Salzburger Geschichtsforscher August Prinzinger den Älteren, dessen Anschauungen auf einer gänzlich unhistorischen Auffassung der durch die geschichtliche Überlieferung bezeugten ethnographischen Verhältnisse eines großen Teiles der Alpenländer beruhen. Ich habe bereits im Jahre 1900 in „Bote für Tirol und Vorarlberg" Nr. 215 für meine engeren Landsleute, die ich seit Jahren über die Erscheinungen auf diesem Gebiete auf dem Laufenden erhalte, die Unhaltbarkeit der Prinzingerschen Hypothese über die Nationalität der ältesten Bewohner des größten Teiles der Ostalpen dargetan. Die Veranlassung dazu hatte mir ein Aufsatz des bekannten Nationalökonomen Dr. Alexander Peez in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung", Nr. 264, vom Jahre 1899 gegeben, der den Titel führt „Die Stammsitze der Bayern und Österreicher. Zum Gedächtnisse August Prinzingers des Älteren". In diesem Aufsatze war ohne Rücksichtnahme auf andere Arbeiten, die sich mit der Frage der Nationalität der Alpenbewohner in älterer und ältester Zeit beschäftigt haben, die Prinzingersche Hypothese einfach als geschichtliche Wahrheit hingestellt. Da nun auch in einem Werke, das gewiß in weiteren Kreisen zahlreiche Leser finden wird, alles Ernstes dieselbe Hypothese zum Ausgangspunkte des oben erwähnten Gegensatzes zwischen „volkskundlicher" und „historisch-sprachwissenschaftlicher" Ortsnamenkunde genommen wird, halte ich es für unumgänglich notwendig, diese weiteren Kreise über den wirk-

lichen Sachverhalt aufzuklären, wobei ich zum Teil die Ausführungen in dem oben erwähnten Artikel in „Bote für Tirol und Vorarlberg“ wiedergebe.

Nach Prinzinger sollen in dem Gebiete zwischen Amper und Eisack bis zur Raab, von der Donau bis in die Alpen hinein, soweit überhaupt geschichtliche Überlieferung reicht, Deutsche gewohnt haben, und zwar der bayerisch-österreichische Stamm. Die wissenschaftliche Tiefe der Prinzingerschen Auffassung charakterisiert am besten die Anschauung von der Identität der keltischen Boier und der deutschen Bayern, die lebhaft an jene Zeiten erinnert, wo diese Lehre in den bayerischen Schulen sozusagen offiziell vorgetragen wurde, um die nahe Verwandtschaft der Bayern und Franzosen zu erweisen. Allerdings steckt in dem ersten Bestandteil des Namens „Baiuvarii“, wie ich trotz J. W. Nagl, Geographische Namenkunde (XVIII. Teil von M. Klars Erdkunde), S. 113 für vollkommen sicher halte, der keltische Stammname „Boii“, der auf die aus mehreren germanischen Völkerschaften — es seien insbesondere die Markomannen, Quaden und Narister genannt — hervorgegangenen Urväter der heutigen Bayern von dem Stammlande „Boihaemum“, das ja schon Tacitus kennt [1]) und dessen Name später nach regelrechter, lautgesetzlicher Entwicklung in deutschem Munde „Baiaheim“, „Baihaim“, Bêheim hieß, übergegangen ist. Heißen ja doch die nachmaligen Bayern bis zur Merovingerzeit auch „Boii, Bogii“. Natürlich folgt aber aus dieser Namensverwandtschaft nicht die ethnographische Identität der „Boii“ und „Baiuvarii“.

Prinzingers Ansicht von der Uransässigkeit des bayerisch-österreichischen Stammes im Südosten Deutschlands und in den österreichischen Alpen, seiner Verdrängung und Rückwanderung entbehrt jeglicher geschichtlicher Beglaubigung, ebenso sehr auch der inneren Wahrscheinlichkeit, wie eine vorurteilsfreie Prüfung der von den alten Autoren überlieferten historischen Nachrichten, sowie die Ergebnisse der prähistorischen und volkstümlichen Forschung unwiderleglich dartun. Nichts berechtigt zu der Annahme, daß vor der Besetzung der bayerischen Hochebene und der Alpenländer durch die Römer eine Bevölkerung germanischer Herkunft in diesen Gegenden gehaust habe. Vielmehr sind zweifelsohne die Germanen das letzte Glied der Völkerreihe, welches in den oben bezeichneten Gebieten seine Wohnsitze aufgeschlagen und die frühere, andersvölkliche, damals überall romanisierte Bewohnerschaft, soweit sie nicht vor dem Einrücken der Barbaren das Feld geräumt hatte, in sich aufgenommen und sich angeglichen hat. Die Verhältnisse liegen in der Tat so einfach und klar, daß es nicht einmal der Anführung lite-

[1]) Germania c. 28: 'manet adhuc Boihaemi nomen signatque loci veterem memoriam quamvis mutatis cultoribus'.

rarischer Behelfe bedarf. Doch sei es mir hinsichtlich Tirols gestattet, auf meine Schrift „Die Urbevölkerung Tirols" (2. Auflage, Innsbruck 1892), ferner auf „Linguistisch-historische Beiträge zur Paläo-Ethnologie von Tirol" (Festschrift zur Feier des 25jährigen Jubiläums der deutschen anthropologischen Gesellschaft, Innsbruck 1894), endlich „Zur alttirolischen Ethnologie 1894—1904" in dem neuesten Hefte der Zeitschrift des Ferdinandeums hinzuweisen.

Es kann meines Erachtens nicht der leiseste Zweifel darüber obwalten, daß die Prinzingersche Hypothese einer germanischen Urbevölkerung des südöstlichen Deutschlands und der Ostalpen, wie ich bereits früher bemerkte, ein reines Luftschloß ist, dem jegliche Grundlage historischer oder prähistorischer Überlieferung und Beglaubigung fehlt. Daraus ergibt sich aber auch mit unausweichlicher Folgerichtigkeit, was von den Ergebnissen dieser Hypothese für die sogenannte „volkskundliche" Ortsnamenforschung zu halten ist. Für den vorurteilsfrei Denkenden genügt es, folgende Stelle aus dem oben zitierten Werke von Kaindl (S. 65) auszuheben:

„Wie nach Prinzingers Ansicht zu verfahren sei, ergibt sich z. B. aus folgendem Beispiele: Für den Flußnamen Erlaf ist zuerst die lateinische Form Arelape überliefert. Wer sich an letztere hält, kann den sinnlosen Namen nicht deuten. Nun ist aber offenbar Arelape nichts anderes als die den (von den?) Römern zurechtgemachte Form des heute üblichen volkstümlichen Namens Erlaf oder Erlach, d. h. Erlenfluß. Daraus würde auch folgen, daß der Fluß diesen Namen schon vor der Römerherrschaft führte. Ganz ähnlich ist die Beweisführung für die Tauern (Tore) als alte deutsche Bezeichnung und für viele andere Namen."

Man mag einem alten Herrn, der sich in diese einem 'circulus vitiosus' verzweifelt ähnlich sehende „Beweisführung" hineingelebt hat, die Marotte verzeihen, aber in einem wissenschaftlichen Werke hätte sie keinen Platz finden dürfen, da sie alles eher ist als wissenschaftlich.

Nach dieser Probe wird wohl jedermann klar sein, daß mit Prinzingers Grundsätzen in der Ortsnamendeutung überhaupt nichts anzufangen ist, und daher auch die auf diesem in der Luft schwebenden Untergrund aufgebaute „volkskundliche" Ortsnamenforschung ein leeres Luftgebilde ist. Von einer „volkskundlichen" Ortsnamenforschung kann auch nicht in dem Sinne gesprochen werden, den Kaindl S. 66 mit den aus der Bukowina aufgeführten Beispielen durch die Aufschreiber verballhornter Ortsnamen, die im Volksmunde in richtiger Gestalt fortleben, im Auge gehabt zu haben scheint. Es konnte und mußte aber die bestimmt ausgesprochene Forderung an den Namenforscher gestellt werden, daß er bei seinen Deutungen stets von der im Munde des Volkes üblichen Form der Namen auszugehen habe. Und hiefür hätte sich ganz zweckentsprechend anführen lassen: J. Schatz,

„Über die Schreibung tirolischer Ortsnamen“ (Ferdinandeums-Zeitschrift, III. Folge, 40. Heft, Innsbruck 1896). Aus dem Eingange dieser Schrift sei es gestattet, folgenden Leitsatz für den Namenforscher und -deuter hervorzuheben: „Auf die heutige Aussprache der Namen ist auch das Hauptgewicht gelegt, von ihr aus sind die älteren Schreibungen der Namen beurteilt.“ Hübsche Beispiele für die Bedeutung der mundartlichen Form bei Ortsnamenerklärungen finden sich auch bei A. Walde, „Über die Grundsätze und den heutigen Stand der nordtirolischen Ortsnamenforschung“ (Innsbruck 1901), S. 11 u. a.; derselbe, „Mitteil. d. k. k. Geogr. Gesellsch. 1898“, S. 479, 490. Auch mag es gestattet sein, auf meine Ausführungen über den Namen „Hohe Salve“ in der Ferdinandeums-Zeitschrift, III. Folge, Heft 47, S. 295 ff. zu verweisen, wo gerade die mundartliche Aussprache des Bergnamens gegen die Zusammenstellung mit latein. 'silva' mit gutem Grunde ins Feld geführt worden ist.

Nach dem Gesagten ist es vollkommen klar, daß eine Gegenüberstellung einer „volkskundlichen“ und „historisch-sprachwissenschaftlichen“ Ortsnamenforschung auf irrigen Voraussetzungen beruht. Die erstere ist eben nur ein Teil der wissenschaftlichen Ortsnamenforschung, die, ausgehend von der im Volksmunde üblichen Form, mit Zuhilfenahme der geschichtlich bezeugten älteren Formen die ursprüngliche Namensform ausfindig zu machen hat. Also kein Gegensatz, sondern ein Zusammenwirken zweier gleichberechtigter Faktoren! Darum werden wir auch in Zukunft nach den bis jetzt bewährten Grundsätzen nur diese eine Art der Ortsnamenforschung anerkennen, die wirklich vor dem Forum der Wissenschaft bestehen kann.

Nachschrift. Der oben erwähnte Aufsatz „Zur alttirolischen Ethnologie 1894—1904“ ist unterdessen erschienen in der Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg, III. Folge, 48. Heft, S. 141—169. Die Prinzingersche Ansicht ist jetzt auch von Franz Franziss, Bayern zur Römerzeit (Regensburg 1905), S. 6 ausdrücklich unter Berufung auf die Quellen zurückgewiesen worden.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Das Urteil eines Alt-Österreichers über den zweiten Teil des „Faust“.

Im vierzehnten Jahrgang des „Jahrbuchs der Grillparzer-Gesellschaft“ habe ich mich ausführlich über Wesen und Schaffen August Gottlieb Hornbostels (1786—1838) ausgesprochen, eines Schulkameraden Grillparzers, der, von letzterem als Dichter hochgeschätzt und in seinem künstlerischen Wesen diesem nah-

verwandt, als Frucht eines streng vor der Öffentlichkeit behüteten, stillem poetischen Schaffen gewidmeten Lebens einen reichen Schatz ungedruckter Gedichte, Dramen, romantischer Epen und Novellen hinterlassen hat. Ich habe Hornbostel als den Typus des Alt-Österreichers in seiner Lebensführung und auch in seiner dichterischen Produktion bezeichnet und gerade von diesem Standpunkte aus verdient ein in seinem Nachlaß enthaltenes Manuskript besondere Beachtung, das — augenscheinlich kurz nach dem Erscheinen des zweiten Teils des „Faust" unter dem Eindruck der ersten Lektüre niedergeschrieben, eine Inhaltsangabe des Dramas mit hinzugefügten Randglossen Hornbostels enthält.

Die interessante Handschrift umfaßt sechs eng beschriebene Seiten Groß-Quartformats; die Seiten sind in der Mitte eingebogen und jede enthält links die Inhaltsangabe und rechts an den entsprechenden Stellen alles, was Hornbostel merkwürdig erschien; zur größeren Hälfte bestehen diese Glossen aus kürzeren oder längeren Zitaten, es sind aber zahlreiche selbständige Bemerkungen des Schreibers hinzugekommen, die mitunter von heftiger Opposition gegen den Inhalt des Dramas Zeugnis ablegen.

Im folgenden will ich mit möglichster Kürze herausgreifen, was an dem Manuskript von dauernder Wichtigkeit erscheint. Ich enthalte mich bei dieser Publikation jeglichen Raisonnements, da ein solches in Anbetracht der heiklen Materie mich viel zu weit führen würde; ich behalte mir aber eine kritische Betrachtung des von mir veröffentlichten Materials ausdrücklich vor.

Die Inhaltsangabe selbst verdient keine Wiedergabe. Sie ist anfänglich knapp, wird im Verlauf des Dramas immer ausführlicher und nährt sich schließlich fast ganz von Ausdrücken des Dramas selbst, so daß sie sich am Schlusse von einer Aneinanderreihung von Überschriften und zitierten Versstellen nur wenig unterscheidet. Ich kann von einem Abdrucke dieses Teiles umso eher absehen, als sich Hornbostel darin streng objektiv verhält und alles Kritische einzig und allein auf die Randbemerkungen beschränkt hat.

Charakteristisch ist nun vor allem, daß Hornbostel die einzelnen Akte des Dramas mit bezeichnenden Überschriften versehen hat: I. Faust als Diener und Schmeichler am Hofe. — II. Faust jagt einem Phantome nach, und zwar nicht im Leben, sondern im Traum. — III. Faust verliert sich selbst in dem Phantome. — IV. Faust wird wieder ungemein reell, ohne Ahnung eines Höheren: ein Herrendiener um Lohn. — V. Faust stirbt ohne Selbsterkenntnis, ohne Reue oder Buße, ohne Sehnen nach Besserem, noch ganz im Irdischen befangen, und wird selig *par force*, bloß weil er für den Teufel nicht schlecht genug ist und die Jungfrauendiener einen Tic drein setzen.

Diese in die eigentliche, wie gesagt, streng objektiv gehaltene Inhaltsangabe eingesetzten Akt-Überschriften atmen einen

Ton heftiger Opposition; von eben solchem Zweifel und Mißfallen sind — mit einigen Ausnahmen — die Randglossen erfüllt. Allerdings steigert sich dieser Widerstand erst gegen den Schluß hin bedeutend. Die Glossen zu der Inhaltsangabe des ersten Aktes bestehen zumeist aus Zitaten; dazwischen aber findet sich der Satz: „Wer sind die Mütter, deren Name Fausten schon ahnend schaudern macht?" — Im zweiten Aufzug notiert Hornbostel neben der Inhaltsangabe der „Klassischen Walpurgisnacht" die Worte: „Eigentlich keine Walpurgisnacht, weil ohne Zweck und Zusammenhang. — Benützt vom Autor, um den mittelalterlichen Hirngespinnsten die antiken entgegenzustellen." Unmittelbar hieran schließt sich die folgende Bemerkung: „Soll es was heißen, und was, daß der Homunculus, das Geschöpf eines pedantischen Adepten, alles weiß und sieht und den anderen zum Rathgeber und Führer wird? Dann sich sehnt, zu entstehen, körperlich zu werden und vom Niedersten dazu anfangen muß?" — Neben der Inhaltsangabe zum dritten Akt finden sich bloß drei Anmerkungen. Zunächst heißt es. „Soll dieses Liebesverhältnis Faustens mit Helenen ein Verschmelzen, beyder Dichtungsweisen (des Romantischen und Klassischen) und die, im Euphorion, daraus entspringende höchste Poesie bedeuten? Die aber nicht möglich ist, sondern mit Ikarusflug zum Sturze kömmt?" — Und später: „Wie ists möglich, daß Mephistopheles die Phorkyas darstellt, und was will er damit?" — Endlich zum Schluß bringt der letzte Satz der Inhaltsangabe: „Phorkyas entkleidet sich zum Mephistopheles" als Randbemerkung Goethes Worte: „um, insofern es nöthig wäre, im Epilog das Stück zu kommentieren", mit dem Zusatze: „muß aber nicht nöthig seyn!"

Der vierte und der fünfte Akt stoßen am meisten auf Opposition. Gleich zur ersten Szene des vierten Aktes fügt Hornbostel die Worte: „Faust griechzet hier noch ein Merkliches". Die zweite und die dritte Szene kommentiert Hornbostel wie folgt: „Faust erweist einem Unwürdigen einen Dienst, nicht aus irgend einer (wahren oder falschen) Idee oder Überzeugung, sondern bloß, weil jener ein guter Kerl sey. — Er hat das Ideal verloren, ohne nur ein Wort des Bedauerns darüber hören zu lassen, und auch die Erinnerung an seine erste Jugendempfindung ist höchst flüchtig und kühl. — Nun wird er bloß und ordinär praktisch". — Der fünfte Akt, der, wie oben erwähnt, mit der ausführlichsten raisonnierenden Überschrift versehen worden ist, enthält neben der Inhaltswiedergabe der vierten Szene die Anmerkung: „Die Sorge sagt, er solle ihre Macht fühlen, und macht ihn blind! Das ist nicht die Art, wie die Sorge wirkt, ist ganz gegen ihr Wesen. Ebensowenig ist es wahr, daß die Schuld da nicht eingehe, wo ein Reicher wohnt". — Neben die Inhaltsangabe der Lemuren-Szene schreibt Hornbostel: „Noch in dieser vorletzten Szene mengt sich das Klassische ein wenig drein" und er versieht die Wiedergabe des Schlusses mit der Bemerkung: „Dritte und letzte, mystische Walpurgisnacht!"

Wien. Egon v. Komorzynski.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Zur Literatur der griechischen Tragiker.

1. Fredericus H. M. Blaydes, Spicilegium tragicum, observationes criticas in tragicos poetas graecos continens. Halis Saxonum 1902. 263 SS. gr.-8°.
2. — —, Spicilegium Sophocleum, commentarium perpetuum in septem Sophoclis fabulas continens. Halis Saxonum 1903. 529 SS. gr.-8°.
3. Ästhetische Erklärung Sophokleischer Dramen von Dr. Martin Wohlrab. Erster Band: Antigone. Berlin, Dresden und Leipzig, Ehlermann 1903. 68 SS. kl.-8°.
4. Elektra von Sophokles. Eine Nachdichtung von Dr. Karl Josephy. Zürich, Schultess & Ko. 1903. 56 SS. kl.-8°.
5. Joh. Vintschger Ritter von Altenburg zu Neuberg, Beiträge zur Würdigung des Sophokleischen Trauerspieles „Die Trachinierinnen" in Form einer übersichtlichen Einleitung. Progr. des Kommunal-Obergymnasiums in Gmunden am Traunsee. Gmunden 1900. 30 SS.
6. J. J. Oeri, Die Sophokleische Responsion. Verteidigung, Berichtigungen, Folgerungen. Wissenschaftliche Beilage zum Bericht über das Gymnasium, Schuljahr 1902—1903. Basel, Reichardt 1903. 43 SS.

1. und 2. Nach den Adversarien beschert uns Blaydes die Spizilegien. Mit wahrhaft staunenswerter Promptheit wirft der betagte Ex-Vikar von Harringworth ein Jahr ums andere die Früchte seiner halb kritischen, halb kompilatorischen Betätigung auf den Literaturmarkt, und auch diesmal ist die Mache, an der man die Alterskinder seiner Muße unter tausenden von Büchern erkennt, die gleiche geblieben. Immer wieder begegnen wir dem Massenaufgebot in der Regel treffender, doch mitunter auch täuschender, gewiß aber in ihrer systemlosen Aufreihung unfruchtbarer Konkordanzen und Parallelen, immer wieder dem unerfreulichen Gemengsel

aus wenigen nutzbringenden Gedanken und einem Überfluß trivialer Wahrheiten, immer wieder den Spuren eilfertiger Klitterung eines aus hundert Winkeln zusammengehäuften Rohstoffes an Lesefrüchten, kurz, der *rudis indigestaque moles* zum Bersten gefüllter und mit Haut und Haar dem Setzer ausgelieferter Schedenkästen. Schon die ungeheuerlichen Dimensionen dieser jüngsten Ährenlesen sind geeignet, von der Arbeitsweise des Alten von Vernon Terrace befremdliche Kunde zu geben: schlägt doch der Umfang der einen dem Sophokles gewidmeten die Ernte der nur vier Jahre früher (1899) ans Licht getretenen *Adversaria critica in Sophoclem* um volle 240 Seiten Großoktav! Augenscheinlich sind die Marginalien des unermüdlichen Lesers und Merkers, der Plato und die Septuaginta, Plautus und Properz, Shakespeare und Byron vergleichsweise heranzieht, in beständigem Fluß begriffen; drohen sie schließlich wieder einmal sich ins Uferlose zu ergießen, dann öffnet ihnen die Franckesche Stiftung eine Schleuse und ein neuer Artikel aus der Offizin des Waisenhauses, auf den vorigen mit seltener Fertigkeit gepfropft, vermehrt die Schar formlos-wüster Blaydesiana. Für die geistige Beweglichkeit des um die Tragiker ohne alle Frage hochverdienten Kritikers legt diese überaus rege Schaffenskraft beredtes Zeugnis ab: vergegenwärtigen wir uns nur, daß der blutjunge Fellow von Christ College sich als Bearbeiter der „Vögel“ die ersten Sporen zu Beginn der Vierzigerjahre verdient hat, demnach mit seinen literarischen Anfängen noch ein kleines hinter Heinrich Weil, den Senior der Hellenisten diesseits des Kanals, zurückreicht. Die Manier der Blaydesschen Büchermacherei bekundet aber auch, wie weit es ein in sein Arbeitsgebiet tief eingesponnener Philolog in der Kunst der Oligorie, der vollkommenen Gleichgiltigkeit gegen die Bedürfnisse und Interessen seines Leserkreises, zu bringen imstande ist. Es sei erlaubt, an ein paar Beispielen zu verdeutlichen, in welch schreiendem Mißverhältnis zu dem wirklichen Ertrag der Durcharbeitung die Opfer an Zeit und Mühe stehen, die Bl. dem Benützer seiner Sammelsurien auferlegt.

Das von Sophokles gebrauchte *ἀναιδείας πλέαν* (El. 607) bringt ihm Eur. Alk. 727 *τὸ γῆρας ὡς ἀναιδείας πλέων* und den adäquaten Demosthenischen Topos *ἀναιδείας μεστόν* (Trugges. 405) in Erinnerung (Sp. Soph. 145). Doch das reicht nicht hin: wir erfahren auch, daß im Aias zweimal *μωρίας πλέως*, in den Rittern *θράσους πλέα* und in den Acharnern *ἀλιτρίας πλέων* zu lesen steht. Der lexikalische Brocken hätte Wert und Existenzgrund, wenn zum mindesten im Bereich der Szeniker ein voller Überblick über die Verwendung dieser Form der Invektive angestrebt wäre; aber gleich das äschyleische *θράσους πλέως* (Prom. 42) vermißt man. Ob Philokt. 687 *τόδε θαῦμ' ἔχει με* am hesiodischen *θαῦμα δ' ἔχ' ἀθανάτους* (Theog. 588) einen Vorläufer hat oder nicht, scheint für die Zwecke eines *commentarius perpetuus* herzlich

gleichgiltig, aber sei's drum, *superflua non nocent;* welchen Wert aber kann die Beurkundung von Eur. Hel. 1301 δρομάδι κώλῳ für Philokt. 679 ἄμπυκα δρομάδα haben? Zu Oed. R. 1119 lesen wir: τὸν Κορίνθιον ξένον] cf. Arist. Th. 404 τῷ Κορινθίῳ ξένῳ. Daß das letztere aus der Stheneboia herübergenommen ist (frg. 664 N²), brauchte nicht gesagt zu werden; aus dem Vorkommen der rein accidentellen Wortverbindung in zwei durchaus heterogenen Bühnenwerken lernen wir nicht das mindeste. Wenn δός μοι χερὸς σῆς πίστιν (Oed. Kol. 1632) eine Parallele wünschenswert erscheinen ließ, dann mochten Philokt. 813 ἔμβαλλε χειρὸς πίστιν und Med. 21 δεξιᾶς πίστιν μεγίστην ausreichen, dieselben Wendungen, die Blaydes' eigene Ausgabe der thebanischen Trias (1859) namhaft macht: die weiteren Zitate, Heraklid. 308 δότ', ὦ τέκν', αὐτοῖς χεῖρα δεξιὰν δότε und Wolk. 81 τὴν χεῖρα δὸς τὴν δεξιάν, sind für diesen Behuf wenig geeignet, das euripideische Beispiel, wie ein Blick auf den Zusammenhang ergibt, noch weniger als das aristophanische. Zwischen dem Enjambement Oed. R. 347 ὅσον | μὴ χερσὶ καίνων und dem desselben Dramas 555 ἐπὶ | τὸν σεμνόμαντιν vermag ich keine sonderliche Ähnlichkeit zu entdecken; mit ebensowenig Grund sehe ich die Figur βλαστοῦσ' ὅπως ἔβλαστε ebd. 1376, Iph. T. 575 ὄλωλεν ὡς ὄλωλε (Sp. Soph. 383), deren euphemistischer Tenor sich nicht verkennen läßt, mit dem ὃ γέγραφα γέγραφα des Johannesevangeliums (19, 22) geglichen, das vielmehr peremptorisch gehalten ist und jener Färbung ermangelt. Es ist nicht anders, als wollte man den Worten Ophelias (Hamlet III 1) 'Daß ich sah was ich sah und sehe was ich sehe' — seinerzeit habe ich sie in der Medea-Ausgabe zur Illustrierung des ἐσμὲν οἷόν ἐσμεν (889) verwendet — das nur scheinbar homogene Goethesche 'Was ich gemalt hab', hab' ich gemalt' an die Seite stellen. — Womöglich noch loserer Art sind Beziehungen wie die, welche Bl. zwischen Ai. 480 οὐδεὶς ἐρεῖ ποθ' ὡς ὑπόβλητον λόγον ἔλεξας, ἀλλὰ τῆς σαυτοῦ φρενός und Plaut. Amph. 1, 1 *si dixero mendacium, solens meo more fecero* herausfindet, oder zwischen Trach. 79 τελευτὴν τοῦ βίου — περᾶν und Cic. pro Murena 16, 34 *neque vero eius belli exitum conficiendum,* oder gar zwischen Oed. R. 1 τοῦ πάλαι νέα τροφή und Verg. Aen. 3, 181 *seque novo veterum deceptum errore locorum!*

Von diesem Geist oberflächlich schematisierender Routine ist das — übrigens schon im Vorwort zum Aias (1875, S. IV) angekündigte — Notenwerk erfüllt bis zum Überdruß. Der *pruritus emendandi* zwar, der sich vor Jahren nicht genug zu tun wußte — gab doch Bl. zu Aias 802, wie jeder Kenner der eben erwähnten Ausgabe bezeugen kann, 21, sage einundzwanzig Eventualvorschläge zum besten — ist merklich abgeschwollen. Noch in den Adversaria werden zu einer Stelle gleich fünf oder acht Einfälle aufgetischt (Ant. 362, Oed. Kol. 1493): von solchem Überfluß

und Formenspiel hält sich das Spizilegium mit anerkennenswerter Entsagungsfähigkeit frei. Immerhin ist auch hier an dem bequemen Qu. durchaus kein Mangel, vielmehr werden zu (gering geschätzt) dreihundert Stellen aus den verschiedensten Gebieten griechischer Poesie und Prosa (Tragiker, Komiker, Lyriker; Historiker, Redner) Vermutungen notiert, darunter ein sehr kleines Häufchen brauchbarer; andere wieder, die als original ausgeboten werden, stehen mit Namen wie Canter, Reiske, Wakefield, Brunck, Matthiae, Nauck u. a. verbunden, um der Jüngeren nicht zu gedenken, jahrzehntelang in unseren Kommentaren. Verlohnt es, auf die Masse banaler Tatsächlichkeiten von dem Typus τρέφειν = *alere* hinzuweisen, auf die dichtgesäten Flüchtigkeiten, auf die Fehlgriffe und Unbegreiflichkeiten, wie sie nur einer exegetischen Geschmacksrichtung unterlaufen können, die vor jeder feineren sprachlichen und stilistischen Distinktion Reißaus nimmt? Beispiele für das Gesagte wird jeder in Menge finden, der selbst in die Lage kommt, das überreiche Material in seiner höchst sorglosen Redigierung, mit seinen z. T. drolligen Versehen, zum Behuf sachgemäßer Ausnützung nun erst selbst durchzuarbeiten, unausgesetzt nachzuprüfen und zu berichtigen. *Il faut le prendre tel qu'il est avec ses qualités et avec ses défauts,* meint Albert Martin (Revue crit. 1900, 430); aber wer wird denn überhaupt diesen Buchungetümen an den Leib rücken wollen außer jenem Fähnlein bemitleidenswerter Rezensenten, die ihr Registratorenberuf verurteilt, aus hundert Druckseiten Spreu ein Weizenkorn herauszuworfeln?

3. Über Wohlrabs zierliches Bändchen, das „neue Anregungen zum tieferen Verständnis des Stückes, zu besserer Würdigung der dramatischen Kunst des Dichters bieten“ will, erlaubt sich Ref. kein abschließendes Urteil. Ein solches kann seiner Überzeugung nach erst das Ergebnis praktischer Erprobung in der Schule, allenfalls auch in den Kreisen der ihr entwachsenen Freunde antiker Literatur sein. Der Gedanke eines fortlaufenden Kommentars, der der Gefahr begegnen möchte, über dem Einzelnen die Erfassung des Ganzen zu verabsäumen, verdient gewiß Billigung; die Frage ist nur, ob die seiner Bedürftigen mit den Mitteln, die (für die Antigone) Boeckh, auch Schneidewin-Nauck u. a. Erklärer an die Hand geben, nicht ihr Auslangen finden, mit anderen Worten, ob für diesen jüngsten Versuch ein Bedürfnis besteht. Repetitorischen Zwecken wird er, wie es scheint, willkommene Dienste leisten; auf wissenschaftlichen Wert macht er keinerlei Anspruch.

4. Josephys „Nachdichtung“ der Elektra, die Vorläuferin einer vom Vorwort in Aussicht gestellten Pindar-Übertragung, gibt sich nach Tendenz und Anlage als Frucht Wilamowitzscher Schule. Man merkt es aufs deutlichste schon an der Sorge für ein leicht und gefällig ins Gehör gehendes Bühnendeutsch, das freilich auch gegebenenfalls vor dem Umkippen ins gar zu Prosaische nicht zurückschreckt — V. 1029 „das wirst du nicht erleben“, 1062

„dem Menschen, der in gleicher Lage" —, Vulgarismen ohne Nötigung zuläßt — „dorten" S. 37, 44, 55; V. 678 „betreib du deine Sachen" —, von Archaismen, gleichfalls ohne daß ein Bedürfnis bestünde, Gebrauch macht — V. 680 „g e h r t meine Zunge nicht nach Widerrede" —, auch wohl gar, um ein vermeintliches Minus auszugleichen, zu dem nicht unbedenklichen Mittel der Interpolation greift. Hiefür bietet die zweite Chrysothemis-Szene mehr als einen Beleg. Wer *πάρεστ' Ὀρέστης ἡμῖν, ἴσθι τοῦτ' ἐμοῦ κλύουσ', ἐναργῶς, ὥσπερ εἰσορᾷς ἐμέ* wie folgt übersetzt: „Ich bringe Heilung (wegen des voraufgehenden *ἴασιν*), nimm von mir sie an: Orest ist hier, bald seh'n ihn deine Augen!", nur um der Distichomythie Rechnung zu tragen, läßt vom Original nichts übrig als die Eingangsworte und beraubt sie durch Versetzung in den zweiten Vers obendrein ihrer Wirkung. *ἢ τοὺς θανόντας ἐξαναστήσω ποτέ* kann durch ein vorangeschicktes „Was soll ich tun, wozu bin ich im Stande?" an emphatischer Bitterkeit nur verlieren, genau so wie das kraftvolle *καὶ πρίν γε φωνεῖν, εἰ φρενῶν ἐτύγχαν' αὕτη μὴ κακῶν, ἐσῴζετ' ἂν τὴν εὐλάβειαν* um seinen ganzen Effekt kommt, wenn die Sprecherin auf die Worte des Chors mit: „Wie? Wahrheit (lies: Weisheit) läg' darin, meint ihr, o Frau'n? Nicht einmal Klugheit!" reagiert. Auch das kommt vor, daß ein Stück Text vorsätzlich unterdrückt und ihm ein anderer von des Übersetzers eigener Mache unterschoben wird. Wohl wird in der Frage der Tilgung von Versen oder Versgruppen dem Interpreten soviel Freiheit zuzubilligen sein, als sich, immer auf dem Untergrund einer methodischen Überlieferungskritik, mit den Forderungen des Taktes und Geschmackes verträgt; darauf, ob die Athetese jeweils „durch philologische Autoritäten gedeckt" erscheint, kommt es im Grunde weniger an. Nicht aber kann ein Verfahren gutgeheißen werden, das an Stelle von 530 ff. *ἐπεὶ πατὴρ οὗτος σός, ὃν θρηνεῖς ἀεί, τὴν σὴν ὅμαιμον μοῦνος Ἑλλήνων ἔτλη θῦσαι θεοῖσιν, οὐκ ἴσον καμὼν ἐμοὶ λύπης, ὅτ' ἔσπειρ', ὥσπερ ἡ τίκτουσ' ἐγώ. εἶεν, δίδαξον δή με· τοῦ χάριν* κτλ. folgendes setzt: „denn er, dein Vater, den du nicht genug beweinen kannst, allein von allen Griechen gewann er seinem Herzen ab, die eigne geliebte Tochter[1]) am Altar zu opfern, er

[1]) Nicht umsonst läßt der Dichter Klytämestra *τὴν σὴν ὅμαιμον* sagen, um in Elektra dem niedrigsten Racheinstinkt ein anderes Ziel zu geben: er hat deine leibliche Schwester geopfert (s. Kaibel z. St.). Man sieht, das Kunstmittel hat beim Übersetzer nicht verfangen. — An dieser Stelle sei es erlaubt zu erwähnen, daß die von Kaibel nicht der Erwähnung wert gefundene Schreibung *ὅς ἔσπειρ'*, mit der wir der Kruditât des „fatalen" *ὅτε* überhoben sind, dem Ref. seinerzeit Adolf Michaelis' lebhafte Zustimmung eingetragen hat. Übrigens gehört sie zu den nicht wenigen, die R. Y. Tyrrell unbeschadet der der „deutschen Schule" bewiesenen Abneigung aus dem Teubnerschen Text von 1885 herübergenommen hat.

folgte seinem Sinn, — und dacht' nicht meiner! — Und wem zuliebe" usw. Dies ist, mit Verlaub, Urkundenfälschung: dem, was Kaibel „ironische Verkleidung des in nackter Form unaussprechlichen Gedankens *ἥδετο σπείρων*" nennt, substituiert hier der Lehrer der höheren Töchterschule in Zürich den unanstößigen Flickvers, und der Anstand ist gerettet, sei es auch auf Sophokles' Kosten!

Überhaupt kann eine schärfere Nachprüfung nur dazu dienen, den Eindruck ungetreuer Wiedergabe des Originals zu verstärken. Auch hiefür ein paar Beispiele. *Ζηλῶ σε τοῦ νοῦ, τῆς δὲ δειλίας στυγῶ*, von Donner mit „als klug bewundr' ich, aber hass' als feige dich" ebenso sinn- als stilgemäß umgedichtet — auch der Chiasmus ist nicht unbedacht geblieben — erscheint hier in der Form: „Die Weisheit gibt dir deine Feigheit ein". Die Kakophonie des sechsfachen *ei* mag hingehen, um nichts zu sagen von der durch die Gleichgeschlechtigkeit des Subjekts und des Objekts herbeigeführten grammatischen Unanschaulichkeit des Satzes; schlimmer ist es, daß die Antithese völlig verwischt ist. Von *ἀτιμίας μὲν οὔ, προμηθίας δὲ σοῦ*, „oh, nenn's nicht Schande, was nur Vorsicht ist" gilt dasselbe. Und wenn wir *τί λέξω; ποῖ λόγων ἀμηχανῶν ἔλθω; κρατεῖν γὰρ οὐκέτι γλώσσης σθένω* in „was soll ich sagen, wie gleichgilt'ges Wort der Zunge nun entlocken?" umgesetzt sehen, müssen wir bekennen, daß vom Ethos des Urtextes nicht die Spur mehr vorhanden ist.

Der sprachlichen Form tut die Feile sehr not. S. 16 u. liest man: „Mir, die ich ehelos, freudlos verschmachte, die, nicht beschützet . . . ., gehe (das ich durfte auch hier nicht fehlen); S. 19 u. „ruft wahnsinniger Wut", vgl. 51 „die tapfer sind und großer Überzahl"; S. 23 „wem (warum nicht: wes) sind diese Opfer?"; S. 26 „auf uns zu schmäh'n"; S. 27 „nicht Reue quält mich meines blut'gen Werks"; S. 32 „denn alle trieben ihre Rosse an und schonten der Geißel nicht, auf daß sein schnaubend Roß"; ebd. „ein allgemeines Wirrsal hob sich an"; S. 43 „die winz'ge Asche einst so großen Mannes". — S. 12 ließ sich die Fügung „daß starb Orestes durch ein hart Geschick" durch Schlußstellung des Subjekts und Prädikats leicht verbessern, die Härte S. 33 „auf heimatlichem Boden find' sein Grab" ebenso zwanglos durch Umstellung beseitigen. Warum nicht S. 16 „stumm und milde heilt sie Wunden"? Warum nicht S. 32 „des linken Ungestüm klug mäßigend"? Vollends papierener Stil ist S. 38 „es schreckt' dich ein Gespenst" (nebenbei bemerkt, eine seltsame Verdeutschung für *θαῦμά τοί μ' ὑπέρχεται*).

Damit wären wir bei dem leidigen Kapitel der Hiate angelangt. Hätte doch unser Übersetzer an Goethes erfolgreichem Bemühen, den Iphigenientext von den „gähnenden Lautungeheuern", wie Otto Schröder sie nennt, zu säubern, sich ein Vorbild genommen! Fälle wie „der solches konnte erdenken" (S. 17), „o möchte er

sich nur recht sehr beeilen“ (S. 22), „ihm folgte ein Spartaner“ (S. 31), „in Wahrheit melde ich“ (S. 36), „so wäre ungerecht denn“ (S. 41) stören auf jeder Seite, keiner vielleicht mehr als „beschleun'ge ich den Schritt“ (S. 37), weil er so gar leicht vermieden werden konnte. Es ist wohl nicht zuviel verlangt, wenn man dem deutschen Bearbeiter eines antiken Dichters, gleichviel ob er die originalen Rhythmen festhält oder nicht, als eine elementare Verpflichtung auferlegt, dem *χασμωδεῖν* nur in den äußersten Notfällen Zugeständnisse zu machen, jedenfalls den besonders mißtönigen Arten von „Klüften“ aus dem Wege zu gehen.

Desgleichen dürfte es keine unbillige Forderung sein, daß der Verdeutscher einer attischen Tragödie, der sich nach landläufigem Brauch für den zehn- und elfsilbigen Jambus entschieden hat, nun auch hieran festhalte und seine Blankverse weder zu kurz geraten lasse (vgl. S. 35, Z. 7; S. 36, Z. 4 v. u.; S. 46 u.) noch auch zu illegitimer Trimeterlänge mit gelegentlicher Hyperkatalexe ausweite (vgl. S. 19, Z. 17 v. u.; S. 28, Z. 7 v. u.; S. 32, Z. 10; S. 33 u.; S. 40, Z. 13 v. u.; S. 56, Z. 2).

Noch anderes hätte Ref. auf dem Herzen; über das zulässige Maß der schwebenden Betonung z. B., oder über die Verwendbarkeit des stichisch geführten Nibelungenverses (vgl. die 12. Szene), oder über und gegen die Abwechslung reimloser mit gereimten Chorstrophen ließe sich manches sagen. Doch hiemit mag's genug sein.

5. Das einzige Erfreuliche an dem Vintschgerschen Programm sind die leider nur zu dünn gesäten Blüten unfreiwilliger Komik. Damit sind nicht sosehr stilistische Entgleisungen gemeint wie der „greise Presbys“ (S. 23) als die mißglückten Versuche, gelehrt oder gründlich zu kommen: Joles Schweigen wird mit Agamemnons Verhüllung auf dem Gemälde des Timanthes in Parallele gesetzt und hiezu unter Note 46 bemerkt: „Vgl. den Gebrauch unserer Trauerschleier“. Hyllos' Vermählung mit Jole betreffend „möge man sich stets vor Augen halten, daß die Auffassung der Ehe bei den Hellenen eine andere war als bei uns“, wofür Schneidewin-Naucks Einleitung S. 29 („Auch dürfen wir eine Auffassung der Ehe, die der unsrigen entsprechend wäre, bei den Hellenen nicht erwarten“) den Beleg bildet. Das Heiterste aber spendet unser Humorist wider Willen auf S. 11, wo die *ἄρκτου στροφάδες κέλευθοι* der Parodos zu folgender Tirade den Anlaß bieten: „Was den Vergleich des Wechsels menschlichen Loses mit dem Gestirn der Bärin betrifft, so wäre es bei gehörigem Maße von Mitteln und Muße sehr ersprießlich, gleichsam vom Standpunkte einer vergleichenden psychologisch-ästhetischen Literaturbetrachtung aus sich um die zerstreuten Auseinandersetzungen in der Literatur der astronomischen Gelehrtenwelt und um jene Fälle der prosaischen oder poetischen Literatur umsehen zu können, in denen ähnliche Veranschaulichungen menschlichen Loses

oder irdischer Verhältnisse durch Gestirne, insbesondere durch das Bärengestirn, vorkommen". — Die Stilübung trägt so offenkundig die Signatur völliger wissenschaftlicher Harmlosigkeit, daß jeder, dem es um wirkliche Belehrung über analytische oder ähnliche Fragen zu tun ist, sie getrost links liegen lassen kann.

6. Jakob Oeri verficht als ein Mann, für den kein Bangemachen gilt, seit jetzt vierzig Jahren die von Heiland, Ritschl, Weil u. a. angebahnte Lehre von der zahlenmäßigen Symmetrie in der szenischen Dichtung der Hellenen. In einem vollen Dutzend kleinerer und größerer dem Nachweis seiner These gewidmeter Arbeiten hat er, von Aristophanes seinen Ausgang nehmend, zunächst für Sophokles, dann für Euripides die Unverbrüchlichkeit der „konstruktiven" Responsion, die Weil im ganzen Aeschylus statuiert hatte, zu erhärten gesucht, unbeirrt durch eine in allen Tonarten lautgewordene Gegnerschaft. Seine jüngste Schrift gibt zu erkennen, daß er auch nach Zielinskis heiterer Persiflage (Gliederung d. altatt. Kom. 389 f.) auf der Basis des responsionsmäßig zugerichteten 'Wallenstein' — zwanzig Jahre vorher, im Erscheinungsjahr von Oeris Erstlingsschrift, hatte Heimsoeth (Krit. Studien 401 ff.) dasselbe Experiment *in corpore vili* der Goethischen Iphigenie angestellt, um Kecks und Weils symmetrische Diagramme *ad absurdum* zu führen — seine Sache nicht verloren gibt. Irrtümer in Nebendingen bekennend, ist er der Theorie in der Hauptsache treu geblieben und setzt alle Kraft ein, sie durch neue Gründe zu verfestigen. Im apologetischen Teil wird den Einwendungen begegnet, die zumal Kaibel und Wecklein gegen seine Nichtmitzählung von Anapästen usw., seine Abgrenzung und Zusammenlegung der einzelnen Dramenpartien und seine kritischen Operationen geltend gemacht haben, um sodann den in der Großen Responsion (S. 41 f.) in Kürze angedeuteten Erklärungsversuch, wonach die strenge Äquabilität der Szenen, Szenengruppen und Szenenteile sich als eine aus der Not (der für die Aufführung der Tetralogien zur Verfügung stehenden knapp bemessenen Zeit) gemachte Tugend der konkurrierenden Dichter darstellen würde, in größerer Ausführlichkeit von neuem vorzutragen; schließlich redet der Verf. Czwalinas von ihm selbst wieder aufgenommener Verwertung der Worte des donatischen Hecyraarguments *(docet autem Varro neque . . . esse mirandum, quod actus impares scaenarum paginarumque sint numero, cum haec distributio in rerum descriptione non in numero versuum sit constituta, non apud Latinos modo sed etiam apud Graecos ipsos)* in seinem Sinne das Wort. Eine Folgerung aus der somit nach wie vor verteidigten Position ist es dann, daß drei Sophokleische Stücke, der Aias und die beiden Oedipus, zur Probe auf das Exempel herangezogen werden in der bestimmten Richtung, die Notwendigkeit der Athetese oder Lückenannahme an dem leitenden Faden der Responsionsstörung aus „inneren" Gründen klarzulegen, ja in bestimmten Fällen diese

Störung einer durch nichts sonst wahrscheinlich gemachten Diaskeuase des Stückes auf Rechnung zu setzen.

Wird dieser neue Vorstoß des *audacissimus Pythagoreorum* seiner Sache mehr Anhänger werben als die vorangegangenen? Ich bezweifle es. Wer die Responsion, heißt es einmal bei ihm, „sehen will, sieht sie" — das ist der springende Punkt: sie steht auf dem Papier, aber dem Ohr des Hörers kam die bloß annähernde, die von niemandem bestritten wird, gerade so gut oder so wenig zu Bewußtsein wie die von Oeri und Konsorten angesetzte völlig kongruente Entsprechung. Und wenn er fortfährt, wer sie nicht sehe, „würde eine Einwendung finden, auch wenn einer von den Toten auferstände, um Zeugnis abzulegen", so beruhigen wir uns einstweilen. *Qui vivra verra.*

Wien. Siegfried Mekler.

M. Acci Plauti Amphitruo edidit Aurelius Josephus Amatucci. Tom. I. Fasciculus I. Comoediarum Plautinarum. Barii, Sumptibus J. Laterza et F. Bibliop. An. MCMIII.

Über diese Ausgabe hat bereits O. Seyffert in der Berl. philol. Wochenschrift 1904, Sp. 1048 ein vernichtendes Urteil gefällt. Ich kann dasselbe nur bestätigen. Daß einer Plautusausgabe noch der Name M. Accius Plautus vorangestellt wird, ist denn doch eine zu große Konzession an den italienischen Lokalpatriotismus. Man kann heutzutage über den Namen *Maccius* verschiedener Meinung sein, der *Accius* ist abgetan. Sonderbar berührt hat es mich, daß in der kurzen Einleitung Leos Namen nicht genannt ist. Die Benützung seiner Ausgabe ist doch für jeden Herausgeber des Plautus eine unerläßliche Bedingung. Dort hätte er ein Muster gehabt für Vereinfachung des kritischen Apparates. Dieser läßt nämlich viel zu wünschen übrig und kein strenges Prinzip erkennen. Gleich im ersten Argumentum wird zu Vs. 3 und 5, wo A. im Texte die Formen *Alcumenam* und *Alcumena* beibehält, in der *adnotatio* auf Ussing verwiesen, der der Ansicht gewesen sein soll, daß der Schreiber des *argumentum* das erste *A* verkürzen konnte. Natürlich ist dies unmöglich, wohl aber dachte Ussing an die immerhin mögliche Verkürzung des *e*. In der *adnotatio* zu Argumentum II fehlt die Verszahl vor *Alcumena*. Der Vers, der von Leo und Goetz-Schoell mit einer *mala crux* bezeichnet wurde, wird besser, wenn man nicht *cum illa* mit Havet liest, sondern bloß *illa* aufnimmt. In diesem Falle kann das Eindringen von *Alcumena* dadurch erklärt werden, daß ein Erklärer über *illa* den Namen *Alcumena* schrieb und dieser dann die ursprüngliche Lesart verdrängte. Wozu z. B. zu Vs. 14 die sinnlosen Lesarten aus *E* und *J* angeführt werden, ist

nicht ersichtlich. Was *B E J Z* in der *adnotatio* zu bedeuten haben, wird nirgends gesagt; wer es weiß, greift sicher nicht zu dieser Ausgabe.

Rom. R. Kauer.

T. Livi ab urbe condita libri. Edidit Anton. Zingerle. Pars VII. Fasc. IV. Liber XLIV. Editio maior. Vindobonae, F. Tempsky; Lipsiae, G. Freytag. Preis geh. 1 K 80 h = 1 Mk. 50 Pf.

Wie den übrigen Büchern dieser Dekade wurde auch dem vorliegenden eine im vollsten Sinne des Wortes pünktlich genaue Kollation der Handschrift durch Josef Zingerle zugrunde gelegt, durch die nicht nur eine Reihe von Zweifeln über die echte Lesart beseitigt, — vgl. z. B. die Noten zu 14, 10; 15, 1; 17, 7; 18, 6 u. a. m., — sondern auch eine sichere Grundlage für Untersuchungen über die Eigentümlichkeiten des Vindobonensis geschaffen wurde. Das meiste in dieser Hinsicht hat allerdings schon der Verf. selbst in seinen Beiträgen „Zum 44. Buche des Livius" (Sitz.-Ber. der kais. Akad. d. Wissensch. in Wien, philos.-histor. Klasse, Bd. CXLVIII) vorweggenommen, die nicht minder von dem eingehenden und genauen Studium der Handschrift, wie von einem durch eine Dezennien währende Arbeit geübten und besonderen Scharfblick Zeugnis geben.

Aus jenen Studien erhellt auch, mit welch geradezu peinlicher Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt der Verf. jede einzelne Stelle prüfte und die Entstehung der handschriftlichen Lesart zu erklären suchte. Im einzelnen sei hier nur auf die von Z. selbst vorgebrachten neuen Vorschläge eingegangen: 1, 5 *ad ⟨in⟩iunctam militarem disciplinam,* was entschieden besser ist als die früheren Vorschläge; 9, 5 nur als Vermutung *horum instructio,* im Text aber, wohl mit Recht, *inductio*; ebenso 15, 1 *⟨ut⟩ sciret iudicatum* oder *iudicium populi Romani,* wovon ersteres der Überlieferung näher steht; 18, 1 *praeterquam quod ali⟨as agilis⟩ vir erat,* doch sagt Liv. *agilis* nicht von Personen; 19, 9 *navali proelio vicerat,* eine entschiedene Verbesserung wie 20, 4 *vi⟨ginti⟩ dierum,* was Aufnahme in den Text verdient hätte; 21, 10 auch nur bescheiden als Vermutung *portare in provinciam Illyricum,* was ebenso zu billigen ist wie 33, 5 *alia quoque ⟨ordinavit⟩.* Daß schließlich die Vorschläge älterer und neuerer Kritiker aufs genaueste verzeichnet sind, braucht wohl nicht erst besonders dargetan zu werden; eine ganz kleine Nachlese bietet H. J. Müller in dem Jahresbericht 1905, S. 23; Ref. notierte, daß 13, 3 *ab necopinato pavore* schon Weissenborn vermutete; 28, 11 *⟨gravi⟩ inhabilique* Novák, Streichung des *que* oder eine Lücke davor H. J. Müller. Solche unbedeutende und unvermeidliche Versehen können natürlich den hohen Wert des Buches nicht beeinträchtigen,

das ebenso neidlos und offen als die gegenwärtig beste und allen Anforderungen der modernen Kritik vollkommen entsprechende Ausgabe hinzustellen ist, wie dies bei dessen Vorgängern von allen Seiten geschah.

Die hauptsächlich zur Verwendung bei der Maturitätsprüfung berechnete *editio minor* enthält nur den Text.

St. Pölten. Dr. Adolf M. A. Schmidt.

---

1. Ciceros Rede für den Dichter *Archias*. Für den Schulgebrauch herausgeg. von Hermann Nohl. 3. Aufl. Preis steif broschiert 50 h. 1903.
2. M. Tulli Ciceronis *Laelius de amicitia* für den Schulgebrauch herausgeg. von Theodor Schiche. 2. verb. Auflage. 2. unveränd. Abdruck. Preis steif geh. 85 h. 1903.
3. Ciceros Rede über den Oberbefehl des *Pompejus* für den Schulgebrauch herausgeg. von Hermann Nohl. 3. Aufl. Preis steif broschiert 70 h. 1905. Sämtlich im Verlage von F. Tempsky-Freytag, Wien und Leipzig.

Die Ausgaben weisen gegenüber den früheren Auflagen keinerlei Veränderung auf. Ihre Einrichtung darf als bekannt vorausgesetzt werden. Sie bieten einen wissenschaftlich wohlfundierten Text, der mit sehr nützlichen Behelfen für die Schullektüre ausgestattet ist, und erfreuen sich daher mit Recht einer großen Beliebtheit und Verbreitung. Ein paar Bemerkungen nur zum Text der Pompeiana. Nohl hatte sich schon in der 2. Auflage, wenn auch keineswegs durchaus, so doch an mancher bedeutsamen Stelle zu Änderungen seiner ursprünglichen Textesgestaltung bestimmen lassen durch die von Clark mitgeteilten Lesarten des *cod. Col.-Harl.* An dieser Auffassung nun, daß wir es in Col. mit einer von den übrigen bekannten Handschr. unabhängigen und darum wertvollen Textesquelle zu tun haben, hält Nohl auch jetzt noch fest trotz des Widerspruches, den seine Textesrezension in der 2. Aufl. bei Laubmann (Ausg. 1896) gefunden hatte. Hiebei mag für ihn mitbestimmend auch der Umstand gewesen sein, daß mittlerweile der hohe Wert jener Handschr. wenigstens für die *oratt. Caesarianae (pro Marcello, Ligario* und *Deiotaro)* klar zutage getreten ist in Clarks Ausgabe, Oxford 1901 (vgl. des Ref. Anzeige dieser Ausgabe in der Berl. philol. Wochenschr. 1903, Sp. 618 ff.). Es seien daher hier kurz die Stellen angeführt, an welchen Nohl der Autorität des Coloniensis folgen zu sollen glaubt: § 1 wird *per aetatem* vor *nondum* gestrichen; § 3 *mihi* nach *insolita;* § 7 *iam* nach *penitus;* ebd. *litterarum* nach *significatione;* § 13 schreibt N. *commoretur*, vulg. *commoratur;* § 14 *studiosius*, vulg. *studio;*

§ 16 *atque in custodiis*, vulg. ohne *in*; § 22 *retardavit*, vulg. *tardavit*; § 23 *per animos*, vulg. *animos*; § 26 *bellum factum*, vulg. *b. illud factum*; § 30 *testis* (5mal), vulg. *testis est* (5mal); § 37 *exercitus adferant*, vulg. *e. ferant*; § 45 *inflatum victoria*, vulg. *inflammatum*; § 46 *in ultimas terras*, vulg. *i. u. prope t.*; § 48 *et velle et optare*, vulg. *velle e. o.*; § 50 *in ipsis locis*, vulg. *iis ipsis l.*; § 57 *quos voluerint*, vulg. *q. voluerunt*; § 62 *ullum magistratum*, vulg. *u. alium m.*; ebd. *vidimus*, vulg. *videmus*; § 64 *regio, Quirites*, vulg. *regio*; § 67 *quibusque condicionibus*, vulg. *quibus c.* — An den meisten der genannten Stellen scheint mir N. mit gutem Grund der Lesart des Col. gefolgt zu sein. Zu § 57 *voluerint*, wo die Modusassimilation (in C.) an das regierende *eduxerint* den Konjunktiv sehr wahrscheinlich macht, und § 13, *commoretur* (C), angeglichen an das verbum regens *ut videantur*, sei noch bemerkt, daß Col. überhaupt, auch in den *oratt. Caesarianae*, eine größere Verläßlichkeit in der Modusgebung aufweist; vgl. die Beispiele, die ich hiefür zusammengetragen habe in meiner Anzeige der Ausgabe Clarks a. a. O. S. 621.

Wien. Alois Kornitzer.

Auswahl aus den Gedichten des P. Ovidius Naso. Von Dr. Tegge. II. Teil. Berlin, Weidmann 1904. Text. VIII und 216 SS. 8°. Preis geb. 2 Mk. 20 Pf. — Kommentar. Mit einem Plan von Rom zur Zeit der Kaiser. IV und 274 SS. 8°. Preis geb. 2 Mk. 60 Pf.

Über den I. Teil von Tegges Auswahl aus Ovid hat Ref. in dieser Zeitschr. 1903, S. 177 f. berichtet. Der vorliegende II. Teil hält den Charakter des I. Teiles mit seinen Vorzügen und Schwächen fest. Zu den Vorzügen rechnet Ref. zunächst die reiche Auswahl. Es sind im vorliegenden außer einigen Stücken aus den Metamorphosen aufgenommen: aus den Fasten 28 Stücke von je 60—200 Versen, aus den Tristien 8 Stücke, aus den Briefen ex Ponto 3, aus den Amores 3 und aus den Heroiden 2 Stücke. Tegges Text enthält fast alles, was die 'Instruktionen für den Unterricht an öst. Gymnasien' empfehlen, wie der Herausgeber ausdrücklich erklärt. Als Vorzug mag man allenfalls auch den überreichen Kommentar betrachten: für den Lehrer findet sich mannigfaches Material zusammengetragen, das übrigens auch erst mit kritischem Sinn gesichtet werden muß: für den Schüler ist das Gebotene auf keinen Fall unmittelbar verwendbar. Aber entschieden zu tadeln ist die Art, wie Tegge mit dem Text umspringt. Weniger hat es für einen Schultext zu besagen, wenn Fast. II 203 f. fehlen (übrigens, ohne daß die Lücke durch entsprechende Verszählung markiert wäre): die beiden Verse wurden ehemals als unecht beseitigt, aber von Vahlen in ihrer Echtheit mit überzeugenden Gründen nachgewiesen und erscheinen daher auch heute in den

Schultexten; oder wenn Fast. III 211 die falsche Lesart *malitis* st. *malimus* steht: in beiden Fällen erleidet das Verständnis des Textes keine Störung. Schlimmer aber ist es, wenn Fast. I 547 *heros* im Texte steht, *actor* aber im Kommentar erklärt wird. Ähnlich ist die Abweichung zwischen Text und Kommentar Fast. III 199 f. Der Text lautet: *Consus tibi cetera dicet, illo facta die cum sua sacra canes.* Die Erklärung: *cetera illo die facta* 'was sonst alles an dem Tage geschah' ist unmöglich, weil im Texte die Interpunktion hinter *facta* fehlt, so daß *facta* auf *sacra* bezogen werden muß. — Ebd. 227 liest man im Kommentar: *tenuere* 'schlossen in die Arme'. Aber im Text steht *tenent*. — Nicht minder störend ist, wenn Trist. III 3, 20 *amanti* ediert, aber *amenti* erklärt wird. — Unerklärlich ist die Lesart *tituli* st. *tumuli* Trist. III 3, 72. — Ebd. 36 wird durch das Komma st. Punkt (vor folgendem *tam!*) der Text für den Schüler unverständlich. — Ex Ponto III 2, 73 f. ediert T.: *spargit aqua captos lustrali Graia sacerdos, ambiit ut fulvas infula longa comas.* Darauf folgt: *dumque parat sacrum, dum velat tempora vittis.* Wie läßt sich hier *ambiit* mit *velat tempora vittis* vereinigen? Es ist zu lesen *ambiat*. — Falsch erklärt wird Fast. IV 829 *advertite cuncti* 'neiget her', 'nahet'. Es heißt vielmehr: 'Schenket eure Aufmerksamkeit'. — Zu Trist. III 3, 21 f. *suppressaque lingua palato vix instillato restituenda mero* lautet die Erklärung: *'lingua suppressa palato'*, eigentlich 'die Zunge ist vom Gaumen herabgedrückt..., berührt ihn nicht mehr zum Sprechen'. Vielmehr ist hinter *lingua* (= *vox*) zu interpungieren und *palato* = *ori* zu fassen.

Wien. J. Golling.

Dr. Wilh. Bruckner, Der Helianddichter ein Laie. Wissenschaftliche Beilage zum Bericht über das Gymnasium in Basel. Straßburg 1904. 4°, 36 SS.

Die Arbeit ist ein wertvoller Beitrag zur altdeutschen Literatur und geeignet, eine interessante Frage der Heliandforschung zu fördern.

Nach einem kurzen Überblick über die Ansichten vom Stande des Helianddichters bespricht der Verf. das Verhältnis des Dichters zur Evangelienharmonie des Tatian, weist neben dem engen Anschluß eine Reihe geographischer und historischer Unklarheiten, Mangel an Übersicht beim Dichter selbst, Änderungen des biblischen Berichtes und Auslassungen nach und folgert daraus, daß nicht ein Geistlicher, der die heiligen Schriften jederzeit zur Hand haben konnte, sondern nur ein Laie so geschrieben haben könne. Im zweiten Teile betrachtet Bruckner das Verhältnis des Dichters zu den Kommentaren und tritt für die Annahme einer verhältnis-

mäßig beschränkten Benützung dieser gelehrten Hilfsmittel ein, da sich mancher Gedanke und Zusatz ohne dieses Beiwerk erkläre. Die Heranziehung der Kommentare entsprang nicht gelehrten Absichten, sondern diente dem praktischen Zwecke der Dichtung. Schließlich entwirft Br. seine Ansicht von der Entstehung des Werkes: Ein des Lateins unkundiger Laie, ein berühmter Volkssänger der Sachsen, sei durch einen geistlichen Berater partienweise in den biblischen Stoff eingeweiht worden und habe dann sein Lied gesungen. Aus dieser Art der Entstehung erklärten sich alle Unebenheiten in dem Werke und ebenso daraus die Germanisierung und Episierung des Stoffes.

Die Arbeit ist nun der zweite ernstliche Versuch, gegen die herrschende Ansicht, daß der Dichter des Heliand ein gelehrter Geistlicher gewesen sei, Gegengründe aus dem Gedichte selbst zu sammeln, und die Vertreter dieser Ansicht werden, was Jostes Z. f. d. A. 40, 341 ff. und jetzt Bruckner vorgebracht, nicht glatt widerlegen können. Die Ausführungen Bruckners stützen sich auf ein reiches Beobachtungsmaterial, das seinen Wert für die Heliandforschung behalten wird. Gewiß ist die Mehrzahl der von Bruckner auf Mißverständnis und Unkenntnis der heiligen Schriften zurückgeführten Stellen im Gedichte auch mit der Annahme, daß ein Geistlicher der Dichter sei, verträglich, sind doch bei anderen Geistlichen, sogar bei Otfried, kleinere Versehen nicht ausgeblieben[1]). Immerhin werden die Stellen durch ihre Menge bedenklich machen, da ein Geistlicher als Verfasser, der eine Reihe von Kommentaren zur Erklärung der Stellen heranzieht, für jene Zeit ein Gelehrter oder wenigstens ein in den heiligen Schriften wohlbewanderter Mann genannt werden muß und deshalb Irrtümer, die ihm zuzuschreiben wären und die ihm jetzt auch Jellinek (Zts. f. d. Ph. 36, 538 ff.) zurechnet, schwerer ins Gewicht fallen, als wenn wir sie aus zweiter Hand bei einem von ihm beratenen Sänger finden. Begründet scheint mir auch Bruckners Behauptung S. 17, daß ein Geistlicher nicht im Stande gewesen wäre, die Übertragung des fremdartigen Stoffes in die germanische Form so konsequent durchzuführen und den Ton des Epos so sicher zu treffen.

Fragen wir uns, welche außerhalb des Gedichtes liegenden Gründe bei der Frage nach dem Verf. mitsprechen. Allgemeine

---

[1]) Wenn Bruckner z. B. S. 10 anführt, daß durch die Verse Hel. 2325 ff. der feine Sinn des Originals Luc. 5, 23 verloren gehe, so kann darin kein Beweis für einen Laien und gegen einen Geistlichen als Verfasser erblickt werden. Ähnliches gilt von der Unterdrückung gewisser Eigennamen (S. 14). Ganz unwahrscheinlich ist es, daß der Helianddichter den Lauf des Nils nach Norden aus dem Laufe der sächsischen Flüsse gemutmaßt haben könne (S. 22). Anderseits sind aber im Gedichte sehr viele auffällige Widersprüche vorhanden, wie z. B. 5640 ff. Der Hinweis auf Wolfram und seine angebliche Unkenntnis des Lesens und Schreibens scheint heute kaum mehr angebracht (S. 35).

Überzeugung ist, daß sich die praefatio auf den Heliand beziehe, vgl. Grundriß II. 100 [1]). Sicher ist auch, daß der *non ignobilis vates* der praefatio einen Volkssänger bedeute. Dafür ist der beste Beweis das Gedicht selbst nach Stil und Form. Jellinek kann in der eben erschienenen, im ganzen ablehnenden Besprechung von Bruckners Arbeit (Z. f. d. Ph. 36, 535 ff.) gegen die Behauptung Jostes (Z. f. d. A. 40, 345), daß *vates* „gewöhnlich Volkssänger" heiße und daß also nur an weltliche Dichtungen zu denken sei, mit Erfolg polemisieren, das steht allerdings nicht in der praefatio; aber jeder, der den Heliand nur einigermaßen kennt, und Jellinek kennt ihn genau, müßte schließen, daß der *vates* des Heliand ein echter Volkssänger gewesen ist. Und die Gesänge, durch die der Verf. des Heliand bei den Seinen zu einem berühmten Sänger wurde, sind auf alle Fälle aus der Pflege des altgermanischen Epos hervorgegangen. Zu glauben, daß es geistliche Dichtungen waren — „Legenden und Teile des Evangeliums", meint Jellinek 537 — halte ich für methodisch unhaltbar gegenüber dem Zeugnisse des Gedichtes selbst, das das Kleid des germ. epischen Formelschatzes aufweist. Ich ziehe hier gleich einen zweiten Einwurf Jellineks gegen Bruckners Hypothese heran, das ist der Hinweis auf Berührungen des Heliand mit der geistlichen ags. Dichtung. Aber was ist eher anzunehmen: daß ein as. gelehrter Geistlicher sich den Formelschatz der alten Heldenepik aneignete, wie man mit Jellinek glauben müßte, oder daß die geistliche Dichtung eines as. Volkssängers sich in einer Reihe von Formeln mit der ags. gleichartigen Dichtung berührt? Und was von diesem Formelschatze wirklich christlichen Blutes scheint, ist nicht durchaus eindeutig und im ganzen recht unbedeutend.

Gibt man diese Punkte, die die praefatio betreffen, zu (man vgl., was Jostes Z. f. d. A. 40, 347 darüber sagt), so wird man bei der aus dem Gedichte selbst erstehenden Doppelfrage: Der Dichter ein Geistlicher — Beweis: die genaue Kenntnis der biblischen Schriften und gelehrten Kommentare; der Dichter ein Volkssänger, der sich von einem Geistlichen beraten ließ — Beweis: die immerhin zahlreichen Unebenheiten und Irrtümer sowie anderseits die Vertrautheit mit dem Stile der germanischen Epik — sich naturgemäß der Meinung Jostes-Bruckner anschließen müssen.

[1]) Ich kann hier einen Gedanken nicht unterdrücken, der allerdings nur den Wert einer Vermutung hat: Was die *versus* hinter der praefatio vom Helianddichter erzählen, entspricht bekanntlich einer Legende, die Beda von Caedmon berichtet. Wenn nun derselbe Beda von Caedmon erzählt, daß dieser seine Quellen aus dem Munde eines geistlichen Beraters bekommen hat (Sievers, Hel. Einl. XXVI u. XLIII), ist da nicht das gleiche Verhältnis, das der Helianddichter und Caedmon zu einem geistlichen Berater gehabt hat, der Grund gewesen, die von Caedmon berichtete Legende von der göttlichen Berufung auch auf den alten Sachsen zu übertragen?

Diese Hypothese ist geeignet, alles Vorhandene zu erklären, sowohl die Angabe der *praefatio* als auch die Form und den Inhalt des Gedichtes mit der Gelehrsamkeit und den Unebenheiten. Die Abfassung durch einen Geistlichen findet wiederum Widerstand in den Angaben der *praefatio*, wenn man sie ohne Voreingenommenheit betrachtet, und in dem Gedichte selbst.

Die Furcht, daß durch Bruckners Ansicht der Heliand im Hinblick auf die ags. geistliche Dichtung literarisch isoliert würde (Jellinek 586), scheint unbegründet. Jellinek bezweifelt, „daß jemand, der nur weltliche Epen verfaßt hat, auf einmal sich so geschickt auf einem anderen Gebiete bewegt". Das „andere Gebiet" ist der christliche Stoff, der zudem in dem gebräuchlichen germanischen Kleide auftritt. Ist das so selten in der Literaturgeschichte? Als das Nibelungenlied in der heutigen Fassung entstand, wurde auch das nunmehr gebräuchliche ritterliche Kleid dem heidnischen Stoffe übergeworfen, der ebenfalls gleichsam neu entdeckt war und nun an die Seite der Rittermären trat. Und will man Einfluß der ags. Bibeldichtung konstatieren, so kann ja ein Geistlicher ebenso wie ein Skop diesen Einfluß erfahren haben; das würden auch Jostes und Bruckner nicht leugnen.

Aus dem Gedichte heraus ist nun so vieles für und wider einen geistlichen Verfasser vorgebracht worden, daß man einmal fragen sollte: Wie gestaltete sich die Sache, wenn die Ansicht, der Dichter des Heliand sei ein Laie gewesen, durchgedrungen wäre? Man denke nur: Ein altsächsischer Volkssänger wurde mit der Mehrzahl seiner Volksgenossen für das Christentum gewonnen und stellte, nachdem er durch mündliche Belehrung die Geschichte des Heilands und die Lehren des Christentums kennen gelernt, über Anregung einer hochgestellten Persönlichkeit seine Kunst in den Dienst der neuen Kirche. Daß wir den Aufenthalt dieses Laiensängers während und wohl auch nach seiner Arbeit in einem Kloster denken werden, ist natürlich. Und kann man annehmen, daß ein solcher Mann, der Dichter des Heliand, als Laie weitergelebt haben werde? Schwerlich. Kögel hat eine ähnliche Ansicht vertreten (Litt. I 283), aber ich denke mir die Sache mehr organisch entwickelt. Kögel läßt einen *skop* in reiferen Jahren ins Kloster eintreten und dort seinen Heliand dichten — man vgl., was Jostes Z. f. d. A. 40, 345 dagegen wirkungsvoll anführt —; ich meine, ein Dichter, der es unternahm, eine Geschichte des Heilands zu dichten, konnte sich nach Beendigung seines Werkes dem Kloster nicht entziehen. Daß er dadurch Geistlicher geworden, ist damit keineswegs gesagt, ein Gelehrter ist er sicherlich nicht geworden. Es ist mit Grund zu hoffen, daß im Anschluß an die tüchtige Arbeit Bruckners die interessante Frage noch einmal geprüft und daß dem Helianddichter sein Recht werde.

Leitmeritz. Dr. Alois Bernt.

Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Prof. Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe (Meyers Klassikerausgaben). Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 2., 8., 4., 9., 10. und 11. Band.

Von dieser empfehlenswerten Goethe-Ausgabe sind in den letzten Monaten sechs neue Bände erschienen, von denen der 2. Bd. eine zweite Abteilung der „Gedichte" mit Erläuterungen von K. Heinemann enthält; daran schließen sich die Gruppen „Parabolisch", Sprüche und Epigramme. Der Text ist im ganzen sorgfältig behandelt; gegen die metrisch richtigere Form „erwarten" statt des der Zeitenfolge entsprechenderen „erwarteten" (S. 72, Vers 17) läßt sich nichts einwenden, auch „Alle schöne Sünderinnen" S. 73 (vgl. Hempel II 256) mag hingehen, aber S. 258 wäre doch „Kirchturm" (nach C[1]) statt „Kirchenturm" (C) erwünschter. Nach V. 66 (S. 10) soll Komma statt Punkt und S. 19, V. 12 „nun" statt „nur" stehen. Dagegen habe ich zu den „Vermischten Gedichten" und den „Widmungen" ein paar Ausstellungen zu machen. Der Tepler Abt Reitenberger (in den Anmerkungen S. 474 als „Rechenberger" verdruckt) war 1779 (nicht 1783) geboren. S. 858 fehlt bei Nr. 60 der Widmungen die Angabe, daß die Verse aus dem Stammbuche der Antonie Brentano sind und dem Jahre 1815 angehören: die ursprüngliche Form derselben samt der Fertigung, die das Gedicht erst verständlich macht, wurde von mir 1893, von R. Jung 1896 veröffentlicht. Desgleichen wird S. 424 irrig bemerkt, es handle sich bei dem Vierzeiler unten um ein Autograph, während er den Patenbrief Friedrichs d. Gr. für Herrn v. Brösigke betrifft (1765). Das alles wäre in meinem „Goethe" bequem zu finden gewesen, den doch Hr. Heinemann im „Magazin" so scharf rezensiert hat!

Der 3. Band, bearbeitet von G. Ellinger, bringt zunächst noch die Fortsetzung der Gedichte Goethes aus dem Nachlaß, dann die Jugendgedichte und „Gedichte zweifelhaften Ursprungs", darunter das Buch „Annette" und jene Friderikenlieder, die man jetzt Lenz zuteilt, und „Xenien". Vom „Tagebuch", das Eckermann am 25. Februar 1824 sah (S. 428), hat jüngst Mendheim einen Neudruck veröffentlicht. Am Schlusse des Bandes finden wir „Hermann und Dorothea"; zu Ellingers Note S. 450 möchte ich bemerken, daß das Staunen des Pfarrers über Dorotheas Ring ganz gut erklärbar ist, obwohl er von der Sache schon weiß: er „tut" eben erstaunt, um hier vor allen das letzte Mißverständnis zu beseitigen und Dorotheas pietätvolle Seite ins Licht zu rücken.

Der 4. Band enthält die 651 Verse der „Achilleis" mit einer kurzen Einleitung von Ellinger, den „Reineke Fuchs" von Gotthold Klee und den „Westöstlichen Diwan" von Ellinger. Hier wird endlich die Ansicht, daß dieses Werk des persönlich Erlebten entbehre und eine reine „Kostümdichtung" sei, gründlich und entschieden zurückgewiesen. Zum „Gänsespiel" (S. 235, 522) ist in-

zwischen in Lyons Zeitschrift XVIII 210 eine plausible Erklärung gegeben worden.

Der 9. und 10. Band umfaßt die „Lehrjahre", bearbeitet von Viktor Schweizer, und die „Kleinen Erzählungen" von Harry Maync, der sich S. 382 (10. Band) gegen Baumgart verwahrt, daß man in der „Novelle" Goethes eine Schlüsseldichtung suche. Ich möchte aber auch nach Seufferts Forschungen den Vergleich Honorio-Goethe und Fürstin-Luise ablehnen, denn diese Weimarschen Gestalten passen in das Gemälde nun einmal nicht herein! In der Einleitung zum „Hausball" aber glaube ich nicht nur eine Verbeugung Goethes vor Kaiser Josef II., sondern auch eine Anspielung auf den „Wiener Lessing", Sonnenfels, zu erblicken; der Ausdruck „eine Schar von wilden Sonnenverehrern" kommt mir wenigstens verdächtig vor. Der 11. Band enthält die „Wanderjahre" mit Einleitung von Harry Maync und Nachträge zu den Bänden 9 und 10.

Graz. S. M. Prem.

Dr. Theodor A. Meyer, Das Stilgesetz der Poesie. Leipzig, Hirzel 1901. 231 SS.

Es ist ein wirklich bedeutendes Buch, auf das wir diesmal die Aufmerksamkeit der Leser lenken, und wir haben uns nur zu entschuldigen, daß es so spät geschieht. Der Verf. bietet nichts Geringeres als eine neue Grundlegung der Poetik, wobei auch für die allgemeine Ästhetik, für die Bedeutung der Schauspielkunst und insbesondere für die Sprachpsychologie viel Wertvolles abfällt. Der Grundgedanke des ganzen Buches ist der, daß die poetischen Kunstwerke in der Seele des Genießenden nur selten und nur in geringem Grade anschauliche Bilder hervorrufen. Sie wirken vielmehr durch Sprachvorstellungen, die ihrem Wesen und ihrer Natur nach unanschaulich, gedankenhaft sind, trotzdem aber den Eindruck des Lebendigen hervorrufen. Der Verf. zeigt nun, wie diese scheinbare Armut tatsächlich einen geradezu unermeßlichen Reichtum an seelischen Wirkungen hervorzurufen geeignet ist.

Der Verf. geht von der seit Hegel verbreiteten Ansicht aus, daß die Wirkung aller Kunst auf sinnlicher Anschauung beruhe. Vischer und Eduard v. Hartmann halten daran fest und suchen dies auch für die Poesie zu begründen. Der Verf. fand nun durch eindringende Selbstbeobachtung, daß ihm beim Lesen von Dichtungen das Anschauliche fast ganz fehle. Er geht also daran, den psychologischen Vorgang beim Nachvorstellen sprachlicher Darbietungen zu zergliedern (S. 11—43). Lessing bezeichnet als Darstellungsmittel der Poesie „artikulierte Töne in der Zeit". Er

folgert daraus, daß die Poesie, deren Darstellungsmittel successiv ist, auch nur das Nacheinander darstellen kann. Demgegenüber weist nun der Verf. darauf hin, daß die Worte eines Satzes zwar nacheinander gehört werden, sich aber doch zu einer Einheit zusammenschließen. Aber nicht nur einzelne Sätze, auch Satzperioden bilden für das Auffassen eine Einheit. Dies ist nur dadurch möglich, daß die einzelnen Wörter keine Anschauungen vermitteln. Wir stellen vielmehr beim Auffassen eines sprachlichen Produktes von den Dingen, die erwähnt werden, nur die „Grundmerkmale", d. h. nur so viel vor als zum Verständnisse des Zusammenhanges unerläßlich ist. Nur durch eine solche Ökonomie, nur durch den Verzicht auf Anschaulichkeit erreicht es die Sprache, daß wir größere Komplexe verstehen und behalten. „Wären wir genötigt anzuschauen, so würde der Bericht über ein Ereignis uns fast ebenso viel Zeit in Anspruch nehmen, als es in Wirklichkeit braucht, um sich abzuspielen. Und was für einen Staub von Unwesentlichem müßten wir schlucken" (S. 42). Die Bildung der Sprachvorstellungen besteht eben in einem „Zertrümmern der lebendigen Erscheinung, wodurch die Trümmerstücke ihrem lebendigen Zusammenhange entrissen und freigemacht werden zu lebendigem Gebrauch" (S. 27). Deswegen ist die Sprache auch in der Poesie „kein Vehikel für Sinnenbilder". Sie schafft auch da keine anschaulichen Bilder, sondern gibt uns in gedankenhaft geistiger Weise Vorstellungen von dem, was sie darstellt. Die inneren Eigenschaften der Personen entstehen zuerst und ihre äußere Erscheinung tritt gar nicht oder nur abgeblaßt vor unser inneres Auge. Sehr treffend zitiert der Verf. die Bemerkung Grillparzers (15, 43): „Die Malerei (Plastik mit inbegriffen) geht vom sinnlichen Eindruck aus, erweckt dadurch den Gedanken und durch diesen die Empfindung... Die Poesie... fängt doch eigentlich erst mit dem den Worten entsprechenden Gedanken an, erregt durch ihre Verknüpfung die Empfindung und die nicht von außen hinein, sondern von innen herausgehende Versinnlichung ist erst die letzte Stufe der Vollendung."

Der Dichter schildert das Seelische lebendig, nicht anschaulich, wie denn die Kunst überhaupt nichts anderes ist als Darstellung des Lebens. Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß jede Darstellung des Lebens Kunst ist, sondern nur das, daß die ästhetische Wirkung immer nur durch Darstellung von Leben erzielt wird. Deswegen müssen die Gedanken, welche der Dichter durch das Wort in uns erweckt, als lebendige Produkte erscheinen. Auch die Gedanken seiner Personen dürfen nicht leere logische Allgemeinheiten sein, sondern müssen als Ausflüsse des Lebens empfunden werden. Gute Bemerkungen macht der Verf. über die Verwendung allgemeiner Sentenzen (S. 71 f.). „Der Verf. geht nicht geradlinig von einem Gedanken zum andern, wie es den Gesetzen der Logik und dem Verstandesbedürfnisse nach klarer Gedanken-

gliederung entsprechen würde, sondern er bewegt sich in Sprüngen und Einfällen und schweift im freien Spiel der Assoziation bald hierhin, bald dorthin. Deshalb ist die wohldurchdachte, wohlgegliederte Rede tot. Der Dichter muß, will er anders lebendig bleiben, die Gedanken sich vor uns entwickeln lassen und der Zickzackbewegung des Gedankenablaufs Rechnung tragen. Wohl darf der Dichter, der Wirklichkeit folgend, seine Personen in Lagen bringen, wo es ihren Gefühlen und Zwecken gemäß ist, sich in wohlbedachter, vorher ausgearbeiteter Rede an ihre Umgebung zu wenden. Aber sobald der Redner sich nun anschickt, uns seine Rede vorzutragen, muß ihm der Dichter das Konzept aus den Händen reißen. Er muß ihn, ergriffen vom Gewicht der Umstände und vom Eindruck, den seine Worte auf die Zuhörer oder auf ihn selber machen, von der gebundenen Marschroute seiner Rede abbringen und ihn den Antrieben und Eingebungen des Augenblicks überlassen." Der Verf. hätte hier auf die berühmte Leichenrede Mark Antons in Shakespeares „Julius Cäsar" oder auf die Ansprache Questenbergs in den „Piccolomini" verweisen können.

In einem folgenden Kapitel handelt der Verf. über die Veranschaulichung des Seelenlebens in der bildenden Kunst (S. 76 bis 99). Durch eine sehr interessante Zergliederung von Böcklins Gemälde „Der Einsiedler" zeigt er uns, welche seelischen Vorgänge wir aus der unmittelbaren Anschauung (Beurteilung des Gesichtsausdruckes) erschließen können, und stellt fest, daß wir das Wichtigste und Bedeutungsvollste erst durch „anschaulichen Beziehungszwang" und „anschauliche Übertragung" zu erkennen vermögen. Auf Grund dieser Darlegungen modifiziert er dann sehr treffend die von Lessing aufgestellte und von Vischer weitergeführte Lehre vom „fruchtbaren Moment".

Außerordentlich anregend ist das nun folgende Kapitel über die „Mimik" (S. 99—113). Das Drama verlangt, so führt der Verf. aus, aus einem doppelten Grunde die szenische Darstellung. Erstens hat der Dramatiker, der die Personen ja selbst vorführt, viel weniger Gelegenheit und Mittel, uns über den Schauplatz und die äußeren Umstände zu unterrichten als der Epiker, und deshalb ist die szenische Darstellung die notwendige Ergänzung oder auch die Voraussetzung der ganzen Dichtung. Ein tieferer Grund liegt aber darin, daß die erregenden Szenen in uns heftige Gefühle und damit den Trieb nach mimischer Ausdrucksbewegung erwecken. Diese führt nun der Schauspieler für uns aus und aus diesem Grunde sind bei ihm Deklamation und Geste wichtiger als Maske und Dekoration. „Die Mimik leistet also ein Doppeltes; sie korrigiert die spiritualistische Einseitigkeit des dramatischen Dichtungswerkes aufs glücklichste dadurch, daß sie zu den seelischen Lebensäußerungen, die uns der Dichter fast ausschließlich vorführt, die sinnlichen hinzufügt; sie zieht, indem sie durch ihre körper-

liche Darstellung den Gebilden und Gestalten des Dichters den Schein vollen, leibhaftigen Lebens gibt, noch viel tiefer als es schon das einseitige Bild des Dichters tut, ins Miterleben mit ihnen hinein und erschüttert unsere Seele, wie sonst nichts in der Welt. Zugleich aber nimmt sie das körperliche Miterleben, wozu uns die Wärme des Mitfühlens verlocken möchte, uns ab und erhebt es ins Künstlerische. So schafft sie ein Gegengewicht gegen die Gefahr, ins Pathologische zu versinken, und kühlt durch die Objektivität des Bildes, das sie bietet, aufs angenehmste die Leidenschaftlichkeit stofflicher Anteilnahme" (111). Der Verf. geht so weit, daß er den Ursprung des Dramas aus dem mimischen Trieb erklären will, „wo sich aus der Energie des seelischen Miterlebens das körperliche wie von selbst einstellt". „Der dionysische ἐνθουσιασμός, das Sichversetzen in die Leiden des Gottes bis zum Verschwinden des eigenen Ichs, war die Wurzel, aus der das griechische Drama aufgeblüht ist, und das moderne hat seinen Ursprung im Aufgehen in der Leidensgestalt Christi". Die letztere Behauptung wird gewiß manchem als zu gewagt erscheinen, allein sie ist sicher anregend, fordert zum Nachdenken auf und soll zeigen, wie weit die ästhetischen Tiefbohrungen des Verf.s führen.

Aus den folgenden Kapiteln hebe ich noch einige fruchtbringende Gedanken hervor. Dazu gehört vor allem das „Prinzip indirekter Verlebendigung (S. 114—143). „Poetisch auffassen heißt nicht die Andeutungen des Dichters zu sinnlichen Vollbildern ausgestalten, sondern den Beziehungen, in denen die Dinge stehen, nachgehen und sie für die Empfindung wirksam machen" (S. 132). In der Poesie wird auch das Sinnliche indirekt, d. h. durch die aus dem Zusammenhange sich ergebenden Gedanken verlebendigt. In Schillers 'Kampf mit dem Drachen' drückt in den Versen

> Und als sie jedes recht begriffen,
> Führ' ich sie her auf schnellen Schiffen

das Adjektiv „schnell" die Ungeduld des Ritters aus. Die Schiffe werden also durch seine Ungeduld indirekt verlebendigt. Der Verf. zeigt die Bedeutung dieses Prinzipes an mehreren Beispielen, insbesondere an einer sehr schönen Stelle aus Gottfried Kellers Erzählung „Romeo und Julie auf dem Dorfe". Der Dichter vermag wohl das Sinnliche zu schildern, allein er tut dies von innen heraus durch Eindrücke, an die sich Bilder assoziieren. Dabei kommt ihm der Gefühlswert der Wörter zustatten, den der geniale Dichter nicht nur zu benützen, sondern mitunter auch zu schaffen versteht.

Im Schlußkapitel „Das Stoffgebiet der Poesie und die Grundsätze des Dichters für die Schilderung der Sinnenwelt" (S. 202 bis 231) werden die Grundgedanken zusammengefaßt und dabei zu Lessings Regeln Stellung genommen. Die Poesie stellt Handlungen dar, aber nicht weil diese ein „Nacheinander" darstellen, sondern weil in ihnen das seelische Leben am kräftigsten pulsiert. Der

Dichter sucht eben alles, auch das Ruhende und selbst das Leblose mit Leben zu erfüllen. Dieses Leben kann er mit der Sprache nie anders als auswählend darstellen und eine getreue Kopie ist ein Ding der Unmöglichkeit. Deshalb beruht der Naturalismus, der in der Malerei berechtigt ist und viel Neues und Schönes hervorgebracht hat, in der Poesie auf einer vollständigen Verkennung ihres Darstellungsmittels. „Die Sprache predigt mit tausend Zungen den idealistischen Charakter der Poesie und der Kunst“ (S. 231).

Außer dem anregenden Inhalte verdient noch der Stil des Verf.s eine besondere Anerkennung. Er weiß Tiefe der Gedanken mit Klarheit und Schönheit des Ausdrucks zu vereinen.

Zum Schluß noch einige persönliche und kritische Bemerkungen. Des Verf.s Auffassung des Urteilsaktes berührt sich sehr nahe mit meiner eigenen. Wenn er S. 86 sagt, daß in dem Satze: Der Hund rennt „die Tätigkeit als ein Ausfluß der wirkenden Kraft des Subjekts erfaßt wird“, so deckt sich dies genau mit dem Grundgedanken meines Buches „Die Urteilsfunktion“, das dem Verf. unbekannt geblieben zu sein scheint. Die Übereinstimmung ist mir deshalb um so erfreulicher. Das S. 12 über die Grundmerkmale Gesagte berührt sich wieder sehr nahe mit meiner Auffassung der typischen Vorstellungen, wie sie im Lehrbuche der Psychologie S. 97 ff. dargelegt ist. Auch sonst finde ich zu meiner großen Freude ähnliche Auffassungen sprachpsychologischer Vorgänge. Wenn der Verf. bei einer gewiß bald zu erwartenden neuen Auflage meine einschlägigen Arbeiten berücksichtigt, wird er vielleicht in der Lage sein, manches noch schärfer zu formulieren. Er wird dann vielleicht einsehen, daß die Verwandlung „der Sinnenbilder in die Gedankenhaftigkeit der Vorstellung“ sich nicht so vollzieht, wie er es S. 155 schildert: „Die besonderen Züge der Erscheinungsbilder löschen sich gegenseitig aus und nur die allen Erscheinungen gemeinsamen Merkmale prägen sich tiefer ein“. So erklärt Herbart die Entstehung von Allgemeinvorstellungen. Daß diese Erklärung den Tatsachen nicht entspricht, glaube ich deutlich gezeigt zu haben (Lehrbuch der Psychologie S. 98). Der Verf. gebraucht ferner den Ausdruck „Vorstellung“ in einem weit engeren Sinne, als dies üblich ist. Bei ihm ist die Vorstellung schon ganz gedankenhaft, gar nicht mehr anschaulich und so schon fast identisch mit „dem, was man sonst Begriff nennt“. Das ist ein Sprachgebrauch, wie ich ihn nur bei Steinthal, sonst aber nirgends finde. Dieser vom üblichen abweichende Sprachgebrauch sollte entweder vermieden oder wenigstens genau angegeben werden.

Diese unbedeutenden Gebrechen können selbstverständlich dem hohen Werte des Buches nicht den geringsten Eintrag tun. Jeder wird die reichste Anregung und Belehrung daraus schöpfen und Gelegenheit haben, seine Auffassung von der ästhetischen Wirkung der Poesie zu überprüfen und in wesentlichen Punkten

zu berichtigen. Es sei daher allen Kollegen, die sich mit der Interpretation von Dichtungen zu beschäftigen haben, auf das wärmste empfohlen.

Wien. W. Jerusalem.

Vogrinec A., Nostra maxima culpa! Die bedrängte Lage der katholischen Kirche, deren Ursachen und Vorschläge zur Besserung. Wien und Leipzig 1904, k. und k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlagsbuchhandlung Karl Fromme. 339 SS. gr.-8°.

In rascher Folge erschienen in der Hof-Verlagsbuchhandlung K. Fromme zwei Werke, welche in weiten Kreisen Interesse erregten. Prof. V. Grimmichs Buch „Der Religionsunterricht an unseren Gymnasien" wurde in dieser Zeitschrift bereits besprochen (Jahrg. 1904, S. 165 ff.). Vogrinec, Pfarrer in Leifling in Kärnten, bereicherte die Literatur durch das oben angezogene Werk. Sowohl in der Auffassung wie in der Behandlung der Themen herrscht bei den zwei Verfassern große Verschiedenheit. Grimmich lieferte eine reiche Fülle literarischer Belege katholischer und protestantischer Schriftsteller, infolgedessen seine mosaikartige Arbeit in einzelnen Teilen von sehr verschiedenem Werte ist. Vogrinec hingegen schreibt aus der Seele; fast nirgends beruft er sich auf fremde Autoritäten; seine eigensten Gedanken treten dem Leser vor die Seele. Grimmich hielt sich für verpflichtet, vor Drucklegung seines Werkes die erzbischöfliche Approbation von Wien einzuholen; V. läßt sein Buch unter eigener Flagge ohne oberhirtliche Lotsung die hohe See gewinnen. Gr. erfuhr von Seite des erzbischöflichen Ordinariates für jenen Teil seines Werkes, der sich mit der Einführung eines neuen Lehrplanes in sehr sachlicher und sogar geistreicher Weise beschäftigt, eine auffallend schroff gehaltene und sonst nicht übliche Zurückweisung, die später von keinem Schriftsteller übergangen werden darf, der sich mit der Stellung der kirchlichen Oberbehörden zu notwendig gewordenen Schulreformen befaßt. V. ist der erste, der dem sonderbaren Erlasse die wohlverdiente Würdigung zuteil werden läßt (S. 318). Schon ist er gewärtig, noch ärgere Repressalien zu erfahren; aber er macht bekannt, daß bereits Vorsorge getroffen ist, das angefangene Werk durch einen anderen weiterführen zu lassen (S. 332). Es ist nicht bloß wie ein fernes Wetterleuchten, das uns da begegnet; schon hört man deutlich den Donner rollen, und trügen nicht alle Anzeichen, so kann man auf ein scharfes Gewitter gefaßt sein. Aber V. redet überall eine so offene, ehrliche Sprache, daß man ihn schätzen muß. Man merkt, daß es ihm um die Sache ernst ist und die Worte *„Nostra maxima culpa"* ihm aus der Seele gesprochen sind. Und daß vieles, nicht in den Dogmen und in der Moral, sondern in der Verfassung, Disziplin und in verschiedenen

Institutionen längst schon reformbedürftig ist und dringend einer Remedur bedarf, soll der Rückstand nicht noch beschämender werden, kann nur von solchen bestritten werden, die den Zug der Zeit nicht verstehen oder nicht erkennen wollen.

Die Reformvorschläge des vorliegenden Werkes lassen sich, wie bereits aus dem Inhaltsverzeichnis zu ersehen ist, in zwei Hauptteile gliedern. Der erste Teil ist dem Beweise der These gewidmet: „Die Belehrung der Gläubigen und ihre religiöse Erziehung in der Schule, in der Kirche und außerhalb derselben ist nicht derart, daß sie hinreichend, geschweige denn vorzüglich wäre". In dem zweiten Teile, der in dem Beweise des Satzes gipfelt: „Die Verhältnisse innerhalb der Kirche erfordern in vieler Beziehung eine Änderung", werden Vorschläge bezüglich der kirchlichen Liturgie, der Verwaltung des Bußsakramentes, über Fasten und öffentliches Gebet, Kirchen- und religiösen Volksgesang und der Feier des Gottesdienstes gemacht. Mit größter Offenheit und beißender Satire werden die mit der Beobachtung des Zölibats verbundenen Schäden aufgedeckt und die Forderung gestellt, keinen Priester zur Ehelosigkeit zu zwingen (S. 253). Ebenso interessant sind die Besprechungen über Visitation des Klerus und über die bei Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien gebotene Vorsicht und Maßhaltung. Wer ein freies und offenes Wort hören will, der möge selbst das Buch zur Hand nehmen und er wird neben vielen recht abenteuerlichen und gewiß nicht ernst zu nehmenden Ausführungen nach manchen Richtungen hin angeregt werden.

Die nähere Besprechung des Buches in dieser Zeitschr. wird sich ausschließlich mit dem Kapitel „Der Religionsunterricht an den Mittelschulen" (S. 132—163) zu befassen haben. V. stimmt in seinen Vorschlägen in vielen Punkten mit Prof. Grimmich nicht überein, läßt ihm aber eine gerechte Würdigung wiederfahren und faßt seine Ideen in acht Punkten zusammen (S. 140 f.). Verlangt Grimmich, daß alle Lehrer der Mittelschulen dem Religionslehrer behilflich sein und zum Aufbaue religiöser Vorstellungen beitragen sollen, ferner daß die Religionslehre mit dem Religionslehrer eine „zentrale" Stellung im ganzen Lehrplane einnehmen müsse, so sieht V. von dieser „äußeren Nachhilfe" ab und betont, „daß der Religionsunterricht sich in sich selbst angesichts der dargebotenen Wahrheiten stark genug fühlen müsse, die Jünglinge für die Sache Gottes dauernd zu gewinnen". Es sollen ferner „Mittel angewendet werden, durch welche der Schüler gezwungen wird, sich mit religiösen Fragen zu beschäftigen". Bedeutsam ist der Ruf nach einem vernünftigen Lehrplane und guten Lehrbüchern! Wenn es erlaubt ist, hier zwischen den Zeilen zu lesen, so hält V. den vom österreichischen Gesamtepiskopate vorgeschriebenen und in dem bereits erwähnten Approbationserlasse des f.-e. Ordinariates von Wien als allein berechtigt bezeichneten Lehrplan für sehr korrekturbedürftig. Schon wird die Forderung erhoben, den Unterricht,

namentlich auf Grund der heiligen Schrift, mit besonderer Einwirkung auf das Gemüt und Willensleben der Schüler zu erteilen. Es soll ferner dafür gesorgt werden, „daß das äußere Auftreten der Kirche dem wahren Fortschritte der Neuzeit entspreche und der Schüler nicht eine gewisse Furcht empfinde, die zwar wahren Lehren einer in ihrem äußeren Auftreten jedoch rückständigen Kirche anzunehmen und zu bekennen“ (S. 141). Fast selbstverständlich ist es, wenn V. die Beachtung aller pädagogischen Grundsätze beim Unterrichte, eine gediegene fachmännische Inspektion, christliche Lektüre, gute Gebetbücher, Pflege des religiösen Gesanges und Verwertung von Anschauungsmitteln verlangt. — Das sind die Geleise, auf welchen sich der Religionsunterricht an Mittelschulen im Sinne des Verf. fortbewegen soll. Im großen Ganzen wird man sich mit dieser Richtung einverstanden erklären können. Anders wird die Lage, wenn man im einzelnen die Vorschläge des Verf. prüft. Hieher gehört der Gedanke, den Schülern schriftliche Hausaufgaben über religiöse Themen zu geben (S. 143) und damit bereits in der Volksschule anzufangen, um dem Religionslehrer Gelegenheit zu geben, in das Innere der Schüler zu schauen (S. 99). Der Verf. scheint wenig mit den Fähigkeiten der Jugend und dem Lehrplane an Volks- und Mittelschulen vertraut zu sein, sonst würde er wissen, daß sein Vorschlag unausführbar ist. Abgesehen von der Volksschule, sind auch die Schüler in den unteren Klassen der Mittelschulen nicht reif, ein religiöses Thema frei zu behandeln. Wir waren tatsächlich verwundert, unter den vorgeschlagenen Musterthemen (S. 143) auch „Homilien“ zu finden. Fast ist man zur Annahme versucht, daß sich hier der Verf. einen Scherz erlaubte. Und wenn er unmittelbar darnach scheinbar in allem Ernste davon spricht, die sonntägigen Exhorten abwechselnd von Schülern der VII. und VIII. Klasse halten zu lassen, die vorher ihre Elaborate dem Religionslehrer zur Korrektur zu übergeben hätten, so hat er vielleicht an die in diesen Klassen vorgeschriebenen „Redeübungen“ gedacht, aber dabei übersehen, daß diese lediglich den Zweck haben, die bereits früher gepflogenen Sprechübungen fortzusetzen und abzuschließen, während die Exhorten zur Erbauung dienen. Selbst wenn der jugendliche Exhortator die entsprechende Frömmigkeit hätte, würde ihm doch durchaus die technische Fertigkeit fehlen, ein religiöses Thema originell zu behandeln; er müßte sich darauf beschränken, seine Exhorte aus einem Buche abzuschreiben, was mitunter auch sonst wohl vorkommen mag. Es wäre ebenso, als wenn der Lehrer der deutschen Sprache von den Schülern der obersten Klassen die Ausarbeitung eines gut aufführbaren und wirksamen Dramas verlangte. Und wenn selbst irgendwo eine derartige Extravaganz vorkommen sollte, so könnte man sicher sein, daß sie nicht etwa von der Unterrichtsbehörde in den Lehrplan aufgenommen würde. — Für die Schüler der III. und IV. Klasse soll die Offenbarungsgeschichte des Alten und Neuen Testa-

mentes vorgeschrieben werden. Das ist nichts Neues. Neu ist nur, den Schülern dieser Klassen, also Knaben zwischen 12 und 15 Jahren, die hl. Schriften im Originale, mithin den ganzen Text, einzuhändigen (S. 158). Wir setzen voraus, daß der Verf. den Umfang der ganzen Heiligen Schrift und den Inhalt der einzelnen Bücher kennt, und wundern uns, wie er das Ganze ohne vorhergehende genaue Sichtung als eine geeignete Lektüre für diese Altersstufe halten konnte. Die Eltern hätten recht, wenn sie energisch Verwahrung einlegten, ihre Kinder mit all den Irrungen bekannt zu machen, die in den Schriften des Alten Testamentes enthalten sind. Wenn sich der Verf. bei seinem abenteuerlichen Vorschlag auf die Buren beruft (S. 147), deren Gottesdienst vielfach in der Lesung der Heil. Schrift besteht, so hat er zwischen dem Gottesdienste der Buren und dem Unterrichte der Jugend nicht genugsam unterschieden. Die vom Verf. in Anregung gebrachte Behandlung der Offenbarungsgeschichte für diese beiden Klassen entspricht genau jener für Theologen in der niederen Exegese. „Die Heil. Schrift des Alten und Neuen Testamentes im Original, kommentiert und illustriert. Einige Kapitel werden unter der Leitung des Lehrers gelesen und erklärt, andere zu Hause (!) schriftlich paraphrasiert. Archäologisch und religiös wichtige Notizen zur Heil. Schrift, auch zu einzelnen Abschnitten derselben, werden diktiert und vom Schüler behufs Einprägung in das Mitschreibeheft notiert“ (S. 158). — Was der Verf. über die Verteilung des kirchengeschichtlichen Stoffes auf die ersten drei Jahre des Obergymnasiums schreibt (S. 152 f.), kann als guter Einfall bezeichnet werden. Der Grundgedanke ist: Anschluß der Kirchengeschichte an die in den einzelnen Klassen vorgeschriebenen Partien der Weltgeschichte. Leider ist dem Verf. die Verteilung des Lehrstoffes für Geschichte unbekannt. Es dürfte die Geschichte der christl. Kirche im römischen Staate nicht am Schlusse der V., sondern zu Beginn der VI. Klasse durchgenommen werden, da bekanntlich in der V. Klasse die Geschichte bei der Gracchischen Bewegung abschließt.

Die Forderung nach einer ausreichenden Inspektion des Religionsunterrichtes wird in wenigen Zeilen abgetan (S. 154). Sie gipfelt in dem Satze: „Als Inspektor wird nicht der nächstbeste ernannt, etwa ein Domherr, der nicht die notwendige Eignung besitzt, sondern Fachleute, die durch ihre Leistungen gezeigt haben, daß sie die Aufgaben und Ziele des Religionsunterrichtes verstehen und sie auch erreichen können“.

Am Schlusse macht uns der Verf. mit den „Ergebnissen“ des Religionsunterrichtes bekannt. Wenn er behauptet, daß derselbe „fast erfolglos“ ist (S. 160), so wollen wir ihm nicht widersprechen. Als Ursachen werden angegeben: die zu geringe Rücksichtnahme auf die natürliche religiöse Anlage des Menschen und auf die Heil. Schrift, „die den meisten Abiturienten in ihrer wirklichen Beschaffen-

heit unbekannt ist", ferner die zu geringe Durchbildung des Gemütes und Willenslebens (S. 161).

Wo der Verf. Kritik an den bestehenden Einrichtungen übt, zeigt er einen gesunden, natürlichen Sinn; auch besitzt er den Mut, die Wahrheit unverschleiert zu zeigen. Es sind kernige Worte, wenn er schreibt: „Man sehe sich die Bücher an! Christus wird durch diesen wissenschaftlichen Apparat nicht in das Herz des jungen Studenten versenkt. Es ist viel Lehren und Lernen um nichts! Der Jüngling verlangt nach den Lehren Christi, die ihm das Gemüt erwärmen würden; er bekommt jedoch statt derselben ein theologisches System von Definitionen, fremd klingenden Begriffen, hochwissenschaftlichen Begründungen zu verschlucken. Die Zeit zum Verdauen gebricht ihm; deshalb erlischt oft das brennende religiöse Licht in seiner Seele" (S. 162). Weniger glücklich ist er in seinen Vorschlägen zur Besserung. Es scheint ausgeschlossen, daß die kirchlichen Behörden davon irgendwie Notiz nehmen.

Die Verlagsbuchhandlung hat das Buch in gewohnter mustergiltiger Weise ausgestattet und konnte wenige Wochen nach Veröffentlichung der ersten Auflage eine zweite erscheinen lassen. Es zeigt, welch großes Interesse auch weiter stehende Kreise der Gesellschaft den Fragen entgegenbringen.

Pilsen. G. Juritsch.

Grammaire française d'après une nouvelle méthode analytique par Victor Arthur Graf v. Ségur-Cabanac, Lehrer der französischen Sprache am städt. Mädchen-Lyzeum in Brünn. Première Partie. Brünn 1904, Kommissions-Verlag der k. und k. Hofbuchhandlung Karl Winiker. 111 SS.

Wenn dieses Buch mit seinem befremdlichen Titel — um es gleich von vornherein zu sagen — als ein verunglücktes bezeichnet werden muß, so ist daran vor allem der Mißgriff in der Wahl des Stoffes schuld. Mag dieser dem Verf., wie er in der Vorrede bemerkt, auch anziehend und lehrreich erscheinen, so verlangen doch zehnjährige Mädchen — denn für solche ist ja dieses Elementarbuch bestimmt — noch leichtere Speise. Die sie umgebende Welt, das, was in der Familie, in der Schule, in Hof und Garten, in der Tier- und Pflanzenwelt vorgeht, liegt ihnen gewiß näher als eine Kulturgeschichte Frankreichs im XVII. Jahrhundert, die der Verf. ihnen dafür bietet, um sie über den damaligen Stand des Unterrichts, die Kochkunst, die Gehaltsverhältnisse der Schullehrer, die adelige Gerichtsbarkeit, die Etikette am Hofe zu Versailles und nebst anderem schließlich auch über die Behandlung der Galeerensträflinge — ein noch dazu abstoßendes Kapitel — zu unterrichten.

Aber nicht nur die Wahl des Anschauungsstoffes ist verfehlt, sondern dieser letztere ermangelt infolge der Starrheit, die ihm als einem geschichtlichen Stoffe eigen ist, jener sachlichen und sprachlichen Geschmeidigkeit, die für den Elementarunterricht unerläßlich ist. Und so ist es nicht zu verwundern, wenn der Fehler in der Wahl des sprachlichen Materials noch solche methodischer Art nach sich gezogen hat. Diese finden wir namentlich in der Behandlung des zur Darstellung kommenden grammatischen Stoffes und im Vokabelschatz. So war es, was den ersteren betrifft, dem Verf. nicht möglich, diesen den jedesmal notwendigen methodischen Gesichtspunkten unterzuordnen, sondern er mußte diesem sich fügen, so daß also das Verhältnis zwischen grammatischem Stoff und Bearbeiter geradezu umgekehrt erscheint. So kommt es, daß die ersten Verbalformen, die den Anfängerinnen vorgeführt werden, die Imperfekte von *avoir* und *être* (S. 2) sind, und daß sie auch das Imperfekt der ersten Konjugation (S. 11) lernen, bevor sie das Präsens von *avoir* zu Gesicht bekommen (S. 13). Ebenso kommt das Fut. und der Konj. von *avoir* und *être* (S. 37) und den Verben der ersten Konjugation (S. 43 f.) früher zur Behandlung als das adjektivische Pron. poss. *mon, ton, son* (S. 49), letzteres mit der merkwürdigen Deklination *de mon, à mon* (S. 50); ebenso die Deklination des Teilungspartikels (S. 7) vor dem Präs. von *être* (S. 9) und vor dem unbestimmten Artikel (S. 11). Bevor die Schülerinnen den Plur. von *femme* bilden lernen (S. 18), müssen sie sich die Feminina *pécheresse, vengeresse*, das dichterische *Diane chasseresse* (S. 15), ferner die Fem. zu *écrivain, médecin, peintre, sculpteur, professeur* (S. 16) und andere aneignen (man bedenke, in den ersten Monaten des ersten Semesters der ersten Klasse!). Kurz, es herrscht in dem Buche geradezu ein methodisches Chaos. Dabei wird dieser Mangel nicht einmal durch einen sog. systematischen Teil abgeschwächt. Denn statt eines solchen finden sich bloß die Konjugationstabellen von *porter* (Aktiv), *être, avoir* (man beachte die Reihenfolge!). Die zahlreichen unregelmäßigen Verba, die im Text zerstreut vorkommen, wie *aller, venir, pouvoir, devoir* sind ganz unberücksichtigt gelassen und doch wären diese ungleich wichtiger gewesen als die Femininbildung der obgenannten Substantiva, die femininen Adjektive *turque, caduque, franque* (S. 25) und die Pluralbildung der Adjektive *feu, hébreu, pénal, glacial* (S. 30) und anderer. Ähnlich werden in dem den eigentlichen Lektionen (hier „*Entretiens*" genannt) vorangehenden, die Aussprache behandelnden „Préparatif" ganze Listen höchst überflüssiger Wörter, wie *inexpugnable, agnat, Caen, hanche, hangar, hareng* usw., mit rührender Gewissenhaftigkeit aufgezählt, während wir z. B. über die Aussprache der Zahlwörter *cinq* bis *dix* weder hier noch in den „*Entretiens*", welche Einzelheiten der Aussprache überhaupt nicht berücksichtigen, etwas finden. Bezüglich dieses Abschnittes über die Aussprache, auf den einzugehen uns zuweit

führen würde, bemerken wir nur, daß er auch den bescheidensten Ansprüchen, die man heute an ein derartiges Kapitel in einer Elementargrammatik stellt, nicht genügt.

Was den Vokabelschatz betrifft, so wird es nach dem Vorhergehenden nicht mehr überraschen zu hören, daß es in den zu erklärenden Texten von Fachausdrücken, wie *falbala, prétintaille, procureur, greffier, geôlier, féodal, ogive, roturier, droits domaniaux, justice seigneurial* (sic!), *indogermanique, galérien, forçat,* geradezu wimmelt, während wir uns nicht erinnern, auf ungleich wichtigere Wörter, wie *chat, souris, loup, renard, plante, fleur, fruit, jardin, soleil, lune* u. a., gestoßen zu sein. Gäbe nicht die Aussprachelehre und die Grammatik Gelegenheit, Wörter, wie *cerf, porc, clef* (wegen des stummen Endkonsonanten), *chien, lion, frais* (wegen der Femininbildung), vorzubringen, so würden auch diese im Buche fehlen.

Was berechtigt nun den Verf., seinem Lehrverfahren den Namen „neue analytische Methode" beizulegen? „Analytisch" ist es wohl, insofern das an der Spitze eines „*Entretien*" stehende Stück seinem Inhalte nach zerlegt wird (nebenbei bemerkt, gibt es vom logischen Standpunkt aus überhaupt nur eine analytische Methode). Doch geht die Behandlung der geschichtlichen Stoffe in allen 16 Entretiens dialogisch zwischen Lehrer und Schüler vor sich, indem der erstere die Frage stellt, der letztere sie beantwortet (nur bleibt von jedem Stück eine Anzahl Sätze unberücksichtigt, die demnach ganz umsonst im Buche stehen). Die Behandlung des Inhalts wird jedoch durch die Erörterung grammatischer Fragen, die in derselben Weise vorgenommen werden (nur daß da oft auch der Schüler fragt und der Lehrer antwortet), unterbrochen. Als dritter Bestandteil kommen dazu noch, hauptsächlich zu Anfang, oft auch in der Mitte und am Schlusse, Redensarten des alltäglichen Lebens, wie sie sich im Verkehr zwischen Lehrer und Schüler ergeben können. Einem ähnlichen praktischen Zwecke dienen die „*Phrases de classe*" im „*Préparatif*". Schließlich ist zu bemerken, daß alle Fragen und Antworten zugleich auch in nebenstehender deutscher Übersetzung vorgeführt werden. Die Zusammenschweißung der drei Elemente: historisches Stück, grammatischer Stoff, Redensarten des Alltagslebens zu einem „*Entretien*", die durchgängige Behandlung in dialogischer Form und die Beifügung der Übersetzung des gesamten zur Darstellung kommenden Sprachenmateriales ist das „Neue" an des Verfassers Vorgang. Was nun die konsequent durchgeführte Beantwortung der Fragen betrifft, so können wir deren Nutzen nicht einsehen. Der das Buch benützende Lehrer erhält damit eine gebundene Marschroute, die er durch das ganze Buch hindurch nicht mehr verlassen darf. Lehrende und Lernende müssen sich darin wie in einer Zwangsjacke vorkommen. Wie kann da von einem „freien" Betrieb der Sprache die Rede sein? Noch weniger schließlich können wir

verstehen, warum jeder Frage und jeder Antwort die deutsche Übersetzung beigefügt ist. Diese muß sich als das größte Hemmnis für die direkte Aneignung der Fremdsprache erweisen und jeden Fortschritt unmöglich machen; denn durch sie wird ja der Anfänger in einem fort vom französischen Originale abgelenkt und überdies muß ihm das Eindringen in dasselbe unnötig erscheinen, nachdem er den Sinn daneben mühelos ablesen kann. Wir müssen also gerade diese Neuerungen des Verf. zurückweisen. Auf die Redensarten, die noch verhältnismäßig das Beste an dem Buche sind, wie auch auf die zahlreichen, oft konsequent auftretenden Druckfehler, namentlich auch gegen die Interpunktion, können wir nicht eingehen, nachdem uns das Buch ohnedies schon weit über seinen inneren Wert hinaus beschäftigt hat. Nur einige besonders auffallende Fehler gegen die Sprache mögen hier Platz finden. Zu den Druckfehlern gehören vielleicht noch die falschen Artikel: S. 32 bei *sphère* (auch im Vokabular S. 87); S. 50 bei *rencontre* (auch im Vokabular S. 92); S. 92 bei *caprice.* Vielleicht auch noch hieher zu rechnen: S. 26: *je tâcherai de ne plus faire des fautes;* S. 28: *Auriez-vous de temps disponible?* Fehler anderer Art: S. 15: *je le suis content;* S. 21: *dressoirs monumentales* (auch S. 23); S. 19 (zweimal): *ministre de guerre* (auch im Vok. (S. 84); S. 28: *des leçons françaises;* S. 43: *heureux* à *faire votre connaissance;* S. 46: *je me rappelle au bon souvenir* de vous; S. 5 steht folgender Satz mit überdies zwei Interpunktionsfehlern: *Avant de faire un pas de plus je vous dis, tout verbe se divise en deux parties distinctes.* Stellungsfehler, durch Nachahmung des Deutschen hervorgerufen: S. 33: *Versailles doit donc au puissant attrait de la chasse sa fortune;* S. 46: *Assure-t-il aux manufactures nouvelles des privilèges?;* S. 41: *On les forme en ajoutant à ceux qui se terminent par une consonne le suffixe -ième.* Übersetzungsfehler: S. XIV: *trop* „sehr"; S. 16: *à propos,* in der Übersetzung weggelassen, im Vok. „sozusagen"; S. 51: er wurde geboren „*il fut né*"; zu S. 4: *(les cuisiniers) rivalisent à qui dressera (les menus les plus ordonnés)* finden sich im Vok. S. 76 die Angaben: *rivalisent* wetteifern; *à qui* mit welchem; *dressera* wird zusammenstellen. Wie die Schülerinnen auf Grund dessen den Satz übersetzen sollen, ist nicht verständlich. Hoffentlich bleiben sie aber vor dem Schicksal bewahrt, dieses Buch benützen zu müssen.

Dr. H. Breymanns Französisches Lehr- und Übungsbuch für Gymnasien. 4. Aufl. München und Berlin 1908, R. Oldenbourg. XVI, 344 und 80 SS.

Ein bereits erprobtes Lehrbuch, das in der neuen Gestalt teilweise umgearbeitet erscheint. An desselben Verf.s „Elementarbuch" anschließend, besteht es zunächst aus einem „Übungsbuch"

(190 SS.) und einer „Grammatik" (154 SS.). Die 80 für sich paginierten Seiten enthalten das „Vokabel-Verzeichnis" zum Übungsbuch und ein „Deutsch-französisches Wörterverzeichnis".

Das Übungsbuch teilt sich in „Wortlehre" und „Satzlehre". Es ist nach grammatischen Gesichtspunkten angelegt mit Verweisen auf die „Grammatik". Die Gliederung der einzelnen Lektionen ist in der Hauptsache folgende: An der Spitze steht ein zusammenhängendes Anschauungsstück, meist geschichtlichen Inhalts; doch werden Einzelsätze nicht ängstlich vermieden, wie denn der Verf. überhaupt den Standpunkt der radikalen Reformen nicht teilt. Darauf folgen sorgfältig ausgewählte und mannigfach variierte grammatische (namentlich Konjugations-) Übungen in ganzen Sätzen (das Vorwort S. IV gibt an, wie diese Übungen noch weiter ausgestaltet werden können). Den Schluß bilden gleichfalls wieder zusammenhängende Übersetzungen in das Französische, gewöhnlich Umwandlungen der französischen Anschauungsstücke. Eine gute Zugabe gegenüber anderen Lehrbüchern sind die *„Proverbes"* und *„Maximes"*, die manchen Lektionen angehängt oder in dieselben eingefügt werden. Als Anhang folgt diesem Teile noch eine kleine Sammlung von Redensarten für Briefanfänge und Briefschlüsse, Dispositionen für Briefe und einige Gedichtchen.

Die „Grammatik" teilt sich in die „Flexions-" und in die „Satzlehre". Betreffs der Laut- und Schriftlehre wird (S. XIII) auf das Elementarbuch verwiesen. Doch wird in der „Flexionslehre" in bemerkenswerten Fällen die Aussprache angegeben. Von den hier aufgeführten Transkriptionen müssen wir jedoch als miteinander nicht übereinstimmend hervorheben: S. 221 *je ferai(s)* und S. 235 *petit(e)*, an der ersten Stelle das dumpfe *e* von *ferai(s)* als lautend, an der zweiten das von *petit(e)* als stumm bezeichnet, während in dieser Stellung gerade das Umgekehrte das Richtige ist. Die Satzlehre hat der Verf. als Lehre von den Satzgliedern statt, wie gewöhnlich geschieht, als Syntax der einzelnen Redeteile durchgeführt: einesteils, um den Zusammenhang mit der deutschen Satzlehre zu wahren, anderenteils, um dem Schüler das Verständnis der syntaktischen Verhältnisse zu erleichtern. Auch sonst zeigt sich das Streben nach Vermittlung des Verständnisses der sprachlichen Tatsachen. Daher wird nicht nur, wo immer möglich, der analytische Vorgang eingehalten: zuerst das Beispiel, dann die Regel — die letzteren einfach, kurz und bündig —, sondern es wird auch oft, wenigstens anmerkungsweise, der historische oder psychologische Erklärungsgrund der sprachlichen Erscheinungen aufgezeigt. Auffällig ist jedoch, daß (S. 331) das französische Gerundium *(en mangeant)* als ein Partizip des Präsens mit der Präposition *en* erklärt wird. Abgesehen davon, daß es dann widersinnig wäre, von einem „Gerundium" zu sprechen, ist es auch historisch unrichtig; denn *en mangeant* gibt lat. *in manducando* wieder. Dem-

nach ist die genaue Übersetzung von *(l'appétit vient) en mangeant* nicht „indem wir essen“ (S. 331), sondern „beim Essen“.

Trotz dieses und einiger kleinerer Versehen muß das Buch als ein vorzügliches bezeichnet werden. Auch der Druck ist bis auf einige Fehler, die stehen geblieben sind, sorgfältig, die Ausstattung lobenswert.

Dr. W. Rickens Französisches Gymnasialbuch für den Unterricht bis zum Abschluß der Untersekunda. Berlin, Gronau 1903. V und 197 SS.

Das Buch verdankt seine Entstehung dem Streben, einen Lehrbehelf zu liefern, welcher der (seit Einführung der neuen preußischen Lehrpläne) verminderten Stundenzahl des Französischen Rechnung trägt. Es ist nach denselben Prinzipien angelegt wie die oben genannten, gibt also zunächst, vom Leichteren zum Schwereren aufsteigend, Sprachstoffe für jede Stufe; ferner eine Grammatik auf 48 Seiten, bestehend aus Laut-, Formen- und Satzlehre; letztere in 17 Paragraphen auf 22 Seiten; zum Schluß drei Wörterverzeichnisse: eines zu den französischen Sprachstoffen (hier paßt keine der S. 164 für *ceindre* gegebenen Bedeutungen zu dem S. 46 stehenden Satze *il ceignit le diadème*), eines zu den deutschen Übungen und schließlich ein etymologisch gruppiertes, „das zu denkender Befestigung und Ergänzung des Wortschatzes und zur Einführung in die Wortkunde und Wortbildungslehre dienen kann“. Hier findet der Schüler die von demselben lateinischen Grundworte stammenden oder weiter daraus abgeleiteten Wörter unter demselben Titelkopf zusammengestellt; so *âme* und *animal; chef* und *capitale; acte, agile* und *agiter; cueillir* und *collège; élire* und *élégant; dix* und *décembre; épice* und *espèce; fidèle* und *foi; nègre* und *noir; clef, clore, clôture* und *concluer:* doch nicht ganz konsequent, denn *chef* und *cheveu* sind wieder getrennt. Ob der Schüler mit diesen Zusammenstellungen etwas anzufangen wissen wird, möchten wir füglich bezweifeln; denn er erhält nicht einmal einen Hinweis auf den Unterschied zwischen der volkstümlichen und der gelehrten Behandlung der lateinischen Grundwörter und das war doch das wenigste, das geboten werden mußte. Der Lehrer wird aber bei der Kürze der Zeit auch keine ausreichenden Erklärungen geben können. Einen größeren Nutzen für die historische Auffassung der Sprache gewähren sicher die in den grammatischen Teil eingestreuten, auf sprachgeschichtliche Vorgänge sich beziehenden Bemerkungen; nur ist (S. 117) unrichtig, daß bei den Verben auf *-oir* im Fut. *oi* außgestoßen worden sei *(recevoir — recevrai),* da ja nach dem franz. Synkopierungsgesetz hier nie ein solches existiert hat. Auch die Lautlehre ist mit Sachkenntnis behandelt. Es werden sogar — unseres Wissens seit Plötz zum erstenmal wieder in einem Schulbuch — für *a, e, o* und *ö* je drei Qualitäts-Nuancen

unterschieden, was u. E. für die Schule eher zu subtil ist. Man wird sich zufrieden geben müssen, wenn die Schüler die beiden Hauptunterschiede — offene und geschlossene Aussprache dieser Laute — auseinander halten. Dagegen hätte nach der praktischen Seite entschieden mehr getan werden können. Es werden zwar in dem ersten Wörterverzeichnis auf die Aussprache bezügliche Bemerkungen gemacht, aber durchaus nicht in hinreichender Menge. Woher soll sich aber der Lernende über die Aussprache von *poêle* (S. 152), *août, septembre* (S. 151) und anderer Wörter unterrichten, da er ja auch im theoretischen Teile nichts darüber findet? In den beiden anderen Verzeichnissen fehlen aber prinzipiell Aussprache-Angaben und doch sind sie sicher notwendig in Fällen, wie *cafetier* (S. 182), *fosse, fusil* (S. 187) u. a. Wenn es aber der Verf. (Vorwort S. III) bei der geringen Stundenzahl des Französischen als seine „dringende Pflicht“ erkennt, „durch geeignete Maßnahmen dafür zu sorgen, daß die Beschäftigung der Schüler mit ergänzender häuslicher Übungsarbeit durch das Buch selbst auf jede Weise erleichtert wird“, so sollte dies auch in Bezug auf die Aussprache gelten, umsomehr als der Verf. sich nebst anderem das Ziel gesetzt hat, dem Schüler eine „gute, fließende Aussprache“ (ebd. S. IV) beizubringen. In Bezug auf die der Aussprache zuzuwendende Sorgfalt kann der alte Plötz noch immer zum Muster dienen, wie er denn in dieser Hinsicht von den Reformern, trotzdem diese die Verbesserung der „Schulaussprache“ auf ihre Fahne geschrieben haben, nur selten erreicht worden ist. Auch werden die Verfasser von Lehrbüchern mehr als bisher ihre Aufmerksamkeit der Aussprache des stummen *e* zuwenden müssen, statt, wie meist jetzt geschieht (so auch in den beiden zuletzt genannten Büchern), es völlig unberücksichtigt zu lassen. — Von den wenigen Druckfehlern heben wir nur hervor: S. 152 *le* statt *la* bei *vitre;* umso auffälliger, als der falsche Artikel durch fetten Druck hervorgehoben wird. Von den gemachten Ausstellungen abgesehen, rechtfertigt das Buch den Ruf des schon lange vorteihaft bekannten Schulmannes.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Elementarbuch der englischen Sprache für Realschulen. Von Wilhelm Swoboda, Professor an der Landes-Oberrealschule in Graz. Wien und Leipzig, Franz Deuticke 1904. VIII und 167 SS. Preis geh. 1 K 90 h, geb. 2 K 20 h.

Das Buch wird mit einer „Vorschule der Aussprache“ (S. 1—5) eröffnet, in welcher auch der Plural der Substantiva besprochen wird. Das Beispiel *singular* für tonloses *u* ist verfehlt, da die Silbe *-gu-* nicht *gu*, sondern *gju* gesprochen wird. Darauf folgt der methodische Teil des Buches (S. 7—104), welcher im Anschluß an 45 Lesestücke den Unterschied zwischen Aus-

sprache und Schreibung, ferner die Formenlehre und einige elementare Regeln der Syntax behandelt; jede Lektion enthält auch ein paar Übungen, die teils aus Fragen über das Gelesene bestehen, teils die Aussprache und Grammatik zum Gegenstande haben.

Die Lesestücke sind, wie das „Begleitwort" sagt, guten englischen Quellen entlehnt. Aber es sind auch viele Stücke darunter, die vom Verf. selbst herrühren. In diesen vermissen wir oft die letzte Feile; so habe ich mir folgende Versehen angemerkt: S. 6 *On page six there is a picture of a class-room* (st. *the*); ib. *From the picture we can tell how the inside of the room looks* (st. *what ... looks like*); S. 9 *The master ... puts off his overcoat* (st. *takes off*); S. 17 *when it came to my turn* (st. *my turn came*); S. 39 *I can't make out what fault that is* (st. *mistake*); ib. *You mean the one in the second line* (st. *refer to*); S. 40 *I had to write a bad note* (st. *mark*). — Was den Inhalt der Lesestücke anlangt, so entspricht er vollkommen den Instruktionen, indem darin Gegenstände und Vorgänge der unmittelbaren Umgebung, als Schule, Haus, Familie usw., zum Ausdruck kommen. Für die Altersstufe, auf der bei uns der Unterricht im Englischen beginnt, sind zu kindisch die Nummern 5 und 6 *Our English Reading Book*, ferner Nr. 17 *Don't be Careless and Untidy*. Unnatürlich sind auch die Nummern 7 und 8 *(A Practical Reading Lesson)*, weil hier ein Verkehr in englischer Sprache zwischen dem Lehrer und den Schülern zu einer Zeit vorausgesetzt wird, wo den letzteren weder ein passender Wortvorrat noch eine genügende Kenntnis der Grammatik zu Gebote steht. — In Bezug auf die sprachliche Seite der Lesestücke fällt es auf, daß in den ersten Nummern Formen vorkommen, die erst viel später im grammatischen Teile erklärt werden. Einige Beispiele davon mögen hier angeführt werden: Nr. 1: *shut, parqueted, placed* (das Partizip Perfekt, § 22); Nr. 2: *is hanging, hanging down* (das Part. Praesens, § 17); Nr. 3: *Friday, October 1st* (die Zahlen, § 44); Nr. 4: *they have learned* (das Perfekt, § 30); Nr. 5: *I shall often have a chat with you* (das Futurum, § 31); Nr. 6: *do not leave me* (Umschreibung mit *to do*, §§ 20, 26, 28); Nr. 7: *tell me where we left off* (das Imperfekt, § 23—25); Nr. 9: *that are used* (das Passivum, § 41). Die Grammatik, die aus 88 Paragraphen besteht, ist sorgfältig ausgearbeitet; sie würde aber an Übersichtlichkeit gewinnen, wenn sie, statt zwischen den Lesestücken zerstreut zu sein, hinter dem Lesestoffe zusammenhängend vorläge. Zu der Lehre von der Interpunktion (S. 103) ist zu bemerken, daß die Form der englischen Anführungszeichen nicht ‟ ", sondern " " ist; die vom Verf. gebrauchte Form ist nicht englisch.

Die weiteren Teile des „Elementarbuches" sind: III. „Erklärende Anmerkungen zur Vorbereitung auf die Lesestücke und Aufgaben" (S. 105—128), welche unter anderem auch eine vollständige

phonetische Umschrift der ersten neun Texte enthalten, IV. „Aufgaben zur Rückübersetzung" (S. 129—139), die aus 18 zusammenhängenden deutschen Übungsstücken bestehen, die sich inhaltlich an die englischen Lesestücke anschließen, V. „Wörterbuch" (S. 140 bis 167), worin alle im Buche vorkommenden Wörter mit ihrer Aussprache und Bedeutung alphabetisch zusammengestellt sind. Als erste Bedeutung von *dare* wird „dürfen" angegeben; da diese veraltet ist und in den Lesestücken nicht vorkommt, so wäre es besser, sie zu streichen.

Die Ausstattung des Buches ist gefällig, der Druck korrekt; ich habe nur folgenden Druckfehler bemerkt: S. 37 *Exercise's.*

Das Buch, welches ursprünglich nur für Mädchenlyzeen geplant war, wird auch an Realschulen gute Dienste leisten, besonders wenn in der nächsten Auflage die oben erwähnten ihm noch anhaftenden Mängel beseitigt werden.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Steirische Zeitschrift für Geschichte. Herausgeg. vom historischen Verein für Steiermark. I. Jahrgang. Graz 1903. In Kommission bei „Leykam".

Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen. In Verbindung mit der historischen Landes-Kommission für Steiermark herausgeg. vom historischen Vereine für Steiermark. 32. Jahrgang. Graz 1903. In Kommission bei Leuschner & Lubensky.

Beiträge zur Erforschung steirischer Geschichte. 33. Jahrgang (neue Folge I. Jahrgang). Graz 1904 (wie früher).

Von den Vereinen, die sich mit der Erforschung österreichischer Ländergeschichten befassen, ist der historische Verein für Steiermark wohl einer der rührigsten und fruchtbarsten, wie sich dies aus seinen zahlreichen Veröffentlichungen ergibt. In seinem Schoße war eben niemals Raum für politische und nationale Sonderbestrebungen, die die Tätigkeit manches ähnlichen Vereins heutzutage lahmlegen.

Die „Steirische Zeitschrift für Geschichte" liegt in 4 Heften als abgeschlossener Jahrgang vor und enthält folgende Arbeiten: Professor Dr. Franz von Krones (mit dem wohlgetroffenen Bilde des inzwischen verstorbenen, unvergeßlichen und verdienstvollen Universitätslehrers), Die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte, Franz Ilwof, Der gallische Hahn, Mitteilungen aus der historischen Landes-Kommission für Steiermark, Bericht über die VII. Versammlung deutscher Historiker in Heidelberg, Literaturberichte, Zeitschriftenschau, Aus Vereinen, Archiven, Bibliotheken, Museen, Personalnachrichten; Dr. Kapper, Bauwerke und Straßen aus Alt-Graz (mit einer Ansicht von Graz aus dem Jahre 1565), Franz

Ilwof: Karl Weinhold, Dr. v. Mensi, Das landschaftliche Gültbuch in Steiermark, Nachrufe auf Engelbert Mühlbacher, Josef Egger, Aufruf zur Setzung eines Denksteines für Hofrat v. Krones; Otto Cuntz, Worte zum Gedächtnis für Theodor Mommsen, Zur Geschichte des ersten Franzosen-Einfalls 1797 (von Dr. Veit Josef Stahel in Graz, Ende des XVIII. Jahrhunderts), Nachruf auf den verdienstvollen Admonter Stiftsarchivar P. Jakob Wichner (mit Bildnis).

Auch die beiden Jahrgänge der Beiträge weisen einen reichen Inhalt auf: Felix Zub, Archivar in Murau, Beiträge zur Genealogie und Geschichte der steirischen Liechtensteine (mit zwei Stammtafeln), Dr. A. Kapper, Mitteilungen aus dem k. k. Statthaltereiarchive zu Graz (mit ausführlichem Personen- und Ortsregister), Dr. Albert Starzer, Die landesfürstlichen Lehen in Steiermark von 1421—1546 (ebenfalls mit Personen- und Ortsregister), A. E. Schönbach, Miszellen aus Grazer Handschriften (fünfte Reihe), Dr. Alois Lang, Beiträge zur Kirchengeschichte der Steiermark und ihrer Nachbarländer aus römischen Archiven (mit Register), Dr. Anton v. Pantz, Beiträge zur Geschichte der Innerberger Hauptgewerkschaft (mit Abbildungen zahlreicher Radwerksmarken).

Marburg. Julius Miklau.

Dr. Ernst Friedrich, Allgemeine und spezielle Wirtschaftsgeographie. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1904. 370 SS. Preis 6 Mk. 80 Pf.

In einer etwas langatmigen, manchmal weit hergeholten und in ihren Beweisen nicht immer einwandfreien Einleitung sucht der Verf. seine von der bisherigen abweichende Auffassung von den Aufgaben der Wirtschaftsgeographie zu begründen. Nach ihm soll sie die Wirtschaft als eine räumliche Erscheinung der Erdoberfläche betrachten und die Wirtschaftsbilder örtlich erklären. Die Bevölkerung ist sowohl als Resultat als auch als Quelle der Wirtschaft zu beschreiben. Er stellt nicht den Boden, sondern den Menschen als Grundlage der Wirtschaft in den Vordergrund. Er zerlegt sein Buch in einen allgemeinen und einen speziellen Teil. Der erste, die ganze Erde umfassend, sucht durch den Nachweis des Zusammenhanges zwischen dem Menschen und den ihn in seiner Wirksamkeit beeinflussenden Faktoren das Verständnis für die zum Nachweise des Wirtschaftszustandes erforderlichen Momente zu erwecken. Die Behandlung der Faktoren der Wirtschaft bietet ihm Gelegenheit, sich eingehend mit dem Menschen als wirtschaftlichem Subjekte zu beschäftigen und vor allem Wirtschaftsstufen, -richtungen, -formen und -zonen zu unterscheiden, zu deren Erläuterung die beiden ersten der drei beigegebenen Karten dienlich sind. Innerhalb der Wirtschaftsstufen wird zwischen tierischer,

instinktiver, traditioneller und wissenschaftlicher Wirtschaft, innerhalb der Wirtschaftsformen zwischen Sammeln von Pflanzen, Fischerei, Jagd, Pflanzenbau, Tierzucht, Bergbau, Industrie, Transport, Kapital und Handel getrennt. Land und Wasser werden in ihren verschiedenen Erscheinungsformen ebenso gewürdigt wie der Einfluß der Breitenlage auf das Klima. Im Anschlusse daran wird unternommen, einen Einblick in die Einwirkung des Menschen auf Pflanzen- und Tierwelt sowie in die Lebensbedingungen der letzteren beiden Reiche zu geben. Auf dieser Grundlage baut sich der zweite Abschnitt des allgemeinen Teiles, die Lehre von der geographischen Verbreitung der Wirtschaftsfaktoren auf. Zu ihrer Veranschaulichung dient die dritte Karte. Erst daran schließt sich der spezielle Teil, der die einzelnen Ländergebiete zuerst hinsichtlich der Sammelwirtschaft und der Ausnutzung der natürlichen Pflanzen- und Tierwelt einer genauen Prüfung unterzieht und in zweiter Linie die übrigen Wirtschaftsformen berücksichtigt, um mit oft wohl recht kurz geratenen Angaben über Volksdichte und Siedlungen zu schließen. In der Aufzählung der Produkte wird Vollständigkeit zu erzielen gesucht, so daß der Verf. diesen Teil seines Buches mit Recht geographische Produktenkunde (vielleicht wohl besser Produktenverzeichnis) zu nennen vermag. Da der Verf. scharf zwischen Anthropogeographie im engeren Sinne und Kulturgeographie scheidet, während doch erst eine Vereinigung beider Elemente zu einem Gesamtbilde einen richtigen Einblick in den Kausalnexus zwischen Erde und Leben zu geben imstande ist, kann Ref., abgesehen davon, daß wir in der Zersplitterung unserer Wissenschaft auf diesem Wege bald wieder bei den 24 Geographiearten M. J. Gottfried Hauptmanns anzulangen Gefahr laufen, bei aller Anerkennung des großen Wertes, den die Arbeit Friedrichs unstreitig besitzt, der Art der Behandlung des Gegenstandes, innerhalb deren sich außerdem Systematik und Aufzählung mehr als vielleicht nötig, breit machen, nicht durchwegs zustimmen. Wegen seines reichen Registers wird das Buch als Nachschlagewerk besonders gute Dienste zu leisten vermögen. Auch der Unterricht wird namentlich zu Zwecken der vergleichenden Statistik sowohl aus dem allgemeinen wie aus dem besonderen Teile, in dem durchwegs das neueste Zahlenmaterial Verwendung fand, großen Gewinn ziehen können.

Dr. Hans Heß, Die Gletscher. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn 1904. 426 SS. Preis 15 Mk.

Je größer infolge der in den letzten Jahren mit besonderer Intensität betriebenen Gletscherforschung die Zahl der neuen Erkenntnisse wurde, umsomehr mußte A. Heims vortreffliches Handbuch der Gletscherkunde veralten. Da seit seinem Erscheinen nahezu 20 Jahre verstrichen sind, ohne daß, von Fr. Machaczeks kleiner, 1902 herausgegebenen „Gletscherkunde“ abgesehen, der

Versuch gemacht wurde, unter Zugrundelegung der neuen Gesichtspunkte eine zusammenfassende, allseits erschöpfende Darstellung des Stoffes zu geben, kommt das Buch von Heß einem geradezu empfundenen Bedürfnisse entgegen. Es zeichnet sich noch besonders dadurch aus, daß es gerade den Mann zum Verf. hat, der durch seine ernste rastlose Arbeit an Ort und Stelle selbst einen bedeutenden Anteil an der Gewinnung jener Anschauungen beanspruchen darf, die gegenwärtig hinsichtlich der Gletscherphänomene in Geltung sind. Wir dürfen uns daher auch nicht wundern, daß seine Arbeit nicht nur das zu einem Ganzen vereint, was Heß bereits in dem Neuen Jahrbuche für Mineralogie, den Annalen der Physik, dem Zentralblatte für Mineralogie, Petermanns Mitteilungen usw. der Öffentlichkeit übergeben hat, sondern auch noch eine Reihe unveröffentlichter eigener Untersuchungen enthält und bei Erörterung selbst allgemeiner Fragen immer wieder auf das persönliche Forschungsgebiet zurückgreift, um aus den dort gewonnenen Erkenntnissen Belege für die aufgestellten Theorien zu schöpfen, so daß diese fast durchwegs auf tatsächlich Beobachtetem oder aus dem beobachteten Berechnetem fußen. Diese Eigenschaft des Buches ist umso höher zu schätzen, als die Zahl einschlägiger Untersuchungen von gleicher Gründlichkeit, wie wir sie Heß neben Blümcke und Finsterwalder zu danken haben, doch eine ziemlich bescheidene ist und gerade deswegen auch der Fehler, der vielleicht in der Verallgemeinerung manches Ergebnisses liegt, umso weniger störend sich bemerkbar macht, je wertvoller die Erkenntnisse der speziellen Detailuntersuchungen sind. Heß' Buch zeichnet sich aber auch dadurch aus, daß es getreulich auch der früheren Arbeiten auf dem Felde der Gletscherforschung gedenkt und allerorts den geschichtlichen Werdegang der Ansichten über die einzelnen Phänomene mit gebührender Ausführlichkeit berücksichtigt. Der Stoff ist in elf Abschnitte gegliedert. Der erste befaßt sich mit den physikalischen Eigenschaften des Eises. Der zweite ist dem Klima der Gletschergebiete, der Lage der Schneegrenze und den Klimaschwankungen gewidmet. Im dritten, der die Formen des Gletschers zum Gegenstande hat, erfährt die Firngrenze samt der Bestimmung der Schneegrenzenhöhe eingehende Erörterung. Der Verf. zeigt darin, daß entgegen der Ansicht Kurowskis die mittlere Höhe des Gletschers nicht mit der Höhe der klimatischen Schneegrenze identisch ist. Er teilt zahlreiche neu berechnete Werte, darunter auch über die Höhe der Firnlinie im Kaukasus mit. In ausführlicher Weise werden im vierten Abschnitte Verbreitung und Dimensionen der Gletscher beschrieben. Der Verf. wendet sich dabei gegen die Annahme Nansens, daß das grönländische Inlandeis 1800 bis 2500 *m* mächtig sei, und gibt ihm nur eine Stärke von 400 bis 500 *m*. Die „Bewegung der Gletscher", eingeleitet durch eine Beschreibung der vom Verf. und Blümcke in Anwendung gebrachten Methode der Gletschervermessung, bildet den Übergang

zur Behandlung der Struktur des Eises, der Spalten, den Beziehungen zwischen Eis und anstehendem Gestein sowie der Darstellung der Gletscherschwankungen und der Theorie der Gletscherbewegung. Ihr gehören die Abschnitte 9 und 10 an. Heß verlangt in diesen Kapiteln die Angabe des erreichten Genauigkeitsgrades bei Vermessungsarbeiten auf Gletschern, um unbegründete Schlüsse hintanzuhalten, er legt dar, daß beim Hintereisferner die Stellen, an denen Wendepunkte in der Geschwindigkeitskurve der Oberfläche auftreten, über den Punkten liegen, an denen die Wände des Gletscherbettes Gefällsknickungen besitzen, er weist nach, daß zwischen Dimension der Eisströme und ihrer Geschwindigkeit trotz der Abhängigkeit dieser von jener eine Proportionalität nicht besteht, und gibt der Meinung Ausdruck, daß die von Sven v. Hedin konstatierte rückläufige Bewegung am Gletscherrande auf Messungsfehlern beruht. Bemerkt zu werden verdient auch die neue Erklärung der Bänderung auf Grund von Beobachtungen am Hintereisferner und Versuchen im Laboratorium. Sie ist nach Heß nur ein Merkmal der durch die Bewegung des Eises umgestalteten Firnschichtung. Der Verf. bemüht sich aus der Menge des durch die Innenmoräne zutage geförderten Materiales die jährliche Vertiefung des Gletscherbettes durch die Erosion des Eises zu finden. Er veranschlagt sie auf 1·5 bis 6 *cm*. Wertvoll ist auch eine Studie über den Einfluß der orographischen Verhältnisse auf die langperiodischen Veränderungen der Gletscher sowie über die Gletscherschwankungen und Gletscherkatastrophen. In dem Abschnitte über die Theorie der Gletscherbewegung spricht sich der Verf. gegen Crammers Ansicht aus, da der Zusammenhang der Eismasse längs der Schichtfläche nicht geringer ist als in der übrigen Masse. Er hält auch einen Substanzverlust durch innere Schmelzung für unmöglich und erklärt die Plastizität des Eises durch Kornstruktur und Temperaturverhältnisse des Gletschers wohl begünstigt, aber nicht bedingt. Den Schluß des Werkes bildet eine recht klare Erläuterung der Eiszeiten, ihres Wesens und ihrer Verbreitung. In Anlehnung an A. Pencks in den „Alpen im Eiszeitalter" entwickelte Theorie der viermaligen Vergletscherung der Alpen wird die Gestalt des Ogliotales zur Günz-, Mindel-, Riß-, Würm- und Jetztzeit der Betrachtung unterzogen. Eine instruktive Karte des Gebietes im Maßstabe 1 : 250.000 dient zur Veranschaulichung der Eisbedeckung während der genannten Perioden. Weisen wir noch auf die schmucken Abbildungen des Buches hin, so dürfte wohl zur Genüge erhellen, daß Heß' Gletscherkunde, wenn auch der Geograph vielleicht noch manchen Wunsch hätte, doch ein inhaltsreiches geographisches Handbuch genannt zu werden verdient.

Wien. J. Müllner.

Dr. Franz Heiderich, Österreichische Schulgeographie. Dritter Teil: Vaterlandskunde. Für die IV. Klasse der Mittelschulen. Mit 51 Textillustrationen und 6 Tafeln. (Im Anschlusse an Kozenns Geographischen Atlas für Mittelschulen bearbeitet.) Wien, E. Hölzel 1904. gr. 8°, 135 SS.

Auch der dritte Teil von Heiderichs „Österreichischer Schulgeographie“ hat den Erwartungen vollständig entsprochen, welche an dessen Erscheinen geknüpft waren. Das Lehrbuch bringt zuerst eine allgemeine Übersicht, worauf die Alpen-, Sudeten-, Karpathen- und Karstländer in vier größeren Abschnitten behandelt werden. Nebenbei sind diese wieder in 85 Paragraphen geteilt. Die methodische Behandlung verrät eine entsprechende Rücksichtnahme auf die Instruktionen und wahrt dabei eine wohltuende Selbständigkeit der Auffassung. Es ist kein Zweifel, daß die österreichische Lehrbücher-Literatur um einen wertvollen Beitrag bereichert wurde und in kurzer Zeit die neue Erscheinung in vielen Schulen eingebürgert sein wird. Der Verf. hat sich von der früher häufig vorgekommenen schablonenartigen Gesamtschilderung der einzelnen Kronländer frei gemacht, die deshalb zum größten Teile unrichtig war, weil das entworfene Bild in der Regel nur für einen bestimmten Bezirk des Landes paßte. Statt dessen führt der Verf. die Schüler in die Landesteile und zeigt, wie hier etwa Wald- und Feldwirtschaft, dort fabrikemäßige Industrie, anderswo Montanbetrieb vorherrscht, wie die geistige Kultur von durch ihre Lage begünstigten Örtlichkeiten ausströmt, wie durch das Zusammenlaufen von Flüssen und im Anschlusse daran durch Vereinigung verschiedener Bahnlinien Zentren von volkswirtschaftlicher Bedeutung entstehen mußten. Die Bevölkerung, die Fauna und Flora wird mit der Bodenbeschaffenheit und dem geologischen Aufbaue in Zusammenhang gebracht, so daß die Schüler zur Einsicht kommen müssen, daß die gesamte Entwicklung des Verkehrs, der Industrie und der Landwirtschaft eine notwendige Folge von zum voraus gegebenen Bedingungen ist. Auf diese Weise kommt Leben und Verständnis in den Unterricht und die Geographie hört auf, eine Aneinanderreihung von bloß durch das Gedächtnis sich anzueignender Einzeldaten zu sein. Schilderungen von landschaftlichen Schönheiten und vom Volksleben sind in zahlreichen Abschnitten eingestreut, die sich bereits durch den Druck als Lesestoff erkennen lassen und zur Belebung des Studiums beitragen werden. Um es kurz zu sagen: wir besitzen ein Buch, das geeignet ist, Leben in den geographischen Unterrichtsbetrieb zu bringen.

Wenn nichtsdestoweniger im Folgenden einige Bemerkungen gemacht werden müssen, so soll dadurch dem anerkannten Werte des Buches kein Eintrag geschehen. Der Verf. verweist in zahlreichen Anmerkungen auf den I. und II. Teil seiner Schulgeographie. Es lag wohl darin die Absicht, den Unterricht zu einem einheitlichen zu machen und die Vorstellung ferne zu halten, den Lehrstoff früherer Klassen als abgetan zu betrachten. Es scheint

aber doch hierin des Guten etwas zu viel getan zu sein, wenn etwa Begriffe, wie „Verwitterung“, „Abtragung“, „Ausgleich der Höhenunterschiede“ usw., als unbekannt vorausgesetzt werden. Während des zweiten und dritten Schuljahres mußte mit diesen Vorstellungen so oft und eingehend operiert werden, daß es völlig überflüssig ist, im vierten Schuljahre auf das Lehrbuch der ersten Klasse zurückzuweisen. Hat die frühere Unterrichtsmethode vielleicht darin gefehlt, daß zu wenig Verständnis vermittelt wurde, so könnte der Fachbetrieb in den entgegengesetzten Fehler verfallen, indem er gar keine Vorstellungen als bereits geistig erworbenes Eigentum voraussetzt.

Zu einem kleinen Mißverständnis könnte die Diktion auf S. 14 führen, wo die „Frist eines halben Tages“ für einen Zeitraum von 12 Stunden gebraucht wird. Im gewöhnlichen Sprachgebrauche versteht man unter einem halben Tage 6 Stunden. — Der Satz auf S. 15: „Wo viele Niederschläge fallen, herrscht meist große Hitze und wo die Niederschläge geringer sind, ist auch die Sommerhitze weniger sengend“, dürfte in dieser Allgemeinheit kaum einwandfrei sein, besonders wenn man ihn mit dem auf S. 112 Gesagten in Verbindung bringt. Für unsere Breitengrade wirken Regen abkühlend. — Auf S. 18 dürfte das Wort „Fuchs“ auf einem Druckfehler beruhen und dafür das Wort „Luchs“ zu setzen sein. — Ungenau ist (S. 24) der Satz: „Karl VI. erließ auch (1713) die pragmatische Sanktion“. Die pragmatische Sanktion besteht nämlich aus zwei Teilen: der kaiserlichen Verordnung und der Annahme von Seite der Landstände, welche, wenigstens was Ungarn betrifft, notwendig war und erheblich später erfolgte. — Daß „das ganze weitverzweigte Talsystem der Alpen eine Wirkung der aussagenden Tätigkeit (Erosion) der Flüsse war“, steht im Widerspruch mit dem auf S. 29 von der Faltenbildung Gesagten.

Etwas kühn scheint uns die Bemerkung zu sein, daß das mit fruchtbarem Löß umkleidete Hügelland von Niederösterreich „durch die in ihm gehöhlten Keller Landschaftsbilder schafft, die an China erinnern“ (S. 55). Die Bemerkung: „Der Reichtum Obersteiermarks beruht aber auf den Eisenerzen“ (S. 64), könnte zu falschen Vorstellungen Veranlassung geben. Es ist richtig, daß Obersteiermark reich an Eisenerzen ist, aber in vorliegender Stilisierung erscheint als Subjekt des Satzes „Reichtum“, das logisch nicht auf das Land als solches, sondern auf die Bevölkerung bezogen werden muß. Nun mag das für eine lang vergangene Zeit völlig zutreffend sein. In neuerer Zeit wurde aber durch den modernen Großbetrieb und die Bildung von Aktiengesellschaften die wirtschaftliche Lage Obersteiermarks wesentlich verändert. Der effektive Nutzen fließt den Aktionären zu, während die Bevölkerung Obersteiermarks, soweit sie beim Bergbau in Betracht kommt und nicht schon durch tschechische Arbeiter verdrängt wurde, infolge des geringen Lohnes verarmte. Die früher durch die Verfrachtung der

Eisenerze erzielten Einnahmen sind durch den Eisenbahnbetrieb entfallen. Als Beispiel eines Städtchens, das merklich durch die veränderten Verhältnisse im Rückgange begriffen ist, kann Steyr gelten. Bei Aufzählung der Industrieorte Obersteiermarks wurde Mürzzuschlag übersehen, wo Stahlwerke in schwunghaftem Betriebe sind. — Die Tschechen ließen sich nicht bloß „in der Mitte des Landes" nieder (S. 79 f.). Aus dem gegenwärtigen Verbreitungsbezirke darf kein Schluß auf die ursprüngliche Besitzergreifung des Landes gemacht werden. Abgesehen vom Egerlande, das zum Deutschen Reich gehörte, nahmen die Tschechen gleich anfangs ihre Wohnsitze bis zu den heutigen Landesgrenzen, ja über dieselben hinaus und wurden erst im 13. und 14. Jahrhundert durch die damals massenhaft betriebene Kolonisation von den Deutschen zurückgedrängt. Aber auch darnach siedelten häufig Deutsche und Tschechen nebeneinander in schon früher bestandenen Orten, die daher auch nach dem deutschen Zuzug ihre alte slavische Bezeichnung behielten, während nicht selten dicht dabei auf Bruchland rein deutsche Gemeinwesen entstanden. In einem mehrhundertjährigen Prozesse, der noch lange nicht sein Ende erreicht hat, überwog dann an den Rändern das deutsche Element. — Mit Befriedigung muß konstatiert werden, daß der Verf. bei Böhmen auch den meteorologischen Forschungen gerecht wird, indem er bemerkt, daß „das Innere oft an Dürre leidet" (S. 79). In früheren Lehrbüchern konnte man nicht selten lesen, daß Böhmen „reich bewässert" sei. Die in vielen Bezirken zutage tretende Verarmung der Landbevölkerung dürfte zu nicht geringem Teile auf die Trockenheit des Bodens zurückzuführen sein. — Auf S. 83 sollte bei den Bahnverbindungen Egers das Wort „Sachsen" eingeschaltet werden. — Das Hauptgeleise der Eisenbahn über den Körös-mező-Paß geht nicht nach Kolomea (S. 94, 103), sondern nach Stanislau. Nach Kolomea führt bloß eine Flügelbahn mit gering zu veranschlagendem Personenverkehr. — Unseres Wissens versteht man unter „Liptauer" nicht einen Kuhkäse (S. 106), sondern einen Schafkäse, der sich nur in der Art der Zubereitung vom „Brimsa" unterscheidet. — Durch das Schyltal führt gegenwärtig keine Eisenbahn nach Rumänien (S. 108), doch dürften die zwei Enden der siebenbürgischen und rumänischen Eisenbahn in Bälde zusammenstoßen. — Die Temes ist kein Nebenfluß der Theiß (S. 111); sie mündet vielmehr unmittelbar bei Páncsova in die Donau.

Das mustergiltig gedruckte und von Druckfehlern ganz freie Buch hat 51, zumeist vortrefflich gelungene Illustrationen. Es begegnen uns dabei Aufnahmen, die für die Schule von eminenter Bedeutung sind. Wir rechnen hieher: Schichtung des Kalkes, Karrenfeld, Erdpyramiden, Vent, Felsenmeer im südlichen Böhmerwald, Karpathische Klippen, Flugsandgebiet, Sandschalen im Flugsande, Karstlandschaft, Narenta-Defilé und Serajewo. Diese Illustrationen haben schon an und für sich einen großen Wert als Veranschau-

lichungsmittel der Bodenformen. Aber die Bilder dürfen nicht als bloßer Buchschmuck aufgefaßt werden; ihre eingehende Besprechung bildet vielmehr einen integrierenden Teil des Unterrichtes. Eben hierin zeigt sich die Tüchtigkeit des Lehrers. Wie vielerlei Gesichtspunkte lassen sich beispielsweise bei dem Bilde „Innsbruck und die Solsteinkette" (besser wäre die Bezeichnung „Karwendelkette" gewesen) in Erörterung bringen: die Breite des Tales, der mauerartige Aufbau des Gebirges, der geringe Unterschied zwischen Gipfelhöhe, Grat und Sattel, die Abnahme der Wärme mit zunehmender Höhe usw. Anderen Illustrationen wird der Lehrer ziemlich ratlos gegenüberstehen, weil ihm die zur allgemeinen Deutung erforderlichen Detailkenntnisse mangeln. Unseres Erachtens genügt es daher in vielen Fällen nicht, daß das Bild bloß benannt wird. Es ist auch eine genauere Beschreibung der Lokalität erforderlich. Wir wollen es an einigen Beispielen zeigen. Zwei Bilder werden vom Dachstein gebracht (S. 28 und 45). Es wäre von Wichtigkeit zu wissen, welche Partie vom Dachsteinmassive dargestellt wurde. Es ließe sich mit wenigen Worten der Ort, von dem die photographische Aufnahme erfolgte und die Richtung bekannt geben. Ist der Lehrer im Besitze einer Spezialkarte, so könnte mit den Schülern außer den geognostischen Erscheinungen auch die perspektivische Entfernung, die Höhenunterschiede, der Abfall nach verschiedenen Flußsystemen u. a. besprochen werden. Ähnliches gilt von den Stadtbildern. Wer nie in Krakau war, wird mit der Illustration auf S. 103 nichts anzufangen wissen, weil alle Behelfe fehlen. Der Ortskundige würde zweifellos auch in dieses, an und für sich nichtssagende Bildchen Leben hineinzubringen wissen und wenigstens den im Texte berührten Wawel zeigen können. Gleiches gilt von dem Bilde „Serajewo". Es würde hier die Angabe genügen: „Blick von der 'Gelben Bastion' gegen Westen. In der Mitte die Miljacka; am rechten Ufer die Franz Josephstraße, im Vordergrunde das Rathaus, dahinter, verschwommen, der Bazar; im äußersten Westen das 'Zigeunerviertel'; sieben Brücken führen über den Fluß". Die Lehrer würden dem Verf. zu großem Danke verpflichtet sein, wenn er bei einer neuen Auflage versuchsweise in einem kurzen Anhange eine kurz gehaltene Beschreibung der schönen Bilder veröffentlichte. Ebenso würde auch ein Namen-Register sehr erwünscht sein.

Mies. G. Juritsch.

Dr. Wilhelm Fiedler, Die darstellende Geometrie in organischer Verbindung mit der Geometrie der Lage. I. Teil. Die Methoden der darstellenden und die Elemente der projektivischen Geometrie. 4. Auflage. Mit zahlreichen Figuren im Text und auf 2 Tafeln. Leipzig 1904, B. G. Teubner. 431 SS. gr.-8°. Preis geh. 10 Mk.

Der erste Band des klassischen Buches, das jeder Geometer kennt und liebt, bringt in seiner neuen Auflage mannigfache Ver-

besserungen und Erweiterungen, die der erfahrene Forscher mit altem Geschicke teils in den Text, zumeist aber in die Beispiele verarbeitet hat und die durch ihre Bedeutung eine genauere Besprechung erheischen. Die Figuren im Texte sind um etliche 20 sehr gelungene Darstellungen vermehrt. Etwa 55 Beispiele sind neu und mehrere andere wurden umgearbeitet. Der Text ist an vielen Stellen erweitert, an manchen zu größerer Klarheit verbessert, besonders aber durch einen Zusatz am Schlusse vermehrt. Bisweilen wurden stilistische Härten der früheren Auflage behoben. Manches entbehrliche Fremdwort wurde getilgt. Die Rechtschreibung ist durchaus erneuert.

Der kundige Leser bemerkt leicht, daß der Verf. die außerordentliche Bedeutung der Involution für unsere ganze Raumauffassung noch stärker zu betonen sucht als früher. Dieser Absicht dienen fast alle Erweiterungen. Die Involution wird schon im § 15 bei der Erörterung entsprechend gleicher Strecken im Bilde und Originale der Geraden erklärt und ihr Zusammenhang mit den Kreisbüscheln vorgetragen, nunmehr gewiß an der richtigen Stelle. Der § 20, welcher, wie früher, die Involution auf den zentral projizierenden Strahlen erläutert, konnte jetzt strenger gefaßt werden, da sich diese Erscheinung durch das Auftreten entsprechend gleicher Strecken erklärt. Das neue Beispiel 16 dieses Paragraphen zeigt, daß die Involution den verschiedenen Geometrien gleichmäßig angehört, da sie ohne die Sätze der Elementargeometrie behandelt werden kann. Auf S. 96, ganz unten, scheint der Satz: „Am Schluß (16) lösen wir die Linealkonstruktion in Reihe und Büschel aus der Abhängigkeit von der Elementargeometrie ....“ etwas unklar zu sein. Es soll wohl heißen: „..befreien wir..“. Einige der unmittelbar folgenden Aufgaben sind in der neuen Auflage nur mehr Wiederholungen, die stehen blieben, um die Wichtigkeit der Sache zu betonen. Neu ist die Bemerkung über die auf einem Kegelschnitte durch zwei Paare bestimmte Involution (§ 30) und über die Gesamtheit der Pole und Polaren dabei, welche in der Ebene das Polarsystem des Kegelschnittes bilden. Da ferner im § 32 die unmittelbare Ableitung konjugierter Pole und Polaren aus der projektiven Erzeugung der Kegelschnitte gezeigt wird, kann im Beispiele 12, S. 193, der wichtige Fall der imaginären Kurve zweiter Ordnung besprochen werden. Die Involutionskonstruktionen werden auf die durch fünf Punkte oder Tangenten gegebenen Kegelschnitte ausgedehnt und ihr Nutzen wird nicht nur bei imaginären, sondern jetzt auch bei reellen Peripherieelementen gezeigt (S. 198, B. 17, 18). Der Schlußüberblick bringt neu die v. Staudtsche Trennung der konjugiert imaginären Elemente und bespricht die sechs Probleme, bei denen ein solches mit einem reellen zusammentritt. Auch die rein imaginäre Gerade wird erwähnt, doch bleibt ihre konstruktive Behandlung dem zweiten Bande vorbehalten.

Außerdem sei noch erwähnt: Der Überblick S. 267 konstruiert aus Symmetriebetrachtungen die Achsen des schiefen Kreiskegels. Im § 41 wird über die Beleuchtung des Reliefs gesprochen und der § 51 ist durch die notwendige Belehrung über die Ebenen unter gegebenen Winkeln zu den Projektionsebenen ergänzt. Mit Rücksicht auf einige Sätze der Zyklographie, die neuerdings durch ausführlichere Entwicklung der Moduln linearer und planarer Kreissysteme vermehrt sind, bemerkt der Verf. in den Anmerkungen, die jüngst erfolgte Auffindung eines Steinerschen Manuskriptes: „Über das Schneiden der Kreise...“ habe gezeigt, daß in dieser im J. 1826 angekündeten Schrift von der Zyklographie nichts enthalten sei. Die lange gehegten Bedenken des Verf. bei der Veröffentlichung seiner bezüglichen Arbeiten erwiesen sich daher als unbegründet.

Die neuen Aufgaben beziehen sich hauptsächlich auf Probleme der Zentralprojektion und auf Involutionskonstruktionen. Besondere Beachtung verdienen die Beispiele: über die Parallelogrammschnitte des Tetraëders (S. 83, 12), über die Wurfparabel (S. 145, 8), über gleichseitige Hyperbeln (S. 168, 9), über die Konstruktion der Zentra und über die entsprechenden Nullkreise und entsprechenden konfokalen Kegelschnittsscharen in kollinearen Ebenen (S. 178, 9; 206, 12; 226, 12), über Geraden mit gegebenen Neigungswinkeln zu den Projektionsebenen (S. 311, 3), über die Konstruktion der Kegelschnitte aus Brennpunkt, Direktrix und Peripherieelement (S. 328, 17), über die berührenden Kugeln zu vier Tetraëderkanten (S. 358, 12) und außerdem einige Erweiterungen der Aufgaben über orthogonale Axonometrie.

Am Schluß der Anmerkungen (S. 418) erklärt der Verf. sehr zeitgemäß und mit trefflicher Argumentation die Gründe für seine Bezeichnungsweise in der darstellenden Geometrie.

Dr. Wilhelm Fiedler ist seinem alten Plane (1863 in der Zeitschrift f. Math. und Phys.) treu geblieben, er hat durch den konsequenten Ausbau desselben die dogmatische Behandlung der darstellenden Geometrie geradezu geschaffen und dieser Wissenschaft sicher auf lange Zeit den Weg des Fortschrittes gewiesen. Allein die Frage ist unentschieden, ob auch der erste Vortrag auf den technischen Hochschulen streng nach dieser Methode der beste ist, wenigstens bei der heutigen Vorbildung der Hörer. Die Erfahrung spricht manches dagegen.

Wien. Suppantschitsch.

Theorie der Störungen der Stützlinien. Von weiland J. Petzval. Mit einem Vorworte versehen von Baurat Fr. Pfeuffer. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Mathematik und Physik. 50. Band. Leipzig, B. G. Teubner 1904.

Prof. Petzval, der vom Jahre 1837—1877 als Professor der Mathematik und analytischen Mechanik an der Wiener Universität gewirkt hat, war in seinen Vorlesungen bestrebt, die Mathematik nicht als Selbstzweck, sondern vorzugsweise als Mittel zur Erkenntnis der Naturgesetze zu betrachten und die auf rechnerischem Wege gewonnenen Ergebnisse für das Leben nutzbringend anzuwenden. Diesem Bestreben verdanken wir unter anderem die Vorträge über Ballistik, Akustik, Optik, Mechanik des Himmels und auch die vorliegenden Vorlesungen über die Theorie der Störung der Stützlinien. Von dieser bedeutenden Arbeit wurde nach dem Tode Petzvals leider nur der erste theoretische Teil gefunden, während der zweite, die praktischen Nutzanwendungen der Theorie enthaltend, verloren gegangen ist, ein Schicksal, das leider die meisten Arbeiten des berühmten Mathematikers gehabt haben. Wenn auch die vorliegende Arbeit durch die heutigen hochentwickelten Theorien der Gewölbe und der Hängebrücken überholt ist, so wird diese Arbeit, welche von theoretischem Standpunkte hochinteresant ist, und in welcher Petzval mehrere originelle und elegante Methoden zur Sprache bringt, als mathematische Abhandlung Wert behalten. Die Arbeit wird weniger wegen der erreichten Erkenntnisse, als vielmehr wegen der in ihr dargelegten Methoden bedeutungsvoll erscheinen.

Der Begriff der Stützlinie wird in folgender Weise gegeben werden können: Ein vorwiegend nach der Länge ausgedehnter elastischer Körper wird in seinen Bestandteilen von beschleunigenden Kräften angegriffen; er sei so gestaltet, daß z. B. eine Vertikalebene ihn der Länge nach in zwei symmetrische Hälften teilt. Wenn sich die Kräfte das Gleichgewicht halten, so resultieren daraus immer Spannungen und, wenn man das elastische System durch einen auf die Mittelebene senkrechten Querschnitt in zwei Stücke zerlegt, so werden letztere in diesem Querschnitte vermöge der vorhandenen Spannungen wirken und zwar mit Kräften, welche eine einzige in die Mittelebene fallende bestimmte Resultante zulassen, welche den ihr zugehörigen Querschnitt im sogenannten Stützpunkte trifft. Wenn man die den verschiedenen Querschnitten entsprechenden Stützpunkte miteinander verbindet, so erhält man die sogenannte Stützlinie. Wenn zu den oben genannten Kräften noch andere hinzutreten, welche nicht das ganze Systsm, sondern nur einige Punkte oder Querschnitte desselben belasten, dann erleidet die Stützlinie gewisse Veränderungen unstetiger Art, die man unstetige Störungen der Stützlinien bezeichnen kann; diese veranlassen Veränderungen in den inneren Spannungen, welche Störungen der Spannungen genannt werden. Außer diesen treten

noch Störungen der Position und der Gestalt ein, das sind Verschiebungen der kleinsten Teile des elastischen Körpers und Änderungen seiner Gestalt.

Die genannten Störungen werden nun in der vorliegenden Schrift analytisch behandelt und die eingeführten Methoden durch Beispiele an Stützlinien von besonderer Wichtigkeit erläutert. Von den zur Anwendung gelangten Methoden, die unstetigen Störungen zu berechnen, sind zwei hervorzuheben: die erste ist mit der Methode der Variation der Konstanten verwandt, also jener Konstanten, die in der allgemeinen Grundgleichung der Stützlinien erscheinen; die zweite besteht darin, daß aus den Differentialgleichungen der Stützlinie auf die Störungen der Position geschlossen wird, worauf die übrigen Störungen der Stützlinie, der Gestalt und der Spannungen entwickelt werden.

Im ersten Teile der Schrift gibt der Verf. die Theorie der Stützlinie, wobei von der Form eines biegsamen, mit Masse begabten Fadens ausgegangen wird. Die hier aufgestellte Theorie der Kettenlinie und der Linie gleichen Widerstandes zeichnet sich durch Einfachheit und Eleganz aus. Weiters wird die graphische Konstruktion der Kettenlinie und der Linie des gleichen Widerstandes gegeben, wobei sehr bemerkenswerte geometrische Tatsachen zur Entwicklung gelangen. Im folgenden werden die Störungen der Kettenlinie nach der Methode der Variation der Konstanten gegeben, woran sich die allgemeine Störungstheorie beliebiger Stützlinien schließt, die im obigen charakterisiert wurde. Diese allgemeine Störungstheorie wird auf die Kettenlinie und die Linie des gleichen Widestandes angewendet.

Über die Störungen der Gestalt der Elemente körperlicher Bögen, die eine bestimmte Stützlinie besitzen, handelt der folgende Abschnitt, in dem die Differentialgleichungen dieser Störungen aufgestellt werden. Den Schluß der in theoretischer sowie praktischer Hinsicht sehr beachtenswerten Schrift bildet ein eingehendes Studium der stetigen Störungen der Gestalt, welche durch gleichförmige Belastung oder Entlastung oder durch Temperaturänderungen der Stützlinie hervorgerufen werden.

Man kann wohl behaupten, daß auch in der vorliegenden Schrift P e t z v a l sich als Begründer von originellen und eleganten mathematischen Methoden gezeigt hat und daß er zu Ergebnissen gelangte, welche — wenn auch zum Teil durch die neuere Technik überholt — doch als bedeutsam zu bezeichnen sind.

Lehrbuch der Physik von Andrew G r a y, Professor der Physik an der Universität Glasgow. Autorisierte deutsche Ausgabe. Von Dr. Felix A u e r b a c h, Professor an der Universität Jena. Erster Band. Allgemeine und spezielle Mechanik. Mit 400 eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1904.

Prof. Andrew G r a y, der Nachfolger von Lord K e l v i n dessen akademischem Lehrstuhle, strebt in dem Lehrbuche

Physik, dessen erster Band vorliegt, jenen, die in einem einzigen Buche einen Abriß der theoretischen und der experimentellen Physik zu besitzen wünschen, der für die meisten praktischen Zwecke wissenschaftlicher und technischer Ausbildung hinreicht, ein derart veranlagtes Buch zur Verfügung zu stellen.

Der erste Band handelt von der allgemeinen und speziellen Mechanik, nachdem das Wichtigste über Längenmessung und Zeitmessung zur Sprache gebracht worden war.

Zunächst werden die Lehren der Kinematik, die als Geometrie der Bewegung bezeichnet ist, dem Studierenden vorgeführt. Gerade dieser Abschnitt ist mit seltener Eleganz dargestellt worden; an instruktiven Beispielen als Anwendungen der vorgetragenen theoretischen Sätze fehlt es in demselben nicht. Der nun folgende Abschnitt, der von der Dynamik handelt, ist systematisch auf den Bewegungsgesetzen von Newton aufgebaut. Eingehend wurde die Lehre vom Schwerpunkte und dem Trägheitsmomente behandelt; in letzterer Hinsicht wurde unter anderen auch den grundlegenden Arbeiten von Poinsot (Momentenellipsoid, Methode der Auflösung von Kräften) Rechnung getragen.

Mit seltener Ausführlichkeit ist der Abschnitt über Arbeit und Energie behandelt. Hier ist auch die Theorie des Potentials, allerdings nur in kurzer Weise gegeben worden; als anziehende Beispiele, deren auch dieser Abschnitt viele enthält, seien besonders hervorgehoben: Die Bestimmung der Arbeit von Anziehungskräften bei der Kondensation eines Nebels; die Ermittlung jener Arbeit, welche bei der Kondensation der Erde aus nebelförmiger Materie erzeugt wurde, und des Betrages der dabei erzeugten Wärme; die Bestimmung der Arbeit bei der Verdichtung der Sonne aus Nebelmassen (Quelle der strahlenden Wärme der Sonne), ferner ist die Theorie der von einem krummen Häutchen ausgeübten Normalkraft und der Oberflächenspannung zur Darstellung gelangt. Auch das Wesentlichste aus der Thermodynamik finden wir in diesem Abschnitte berücksichtigt.

In dem Exkurse auf die „allgemeinen dynamischen Theorien" hat der Verf. die verallgemeinerten Lagrangeschen Bewegungsgleichungen aufgestellt und in jene, die für zerstreuende Kräfte gelten, den Begriff der Zerstreuungsfunktion eingeführt, die von Lord Rayleigh erdacht wurde und namentlich in der allgemeinen Theorie derjenigen Reibungswiderstände, welche von den ersten Potenzen der Geschwindigkeiten der Teile des Systems abhängen, wertvolle Dienste leistet, ebenso wie in der dynamischen Theorie der sich wechselseitig influenzierenden Ströme. Außer den Lagrangeschen Gleichungen sind auch die dynamischen Gleichungen von Hamilton aufgenommen worden. Gemeinschaftlich werden die Theoreme von Lord Kelvin und Bertrand bewiesen.

Eingehend wird das Studium der Kreiselbewegungen gepflegt. Als bedeutendste Anwendung dieser Theorie ist jene auf die Prä-

zessionsbewegung der Erde zu betrachten. Im folgenden wird unter anderen auch die Mondtheorie und die graphische Darstellung der Mondbahn in Bezug auf die Erde gegeben. Wesentlich sind auch die von Euler aufgestellten dynamischen Gleichungen, welche in den folgenden Entwicklungen aufgenommen wurden.

Die Statik materieller Systeme, die graphische Statik mit mannigfachen technischen Anwendungen, das Gleichgewicht und die Bewegung einer Kette oder einer biegsamen Schnur finden wir in den folgenden Abschnitten dargelegt. Auch hier sind Beispiele gegeben, welche wir in den deutschen Lehrbüchern über Mechanik vermissen.

In der Hydrostatik und Hydrodynamik hat der Verf. der Zähigkeit oder inneren Reibung in Körpern seine Aufmerksamkeit zugewendet. In der Theorie der Wirbelbewegung der Flüssigkeit spielt das Theorem von Lord Kelvin, daß, wenn unter gewissen Bedingungen die Zirkulation für eine sich mit der Flüssigkeit bewegende geschlossene Kurve in einem Augenblicke Null ist, sie dann für immer Null ist, eine hervorragende Rolle. — Das Theorem von Torricelli wird abgeleitet und auf mehrfache Probleme angewendet. — Von besonderem theoretischen Interesse ist die Darstellung der stationären Bewegung der Kugel und des Zylinders in einer unbegrenzten Flüssigkeit.

In der speziellen Statik der Flüssigkeiten und Gase ist auf den experimentellen und technischen Teil dieses Gegenstandes besondere Rücksicht genommen worden.

Die nun folgenden Abschnitte des vorliegenden Buches, die über allgemeine Gravitation, Potentialtheorie, astronomische Dynamik, Gravitationskonstante und mittlere Erddichte, Gezeiten (Ebbe und Flut) handeln, haben einen inneren Zusammenhang. — Musterhaft in der Gründlichkeit der Darstellung erscheint das letztgenannte Kapitel, das von den Gezeiten handelt.

In den beiden folgenden Abschnitten hat der Verf. die Theorie der Elastizität und Kapillarität erörtert und in letzterer Beziehung seinen Entwicklungen die Theorie von Gauss zugrunde gelegt, nachdem die Kapillaritätstheorie von Laplace in das rechte Licht gesetzt worden war. Eingehend wurden auch jene Methoden erörtert, die zur Messung der Oberflächenspannung dienen.

Den Schluß des ersten Bandes bildet ein Abschnitt, der von den Messungen der Masse und der Länge handelt. Die genauen Erörterungen über die Theorie der Wage werden willkommen sein. Außerdem wird gelehrt, wie kleine Kräftepaare durch Pendel gemessen werden, ferner, wie die Dynamometer oder Ergometer und das Transmissionsdynamometer eingerichtet sind.

Wir stimmen dem Herausgeber vollkommen bei, wenn er behauptet, daß die in dem Buche zutage tretende Darstellung, die Auswahl des Stoffes, das Verhältnis zwischen Erfahrung und Theorie

von dem in den Lehrbüchern Gegebenen vielfach abweicht, daß das Buch sozusagen spezifisch englisch ist. Jedenfalls kann behauptet werden, daß in dem vorliegenden Buche eine große Menge von wertvollen Anregungen enthalten ist, die sicherlich fruchtbringend verwertet werden können.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Dr. Johannes Russner, Lehrbuch der Physik. Hannover 1903. 498 SS. 8°.

Einer der größten Vorzüge dieses Lehrbuches ist die Art der sprachlichen Darstellung. Es ist wohltuend und anheimelnd (besonders für den Schüler), in einem Buche zu lesen, dessen Sprache ein schlichtes und einfaches Gewand zur Schau trägt, wobei jeder Schwulst, jede Phrase, jede Schönfärberei vermieden wird, ohne daß Klarheit, Sachlichkeit und Wissenschaftlichkeit einen Abbruch erleidet. Damit ist aber auch schon ein zweiter Vorzug hervorgehoben, das Festhalten an der Wissenschaft. Das Buch steht auf der Höhe seiner Zeit. Genaue Bezeichnungen physikalischer Größen finden sich überall vor. Auch bei den lehrreichen Beispielen ist darauf konsequent Rücksicht genommen. Der Inhalt des Buches ist sehr reich; eins drängt das andere; nahezu alles für den Physiker Wissenswerte ist besprochen, fast in jedem Teile findet man anregende Bemerkungen; Besprechungen und Erklärungen sind meist sehr eingehend, ohne das richtige Maß zu überschreiten; der Stil ist recht entsprechend der Fassungskraft des mehr und weniger Gebildeten. Das Ganze macht einen gediegenen Eindruck, dem modernen Standpunkt der Wissenschaft und deren neuesten Erscheinungen Rechnung tragend. Anregende Beispiele aus dem praktischen Leben kommen überall eingestreut vor, z. B. in der Mechanik beim Kräfteparallelogramm, bei der relativen Bewegung, bei Erwähnung des Effektes der Kraft. Auf praktische Dinge wird überhaupt die größte Rücksicht genommen. Das zeigt sich beispielsweise bei Besprechung der Glühlampe, der Nernst-Lampe, der elektrischen Koch- und Heizapparate, der Akkumulatoren, der Kohlenlichtregulatoren. Sonst werden alle physikalisch wertvolleren, wichtigeren und neueren Apparate besprochen, so die Libelle (wird sehr eingehend und mustergiltig behandelt), der hydraulische Aufzug, das Prismenfernrohr von Zeiß, das Präzisions-Ampèremeter und -Voltmeter von Siemens & Halske, der Wehnelt- und Simon-Unterbrecher, die Branly-Röhre, die Telegraphie nach Marconi, Slaby und Braun, Wechsel- und Drehstrommaschinen. Hand in Hand damit gehen interessante Versuche, wie die Bestimmung der Wirkungssphäre eines Öltropfens, Erzeugung niedriger Temperaturen, Herstellung flüssiger Luft, elektrolytische Gewinnung von

Kalium, Lithium usw. Modern wissenschaftlich ist die Erwähnung des magnetischen Ohmschen Gesetzes oder des Kraftlinienstromes und der Elektronen- und Jonen-Hypothese. Zur Abrundung des Stoffes gehört die Bestimmung des Trägheitsmomentes für einfachere Fälle, genauere Besprechung der Aneroide, der Manometer, des Leidenfrostschen Versuches, der Beziehungen zwischen Siedetemperatur und Luftdruck usw. Was in Angriff genommen wird, wird im allgemeinen „ganz“, d. i. klar und deutlich erklärt.

Es ist natürlich, daß das Buch auch noch seine besonderen Eigentümlichkeiten aufweist, die aber dem Ganzen nicht schaden dürften. So bezeichnet $t = \pi \sqrt{\frac{l}{g}}$ die Zeit für eine halbe Schwingung oder für einen Schlag. Dem einsilbigen Echo entspricht ein Abstand von 55 *m* von der reflektierenden Wand. 1 At. ist $\frac{1\,kg}{cm^2}$ und entspricht einer 735·5 *mm* hohen Quecksilbersäule. „Potential“ wird durch „Spannung“ ersetzt. $Cu \mid F = + e_1$ (sonst beim Voltaschen Element $- e_1$). Einige Kapitelchen sind nicht nach jeder Richtung hin gleich ausführlich behandelt, z. B. der Regenbogen oder die magnetische Deklination und Inklination. Die Interferenz des Lichtes bezieht sich auf parallel begrenzte Blättchen, auf keilförmige Blättchen und auf das Newtonsche Glas. Eine sprachliche Eigentümlichkeit ist die Wendung: „die Töne . . . . bilden Dissonanzen, weil das Verhältnis . . . . nicht mehr einfach ist“. Unklar stilisiert ist der Satz (S. 70): „Sowie die Erdachse . . ., also von Westen nach Osten . . .“. S. 108: statt zu sagen „die Schwerkraft ist . . . zur Größe der beiden Kräfte verschwindend klein“ ist besser „die Schwerkraft ist Null wegen des Auftriebes“. Beim konischen Haarröhrchen werden die Querschnitte nicht berücksichtigt. S. 374 sollte es heißen $V_0 = \frac{P_{t0} V_{t0}}{760 (1 + \alpha t)}$, nicht $V_0 = \frac{P_0 V_{t0}}{760 (1 + \alpha t)}$. S. 379 wird die elektromotorische Kraft der Spannungsdifferenz an den Polen gleichgesetzt; S. 391 erscheint sie gleich der „Spannungsdifferenz an den Polen im ungeschlossenen Zustand“ eines Elementes. Der Unterschied dieser Größe gegen die „elektromotorische Kraft im geschlossenen Zustand“ eines Elementes wird nicht weiter erklärt, der Begriff „Klemmspannung“ kommt nicht vor. Dieser Mangel wird hoffentlich in einer neuen Auflage beseitigt. — S. 371: „die elektromotorische Kraft eines Bunsen-Elementes ist 1·9 *V*. S. 392 wurde diese Größe zu 1·837 *V* berechnet (ohne Hinweis auf den früheren Wert).

Vorteilhaft für das Buch sind die 776 Figuren; die Figur des menschlichen Gehörorganes könnte heller sein, sonst sind die Figuren deutlich und klar.

Historische Zugaben wurden an passender Stelle überall eingeflochten. Interessant ist ein Versuch, einige Sternbilder durch den Hinweis auf die Sagen anziehender zu machen.

Druckfehler wirken nicht sehr störend. Z. B. S. 105 soll es heißen 8800, nicht 8600; S. 126 2·869, nicht 4·869; S. 132 Fig. 242, nicht 240; S. 173 $\frac{81}{80}$, nicht $\frac{31}{80}$; S. 279 $\frac{P_t}{P_0}$, nicht $\frac{P_t}{T_0}$; S. 346 Fig. 568, nicht 468.

Zum Schlusse wiederhole ich nochmals: das Buch ist durchwegs sachlich, interessant und gediegen, daher auch für Schulen, bezw. für Schulbibliotheken sehr zu empfehlen.

Prag-Smichow. Johann Arbes.

Dr. Johannes Stark, Die Dissoziierung und Umwandlung chemischer Atome. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1903. 57 SS. 8°.

Die vorliegende Schrift sucht dem Bedürfnis zu entsprechen, den „Ideenkreis Jon, Elektron, Radioaktivität, ebenso neu wie wichtig . . . . in einer kurzen, gemeinverständlichen, zusammenfassenden Darstellung“ diejenigen kennen zu lehren, die der Entwicklung dieses Idenkreises nicht haben folgen können. Verf. löst diese Aufgabe auf ca. 50 Seiten in einer sehr gründlichen, dem hochinteressanten aber etwas spröden Stoff völlig entsprechenden Weise in vier Hauptstücken, von denen das I. das Prinzip der elektrischen Dissoziierung und Leitung in Gasen, Elektrolyten und Metallen behandelt, das II. die Ursache und Natur der Radioaktivität nach den Untersuchungen von E. Rutherford und F. Soddy zum Gegenstande hat, das III. die Entstehung von Helium aus Radium bespricht; das IV. Hauptstück bringt ergänzende Bemerkungen zu den drei vorausgehenden. Dem Ganzen ist ein Sachregister beigegeben.

Vielsagend und recht bezeichnend für die Wichtigkeit der hier behandelten Fragen ist die Bemerkung, mit welcher Verf. das II. Hauptstück abschließt: „Vor etwas mehr als einem Jahrhundert wurde die Hypothese von dem atomistischen Bau der chemischen Masse in die Naturwissenschaft eingeführt; ihre Triumphe in der Physik und Chemie halfen die Meinung von der Konstanz der chemischen Atome befestigen. An dem Anfang eines neuen Jahrhunderts begehrt eine neue, noch umfassendere Hypothese Einlaß in die naturwissenschaftliche Welt, gerüstet mit den Erfahrungen der Kathodenstrahlen, Jonisierung und Radioaktivität, die Hypothese von dem atomistischen Bau der Elektrizität und ihrem Anteil an der Zusammensetzung der chemischen Atome“ (34, 35).

Nach aufmerksamem Studium des im im Buche Dargebotenen unterschreibt der Leser gewiß gerne die Worte, mit denen Verf. sein Vorwort beginnt: „Die Vorstellung von dem atomistischen Bau der Elektrizität und die Annahme elektrisch geladener, frei beweglicher Massen in den elektrischen Leitern gewinnen immer

mehr an Boden, bringen in ein Chaos von Erscheinungen Licht und Ordnung und führen die experimentelle Forschung von Erfolg zu Erfolg". Es mögen der Leser recht viele sein!

Wien. Joh. A. Kail.

Paul v. Gottlieb-Tannenhain, Studien über die Formen der Gattung Galanthus. Abhandlungen der k. k. zool.-botan. Gesellschaft in Wien. II. Bd., Heft 4. Mit 2 Tafeln und 1 Karte. Wien, Alfred Hölder 1904. V und 95 SS. Lex.-8°.

Die Tüchtigkeit eines Lehrers an der Hochschule äußert sich unter anderem darin, daß seine Lehr- und Forschungsmethode einen weitreichenden, dauernden Einfluß ausübt, daß er also „Schule macht". Die Bedeutung der Schule wieder wird durch die von ihr publizierten Arbeiten, durch die Qualität derselben gekennzeichnet. An der Wiener Universität ist die botanische Forschung durch zwei Schulen vertreten, deren Führern, Wiesner und v. Wettstein, das genannte Wissenschaftsgebiet eine große Förderung verdankt. Über die Arbeiten der Wiesner-Schule habe ich vor einiger Zeit in der Zeitschr. des allg. österr. Apotheker-Vereines (1903) mich eingehend zu äußern Gelegenheit gehabt; v. Wettsteinsches Gepräge zeigt die vorliegende Monographie, eine vortreffliche, mit Begabung und Fleiß geschaffene Arbeit. Nur eine kleine Gattung mit etlichen vier Arten (davon eine mit acht Unterarten) bildete das Substrat einer vielseitigen Untersuchung und wie viel ließ sich darüber erforschen und mit welchem Verständnis und vorsichtigen Überlegen hat der Verf. alle Fragen zu beantworten gesucht, die gegenwärtig — bei dem minderwertigen Herbarmaterial und den lückenhaften floristischen Literaturangaben — überhaupt gelöst werden können! Der Hauptpunkt dieser Studien, die von den allgemeinen Charakteren der Gattung (veget. Sproß, Laubblätter, Blütensproß, Periodizität der Lebenserscheinungen) ausgehen, liegt in dem Ausbau der Systematik, in der kritischen Sichtung der Arten und Formen des Schneeglöckchens und in der mühevollen Zusammenstellung aller auf die geographische Verbreitung bezughabenden Angaben, die die Anwendung eines enormen Literaturapparates erforderten. Den interessanten Anschauungen des Verf. über den „Artbegriff" wird wohl mancher Gegner erwachsen; es ist erfreulich, zu sehen, daß der Verf. dieselben selbst als „persönlich anspruchslos, keineswegs einwandfrei" bezeichnet, eine im allgemeinen seltene, aber umso ansprechendere Bescheidenheit.

Am Schlusse der Arbeit äußert der Verf. „Vermutungen über den Werdegang der Gattung Galanthus und ihrer Formen"; er will das Schneeglöckchen von einem Ur-Leucojum ableiten un[illegible] kann aus den gegenwärtigen Verbreitungs- und Variationsverhä[illegible]

nissen nur das eine bestimmt erkennen, „daß eine jede neue Galanthus-Form an vielen mehr oder weniger isolierten Punkten und zu verschiedenen Zeiten entstanden ist und noch entsteht". — Vorzügliche Abbildungen verdeutlichen den Text.

Krems. Dr. T. F. Hanausek.

Zoologische und somatologische Wandtafeln von Prof. Dr. Robert v. Lendenfeld. Prag 1909.

Prof. Dr. v. Lendenfeld, der während seiner 15jährigen akademischen Lehrtätigkeit sein Hauptaugenmerk auf die Herstellung guter entwicklungsgeschichtlicher, zootomischer und somatologischer Wandtafeln gerichtet hat, gedenkt dieselben über Ermunterung und Unterstützung des k. k. Unterrichtsministeriums und des k. k. Landesschulrates von Böhmen nun auch für Mittelschulen herauszugeben. Er plant 33 zoologische und entwicklungsgeschichtliche und 29 somatologische Tafeln erscheinen zu lassen.

Die zoologischen und entwicklungsgeschichtlichen Tafeln sind 134 *cm* lang und 100 *cm* breit; sie werden nach eigenen Originalen von der Firma Werner & Winter in Frankfurt a. M. in schwarzen und grauen Tönen lithographisch vervielfältigt und in Prag mit der Hand koloriert. Die Organe werden in ihrer natürlichen Lage und in ihren richtigen Größenverhältnissen dargestellt. Jedes Organsystem ist in einer anderen Farbe dargestellt und in allen Tafeln werden die Farben homologer Organe dieselben sein. In den entwicklungsgeschichtlichen Tafeln, die unbedenklich in allen Mittelschulen und Lyzeen verwendet werden können, werden die typischen, aufeinander folgenden Stadien in der gleichen Ansicht und in gleicher Vergrößerung zur Darstellung gelangen. Dasselbe soll von den somatologischen Tafeln gelten, die 207 *cm* lang und 74 *cm* breit sind. Die wichtigen Teile des Körpers sind mit den Anfangsbuchstaben ihrer lateinischen Namen bezeichnet; diese Buchstaben sind groß und durch Verweisstriche mit den Teilen, auf die sie sich beziehen, verbunden. Jeder Tafel wird eine nur für den Lehrer bestimmte Broschüre beigegeben, in welcher die Figuren, Buchstaben und Farben genau erläutert und eine Zusammenstellung der wichtigsten einschlägigen morphologischen, physiologischen und biologischen Tatsachen gegeben wird.

Die österr. Mittelschulen können diese Tafeln, von denen alle Vierteljahre 1, 2 oder 3 fertiggestellt werden, von dem Herausgeber (Prag II, Nr. 1594) um den Preis von 8 K für das Stück beziehen.

Dem Ref. liegen zwei Tafeln vor. Tafel XIX bringt die Anatomie von *Anodonta mutabilis*. Eine Figur zeigt die Ansicht des durchsichtig gedachten Tieres nach Entfernung der rechten

Schale, des rechten Mantellappens und der rechtsseitigen zwei Kiemen, von der rechten Seite; drei andere Figuren sind Querschnitte. Auf Tafel III ist das Skelett eines erwachsenen Mannes von vorne abgebildet. Die knöchernen Bestandteile des Skelettes, die Zähne und die knorpeligen Intervertebralscheiben, Symphyse, Rippen und Brustbeinteile sind lichtgelb, die Weichteile und alle knorpeligen Teile mit Ausnahme der genannten schwarz dargestellt.

Da die vorliegenden Tafeln einen recht guten und sehr verwendbaren Unterrichtsbehelf an unseren Mittelschulen und Lyzeen abgeben, darf man mit Spannung die Fortsetzung derselben erwarten.

Wien. H. Vieltorf.

Geologie von Dr. Eberhard Fraas. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1903 (Sammlung Göschen).

Für die Beliebtheit und Verwendbarkeit dieses Büchleins spricht schon der Umstand, daß es bereits die dritte Auflage erlebt hat. Während aber die historische Geologie, die Formationslehre mit genügender Ausführlichkeit behandelt ist, wäre bei gewissen Partien in der allgemeinen Geologie eine etwas breitere Darstellungsweise recht wünschenswert. So sind beispielsweise die Erdbeben, die geologische Wirksamkeit des Eises, die Erosions-Erscheinungen, die Quellbildung gar zu kurz geraten. Die Deltabildung fehlt gänzlich. Die verschiedenen Theorien der Vulkanentstehung könnten ebenfalls ausführlicher behandelt sein und dort wäre wohl auch der Ort, die gegenwärtigen Ansichten über den Zustand des Erdinnern zu erwähnen. Für solche Fragen interessieren sich gebildete Laien erfahrungsgemäß am meisten. Sehr gut ist die beigegebene tabellarische Übersicht der Formationslehre.

Wien. Dr. Franz Noë.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Der Geschichtsunterricht und das Lehrbuch in den oberen Gymnasialklassen.

1. Eine der mächtigsten Triebfedern im Unterrichte ist wohl die Vorliebe des Lehrers und des Schülers zu dem Gegenstande. Soll man aber diese Sympathie für ein Bildungsfach bei den Schülern erwecken, so muß der Unterricht aller Schwierigkeiten enthoben werden, ja er muß bei ihnen einen ästhetisch befriedigenden Genuß bewirken. Dies ist besonders beim Geschichtsunterrichte leicht möglich, wenn der Lehrer den Stoff vollkommen beherrscht, ihn in klare und einfache Vorträge zu kleiden versteht und eine entsprechende Methode sich aneignet[1]). Der Schüler folgt Schritt für Schritt dem Lehrer, ohne die Schwierigkeiten des Stoffes zu merken, und ist sichtlich erfreut, wenn er unauffällig für die heuristische Methode, wo er am meisten zu tun hat, vorbereitet wird. Dies zu erreichen kostet dem Lehrer sehr viel Arbeit, es ist aber der Mühe wert und lohnt den Lehrer, indem der Fortschritt der Schüler merklich zunimmt, was gewiß der schönste Preis für einen gewissenhaften Lehrer ist. Und der Schlüssel zu diesem goldenen Tore? Man meide alle schwerfällige und einförmige Schematik in der Einteilung des geschichtlichen Stoffes und trachte organisch gebildete Gruppen der Ereignisse so zusammenzustellen, daß sie ein einheitliches Ganze bilden[2]). Gelingt

---

[1]) Lehrbuch der historischen Methode. Von E. Bernheim. Leipzig 1894, S. 119 ff.

[2]) Vgl. H. Schiller: Handbuch der praktischen Pädagogik. Leipzig 1894 (4. Aufl.), S. 585 ff. — Zeitschrift f. d. österr. Gymn. 1898: Die römische Kaisergeschichte im Mittelschulunterrichte von A. Becker, S. 83. — Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen 1887, S. 8. — Gust. Richter, Jenaer Programm 1901, S. 15.

es dem Lehrer sich in dieser Methode gut auszubilden[1]), so wird er die schönsten Erfolge ausweisen können, denn die Schüler werden merklich an Gedächtnisvermögen gewinnen, ihre Urteilskraft wird sich stärken, ohne büffeln und auswendig lernen zu müssen.

Man beschwert sich sehr oft, daß Schüler die Mittelschule absolvieren und sich außer einzelnen historischen Erzählungen und brüchigen Daten nur wenig von der wissenschaftlichen Grundlage der Historie mitbringen. Auch vernimmt man den Vorwurf, die Schule bereite den Schüler weder für das bürgerliche Leben, noch für das politische Wirken vor. Ich berühre hiemit ein heikles Thema, aber ich stimme nur Ad. Exner bei, daß das XX. Jahrhundert ein politisch gebildetes Geschlecht gebieterisch fordert, daß sich also die Schule auf die Dauer einem solchen Gebote nicht entziehen kann. Im Interesse des Staates spricht sich Gaede[2]) offen und aufrichtig folgendermaßen aus: „Den Grund zur politischen Bildung kann nur der Geschichtsunterricht legen, und zwar Geschichtsunterricht auf der Schule". Dieses wichtige Ziel darf die Mittelschule nicht den anderen Faktoren überlassen, soll die Jugend nicht ohne eigene Schuld auf der Bahn des bürgerlichen Lebens entgleisen und soll nicht den gefährlichsten Strömungen der Boden geebnet werden. Selbstverständlich schwebt mir kein neues Ziel für den Geschichtsunterricht vor, sondern ich möchte nur denjenigen Endzweck, welchen die Instruktionen so schön der Schule vorweisen, ausbreiten und vertiefen. Die Achtung vor der Vergangenheit darf aber nicht einzig und allein in der Vorbereitung für die Gegenwart gesucht werden, sondern sie muß ihren Wert in sich selbst finden.

Auch für die Veredlung des Charakters bietet die Geschichte dem Lehrer, der für die Erziehung einen richtigen Sinn hat, den besten Stoff[3]). Hier kommt es selbstverständlich nicht auf das Quantum des Wissens an, sondern nur auf das Quale und die Form, in die man die Erzählung kleidet. Denn die Geschichte darf keine Moral predigen, soll sie nicht ganz umgekehrte Wirkung ausüben. Es muß daher alles sehr fein gesponnen werden, so daß der Schüler seinem Naturell nach selbst die Schlußfolgerungen bildet, welche im Handeln der Heroen oder Massen

---

[1]) „Die glänzendste Begabung und das reichste Wissen können der Wissenschaft mehr schaden als nützen, wenn nicht methodische Schulung der Kombination damit vereinigt ist." Bernheim a. a. O. 483. Noch mehr als von der Wissenschaft gilt es von der Schule.

[2]) Zur Behandlung gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Fragen im Geschichtsunterricht der höheren Schulen (Lehrproben und Lehrgänge 1901, Heft 69, S. 52).

[3]) Ganz zutreffend charakterisiert Bernheim (l. c. 515) einen Teil gegenwärtiger Intelligenz in folgenden Worten: „Glaubt doch mancher sich recht auf der Höhe moderner Wissenschaft zu zeigen, wenn er, ohne weiteren Anhalt dafür zu haben, als seine eigene schäbige Ansicht von Welt und Menschen, den großen Männern und Ereignissen der Geschichte die möglichst niedrigen egoistischen Motive unterschiebt, als ob der Gemeinsinn, die Aufopferungsfähigkeit, die Nächstenliebe und der religiöse Sinn unter dem Namen Altruismus nicht selbst im Katechismus der modernsten Philosophie ihre Stelle gefunden hätten".

klar in den Vordergrund sich drängen. So bildet die Geschichte nicht nur den Verstand, sondern auch das Gefühl aus. Ja ich wage zu behaupten, der Geschichtsunterricht biete die schönste Gelegenheit zur Ausbildung der Schüler in der praktischen Philosophie, indem ihnen die Betätigung von Tugenden im wirklichen Leben vorgeführt und ihnen gezeigt wird, wie sich die Weltanschauungen in verschiedenen Epochen verschiedenartig gebildet und die zivilisierte Menschheit hier gehoben, dort niedergehalten hatten[1]).

2. Um dies alles beim Geschichtsunterrichte zu erreichen, muß man aber ein gutes Lehrbuch haben. Die wichtigste Eigenschaft eines guten Lehrbuches[2]), welches stets als Grundlage dem Schulunterrichte dienen muß und von dem der Lehrer ohne wichtigen Grund nicht zu viel abweichen soll[3]), ist die richtige Ökonomie der Jahreszahlen und der Eigennamen. Soll die Chronologie dem Schüler eine feste Basis für den Zusammenhang der Ereignisse bieten, so muß das Lehrbuch alles Unnötige beiseite lassen und sich wohl hüten, den Vorzug in der Vielheit der Zahlen zu suchen. Die Jahreszahlen müssen ein zielbewußtes und durchsichtiges Netz bilden. Kommen jedoch auch bei verschiedenen zufällig erwähnten Persönlichkeiten und untergeordneten Geschehnissen eingeklammerte oder freie Jahreszahlen vor, dann sind sie für einen erfahrenen Lehrer überflüssig, für einen unerfahrenen belästigend und für den Schüler verdrießlich. Es geschieht dann, daß der Lehrer mit diesem Zahlenmateriale nicht weiß, was damit anzufangen ist, er wird dann entweder die Chronologie überhaupt auf Rechnung des Wissens der Schüler vernachlässigen, weil er das angebliche Pensum zu bewältigen nicht imstande ist, oder wird er die Schüler damit plagen und überbürden und ihnen die Geschichte selbst verekeln. Nur in diesem Falle kommt es vor, daß der Lehrer beim Prüfen sich von dem Buche nicht trennen kann und so das eigene Prestige in der Schule untergräbt. Die Chronologie sollte nur die fundamentalen Ereignisse in jeder Epoche begleiten, das Herrschen der Dynastien bestimmen, einzelne Persönlichkeiten nur dann mit Zahlen näher bezeichnen, wenn diese auch wirklich wichtig und unentbehrlich sind. Wo es wünschenswert erscheint, kann man auch Orientierungszahlen in Einschlußzeichen anführen, aber auch dabei muß man sehr behutsam sein und alles Überflüssige meiden. Diejenigen Zahlen, die sich der Schüler ausnahmslos aneignen soll, sind kursiv und auch in margine zu drucken.

Ebenso ökonomisch soll das Lehrbuch mit den Eigennamen vorgehen. Es darf nicht unterschätzt werden, daß viele der Aussprache und den Vorstellungsreihen des Schülers ganz fremde Namen manchmal ein unüberwindliches Hindernis einem Gymnasiasten verursachen, ihn zwecklos

---

[1]) Fr. Drtina, Myšlenkový vývoj evropského lidstva. Prag 1903 (Die Gedankenentwicklung der europ. Menschheit, 2. Aufl., wird jetzt ins Deutsche übersetzt).

[2]) Schon Lukian (*Πῶς δεῖ ἱστορίαν συγγράφειν*;) betont diese Eigenschaft.

[3]) Instruktionen f. Gymn. 1900, S. 203.

überbürden, ja sehr oft daran schuld sind, daß er auch die Tatsachen verwirrt. Ich will an dieser Stelle nur der langjährigen Kriege erwähnen, in welchen sehr viele Personen in verschiedenen Stellungen auftreten, ohne für die weitere Entwicklung der politischen und kriegerischen Ereignisse Namhaftes beizutragen. Und was für einen Nutzen kann der Schüler davon haben, wenn er den Namen eines Feldherrn oder eines Politikers oder Kaisers[1]) kennen lernt, ohne ihn eigentlich charakterisieren zu können? Solcher Name kann in einer Spezialgeschichte sehr am Platze sein, aber was hat damit ein Lehrbuch zu tun? Solche Namen sind für einen Schüler nur Irrlichter, die ihm nie den richtigen Weg weisen, sondern ihn höchstens von ihm abbringen.

Dasselbe gilt, nur noch im höheren Maße, von den geographischen Namen. Schon bei der Schilderung der territorialen Verhältnisse, an deren Geschichte man schreitet, sollte man die vertikalen und horizontalen Formationen womöglich plastisch behandeln und dabei nur die allerwichtigsten Punkte hervorheben und benennen. Dasselbe gilt von der Hydro- und Topographie. Dafür soll man Näheres über Klima, Bodenbeschaffenheit, Pflanzen- und Tierreich, soweit es für die geschichtliche Entwicklung eines Volkes in Betracht kommt, mitteilen[2]). Ein solches Bild wird dem Schüler von selbst manches begreiflicher machen, er wird es im Gedächtnis behalten, ja vielleicht wird es schon im voraus seine Neugierde für die Bewohner wecken, was für den Geschichtsunterricht von unschätzbarem Wert ist. Man darf dabei selbstverständlich die Gegenden nicht im jetzigen Zustande schildern (z. B. Griechenland[3]), sondern muß sie so darzustellen wissen, wie sie in der betreffenden Zeitperiode aussahen. Meines Erachtens wird es immer für den Schüler interessanter, wenn man ihm z. B. ein Bild von Alt-Italien mit seinem dürftigen Pflanzenreich vorführt. Man lasse nur die Hälfte der Eigennamen, denen man jetzt in den Lehrbüchern begegnet, weg und man wird dann genug Platz für die entsprechendere Schilderung der geographischen Verhältnisse gewinnen.

Es dürfte vielleicht nicht überflüssig sein, noch ein pädagogisches Moment hervorzuheben. Die Topographie ist nämlich mit der Geschichte in einem sehr engen Zusammenhange[4]), da ist es gewiß am Platze, wenn sie der Lehrer nach und nach einflicht; auch die Namen der Gebirge und der Flüsse braucht man nicht auf einmal durchzunehmen, es genügt mehrere erst dann zu nennen, wenn der Fortgang der Geschichte es fordert (auf dieselbe Weise ergänzt sich der Schüler seine Kartenskizze). Eine allmäh-

[1]) „Die Persönlichkeiten der [römischen] Kaiser sind mit wenigen Ausnahmen für die Geschichte der Kaiserzeit von äußerst problematischem, ja durchgehends von sehr geringem Werte." — Zeitschrift f. d. österr. Gymn. 1898, S. 85.

[2]) E. Bernheim a. a. O. S. 495 f.

[3]) Das hellenische Land als Schauplatz der althellenischen Geschichte (Sammlung gemeinverständlicher wissensch. Vorträge 1889, Ser. 3, H. 72).

[4]) W. Götz, Die Verkehrswege im Dienste des Welthandels. Eine historisch-geographische Untersuchung samt einer Einleitung für eine „Wissenschaft von den geogr. Entfernungen". Stuttgart 1888, S. 13 ff.

liche Erweiterung des Namenmateriales wird ein Schüler leicht und ohne in der historischen Geographie ein Gespenst zu erblicken, überwinden.

Auch die Charakteristik der historischen Persönlichkeiten verlangt eine gute Ökonomie; ein Lehrbuch meide alles, was für den Schüler speziell nicht wichtig ist und was er daher leicht entbehren kann. Auch Lob und Tadel soll mehr den Taten entspringen, und die Aufmerksamkeit des Schülers höchstens auf diese gelenkt werden. Es nimmt sich sonderbar aus, wenn eine Persönlichkeit markant gezeichnet wird, aber ihre Taten dann ausbleiben; das hat zur Folge, daß der Schüler doch nicht begreift, was ihr gebührt und was ihr nur vom Verfasser vielleicht angehängt wurde. Es ist besonders bei solchen Personen sehr wichtig, die uns die Quellen, der feindlichen Partei angehörig, nur von der Schattenseite schildern[1]). Da tut eine strenge Objektivität not[2]). Auch soll man sich stets vor Augen halten, daß sehr viel zwar für einen Forscher von Wichtigkeit ist, was dem Schüler keinen besonderen Nutzen bringen kann. In dieser Hinsicht meide ein Lehrbuch lieber streng wissenschaftliche Spezialfragen und bleibe stets nur eine Vorstufe für spätere Fachstudien. Es ist somit zwecklos, am Anfange jedes Abschnittes spaltenlange Literatur anzuführen, besonders solche Publikationen, die dem Schüler ihrer Sprache oder ihres Umfanges wegen ganz unzugänglich sind. Auch hier ist eine vernünftige Ökonomie am Platze.

3. In der allgemeinen Geschichte nehmen den ersten Platz die internationalen Beziehungen ein, weil man da nicht länder-, sondern gruppenweise vorgehen darf. In dem internationalen Verkehr ist nicht allen Völkern gleiche Aufgabe zugeteilt, sondern die einen schreiten voran, die anderen bemühen sich, mit ungleichem Erfolge Schritt zu halten. Mit der Zeit tauschen sie die Rolle aus. Darum ist es nötig, zuvor den Charakter des führenden Volkes in großen Zügen zu zeichnen, auf daß der Schüler den Gang der Geschichte begreife und die Eigenschaften merke, welche das Übergewicht verliehen und den allgemeinen Fortschritt gefördert haben. Von diesem höheren Standpunkte aus den Werdegang der Ereignisse in gewisser Epoche zu erläutern, ist für die reifere Jugend sehr lehrreich und anziehend. Es versteht sich von selbst, daß hiebei die erste Stelle politische Ideen einnehmen; an sie wird man die Entstehung neuer und den Untergang alter Reiche anknüpfen.

Bei Erläuterung des inneren Volkslebens (Zivilisation) wird das Gewicht nicht nur auf die Tradition und auf das Sonderinteresse (konservatives Prinzip), sondern auch auf die nivellisierende Macht der Zeit und auf die einigenden Prinzipien gelegt. Dies muß der Verfasser eines Lehrbuches fest im Auge halten und stets nach einem festen Plane vor-

[1]) Schon G. Gervinus (Grundzüge der Historik 1837, S. 26 ff.) hat sehr zutreffend erwiesen, wie sich in dieser Hinsicht der nationale Charakter der Quelle abspiegelt. Vgl. auch P. Ch. de Smedt, *Principes de la critique historique* 1888, S. 96 ff.

[2]) Man denke daran, daß es eine republikanische und eine monarchische, eine katholisch orthodoxe und eine protestantische Geschichtsauffassung gibt. Bernheim a. a. O. S. 401 ff. und 512 f.

geben, sonst geht ihm das ganze Gewebe auseinander. Besonders zwei Prinzipien drängen sich in den Vordergrund: die Staatsorganisation und die soziale Entwicklung. Die erste schildert die inneren Kämpfe der politischen Ideen und politischen Parteien, welche sich in der Wirklichkeit sehr subtil und verwickelt bilden, in einem Lehrbuche aber nur lapidar gezeichnet werden können, wobei nur die Endergebnisse dieser Handlungen zur Sprache kommen. Da bietet sich dem Verfasser manche schöne Gelegenheit zur Volkscharakteristik, ja manchmal bekommt erst hier der internationale Verkehr der Völker seinen Hintergrund. Bei Nationen, die sich besonders hervorgetan haben, ist auch die theoretische Würdigung ihrer staatlichen Institutionen (z. B. römische Staatsverfassung) unerläßlich. Schritt für Schritt mit diesem Ringen der Ideen und der Parteien schreitet auch die geistige Kultur, und man soll ihr im Lehrbuche einen entsprechenden Raum lassen[1]). Da muß aber der Verfasser einen besonders feinen Takt zeigen[2]). Ich möchte aus der geistigen Kultur nur dasjenige vorbringen, was eine sichtbare Wirkung auf die weitere Entwicklung der Zivilisation des betreffenden Volkes hatte, alles andere ließe ich beiseite.

Von den Personen, welche sich in der Kulturgeschichte hervorgetan haben, sind nur die zu nennen, deren Tätigkeit dauernde Früchte trug, und die in ihrer Gruppe die ersten Stellen einnehmen. Ich glaube im Sinne der meisten meiner Fachgenossen zu sprechen, wenn ich behaupte, daß Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Erfinder usw. aufzuzählen, unzulässig ist. Dagegen sprechen besonders zwei Gründe: *a)* zwanzig Namen auf einer Seite des Lehrbuches im Gedächtnisse zu behalten überschreitet die Durchschnittsfähigkeit eines Schülers, ja sehr oft auch eines Lehrers; — *b)* in der Aufzählung von Namen liegt keine Bildungskraft. Außerdem ist es nötig, daß ein Schüler seinen Ideen-, nicht seinen Namenschatz vermehrt. Der Ideenschatz bildet sich nur aus Erläuterungen von Weltideen verschiedener Epochen und hervorragender Männer als Bildner dieser Ideen, wobei es nicht darauf ankommt, wie viele und welche Männer dabei mithalfen, sondern welches Ergebnis ihre Arbeit ausweist. Wird der Verfasser diese Arbeit nicht scheuen, dann erzielt er ein schönes Ebenmaß eben in den Teilen, wo in manchen Lehrbüchern nur ein *mixtum compositum* zu finden ist. Dadurch wird auch dem Lehrer der Weg gewiesen, auf welchem er neben Aufführung von Tatsachen auch noch die Schüler zu einer selbständigen Beurteilung der Kulturereignisse ohne jede ungebührliche Kritik anleiten kann[3]).

---

[1]) Vgl. A. E. Fr. Schäffle, Bau und Leben des sozialen Körpers 1878, besonders der III. und IV. Band.

[2]) Eine wertvolle Anleitung findet man bei P. Hinneberg, Die philosophischen Grundlagen der Geschichtswissenschaft (Hist. Zeitschrift 1890, Bd. 27, S. 29 f.); auch Oskar Jäger, Lehrkunst und Lehrhandwerk 1897, S. 86 ff.

[3]) Vgl. Würfl in der Rezension des „Lehrbuches der Weltgeschichte für obere Klassen der Gymnasien und Realschulwesen sow[illegible] [illegible]unterricht" von Prof. Dr. J. Dürr, Prof. Dr. Th. Klett u[illegible] Treuber usw. 1897. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1898, S[illegible]

Aber eben in diesem Bereiche ist der Unterricht am heikelsten. Es kommen da philosophische, juristische, ökonomische und andere Fragen vor, die rein theoretisch sind und daher für den Schüler nicht jene Wichtigkeit besitzen wie für die Wissenschaft, ja man kann sie nicht einmal dem Verstandesvermögen des Schülers anpassen, was dafür spricht, sie überhaupt zu übergehen. Dagegen darf man diejenigen Fragen nicht unbeachtet lassen, welche, von der praktischen Seite aufgefaßt, auch für den Verstand eines Gymnasiasten oder Realschüler zugänglicher sind. Aus den philosophischen Anschauungen der Vergangenheit genügt für den Schüler die Erläuterung von einzelnen Religionen, wie sie in verschiedenen Epochen bei den Kulturvölkern vorkommen. Aus dem Übrigen paßt hieher die Erörterung jener Belange, von denen ein Student im täglichen Gespräche zu hören pflegt[1]). Also Fragen aus der Landeskultur, aus Handel und Gewerbe, über Regierungsformen, wobei wiederum Selbstherrschertum, Parlamentarismus, Zentralisation, Autonomie u. a. m. berührt würden. Bei richtiger Auffassung des Stoffes wird man genug Gelegenheit auch für die kirchlichen Einrichtungen und ihre Bedeutung für den Staat und für die Gesellschaft finden, ohne die Religion selbst in Mitleidenschaft zu ziehen. Den Schluß des Ganzen bildet dann die Beleuchtung der Stellung, welche das Individuum zu allen diesen Einrichtungen einnimmt. Für die meisten Fragen findet man eine praktische Formel besonders in der klassischen Geschichte, wo der juristische Sinn vorzüglich ausgebildet wurde. Solche Erläuterungen können entweder an die betreffenden Institutionen oder an die Kämpfe um gewisse Leitideen oder an die Tätigkeit hervorragender Persönlichkeiten (Gracchen, Gregor VII., Grotius, Montesquieu) geknüpft oder endlich als Charakterzüge der betreffenden Epoche (Merkantilismus, Physiokratismus) besprochen werden[2]).

4. Die allgemeine Geschichte kann in einem Lehrbuche nur in Hauptzügen geschildert werden, wobei der Lehrer immer passende Gelegenheit finden kann, in seinen mündlichen Vortrag interessante Einzelheiten einzuflechten und dadurch den Unterricht zu beleben. Man darf nicht außer acht lassen, daß der Stoff schon einmal in unteren Klassen durchgenommen wurde. Es ist wahr, daß der Schüler sehr viel vergißt, aber das Vergessene ist nicht verloren, denn man kann es leicht erneuern und zum Bewußtsein bringen. Als Untergrund für die geschichtliche Auffassung dient dem Schüler die Geschichte des eigenen Staates, welche selbstverständlich auf alles einseitig Nationalistische verzichten muß. Ereignisse, welche allgemeine Bedeutung haben, bilden die Hauptpunkte der Universalgeschichte. Im Altertum ist es der Kampf um die Weltherr-

---

[1]) Belehrung über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen in ihrem Verhältnis zur Gegenwart und Hinweise auf die Entwicklung des Verhältnisses der Stände untereinander und der Lage des arbeitenden Standes insbesondere. Lehrplan für preußische Schulen 1892, S. 120.

[2]) Belehrungen über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen auf geschichtlicher Grundlage. Von K. Schenk. Leipzig 1896, und dazu sein vorzügliches „Hilfsbuch zu den Belehrungen usw.“.

schaft und die Verbreitung der Zivilisation, welche sich im Reiche des Eroberers ausgebildet hatte. Das sieht man besonders in den Staaten am Mittelmeer, in welchen die klassische Bildung ihre Pflege hatte. Hier wurde schon im Altertum das Völkerrecht ausgebildet, so auch eine Weltsprache, ein Welthandel usw. In dieser Periode kann man leicht und schön die wirkliche Universalität der Geschichte wahrnehmen, wo verschiedene Reiche zwar in Eins zusammenflossen, aber ihre innere Geschichte an der Weiterentwicklung nicht gänzlich verhindert wurde. Hier kann man schön die Keime zeigen, aus denen sich die europäische Kultur entwickelte und jene Höhe der Zivilisation erreichte, auf der sie die Gegenwart findet.

Je nach dem Gange der Ereignisse stellt also ein Lehrbuch in verschiedenen Epochen auch verschiedene Völker oder Völkergruppen in den Vordergrund des geschichtlichen Stromes — Perser, Griechen, Römer, Romanen, Deutsche, Engländer, Araber, Byzantiner, Slaven. Bei der Reformation genügt z. B. nicht eine bloße Universalität, es muß noch deren Ortsbedeutung miterklärt werden[1]), ebenso wie beim Auftreten Husens, beim Ausbruch der französischen Revolution usw. Selbstverständlich braucht man nicht in jeder Epoche alle Völker besonders zu behandeln, sondern man wird die im Hintergrunde stehenden bei jenen erwähnen, welche eine führende Rolle inne hatten. Das betrifft z. B. die Staaten an der Ostsee, die kleinen italischen Republiken, verschiedene Herrschaften in den Alpen usw. im Mittelalter und in der Neuzeit, soweit sie sich nicht an Weltereignissen unmittelbar beteiligten oder in der Kultur besonders hervortaten. Dadurch gewinnt die Übersicht des Stoffes und bleibt mehr Raum für die Hauptereignisse übrig. Seit Jahrzehnten besteht die Gewohnheit, das Altertum nach den Völkern zu behandeln, dagegen im Mittelalter und in der Neuzeit sich an Epochen zu halten. Im ersten Falle verliert der Schüler an Übersicht des Ganzen, im zweiten behält er zwar die Übersicht, aber die Geschichte der einzelnen Staaten verschwindet ihm in der Zerstückelung nach Perioden. Daraus entspringen die meisten Klagen über Lehrbücher des Mittelalters, obzwar die Teilung des Stoffes enorme Schwierigkeiten auch sonst bietet, ungeachtet dessen, daß hier nur die romanisch-deutsche, griechisch-slavische und mohammedanische Geschichte mehr weniger abwechselnd die Hauptrolle spielte. In der Neuzeit bildet den Mittelpunkt die romanisch-germanische Geschichte Zentral-Europas. Daher kämpft man hier nicht mit solchen Schwierigkeiten wie im Mittelalter.

Es handelt sich darum, welches von den beiden Systemen besser ist. Das erste entspricht mehr dem Fassungsvermögen des Schülers, das zweite ist dagegen wissenschaftlicher. Im Altertume hat sich aber der internationale Verkehr erst mit der Geschichte der Hauptvölker und mit demselben auch die Universalität entwickelt, der Verkehr war

---

[1]) N. Karějev, Učebnaja kniga novoj istoriji, St. Petěrb. 1900, glava III, Reformacija str. 24 f. (Lehrbuch der Geschichte der neuen Zeit, Kap. III, S. 24 f.).

ganz anderer Natur als heutzutage, so daß der Einfluß des einen Volkes auf das andere nicht so nivellierend wirkte (wie in der Neuzeit) und demselben immer noch Raum genug für seine eigentümliche Entwicklung beließ. Erst das römische Weltreich hatte so reiche äußere Mittel und eine so große innere Macht, daß es an die Ausbildung einer politischen und kulturellen Einheit schreiten konnte. Darum ist die bisher gebräuchliche Teilung des Stoffes im Altertum auch vom wissenschaftlichen Standpunkte zulässig und man könnte höchstens für den praktischen Schulgebrauch in dem Lehrbuche die Zusammenhänge parenthetisch anführen, damit der Schüler die Übersicht nicht verliere.

5. Die schwerste Aufgabe für ein Lehrbuch bietet die richtige, praktisch verwendbare Anordnung des Stoffes aus der Geschichte des Mittelalters, damit die Übersicht des Ganzen mit dem Gewicht des einzelnen nicht im unaufhörlichen Kampfe stehe. Lehrbücher für den Mittelschulgebrauch geraten gewöhnlich in Schwerfälligkeit und Starrheit der laufenden Ereignisse. Karějev[1]) äußert die Meinung, daß man besonders diese Mängel abschaffen könnte, wenn man in einer jeden Epoche zuerst die Charakteristik des Ganzen, dann den gegenseitigen Verkehr der Hauptvölker und endlich die Hauptereignisse aus der Geschichte der einzelnen Völker behandelt, also etwa so:

A	A_1	a	a_1	a_2	(1. Epoche)
B	B_1	b	b_1	b_2	(2. „)
C	C_1	c	c_1	c_2	(3. „).

Nach diesem Schema kann der Lehrer entweder in der Reihenfolge A A_1 a a_1 a_2 .... oder in den Konzentrationsstunden[2]) in A B C ... A_1 B_1 C_1 ... a b c ... a_1 b_1 c_1 ... usw. vorgehen. Im ersten Falle bekommt man die Übersicht des ganzen Stromes der allgemeinen Geschichte, in dem anderen wird man einzelne verwandte Phänomene einander näher bringen. Der Autor schreibt selbstverständlich sein Lehrbuch nach dem ersten System, wobei er dem Schüler und dem Lehrer den Vorgang auch nach dem zweiten System erleichtern soll. Das ist nicht so schwer durchzuführen. Karějev stellt sich das so vor: „Eine Epoche bildet z. B. die Reformation, eine andere die Gegenreformation; in jeder Epoche folgt nach einer allgemeinen Erläuterung des Gegenstandes die Übersicht der äußeren Politik der betreffenden Epoche, dann die innere Geschichte einzelner Reiche. Dem allgemeinen Schema nach kommt die Charakteristik der Gegenreformation nach der Erläuterung der letzten Spezialgeschichte in der Epoche der Reformation, bevor aber der Schüler die Schilderung der Gegenreformation im ganzen durchliest, wiederholt

---

[1]) Bemerkungen über das Vortragen der Geschichte an der Mittelschule. Diese Broschüre behandelt *a*) das Lehrbuch im allgemeinen, *b*) die Auswahl und die Klassifikation des Stoffes, *c*) die Weltanschauung in der Geschichte, *d*) die Verfassung und die Erläuterung des Lehrbuches, *e*) den Gebrauch des Lehrbuches beim Schulunterrichte.

[2]) Eine Konzentrationsstunde in Form eines Geschichtsexamens in Sexta. Von Dr. Georg Siefert. Lehrpr. u. Lehrg. 1900, H. 62—65.

er mit Nutzen den allgemeinen Paragraphen von der Reformation. Ebenso, wenn nach dem Paragraphen der Gegenreformation im allgemeinen der Paragraph von dem internationalen Verkehr nach dieser Epoche folgt, wiederholt man zuerst den Paragraphen der äußeren Politik in der Zeit der Reformation“ [1]). Dadurch wird nicht nur der durchgenommene Unterrichtsstoff eingeprägt, sondern der Schüler bekommt auch ein vollkommeneres Verständnis der geschichtlichen Entwicklung und der ursächlichen Verknüpfung der einzelnen Ereignisse.

Es gibt eine Reihe von Tatsachen, bei denen der gegenseitige Verkehr der Völker mehr oder minder entschiedene Wichtigkeit einnimmt. Je weiter vom Altertum, desto mächtiger erscheint er. Man vergleiche nur die Perser- und die punischen Kriege mit den Kreuzzügen, den Kampf um die Investitur mit dem dreißigjährigen Kriege, den Krieg um die spanische Erbschaft mit den Kriegen Napoleons und sofort tritt diese Wahrheit grell vor die Augen. Die Perserkriege kann man ohneweiters in die griechische Geschichte einflechten, aber die Napoleons wird man kaum in die Geschichte eines Landes einzwängen können, denn sie haben eine universale Bedeutung, müssen also ganz selbständig behandelt werden. Dafür wird wiederum die Darstellung der Politik einzelner Länder zu dieser Zeit zusammenschrumpfen, wobei auch verschiedene Namen und Jahreszahlen wegfallen und den Schüler nicht belasten.

Dagegen wird die innere und besonders die soziale Geschichte in die einzelnen Reiche verwiesen. Sie entwickelt sich gewiß in einem jeden für sich, wenn auch der Einfluß der Nachbarländer nicht zu unterschätzen ist. Dadurch wird zwar die Schilderung der inneren Verhältnisse in verschiedenen Zeitperioden getrennt, aber der betreffende Stoff soll in abgesonderten Paragraphen behandelt werden, damit der Schüler die gleichen Erscheinungen ohne Schwierigkeit auch in Zusammenhang erfassen kann. Als äußerer Behelf dazu könnte am Anfange jedes Paragraphen der Hinweis auf den schon durchgenommenen Paragraphen und am Ende wiederum der Anschlußparagraph in Klammern angeführt werden. Was den Inhalt betrifft, so räumt man in einem Lehrbuche für die Geschichte des Mittelalters mehr Platz ein besonders der Entwicklung der Königsmacht und der Feudalverfassung sowie auch der Städte und überhaupt der gesellschaftlichen Gliederung in verschiedenen Epochen, der Geschichte der Kirche in verschiedenen Ländern usw. Dabei braucht man nicht, wie ich schon oben bemerkt habe, ein jedes Land einzeln zu behandeln, es genügt die Charakteristik des Zustandes in den wichtigsten Reichen, die anderen schließt man bloß an. Durch die innere Politik des Staates wird am besten die Regierung und das Volk in gewisser Epoche charakterisiert. Ein bloßer Vergleich Frankreichs mit England im ständischen Kampfe mit der königlichen Gewalt belehrt einen Schüler sehr anschaulich von dem Geiste beider Völker.

---

[1]) l. c. S. 37. — Ausgezeichnet ist diese Partie in seinem Lehrbuche der Geschichte der Neuzeit, Kap. III, S. 24 ff. ausgearbeitet.

6. Auch die Schilderung und die Erläuterung der geistigen Kultur findet hier ihren Platz[1]). Im Altertume sind die Religionen bloß national, erst im Mittelalter ringen die monotheistischen Bekenntnisse um die ausschließliche Weltherrschaft. Das Christentum hat bei allen Abweichungen in einzelnen Ländern ein katholisches Gepräge. Auch seine Spaltung durch den Protestantismus ist ein Kampf um Internationalismus. Dadurch ist die Aufgabe eines Lehrbuches vorgezeichnet. Man muß stets die allgemeine Natur und Bedeutung der einzelnen Institutionen berücksichtigen, welche, obzwar an verschiedenen Orten behandelt, dennoch ein scharf gezeichnetes Gesamtbild eines jeden Gegenstandes zu geben haben. Nur so kann man die Entstehung und die Entwicklung des Humanismus und die darin latenten Keime des Protestantismus gründlich erklären, nur aus dem Verständnis des übermächtigen Kosmopolitismus der Kirche ergibt sich ein Verständnis des Rationalismus als Ursprung der abtrünnigen philosophischen und naturwissenschaftlichen Lehren, die sich gegen die Offenbarung feindlich kehren. Gleich dabei wird es aber auch möglich, die Aufmerksamkeit der Schüler auf die schwachen Seiten zu richten und das erstarkte Bedürfnis zu fördern, um zum Urquell alles geistigen Lebens zurückzukehren[2]). Nur eine wahre Ergründung des Geistes der mittelalterlichen Menschheit kann den Schüler zum richtigen Verständnis des geistigen Lebens der Neuzeit führen. Wendet man nicht genug Sorgfalt auf diesen Punkt an, so bleibt dem Schüler nicht nur die Vorstellung vom Mittelalter dunkel, sondern auch die von der Neuzeit nebelhaft[3]).

Auch die Spezialgeschichte wird man auf einzelne Länder verteilen. Dabei kann jede Epoche mit einer allgemeinen Charakteristik, welche der Natur des Gegenstandes nach entweder kulturell (Zeitperiode des Humanismus) oder sozialpolitisch (Epoche des Feudalismus) sein wird, eingeleitet werden; das Lehrbuch entwickelt in kurzen Worten die Weltanschauung jener Epoche und läßt die inneren Zustände vor der äußeren Geschichte hervortreten. Es ist sehr wünschenswert, sich nicht an eine Schablone für die Rangierung der Länder in allen Epochen zu halten, wie es gewöhnlich geschieht, sondern es ist sehr vorteilhaft, in jeder Zeitperiode sie so zusammenzuknüpfen, wie sie in derselben Zeit hervortreten und mit- oder gegeneinander geschichtlich leben. Nur so gelingt es, die natürliche Entwicklung der geschichtlichen Ereignisse auch auf diesem Gebiete richtig zu schildern, den Kausalnexus festzustellen, und dem Schüler die Orientierung zu erleichtern. Eine einseitige Schematik

---

[1]) K. Biedermann, Der Geschichtsunterricht auf Schulen nach kulturhistorischer Methode 1900, S. 26 (2. Aufl.).

[2]) Drtina l. c. S. 341 ff.

[3]) Man denke nur an die Auffassung des Mittelalters als eines durchaus barbarischen, unproduktiven Geschichtsabschnittes von seiten der „Aufklärer“ im XVIII. Jahrhundert, die dagegen reagierende Idealisierung der mittelalterlichen Zustände seitens der „Romantiker“ und die Würdigung jener Jahrhunderte als einer Epoche tüchtiger Kulturarbeit in unserer Zeit. Bernheim [illegible] 401.

ist dem Geiste der Geschichte fremd und macht den Stoff selbst unverdaulich und langweilig.

7. Bevor man an die Abfassung eines Lehrbuches schreitet, muß man sich, wie ich erwähnt habe, einen zwar nicht unabänderlichen, aber doch festen Plan entwerfen[1]). Ist er nur *ad hoc* gemacht, so wird das Lehrbuch, welchem er zur Grundlage diente, immer sehr zu wünschen übrig lassen, denn die Schematik auf der einen und die Ungleichmäßigkeit auf der anderen Seite werden auch den besten Willen niederringen und den freien Schwung unterbinden. Es wird mir vielleicht nicht als Unbescheidenheit gerechnet, wenn ich hier mit einigen flüchtigen Worten den Gegenstand berühre. Bevor man zur Ausführung seines Planes tritt, wäre es sehr entsprechend, jeden einzelnen für sich geschlossenen Teil auszuarbeiten, und zwar, wenn möglich, vom Altertum bis zur Neuzeit, und dann erst dieses Elaborat in so viele Partien zu teilen, in wie vielen Epochen der Gegenstand zur geschlossenen Behandlung kommen soll. Bei dieser Teilung des ausgearbeiteten Stoffes in Paragraphen wird man nur die stilistische Anpassung durchführen. Infolgedessen wird der Faden der Entwicklung nicht reißen und endlich wird dem Schüler ein zweifacher Weg bei der Wiederholung nach dem Lehrbuche eröffnet, was besonders zum Studium größerer Abschnitte sehr geeignet sein wird. Diese Methode hat Prof. Karêjev in seinem Lehrbuche für Mittelschulen, einem hervorragenden Werke in der Schulliteratur, durchgeführt[2]).

In der neuesten Zeit ist bei uns ein lebhaftes Bestreben wahrzunehmen, möglichst dünne Lehrbücher zu schreiben. Weil jedoch der Stoff sehr umfassend ist und man nicht kleinere für die allgemeine Geschichte minder wichtige Partien weglassen will, so muß man in jeden Satz möglichst viel zu fassen trachten. Ein solcher Satz enthält nicht selten 3—4 Namen und 2—3 Tatsachen. Eine derartige Appretierung des Stoffes ist aber unzulässig. In einem Lehrbuche soll zwar die poetische Breite nicht in Anwendung kommen, aber die Sprache darf doch nie einer gewissen Eleganz entbehren. Schon dadurch sollen für den Gegenstand die Schüler gewonnen werden. Auch die Ausstattung eines Lehrbuches (besonders die Illustrationen) mögen immer tadellos, die Clichés neu oder wenigstens nicht abgenützt sein. Die Karten, welche einem Lehrbuche der Geschichte beigegeben werden, müssen für die betreffenden Epochen vollständige Bilder dessen, was sie vorstellen, liefern. Nichtkolorierte und bloße Topographie enthaltende Karten sind gänzlich zu beseitigen, denn eine historische Karte ist keine Sammlung von Städten und Flüssen, die so wie so oft ganze Jahrhunderte, ja Jahrtausende denselben Namen führen und denselben Platz trotz der geschichtlichen Umwälzungen einnehmen,

---

[1]) Passend äußert sich darüber Chr. Würfl in seiner Rezension des Lehrbuches der Weltgeschichte für obere Klassen der Gymnasien und Realschulen von Klett-Treuber in „Zeitschrift f. d. österr. Gymn." 1898, S. 529.

[2]) Učebnaja kniga novoj istoriji. St. Petěrb. 1900, 8°, S. 338. — Učebnaja kniga istoriji srednich věkov. St. Petěrb. 1900, 8°, S. 236. — Učebnaja kniga drevněj istoriji. St. Petěrb. 1901, 8°, S. 309.



sondern sie ist ein Bild von politischen Veränderungen der Staaten und Völker, der Ethnographie und Ethnologie. Hier ist ein historischer Atlas sehr am Platz.

8. In diesem kurz gefaßten Artikel wollte ich die Herren Fachgenossen mit einigen Ideen des Prof. N. Karějev bekannt machen, wobei ich auch meine eigenen Ansichten nach einer zwanzigjährigen Erfahrung in der Schule nicht ganz unterdrücken konnte. Ich glaube, daß es besonders in der Gegenwart, wo über und gegen die Mittelschule in ganz Europa so viel geschrieben wird, sehr am Platze ist, keine Idee, welche nur etwas Gutes in sich verbirgt, unbeachtet zu lassen, und besonders, wenn sie jene Mängel streift, die auch weitere Kreise der Intelligenz interessieren können. Von solchen Mängeln pflegen die Lehrbücher nicht immer frei zu sein, ihre Beseitigung kann aber nur durch hochgebildete und das Beste anstrebende Fachmänner zustande gebracht werden. Universitäts-Professor N. J. Karějev besitzt diese Eigenschaften, was mich dazu bewogen hat, in dieser Zeitschrift seine Ansichten unserer Lehrerschaft zu verdolmetschen.

Prag-Kön. Weinberge. V. J. Dušek.

Dr. Otto Adamek, Die wissenschaftliche Heranbildung von Lehrern der Geschichte für die österr. Mittelschulen. Erörterungen und Vorschläge. Innsbruck, in Kommission bei Wagener. 159 SS. gr.-8°.

Das Buch bietet dem Leser weit mehr als der Titel erwarten läßt, denn der Hr. Verf. erörtert in sorgfältig erwägender Weise alle Fragen, welche in neuester Zeit hinsichtlich der Stellung der Geschichte als Wissenschaft und ihrer Abgrenzung gegen verwandte Wissensgebiete erhoben worden sind; nicht zum mindesten dadurch wird die Schrift A.s zu einer Quelle reicher Belehrung. Das Gesagte soll durch eine wenn auch allgemein gehaltene Inhaltsangabe erwiesen werden, die zur Lektüre des Buches selbst anregen soll.

A. geht von der geltenden Vorschrift über die Lehramtsprüfung, die übrigens nicht ganz genau angeführt ist, sowie von dem dermaligen Zustande des Geschichtsstudiums an der Hochschule aus und zerlegt den Stoff seiner Untersuchung in drei Hauptstücke, denen er die Überschriften: „Vorfragen zur Abgrenzung des Arbeitsgebietes“, „Vorstellungen über das Wesen der Geschichte“ und „Das Wesen der Geschichtswissenschaft und Forderungen an die Ausbildungsart der Geschichtslehrer“ gibt.

Der Gedankengang des ersten Hauptstückes ist folgender: Wenn auch dem Historiker von Fach auf dem Gebiete der Kunst- und der Kriegsgeschichte sowie auch auf dem der Naturwissenschaften Kenntnisse von großem Vorteile sind, so kann er doch alle diese Wissensgebiete um so weniger selbständig beherrschen, als sie alle spezielle Fachkenntnisse

verlangen. Nicht alles, was „Geschichte“ genannt wird, darf der Geschichtswissenschaft im engeren Sinne zugewiesen werden; vielmehr muß sich der Historiker auf ein ganz bestimmtes Sachgebiet beschränken, zu dessen wissenschaftlicher Bearbeitung er Herr einer bestimmten Technik sein muß. Da erheben sich aber sofort drei Schwierigkeiten, nämlich: 1. daß die wissenschaftliche Tätigkeit des Historikers in Frage gestellt wird; 2. daß er keine Gesetze aufstellen kann; 3. daß die Geschichte Kulturgeschichte sein soll.

Der Wert dieser drei Einwürfe wird im zweiten Hauptstücke erörtert. Zunächst untersucht der Verf., inwiefern sich die Geschichte von der Kunst unterscheidet; er betont hiebei besonders, daß die letztere möglichst starke Wirkungen auf das Gemüt anstrebt, weshalb auch der Künstler mit dem gegebenen Stoffe willkürlich zu verfahren pflegt. Anderseits findet er vier Umstände, die dazu verführen könnten, die Geschichte als Kunst aufzufassen; der vierte fällt freilich zum Teile mit dem zweiten zusammen.

Hierauf untersucht der Verf. die Gründe, welche es veranlaßt haben können, daß man der Geschichtswissenschaft einen kollektivistischen Charakter geben wollte. Von den acht besprochenen Gründen bietet der zuletzt angeführte, das Aufblühen der Naturwissenschaften und der dadurch hervorgerufene Versuch, geschichtliche Gesetze aufzustellen, dem Verf. Gelegenheit, in eingehender Weise das Verhältnis der Geschichte zur Soziologie zu besprechen. Aus den verschiedenen, von den Vertretern dieses Wissenszweiges aufgestellten Begriffsbestimmungen der Soziologie ergibt sich, daß ihr noch kein fest abgegrenztes Stoffgebiet eigen ist und sie nicht berufen sein kann, die Geschichtswissenschaft der Zukunft zu werden. Im Verlaufe der näheren Untersuchung über Wesen und Bedeutung der Soziologie lehnt er deren naturwissenschaftliche Grundlage ab, wobei es namentlich S. 54 ff. nicht an feinsinnigen Bemerkungen fehlt, und weist ihr einen geschichtlich-sprachlichen Ausgangspunkt für ihre Untersuchungen zu. Die nun folgenden Erörterungen über Anthropologie und Ethnologie gipfeln in der Forderung, daß der künftige Historiker auch über ein gewisses Maß von anthropologischen, physiologischen und ethnologischen Kenntnissen verfügen soll; er wird dann auch den Geboten der Schulhygiene mit besserem Verständnisse folgen können.

Hierauf geht der Verf. ausführlicher auf die angeblichen geschichtlichen Gesetze ein und betont ihre Inhaltsarmut und ihre Unsicherheit, eine Folge des Umstandes, daß das geschichtliche Leben, abweichend vom Gegenstande der naturwissenschaftlichen Forschung, immer wieder durch das Singuläre bedingt ist. Deshalb soll aber nicht geleugnet werden, daß Regelmäßigkeiten im Ablaufe der geschichtlichen Zeiträume beobachtet werden können. Treffend fügt A. hinzu, hierin sei die Meinung begründet, daß die Geschichte eine Lehrmeisterin sei, aber auch die Klage, daß ihre Lehren keinen Nutzen abwerfen.

Den Schluß des zweiten Hauptstückes bildet die Untersuchung über die Auffassung der Geschichte als Kulturgeschichte. Der Verf. bespricht die Umstände, durch die das starke Hervortreten der Kultur-

geschichte veranlaßt oder doch befördert wurde, und gelangt zu dem Schlusse, daß sie nicht als eine besondere Wissenschaft zu betrachten ist und der Studierende der Geschichte keine besondere Unterweisung in ihr benötigt.

Bis hieher reicht der negative Teil der Arbeit, der den Zweck verfolgt, diejenigen Anforderungen, die in der neuesten Zeit mehr oder weniger bestimmt an die Geschichtsschreibung als Wissenschaft gestellt worden sind, abzulehnen; dieser Teil umfaßt etwas mehr als die Hälfte des ganzen Buches. Der Hr. Verf. hat nunmehr den festen Boden für seine positiven Auseinandersetzungen gewonnen; ihnen ist das letzte Hauptstück gewidmet.

Zunächst werden die Ergebnisse der bisherigen Untersuchung zusammengefaßt; daß man Geschichte und geschichtliche Betrachtungsweise scheiden muß, daß die Geschichte zu den Wissenschaften, und zwar nicht zu den Gesetze gebenden, sondern zu den „idiographischen" gehört, daß zu ihrer erfolgreichen Pflege ein technisches Können notwendig ist und daß das geschichtliche Forschungsgebiet ein Leben in sozialer Ordnung voraussetzt; zu untersuchen, wie das letztere entstanden ist, liegt jenseits der Aufgabe der Geschichte. Nachdem der Verf. sodann eine etwas ausführliche Begriffsbestimmung der Geschichte gegeben hat, kommt er zu dem Schlusse: „Was den Staat angeht, hat der Historiker zu kennen. Alles andere tritt in die zweite Linie zurück". Wenn der Staat eine soziale Ordnung und das Hauptarbeitsgebiet der Geschichte der Staat ist, so braucht der Historiker unbedingt ein gewisses Maß von juristischer Bildung, zumal da jede Änderung der sozialen Ordnung auch neues Recht schafft. In weiterer Ausführung begründet A. die Wichtigkeit nationalökonomischer, philosophischer und philologischer Studien für den Historiker sowie des Betriebes jener Wissenschaften, die man auch als Hilfswissenschaften der Geschichte bezeichnet, wie der Genealogie, der Paläographie, der Münzkunde u. a.

Es sind demnach ganz außerordentlich weitgehende Anforderungen, die der Verf. an die Ausbildung des Historikers stellt. Die hiezu nötige Zeit- und Kraftersparnis kann nur durch die Abtrennung der Geographie von der Geschichte gewonnen werden. Zwar führt der Verf. fünf Gründe dafür an, daß der Historiker auch geographische Kenntnisse besitzen müsse; dazu seien jedoch selbständige Fachstudien in dieser Wissenschaft nicht erforderlich. Die Trennung der Geographie von der Geschichte wird ferner damit begründet, daß erstere einen naturwissenschaftlichen Charakter habe, daß die Trennung beiden Wissenschaften zugute komme und sie daher auch vom Standpunkte der Schule aus wünschenswert sei. Natürlich wäre die Voraussetzung für die Trennung eine andere Einrichtung des geographischen Unterrichtes an unseren Mittelschulen.

S. 140 ff. stellt der Verf. auf Grund seiner Untersuchungen das ideale Bild des Studienganges eines Historikers dar; es würde zu weit führen, auf die interessanten Einzelheiten seiner Anforderungen näher einzugehen. Sehr beachtenswert erscheint sein Wunsch, daß ein kriegsgeschichtlich gebildeter Offizier Vorlesungen über Kriegsgeschichte an

der Hochschule halte. Als letztes Ziel schwebt dem Verf. vor, daß der Lehrer der Geschichte nicht nur allen Anforderungen, welche die Schule an ihn stellen kann, entspreche, sondern daß er auch befähigt sei, eine, wenn auch bescheidene, wissenschaftliche Tätigkeit zu entfalten.

Der Verf. verfügt über eine wahrhaft bewundernswerte Belesenheit und zwar nicht nur in der engeren Fachliteratur, sondern auch auf scheinbar weit abseits gelegenen Gebieten und ferner nicht nur in der deutschen, sondern auch in der fremdsprachlichen (französischen, englischen, italienischen, slawischen) Literatur. Durch die vorstehende Besprechung soll nur auf den großen Reichtum an Anregungen, die das Buch enthält, aufmerksam gemacht werden. Es ist keine Übertreibung, wenn zum Schlusse bemerkt wird, daß die Schrift Adameks nicht nur dem Herrn Verf. selbst, sondern dem ganzen österreichischen Mittelschul-Lehrstande zur Ehre gereicht.

Villach. A. Zeehe.

Dr. Anton **Frank**, Der Lehrplan und die Instruktionen für den Unterricht an den Gymnasien in Österreich als psychologische und ethische Einheit. Prag, Calve 1904.

Wer die ersten Bände der österreichischen Gymnasial-Zeitschrift aus den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durchblättert, wird eine große Reihe höchst beachtenswerter Abhandlungen über den kurz vorher ins Leben getretenen Gymnasiallehrplan finden. Und wiederum, als im Jahre 1884 die neuen Instruktionen zum Lehrplane erschienen waren, da zeigte sich in den darauffolgenden Jahren eine rege Aussprache über erziehliche und methodische Fragen, zumeist im Anschlusse an die neuen Lehrweisungen. Bis in unsere Tage herein wird bei Erörterung methodischer Fragen auf jene Grundlagen zurückgegriffen, aber auch in Lehrplanfragen immer wieder an den Organisationsentwurf angeknüpft, welcher den österreichischen Gymnasien, und man darf wohl sagen, dem höheren Schulwesen überhaupt Ziel und Richtung gegeben hat. Direktor Frank tritt mit seinem neuen Buche in sehr verdienstlicher Weise in die Reihe dieser Arbeiten ein, indem er wie von höherer Warte aus Grundriß und Ausbau des ganzen Gebäudes betrachtet. Der Titel nennt diesen unseren Gymnasiallehrplan und die dazu gehörigen Instruktionen eine psychologische und ethische Einheit und spendet damit jenem ein Lob, wie es größer nicht sein kann. Denn Psychologie und Ethik sind die Grundpfeiler der Pädagogik überhaupt. Wenn also der Lehrplan in diesem Sinne eine Einheit, ein Zusammenstimmendes, ein Organismus genannt werden kann, dann läßt sich wohl kaum etwas Rühmenderes von ihm sagen. Freilich, die ganze Anlage des Frankschen Buches ist nicht eine derartige, daß diese hohen Vorzüge des österreichischen Gymnasiallehrplanes dem Leser ohneweiters in die Augen springen müßten. Man gewinnt eher aus der Lektüre das Idealbild eines Lehrplanes, genauer eines

Gymnasiallehrplanes, und erfährt gewissermaßen nur durch Exemplifikation, in welchen Richtungen gerade der österr. Gymnasiallehrplan mit seinen Instruktionen an diesen Vorzügen teilnimmt. Ohne Rest gehen da jenes Bild und dieser Lehrplan nicht ineinander auf. Vielleicht wäre es in Anlehnung an das treffliche Buch von H. Deinhardt, „Der Gymnasialunterricht nach den wissenschaftlichen Anforderungen der jetzigen Zeit, Hamburg 1837", geratener gewesen, den Titel etwa so zu stellen: „Der Gymnasiallehrplan als psychologische und ethische Einheit, dargelegt usw.". Doch das ist Ansichtssache und kann dem Werte der Arbeit keinen Eintrag tun. Frank ist ein Schüler Willmanns: auf jeder Seite des Buches kann man's merken, wenn man es sonst nicht wüßte; aber er hat die Willmannschen Gedanken in selbständiger Weise verarbeitet und in mehrfach origineller Art ins Praktische verzweigt. Die Hin- und Anwendung auf die Praxis des Unterrichtes und der Erziehung ist ihm deshalb so leicht gelungen, weil er als Gymnasialdirektor mitten im wirklichen Leben der Schule steht; zudem hat ihn, wie er selbst gesteht, auch seine einstige Mitarbeit in dem Institut des erweiterten Probejahres an dem Maximilian-Gymnasium in Wien und seine jetzige Stellung als Mitvorstand des pädagogischen Universitäts-Seminars in Prag mit dem gesamten Unterrichtsbetrieb des Gymnasiums und dem Bildungswesen in nähere Berührung gebracht. Gerade diese letzteren Umstände haben den Verf. sozusagen vollgefüllt mit Ideen und Vorschlägen im Umkreis des ganzen Bildungswesens, daß er sich zu einer Aussprache darüber in größerem Zusammenhange gedrängt fühlen mußte. Freilich ist er dabei der Gefahr nicht ganz entkommen, alles auf einmal von sich zu laden und, man möchte sagen, fast die ganze moderne Literatur, soweit sie Erziehungs- und Unterrichtsfragen betrifft, in den Dienst seiner Erörterungen zu stellen. Dieser Umstand erschwert etwas die Übersicht, kann aber anderseits von rechtem Nutzen sein für jeden, der nach Hilfen und Quellen auf ähnlichem Arbeitsgebiete sucht. Es kann daher hier nur angedeutet werden, welche Gegenstände der Verf. behandelt; den Inhalt des Buches auszuschöpfen, ist ja ohnehin nicht Aufgabe einer Anzeige und wäre hier am allerwenigsten am Platze, wo der Unterzeichnete lebhaft wünschte, daß das Buch selbst eingesehen, ja in einzelnen Partien geradezu studiert würde. Ich hebe hier besonders die Kapitel hervor: über den Anschauungsunterricht in den einzelnen Lehrgegenständen; über die Technik des Unterrichtes, Auffassen und Behalten, Verstehen und Anwenden; über die Bedeutung des Sprachunterrichtes im allgemeinen, des klassischen insbesondere; über den Bildungsgehalt der Lehrgegenstände; über die Erziehung zum Urteil; über ästhetische Bildung, Kunsterziehung; über ethische Erziehung; über die sozialen Verbände, die humane Bildung, das Wahre, Schöne und Gute; über religiöse Erziehung; dann einen Schlußabschnitt über das Schulleben, Zeugniswesen, Tages- und Nachtansicht des Lehramtes. Es ist Frank insbesondere gut gelungen, Notwendigkeit und Art des konzentrierenden Unterrichtsverfahrens darzulegen, von der von Willmann wieder in Gang gesetzten Trias des Auffassens, Verstehens und Anwendens aus das Lehrverfahren zu be-

leuchten, die induktive und deduktive Methode zu bewerten und durch Beispiele zu veranschaulichen, die Bedeutung der „inneren Sprachform“ und Apperzeption klar zu machen und so vieles andere. Mit Vergnügen liest man auch jene Partien des Buches, welche die soziale Bildungsarbeit behandeln, worunter wiederum in den Vordergrund tritt, was Frank über die geistige Gemeinschaft des Volkstums und der Ausbildung der Kräfte dieses Volkstums beibringt. Das Ganze ist so ausgeglichen und mit einer so überzeugungsvollen Wärme vorgetragen, daß es fast nie zum Widerspruche reizt, nur das Empfinden hat man immer wieder: Schade, daß das Gebotene in seiner Menge und Mannigfaltigkeit nicht in eine übersichtlichere und daher besser faßlichere Form gebracht worden ist. Aber auch so verdient das Buch, wie schon gesagt, recht viele Leser; in unseren Schulbibliotheken sollte es daher nicht fehlen.

Linz. Dr. J. Loos.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Hellenische Sänger in deutschen Versen von K. Preisendanz und Franz Hein (sic, ohne Interpunktion). Heidelberg. Winter. 8°, 64 Seiten.

Martin Schanz (N. Jahrbb. 1903, S. 271) sagt: „Wilamowitz hat auch hier eine neue Bahn eröffnet; mögen ihm viele geniale Naturen nachfolgen und die reichen Schätze des Altertums unserem Volke durch freie Reproduktion erschließen.“ Er hat Recht und kein anderes Heil ist für den Übersetzer von heute, als die 'Übersetzung' gegen die 'Nachdichtung' zu vertauschen. Freilich: „Das Blut, welches wir den Schatten der Vergangenheit einflößen, damit sie uns Rede stehen, quillt aus unseren eigenen Adern. Dem Forscher steht einfach kein anderes Mittel zu Gebot, um Erstorbenes sich selbst und andern lebendig zu machen, als die Anwendung der Analogie“ (Gomperz über Mommsen in der 'Nation' 26. XII. 1887). Demgemäß wären Bücher wie das vorliegende herzlich zu begrüßen — wenn die Verff. nicht viel zu weit gingen. Man stelle jedoch nebeneinander:

Ἄγετ' ὦ Σπάρτας εὐάνδρου	Auf in den Kampf Du Sparterschar!
κοῦροι πατέρων πολιατᾶν	Die Lanzen hoch geschwungen,
λαιᾷ μὲν ἴτυν προβάλεσθε	Frisch in Getümmel und Gefahr
δόρυ δεξιτέρᾳ δ' εὐτόλμως	Bis Sieg und Ruhm errungen.
μὴ φειδόμενοι τὰς ζώας	Daß der Soldat[1]) sein Leben schont
οὐ γὰρ πάτριον τᾷ Σπάρτᾳ	Ist man in Sparta nicht gewohnt.

Oder Sapphos einfach rührende Klage:

Δέδυκε μὲν ἁ σελάνα	Schon ist Selenens bleiches Licht verschwunden
καὶ πληϊάδες· μέσαι δὲ	Und der Plejaden heller Schein
νύκτες· παρὰ δ' ἔρχεθ' ὥρα	Schon Mitternacht: Es rinnen leis' die Stunden
ἐγὼ δὲ μόνα καθεύδω.	Ich aber bin[2]) allein.

Das sind bestenfalls Zerrbilder des Originals mit eigenen sentimentalen oder gemeinplätzigen Zutaten, die nur störend wirken und einen

---

[1]) Im spartanischen Bürgerheer? *κοῦροι πατέρων πολιατᾶν*;
[2]) Vermutlich nach der *Lex Heinze*.

falschen Eindruck machen müssen. Dabei ist von allen Formfragen abgesehen, obwohl z. B. das erste Lied als ἐμβατήριον auch im Deutschen anapästischen Rhythmus (Kommißtrommelschlag!) fordert und gestattet:

Auf, ihr Söhne des reisigen Sparta, wohlauf,
Ihr entstammt ja aus Bürgerblute:
Werft fest mit der Linken die Tartschen auf,
Mit der Rechten den Speer voll von Mute;
Verschont nicht eueren Lebenshauch,
Das war ja zu Sparta nimmer der Brauch.

Und für die volkstümliche Klage der Sappho ist vielleicht die beste Übertragung eine volkstümliche:

Da Mån is schon abi,
Die Gluckhenn'[1]) dazua:
Üba'n Joch wird's scho grabi —
Wo bleibt denn mei Bua?

Das ist zwar nicht 'übersetzt', aber — nachempfunden.

Wien. J. M. Stowasser.

Schülerkommentar zu Livius' Buch I, II, XXI, XXII und den Partes selectae (nach der 4. Auflage der Ausgabe von Anton Zingerle). Von Dr. Adolf M. A. Schmidt. Zweite Auflage. Wien, Tempsky 1903. IV und 248 SS. Preis geb. 2 K.

Ref. war eben mit der Ausarbeitung seines Kommentars zum I. Buche des Livius beschäftigt, als ihm von der Redaktion dieser Zeitschrift vorliegende Arbeit zur Besprechung übertragen wurde. Man wird es demnach begreiflich finden, daß sich Ref. mit den Noten zum 1. Buch näher beschäftigt hat. Im allgemeinen Schmidts Kommentar zu charakterisieren, ist bei seiner durch ein Jahrzehnt erprobten Brauchbarkeit nicht mehr vonnöten. Nur darauf sei noch hingewiesen, daß der Verf. die sprachhistorischen Bemerkungen der ersten Auflage diesmal fallen gelassen und die in den letzten Jahren erschienenen, gleichfalls für die Schule berechneten Kommentare von Fügner, Heuwes und P. Meyer verwertet hat. Im einzelnen hat nun Ref. folgendes zu bemerken:

Praef. 5 *dum prisca illa tota mente repeto*: '*repetere* wieder durchgehen, behandeln'. Vielmehr 'vergegenwärtigen'. — 6. '*magis decōra fabulis* (Dativ) mehr in sagenhafter Ausschmückung'. Aber dieser Übersetzung liegt die Auffassung von *fabulis* als Ablativ zugrunde. — 10. '*in inlustri monumento posita* gleichsam in jedem hervorragenden Denkmal aufgestellt, in jeder hervorragenden Denkwürdigkeit hingestellt'. Unverständlich. — I 3, 2 '*ambigere* bestreiten'. Vielmehr 'streiten'. — 5, 6 *Necessitas prior venit*: '*prior* früher als er glaubte'. Vielmehr 'früher als die *occasio*'; s. das Vorangehende. — 8, 5 '*descendentibus inter duos lucos* ethischer Dativ'. Vielmehr absoluter Dativ oder Dativ des örtlichen Standpunktes. — 9, 5 '*ecquod* = *numquod* ob auch'. Streiche 'auch'. — 10, 5 '*suspendere ferculo* Dativ'. Vielmehr Ablativ; Sch. wurde wohl durch 26, 6 *infelici arbori reste suspendito* irre geleitet. — 15, 4 '*urbe muris valida ac munita* weil aber die Stadt starke Mauern hatte'. Aber der Text lautet: *urbe valida muris, ac situ ipso munita*. — 16, 3 '*alqm deum salvere* j. als Gott begrüßen'. 'Begrüßen' heißt vielmehr *salvere iubere*. Der Irrtum geht auf Fügner zurück. — 17, 7 *nec ultra*

[1]) So heißen die Plejaden im Deutschen und Französischen.

regem . . *videbantur passuri:* '*nec ultra* nicht weiter, zu ergänzen als Objekt *interregnum* oder „diese Zustände"'. Mir ganz unverständlich. — 18, 4 '*temperatum esse virtulibus* (Abl.) durch seine guten Eigenschaften gemäßigt, ruhig sein'. Diese Deutung ist schon durch den Zusammenhang ausgeschlossen. — 21, 2 '*tum* damals'. Aber *tum* leitet hier den Nebensatz ein: 'da'. — 21, 6 *duo deinceps reges:* '*deinceps* unmittelbar daraufolgend'. Vielmehr 'aufeinanderfolgend'. — 23, 7 bleibt der Gebrauch von *audire* = *dicentum audire* ohne Erklärung. Vgl. Madvig, *Emendatt. Liv.*[2] p. 116. — 24, 5 '*puram* (*herbam*) reines, frisches Gras'. Sprachlich unmöglich. — 26, 8 *auctore Tullii*, l. *auctore Tullio.* — Erst 26, 11 wird *arbore infelici* erklärt, statt § 6. — 27, 5 *Albano non plus animi erat quam fidei*: '*non plus* (= *magis*) ..*quam*'. Wohl nur Schreibfehler. — 27, 6 *fluctuansque animo, ut tereret tempus, ordines explicat:* '*ut* wie'. Vielmehr ist *ut* hier Finalpartikel. — 27, 10 *ab effusa fuga flumen obiectum ab tergo arcebat:* '*obiectum ab tergo* hinderlich sein'. Wie so? — 28, 1 *devictos hostes gratulatur:* '*devictos* (*esse*)'. Nein, *devictos* ist Partizip. — 28, 5 *et hostibus circumveniri se ab tergo ratis*: '*ratis* wenn ihr glaubt'. Schreibfehler. — 28, 8 '*in variis voluntatibus* trotz ihrer gegenteiligen Absicht (!), trotzdem sie nicht einverstanden waren'. Vielmehr 'trotz der Mannigfaltigkeit der Stimmung'. — 30, 7 '*ex inopi plebe* zu *vagos quosdam* (wankelmütige Leute)'. Vielmehr 'herumziehendes Gesindel'. — 31, 8 '*operatus aliqua re* (instrum.)'. Im Texte steht *operatum iis sacris*, was Dativ ist[1]). — 33, 1 *exercitu novo conscripto profectus Politorium, urbem Latinorum, vi cepit:* '*urbem* = *in urbem*'. Unmöglich. — 34, 8 '*carpentum* ein zweirädriger Lastwagen'. Zu 48, 5 wird *carpentum* richtig als zweirädrige Kutsche erklärt. — 36, 6 '*auspicato* wie § 3 *inauspicato*'. Allein daselbst steht *inaugurato.* — 36, 7 '*alterum* (*numerum*) *tantum* gleich groß'. Die Ergänzung von *numerum* ist kaum richtig: *alterum tantum* ist nach dem sonstigen Sprachgebrauch Neutrum. — 42, 5 *hunc ordinem:* '*hic* die noch jetzt bestehende Reihenfolge'. Vielmehr 'folgende Einteilung'. — 45, 6 '*inceste* in frevelhafter Weise'. Richtig 'in unreinem Zustande'. — 46, 1 *usu haud dubie regnum possederat:* '*alqd usu possidere* etwas durch Ausübung (Nutznießung, Verjährung) in der Tat besitzen'. Zu *possederat* ist als Infinitiv *possidēre* anzusetzen. — 46, 3 '*exemplum tragici sceleris* ein Fall einer tragischen (schaurigen) Untat'. Neu und schwerlich richtig. — 47, 7 '*instingui* getrieben werden'. Das Präsens zu *instinctus* lautet *instigare.* — 47, 8 *pro curia sedens:* '*pro curia* örtlich: vor'. Unmöglich wegen 48, 3. — 47, 10 '*stirps ultima* die so niedrige (!) Abkunft'. Irrtum nach Norden. — 48, 3 *ad cogendum senatum in curiam redit:* '*senatum cogere* (stehender Ausdruck) den Senat berufen'. Hier heißt *cogere* beisammenhalten. — 49, 7 *domesticis consiliis rem publicam administravit:* '*dom. consilia* seine eigenen Maßnahmen'. Vielmehr ist hier *consilia* im konkreten Sinne zu fassen wie § 5 *sine consiliis.* — Ebd. *societates per se ipse, cum quibus voluit iniussu populi ac senatus fecit*: '*cum quibus* (*cum iis, quos*) *voluit* unter Beiziehung derer, die'. Aber was heißt sonst *societatem facere cum aliquo?* Außerdem hat die Ergänzung zu lauten: *cum quibus* (*facere*) *voluit.* — 50, 9 *ne id quidem ab Turno tulisse tacitum ferunt:* '*id tulisse* (*Tarquinium*) diese Entschuldigung hinnehmen'. Sachlich und sprachlich nicht möglich. — 51, 2 '*deverticulum* Absteigequartier (in Rom)'. Vielmehr in der Nähe des Bundesheiligtums. — 51, 4 '*adgressum* (!) *fuisse*, direkt *adgr. fuisset* (*Turnus se*)'. Die Anmerkung hat zu lauten: '*adgressurum fuisse*, direkt *adgressus esset* (*Turnus me*)'. — 53, 2 *Suessam Pometiam ex his vi cepit:* '*ex his* partitiv: von diesen Städten'. Falsch; s. H. J. Müller zu 46, 1 (2). —

---

[1]) Richtig heißt es zu XXI 62, 6: '*aliis procurandis* Dativ zu *operata fuit*'.

53, 6 *iam ab alienis in suos vertisse superbiam:* '*superbiam vertere ab alqo in alqm* sein maßloses willkürliches Vorgehen von j. gegen j. kehren'. Es ist an der herkömmlichen Deutung von *vertisse* 'sich wenden' festzuhalten. — 55, 2 '*consecrare et inaugurare* unter Anstellung von Auspizien einweihen'. Allein die beiden Verba entsprechen verschiedenen Handlungen. — 55, 9 '*mille pondo argenti* 2,100.000 K'. Die angegebene Summe kommt 40.000 Pfunden gleich, von denen tatsächlich im Texte die Rede ist. — 59, 3 soll *res novas* 'die letzte Tat' heißen. — XXI 61, 11 wird ein Silbertalent auf 100.000 K statt auf 5200 K angesetzt. — 62, 8 heißt es: '*pondo auri* ungefähr 1000 K = 700 M.'. Zu XXII 1, 17 aber liest man: '*pondo auri* ungefähr 2000 K = 1600 M.'. — 63, 3 '*navis est trecentarum amphorarum* das Schiff faßt 300 Tonnen (zu 26¼ Liter)'. Aber eine Tonne beträgt 100 Liter. — XXII 3, 2 fehlt zu *certumque habuit* die Bemerkung, die erst zu 7, 11 folgt. — 6, 6 *pars magna, ubi locus fugae deest, per prima vada . . progressi: ubi* ist hier angeblich = 'sobald'. — 6, 8 *e saltu evasere:* '*evadere* die Höhen erreichen'. Diese wohl sonst nachweisbare Bedeutung ist der hiesigen Stelle fremd. — 10, 3 '*suilla grex* Schweineherden'. Lies: *suillus grex.* — Ebd. bleibt der Inf. *fieri*, dessen Abhängigkeit strittig ist, ohne Erklärung. — 13, 11 heißt es von den römischen Bundesgenossen: *nec abnuebant melioribus parere.* Dazu bemerkt Sch.: '*melioribus* noch besseren Leuten (den Puniern)'. In der 1. Aufl. stand richtig 'den Römern'. — 18, 10 '*vinci* refl. (sich besiegen lassen), daher das Aktiv *desisse*' und 34, 8 '*contemni* refl. (daher *desierint*) sich verachten lassen müssen'. Die gegebenen Übersetzungen der Infintive beweisen, daß man es mit dem reinen Passivum zu tun hat und die Verwendung des Aktivums von *desinere* regelwidrig ist wie so oft bei Livius.

Schülerkommentar zu Sallusts Schriften. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Gustav Müller, Professor am herzogl. Ludwigs-Gymnasium in Cöthen. Dritte Auflage. Wien, F. Tempsky 1903. IV und 128 SS. 8°. Preis geb. 1 K 50 h.

Ref. hat im 'Gymnasium' 1894, Sp. 62 f. Müllers Kommentar zur Anzeige gebracht. Da das Büchlein, soweit Ref. sieht, seither keine wesentliche Änderung erfahren hat, so bleibt das a. a. O. ausgesprochene Urteil auch heute noch bestehen, d. h. Müller ist ein guter Kenner des Sallust und ein vorzüglicher Interpret in der Schule, der aber hier seine Gaben zu reichlich spendet und dem Unterrichte vorgreift: er bietet fast nichts, als was Lehrer und Schüler erst gemeinsam erarbeiten sollen, nämlich fertige Übersetzungen und zwar auch solche, die jeder anständige Schüler auf Grund seiner bisherigen Kenntnisse zustande bringt. Übrigens hat Ref. seinerzeit übersehen, daß sich M. auf andere in demselben Verlage erschienene Kommentare beruft, also förmlich durch ein Programm des Verlegers gebunden war. — Der Pleonasmus im Titel 'Schülerkommentar für den Schulgebrauch' verdient bemerkt zu werden.

Wien. J. Golling.

Grammatisch-stilistischer Abriß der lateinischen Sprache für die oberen Gymnasialklassen. Bearbeitet von Martin Schödel, Lehrer an der Mochmannschen Lehranstalt in Dresden. Wolfenbüttel, Verlag von Jul. Zwißler 1903.

Nach des Verf.s eigenem Geständnisse soll der angeführte Abriß nur eine 'Ergänzung seiner lateinischen Grammatik bilden; doch sei

der Stoff des Schriftchens so geordnet, daß es neben jeder anderen Sprachlehre benützt werden könne'. Dem Herausgeber schwebte bei Abfassung dieses ungemein handlichen und schön gedruckten Büchleins die Idee vor Augen, daß eine Stilistik für Schüler nur die notwendigsten allgemeinen Gesetze und Regeln zu enthalten habe, gewissermaßen die 'Grund- und Richtlinien', an welche sich gelegentlich der Lektüre Bemerkungen des Lehrers ergänzend und vertiefend anschließen könnten. Dementsprechend nahm er hauptsächlich nur das auf, was in einzelnen Grammatiken bloß flüchtig behandelt oder ganz unerwähnt gelassen wird, und zeigte sich bestrebt, durch stete Vergleichung des Lateinischen mit dem Deutschen dem Schüler die Eigenart beider Sprachen möglichst klar zum Bewußtsein zu bringen. Er zieht zunächst die Eigentümlichkeiten im Gebrauche der einzelnen Redeteile in Betracht. Abschnitt I—VII erörtert dabei die Abweichungen vom Deutschen in praktischen Beispielen und handelt schließlich (VIII.) über die lateinische Periode und ihren Bau. Wie man aus allen Partien deutlich erkennt, kam es dem Verf. besonders auf die Klarheit und Übersichtlichkeit[1]) der aufgestellten Regeln und auf die Prägnanz des Ausdruckes an und gerade von diesem Standpunkte aus durfte das Büchlein für Schüler der obersten Gymnasialklassen ein vorzüglicher Behelf sein. Kurz und gut sind so z. B. § 13 (über den Ersatz deutscher Substantiva durch verbale Umschreibungen), § 17 (über die Übersetzung deutscher Adjektiva auf lich, ig, bar, wert ins Lateinische), § 41 (über das fehlende Passiv), § 48 (über die phraseologischen Verba) und § 59 (über die Abweichung der lateinischen Periodenbildung von der deutschen).

Als zu ausführlich oder ganz überflüssig können hingegen die Noten zu den *Pron. indef.* gelten (zu *aliquis, quisquam, quisque, alter-alius*), entbehrlich ist wohl auch das Kapitel über die relative Verschränkung, da es sich doch in jeder Grammatik findet und für Schüler wenig zu bedeuten hat. Im übrigen muß man sagen, daß der Herausgeber des grammatisch-stilistischen Abrisses ein praktischer Schulmann ist, dessen Bemühungen um die Hebung des Latein-Schreibens nicht erfolglos bleiben dürften.

Wien. Dr. Josef Fritsch.

Lexicon Abbreviaturarum. Wörterbuch lateinischer und italienischer Abkürzungen, wie sie in Urkunden und Handschriften besonders des Mittelalters gebräuchlich sind, dargestellt in über 16.000 Zeichen, nebst einer Abhandlung über die mittelalterliche Kurzschrift, einer Zusammenstellung epigraphischer Sigel, der alten römischen und arabischen Zählung und der Zeichen für Münzen, Maße und Gewichte herausgegeben von Adriano Cappelli, Archivar und Paläograph bei dem königl. Staatsarchiv zu Mailand. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber 1901 fg. LI und 548 SS. 8°. Preis geb. in Originalleinenband 7 Mk. 50 Pf.

Wer heute philologische oder historische Studien betreibt, kann dabei der paläographischen Kenntnisse nicht entraten. Nichtvertrautheit mit den zahlreichen Abkürzungen in Manuskripten und Urkunden verursacht bekanntlich oft allerlei Irrtümer bei der Lesung und Erklärung. Aber bloß theoretische Unterweisung in den Abkürzungsarten des Mittelalters reicht nicht aus; denn die Auflösung der konventionellen Zeichen will geübt sein, da sich für viele wirklich feste Normen nicht aufstellen lassen.

---

[1]) Das merkt man schon äußerlich an der Einteilung des Stoffes und dem Drucke.

Das vorliegende, über 37 Bogen starke Wörterbuch, das der Staatsarchivar Adriano Cappelli in Mailand mit großem Fleiß aus italienischen Handschriften und Urkunden zusammengestellt hat, verfolgt nun den praktischen Zweck, eine Ergänzung zu theoretischen Unterweisungen in der Paläographie zu geben.

Wir hätten, von manchen Einzelheiten abgesehen, den besonderen Wunsch, daß der stattliche Nachtrag von 3000 Abkürzungen, um welche diese deutsche Ausgabe gegenüber dem italienischen Original vermehrt erscheint (S. 360—417), weiterhin gleich in das Hauptverzeichnis eingereiht werde, damit dem Benützer dieses nützlichen, aber leider nicht völlig verläßlichen Behelfes das zeitraubende Suchen an verschiedenen Stellen erspart bleibe.

Wien. E. H.

Deutsches Lesebuch für Mädchen-Lyzeen u. verwandte Lehranstalten. Herausg. von F. Badarchzi und H. Baßler. III. u. IV. Band. Wien, Alfred Hölder 1903. XV u. 303 SS., bezw. XIV u. 361 SS. Preis geb. 2 K 60 h, bezw. 3 K.

Das sehr zeitgemäße Unternehmen, für die aufblühenden höheren Mädchenschulen ein Lesebuch herzustellen, dessen wir schon einmal in diesen Blättern gedachten (vgl. Zts. f. d. ö. Gymn. 1904, S. 953), hat nun zwei weitere Bände gezeitigt. Der Inhalt ist überreich zu nennen. Band III zählt 222, Band IV 195 Nummern. Verteilt auf 303, bezw. 361 SS. ergibt sich, daß der Umfang der einzelnen Stücke im allgemeinen gering ist, was der Mannigfaltigkeit und Abwechslung der Lektüre dient, doch die Vertiefung in größere Werke beeinträchtigt. Einen großen Vorteil hat solcher Stoffreichtum jedenfalls, daß der Lehrer nach Einsicht und Geschmack auswählen kann, weniger Geeignetes beiseite lassen, Wertvolleres gründlicher behandeln wird. Ob überall der Altersstufe und den speziellen Bedürfnissen der weiblichen Jugend entsprochen wurde, müssen die beim praktischen Unterricht gesammelten Erfahrungen erst erhärten. Ich bin überzeugt, daß die Verff. nicht ermüden werden, auch von diesem Gesichtspunkt aus immer wieder von neuem an eine Sichtung und Verbesserung zu gehen. Charakteristisch ist, daß diese Lesebücher ohne Anmerkungen herausgegeben wurden, was ich prinzipiell begrüße und zur Nachahmung empfehle. — Hinsichtlich der Stoffwahl ist besonders Band IV interessant: eine Auswahl aus Homer, Vergil, dem Nibelungenlied, kleine Proben aus dem 'Messias' und 'Oberon', aber auch aus jüngeren Dichtungen, wie 'Dreizehnlinden', 'Otto der Schütz', 'Kampf um Rom', 'Ingo und Ingraban', 'Ekkehard'. — Ferner erwähne ich aus der dramatischen Dichtung: Antigone (Inhalt von Ribbeck, Übersetzung von Minckwitz), Bruchstücke von Geibels 'Brunhild' u. a. Auch neuere Dichter wie Rosegger und Riehl sind vertreten. Über die Ausstattung der Bände ist nichts Nachteiliges zu sagen.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Dr. K. Kühn und Dr. R. Diehl, Lehrbuch der französischen Sprache. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen u. Klasing 1904. 226 SS.

Das vorliegende Lehrbuch ist die Fortsetzung des französischen Elementarbuches desselben Verf.s und bildet die Ergänzung zu dem Lese-

buche „La France et les Français" von Kühn. Es enthält die Grammatik, Übungen und ein Wörterverzeichnis zu den letzteren.

Der grammatische Teil, von Kühn bearbeitet, ist übersichtlich und klar abgefaßt. Ergänzungen, die nur zum Verständnis französischer Texte dienen sollen, stehen in Kleindruck unter dem Strich. Aber auch über dem Strich ist nur das allgemein Giltige und Wesentliche in Großdruck gegeben, Einzelheiten erscheinen im Kleindruck. Diese Einrichtung ist sehr praktisch und nachahmenswert.

Die Übungen, welche von Diehl verfaßt sind, schließen sich an das oben genannte Lesebuch an und sind verschiedenartiger grammatischer und stilistischer Natur.

Auch dieser Teil des Lehrganges der französischen Sprache von Kühn verdient empfohlen zu werden.

Wien. Dr. A. Würzner.

Sohr-Berghaus, Handatlas. 9. Aufl. Lief. 7 und 8. Glogau, K. Flemming 1904.

Die vorliegenden Lieferungen bringen zunächst in gleicher Ausführung wie wir sie bei der Karte des Deutschen Reiches kennen gelernt haben, das nord- und südwestliche Frankreich zur Darstellung. Der Maßstab ist um ein Drittel kleiner als der der ersteren Karte. Gilt das zu dieser Bemerkte auch von den beiden französischen Karten, so muß die in gleicher Verjüngung entworfene Karte von Süditalien samt Sizilien und den Pelagischen Inseln als in jeder Hinsicht besonders gelungen bezeichnet werden.

Die Nebenkärtchen haben in dreimal größerem Maßstabe die Umgebung Genuas und Neapels zum Vorwurfe. Einen klaren Einblick in die Oberflächenformen der Pyrenäenhalbinsel vermittelt die physikalische Übersichtskarte (1 : 3000000), doch dürften die Stadtpläne von Madrid und Lissabon etwas zu klein sein. Es wäre besser gewesen, den auf Blatt 3 der französischen Karte beim Plane von Bordeaux in Anwendung gebrachten Maßstab zu benützen. Der 8. Lieferung gehört auch Blatt 2 der Karte von Südamerika an, dessen nordöstlichen Teil umfassend. Maßstab und Durchführung sind dieselben wie bei der Karte von Nordamerika. Eine Nebenkarte, in gleicher Verjüngung wie die Hauptkarte, beschäftigt sich mit den Kleinen Antillen, die wir lieber in einer eigenen Karte von Zentralamerika mit den Großen Antillen vereint gesehen hätten. Eine zweite Nebenkarte im doppelten Maßstabe der Hauptkarte ist in dankenswerter Weise den Gebirgen von Südostbrasilien gewidmet, die in der letztgenannten ob der Fülle von topographischen Einzelheiten nicht recht durchsichtig zur Wiedergabe gelangen konnten. In der „Politischen Übersichtskarte" ist die Begrenzung von Ecuador nicht ganz richtig.

Wien. J. Müllner.

Physikalische Apparate und Versuche einfacher Art aus dem Schäffermuseum. Von H. Bohn, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium in Berlin. Mit 216 Abbildungen im Text. Berlin, Otto Salle 1902.

Die Sammlung physikalischer Apparate aus dem Nachlasse des Prof.s Dr. Schäffer ging in den Besitz der Firma Zeiss in Jena über; sie enthält eine bedeutende Anzahl von einfachen Apparaten, die für den

Unterricht in der Physik vorzüglich geeignet sind, aber bisher nur wenig bekannt wurden. Die Sammlung ist eine derart große, daß die Stücke derselben in zehn Zimmern untergebracht werden müssen. In der vorliegenden Schrift sind nur solche Apparate und Versuche beschrieben worden, welche bisher in weiteren Kreisen unbekannt, also in den gebräuchlichsten größeren Lehrbüchern der Physik überhaupt nicht oder in anderer Form vorhanden sind.

Das Buch bezieht sich auf alle Abteilungen der Physik. Auf den Inhalt desselben, der als ein sehr reicher angesehen werden kann, hier einzugehen, ist nicht möglich. Mit gutem Grunde kann gesagt werden, daß das vorliegende Werkchen den Lehrern der Physik vielfach neue Anregung geben wird, ihren Unterricht anschaulich und erfolgreich zu gestalten.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Fritz Moll und Anton Pivl, Die Berufswahl in allen Dienstzweigen des Staatsdienstes und im öffentlichen Leben. Ein Ratgeber und Führer für jedermann bei der Wahl des Berufes. 2., unveränderte Aufl. Wien, III., Gürtelstraße 23, Selbstverlag 1903. Preis K 3.

Dieses von den Verff. nach amtlichen Quellen in gewissenhaftester Weise zusammengestellte Buch sollte in keiner Bibliothek unserer Mittelschulen fehlen. Unsere Schüler, namentlich die Abiturienten, sind nach meiner jahrzehntelangen Erfahrung in der Anschaffung wahrhaft nützlicher Bücher ungemein zähe. Erst nach der Reifeprüfung, als die meisten Termine zum Eintritte in den Staatsdienst bereits abgelaufen waren, kamen die Abiturienten sich Ratschläge erbitten, auf die sie die Antwort im vorliegenden Buche am besten hätten erhalten können. Es zerfällt in folgende Abschnitte: Allgemeine Erfordernisse für die Aufnahme in den österreichischen Staatsdienst, Gesuchsmuster, Bezüge und Versorgungsgenüsse der Zivilstaatsbeamten, Berufe nach zurückgelegten Universitäts- und Hochschulstudien, als: juridische Berufe, Lehrberufe, technische Berufe, solche, die nach Zurücklegung einer Mittelschule ergriffen werden können oder nach einer Untermittelschule, nach der Bürger- und Volksschule. Der letzte Abschnitt behandelt die Verleihung von Anstellungen an ausgediente Unteroffiziere. Zur Vollständigkeit bleibt nichts zu wünschen übrig, besonders wertvoll erscheinen die allgemeinen Abschnitte über das Hochschulstudium usw. Ein Wunsch sei hier angefügt: es mögen auch das gemeinsame Heer und die Kriegsmarine, die Landwehr und die Militärbeamtenlaufbahn (soweit sie nicht ohnedies behandelt ist) in einer 3. Auflage Berücksichtigung finden.

Marburg. Julius Miklau.

Programmenschau.

13. Wiedermann, Prof. Matth., De ablativi usu in Silii Italici Punicis. II. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. zu Landskron in Böhmen 1903. 27 SS.

Über den I. Teil vorliegender Arbeit hat Ref. in dieser Zeitschrift 1904, S. 188 berichtet. Diesmal wird unter *A*) der Ablativus separationis bei Adjektiven behandelt. Es folgt *B*) Die Konstruktion der Verba *pendēre*

17. Janik Michał, Najnowsza poezya polska. Studyum literackie (Die moderne polnische Dichtung). Progr. des k. k. Gymn. in Złoczów 1902. 76 SS.

Nachdem der Verf. in dem ersten Teile seiner Abhandlung Ursprung und Charakter der neuen Literaturströmungen erörtert hat, bietet er im zweiten, umfangreicheren die „Silhouetten und Profile" folgender Dichtergestalten: Konopnicka, Wierzbicki, Oppman, Rydel, Kasprowicz, Tetmajer, Lange, Żuławski, Przybyszewski, Wyspiański, während nebenbei einige weitere Namen zu kurzer Besprechung gelangen. Der Verf. behandelt seinen Gegenstand mit offenbarer Liebe und schöpft seine Urteile nicht aus sekundären Quellen, sondern aus der eigenen selbständigen Lektüre der zeitgenössischen Dichter. Seine schlichte, klare Darstellung des vielumstrittenen Gegenstandes hat Janik seitdem mit einigen Abänderungen und Ergänzungen als besonderes Buch erscheinen lassen (Biblioteka powszechna Nr. 445/6).

Lemberg. Dr. Albert Zipper.

---

18. Rief, P. Josef C., Beiträge zur Geschichte des ehemaligen Kartäuserklosters Allerengelberg in Schnals. Progr. des Obergymn. der Franziskaner in Bozen 1903. 56 SS.

Nach einer kurzgefaßten einleitenden Geschichte des Entstehens des Kartäuserordens, seiner Ziele, seiner Verfassung und Ausbreitung, wobei der Verf. reiche Literaturnotizen beibringt, geht er auf die im Jahre 1325 durch den Herzog Heinrich von Kärnten und Tirol und Titularkönig von Böhmen erfolgte Gründung des Klosters Allerengelberg im Tale Schnals ein, gibt eine vortreffliche Übersicht über die vielfach verstreuten Quellenmaterialien zu der Geschichte der Karthause: Urkunden und Urkundenabschriften, Akten, Gerichtsprotokolle, Weistümer, Urbare, Rechnungen und geschichtliche Handschriften und teilt dann 102 Urkunden in Regestenform mit. Sie reichen von 1325 bis 1382. Einzelne Regesten sind sehr ausführlich und enthalten einen reichhaltigen sachlichen und literarischen Kommentar. Für die Landes- und Lokalgeschichte hat die vorliegende sauber durchgeführte Arbeit eine große Wichtigkeit.

19. Zanolini V., Spigolature d'archivio. Progr. del Ginn. priv. vescovile di Trento 1903. S. 23—47.

Mitgeteilt werden: 1. Eine Sentenz Heinrichs de la Bella über einen Zehentstreit zwischen dem Domkapitel von Trient und einem gewissen Spazzinferno, der durch Heinrichs Richterspruch entschieden wurde. 2. Das Testament eines Trienter Kanonikus und seine Bibliothek (sie umfaßte freilich nur sieben Nummern). Das Testament ist vom 12. September 1230 datiert. 3. Eine Reihe sonstiger Dokumente, von denen hier das Inventar eines Bücherverkäufers von 1491 schon deswegen hervorgehoben werden mag, weil es den Lionardo Aretino nennt.

20. Schramm R., Beitrag zur Kritik moderner Urkundenfälschungen im mährischen Diplomatar (Codex Tischnovicensis). Progr. der k. k. Staats-Realschule in Pilsen 1903. 25 SS.

War die gelehrte Welt auch über die Fälschungen, die durch den mährischen Geschichtsforscher Boczek im großen betrieben wurde, schon

seit lange nicht im Zweifel (s. Wattenbach, Geschichtsq. II. Beil. 2), so haben sich doch B. Bretholz und K. Lechner durch eine Reihe von Arbeiten noch in letzter Zeit ein großes Verdienst erworben, indem der eine die Urkundenfälschungen im Cod. dipl. Moraviae eingehend behandelte, der andere die Frage der Verläßlichkeit des Codex aufwarf, die dann, wie man dem jüngsten (14.) Bande des Codex entnimmt, durch Saepek weitergeführt wurden. Diesen Arbeiten schließt sich die vorliegende Untersuchung über die Echtheit des Cod. Tischovicensis an, eine sehr beachtenswerte Studie, die, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu erheben, den Gegenstand zu einem vorläufigen Abschlusse bringt, die Motive, Quellen und Methoden der Fälschungen erörtert und auf die Folgen dieser Fälschereien für die Geschichtsschreibung Mährens hinweist.

Graz. J. Loserth.

---

21. Wagner H. F., Robinson und die Robinsonaden in unserer Jugendliteratur. Progr. der Franz Joseph-Realschule in Wien 1903. 20 SS.

Wagners literargeschichtliche Studie hat in den Arbeiten von Ullrich, Haken, Goehring, Merget u. a. Vorläufer und Quellen, wie ja Wagner selbst schon 1886 über dieses Thema gehandelt hat. Der erste Teil bespricht die Geschichte des Robinson-Romans des Daniel Defoe (1719) und seine Entwicklung als Jugendschrift; der zweite die Robinsonaden Wezels und Campes, sowie ihre Tendenz. Über Wezel, der mehr kulturgeschichtliche und politische Probleme verwertete, gewann Campes Bearbeitung, der das Nützliche und Lehrhafte im Auge hatte und auf eine nüchterne Moral ausging, den pädagogischen Prinzipien seiner Zeit entsprechend, das Übergewicht. Der dritte Teil der Arbeit befaßt sich mit den Fortsetzern des Stoffes nach Campe bis auf unsere Zeit, die ganz im Charakter der Jugendschriften des 19. Jahrhunderts überall das Lehrhafte hervorkehrten und damit einmal ein technologisches Lehrbuch oder gar ein lateinisches Übungsbuch verbanden. Die Herbartsche Richtung hat dann die Robinsonschriften als zweite Stufe der Jugendlektüre befürwortet und als solche herrschten sie bis in die jüngste Zeit. Im vierten Teil betrachtet Wagner die durch den Robinsonstoff erzeugten Abenteuer- und Reiseerzählungen, die ihren Höhepunkt in den Indianerromanen fanden und ihren häßlichsten Auswuchs — was Wagner viel zu wenig andeutet — in den Reisephantasien K. Mays zeitigten. Der fünfte Abschnitt überblickt die zahlreichen österreichischen Robinsonaden, die sich sogar nach den einzelnen Kronländern benennen und über ein ganzes Jahrhundert verteilen. Den Abschluß der gut gegliederten Arbeit bildet der Hinweis auf die jüngsten literarischen und künstlerischen Bestrebungen, die auch in der Frage der Jugendlektüre zum Ausdruck kommen. Der Verf. nimmt zu dieser die Gemüter der Pädagogen beschäftigenden Frage keine Stellung, wie seine Abhandlung überhaupt weniger einen kritischen als einen mehr referierenden Charakter trägt.

Sicherlich ist die Blütezeit der Robinsonaden vorbei. Dafür die Gründe aus den Prinzipien der modernen Kultur und den geänderten Anschauungen der Pädagogik eingehend zu begründen, ist hier nicht der Platz. Nur einer Bemerkung sei Raum gegeben: daß unsere Jugendliteratur sehr im Argen liegt, auch trotz des Kampfes einzelner aus Lehrern und Künstlern hervorgegangener Vereinigungen, und daß vornehmlich die Schülerbibliotheken unseres Vaterlandes einer durchgreifenden Umgestaltung unterzogen werden müßten, wenn sie ihren für die Jugendbildung ganz unschätzbaren Wert erreichen sollten, ist zweifellos. Diese Umgestaltung müßte sich aber nicht bloß auf den Inhalt [illegible]

reien richten, wobei der rein literarische und künstlerische Standpunkt einzunehmen wäre, — schon deshalb, weil das Ideal bei der Umsetzung in die Wirklichkeit doch niemals volles Leben erreicht — sondern auch der Frage der Bücherbeschaffung und der Art der Benützung der Werke durch die Schüler sich zuwenden. Darüber ist in den letzten Jahren schon viel, aber noch lange nicht genug gesagt worden, und es wäre zu wünschen, daß diese rein praktischen Fragen der Pädagogik recht bald eine entsprechende Beleuchtung erfahren und daß alle Vorschläge von der Unterrichtsverwaltung geprüft würden. Daß z. B. die Reiseromane von May in noch viel höherem Maße als die besseren Indianerromane Phantasie und Denken unserer Jugend verwüsteten, ist keine Frage und ich habe darüber als Deutschlehrer an Schülern der oberen Klassen, die ganz in dieser Lektüre aufgingen, durch Jahre Belege gesammelt.

Leitmeritz. Dr. Alois Bernt.

Bemerkung.

Dr. Joh. Endt sagt in dem Aufsatze „Die Beispiele zur lateinischen Syntax im Untergymnasium“ (in dieser Zeitschr. 1904, S. 908 ff.) auf S. 912: „Da manche grammatische Erscheinung sich bei Cäsar nicht findet, so könnte man meinen, solche gehörten nicht in den Lehrstoff der Quarta [1]). Sicher wird man bei einigen Dingen hierin beistimmen. *Nedum* kann wegbleiben, ebenso *dummodo, nisi forte* u. ä.“ Was der Verf. mit den Worten „bei einigen Dingen“, „kann wegbleiben“, „u. ä.“ sagen will, erkennen wir am besten aus seinem Schlußsatze auf S. 913: „Man muß doch hier mehr Rücksicht nehmen auf die Erscheinungen, welche 'der Sprache der Klassiker gemeinsam eigentümlich' sind. Denn sonst gerät man auf einen sehr gefährlichen Weg. Man wird zu viel für das Obergymnasium aufsparen, wo die Zeit für Grammatik so schmal bemessen ist.“

Endt vergißt, wo denn eigentlich der Grund für den von Lupus und Heynacher gewählten Standpunkt, den ich, durch vielfache Versuche belehrt, aus vollster Überzeugung teile, zu suchen ist. Er liegt einfach in der nicht wegzuleugnenden Tatsache, daß die Unsumme von syntaktischen Gesetzen, die der Systematik zuliebe vorzeitig den Köpfen unserer Schüler einverleibt werden soll, so groß ist, daß eine verständige Reduzierung geradezu unerläßlich geworden ist. Auf diese Weise erreichen wir durch „ein Weniger im Umfange ein achtungswertes Mehr von Sicherheit“. Wer Haulers Übungsstoff für die III. und IV. Klasse ohne erhebliche Überbürdung der Schüler mit gutem Erfolge zu absolvieren vermöchte, der erschiene mir als ein Unterrichtskünstler erster Ordnung. Auf den „sehr gefährlichen Weg“ gerät man nur dann, wenn die Oberstufe auf schwankender Grundlage weiterbauen soll; denn da beginnt zur größten Unlust für Lehrer und Schüler — ich habe es kürzlich wieder erfahren — die unerquickliche Flickarbeit. Für tüchtig durchgeübte Untergymnasiasten gibt es auf der Oberstufe kein Zuviel. Bei der Vorpräparation in der Autorlektüre wird auf die neue grammatische Erscheinung hingewiesen, in der eigentlichen Lektürstunde wird sie kurz erledigt, der grammatisch belehrende Satz aus dem Autor für die Grammatikstunde herausgehoben, in dieser, wenn es nottut, wird gründlich geübt und Konstruktion und Phrase werden dem deutsch-lateinischen Vokabular einverleibt und bleiben Gegenstand wiederholter Übung und Prüfung. So schließt sich natur-

---

[1]) „Von diesem Standpunkte aus hat Loebl in der Österr. Mittelschule XIII, S. 278 ff. Untersuchungen angestellt.“

gemäß auf der Oberstufe an, was auf der Unterstufe keinen Platz gefunden hat, und wenn auch vermöge der Verschiedenheit des Lektionsplanes die eine oder andere Konstruktion überhaupt keinen Anschluß findet, so ist das Unglück nicht groß; wir wollen ja nicht Philologen heranbilden. Ich glaubte diese Bemerkung machen zu müssen, weil ich fürchte, es könnte eine Äußerung, wie sie Endt gemacht hat, leicht Veranlassung geben, den von Lupus und Heynacher glücklich gebahnten Weg wieder zu verlassen und der wahllosen Mitteilung grammatischer Dinge auf der Unterstufe wieder Tür und Tor zu öffnen. Man hat jungen Kollegen gegenüber in dieser Hinsicht ohnehin seine liebe Not und man nennt gern Unfähigkeit der Schüler, was eigentlich Unzulänglichkeit an Erfahrung und Lehrgeschick ist. Meine auch von dem Verf. angezogenen Vorschläge (Zur Begrenzung des grammatischen Stoffes im Lateinunterrichte, Österr. Mittelschule XIII, S. 278 ff.) waren schon im Jahre 1898 und sind jetzt neuerdings in der Fachkonferenz der Vertreter des altsprachlichen Unterrichtes am II. St.-G. in Czernowitz vollinhaltlich und einstimmig angenommen worden.

Czernowitz. Friedrich Loebl.

Entgegnung.

Auf die voranstehenden Bemerkungen antworte ich: Fr. Loebl hat die Tendenz meines Aufsatzes verkannt. Mir kam es darauf an zu zeigen, daß es eine unberechtigte Forderung — zumal an einen Anfänger — ist, alle Sätze zur Ableitung grammatischer Gesetze aus der Lektüre zu gewinnen. Nebenbei machte ich darauf aufmerksam, daß statistischen Daten nicht unbedingt zu trauen sei, und warnte, besonders solche Dinge von der Besprechung auszuschließen, die der Schüler schon kennt. Ich erwähne dafür: *donec*, *quamquam* *(quia)*. In dem Streichen solcher Wörter und in ihrem Aufsparen auf die grammatischen Stunden des O.-G. sah ich einen sehr gefährlichen Weg. Dabei habe ich mich eines Ausdruckes bedient, den Loebl heranzieht, um die Worte „bei einigen Dingen", „kann wegbleiben" „u. ä." zu erklären. Ich habe ihn ('der Sprache der Klassiker gemeinsam eigentümlich') mit Anführungszeichen versehen, um ihn als entlehnt zu bezeichnen. Ich konnte ihn ruhig gebrauchen, da er in den Instruktionen vom Jahre 1884 (S. 13, in der letzten Zeile) steht und in der neuen Auflage (S. 33) wiederholt ist. Der Ausdruck ist somit nicht so himmelstürmend wie es Loebl glaublich machen will. Nach diesem Ausdrucke der Instruktionen geht es nicht an, jene Wörter noch auch z. B. '*quominus*' auszuscheiden; denn dieses kommt bei Nepos, Caesar, Livius, Sallust, Cicero, Tacitus vor, ist also der Sprache der Klassiker gemeinsam eigentümlich.

Wenn Loebl meint, ich hätte vergessen, was Lupus und Heynacher zu ihrem Standpunkt bestimmte, so erkläre ich: einer 'verständigen Reduzierung' syntaktischer Gesetze habe ich mich (siehe S. 912) nicht verschlossen. Ich bin vielmehr der Ansicht, daß unser Lehrstoff noch mehr beschnitten werden muß, besonders bei den jetzt etwas verkürzten Unterrichtsstunden. Aber diese Reduzierung muß verständig sein, sie darf nicht Dinge ausscheiden, die im U.-G. bekannt und leicht lernbar sind. In welcher Weise entlastet man aber Schüler, wenn man z. B. *quamquam* auf das O.-G. aufspart? Beginnt da nicht im O.-G. „unerquickliche Flickarbeit"? Richtet sich dieser Vorwurf Loebls nicht gegen Loebl selbst? Die Reduktion darf nicht nach einseitiger und daher mangelhafter Statistik vorgenommen werden. Ich habe *nedum*, *dummodo*, *nisi forte* u. ä. als Dinge bezeichnet, die in der vierten Klasse weg-

gelassen werden können. Und bei Loebl findet man (S. 282, 33. 34) nach denselben Werken, die ich benutzt habe, *nedum, dummodo, nisi forte* ausgeschieden. Also stimme ich hierin mit Loebl überein. Dazu muß ich noch bemerken, daß diese Übereinstimmung schon bestanden hat, bevor ich Loebls Aufsatz lesen konnte. Denn ich beschäftigte mich mit diesem Gegenstande in den Jahren 1898 und 1899.

Loebl nimmt auch Anstoß an Haulers Übungsstoff für die III. und IV. Klasse. Aber dies kann Loebl nicht ernst sein. Denn er muß doch wissen, daß ein Übungsbuch eine Auswahl bieten soll, daß die Klassen nicht gleich begabt sind, daß sich die Übersetzungen forterben; dies muß eintreten, wenn der Übungsstoff zu knapp bemessen ist. Kein Vernünftiger dürfte der Meinung sein, daß der Stoff des genannten Übungsbuches ganz durchgenommen werden müsse. Man trifft eine entsprechende Auswahl. Und warum nur Hauler in dieser Weise nennen, wenn Loebl in seinem Aufsatze (Österr. Mittelschule 1899, S. 279) auch Scheindlers und (S. 280) Nahrhafts Übungsbücher rügt?

Ferner beneide ich Loebl wegen seiner vielen Grammatikstunden im O.-G. Denn für diese wird der grammatisch belehrende Satz einer neuen Erscheinung aus dem Autor herausgehoben, in diesen, wenn es nottut, wird gründlich geübt und Konstruktion und Phrase bleiben Gegenstand wiederholter Übung und Prüfung. Ja wie viel kann da von dem vorgeschriebenem grammatischen Stoffe wiederholt, wie viel kann da aus dem Übungsbuche in das Lateinische übersetzt werden, worauf so großer Nachdruck gelegt wird!? Man rechne 40 Grammatikstunden im Jahre; davon entfallen durch zehn Schularbeiten und ihre Verbesserung[1]) gegen 20 Stunden. So bleiben im besten Falle (von Feiertagen abgesehen) noch 20 übrig. Wenn man nun von diesen einige benutzt, um elementare Dinge wie *quamquam* einzuüben, öfter zu wiederholen und zu prüfen, dann bleibt sicherlich nicht gar viel Zeit übrig, vorbereitet und aus dem Stegreif ins Lateinische zu übersetzen. Das soll für den Schüler nicht gefährlich sein?

Aber auch die Lektüre belastet Loebl mit grammatischen Dingen, die im U.-G. gelernt werden sollen. Denn bei der Vorpräparation wird auf die neue grammatische Erscheinung (z. B. *quamquam*) hingewiesen, in der eigentlichen Lektürestunde wird sie kurz erledigt. Da kann freilich den Schüler die Lektüre nicht freuen, wenn er so einfache grammatische Dinge im O.-G. lernen muß, die er bei weniger Glauben an die Macht der Statistik schon längst wissen könnte. Solche Schüler sind eben nicht „tüchtig durchgeübt, die Grundlage ihres Wissens ist schwankend". Es fehlt ihnen manches, „was der Sprache der Klassiker gemeinsam eigentümlich ist".

Loebls Behauptung: 'Für tüchtig durchgeübte Untergymnasiasten gibt es auf der Oberstufe kein Zuviel' klingt zwar sehr schön, ist aber nicht ernst zu nehmen. Ich hätte auch nicht gedacht, daß meine Äußerung Veranlassung sein könnte, „den von Lupus und Heynacher glücklich gebahnten Weg wieder zu verlassen und der wahllosen Mitteilung grammatischer Dinge auf der Unterstufe wieder Tür und Tor zu öffnen". Denn worauf sich meine Bemerkung bezieht, habe ich gesagt; zweitens müßte Loebl den Verfasser der Instruktionen nennen, nicht aber mich. Aus diesen habe ich ja, wie schon erwähnt, den von Loebl bemängelten Ausdruck genommen.

Ob übrigens in dem Falle, auf den Loebl zuletzt anspielt, die wahllose Mitteilung grammatischer Gesetze allein die Ursache gewesen ist? Kommt nicht auch die Art der Erklärung in Betracht? Welche Teilursachen mögen sonst noch mitgespielt haben?

---

[1]) Die *versio emendatior* haben sich die Schüler für die folgende Grammatikstunde einzuprägen (Instrukt.² S. 67); so wird diese wieder verringert.

L. scheint es nur auf die Verteidigung seiner Abgrenzung des lateinischen Stoffes im Lateinunterrichte angekommen zu sein. Zeuge dafür ist der Schluß seiner Bemerkungen. Wie können sich die Gegner des Unterrichtes in den klassischen Sprachen freuen, daß der alte Ausspruch: *Quot homines tot sententiae: suus cuique mos* zunichte gemacht worden ist! Indes auch dieser *consensus* kann m. E. noch keine Instanz sein, Loebls Aufstellungen als Dogmen hinzunehmen.

Meine Argumente zu widerlegen hat L., was ich mit Freuden konstatiere, gar nicht unternommen, so daß für mich jeder Anlaß, mich weiter in Bemerkungen einzulassen, fehlt.

Prag. Dr. Johann Endt.

Eingesendet.

Aufruf für die Schillergabe der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Bei der hundertsten Wiederkehr des Schillerschen Todestages am 9. Mai 1905 werden viele deutsche Männer und Frauen das Gefühl haben, daß es ihre Schuldigkeit wäre, an diesem Tage des Dichters noch anders zu gedenken als durch die flüchtige Teilnahme an einer vorübergehenden Feier. Denn was hilft es, unsere Geisteshelden zu feiern, wenn wir nicht in ihrem Geiste leben und weiterschaffen?...

An alle, die so empfinden, wendet sich die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung mit einer Bitte. Sie ermöglicht es ihnen, mit einem geringen Opfer sich an einem Werke zu beteiligen, das ganz zweifellos im Sinne Schillers ist.

Die Stiftung stellt sich die Aufgabe, die Werke unserer besten Dichter und Schriftsteller, die so oft auf einen Kreis der Hochgebildeten beschränkt bleiben, in die weitesten Kreise unseres Volkes zu bringen und womöglich die schlechten Bücher, an denen es sich vergiftet, durch sie ganz zu verdrängen. Dies ist das Gedächtnis und die Unsterblichkeit, die die großen Geister sich wünschen. Unser Volk soll seine Erholung und seinen Unterricht aus den besten Quellen schöpfen und an den hohen Gedanken der großen Literatur Stählung und Freude für sein Leben gewinnen. Es handelt sich um die allgemeine Hebung des menschlichen Daseins durch die Kunst — um den Gedanken, in dessen Dienst Schiller mit vollem Bewußtsein sein ganzes Leben gestellt hat.

Wir würden uns nicht auf dem Schillerschen Wege glauben, wenn wir nicht bei unserem Bemühen auch manchen Kampf und manche Schwierigkeit fänden. Zu dem, was wir wollen, brauchen wir große Mittel. Die Zahl derer, die sich an unserer Arbeit mit regelmäßigen Spenden beteiligen, ist noch immer viel zu gering. Die schönste Weihe des Gedächtnistages würde es ja sein, wenn im Aufblicke zu dem großen geistigen Führer Tausende sich entschlössen, dauernde, jährlich wiederkehrende Mitgliedsbeiträge zu zeichnen.

An diejenigen aber, welche diese Bitte nicht erfüllen wollen, tritt die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung wenigstens mit der Bitte um eine einmalige Schillergabe heran. Sie soll zunächst zur Verbreitung Schillerscher Werke, dann auch für die allgemeinen Zwecke der Stiftung dienen, die im letzten Jahre 10.000 literarisch wertvolle, schön gedruckte und gut gebundene Bücher an arme Volksbibliotheken in Deutschland, Österreich und der Schweiz und in deutschen Gemeinden im Ausland verteilt hat und jetzt abermals 15.000 Bände zur Verteilung bringen will. Jede Spende wird also dazu beitragen, die Werke Schillers und seiner Mitstreiter und Nachfolger in schönen und würdigen Bändchen

im Volke zu verbreiten. Jeder Beitrag, so hoch oder niedrig er den Verhältnissen des Gebers entsprechend auch ist, wird daher tätig sein und weiter wirken in dem Geiste Schillers und für seine Sache, für ein Wachstum der geistigen Kraft, die mächtig zu machen er gelebt hat. Und diese schöne Ehrung Schillers würde nicht mit dem Tage vergehen!

Jeder Beitrag zur Schillergabe in der Höhe von mindestens 3 Mark gewährt ein Anrecht auf Wahl eines der von der Stiftung zu veröffentlichenden Schillerbände:

1. Philosophische Gedichte. In Auswahl und mit Einleitung von Prof. Eugen Kühnemann. Rektor der Kaiser Wilhelm-Akademie in Posen. — 2. Briefe. In Auswahl und mit Einleitung von Prof. E. Kühnemann, Rektor d. Kaiser Wilhelm-Akademie in Posen. 2 Bände. — 3. Wahrscheinlich werden außerdem in einem Sammelbande zwecks Verbreitung in großen Massen (an die Schüler der obersten Volksschulklassen usw.) gedruckt werden: eine kurze Biographie Schillers mit seinem Bilde — seine sämtlichen Balladen — der „Tell".

Beiträge zur Schillergabe nehmen (in jeder Höhe) u. a. entgegen: Die Mitglieder des Gesamtvorstandes der Stiftung. — Die Deutsche Bank und ihre sämtlichen Zweiganstalten und Depositenkassen für das Konto: Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. — Die k. k. Postsparkasse Wien, auf Konto Nr. 859112 (Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung).

Dieser Aufruf ist u. a. unterstützt von Sr. Exzellenz dem Herrn Unterrichtsminister R. v. Hartel.

Der Verein zur Pflege des Jugendspieles in Wien, dem es nach mehr als zehnjährigem fleißigem Bemühen gelungen ist, unserer Großstadtjugend einige leere Plätze zum Spielen im Freien zu erringen, der den Kindern die Spiele lehrt und mit seinen bescheidenen Geldeinkünften die Spielleiter besoldet, der durch seine zeitweiligen Veröffentlichungen in ganz bemerkbarer Weise unsere öffentliche Meinung für Schülerausflüge, Schulbäder und Schulgesundheitspflege zu interessieren wußte, gibt vom Jahre 1905 ab ein österreichisches Zentralorgan zur Verbreitung seiner Ideen heraus. Dasselbe wird den Titel führen:

„Vierteljahrsschrift für körperliche Erziehung".

Es sollen darin alle modernen Ansichten, welche die physische Ausbildung unserer Jugend im Gegensatze zur rein geistigen betreffen, erörtert werden. — Einen Überblick über den Inhalt dieser Schrift mögen folgende Schlagwörter geben:

Jugendspiel, leichte Athletik, Turnen im Freien, Baden, Schwimmen, Eislaufen, Fechten, Rudern, Schülerausflüge, Schülerreisen, Hygiene des Schulhauses, des Elternhauses und des Unterrichtes, Schularztfrage, Landerziehungsheime, Tageserholungsstätten, Waldschulen, Handfertigkeitsunterricht, Koëdukationssystem, Jugendabstinenz.

Es soll außerdem über alle behördlichen Anordnungen, die unser Gebiet betreffen, sowie über die Berichte verwandter Vereine referiert werden. Die Schriftleitung haben die gefertigten Redakteure übernommen. Es ergeht hiemit an alle, denen die körperliche Wiedergeburt unserer Jugend, die Erwerbung von Kraft, Anmut und Lebensfreude als ein erstrebenswertes Ziel erzieherischer Maßnahmen erscheint, der Aufruf, sich zur Beteiligung und Mitarbeiterschaft bei uns melden zu wollen.

Das erste Heft der Vierteljahrsschrift wird im Laufe des Monates März 1905 ausgegeben.

Prof. Dr. phil. Leo Burgerstein, Wien, und
Bürgerschullehrer Dr. phil. Viktor Pimmer, Wien, XIV., Denglergasse 5,

an welchen letzteren alle die Redaktion betreffenden Zuschriften erbeten werden.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Zur hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag.

Das war ein Fest in uns'rer Jugendzeit,
Wenn aufgetan der Schule strenge Tür,
Hinaus in's Feld, das laut von Lerchen[illegible],
Zum Fichtenhochwald, d'rin der Kuckuck rief,
An seinem Saum dann, halb in's Moos gestreckt,
Bald aufgeschnellt von inner'm Ungestüm.
Da lasen wir von jener Griechen Bürgschaft,
Der Freundestreue siegt ob Not und Tod,
Und wie ein deutscher Fürst die Treue hielt
Dem Feind, dem Sieger und zum Kerker kehrte
Und wie die deutsche Muse frei und stolz
Aus eig'ner Kraft sich ihren Wert erschuf.
Ach, unser Schiller war uns Freund und Lehrer,
War uns Prophet, der in die Zukunft wies,
Und was da rein und groß und schön, hieß Schiller.
Und wenn der Sturmwind kam, die Wipfel brausten,
Dann braust' aus unser'm Mund das Lied der „Freude",
Ob nicht begriffen ganz, doch ganz gefühlt.
Dann sang der Wald mit uns den Dithyramb,
Den Dank, den Jubel, sein Geschöpf zu sein,
Hinan zu Dem, der über Sternen wohnt. —
Und dann zuhause: wie die Mutter horchte
Der alten „Glocke" immer neuem Klang
Von ihrem eig'nen sorglich treuen Walten
Und wie der strenge Vater Beifall nickte,
Wenn Arbeit ihm des Bürgers Zierde hieß
Und seiner Hände Fleiß nicht leichter wog
Als seines Königs angestammte Würde. —

Ein guter Hausgeist war der große Schiller
Im guten alten deutschen Bürgerhause
Und wie ein Heiligtum gehütet ward
Sein ewig Werk, ein schlicht gebunden Buch,
Welk das Papier, zerflossen seine Lettern. —

Dann kam ein fremder Geist in's deutsche Volk.
Im heil'gen Zorn geeint hatt' es gebändigt
Den Erbfeind über'm Rhein und aufgerichtet
Das Reich, das langersehnte. Doch der Sieg
Schien bald Erfolg ihm nur der klugen Mittel;
Es kostete von Weltmacht und Besitz.
Und der Besiegte rächte sich; er sandte
In seinen lüstern reizgewürzten Schriften
Ihm seinen Geist, daran er siech geworden.
Und aus Europas fieberkrankem Osten
Und aus dem nüchtern grüblerischen Norden
In's deutsche Schrifttum brach's wie Völkerwand'rung.
Und off'nen Herzens nahm's der Deutsche auf,
Dem alten Fluch verfallen, alles Fremde
Zu schätzen vor dem eigenen Besitz.
Was jener Länder eigenstes Gewächs,
Das pflanzte sich der Deutsche ein und zeugte
In seinem Schrifttum einen wahren Tollwahn
Und Wirbel um den Götzen Wirklichkeit,
So kraß und niedrig, als die Sprache reichte.
Und vornehm lächelnd wies man unsern Schiller
In Kinderstub' und Schule, zwar im Prachtband,
Reich illustriert, wie's Mode; frecher Witz
Besudelte das Fußgestell des Edlen,
Der frei und groß sein Denkervolk gemacht,
Ihm seinen Glauben stärkend an Ideen. —
Doch sieh, da nun sein Sterbetag sich jährt,
So weit auf dieser Erde Deutsche wohnen,
Erklingt sein Name wie ein hehrer Wahlspruch,
Besinnt das Volk sich seines großen Führers,
So wie ein Mensch, der in der Irre schweifte,
Sich an die Stirne greift und sich besinnt. —

Doch ist's vielleicht Geberde nur der Zeit,
Die, just gelangweilt, neuen Anreiz sucht,
Sich selbst zu schmeicheln, Feste zu begeh'n,
Denkmäler aufzurichten sich zum Ruhme?
Und wir, die Schule? Schlüpft die Mode nicht
Zuweilen ihr hinein zur off'nen Türe?
Nun, da die Welt sich zu besinnen scheint,
Wird's gut sein, daß wir Lehrer uns besinnen.

War Schiller doch auch Lehrer. Glüht' er doch,
Zu künden Wahrheit, „die das Größte ja,
Was einem Menschen geben kann der Mensch".
Wer aber hält sie fest, die Wandelbare,
Die die Verkleidung liebt auf ew'ger Flucht,
Die lächelnd heut' ihr gestrig Wort zurücknimmt?
Was einmal sie zu günst'ger Stund' ihm sprach,
Als Lebensgut bewahrt's der „Brotgelehrte",
Im teuern Wahn verkümmernd und erstarrend,
Indes der Denker, ruh'los sie verfolgend,
Im schweren Wachstum strebend sich erneut,
Wie sich der Baum, ob ihm die Blätter wechseln,
Im Stamm erneut, um Ringe Ringe legt
Und kraftvoll formt und rundet die Gestalt.
So schloß im Kampf um Wahrheit Schillers Wesen,
Ein jedes Wissen sich in Kraft verwandelnd,
Zusammen sich zur zwingenden Gestalt.
O laßt uns so im Wachstum uns vollenden,
Wir lehren ja zuhöchst doch, was wir sind!
Der Jugend weiche Seelen bilden wir
Mit fühlender, beseelter Künstlerhand,
Lebend'gen Stoff, so reizbar und so zart,
So widerstrebend oft und eigenwillig,
Im Dienst der Zeit, doch nicht in ihrer Gunst.
Nachgiebig ist ihr Herz, wehleidig weich
Dem jungen Volk genüber, das zu härten
Der Schule hohe Pflicht, der Eingangshalle
Zum Haus des Staats, zum Throne des Gesetzes.
O fühlen wir in Schillers Geist uns ein,
Durchdringen uns mit uns'rer Menschenkunst
Geläutertem, erhebendem Begriff,
Und „aufwärts blickend hin nach uns'rer Würde
Und dem Gesetz, nicht niederwärts nach Glück",
Den Schein verachtend und den Scheinerfolg,
So bringen wir der Zeit, ihr recht zu dienen,
„Was sie bedarf, nicht, was sie lobt".
Ja, 's ist ein Kampf, den täglich wir bestehen,
Doch ist's ein Kampf, der täglich sich belohnt.
Wie ihn der Gärtner kämpft mit junger Wildnis,
Der Ranken bindet, wilde Triebe tilgt,
Mühsam sich bückt und wuchernd Unkraut jätet,
An Dornen blutet und am Wespenstich
Und doch, erquickt von so viel Frisch' und Blüte,
Beglückt sich fühlt durch seine Sorge schon
Und sein Vertrauen auf der Zeiten Wandel,
Der endlich dennoch seine Früchte reift.
Und reifen sie auf unser'n Gräbern erst,

Die wir, verspätet bei der Erde Teilung,
Dahingelebt im Opfern, Glauben, Hoffen, —
O blicken wir hinan zu Friedrich Schiller,
Dem Lehrer und Erzieher uns'res Volks!
Das hohe Haupt voll ewiger Gedanken,
Vom kühnen Geist gerechten Streits umflammt,
Wie konnt' es milde sich zu Menschen neigen,
Nachsichtig, lächelnd, hilfbereit und heiter;
Der Leib, den Krankheit schmerzlich niederbeugte,
Wie hielt ihn aufrecht pflichterglüht der Wille!
Und wen'ge folgten ganz dem strengen Lehrer,
Der unbeirrt nur nach dem Höchsten zielte,
Und Neid und Läst'rung spie'n ihr Gift nach ihm.
So gab er, freudig kämpfend und entsagend,
Des Lebens Opfer an die Zukunft hin,
Die sein nun ist — durch aller Edlen Dank.
O folgen wir auf unser'm schmalen Pfade
In seinem Sinn ihm, seinem reinen Willen!
Der Kampf, in dem uns Schiller führt, wird Freude,
Ein Blick in's Antlitz ihm, in's ewighelle,
Und uns'res Wesens beste Kraft erstarkt.
Des Guten Samen streu'n wir in die Zeit,
An's Gute glaubend in der Menschenseele;
Auf uns'rer Spur erwachsen uns're Schüler
Und deren Schüler schreiten hinter ihnen,
Die Heerschar breitet sich der Tiefe zu
Und wie Geschlechter den Geschlechtern folgen,
Im rechten Streben alle sich verwandt
Und mit dem Großen an der Spitze einig
In einem Glauben, einem Ideal,
Erfüllt sich's, was sein großer Freund verhieß:
„Er glänzt uns vor wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend".

Wien. Franz Herold.

Demetrius.

Der 100. Todestag Schillers weckt vor allen anderen Erinnerungen die wehmütige Betrachtung seines letzten, leider unvollendet gebliebenen Werkes. Und wenn dasselbe noch heute jeden pietätvollen Leser so innig bewegt, was müssen die Empfindungen dessen gewesen sein, der vor hundert Jahren als Erster den Wunsch hegte, das groß angelegte Drama in Schillers Sinne vollendet zu sehen und der, wie kein anderer, berufen war, diese Tat selbst zu voll-

bringen; der in dieser Tat Trost suchte für den Schmerz um den ihm so jäh entrissenen Freund, Befriedigung seiner Sehnsucht, wenigstens geistig mit ihm fortzuleben, — und der dennoch darauf verzichtete! Er fühlte sich außerstande zu ersetzen, was der Welt verloren gegangen, als Schiller inmitten seines Werkes abberufen wurde. Nach Goethe war Friedrich Hebbel der Erste, welcher sich an eine Fortsetzung des Demetrius wagte. Hebbel selbst hat sich zum ersten Male im Jahre 1857 darüber ausgesprochen. Da heißt es in seinen Tagebüchern unter dem 31. Dezember:

„Ich schwanke zwischen der Fortsetzung der Nibelungen und der Vollendung des Schillerschen Demetrius, dem ich freilich eine ganz andere psychologische Grundlage geben müßte, und der mich, was ich fast vergessen hatte, schon mit 18 Jahren beschäftigte". In der Sylvesterbetrachtung des Jahres 1857 schreibt Hebbel in seinen Tagebüchern: „.... Gearbeitet: 2 Akte Demetrius".

Auf der letzen Seite dieser an sich schon hochinteressanten Aufzeichnungen steht als letzter Bericht wenige Tage vor seinem Tode: „Am 25. Oktober 1863. Eine große Leidensperiode, die noch nicht vorüber ist, so daß ich sie erst später fixieren kann. Aber, seltsam genug, hat seit 14 Tagen der poetische Geist angefangen, sich wieder in mir zu regen; es entstanden anderthalb Akte des Demetrius, obgleich ich, durch Rheumatismus verhindert, kaum imstande war, sie niederzuschreiben, und wenn es so fortgeht, darf ich hoffen, das Stück im Winter unter Dach und Fach zu bringen. Wunderlich eigensinnige Kraft, die sich jahrelang so tief verbirgt, wie eine zurückgetretene Quelle unter der Erde, und die dann, wie diese, plötzlich und oft zur unbequemsten Stunde wieder hervorbricht". Es ist eine merkwürdige Fügung, daß Hebbel, ebenso wie Schiller, sich in den letzten Lebenstagen unter unsäglichen Leiden noch dem Demetrius widmete, bis auch ihm der Tod vor Vollendung des Werkes die Feder aus der Hand nahm. — Was die „ganz andere psychologische Grundlage" betrifft, welche Hebbel seinem „Demetrius" geben zu müssen glaubte, so meinte er damit zunächst, daß Schiller vom rein menschlichen Interesse an dem Stoffe geleitet wurde, während er selbst das spezifisch Russische im Auge hatte. Das allgemein Menschliche an dem Stoffe ist aber doch wohl für einen deutschen Dichter und für deutsche Leser von höherem Werte als das eigentlich Russische, das sich bei Hebbel auch nur in einigen vermehrten und ganz nebensächlichen Details äußert. Nicht er allein ging, wie sein Biograph, Emil Kuh, lobend erwähnt, auf „die Wurzeln der Dinge" zurück! Das hatte vor ihm schon ein Größerer getan. Hebbel schickt seiner Tragödie ein Vorspiel voraus, in welchem er die Vorgeschichte seines Helden schildert, und dies sollte eine der wesentlichsten Abweichungen von dem Wege sein, den Schiller vorgezeichnet. Bei einem Vergleiche stellt sich aber als erstes Resultat heraus, daß der Hauptinhalt des 13 Szenen umfassenden

Vorspiels bereits in den Worten, die Schillers Demetrius an den versammelten Reichstag richtet, enthalten ist[1]):

„Ich kannt' mich nicht; im Haus des Palatins
Und unter seiner Dienerschar verloren
Lebt ich der Jugend fröhlich dunkle Zeit.
. . . ."

Auch Marina, die Verlobte des Demetrius, stellt sich in Hebbels Werk nicht anders dar, als wir sie bereits aus Schiller kennen: oberflächlich in ihren Gefühlen, tief berechnend in ihren ehrgeizigen Plänen, zu deren Erreichung sie kein Mittel scheut, dabei lächerlich eitel, was allerdings bei Hebbel ausführlicher, ja ganz humoristisch geschildert wird. Den Reichstag in Krakau, mit welchem Schiller seine Tragödie so glanzvoll eröffnet, hat Hebbel fortgelassen, doch weist er am Schlusse seines Vorspiels darauf hin. Die eigentliche Tragödie eröffnet Hebbel mit einer großen Audienz beim Czaren im Kreml zu Moskau. Der Czar Boris hat Kunde erhalten von dem Aufstand der Polen unter Führung des Demetrius und trifft seine Gegenmaßregeln. Die drei letzten Szenen des ersten Aktes spielen im Kloster genau so wie der zweite Aufzug bei Schiller. Aber welch ein Unterschied! Da ist nichts von der Stimmungsgewalt, welche sich der Herzen bemächtigt, wenn in jener öden Wintergegend am See Belosero das griechische Kloster sichtbar wird, in dessen Mauern Schillers Marfa schon sechzehn Jahre ihren Sohn beweint. Sie steht an einen Grabstein gelehnt, eine Gestalt, wie sie der Künstler in den Stein geprägt, während ein stiller Zug von Nonnen unter verhallenden Orgelklängen aus der Kapelle tritt. Schwester Olga versucht es, die Trauernde hinauszulocken „ins off'ne Heit're der verjüngten Flur" — aber vergebens! Ihr kann die Welt nichts geben, ihr ist alles ein Vergangenes, liegt alles als gewesen hinter ihr! Plötzlich kommt Bewegung, neues Leben in die schmerzerstarrten Züge. Ein Fischer bringt die kaum faßbare Nachricht, daß Prinz Dmitri, Iwans Sohn, lebe und in Polen aufgestanden sei. Wie schwankt da das Mutterherz zwischen Furcht und Hoffnung, den geliebten Sohn wiederzufinden oder zum zweiten Male zu verlieren! Beim Anblick des Patriarchen, der als Abgesandter des Czaren, ihres Todfeindes, kommt, erwacht ihr Fürstenstolz und das Gefühl der erlittenen Schmach. An der Furcht des Czaren glaubt sie die Echtheit ihres Sohnes zu erkennen. Sie schöpft ihr Gebet und ihr Flehen flammend aus der tiefsten Brust, der Mutter Tränen und der Mutter Segen, wie gewaffnete Heerscharen sendet sie es mächtig ihm entgegen. Hebbels Marfa ist nur der Schatten dieser herrlichen Gestalt. Auch sie trauert hinter Klostermauern um ihren Sohn, aber als Büßerin einer gräßlichen Schuld, da sie aus Rache ein ganzes Blutbad angerichtet hat. Auch zu ihr kommt der Patriarch als Abgesandter des Czaren,

[1]) Schillers Demetrius, erster Aufzug.

und zwar gleichzeitig mit einem Boten aus dem Lager des Demetrius. Sie folgt letzterem; auf dem Schlachtfeld findet die Begegnung statt. Auch hier ist Hebbel nicht ganz von Schillers Vorbild abgewichen, auch seine Marfa schwankt zwischen Hoffnung und Furcht, aber das Muttergefühl kommt hier lange nicht so ergreifend zum Ausdruck; sie findet an Demetrius eine Ähnlichkeit mit den Zügen ihres verstorbenen Gatten (was Hebbel dadurch motiviert, daß er Demetrius zu einem Bastardsohne Iwans macht), es klingt trotzdem weder warm noch überzeugend, wenn sie sagt: „Und das ist wahr, aus diesem Auge blitzt im Zorn der grimmige Kometenfunke, vor dem die Welt so oft zusammenfuhr, wenn Iwan finster blickte. Ja, es sind dieselben Züge, ist dieselbe Stimme! Was hält mich ab, sein treues Ebenbild an meine Brust zu zieh'n?" Das ist nicht die mächtige Stimme der Natur, die bei Schillers Marfa entscheidet. Sie ist von Demetrius nach Moskau entboten worden, nachdem er siegreich dort eingezogen und auf den Gipfel seiner Macht gelangt ist. Kurz vorher ist in und mit Demetrius, dem bis dahin edlen, im guten Glauben an sein Recht handelnden Helden eine große Veränderung vorgegangen. Er hat erfahren, daß er nicht der echte Demetrius ist, sondern nur ein Werkzeug der Rache des Mannes, der den Sohn Iwans ermordet und vom regierenden Czaren keinen Lohn empfangen hat. Da entspann sich in seiner Seele ein furchtbarer Kampf. Sollte er sich selbst als Betrüger hinstellen? Die Notwendigkeit, sich als Czar zu behaupten, siegte — mit einer Lüge und gebrochenen Herzens trat er Marfa gegenüber, die auf den ersten Blick erkannte, daß es ihr Sohn nicht sei! Diese Begegnung ist das Letzte, was Schiller ausgeführt hat, obgleich mehrere vorhergehende Szenen fehlen, und sie wirkt überwältigend. Durch diese eine Unterredung, so kurz sie ist, wird Hebbels Ausspruch, daß „Schiller mit seinem Helden als Betrüger die hohe tragische Wirkung nicht erreichen konnte", vollständig widerlegt. Hebbel selbst ist mit seinem Werke trotz des größeren Umfanges nicht viel weiter gekommen als Schiller und auch die Fortsetzung seines Fragmentes wäre durchaus nicht so abweichend von Schillers Plänen geworden, als er selbst es glaubte. Hebbel läßt seinen Demetrius in demselben Augenblick, in welchem er erfährt, daß er keine gerechten Ansprüche auf den Czarenthron hat, den Entschluß fassen zurückzutreten: doch gleich darauf besinnt er sich eines anderen. Er will sich noch krönen lassen, seiner Gattin, der leichtsinnigen, frivolen Marina, zu Liebe, die nicht als Kartenkönigin, sondern als Czarin zurück soll. Er selbst würde sich seiner letzten Andeutung nach wohl später getötet haben. Nach mündlichen Aussprüchen, die Hebbels Biograph berichtet, hatte Hebbel die Absicht, wie Schiller, die Empörung gegen Demetrius zum Ausbruch zu bringen und ihn als Opfer einer Verschwörung fallen zu lassen. Marfa sollte aufs Kreuz schwören, daß er in Wahrheit ihr Sohn sei und ihre Wei-

gerung sollte sein Schicksal besiegeln, genau so wie bei Schiller! Hebbel glaubte trotz alledem, etwas ganz Neues, Schiller Entgegengesetztes zu schaffen. Es bedarf aber nur eines Blickes in beide Fragmente, um sich zu überzeugen, daß sein ganzer Bau auf den Säulen ruht, die Schiller errichtet hat.

Die bekannteste Bearbeitung von Schillers Demetrius ist von Heinrich Laube. Die beiden ersten Akte sind wörtlich herübergenommen, die Fortsetzung aber weicht wesentlich von dem Plane Schillers ab. Laube läßt Demetrius nicht zum Betrüger werden, sondern bringt alle edlen Keime, die Schiller selbst in die Seele seines Helden gepflanzt hat, zur Entfaltung. Sobald in ihm der Zweifel seiner Echtheit entfacht ist, verlangt er nur nach Wahrheit, auch wenn sie tötet! Freiwillig stellt er sich dem Gericht, bereit, alles zu opfern: Glanz und Ruhm und Glück! Sein Tod hat etwas Erhebendes, nur das Schlußwort, das der Dichter daran knüpft, hätte fortbleiben sollen (V 6):

„Ein edler Mensch hat mit dem Tod gebüßt,
Daß er nicht voll aus Ruriks Stamm entsprossen.
Gott möge uns erleuchten, einen Czar
Zu finden, der so brav wie dieser Jüngling“.

Das ist undramatisch und zu klein für all das Große, das vorhergegangen! Anderseits hat Laube wieder, um die Handlung wirkungsvoller zu gestalten, einen zweiten, tragischen Konflikt hinzugedichtet. Die Liebe des Demetrius zu Axinia, der Tochter des Czaren Boris, die ihn bei Schiller verabscheut, wird hier erwiedert. Axinia gerät dadurch in Kampf mit ihren heiligsten Gefühlen (V 4): „Zu Dir zieht mich mein Herz und von Dir weg drängt die Erinnerung an meinen Vater. Dein Kommen war des Vaters Tod — so wurde ein tiefes Grab gegraben zwischen uns“. Marfas Gestalt kommt in Laubes Ausführung der Absicht Schillers am nächsten. Vom ersten Augenblick ihrer Begegnung mit Demetrius fühlt sie den Zweifel an seiner Echtheit (IV 5):

„Sobald ich ihn berühre, schauert mich's
Wie fremdes Atmen an, wie fremdes Wesen“.

Dennoch versucht sie es, ihm Mutter zu sein. Sie lernt ihn schätzen und bewundern, aber aufs heilige Kreuz zu schwören, daß er ihr Sohn sei, vermag sie nicht. Dieser ergreifende Moment ist in allen Bearbeitungen Schiller nachempfunden und festgehalten worden.

Erst in allerneuester Zeit hat ein junger Dichter[1]) den Versuch gemacht, den ganzen Entwurf Schillers bis zum Tode des Demetrius durchzuführen. Ob in Schillers Sinne?

Die Sympathie für den Helden geht verloren; denn er wird nicht nur zum Betrüger im Gefühle der Notwendigkeit, sich als

---

[1]) Demetrius, das Schillersche Fragment für die deutsche Bühne bearbeitet und ergänzt von Franz Kaibel. Piersons Verlag, Dresden 1905.

Czar zu erhalten, die Lüge verdirbt seinen ganzen Charakter! Die erste Begegnung mit Marfa, welche in Schillers Nachlaß mit wenigen Strichen so packend und anschaulich geschildert ist, daß man sie vollendet vor sich zu sehen meint, ist in den Hauptzügen dem Vorbild getreu nachgebildet. Man glaubt nur dem Demetrius nicht mehr! Was er Marfa verspricht und was er „aus off'nem Herzen, wahr und ohne Falsch" nennt, erscheint wie Heuchelei, umsomehr als er das schöne Bild von den Tränen: „Kostbarer als des reichsten Königs Perlen" in der kurz vorhergegangenen Szene schon einmal in ganz anderem Sinne, offenbar in heuchlerischer Absicht, benützt hat. Als man ihm die Ankunft seiner vermeintlichen Mutter mitteilt, sagt er zu seiner Umgebung:

„Ein wunderbares, rührsames Gefühl
Drängt mir ins Aug' des Glückes schönste Perlen!"

Und gleich dahinter, sobald er sich allein weiß, die bezeichnenden Worte (III 3):

„Der letzte Zug, dann ist das Spiel gewonnen,
Der schwarze Gegner Zweifel matt gesetzt!
Und wenn die Mutter sich nicht täuschen läßt?
Soll ich des Blutes Stimme Lügen strafen?
Nein — dann hilf du — du wahrer Sohn
Des Bösen, Betrug, und Lüg' und Falschheit,
Schwesternpaar . . . . . ."

Die Tyrannei erhebt ihr Schlangenhaupt. Hier ist nichts mehr von edleren Regungen an Demetrius zu merken; er läßt sich die knechtischen Ehrenbezeugungen der Russen gefallen, er verliert jede Achtung vor dem Menschenrecht, er behandelt die Menschen wie Tiere und redet sie auch so an!

Wo bleibt da das Große, das Schiller in Demetrius dennoch gesehen haben muß? Würde er nicht Mittel gefunden haben, demselben bis zuletzt Ausdruck zu geben, trotz der Widersprüche im Charakter seines Helden, trotz dessen innerer Zerrissenheit oder sogar durch diese?

Die Bearbeitung von Franz Kaibel ist ein bedeutende Neuerscheinung in unserer Literatur und zeitgemäß in doppeltem Sinne, nicht nur weil wir augenblicklich im „Schillerjahre" stehen. Die Schilderung der russischen Zustände ist leider auch für die Gegenwart zutreffend. Schillers Fragment aber behält als solches einen unvergänglichen Wert und bleibt in seiner erschütternden Tragik eines der teuersten Vermächtnisse an die deutsche Nation.

Baden-Baden. Anna Michaëlis.

Schiller-Übersetzungen in Österreich-Ungarn.

Auf Grund immerhin unzulänglicher Vorarbeiten (Wurzbachs Schillerbuch 1859 u. a.) hat Max Koch 1893 im 5. Bande von Goedekes 'Grundriß' §§ 250—255 die Übersetzungen Schillerscher Werke verzeichnet und, wiewohl ausdrücklich jeden Anspruch auf Vollständigkeit ablehnend (vgl. a. a. O. S. 151, 157, 181 u. ö.), ein ebenso reichhaltiges wie wertvolles Material zusammengebracht. Begreiflich, daß hiebei vor allem die westlichen Kultursprachen berücksichtigt erscheinen; denn was den Rest Europas betrifft, waren und sind die einschlägigen Werke und Bibliographien außerhalb der betreffenden Länder schwer erreichbar und ohne Kenntnis der Nationalsprachen oft gar nicht zu benutzen.

Was wir im folgenden bringen, ist eine Ergänzung (für die Zeit vor 1893) und Weiterführung der Angaben des Grundrisses mit Bezug auf die österreichisch-ungarische Monarchie in ihrer jeweiligen Ausdehnung, so daß also auch Venetien 1797 bis 1805 und 1814—1866, desgleichen die Lombardei 1814—1859 für uns in Betracht kommen [1]). Wir beschränken uns, wie der Grundriß fast durchweg, auf in Buchform erschienene Übertragungen, lassen alles in Zeitschriften Erschienene [2]) oder das z. B. in Jungmanns „Historie literatury české“ oder von Gustav Heinrich (s. u.) nur als Manuskript Bezeugte beiseite, geben, auch hierin dem Grundriß folgend, wo uns der Originaltitel erreichbar war, diesen (nur ausnahmsweise die deutsche Übersetzung) und fügen mit „ü.“ den Namen des Übersetzers, wo er zu ermitteln war, bei. Hie und da konnten bereits im Grundriß verzeichnete und in diesem Fall durch * hervorgehobene Werke bibliographisch näher bestimmt werden; sehr häufig waren wir, zuzweit sämtlicher Landessprachen der Monarchie mächtig, in der Lage, Irrtümer der verschiedenen Bibliographien stillschweigend zu verbessern. Recht erwünscht wären uns Ergänzungen dieser Arbeit; nur bringen wir nochmals in Erinnerung, daß wir die Sammlungen Kochs ein für allemal als bekannt voraussetzten.

Nicht die Säkularfeier allein, welche jede Kulturnation veranlaßt, sich über ihr Verhältnis zu Schiller aufzuklären, sondern auch das immer stärker den internationalen literarischen Beziehungen und somit auch ihrem Symptom, den Übersetzungen, sich zuwendende Interesse der Forscher möge unseren bibliographischen Versuch rechtfertigen. Zusammenstellungen, die nichts weiter als ein Konglomerat ungeprüfter Buchtitel sind, entbehren jeder Existenzberechtigung und des Anspruches auf den Namen „Bibliographie“; so nenne sich nur, was dem gleichsam zwischen den Zeilen lesen-

---

[1]) Für freundliche Auskünfte sind wir den Herren Andrić, Kluch, Rizner, Šlebinger, Štefanek, Žmavc zu lebhaftem Danke verpflichtet.

[2]) Mit Ausnahme der rumänischen, weil diese Sprache sonst unvertreten bliebe.

den Literarhistoriker Erkenntnis wissenschaftlicher Tatsachen, seien sie nun größeren oder geringeren Gewichts, vermittelt. Solche Schlüsse nun, hoffen wir, dürften aus Kochs und unserem Material mit ziemlicher Sicherheit zu ziehen sein, namentlich was jene Nationen angeht, deren Sprachgebiet gänzlich in den Rahmen der habsburgischen Monarchie fällt: also die Čechen, Slovenen und Magyaren. Bei den Italienern, Kleinrussen, Polen, Rumänen, Serbokroaten bleibt selbstverständlich in Erwägung zu ziehen, daß ihr Lesebedürfnis nicht bloß auf in Österreich-Ungarn verlegte Werke angewiesen ist.

Čechisch.

1841 (Glocke, An die Freude, Handschuh), ü. Josef Jungmann in seinen „Sebrané spisy weršem i prosau“ = Band 1 von Nowočeská biblioteka. Prag.
1844 (?) Dělení země (Teilung der Erde), ü. Adam Špaček. Wien.
1847 Wýbor básní (Ausgew. Gedichte), ü. Wáclaw Aloys Swoboda. Prag.
1856 Dimitr Joanovič, ü. (und vollendet) Ferd. B. Mikovec. Prag.
1859 *Ouklady a láska (Kabale), ü. Josef Jiří Kolár = Bd. 28 von Divadelní biblioteka. Prag.
1865 Píseň o zvonu (Glocke), ü. J. Jungmann u. Jan Purkyně (für die Rombergsche Musik eingerichtet von Franz Xav. Částka; Textbuch). Prag.
1866 f. * Dramatická díla, ü. J. J. Kolár. Prag. 3 (nicht 2) Bde. Bd. 1: Loupežníci (Räuber) 1866. Bd. 2: Valdštynuv tabor, Pikolomini 1866. Bd. 3: Smrt Valdštynova 1867.
1869 Loupežníci, ü. J. M. Boleslavský. Prag. = Heft 18 der Neuen Folge von Divadelní ochotník.
1883 Básně lyrické, ü. Jan Purkyně. [3]Prag = Ústřední knihovna. Heft 69 f.
1884 Panna Orleanská, ü. Sim. Karel Macháček. [3]Prag.
1891 Loupežníci (für Marionettentheater). Prag = Bd. 2 von Storchovo národní loutkové divadlo.
„ Marie Stuartovna, ü. Ladisl. Quis. Prag = Bd. 2 von Biblioteka překladů.
1892 Vilém Tell, ü. Jaroslav Vrchlický. Prag = Bd. 8 von Bibl. překladů.

Französisch.

o. J. La cantate de la cloche ü. G. Bernard. Wien.
1855 dasselbe[3].
1859 dasselbe[4] (dabei noch „L'adolescent à la fontaine“).

Furlanisch.

1882 Il chiant della chiampana . . . tradott in viars furlans, dialett gurizzan dal cavalir Zuan Battista Bosizio de Thurnberg e Jungenegg. Görz.

Griechisch.

1841 *Μεταφράσεις* (u. a. auch Gedichte Schillers), ü. A. Th. Wolf. Wien.

1893 Abhandlung über die Gesetzgebung des Lykurg [tatsächlich von Joh. Jak. Heinr. Nast verfaßt], ü. „aus dem klassischen Deutsch in das klassische Griechisch“ Jülg. Trient.

1901 *Ἡ περὶ τοῦ κώδωνος ᾠδὴ ἑλληνισθεῖσα ὑπὸ Γρῆσερ*, ü. Gustav Graeser. Hermannstadt, Progr. d. Mediascher Gymn.

Hebräisch.

1851 Benoni oder die Rollen der Geheimnisse (= Philosophische Briefe), ü. Sal. Rubin. Lemberg.

1852 Gedichte von Schiller und Lord Byron in einer Auswahl, ü. M(ax) Letteris. Wien. (Der hebr. Titel bedeutet:) Goldkörner, das sind Gedichte, ausgewählt aus den großen Dichtern der Nationen usw. Wien.

1858 Die Braut von Messina, ü. J. Lewin. Brody.

1862 Blumenlese. Eine Auswahl der Gedichte des gefeierten deutschen Nationaldichters usw., ü. „in metrisch gereimten Rhythmen“ M(atthias) S(imon) Rabener. (Der hebr. Titel bedeutet:) Zeit des Frohlockens, Auswahl der schönsten Gedichte des deutschen Dichters, genannt Schiller, seines Ruhms ist die Erde voll usw. Erster (einziger?) Teil. Czernowitz.

1863 An die Freude (auch mit hebr. Titel), ü. M(oses) Piorkowsky. Wien.

„ Fiesko, ü. S. A. Apfel. Drohobycz.

Italienisch.

1818 La campana, ü. „per la prima volta in vario metro italiano“ Ant. Pochini. Padua.

1827 Versione d'alcuni componimenti (etc.), ü. Priamo Venier. Padua.

1828 La sposa di Messina ovvero i fratelli nemici, ü. Ant. Caimi. Mailand.

1829 Maria Stuarda, „liberamente ridotto da F° M[i] viniziano“ (!). Venedig = Bd. 12 von Teatro moderno di tutte le nazioni.

1830 La vergine d'Orleans, ü. Andrea Maffei. Mailand, [2]1836 vgl. Grundr. V 223, dann 1847 in Bd. 7 von Maffeis Opere edite ed indite, Mailand.

„ L'ultimo giorno (sic!) di Maria Stuarda. Mailand = Fasc. 84 von Biblioteca ebdomadaria-teatrale.

1831 L'oste del sole ovvero il delinquente per onore perduto, ü. Cesare Belligoni. Mailand.

1832 Il Conte d'Habsburg (als Anhang zur Übersetzung der Ifigenia in Tauride, vgl. Grundr. IV 672), ü. E. de Battisti. Verona.

1834 Amore e raggiro. Mailand = Fasc. 225 von Biblioteca ebdomadaria teatrale (vermutlich eine Wiederholung der Übersetzung von Michele Leonio, vgl. Grundr. V 173).

1838 La campana (und ein Gedicht Höltys), ü. Bastiano Barozzi. Belluno.

„ *La morte di Wallenstein, ü. F. Vergani. Mailand = Ser. 1, Bd. 9 von Museo Drammatico.

1839 Studj poetici da Lamartine e da Schiller (Gedichte). Triest.

1842 *Don Carlo, ü. Andr. Maffei = Bd. 1 von Opere edite ed indite. Mailand.

1843 Maria Stuarda, ü. Maffei (vgl. Grundr. V 519) = Bd. 2 der Opere; dann 1856 Wien.

„ Opere (enthalten nur die Dramen), ü. Carlo Rusconi. Padua.

1844 Guglielmo Tell, ü. Maffei (vgl. Grundr. V 231) = Bd. 3 der Opere.

1845 Ballate di Schiller e d'Hölty e brani dalla Messiade (etc.), ü. Sebastiano Barozzi. Padua.

„ Wallenstein, ü. Maffei (vgl. Grundr. V 219) = Bd. 4 der Opere.

1846 I Masnadieri, ü. Maffei = Bd. 6 der Opere.

1852 Cabala ed Amore, ü. Maffei = Bd. 8 der Opere.

1856 Ero e Leandro, ü. Trajano Vicentini. Verona.

o. J. I Dei della Grecia, ü. Bastiano Barozzi. Belluno.

Lateinisch.

1837 Cum dracone certamen. Carmen a Francisco Philippio Latinitate donatum. Venedig.

1850 Carmina nonnulla a Francisco Philippio Latinitate donata. Venedig.

1872 Schillers „Macht des Gesanges“, ferner Str. 1 und 2 aus Schillers „Kampf mit dem Drachen“ (u. a.), ü. Jak. Walser. Linz, Progr. d. akad. Gymn.

Magyarisch[1]).

1793 A Hegyi Tolvajok vagy Latrók (Räuber), ü. Joh. Darvas v. Nagyrét. Pest.

1803 A régi és mostani legnevezetesebb időbeliek híres tetteiknek és élettyeiknek hiteles rajzolattyok. Melyet Siller (sic) és Meissner történetíróknak német munkájok szerént megmagyarazott Gaal György. („Authentische Skizzen der berühmten Taten und Leben der namhaftesten Zeitgenossen aus Vergangenheit und Gegenwart. Nach den deutschen Werken der

[1]) Vgl. u. a. insbesondere die musterhafte Bibliographie Gustav Heinrichs „Schiller hazánkban“ in Egyetemes philologiai közlöny Jhg. 1885, 648 ff., 1886, 197 ff. — Mit OK kürzen wir „Olcsó Könyvtár“ ab.

Historiker Schiller und Meißner übersetzt von Georg von Gaal"). Pest? Ofen?[1]).

1817 Európai híres Zsiványok, Utonállók ... tüköre, melyet Schiller Fridrik irásaiból fordított Czövek István. („Spiegel der berühmten ... Wegelagerer usw. Europas, aus Friedrich Schillers Schriften übersetzt von Stefan Czövek"). Pest? 2 Bde. (Wohl zweifellos Übersetzung von „Schauplatz der ausgearteten Menschheit, oder Nachrichten von den merkwürdigsten Lebensumständen der berüchtigsten Bösewichter usw. mit einer Vorrede von Friedrich Schiller". [1]Gotha 1799, Wien 1809, [3]Wien 1815, Gotha 1816. Die „Vorrede" des merkwürdigen Buches, das als mutmaßliche Quelle der „Ahnfrau" an anderem Orte zu würdigen sein wird, ist, beiläufig bemerkt, nichts anderes als ein Stück aus dem „Verbrecher aus Infamie", Goedekes Ausg. IV 61^{11}—64^{19}. Auf dem Wege von Österreich nach Ungarn wird also der Pseudo-Vorredner sogar zum Autor).

1827 *Fortély és Szerelem (Kabale), ü. Jos. Puky. Pest = in Bd. 1 von Külföldi játékai.

„ Fiescónak Ösze-Esküvése Genuában, ü. Puky = ebenda.

1835 *Turandot, ü. Joh. Gáthy (nicht Galvácsy). Ofen = Bd. 9 von Külföldi Játékszín.

1836 *Messzinai hölgy, ü. Jos. Szenvey. Ofen = Bd. 18 derselben Sammlung.

1851 (?) Phädra, ü. Döme Horváth. Kecskemét.

1864 (Der Parasit), ü. Béla Horváth. Kecskemét.

„ A harmincz éves háboru története (30jähriger Krieg), ü. Stefan Torkos. Pest.

1869 Tell Vilmos, ü. Franz Tomor. Budapest. [2]1893.

1879 Mózes küldetése (Sendung Mosis), ü. Gustav Jurány. Budapest = Nr. 70 OK; wiederholt 1895 als Nr. 95 OK neue Folge.

---

[1]) Mit dieser Publikation des eifrigen Übersetzers (1783—1855) haben weder unser Schiller noch August Gottlieb Meißner, auf die man natürlich zuerst verfällt, irgend etwas zu tun; Gaals Quellen waren vielmehr offenbar 1. Karl August Schillers „Galerie interessanter Personen oder Schilderungen des Lebens und Charakters, der Thaten und Schicksale berühmter und berüchtigter Menschen der älteren und neuen Zeit", Berlin und Wien, Doll [1]1798 I, [2]1804 II; dann 2. Julius Gustav Meißners „Charakteristische Lebensgemälde unserer denkwürdigsten und berüchtigsten Zeitgenossen", Wien, Doll [1]1799, [2]1808 II oder 3. desselben „Charakterzüge und interessante Scenen aus dem Leben denkwürdiger Personen", Wien, Doll 1801 II; vielleicht auch 2. und 3. Nun bleibt noch sehr fraglich, ob diese beiden Autoren mit den berühmten Zu- und den unberühmten Taufnamen überhaupt je gelebt haben oder ihre Existenz bloß der Betriebsamkeit des bekannten Buch- und Nachdruckers Doll verdanken. Kaysers Bücher-Lexikon verzeichnet für beide je drei Werke des Dollschen Verlags. Vgl. auch Wurzbach XVII 313.

1880 Don Carlos, ü. Gy. E. Kovács. Budapest.
1881 A harang (Glocke), ü. Emerich Gáspár. Budapest.
1883 *Wallenstein halála (Wallensteins Tod), ü. Stef. Hegedüs. Budapest = Nr. 164 OK; wiederholt Nr. 409 ff. OK neue Folge.
1887 Kisebb prózai irataiból (Aus den kleineren Prosaschriften), ü. B. Zollner. Budapest = Nr. 223 OK; wiederholt Nr. 555 OK neue Folge.
1888 Szinmüvei (Dramen), ü. Fz. Tomor. Budapest. 4 Bde. Enthält: 1, 2 Wallenstein, 3 Az orléansi szüz, 4 Stuart Mária.
1890 Költeményei (Gedichte), ü. K. Szász, Gy. Vargha, F. Váró. Budapest.
„ Stuart Mária, ü. J. Sulkowski. Budapest = Nr. 263 OK; wiederholt Nr. 677—680 OK neue Folge.
1892 Az orléansi szüz, ü. Béla Borsódy, Budapest = Nr. 308 OK; wiederholt Nr. 802—805 OK neue Folge.
1899 A haramiák (Räuber), ü. Alex. Hevesi. Budapest = Nr. 45 von Fővárosi szinházak müsora.
1901 Tell Vilmos, ü. Ant. Váradi. Budapest = Nr. 255 f. von Magyar könyvtár.
„ Tell Vilmos, ü. Koloman Palmer. Budapest = Nr. 1215 ff. OK. neue Folge.
1902 Költeményei (Gedichte), ü. Ludw. v. Dóczi. Budapest = Bd. 6 von Dóczis „Müvei".
„ Dasselbe als ein Band von Remekirók képes könyvtára. Budapest.

Polnisch[1]).

1819 Pieśń o dzwonie (Glocke), ü. J. N. Kamiński. Lemberg (2 Ausgaben).
1844 Dzwon. Rezygnacya, dwie piesni, ü. A. G(orczyński). Krakau.
1849 Turandot księżniczka chińska, ü. Jos. Chwalibóg in seinen „Pisma". Lemberg.
1880 Demetrius, ü. Stef. Morawiecki. Krakau. [2]1900.
„ *Wilhelm Tell, ü. J. N. Kamiński. Lemberg = Bd. 82 f. von Bibljoteka mrówki.
1883 Zbójcy (Räuber). Lemberg; 1886 als Bd. 181 ff. von Bibl. mrówki.
1884 Dzieła poetyczne i dramatyczne (Don Carlos, Wilhelm Tell). Lemberg.
1885 Don Karlos. Lemberg = Bd. 222 ff. von Bibl. mrówki.
„ Dzieła z illustracyami, hg. Alb. Zipper. Lemberg.

---

[1]) Vgl. E. Schnobrichs Schiller w Polsce, Warschauer Athenäum IV (1885), 439 ff. und R. M. Werner in unserer Zeitschrift XXXVII 694 ff.

Rumänisch.

1875 Junele la izvor (Der Jüngling am Bache), ü. Dimitrie Onciul. Bukow. Pädag. Blätter III 52. Czernowitz.
1882 Contele de Habsburg, ü. Vasile Bumbac. Aurora română II 23. Czernowitz.
1887 Lupta cu smĕul (Der Kampf mit dem Drachen), ü. Const. Morariŭ. Calendariŭ redigeat de societatea „Academia ortodoxă". Jhg. 1887, 95. Czernowitz.
1888 Idealurile, ü. ders. a. a. O. Jhg. 1888, 131.

Ruthenisch.

1839 Dzvôn (Glocke), ü. Josif Lĕvickyj. Przemysl.
1842 Borba so smokom i Poruka (Kampf mit dem Drachen und Bürgschaft), ü. J. Lĕvickyj. Przemysl.
1844 Nurok abo vodolaz, chôd do zalĕžnoj huty, i rukavyčka (Taucher, Eisenhammer, Handschuh), ü. J. Lĕvickyj. Przemysl [1]).
1879 Dzvon, ü. Cezar A. Bilikovskyj. Kolomea.
1887 Vilhelm Tell, ü. Kmicikevič. Lemberg.
1889 Orleańska dĕva, ü. E. Hornickyj. Lemberg.
1896 Marija Stuart, ü. Hrinčenko. Lemberg.

Serbokroatisch.

1847 Vilhelm Tel, ü. Božidar Radičević. Wien.
1860 Vilim Tell, ü. Spiro Dimitrović Kotoranin (= aus Cattaro). Agram.
1861 Razbojnici (Räuber), ü. ders. ebenda.
1887 Pjesma o zvonu, ü. Ivan Trnski. (Agram?)
1888 „ „ ü. A. K. Triest.
1900 „ „ ü. Nikola Kosanović. Agram.
1901 „ „ ü. J. N. Vukov. Mostar. Abdruck aus „Osvit".
o. J. (?) Marija Stjuartova, ü. Spiro Dimitrović Kotoranin = Bd. 148 u. 152 von Narodna biblioteka. Neusatz.

Slovakisch.

1884 (Große Anzahl von Gedichten), ü. Fr. Matzenauer in seiner Antologia z literatury niemeckej. Bd. 2. Tyrnau.

Slovenisch.

1848 *Divica Orleanska, ü. Jovan Koseski-Vesel (= Vesel aus Koseze). Laibach. Beilage zu „Novice" d. J. Wiederholt 1870 in Koseski-Vesels „Razne dela".

---

[1]) Vgl. über die Übersetzungen Lĕvickyjs Jhg. X (1901): Miscellanea S. 4 ff. der Mitteilungen der Ševčenko-Gesellschaft.

1849 *Mesinska nevesta, ü. Jovan Koseski-Vesel (nicht Bleiweis). Laibach, wie oben.
1861 *Maria Stuart, ü. France Cegnar. Klagenfurt = Bd. 1 von Cvetje iz domačih in tujih logov.
1862 Viljem Tell, ü. France Cegnar. Klagenfurt (nicht Cilli) = Bd. 2 von Cvetje usw. ²Triest 1886 = Beilage von „Edinost".
1864 Valenštajnov ostrog, ü. France Cegnar. Laibach.
1866 Valenštajn, ü. France Cegnar. Triest.
1874 Kovarstvo i ljubezen (Kabale), ü. Anton Levec. Laibach = Bd. 27 von Slovenska Talija.

Zu guterletzt noch zwei Kuriosa. Das eine „Hamlet: tragedya w 3 aktach (in Prosa) z Szyllera" (Krakau 1865) macht wenig Kopfzerbrechen; an dem Irrtum trägt jedenfalls Schillers Macbethübersetzung (1801) Schuld[1]). Das andere ist schon merkwürdiger. In Venedig erschien zu Ende des 18. Jahrhunderts eine Sammlung von Schauspieltexten nach Art, vielleicht sogar nach dem Muster unserer „Deutschen Schaubühnen"; sie führte den Titel „Teatro Moderno applaudito usw." und wurde später (in welchem Jahre?) als „Anno Teatrale" mit jährlich zwölf Bänden fortgesetzt. In Jhg. 1, Bd. VI des „Anno Teatrale" ist nun abgedruckt: „Il Mendico d'Erbestein: farsa del signor F. Schiller. Traduzione libera inedita del signor A. M. Cuccetti"; und noch 1832 erscheint in Fasc. 176 der Mailänder „Biblioteca ebdomadaria-teatrale": „Il mendico d'Erbestein, commedia in un atto di Federico Schiller" aufgenommen. Jener Abdruck (im Britischen Museum) gehört vermutlich, dieser (in der Hofbibliothek) gewiß in das eingangs umgrenzte Gebiet unserer Arbeit; über den Inhalt usw. des „Bettlers von Erbestein" wird andernorts gehandelt werden.

[1]) Hier ergibt sich Gelegenheit, einen fest eingewurzelten Irrtum (Jungmanns „Historie literatury české", ²S. 40 f.; Wurzbach XLIV 162) aufzuzeigen; a. a. O. o. wird als eine Übersetzungsarbeit von Karl Ignaz Thám (1763—1816) angeführt: „Makbeth, truchlohra v 5 jednáních od Shakespeara. Dle Schillera z něm. w češtinu uwedená". Prag (Jungmanns Angabe des Verlegers „Šenf." =) Schönfeld, 1786! Thám veröffentlichte im selben Jahre die erste čechische Übersetzung der Räuber, vgl. Grundriß V 163; hieher dürfte sich Jungmanns oder seines Gewährsmanns Versehen schreiben. Der Titel des Buches, in dessen Vorrede Thám das baldige Erscheinen seiner Übertragung der „Räuber" verspricht, lautet vielmehr richtig so: „Makbet. Truchlohra w pěti gednánjch od Shakespeara. W Česstinu vwedená od Karla Hynka Tháma. W. Praze u J. F. z Schönfeldu 1786". Von Schiller ist natürlich nicht die Rede; Thám hat vermutlich nach Wieland oder Eschenburg oder einem ihrer Bearbeiter (vgl. Grundriß V 256) übersetzt.

Wien. Robert Franz Arnold. Ivan Prijatelj.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

M. Paul Foucart, Le culte de Dionysos en Attique. Extrait des Mémoires de l'Académie des inscriptions et belles-lettres, tome XXXVII. Paris 1904. 204 SS. gr.-8°.

Der bekannte französische Altertumsforscher hat sich im vorliegenden Werke zur Aufgabe gestellt, nachzuweisen, daß der älteste Dionysoskult in Attika aus Ägypten stamme. Dieses Ergebnis von der Herkunft des Dionysos von Osiris steht in vollkommenem Einklang mit seiner früheren Ansicht von der ägyptischen Abstammung der eleusinischen Mysterien und des Demeterkultes vom Isiskulte. Der Ref. ist auf anderem Wege zu demselben Resultate gelangt, daß man den Ursprung des Dionysoskultes in Ägypten zu suchen hat (vgl. Wiener Studien 1903, S. 147 ff.), und ist demnach mit dem Verf. in der Hauptsache einverstanden. Bevor er aber in mancher Hinsicht und Einzelheiten seine eigene Meinung ausspricht, muß er den interessanten Ausführungen nachgehen und das Wichtigste aus ihnen herausheben.

Weder Dichterzeugnissen noch Vasenmalereien legt Foucart großen Wert bei in religiösen Dingen, besonders wenn man den Kultanfängen und Zeremonien nachforscht, um den Charakter der Götter oder ihre Geschichte zu ergründen. Die Kulte, welche man für unwandelbar halten darf, können nur endgiltig darüber Auskunft geben. Auch die Natur und die Geschichte des Dionysos läßt sich aus feststehenden Elementen in seinen Kultmanifestationen erschließen. Weder Thrakien noch Theben oder Kreta vermögen die drei athenischen Zeremonien, die Heirat des Dionysos mit der Königin (*βασίλλινα*), die *Χύτροι* und die ländlichen Dionysien, zu erklären; in allen diesen drei Fällen findet die hellenische Praktik ihre rationelle Erläuterung in den ägyptischen Festen. Seit dem Jahre 2000 v. Chr., als noch keine phönikische Marine bestand, tauschten Ägypten und Kreta ihre Produkte aus. In diese Zeit versetzt die hellenische Tradition die Einführung der ägyptischen

Kolonien in Griechenland und die Ankunft der Demeter und des Dionysos in Attika unter den Königen vor Theseus.

Die griechischen Mythographen unterschieden drei Dionyse: der älteste, in Indien geboren, war Erfinder der Pflege des Weinstocks und der Fruchtbäume; der zweite, Sohn der Kore oder Demeter, war Erfinder des Ackerbaues und wurde mit Stierhörnern dargestellt; der jüngste, in Theben geboren, Sohn des Zeus und der Semele, erobert die Welt an der Spitze einer Weiberarmee, führt Weihen, Feste und musische Spiele ein, stiftet Frieden und verkündigt die Eintracht. In Delphi sind zwei Dionyse zusammengetroffen, von denen keiner Sohn der Semele war: der eine war thrakisch, Apollos Vorgänger im Besitz des Orakels, μαινόμενος wie bei Homer und wild, wie in den ὄργια der thrakischen Weiber, die Euripides in den „Bakchen" nachahmt; der andere war sterbender und wiedergeborener Gott, den F. provisorisch für den kretischen Dionysos hält, dessen Ursprung er in Ägypten sucht und dessen Kult er in Attika wiederfindet.

Nach dem übereinstimmenden Zeugnis des Thukydides (II 15), Herodot (IX 97) und Strabo (XIV 1, 3), haben die ionischen Auswanderer aus Attika den Kult der eleusinischen Demeter und den am 12. Anthesterion gefeierten Festtag des Dionysos nach Kleinasien mit hinübergenommen. Unter den vier ältesten Tempeln außerhalb der athenischen Akropolis erwähnt Thukydides den dionysischen Tempel in Limnai, wo die Ἀνθεστήρια gefeiert wurden, welches Fest älter war als alle übrigen Dionysien (nicht nur große und kleine Dionysien, sondern auch älter als die Lenaien). Gegen Ende des XV. Jahrhunderts kam nach athenischer Tradition (Apollod. III 14, 7) der Kult des Dionysos samt dem Demeterkulte nach Attika, in einer Epoche, wo die Ägypter sich auf den Inseln des ägäischen Meeres und auf der östlichen Seite der hellenischen Halbinsel festgesetzt hatten. Die Griechen selbst haben an die Identität ihres Götterpaares, Demeter und Dionysos, mit Isis und Osiris geglaubt (Herod. II 42, 123, 144; Diod. I 11 und 13, vgl. IV 1) und der attische Dionysos wird ausdrücklich dem thebanischen, dem Sohn der Semele, entgegengestellt (Arrian Anab. II 16; Euseb. Chron. II ed. Migne, t. I, pp. 379, 381). Demeter und Dionysos waren keine Abstraktionen oder Symbole, es waren leibhafte Wesen, die unter der Form eines innigen Verhältnisses von Bruder und Schwester, Mann und Weib oder Mutter und Sohn immer dieselbe Einheitsidee darstellten: die Ernährerin Erde als Göttin mit dem Gotte des feuchten Elements, deren Urbild sich in Ägypten vorfand.

Hellanikos hat gesagt, daß der Weinbau in Ägypten erfunden worden ist (Fragm. hist. Gr. ed. Didot, t. I, p. 67); ferner bezeugen Plutarch (Mor. p. 447) und Diodor (I 17), daß der dem Dionysos geweihte Epheu, von den Ägyptern χενόσιρις genannt, eine Pflanze des Osiris (φυτὸν Ὀσίριδος) war. Dionysos, wie Osiris, stellt

eine Doppelnatur vor: einerseits ist er Gott des Feldbaues und der Fruchtbarkeit, anderseits Gott der Verstorbenen. Wie in Ägypten Osiris und Isis, wurden in Griechenland Dionysos und Demeter für Totenherrscher gehalten. Plutarch behauptet sogar (De Is. et Os. 35), daß die *ὄργια* dieses griechischen mit denen des ägyptischen Götterpaares zusammenfallen. Die großen eleusinischen Mysterien waren für Demeter und Kore vorbehalten, wenigstens wird in ihnen Dionysos niemals erwähnt. Dagegen spielte er in den kleinen Eleusinien *ἐν Ἄγραις* dieselbe Rolle als Gott der Unterirdischen, wie in den Anthesterien.

Etwas Wesentliches in den *Διονύσια κατ' ἀγρούς* war die Phallagogie, welche nach Herodot (II 48 und 49) aus Ägypten stammte und, wie Plutarch konstatiert (Mor. p. 355), an die Phallephorien bei dem Osirisfeste *Παμύλια* erinnerte. Die Lenaien wurden von den Anthesterien getrennt begangen und waren samt ihnen älter als die ionische Emigration im XI. Jahrh. Obwohl das Lenaion von dem Tempel des Dionysos in Limnai abgesondert lag, war es mit ihm in demselben *περίβολος* enthalten. Hier und dort feierte man zu verschiedener Zeit an den Lenaien und Anthesterien denselben Dionysos, den Besitzer dieses geräumigen Peribolos, welcher seinen Tempel und das Lenaion umfaßte. Nichts Mystisches hat man in den Lenaien zu suchen: es war ein Fest der Weinpresse, nichts mehr. Die dramatischen Wettkämpfe haben seit dem VI. Jahrh. sie zur glänzendsten Dionysosfeier gemacht, aber ihre Bedeutung in religiöser Hinsicht ist viel geringer als die der ländlichen Dionysien und Anthesterien.

Die Anthesterien waren das älteste, berühmteste und allen Ioniern gemeinsame Fest, welches aus drei Teilen in drei Tagen: *Πιθοίγνια*, *Χόες* und *Χύτροι*, vom 11. bis 13. Anthesterion bestand. Am zweiten Tage bewirtete man die wiederkommenden Seelen der Dahingeschiedenen und vertrieb sie hernach mit den Worten: *Θύραζε Κῆρες, οὐκέτ' Ἀνθεστήρια*[1]). Aber die wichtigste Handlung an diesem Tage war das geheime Opfer (*ἄῤῥητα ἱερά*, mehrmals bei Demosth. in Neaer.), welches die Gemahlin des Archon Basileus dem Dionysos in seinem Tempel in Limnai darbrachte, und ihre Vermählung mit dem Gotte. Niemand hat nach

---

[1]) Foucart schenkt diesen Worten wenig Glauben aus folgenden Gründen, die ich im Originaltext anführe (S. 122): „*Les gens qui croient aux revenants ne les traitent pas avec cette désinvolture, même lorsqu'ils ont depassé l'heure de leur permission, et tout le monde sait, de reste, que les revenants n'ont pas coutume de passer par les portes, pour entrer ou pour sortir*". Alle Zweifel müssen aber vor dem Umstande weichen, daß diese Sitte der Vertreibung der Seelen auch bei anderen Völkern sehr verbreitet war, z. B. bei den Römern *(manes exite paterni)*, bei den Altpreußen (nach einem Chronikschreiber: *edistis, bibistis, animae, ite foras, ite foras!*), bei den Lithauern und bei den Slaven. *Θύραζε* heißt nicht: durch die Türe, wie F. will *(par les portes)*, es bedeutet soviel wie das lateinische *foras*, hinaus.

der Versicherung F.s diese Zeremonien zu erforschen gesucht. Die Zahl der der Königin zur Assistenz beigegebenen 14 *γεραῖραι* und die 14 Altäre des Dionysos in seinem Tempel weisen auf eine ausländische Sitte hin; denn nicht in der hellenischen Religion war die Zahl 7 oder die verdoppelte 7 (14) heilig. Plutarch berichtet (Mor. p. 487), daß Typhon den Körper des Osiris in 14 Teile zerrissen und zerstreut hat. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß der in Limnai ausgeübte Ritus die Herstellung des göttlichen Leibes und seine Wiederbelebung vorbereitete. Die Griechen sind dem ägyptischen Mythos treu gefolgt: Demeter sucht, wie Isis, die zerstreuten Glieder des Gottes und setzt sie wieder zusammen. Die Königin ahmte die Tat der Demeter und Isis nach, ordnete die 14 beigebrachten Gliedmaßen des Dionysos und gab ihm das Leben zurück. Die Zeremonie, welche in Ägypten 18 Tage dauerte, wurde in Athen auf einen einzigen Tag (den 12. Anthesterion) herabgesetzt.

Die Hochzeitsfeier der Königin mit Dionysos im Bukoleion hatte den Zweck, an eine Wohltat des Gottes zu erinnern, an die Einführung des Ehestandes, welcher die Grundlage der Gesellschaft und den Anfang der Zivilisation bildet. Sowohl in Limnai als in Bukoleion verschwand die menschliche Persönlichkeit der Königin und sie verkörperte auf einen Augenblick die Göttin selbst, die Schwester und die Gemahlin des Osiris-Dionysos; sie ward zur Isis-Demeter. Die Ähnlichkeit und sogar Identität des Dionysos mit dem Osiris ist noch deutlicher in der Zeremonie der Chytroi als in den anderen. Beide sind Götter der Unterwelt und der Gestorbenen. Dionysos führt auf Grund der ägyptischen Doktrin eine neue Auffassung ein von dem Leben nach dem Tode anstatt des homerischen Hades. In dem Ritus der Chytroi zeigt er sich, wie Osiris, als ein gnädiger und wohlwollender Gott für die Dahingeschiedenen. Die Lebenden können durch ihre Opfer seine Protektion für ihre Verstorbenen erhalten und ihnen die Nahrungsmittel, deren sie zur neuen Existenz bedürfen, durch ihn übersenden. Es ist kein zufälliges Zusammentreffen, daß zwei Nationen, statt sich direkt an die Verstorbenen zu wenden, zwei Götter zu Vermittlern gewählt haben und daß sich Dionysos auf die nämliche Weise, wie Osiris, seines Auftrages entledigt.

Die Einführung der großen oder städtischen Dionysien schreibt man gewöhnlich dem Peisistratos zu. Sie hatten nicht, wie die Anthesterien, ihre geheimnisvollen und düsteren Zeremonien; in der neuen Feier geschah alles am hellen Tage und war dazu bestimmt, eine jubelnde Fröhlichkeit hervorzurufen. Als *Διόνυσος ἐλευθέριος* im VI. Jahrh. in die athenische Religion eingeführt wurde, hatte er keinen ausgeprägten Charakter, sein Kult bildete keinen Anfang der dramatischen Kunst: man kann im Gegenteil sagen, daß die Schauspiele zu seiner Entwicklung Gelegenheit gaben. Aus den Lustbarkeiten ging ein origineller, attischer Dionysos

hervor, der den altertümlichen, von jeher geehrten Dionysos in Limnai etwas zur Seite geschoben hat.

Nachdem ich den reichhaltigen Gedanken des gelehrten Verf.s ganz objektiv gefolgt bin, will ich nun über sein Werk mein unmaßgebliches Urteil darlegen. Die prinzipielle Ausscheidung der Dichterzeugnisse, besonders der sogenannten orphischen Poesie, scheint mir unbillig und unmotiviert zu sein. Wenn der Verf. die orphischen Überreste ein wenig berücksichtigt hätte, hätte er sich leicht überzeugen können, daß in ihnen Dionysos fast ausschließlich als Sohn des Zeus und der Persephone genannt wird (z. B. hymn. XXIX 8, XXX 6, LVI 9) und daß Semele als seine Mutter nur an ein paar Stellen figuriert (*Εὐχὴ πρὸς Μουσαῖον*, 34 und hymn. XLIV 2 bei Abel; vgl. Anonym. hymn. in Bacchum, p. 284, 19: *Σεμεληγενέτην*, *Σεμελῆα*). Dagegen bei Homer (Il. XIV 323) und in den homerischen Hymnen (VII 57, XXVI 2, XXXIV 4 und 21) ist er durchgehends Sohn der Kadmeierin Semele. Als ihr Sohn heißt er *δίγονος*, *διθυραμβογενής* (anon. hym. 5, vgl. Olympiodorus in vita Platonis, p. 384 ed. Westerm.: *Διθύραμβος ὁ Διόνυσος ὡς ἐκ δύο θυρῶν ἐξελθών, τῆς τε Σεμέλης καὶ τοῦ μηροῦ τοῦ Διός*; darauf spielt der Beiname *εἰραφιώτης* oder *ἰραφιώτης* an: anon. hym. 1, 10, 26; hym. Hom. XXXIV 2, 17, 20; Orph. hym. XLVIII 2 f.: *εἰραφιώτην, μηρῷ ἐγκατέραψας, ὅπως τετελεσμένος ἔλθοι*). Als Nachkomme der Persephone ist Dionysos *πρωτόγονος* (Orph. hym. XXX 2), *τρίγονος* wird er als erstgeborener in demselben Hymnus genannt, den zweimal geborenen Sohn der Semele eingerechnet. Es scheint deswegen, daß wir keinen triftigen Grund haben, von der traditionellen Klassifizierung des Dionysos nach seinen zwei Müttern und seiner dreimaligen Geburt abzugehen, um mit F. den späteren schwankenden Kombinationen von fünf Dionysen bei Cicero (de nat. deor. III 23), Johannes Lydus (de mensibus IV 38 ed. Bekker, p. 72) und Lucius Ampelius (IX) geneigtes Ohr zu leihen (S. 16 f.).

Ein sehr wichtiges Merkmal hat F. völlig vernachlässigt: nämlich die theriomorphe Doppelgestaltigkeit des Dionysos als Stier und Schlange (Orph. hym. XXX 2: *διφυής*, vgl. den mystischen Vers bei Firmic. Mat. 27 und Clem. Alex. Protr. II 16: *Ταῦρος δράκοντος καὶ δράκων ταύρου πατήρ* oder: *ταῦρος δράκοντος καὶ πατὴρ ταύρου δράκων*). In der Orphik heißt dieser Gott demnach: *ταυρογενής* (fr. 160, 7), *ταυρωπός* (hym. XXX 4), *ταυρομέτωπος* (hym. XLV 1), bei den Tragikern: *ὁ βουκέρως Ἴακχος* (Soph. fr. 874) und *ταυροκέρως θεός* (Eurip. Bakch. 100). Als chthonischer Gott, Dionysos Zagreus in der Stiergestalt, wird er von den Titanen, ebenso wie Osiris von Typhon, zerrissen (Plut. de Is. et Os., c. 35, p. 150: *ὁμολογεῖ τὰ Τιτανικὰ καὶ Νυκτέλια τοῖς λεγομένοις Ὀσίριδος διασπασμοῖς καὶ ταῖς ἀναβιώσεσι καὶ παλιγγενεσίαις*. Hesychius et Etym. M., p. 213: *Ζαγρεὺς ὁ Διόνυσος παρὰ τοῖς ποιηταῖς· δοκεῖ γὰρ ὁ Ζεὺς μιγῆναι*

τῇ Περσεφόνῃ, ἐξ ἧς ὁ χθόνιος Διόνυσος). In der milesischen Kolonie Kyzikos, in Elis, Argos usw. wurde er schier als *ταῦρος* angebetet (Athen. XI 51: *τὸν Διόνυσον κερατοφυῆ πλάττεσθαι, ἔτι δὲ ταῦρον καλεῖσθαι ὑπὸ πολλῶν ποιητῶν. Ἐν δὲ Κυζίκῳ καὶ ταυρόμορφος ἵδρυται.* Hesych. s. v. *ταυροχολία· ἑορτὴ ἐν Κυζίκῳ.* Plut. Quaest. Graec. 36: *διὰ τί τὸν Διόνυσον αἱ τῶν Ἠλείων γυναῖκες ὑμνοῦσαι παρακαλοῦσι βοέῳ ποδὶ παραγίγνεσθαι πρὸς αὐτάς; . . . εἶτα δὶς ἐπᾴδουσιν· ἄξιε ταῦρε· πότερον ὅτι καὶ βουγενῆ προσαγορεύουσι καὶ ταῦρον τὸν θεόν.* Plut. de Is. et Os. 35: *διὸ καὶ ταυρομόρφου Διονύσου ποιοῦσιν ἀγάλματα πολλοὶ τῶν Ἑλλήνων· αἱ δὲ Ἠλείων γυναῖκες παρακαλοῦσιν εὐχόμεναι ποδὶ βοείῳ τὸν θεὸν ἐλθεῖν πρὸς αὐτάς. Ἀργείοις δὲ βουγενὴς Διόνυσος ἐπίκλην ἐστίν*).

In dem attischen Bukoleion muß derselbe Dionysos Zagreus als Stier gepflegt und gefeiert worden sein, wie Dieterich nachgewiesen hat (De hym. Orph. K. 1, vgl. Aristot. *Πολ. Ἀθ.* 3: *ἀλλ' ὁ μὲν βασιλεὺς εἶχε τὸ νῦν καλούμενον Βουκολεῖον πλησίον τοῦ Πρυτανείου. Σημεῖον δέ· ἔτι καὶ νῦν γὰρ τοῦ βασιλέως γυναικὸς ἡ σύμμειξις ἐνταῦθα γίνεται τῷ Διονύσῳ καὶ ὁ γάμος.* Porphyr. de abstin. IV 19, fragm. Eur. 472 Nauck[2]: *Διὸς Ἰδαίου μύστας γενόμην καὶ νυκτιπόλου Ζαγρέως βούτας* [statt des unsinnigen *βροντάς* von Diels vortrefflich restituiert] ... *βάκχος ἐκλήθην ὁσιωθείς*). Ich führe hier die Worte des ausgezeichneten Kenners der griechischen Mystik an (Dieterich: De hym. Orph., p. 4): *vides ministros ac cultores Bacchi dei summi, ἀξίου ταύρου quem antiquitus vocabant, fuisse βουκόλους eodem modo quo Corybantes (et Curetes) et Satyri deum custodivisse et coluisse.*

Hätte F. die notwendige Stiergestaltigkeit des ältesten attischen Dionysos zugestanden, so müßte er ein sicheres und inniges, kein vages und provisorisches Verhältnis zwischen ihm und dem kretischen Dionysos annehmen und diesen mit dem Herrn der diktäischen (Zeus-) Grotte und des Palastes von Knosos identifizieren. Stierhörner (in Verbindung mit einer Doppelaxt zwischen ihnen) sind sowohl auf den Goldplättchen aus den mykenischen Schachtgräbern wie auf den Gemmen aus der diktäischen Höhle als Attribute eines stiergestaltigen Gottes wiedergefunden und erkannt worden (vgl. Noack: Homerische Paläste, S. 84 f.; Karo: Altkretische Kultstätten [im Archiv für Religionswissenschaft 1904, VII. B.], S. 125 und 130). Dieser stiergestaltige Gott kann kein anderer gewesen sein als Dionysos; wir wissen ja anderswoher, daß Dionysos in Knosos heimisch war (Schol. in Soph. Aiac. 699: *Νύσια Κνώσια. Καὶ ἡ Κνωσὸς γὰρ Διονύσου*).

Meines Dafürhaltens behauptet F. mit vollkommenem Recht, daß die Ausgrabungen von Evans auf Kreta die Annahme bekräftigt haben: seit dem Jahre 2000 v. Chr. bestand ein reger Verkehr zwischen Ägypten und Kreta, die Identität des Osiris mit dem

kretischen Dionysos ist also mehr als wahrscheinlich (S. 35). Nur sollte F. gleichzeitig und konsequent die Identität des kretischen mit dem altattischen Dionysos des Bukoleion zugeben. Ich glaube, daß es sein ungeschmälertes Verdienst bleiben wird, den bisherigen fundamentalen Fehler beseitigt und den Ursprung des Dionysoskultes weder in Thrakien noch in Boiotien, sondern außerhalb Griechenlands und jenseits des Meeres, in Ägypten, gesucht, und gefunden zu haben. Die von F. gewonnene Perspektive kann man aber noch mehr erweitern, wenn man bedenkt, daß in dem Zeitraum von 2200 bis 1400 v. Chr. die babylonische Kultur und Literatur vorherrschend waren und die babylonische Sprache und Schrift als das offizielle diplomatische Verkehrsmittel vom Euphrat bis zum Nil galten (Delitzsch: Babel und Bibel. Erster Vortrag, S. 28). Wir wissen nun, daß „der Stier das heilige Tier Marduks war, des Gottes von Babylon, d. h. das Tier, in welchem sich dieser ebenso offenbart, wie der ganz genau entsprechende ägyptische Osiris im Apisstiere“ (Winckler: Die babylonische Kultur usw., S. 29 f.) und, wie wir jetzt wohl zufügen können, der griechische Dionysos in Stiergestalt. Das in den letzten Jahren ausgegrabene und gut erhaltene babylonische Istartor, durch das die Prozessionsstraße Marduks hindurchführte, wimmelt von reliefierten Wildochsen (Delitzsch: Zweiter Vortrag über Babel und Bibel, S. 11 f.). Es ist unmöglich, den Zusammenhang dieser Kulte von Marduk, Osiris und Dionysos mit dem Eintreten des Frühjahrspunktes in den Stier zu bestreiten, und eben diese Beziehung zwischen Dionysoskult und Gestirnumlauf leugnet F. ausdrücklich (S. 92 und 144). In dieser Hinsicht ist es zu bedauern, daß der Verf. die schöne Arbeit von A. W. Curtius (Das Stiersymbol des Dionysos. Köln. Progr. 1892), besonders den Abschnitt über den Zodiakalstier (S. 6 ff.), nicht gekannt hat. Für Curtius und für jeden Unbefangenen steht es fest, daß sowohl bei den Ägyptern und Chaldäern als bei den Griechen und Römern der Zodiakalstier mit der durch die Sonne verursachten Fruchtbarkeit der im Frühling wiederauflebenden Natur zusammenhängt. Den barmherzigen Zug für die Toten, den F. an Osiris und Dionysos hervorhebt, finden wir mehrmals in den babylonischen Hymnen an Marduk, den Totenerwecker, der es liebt, den Toten zum Leben zurückzuführen (Hehn: Sünde und Erlösung nach biblischer und babylonischer Anschauung. Leipzig 1903, S. 27 f.).

Die Siebenzahl oder ihre Verdoppelung (14 *γεραῖραι*, 14 Altäre des Dionysos) hängt ab von den 7 Plejaden, die im Frühling aufgehen und deren Untergang mit dem Winter zusammenfällt. Jetzt scheint die Ansicht zu überwiegen, daß jede Zahlenmystik, also auch die Zahlentheorie der Pythagoreer, nicht aus Indien, sondern aus Babylonien herkomme (Lehmann: Babyloniens Kulturmission einst und jetzt. Leipzig 1903, S. 4: das indische und das griechische Wissen wird aus einer gemeinsamen Quelle,

der babylonischen Wissenschaft, geschöpft oder befruchtet worden sein). Es bliebe unter anderem zu untersuchen, ob der babylonische Einfluß, besonders in Kleinasien, nicht mächtiger und früher war als der ägyptische und ob die attischen Kolonisten im XI. Jahrh. ihren Dionysos mit hinüber zu bringen brauchten, wie F. annimmt, oder ob sie dort in Kleinasien einen ihrem Dionysoskult analogen, unter babylonischer Einwirkung stehenden vorgefunden haben. Diese offene Frage zu beantworten, kann nicht die Aufgabe des Ref. sein; sie scheint ohnehin nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft noch keine Antwort zuzulassen.

Lemberg. St. Schneider.

F. Bucherer, Anthologie aus den griechischen Lyrikern. 1904 (Bibliotheca Gothana).

Die vorliegende Anthologie, durch Jakob Sitzler angeregt, ist ausschließlich für Schüler berechnet und gibt außer dem Text nur eine knappe, der notdürftigsten Belehrung dienende Einleitung und einen ebensolchen Kommentar. Von diesem ist sogar die Parallelstelle ausgeschlossen; und die homerische ist doch bei den Lyrikern vielfach das beste und einfachste Mittel der Erklärung. In der Exegese bietet also unser Buch erheblich weniger als die Anthologie Sitzlers und die jüngst erschienene, sehr sorgfältig gearbeitete italienische von Angelo Taccone (Turin 1904).

Zu loben ist, daß der Verf. auch die neueren Funde aufgenommen hat, u. zw. von Archilochos das 1. Straßburger Fragment (das freilich in Wahrheit dem Hipponax gehört: Blaß, Rhein. Mus. 1900, S. 341 ff.), von Sappho die Ode an den Bruder (in der Herstellung des Ref. 'Wiener Studien' XXI 1 ff.) und die zwei neuen Berliner Bruchstücke, endlich drei Gedichte des Bakchylides (die merkwürdigerweise vor Pindar stehen). — Aufgefallen ist mir zu Sappho 6, 13 die neue Erklärung von *πολλὰ ζαφοίταισα* 'heftig mit vielen Schlägen klopfend', also zu *καρδία* zu beziehen. Ich halte sie für unrichtig, ebenso die von *ἀγάνας*, wonach in diesem Worte die Anknüpfung an das Bild vom Monde liegen soll. — Es wäre gut gewesen, bei jedem Fragmente zu gestehen, daß es ein solches ist, statt es als vollständiges Gedicht anzubieten.

Das Vorwort enthält eine ziemlich große Anzahl von Konjekturen H. Stadtmüllers, von denen mehrere sehr ansprechen und die Beachtung des Textkritikers verdienen.

Wien. Hugo Jurenka.

Josef Mesk, Der Panathenaikos des Isokrates (Separatabdruck aus dem XXXI. Jahresbericht des k. k. II. deutschen Staatsgymn. in Brünn 1902).

J. Mesk, der in Graesers Wiener Sammlung griechischer und lateinischer Meisterwerke 1903 den Panegyrikos des Isokrates herausgegeben hat, beschäftigt sich in dieser Programm-Abhandlung hauptsächlich mit dem Schlußteil des Panathenaikos. Nachdem der Hauptteil der Rede den Vergleich zwischen den zwei führenden Mächten Griechenlands zu Gunsten Athens mit ermüdender Weitschweifigkeit und mehrfachen Wiederholungen durchgeführt hat, gibt Isokrates durch den Mund eines plötzlich auftauchenden Unterredners unverkennbar die Anweisung, alle über Sparta gefallenen Äußerungen als verstecktes Lob aufzufassen: *Σπαρτιατῶν δὲ δοκεῖν μὲν κατηγορεῖν τοῖς ἀηδῶς πρὸς αὐτοὺς διακειμένοις, μηδὲν δὲ ποιεῖν τοιοῦτον ἀλλὰ λανθάνειν ἐπαινῶν αὐτούς* (§ 239). Mesk legt im Anschluß an Blaß (Die attische Beredsamkeit II² 324) glaublich dar, daß dieser Anhang bestimmt sei, den Eindruck der in der Rede enthaltenen Angriffe auf Sparta abzuschwächen, und liefert in einer Übersicht über die Entwicklung des friedlichen Verhältnisses zwischen Athen und Sparta den überzeugenden Nachweis, daß die damalige politische Lage eine derartige Palinodie dringend empfahl.

Warum aber hatte Isokrates nicht von Anfang an auf gehässige Ausfälle gegen Sparta verzichtet? Wenn er es 339 schonen zu sollen glaubte, so hatte er drei Jahre vorher, als er die Rede begann, nicht viel weniger Grund dazu. Mesk meint daher, daß der für Sparta nachteilige Vergleich mit Athen „im wesentlichen ein technischer Behelf war" und „daß sich Isokrates weiter hinreißen ließ, als er ursprünglich beabsichtigte, und zuletzt des grellen Widerspruches zwischen der Rede und den herrschenden Verhältnissen inne wurde". Jedoch mit Recht wendet K. Fuhr in seiner Besprechung (Berliner philologische Wochenschrift 1902, 1602 f.) ein, daß jener Vergleich, durch den Athen ins hellste Licht gerückt werden sollte, zweifellos (vgl. selbst Mesk S. 3 und 13) durch eine Gegenschrift herausgefordert war. Es bleibt also dabei: zuerst schlägt Isokrates auf Sparta los und dann sagt er sich besinnend: „Pardon, es war nicht so schlimm gemeint; die Schläge waren nur Liebkosungen".

Wie ist solch eine gewaltsame Umdeutung erklärlich? Darin liegt eben, behaupte ich, das Kunststück dieses vielgeschmähten Werkes des fast hundertjährigen Rhetors. Isokrates wollte etwas Besonderes bieten (§ 3: *ὡς ἅπαντες μὲν ἂν ἐλπίσειαν εἰ βουληθεῖεν, οὐδεὶς δ' ἂν δυνηθείη ῥᾳδίως πλὴν τῶν πονεῖν ἐθελόντων καὶ σφόδρα προσεχόντων τὸν νοῦν* und sonst); und etwas ganz Besonderes war allerdings eine formvollendete Rede, worin der einen Partei lauter Schmeicheleien gesagt werden und die der anderen Partei zugeschleuderten Vorwürfe sich im letzten

Grunde als dieser willkommene Kraftworte oder nicht ungern von ihr gehörte Wahrheiten entpuppen — das Muster eines *λόγος ἐσχηματισμένος* (s. Volkmann, Rhetorik der Griechen und Römer[2] 84, Blaß a. a. O.); vgl. z. B. § 94: *ὥστ' εἰ μηδὲν εἴχομεν ἄλλο περὶ τοῖν πολέοιν εἰπεῖν, ἐκ τούτων ῥᾴδιον εἶναι καταμαθεῖν τὸν τρόπον ἑκατέρας αὐτῶν καὶ ποτέρα πλείους πόλεις καὶ μείζους ἀναστάτους πεποίηκεν* oder § 179: *τῆς χώρας ἧς προσῆκεν ἴσον ἔχειν ἕκαστον αὐτοὺς μὲν λαβεῖν ὀλίγους ὄντας οὐ μόνον τὴν ἀρίστην, ἀλλὰ καὶ τοσαύτην ὅσην οὐδένες τῶν Ἑλλήνων ἔχουσι, τῷ δὲ πλήθει τηλικοῦτον ἀπονεῖμαι μέρος τῆς χειρίστης, ὥστ' ἐπιπόνως ἐργαζομένους μόλις ἔχειν τὰ καθ' ἡμέραν* und dann § 188 *βλέπουσι γὰρ εἰς οὐδὲν ἄλλο πλὴν ὅπως ὡς πλεῖστα τῶν ἀλλοτρίων κατασχήσουσιν*. Ja zu solcher Vollendung war die Kunst des Redners bereits emporgediehen, daß er sich dieser Glanzleistung nicht einmal bewußt geworden war; wenigstens behauptet er, daß erst sein Unterredner nach reiflicher Überlegung ihn darauf aufmerksam gemacht habe. Man mag es bedauern, daß der um seine Muttersprache hochverdiente Stilist seine Lebensarbeit damit beschloß, sich in so kleinlichen Spielereien zu gefallen; aber man darf sie immerhin einem Isokrates, zumal dem gealterten, eher zutrauen, als daß er im Ernst je daran gedacht hätte, die gegen Sparta scheinbar feindselige Rede zu verbrennen (§ 232: *πολλάκις ὁρμήσας ἐξαλείφειν αὐτὸν ἢ κατακάειν μετεγίγνωσκον*), und erst von einem Gesinnungsgegner sich über den tieferen Sinn seiner eigenen Worte hätte belehren lassen müssen. Natürlich ist das nur rhetorisches Geflunker; der wahre Sachverhalt blickt aus der Erwiderung des Spartanerfreundes durch: *θαυμάζω γὰρ εἰθ' οὕτως ἐλυπήθης καὶ βαρέως ἔσχες ὥσπερ φῂς ἐπὶ τοῖς περὶ Λακεδαιμονίων εἰρημένοις . . . . . εἴτε συμβούλοις περὶ τοῦ λόγου χρήσασθαι βουλόμενος ἡμᾶς συνήγαγες, οὓς οἶσθ' ἀκριβῶς ἅπαν ὅ τι ἂν σὺ λέγῃς ἢ πράττῃς ἐπαινοῦντας* (§ 235). Doch wäre es voreilig, nun auch alles, was Isokrates von Beratungen mit seinen Schülern über die Rede erzählt, für eitel Fiktion ohne jede tatsächliche Unterlage zu erklären; und auch Mesk erkennt an, daß hier Wahrheit und Dichtung vermengt sind. Überhaupt verdient die bedächtige, ruhig abwägende Art, mit der Mesk Schritt für Schritt vorgeht, vollen Beifall.

Innsbruck. Ernst Kalinka.

Lucian. Der Traum oder Lucians Lebensgang und Ikaromenipp oder die Himmelsreise. Herausgegeben und erklärt von Dr. Karl Mras. 1. Heft: Text (nebst Vorbemerkungen). 2. Heft: Einleitung, Kommentar u. a. Wien und Leipzig 1904, Kais. u. kön. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlagsbuchhandlung Carl Fromme. Preis K 1·80.

Der Verfasser der vorliegenden Arbeit hat einen glücklichen Griff getan. In den vorhandenen Sammlungen griechischer und

lateinischer Schriftsteller, die zum Gebrauche für die Privatlektüre bestimmt sind, fehlte bisher Lucian, der eine Literaturgattung vertritt, die im lateinischen Unterrichte allenfalls in Horazens Satiren, im griechischen jedoch gar nicht vorgeführt wird: der geistreiche Essayist, der Feuilletonist kommt zu Worte und dabei ein Vertreter jener Richtung des Hellenentums, welche nur in der französischen Aufklärungsliteratur ihres Gleichen findet. Ein Einblick in die religiösen und philosophischen Vorstellungen, wie sie in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten wenigstens in der östlichen Hälfte des Römerreiches herrschten, wird den Schüler vor der irrigen Auffassung bewahren, daß die homerischen und sophokleischen Göttergestalten im Laufe der Jahrhunderte intakt geblieben seien oder sich in der sokratisch-platonischen Auffassung hätten hinüberretten können. Zudem ist Lucians Stil trotz aller rhetorischen Finessen so klar und leicht verständlich, daß er auch einem Septimaner weit weniger Schwierigkeiten verursacht als die oft zu schwindelnder Höhe aufgebauten Perioden des Demosthenes.

Das 1. Heft der vorliegenden Ausgabe enthält den unverkürzten Text des *'Ενύπνιον* und des Ikaromenippos; einige verfängliche Stellen des letzteren sind aus schultechnischen Rücksichten gestrichen, ohne daß der Zusammenhang irgendwie dadurch litte. Am Rande sind orientierende Inhaltsangaben in knappster Form angebracht, während alles zur Erklärung Notwendige im 2. Hefte vereinigt ist. Dieses verdient uneingeschränktes Lob. Die Entwicklung der Sophistik ist in wenigen Strichen klipp und klar gezeichnet; Lucians Leben und Werke in Kürze geschildert und charakterisiert und mit Recht darauf hingewiesen, daß „kein griechischer, kein lateinischer Schriftsteller dem Empfinden der modernen Zeit so nahe steht wie Lucian". Und er hatte auch das Glück, einen kongenialen Übersetzer zu finden; Wieland besaß den Witz und den geradezu französischen Esprit Lucians und auf seine Übersetzung und seine Erklärung ist in der vorliegenden Ausgabe, so selbständig sie sonst ist, gebührend Rücksicht genommen. Von antiken Schriftstellern sind zumeist nur solche zitiert, die im Besitze der Schüler sein dürften; so z. B. Homer, Platons Apologie, Xenophons Anabasis (nach Schenkl), Horaz, Ovid. Der sprachliche Teil des Kommentars ist knapp gehalten und konzentriert die stilistischen Eigentümlichkeiten durch Rückverweisungen auf diejenige Stelle, wo zum erstenmale Anlaß war, davon zu sprechen. Weit ausführlicher sind die sachlichen Bemerkungen, die sich auf Geschichte, Philosophie und Mythologie beziehen und zum Verständnisse der zahlreichen Anspielungen auf Persönlichkeiten und Ereignisse unbedingt nötig sind. Eine Zusammenstellung der wichtigsten Spracheigentümlichkeiten ist auf den drei letzten Seiten gegeben. S. 5—8 enthält ein Wörterverzeichnis, das nach dem „Geleitwort" nur solche Wörter enthalten soll, die in Schenkls Wörterbuch nicht enthalten seien. Dies trifft jedoch nicht zu bei:

ἀγέννητος, ἀπάδω, ἀπολιμπάνω = ἀπολείπω, ἀφίπταμαι = ἀποπέτομαι, διάττω = διαΐσσω, ἐγκοπεύς, ἔναυλος, ἔνδακρυς, ἐπιδικάσιμος, ἐπικλίνω, ἱερομηνία, καθικνέομαι, καταλοάω, κληρονομέω, κολαπτήρ, κοπεύς, κρόμυον, μόνον-οὐχί, μοχλίον, ὀψωνέω, παρατίθεμαι, πέρυσι, πτεροφυέω, στασιάζω πρός τινα, συναποδημέω, σχολάζω τινί, τίτανος. — Praktischer erscheint uns ein Wörterverzeichnis, das alle diejenigen Vokabeln enthält, die einem Durchschnitts-Septimaner oder Oktavaner unbekannt sein dürften, wobei ein Zuviel des Guten weniger schadet als ein Zuwenig, da sonst ein doppeltes Nachschlagen erforderlich ist. Man braucht sich in Rezensionen durchaus nicht darüber zu ereifern, daß dieses oder jenes Wort im Vokabular angeführt ist, während es doch bekannt sein soll. Ist es bekannt, dann wird es ohnehin nicht nachgeschlagen; ist es nicht bekannt und im Vokabular nicht enthalten, dann kommt entweder das Lexikon zu Ehren oder — auch nicht! — Überflüssig dagegen erscheint uns im Kommentar zum „Traum" Kap. 6 „*τέλος* adverbiell 'zuletzt'"; Kap. 11 „*ὁ δεῖνα* = *quidam*, ein gewisser, den man entweder nicht nennen kann oder will"; Ikaromen. Kap. 16 ist wohl nicht richtig bemerkt, daß die Ägypter das Ziegelschlagen erst beim Bau der Pyramiden gelernt hätten. — Von Verweisungen auf sonst bekannte Stellen vermissen wir im „Traum" Kap. 8 (Polykletos, Myron, Praxiteles) auf Cic. in Verr. IV; ibid. Kap. 9 (*ἀεί* = jeweilig) auf Dem. Olynth. II 7; ibid. Kap. 17 (*ἐπῆλθεν αὐτῷ*) auf Dem. Olynth. I 1. — Zu Ikaromen. Kap. 20 (*οὕτως ὄναιο*) wäre außer auf Verg. Ecl. 9, 30 und 10, 4 auch noch auf Hor. Carm. I 3, 1 (*sic te diva potens Cypri*) zu verweisen.

Doch das sind belanglose Einzelheiten. Die Gesamtleistung ist eine vortreffliche und mehr als manche ähnliche Erscheinung geeignet, die *exemplaria Graeca* unserer Jugend interessant zu machen. Auf das „*nocturna versate manu*" müssen wir freilich verzichten.

Linz. Hermann Schickinger.

Schmidt M., Altphilologische Beiträge. I. Heft: Horaz-Studien. Leipzig 1903, Dürr. 82 SS.

Da dem Verfasser die herkömmliche Verdeutschung mancher Wörter bei Horaz nicht zutreffend erscheint, bietet er uns in diesen Studien eine Reihe von Untersuchungen, in denen er mit umfangreicher Belesenheit und großem Scharfsinn gewissen Stellen einen schärferen, anschaulicheren Sinn zu geben versucht. Man muß zugeben, daß seine Beweisführung in den meisten Fällen neue Auffassungen zutage gefördert hat, die man ohneweiters wird teilen können. So wenn der Verf. betont, daß der Dichter in *tibia* C. III

4 das urrömische, in *lyra* das urgriechische Instrument sieht und diesen Ausdruck absichtlich nebeneinander stellt zur Scheidung zwischen Nationalem und Entlehntem. Auch durch das ganz einfache Mittel, gewisse Wörter unter Anführungszeichen zu setzen, weiß der Verf. einigen Stellen eine gelungene Deutung zu geben, so II 11, wo *'bellicosus' Cantaber* und *Hadria 'divisus obiecto'* als auf den Gedanken des ängstlichen *Quinctius* eingehende Hyperbel gefaßt wird und I (nicht II) 20, wo die Worte *clare Maecenas eques* geradezu epexegetisch zu *plausus* 'Beifallsgruß' gesetzt werden. *Copia narium* (II 15) wird anschaulich (aber stark prosaisch) wiedergegeben durch 'Vorrat für die Nase' und überhaupt das Gedicht für das anschaulichste erklärt, wie durch vier Stellen aus demselben zu zeigen gesucht wird. *Latus mundi* erhält seine Erklärung aus der stoischen Lehre. Bei des Dichters Studium der Stoiker muß er auch jene Vorstellung kennen gelernt haben, die den Norden rechts, den Süden links setzt und so zwei *latera mundi* 'Flanken der Welt' gewinnt. Ob aber Horaz bei seinen Freunden eine so gründliche Kenntnis der stoischen Philosophie voraussetzen durfte? Die Deutung von *oblivioso Massico* (II 7, 21): 'Komm, alter Freund, laß uns eine Flasche guten Amnestiewein leeren!' ist neu, aber ein wenig gesucht. Die hergebrachte Bedeutung wird nicht zu verwerfen sein. Hie und da scheint der Verf. zuviel in die Worte hineinzudeuteln, wie I 1, 20, wo *partem solido demere de die* mit Rücksicht auf ein Subtraktionsbeispiel, an das der Dichter hier denken soll, übersetzt wird: 'Vom vollen Geschäftstage (vom Ganzen der Amtszeit) einen Teil herunternehmen, herabziehen'. S. 66 glaubt der Verf. mit anderen Erklärern, im Gegner des Odendichtens (Epist. II 2, 91) den Properz finden zu sollen, und hält diese Kombination für unbezweifelbar. Die beigebrachten Indizien sind aber teilweise so gesucht und weit herbeigeholt, daß man bei der Allgemeinheit der Betrachtung über Künstlereitelkeit an jener Stelle an eine bestimmte Persönlichkeit nicht denken kann. Zu weit geht der Verf. gewiß, wenn er eine förmliche Neckerei beider Dichter aus ganz unschuldigen Stellen herausliest (S. 77) und einen Zusammenhang zwischen Sat. I 6, Prop. V 1 und Hor. Ep. II 2 behauptet, die doch schon auch zeitlich weit auseinander liegen.

Die Horaz-Erklärer werden diese geistreiche Schrift nicht unbenützt lassen.

Prachatitz. Franz Hanna.

Pseudacronis scholia in Horatium uetustiora rec. Otto Keller. Vol. II. Lipsiae in aed. Teubneri MCMIV. 512 SS. 8°.

Schweres Siechtum hinderte den Ref. bisher, über das vorliegende Buch zu berichten. Kommt er demnach auch spät, so hofft er doch mancherlei zur Sache beibringen zu können.

Dem ersten Bande, dem wir hier rückhaltslos zustimmen konnten, reiht sich dieser zweite Band gleich würdig an. Im Gegenteil, er macht den ersten erst völlig verständlich. Zunächst hat ein glücklicher Fund (Hamburger Blätter, Keller-Holder, Horaz, 1899, p. XIV) die Ergänzung der Scholien des Parisinus 7900 für den Schluß der Epoden ermöglicht (S. 510—512 mitgeteilt), dann hat Keller neben den eigentlichen Scholien auch eine Sammlung von Horazglossen (zumeist aus der von ihm Γ benannten Gruppe) zusammengestellt (S. 380—398), die allerlei interessantes sprachliches Material bieten, wenn sich auch leider die Zeit der Glossierung nicht feststellen läßt. Endlich sind zwei *indices* beigegeben, deren erster die Autoren umfaßt, während der zweite ein *index generalis siue nominum rerum elocutionumque memorabilium* sein soll. Daß dabei zunächst nur das rein persönliche Urteil und Interesse des Herausgebers in Frage kommt, versteht sich von selbst und es kann ihm niemand einen Vorwurf machen, wenn man etwas im Index sucht, was man nicht findet. Aber für die Benützer des Index mag hier gleich die Warnungstafel stehen, daß man aus ihm allein keine Schlüsse ziehen und nicht auf ihn bauen darf, ohne vielfach irre zu gehen. Wichtige sprachliche Erscheinungen bleiben oft ganz unberücksichtigt, viele Wörter stehen im Index, die vor einem kritischen Auge zu Staub zerfallen, und die Angaben erstreben durchaus keine Vollständigkeit. Daß z. B. *filius* (wie frz. *fils* und *fille*) zu serm. I 3, 47 „Knabe" und nicht „Sohn" bedeutet, daß *totus* zu a. p. 48 und 254 (wie ital. *tutti*) statt *omnis* steht, daß *uotum* c. II 18, 8 'Ehegattin', 'Ehehälfte', *membrum* c. II 15, 23 'Zimmer' heißt u. dgl., davon schweigt der Index, und wenn er z. B. *constitutus* = ὤν ausführlich erwähnt, so übersieht er doch die beweisendsten Beispiele serm. II 3, 1 *(bis)* und führt zweifelhafte (wie a. p. 276) an. Vgl. überdies c. I 32, 5; III 4, 23; Epi. I 12, 1.

Namentlich aber seien die Benützer gewarnt, auf den Index allein an die Existenz eines Wortes zu glauben. So manches erweist sich, sobald man unter den Strich sieht, als unhaltbar. Da steht z. B. *senicium* serm. II 2, 20, wo richtig gelesen werden soll: *otiosum hominem et segnitie debilitatum* (Cod. f.: *sengnitio*). Der Index sagt z. B. einfach „*parabola* a. p. 14"; tatsächlich aber sollte dort zweimal der terminus technicus *parembola* stehen (Waltz, *Rhett. Gr.* VIII 488, Plut. *vita Hom.* II 31), ganz wie zu a. p. 52 nach den Hss. das Deminutiv κυλίκ(ι)ον zu lesen ist, nicht κύλικα. Eine so auffallende Bildung wie *BIENS* (= *bēs*) als Analogieform von *triens* übersieht der Index (sie steht zu a. p. 329), aber *bistacia* statt des richtigen *bisaccia* (serm. I 6, 106), das schon Petron hat, notiert er. Unter *memoratus* = *clarus* wird s. I 7, 20 zitiert, aber gerade dort heißt das Wort „die erwähnten" und die Bedeutung *clarus* hat es in der übersehenen Stelle s. I 3, 82. *Paruissimus* c. II 15, 14, *XV*

dies (= 14 Tage, *quinze jours*) u. a. m. fehlen. Darum: Vorsicht beim Gebrauch des Index!

Es sei mir getattet, hier eine Reihe anderer Stellen kurz zu besprechen, wobei sich auch ein Einblick in des Herausgebers kritisches Vorgehen gewinnen lassen wird. Serm. I 6, 86 *praecones dicebantur, qui stabant ad hastam et nuntiabant pretia allata: K* mit den Hss. Lies *altata* (sc. *licitando altiora facta*). S. I 8, 46 *displosum cum impetu eiectum: K* mit den Hss., ich *cum petu* (frz. *pet*) (vgl. darüber Wien. Stud. 1902), Horaz hat: *pepedi.* S. I 10, 7 *rictus .... mensura oris: K;* wohl *tensura* (vgl. cod. b. *oris apertio.* Derselbe *petus*, den wir eben hatten, dürfte s. I 10, 33 zu suchen sein trotz oder vielmehr nach s. II 2, 76 *pituita: fortis indigestio.* Übrigens weist hier cod. V mit *punitis* auf das Ersatzwort *BVMBIS* a. a. O.). ibid. 43 *tres mēsuras?* (Übersetzung von μέτρον)? *K* nach den Hss. *cesuras.* ibid. (p. 112, 5) *forte epos*] *dimenso ycK dimerso V dimense* ζ; ich denke '*de morte*' Titel des Gedichtes. ibid. 90 *puellas docuerunt ingenuas per domos* (*modos* codd. *K*). S. II 1, 18/19. Die Schlußworte des ersten Scholion sind Lemma des zweiten: *FLACCI VERBA NON IBVNT*] *idest non audient(ur).* ibid. 22 *quos in priore libro etiam lucidius carpsit?* (cf. zu V. 32). ibid. 47

VRNAM, qua eligebantur iudices e. q. s.
VRNAM idest sortem

K mit den Hss. *quia eiciebantur .... mortem.*

ibid. 54 *non faciet* ⟨*mali*⟩ *aliquid?* ibid. 64 *qui uitiis* ⟨*s*⟩*catebat .... latebat K.* S. II 2, 47 weist Porphyrio und der Vaticanus (aus Porph.) auf *acipensem,* wie ich schon in den *Xenia Austriaca* dargetan habe. ibid. 50 *consessu?* ibid. 60 heißen die *repotia* wohl ποτοστρόφια nicht ποδο... ibid. 131 läßt sich das *antiquitas* der Hss. halten, wenn man es mit „Naivität" übersetzt. S. II 3 *saepe Horatius querebatur, quod scribere in urbe constitutis non permitteretur modo conuiuiis, modo diuersis occupationibus praepeditis et ideo comportatis auctoribus Graecis ad uillam secessit; K* mit den Hss. ....*us* .... *us* .... *confortatis,* vgl. zu V. 11 *istos tecum auctores portare ad agros.* Ep. I 3, 1 fehlt hinter *accepit* das neue Lemma ⟨*PRIVIGNVS*⟩, ibid. 5 nicht *HINC,* sondern *PING (ues) dictum* ⟨*ut*⟩; ibid. 11 *bell*⟨*e*⟩ *a*⟨*per*⟩*tos: K,* man kann mit den Hschr. ganz gut auskommen: *uel latos* (Betacismus), ganz wie im folgenden Scholion. Ep. I 4, 11 *crumina*] *patrimonio uel sacculo nummario, siue pro diario* (Hss. und *K: prandiario*). Ep. I 18, 66 ist vielleicht ein Vulgarismus versteckt *hic enim cennus ualde laudantium est.* Vgl. Landgraf ALL. X 398 und meine Ausführungen in den Wr. Stud. a. a. O. A. P. 1 weist cod. V auf *pri(m)arium* (frz. *primaire*). Ebenda Z. 9 ist *ăutem* aus *c'uicem* verlesen. ibid. 3 *ma*⟨*ri*⟩*num* nach Schol. zu 4; ib. 7 *aegrotantis uel aegri s*⟨*omnia*⟩;

ib. 10 *iungantur* vgl. zu 12. ib. 14 die Hss. *patimini ergo pro bono colore* ich denke

p⟨urpureus l⟩ate] mini⟨atus⟩ ergo
p⟨ro⟩ rubeo colore.

ibid. 29 *nequis incidat in opinionem inept⟨i⟩ae et superfluit⟨atis⟩?* ibid. 41 ἐπίθετον εἰς τό. 64 die Worte *intra portus* gehören hinter *Aquilones*. 83 *carmine, ut di⟨uos, heroas ......⟩ uina diceremus*. 84 *et Pindar⟨e⟩um dicit Amphimum*. 136 *Cyclicus poëta est qui orbem uariare nescit* (nach dem Scholion zu 132). 209 *ostendit nimiam licen⟨tiam⟩* mit Horaz, die Hss. *litem*, *K* nach Hauthal *li⟨berta⟩tem*. 274 ist *pro arte rhythmica* trotz *fv* nicht zwingend; auch *pro arte metrica* ließe sich aus *ΓV* herauslesen. Der Schreiber dachte offenbar an die Fingerrechnerei, wie sie Beda Venerabilis im *tractatus de computo uel loquela per gestum digitorum* lehrt (p. 1546 ff. Gothofred). 276 *tragoedias docebant?* 300 *tribus dat⟨ur⟩is ellebori? (daris)* wie oben S. II 1, 19. Ebenda hätte im Index bemerkt werden sollen, daß zu 302 *cholera* die Krankheit, aber zu 304 die Galle bedeutet wie bei Lampridius. 309 die Worte *idest — principia* gehören zu V. 311 (ebenso das Scholion zu 310, das mit *Item aliter* beginnt). Zu 312 *de officiis* περὶ κόπων hätte man sich der Konjekturen enthalten sollen. Derlei Interlinearversionen haben selten einen Sinn und κόπος heißt bei Dichtern doch Mühsal, Arbeit = *officium*. 354 *scriptor librarius id est naturalis*. So auch im Index. Ich denke: *notarius* nach Epi. I 8, 2 *gl.* Zu 373 *ponebant pittacia, indicantes sc⟨ilicet⟩ quodie recitaturi essent: K* mit den Hss. *se*. 396 *poetae sapientia et eruditione inculturam hominum propellebant*, Hs. *incultorum ... prophetabant*, *K* schiebt *feritatem* ein. Zu 399 *propt⟨er⟩ aer⟨is⟩ inopiam?* Zu 402 *Lacedaemonii aduersum Athenienses* will *K Messenios* schreiben. Nicht etwa *aduersũ Maessenienses*, gebildet wie *Massilienses?* was bei einem Schriftsteller nicht bedenklich ist, der auch *Liparensis*, *Sabinensis*, *Graeciensis* u. dgl. anwendet.

Man wird aus dem Gesagten ersehen haben, daß für den Text noch viel zu tun ist[1]), daß aber Kellers Ausgabe den ersten und hauptsächlichsten Zweck einer solchen vollauf erfüllt, nämlich den, über den faktischen Bestand der Überlieferung unfehlbare Auskunft zu erteilen. Daß sich *K* selbst sehr von Verbesserungen enthalten hat, wird ihm jeder Einsichtige zum höchsten Verdienst

---

[1]) Eine ausführliche kritische Beleuchtung einer großen Reihe schwieriger Stellen habe ich abgesondert für die Wiener Studien als Ergänzung dieser Besprechung zusammengestellt. Auf diese verweise ich hier im Vorhinein.

anrechnen. So möge denn das mühevolle Werk, das auf jeder Seite zum Weiterarbeiten anregt, hinausgehen; es wird diesen Studien gewiß bedeutende Förderung bringen.

Wien. J. M. Stowasser.

Rasi Pietro, Dell' arte metrica di Magno Felice Ennodio, vescovo di Pavia (parte II: Metro eroico e lirico). Bolletino della Società Pavese di Storia Patria, anno IV, Fasc. II. 1904. p. 153 ff.

Pietro Rasi hat nun den Ausführungen über das elegische Metrum bei Ennodius (*Bolletino della Società Pavese di Storia Patria,* anno II, 1902, p. 87 sgg. und *Saggio di alcune particolarità nei distici di S. Enncdio* in den *Bendiconti del R. Ist. Lomb. di Scienze e Lett.* Serie II, vol. XXXV, 1902, p. 335 sgg.) eine eingehende Abhandlung über das heroische und lyrische Metrum bei Ennodius folgen lassen. Die gute Aufnahme, die der I. Teil der Arbeit allgemein gefunden hat, ist — es sei dies gleich hier bemerkt — auch diesem II. Teile sicher.

Die Arbeit zerfällt in zwei Kapitel, deren erstes den Hexameter, das zweite die lyrischen Metra behandelt. Es wird sich im folgenden zeigen, daß eine andere Teilung für die Brauchbarkeit der Arbeit vielleicht günstiger gewesen wäre.

Was zunächst die Mischung von Daktylus und Spondeus im Hexameter des Ennodius (§ 1) anbelangt, so entspricht dieselbe den strengsten Gesetzen der lateinischen Metrik; das Verhältnis von 56 : 44 in den ersten vier Füßen erscheint genau auch bei Vergil (vgl. La Roche, Wiener Studien XXIII 126). Interessant ist die Tabelle, welche der Verfasser bezüglich der Stellung von Daktylus und Spondeus im Verse (§ 2) gibt. Nach derselben sind die Mischungsformen *dsss* und *ddss* am häufigsten (erstere 103-, letztere 77 mal), die Formen *sddd* und *ssdd* am seltensten (10 mal und 8 mal). Der Hexameter des elegischen Distichon unterscheidet sich in dieser Beziehung vom Hexameter *κατὰ στίχον* in keiner Weise. Wie bei allen besseren lat. Dichtern ist der zwei- und dreisilbige Versschluß (§ 3) — 64% und 35% — weitaus überwiegend; als einsilbiger Schluß wird nur dreimal enklitisches *est* mit einem vorausgehenden einsilbigen Prädikativsubstantiv zugelassen. Ein viersilbiges Wort schließt nur I 9, 117: *Apennini* (vgl. Müller L., *De re metrica poet. Lat.*, p. 257) und I 9, 119: *Heliseum,* wofür jedoch der Verf., da ihm der Vers von der Cäsur und aus prosodischen Gründen verderbt erscheint, eine Korrektur vorschlägt (S. 167). Die Elision ist im Hexameter (§ 4), wie in den übrigen Metren, sehr selten. In den 506 Versen des heroischen Metrums kommt sie nur 22 mal vor.

Unter den Cäsuren (§ 5), die im Hexameter möglich sind, wird selbstverständlich die Semiquinara am öftesten (485 mal) an-

gewendet, dieser folgt an Häufigkeit die Semiseptenaria als Hauptcäsur mit der Semiternaria (Trithemimeres) und dem Einschnitte *κατὰ τρίτον τροχαῖον* oder der *Hexameter tripartitus*, wie wir ihn nach Theodor Birt nennen können (48 Fälle). In 28 Fällen erscheint dem Verf. die Hauptcäsur zweifelhaft und diese Verse werden eingehender besprochen. Hier möchte ich mich aber nicht an die Seite des Verf.s stellen, wenn er bei einer größeren Anzahl dieser Verse die Hephthemimeres statt der Penthemimeres als Hauptcäsur betrachtet wissen will. Warum sollen wir in dem Verse I 9, 7: *Commemorat: quanta tituli tunc laude superstant* nicht die regelmäßige Semiquinaria als Hauptcäsur annehmen? Der vorausgehende Satzschluß dürfte ja doch nicht von solchem Einflusse auf die nachfolgende Cäsur sein. Anders steht wohl die Sache, wenn wir nach der vierten Arsis Satzschluß haben, wie es beispielsweise I 9, 30: *Hunc precor, ut dictis adsit, qui pectora prisci* der Fall ist, obwohl ich an der berechtigten Annahme der Semiseptenaria als Hauptcäsur selbst in diesem und in ähnlichen Fällen sehr zweifeln möchte. Die „Stimmpause" (vgl. Müller L., Metrik der Griechen und Römer, S. 5), die in der Cäsur einzutreten hat, ist doch kürzer als am Ende des Verses, die Trennung also eines Wortes von dem unmittelbar nachfolgenden hier weniger fühlbar als am Ende des Verses. Warum sollen wir also Bedenken tragen, in der Mitte des Verses ein Wort, das sinngemäß noch zum Vorausgehenden gehört, durch die angenommene Cäsur abzuschneiden, wenn die besten lateinischen Dichter keinen Anstand genommen haben, mit einem beginnenden daktylischen oder spondeischen Worte des nachfolgenden Verses erst das Satzganze zu schließen, also dieses Wort durch das Versende vom Vorausgehenden abzuschneiden? Vergil z. B. schließt im I. Buch der Aen. 38 mal — ich sehe da von den Fällen ganz ab, in denen eng zusammengehörige Wörter wie Substantiv und attrib. Adjektiv und ähnliche Verbindungen durch das Versende getrennt werden — I 8, 14, 30, 75, 86, 105, 141, 161, 165, 197, 208, 226, 228, 252, 259, 268, 271, 277, 312, 366, 420, 433, 451, 528, 538, 550, 554, 606, 671, 690, 692, 721, 726 das Satzganze mit dem daktylischen oder seltener spondeischen Worte des nachfolgenden Verses, ja es folgt nach demselben sehr häufig sogar eine stärkere Interpunktion. Dieselbe Beobachtung habe ich auch bei Paulinus von Nola, der seine Verse sorgfältig nach den metrischen Gesetzen der klassischen Zeit gebaut hat, gemacht (vgl. *De Pont. Mer. Paulini Nolani re metrica, Diss. Vind.* VII 59 ss.). Wir müssen in diesen Fällen dem beginnenden daktylischen, bezw. spondeischen Worte besondere Beachtung schenken. Denn da es als wenig elegant galt (*non prorsus esse laudatum,* Müller S. 240), einen Vers in dieser Weise zu beginnen, so muß es doch seinen Grund haben, warum gerade in diesen Fällen dieser Versanfang so häufig zugelassen wird, und ich kann hiefür keine andere Erklärung finden, als daß durch die

Fortsetzung des fallenden Rhythmus das Enjambement erträglich wird, ja daß durch diese Verschleifung in die einförmige stichische Folge der Metren Mannigfaltigkeit gebracht werde. Dieselbe Erklärung ist aber auch für die Cäsur zulässig. Nicht eine andere Cäsur haben wir in diesen Versen zu suchen, sondern die Penthemimeres ist Hauptcäsur, allerdings in anderer Gestalt, wie sie sonst erscheint. Nur ein Beispiel zur Begründung meiner Ansicht sei hier angeführt. In den Versen (Verg. I 225 f.): *Litoraque et latos populos, sic vertice caeli Constitit et Libyae defixit lumina regnis* hätten wir nach Rasi 225, um nicht Adjektiv und Substantiv durch die Sinnespause — nicht 'Sinnpause', wie Rasi sie wiederholt nennt — voneinander zu trennen, und wegen des nachfolgenden Unterscheidungszeichens die Semiseptenaria als Haupteinschnitt anzunehmen, die viel empfindlichere Trennung des Verbums von seinem Satze durch den dazwischen fallenden Versschluß könnte und dürfte uns nicht genieren? Die Cäsur fällt doch auch bei Ennodius, wie Rasi in seiner ausführlichen und sorgfältigen Erörterung über die Stellung des attributiven Adjektivs (§ 6) zeigt, in 90 von 188 Fällen, wenn auch nicht in allen Fällen unmittelbar, zwischen Adjektiv und Substantiv!

Die übrigen Metra sind bei Ennodius mit Ausnahme der iambischen Dipodie nur mit einer sehr geringen Anzahl von Versen vertreten und durchwegs nach strengen Gesetzen gebaut. Der alcäische Hendekasyllabus (§ 2) hat nach der fünften Silbe stets die regelmäßige Cäsur, der katalektische trochäische Tetrameter (§ 3) hat nie den irrationalen Spondeus, ist aber durch die häufige Diärese wenig elegant, die kleine sapphische Strophe (§ 4) ist wie beim strengeren Horaz, nicht wie bei Catull und Boethius gebaut, der phaläcische Hendekasyllabus meidet jede Lizenz irgendwelcher Art.

Der Bau der iambischen Dipodie (§ 2) ist in dieser Zeit verschieden vom Baue bei Horaz. Während bei Horaz die Substitution der irrationalen Länge die Regel ist, tritt schon bei Paulinus in 555 Versen 85 mal im ersten und 99 mal im dritten Versfuße der reine Iambus auf, bei Ennodius erscheint er in 173 Versen gar 52 mal an erster und 121 mal an dritter Stelle. Der einsilbige Versschluß ist auch hier auf das enklitische *est* (15 mal) und *fit* (2 mal) beschränkt.

Zum Schlusse (§ 7) geht der Verf. noch die einzelnen Metra durch, die sich zerstreut in den Prosaschriften des Ennodius finden, die sich aber im Baue von den einzelnen bereits erörterten Metren natürlich nicht unterscheiden. Um Wiederholungen zu vermeiden und die Abhandlung übersichtlicher zu gestalten, wäre es wohl angezeigter gewesen, auch diese Verse gleich an der Stelle in Betracht zu ziehen, wo das gleiche Metrum behandelt wurde. Ebenso ist es zu bedauern, daß die vielen interessanten prosodischen Bemerkungen durch fast die ganze Abhandlung zer-

streut sind und nicht in ein eigenes Kapitel zusammengezogen wurden. Es würde zu weit führen, hier auf einzelnes einzugehen. Nur der oft vorkommende Gebrauch des *i* als Konsonanten sei erwähnt. Es dürfte diese Eigentümlichkeit in der Aussprache dieser Zeit ihren Grund haben und ihr auch bei Paulinus eine größere Ausdehnung zukommen, als ich seinerzeit in meiner Arbeit angenommen habe. Mit großer Freiheit gebraucht auch Ennodius die fremden, insbesondere biblischen Eigennamen. Die Positionskraft von *h*, welche sich bei Paulinus noch nicht nachweisen läßt, steht bei Ennodius fest.

Wer je selbst eine metrisch-statistische Arbeit gemacht hat, der wird gewiß den Fleiß bewundern, mit welchem diese vorzügliche Abhandlung geschrieben ist, und die Metriker können nur wünschen, daß noch viele derartige Arbeiten geliefert werden: Nur solche mühevolle Zusammenstellungen können uns einen sicheren Einblick bieten, wie sich die Gesetze der Metrik im Laufe der Zeit gestaltet und geändert haben.

Kremsmünster. Dr. Adalbero Huemer.

M. Tulli Ciceronis oratio pro P. Cornelio Sulla. Für den Schulgebrauch erklärt von Prof. Dr. F. Thümen, Direktor am königl. Friedrich Wilhelms-Gymnasium in Posen. Gotha, Friedr. Andr. Perthes 1903 (Bibliotheca Gothana). Preis Mk. 1·20.

Vor einer Reihe von Jahren hatte Thümen einen Kommentar der Pompeiana herausgegeben, der, nach den Gesichtspunkten der Herbart-Zillerschen Pädagogik angelegt, mehr den Zwecken des interpretierenden Lehrers dienen sollte. Der vorliegende Kommentar jedoch ist vollständig dem Plane der Bibliotheca Gothana angepaßt und erfüllt auch die Aufgabe, bloß den Bedürfnissen der Schüler zu dienen, in trefflichster Weise. In der Einleitung wird auf Grund der Resultate wissenschaftlicher Quellenuntersuchung die sogenannte 'erste Catilinarische Verschwörung' und Sullas angebliche Teilnahme an dieser wie auch an der eigentlichen Verschwörung vom Jahre 63 in sachgemäßer Weise erörtert. Den Abschluß der Einleitung bildet eine summarische Gliederung des Gedankenganges der Rede, die nach meinem Empfinden freilich, statt als fertiges Resultat dem Schüler präsentiert zu werden, besser der gemeinsamen Arbeit des Lehrers und der Schüler überlassen bliebe.

In den erklärenden Anmerkungen war, wie gesagt, der leitende Gesichtspunkt das Bedürfnis des sich vorbereitenden Schülers. Die Art nun, wie Th. durch bündige Erklärungen sowohl die sachlichen Schwierigkeiten für den Schüler hinwegräumt als auch insbesondere zu klarer Erkenntnis des sprachlichen Ausdruckes anleitet, verrät die geschickte Hand des kundigen, im praktischen

Unterrichte bewährten Lehrers. Jeder erfahrene Lehrer weiß, in wie hohem Grade es die klare Erkenntnis fördert, wenn der Schüler imstande ist, aus der Grundbedeutung eines Wortes die jeweils passende zu entwickeln und daß hiedurch vor allem eine richtige und sinngemäße Übersetzung zustande kommt. Gerade darauf nun zielen mit Recht zahlreiche Erklärungen bei Th. hin, so z. B. § 2 *si mei facti rationem vobis probaro.* Hier ist es für den Schüler nicht ausreichend, ja nicht einmal verständlich genug, wenn ihm die Note, wie dies in anderen Kommentaren geschieht, einfach erklärt: *ratio* hier 'Berechtigung'. Wenn Thümen jedoch die Bedeutung des Wortes also entwickelt: *ratio* 'Rechnung, Berechnung, Überlegung, der hieraus hervorgehende vernünftige Grund, die Berechtigung', dann ist die geforderte klare Einsicht gewonnen. So werden auch § 18 die beiden in *mollitia* liegenden Bedeutungen und die für die betreffende Stelle passende hübsch entwickelt. Überall aber, wo Übersetzungshilfen geboten werden, ist das Geschmackvolle und Zutreffende des gewählten deutschen Ausdruckes anzuerkennen, vgl. etwa § 19 *animum refricare* 'die Wunde des Herzens wiederaufreißen' und die ganze Note zu der Stelle oder § 28 *aeternum bellum mihi susceptum est* 'ein unversöhnlicher Vernichtungskrieg'. — Bei aller Sorgfalt in der Benützung der bereits vorhandenen Schulkommentare dieser Rede geht Th. doch sowohl hinsichtlich der Art wie des Ausmaßes der Erklärungen seine eigenen Wege und bietet dem Schüler gar oft willkommene Noten dort, wo ihn andere Kommentare im Stiche lassen. So wird § 43 der Satz *ne aut oblivio mea aut memoria nimia videretur, ne denique aut neglegentia turpis aut diligentia crudelis putaretur*, in welchem sicher mancher der gewählten Ausdrücke dem Schüler unklar ist, allein von Th. ebenso kurz wie zutreffend also erläutert: '*oblivio* (subjekt. 'Vergeßlichkeit') ist *nimia*, wenn sie, um Freunden nicht zu schaden, selbst schlimme Dinge unerwähnt läßt, *memoria* ist *nimia*, wenn sie Unwesentliches dem Feinde zum Schaden erwähnt, *neglegentia turpis* läßt schwere Vergehen unbeachtet, *diligentia turpis* straft auch leichtere Vergehen hart.' — Geschickt versteht es der Herausgeber auch — was für die Erklärung eines antiken Redners von besonderer Wichtigkeit ist — dem Schüler Bedeutung und Absicht der gewählten rhetorischen Kunstmittel klar zu machen, indem er zeigt, welche Wirkung der Redner im einzelnen Falle etwa durch die signifikante Tonstellung eines Wortes oder die Figur der *traiectio* u. ä. zu erzielen sucht. Man vgl. z. B. § 1 die Note zu den Worten *praecipitante r. p. vehementem me fuisse atque fortem, conservata mitem ac misericordem:* 'Durch das eingeschobene *me fuisse* wird eine doppelte *traiectio* erzielt, einmal die Trennung von *vehementem* und *fortem*, Begriffe, die beide für den Sinn des Satzes von Bedeutung sind, dann unter gleichzeitiger Anwendung des adversativen Asyndeton *praecipitante* —

conservata die Hervorhebung von *mitem ac misericordem*'. — Auch die stilistischen Bemerkungen Thümens, die niemals in aufdringlicher Form, sondern stets nur in lehrreichem Anschluß an den Ausdruck des Redners geboten werden, sind durchaus zweckentsprechend, so z. B. § 14 zu *eius hominis, qui* wir 'eines Mannes, der'; daselbst werden auch andere ähnliche Beispiele dieses wichtigen Unterschiedes beider Sprachen aus der Rede pro Sulla zusammengestellt. Sehr instruktiv ist auch die Bemerkung § 1 zu den Worten *quoniam ita tulit casus infestus: 'quoniam'*, wir: 'da nun einmal leider', für das Adverb 'leider' fehlt dem Lateiner der eigentliche Ausdruck. Er legt den Sinn des 'leider' in die ganze Wendung und Färbung der Rede oder knüpft ihn an einzelne geeignete Ausdrücke, wie *vero, nescio quomodo* u. ä.' — Das ist eine in stilistischer Beziehung äußerst nützliche und ertragreiche Bemerkung, die sich ungezwungen aus der vorliegenden Stelle ergibt. Wohlangebracht wäre hier m. E. die Anführung des Beispiels Cic. Catil. I 31 *sed nescio quo pacto omnium scelerum — maturitas in nostri consulatus tempus erupit,* wo *nescio q. p.* ganz unserem 'leider' entspricht, zu *quoniam* aber = 'da leider' könnte gut auf Sall. b. Cat. 52, 12 *quoniam ita se mores habent* 'da es einmal leider um unsere Sitten so steht'. — Den wohlerfahrenen Lateinlehrer wird jeder sofort auch aus der nachstehenden Note erkennen (§ 14) zu den Worten *haec vox, cum se nihil audisse diceret:* 'Der Lateiner vermeidet es, den *acc. c. inf.* in unmittelbare Abhängigkeit von einem Substantiv zu bringen; er nimmt dazu lieber ein verbindendes Mittelglied, welches hier *cum diceret* bildet, das wir in der Übersetzung besser fortlassen: die Aussage, er habe nichts gehört.' In solcher Weise angeleitet, lernt der Schüler an den besten Vorbildern sehr leicht wichtige Gesetze der lateinischem Stilistik. — Im folgenden mögen noch Bemerkungen zu einzelnen Stellen platzfinden. § 1 zu *redomiti* sollte es genauer heißen, daß das Wort sich überhaupt nur an dieser Stelle finde, nicht bloß 'selten'. — § 2 in den Anm. Z. 8 ist der Ausdruck 'es ist nicht abwegig' kaum gutes Schriftdeutsch und daher durch einen andern zu ersetzen. — § 7 würde ich zu den Worten '*Autronio nonne collegae sui defuerunt* eine kurze Bemerkung wünschen über den Gebrauch des Pron. refl. in Beziehung auf ein an der Spitze stehendes Objekt, das die Bedeutung eines logischen Subjektes hat. Freilich gehen auch die anderen Kommentare daran achtlos vorüber. — Ib. zu *laeserunt* wird als Grundbedeutung angegeben 'zerschneiden', was wohl auf irgend einem Versehen beruht; richtig 'schmettern, stoßen'. — S. 17, Anm. Z. 17 lies *consilio* st. *concilio*. — § 15 bedürfen die Worte *quae enim Autronio fuit causa, quae Sulla est* für den Schüler einer aufklärenden Bemerkung. — Für die Wiedergabe des vorangestellten Pron. poss. *in meis sedibus* (§ 18) eignet sich weniger die Wendung 'in meinem behaglichen Heim', als vielmehr 'in meinem eigenen H.' — § 19 ist

die Bemerkung über die Kongruenz des Prädikates in dem Satze *cum caedes, cum civium cruor, cum cinis patriae animum memoria refricare coeperat:* 'nicht *coeperant*, weil bei der Figur der Anaphora das Verbum oft dem letzten Substantiv im Numerus folgt' unzutreffend, da nicht bloß 'oft' und nicht bloß in der Anaphora, sondern überhaupt bei mehreren, insbesondere bei sachlichen Subjekten die Kongruenz des Prädikates mit dem zunächststehenden Subjekt die Regel ist, die Übereinstimmung hingegen mit der Gesamtheit der Subjekte eine ziemlich seltene Ausnahme. Man vergleiche die bezüglichen Untersuchungen von Anz und besonders von Lebreton über diesen Sprachgebrauch. — § 21 heißt es zu *regnum meum:* 'Cicero wird öfters von seinen politischen Gegnern dieser Vorwurf des tyrannischen Verfahrens gemacht, namentlich gegenüber den Verschworenen vom Jahre 63'. Was will dieses 'namentlich'? Meines Wissens doch wohl einzig und allein aus diesem Grunde. — Ib. ist die Note zu *parui* 'das eigentliche Wort für 'untertan sein, jedoch ohne Aufgabe der eigentlichen Selbständigkeit' schon an sich seltsam gefaßt und jedenfalls unbrauchbar. Daß *parere* ein wirkliches Aufgeben der eigenen Selbständigkeit bedeutet, könnte mit zahlreichen Stellen bewiesen werden, vgl. etwa Sall. b. Cat. 31 *cui* (sc. *imperio Romano*) *cum omnia armis domita parerent.* Aber gerade an unserer St., wo Cicero von der Verurteilung und Hinrichtung der Katilinarier spricht und sagt: *patribus conscriptis et bonis omnibus parui*, liegt es direkt im Interesse des Sprechenden, die Sache so darzustellen, daß er damals nicht das Geringste selbständig und auf eigene Faust getan habe, sondern nur ein Exekutivorgan des Senates gewesen sei. Somit ist die angegebene Bedeutung von *parui* gewiß nicht am Platze. — § 25 scheint es mir in der Note zu *contumeliam maledicti*, wo die Übersetzung 'beschimpfende Schmähung' empfohlen wird, doch, ich möchte sagen, unerläßlich, auf die so verwandte und dem Schüler sicher vertraute St. hinzuweisen: Catil. I 16 *vocis exspectas contumeliam.* — § 26 wird *tranquillo animo et quieto* nicht recht passend 'in Seelenfrieden und Untätigkeit' übersetzt, da 'Untätigkeit' sicher einen gewissen hier unangemessenen Tadel ausdrückt. — § 32 sollte ein Wort über die Bedeutung von *et nihil* (statt des erwarteteten *neque quidquam*) gesagt werden. — § 48 *intelleges honestius te inimicitiarum modum statuere potuisse quam me humanitatis.* Hier wäre es doch angezeigt, über diesen prägnanten Gebrauch des Adverbs im Lateinischen etwas zu bemerken, wo man sich im Deutschen umschreibender Ausdrücke bedient, wie etwa: daß es für dich ehrenvoller gewesen wäre .. ein Ziel zu setzen. Auch ein Hinweis auf ein oder das andere dem Schüler in der Lateinlektüre vorgekommene Beispiel dieser Art wäre willkommen, z. B. Liv. I 13 *melius peribimus quam sine alteris vestrum viduae aut orbae vivemus.* — § 49. Zu *honos agebatur* 'die Ehre stand auf dem Spiel' wird in der Note die Bedeutung

von *res agitur* besprochen, die schöne Parallelstelle jedoch: Cic. Pomp. 6 *agitur p. R. gloria, agitur salus sociorum, aguntur certissima p. R. vectigalia, aguntur bona multorum civium* wird bedauerlicherweise nicht angeführt. — § 51 bedarf der Indikativ in dem Relativsatze (*quid est tandem*) *quod indicat Cornelius* durchaus keiner Erklärung. — § 56 enthält die Note (S. 49, Z. 12 u. 19) ein überaus störendes Versehen, indem es dort zweimal Sulla heißt statt Sittius. — § 69 zu *studuit animus*, das passend mit 'es drängte mich' übersetzt wird, wäre es wieder sehr wünschenswert, auf Stellen hinzuweisen, die dem Schüler wahrscheinlich bekannt sind, wo *animus* in ähnlicher Verwendung begegnet: Liv. I 24 *hos ut sequar, inclinat animus* 'bin ich geneigt', Sall. b. Cat. 3 *quae tametsi animus aspernabatur* 'wiewohl ich dies verschmähte'. — § 76 zu *immanitas* ist die Bedeutungsentwicklung von *immanis* unrichtig wiedergegeben, wenn als Grundbedeutung 'übermäßig, übergroß' bezeichnet wird, woraus sich dann die Bedeutung 'teuflisch, dämonisch' entwickelt habe. Vielmehr ist die Grundbedeutung von *immanis* (opp. *manus, manes*) 'unhold, ungnädig', und daraus ergeben sich dann leicht alle übrigen Bedeutungen. — § 80 *conceditis, ut — liceat.* Die Anmerkung hebt mit Recht die Abundanz der Begriffe des Erlaubens hervor und verweist auf die hübsche Parallelstelle Cic. Arch. 3 *mihi detis hanc veniam, ut patiamini me de studiis humanitatis ac litterarum paulo loqui liberius.* Nur wäre doch auf den Zweck hinzuweisen, den diese übergroße Höflichkeit des Redners in beiden Fällen sichtlich verfolgt, er hat nämlich hier wie dort allen Grund, an die Nachsicht der Richter zu appellieren. — § 82 zu dem Oxymoron *tacita gravitas — loquitur* wäre es angemessener, statt auf Pomp. 13 *tacite rogant*, lieber auf die ganz ähnliche und dem Schüler sicher vertraute Parallelstelle Cat. I 18 zu verweisen: *quae* (sc. *patria*) *tecum, Catilina, sic agit et quodammodo tacita loquitur.* — In der Anmerkung zu *casu magis et felicitate* (§ 83) ist der Satzbau mißfällig: 'Wenn Cic., der die Verschwörung unterdrückte, den Sulla verteidigte, obwohl dieser zu den Verschworenen, wie die Anklage behauptete, gehörte usw.' — § 85 wird *pudori meo* ohne irgend einen anleitenden Wink vom Schüler kaum richtig erfaßt werden. Die Schüler sind ja geneigt, dieses Wort mit 'Scham' oder 'Schamhaftigkeit' zu übersetzen, was an d. St. sinnlos wäre; hier ist vielmehr die Bedeutung 'Ehrenhaftigkeit, Gewissenhaftigkeit' erforderlich. Auch sollte die ganze Note zu der Stelle schärfer als dies geschieht auf den Unterschied der beiden Aussageformen hinweisen: *si coniurasset* (mit apodiktischer Bestimmtheit = *non coniuravit*) und *si coniurasse arbitrarer* (bescheiden die subjektive Meinung ausdrückend); jenes steht in Beziehung mit *auctoritati adsumam*, dieses mit *adsumam pudori meo.* — § 89 kann von einer chiastischen Stellung der Genetive in den Worten *itinera iudiciorum et fori quam campi et disciplinarum* nicht gesprochen

werden, weil ein dem *itinera* entsprechendes Glied im zweiten Teile fehlt. — Ibid. zu *quid est reliqui* ist die Fassung der Bemerkung '*reliqui* sollte als Prädikat stehen, ist aber zu *quid* gezogen und von diesem abhängig gemacht' schief. Sie sollte richtig lauten: In Wendungen wie *quid (nihil) est reliqui* setzt der Lateiner einen von *quid (nihil)* attrahierten Genetivus partit. statt eines erwarteten prädikativen *reliquum*. — § 92 möchte ich zur Übersetzung des Satzes '*quae prima innocentis mihi defensio est oblata* einen Wink erwarten, da es im Deutschen heißen muß 'die erste Verteidigung, die sich mir darbot'. Der Lateiner aber zieht sowie den Superlativ auch *primus* stets in den Relativsatz hinein.

Diese Bemerkungen mögen das lebhafte Interesse zeigen, das Ref. der Ausgabe Thümens entgegenbringt, die, wie bereits eingangs bemerkt, in hohem Grade geeignet ist, die Lektüre der schönen Rede zu fördern.

Wien. Alois Kornitzer.

---

1. Lateinische Schulgrammatik. Erweiterte Ausgabe der 'Kleinen lateinischen Sprachlehre' von Dr. F. Schultz, bearbeitet von Dr. M. Wetzel. 4. Auflage, besorgt von A. Wirmer, Oberlehrer am Gymnasium zu Paderborn. Paderborn, Ferd. Schöningh 1904. VII und 384 SS. 8°. Preis geb. 2 Mk. 80 Pf.

2. Kleine lateinische Sprachlehre von Dr. Ferdinand Schultz, weil. Geh. Regierungs- und Provinzial-Schulrat zu Münster. 24. Ausgabe, besorgt von Dr. Anton Führer, Direktor des Gymnasiums zu Rheine i. W. Paderborn, Ferd. Schöningh 1904. VI und 290 SS. 8°. Preis geb. 2 Mk. 40 Pf.

1. Die Zeiten eines Zumpt oder eines 'großen Schultz' sind jetzt für immer vorüber. Dagegen sind an den Gymnasien Deutschlands immer noch Grammatiken in Gebrauch, die über das Maß der bei uns eingeführten bedeutend hinausgehen. Vorliegendes Buch genügt in Bezug auf Umfang und Inhalt selbst den weitest gehenden Forderungen, die man an eine lateinische Schulgrammatik heute stellen kann. Es enthält nicht nur ausgiebigen, für sämtliche Schulbedürfnisse ausreichenden grammatischen Stoff, sondern auch die Schulstilistik im weitesten Sinne des Wortes, insoferne selbst die Synonymik vertreten ist. Auch der gute alte Anhang 'Römisches Gewicht, Geld und Maß' ist nicht nach dem Vorgange der neueren Grammatiker fallen gelassen. In vorliegender 4. Auflage hat nun das Buch eine über alle Partien sich in gleicher Weise erstreckende Revision erfahren, die mitunter ziemlich tief einschneidet. Symptomatisch für die Arbeitsweise des neuen Herausgebers ist seine Behandlung der neu aufgenommenen lyrischen Versmaße des Horaz. Er begnügt sich nicht mit dem bloßen Abdruck der Schemata, sondern er gibt auch eine dem neueren Standpunkte der Metrik entsprechende Erklärung bei, die gleichwohl einfach gehalten und

dem Verständnis des Schülers angemessen ist. Praktisch ist die Beigabe eines alphabetischen Verzeichnisses der sogenannten unregelmäßigen Verba.

Jedoch gegen eine andere Neuerung des Herausgebers glaubt Ref. sich erklären zu müssen. Es betrifft dies die Art, wie der Herausgeber die Supina als verbale Stammformen behandelt. Er hat eine Reihe von Supinen wieder eingesetzt, 'deren Gebrauch zwar nicht ausdrücklich bezeugt, aber durch Ableitungen, die auf das Supinum zurückgehen, hinlänglich erwiesen ist'. Abgesehen davon, daß mit dieser Wiedereinsetzung kein ersichtlicher didaktischer Vorteil erreicht wird, ist dieselbe wissenschaftlich und pädagogisch bedenklich: ersteres, weil der Schluß von *saltus* (Sprung), *notus* (bekannt) und *obsoletus* (veraltet) auf die ehemalige Existenz der Supina *saltum, notum* und *obsoletum* mehr als kühn ist — das Supinum als verbale Stammform ist doch wohl nur Schulmeistererfindung —, letzteres darum, weil dadurch der Schüler zu falschen Bildungen verleitet wird. Denn wenn er nach seiner Grammatik *aufugitum, occasum, rutum* u. ä. memoriert, wird er bald in Versuchung geraten, *aufugitus, occasus* und *rutus* zu bilden. Übrigens hätte W., um konsequent zu sein, bei *valeo* ein *valitum* wegen *valiturus,* bei *pareo* ein *paritum* wegen *pariturus* ansetzen sollen. Zu tilgen ist auf jeden Fall *incultum,* wovon es keine Ableitung gibt, und *cantum,* wofür *cantatum* aufzunehmen ist. Außerdem rät Ref. noch in weiterem Umfange als bisher Ersatzformen aufzunehmen. So bei *posco: postulatum,* bei *meto: messem feci,* bei *vescor: vixi* oder *altus sum* und bei *irascor: suscensui.* — Abweichender Ansicht ist Ref. auch bezüglich der Natur des Gerundiums. W. legt ihm eine ursprüngliche passive Bedeutung bei und erklärt den Gebrauch in aktiver Bedeutung als inkorrekt. Es ist doch wohl die mediale Bedeutung als ursprünglich anzunehmen, woraus sich ebensowohl die aktive wie die passive Bedeutung erklärt. Die offenbar analogen Bildungen *secundus* und *oriundus* sowie die Verbindungen *volvenda dies* Virg. Aen. IX 6 und *volvendis mensibus* ebd. I 269 (vgl. *volventia plaustra* und *volventibus annis* gleichfalls bei Virgil), die ja in der Schule erklärt werden müssen, sollte sich keine Grammatik zur Beleuchtung des Gerundiums entgehen lassen.

2. Direktor Führer war jedenfalls die geeignetste Persönlichkeit für die Neubearbeitung der Schultzschen Sprachlehre. Nicht nur hat er bereits früher an der Gestaltung des Buches wesentlichen Anteil genommen, sondern auch sämtliche Übungsbücher, die sich an Schultz anschließen, bearbeitet. Sein Bestreben war diesmal vor allem darauf gerichtet, die schon von seinem Vorgänger M. Wetzel durchgeführte Übereinstimmung zwischen der Schultzschen Sprachlehre und den genannten Übungsbüchern in noch weiterem Umfange herzustellen. Übrigens unterscheidet sich die vorliegende 24. Auflage trotz mancher Kürzung und Änderung so

wenig von der 23., daß der Gebrauch beider Auflagen im Unterrichte keine Schwierigkeiten verursacht. — Bemerkenswert ist die diesmalige Zugabe der horazischen Metra, die, dem Charakter des Buches entsprechend, in einfachster Form im Anhange mitgeteilt werden.

Wien. J. Golling.

Regesten zu Friedrich Schillers Leben und Werken. Mit einem kurzen Überblick über die gleichzeitige Literatur. In tabellarischer Anordnung bearbeitet von Ernst Müller. Leipzig 1900, R. Voigtländers Verlag. VII und 178 SS.

„Ein Handbuch für Gelehrte, Lehrer, Literaturkenner und -Liebhaber" — der Verf. nimmt hier ein bischen gar zu viel auf seine Schultern! Den Nutzen für Gelehrte und Literaturkenner will ich nicht bestreiten. Neues sucht und findet man in dem Buche nicht; es kommt aber doch oft genug vor, daß man sich in einem gewissen Abschnitt von Schillers Leben oder Dichtung die Chronologie rasch vergegenwärtigen muß und nicht gleich im Gedächtnis hat, ob an dem oder jenem Tage das zweite Heft der „Thalia" schon erschienen war oder nicht? Dazu kann man nun das vorliegende Buch brauchen, freilich nicht ohne Vorsicht. Denn es ist ganz in des kenntnisreichen Verf.s nachlässiger und bequemer Manier einfach aus dem gröbsten Material herausgearbeitet, in den Rubriken gleich willkürlich wie in den Zitaten behandelt und ungefähr so zustande gekommen, wie man bei den Würsten das „Material" in die Häute stopft. Obwohl es vier Rubriken gibt (Zeit, Leben, Werke nebst (!) Briefen, und unter dem Strich gleichzeitige literarische Erscheinungen und „Ereignisse"), steht doch der erste Brief an Schimmelmann nicht in der Briefrubrik, sondern unter „Leben" verzeichnet. Ich habe das Buch gelegentlich einer Arbeit über den Wallenstein herangezogen, aber recht unzuverlässig befunden. Es ist nicht wahr, daß Dalberg und Prof. Dominikus den Wallenstein „angeregt" haben (S. 68), davon steht in Dalbergs Brief vom 22. März 1791 nichts. Goethes Tagebücher hat der Verf., so nahe sie liegen, nicht eingesehen, denn es fehlen alle Daten daraus; auch die Berichtigung des falschen Kalenderdatums (S. 127) vom 15. August 98: nach Goethes Tagebuch kann die Vorlesung nur am 13. stattgefunden haben. Schiller ist nicht am 4., sondern am 3. Oktober 97 an den Wallenstein gegangen, wie im Kalender deutlich steht und der Verf. schon in seinen Ergänzungen zum Kalender hätte verbessern sollen. — Also Vorsicht beim Gebrauch!

Wien. J. Minor.

Aus dem Lager der Goethe-Gegner. Mit einem Anhange: Ungedrucktes von und an Börne. Von Dr. Mich. Holzmann. Berlin, Behr (Deutsche Literaturdenkmale Nr. 129). 224 SS.

Der Verf. des vorliegenden Büchleins hat einen ungemein wertvollen Beitrag zur Literatur- und Kulturgeschichte geliefert, indem er dartut, wie zahlreich — freilich auch wie verschiedenartig — die Stimmen der Opposition waren, die sich noch zu Goethes Lebzeiten gegen dessen Person oder Schaffen erhoben. Freilich, gar manches unter den hier zusammenfassend veröffentlichten Kundgebungen ist von vornherein lächerlich, auf dem gründlichsten, unheilbaren Unverständnis beruhend: wenn Franz Ritter von Spaun den ersten Teil des Faust nach längerer verballhornender Bespöttelung einen „Augiasstall" nennt, den ersten Monolog des Faust als „albernes Geschwätz" bezeichnet, wenn der Wiener Gymnasiallehrer Martin Span Goethes Lyrik nach seiner Art verbessert und an dem Mondlied herumschusternd meint: „Herr v. Göthe weiß nie seine Gedanken in richtige Harmonie zu bringen" — so können wir heute darüber lächeln. Umso wertvoller ist es, daß Holzmann alle diese seltsamen Zeugnisse, wie die Schreibereien eines Pustkuchen, gesammelt hat. Mehr zu denken geben wohl die vom moralischen Standpunkte aus verdammenden Äußerungen Menzels, Görres' und namentlich Börnes, welch Letzterer trotz tiefen Verständnisses für das Wesen der Goetheschen Dichtung den Menschen Goethe verurteilt, ja verachtet hat, von dem Standpunkt der eigenen Verse Goethes: „Ich Dich ehren? Wofür? Hast Du die Schmerzen gelindert je des Beladenen? Hast Du die Tränen gestillet je des Geängsteten?" Wie bitter verhöhnt, geißelt Börne den Revolutionsmissversteher Goethe (S. 163 f.), dem Cagliostros, eines Anti-Christs Lehre wohl munden mußte, den die Revolution zu einem „Klein-Kophta" begeistert hat! — Ein Anhang von bisher ungedruckten Fragmenten Börnes und von Briefen Laubes an Börne und Jeanette Wohls an Dr. Reinganum bildet den Schluß des inhaltsreichen Bandes, der durch die durchaus sorgfältigen und von großer Belesenheit Zeugnis ablegenden Anmerkungen, Ein- und Überleitungen einen besonderen Wert erhält.

Antixenien. 1. Heft. Trogalien zur Verdauung der Xenien. Von Fürchtegott Christian Fulda. Herausg. von Ludwig Grimm. Berlin, B. Behrs Verlag (Deutsche Literaturdenkmale Nr. 125). XVIII u. 45 SS.

Aus der ungeheuern Flut von Entgegnungen und Pamphleten, welche die Veröffentlichung der „Xenien" in der zeitgenössischen Literatur gezeitigt hat, ist hier ein besonders charakteristisches Büchlein neu aufgelegt worden. F. C. Fulda, ein Patenkind Gellerts, von dem er die Vornamen Christian Fürchtegott übernahm, 1768 geboren, war 1794 Lehrer am Pädagogium in Halle geworden; als Lyriker und Übersetzer, Verehrer Vossens und des in

den Xenien hart mitgenommenen Schulmeisters Manso hat der begeisterte Philolog den Verff. der Xenien tüchtig auf die Finger klopfen wollen. Er stellt daher Wolf in Halle als erhaben selbst über das Lob der Xenisten hin, preist Hagen als den „Göttinger Adler“, tritt für Nicolai, Platen und den Kantianer Jakob ein; er stellt seinen demokratischen Standpunkt erbittert dem aristokratischen der Xeniendichter gegenüber, schilt namentlich Goethe als Höfling, Minister, Emporkömmling; Reichardt wird in Schutz genommen, ebenso Haschka, von dem es heißt (S. 35 des Neudrucks), er wäre wohl mit der Klappe verschont worden, hätte er nicht den Regenten immer die Wahrheit gesagt. Besonders scharf geht es über die arme Christiane Vulpius her, die „Fuchsin“ (S. 21), die Goethe zu einem „Widder“ gemacht habe, deren „Jungferntum“ verhöhnt wird (S. 22) und deren Verhältnis zu Goethe den Stoff zu einem „Göttergespräch“ (S. 25—27) gibt — zwischen Phöbus und Phaëton behufs Anerkennung der Vaterschaft! Ebenso verhöhnt Fulda auch die angeblichen Mängel der Weimarer Poesie, wie die Schreibweise „balde“ statt „bald“ (S. 18) oder die schlechte Metrik in dem bekannten Distichon (S. 29) „In Weimar und Jena macht man Hexameter wie der . . . .“.

Als ein kennzeichnendes Symptom der plumpen und überdreisten Anfeindungen, denen unsere Klassiker seitens der zeitgenössischen Schriftsteller ausgesetzt waren, hat das Büchlein den Neudruck vollauf verdient. Die Neuauflage ist sorgfältig durchgeführt, die Einleitung inhaltsreich und den Gegenstand erschöpfend.

Wien. Dr. Egon v. Komorzynski.

Gesammelte Reden und Aufsätze zur Geschichte der Literatur in Österreich und Deutschland. Von August Sauer, o. ö. Professor an der deutschen Universität in Prag. Wien, Fromme 1903. 400 SS.

Elf Reden und vier Aufsätze hat der Prager Gelehrte hier zu einem Bande vereinigt; von den vier Aufsätzen sind zwei echte Gelegenheitsschriften. In dem kurzen Vorwort spricht Sauer davon, wie sich fast an jede dieser kleineren und größeren Studien eine persönliche Erinnerung knüpft: die vier Hauptstädte, in denen er als Lehrer oder Vortragender wirkte, die Kreise, in denen er sich am liebsten bewegte, werden ihm dadurch ins Gedächtnis gerufen und so schlingt sich für ihn persönlich ein Band um die losen Blätter. Als künstlerisch empfindender Gelehrter hat er ihnen durch die Anordnung noch eine weitere Verbindung geliehen: eine Studie über Hölderlin, den Typus des Renaissance-Dichters aus der klassischen

Periode, eröffnet den Reigen, ihm folgt Seume, dessen Bedeutung in der Zeit Napoleons wurzelt, Goethes Freund, Graf Sternberg, führt uns in das Metternichsche Österreich und hier hält uns Sauer lange Zeit fest, Schreyvogel, Grillparzer und Raimund beschäftigen ihn. Die Mitte des Jahrhunderts gewinnt Gestalt in der Schilderung Otto Ludwigs; in Scheffel und Anzengruber werden zwei bedeutende Tote der allerjüngsten Vergangenheit vorgeführt, aber auch die Jetztzeit erhält ihr Recht in der schönen Würdigung der Ebner-Eschenbach. Den Band schließen einige Blätter, die dem Andenken einer Grazer Dame gewidmet sind: Sauer läßt in ihren Briefen das große Publikum über Dichter der Gegenwart zu Worte kommen und verficht dessen Recht, neben den Kritikern von Beruf gehört zu werden. Er hat den Zufall ausgenützt, der diesen letzten an den ersten Aufsatz knüpft; die Dame kam mit Sauer durch seine Rede über Hölderlin, dem sie verwandt war, in Berührung.

Noch ein Gemeinsames weist diese schön gerundete Sammlung auf: die Arbeiten sind durchaus Einzelstudien, sie suchen das Wesen einer Persönlichkeit oder auch eines Werkes zu charakterisieren und womöglich dafür eine erklärende Formel zu finden. Gerne wird ein bestimmter Ton gleich anfangs angeschlagen und festgehalten; es ist weiter nicht verwunderlich, daß in Aufsätzen, die demselben Thema gelten, auch wörtliche Wiederholungen erscheinen. Im allgemeinen sind sie alle recht hell und freundlich gestimmt, was sich wieder aus der Entstehung erklärt. Der geschmackvolle Redner weiß sich aber gar wohl nach seinen Zuhörern zu richten. Wenn er vor Studenten eine Scheffel-Gedenkrede hält, so tauchen bei aller Würde des Tones da und dort fast burschikose Wendungen auf, die Trinkpoesie wird mit offenbarer Liebe gewürdigt und der Schluß klingt in eine schmetternde Fanfare aus. In Teplitz, bei der Enthüllung des Seume-Denkmals weiß er seinem ziemlich spröden Thema diejenige Seite abzugewinnen, die am sichersten Interesse erweckt, die nationale; wenn er bei einem Volks-Unterhaltungsabend über Anzengruber spricht, so wendet er sich an die sozialen und religiösen Gefühle der Anwesenden. Gemessener ist der Ton einiger in Literaturvereinen gehaltenen Vorträge, wissenschaftlich vornehm in der akademischen Festrede auf Grillparzer und in der auf Sternberg, die bei einer Jubiläumsfeier der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“ gehalten wurde.

So sind denn auch die einzelnen Arbeiten mit sehr verschiedenem Maßstabe zu messen. Gleichsam organisch aus den Studien Sauers herausgewachsen, mit größter Liebe durchgeführt, daher auch am interessantesten sind die Studien über das vormärzliche Österreich, die weit über die Hälfte des Bandes einnehmen. Als Nebenarbeiten aus der Werkstatt des Gelehrten sind sie zum Teil von ihm selbst überholt worden, haben aber ihren großen

Wert als Einzeluntersuchungen, wie sie im großen Zusammenhange doch nie so genau durchgeführt werden. Der Sternberg-Aufsatz fügt sich in die Reihe jener Studien, die den Beziehungen Goethes zu Österreich gelten, und die erst jüngst so überraschend reiche Früchte gezeitigt haben. Ist für den Literaturhistoriker das Verhältnis des Grafen zu Goethe die Hauptsache, wird er sich insbesonders an dem schönen Nachweis freuen, wie diese Beziehung dazu beigetragen hat, die eigentümliche Sonderstellung der deutsch-böhmischen Literaten mit ihrem Stolz auf die historische Vergangenheit des Slavenlandes zu stärken, so erweckt doch auch darüber hinaus die Gestalt des Grafen selbst Interesse, seine von Rousseau-Werter-Stimmungen erfüllte Jugend voll Kirchen- und Fürstenhaß — trotz seiner Erziehung zum Priester — sein ruhiges Wirken als Staatsmann, der Josefs II. Vorgehen als zu stürmisch verwirft, selbst aber der Aufklärung treu bleibt, endlich sein durch umfassendste gelehrte Wirksamkeit bedeutender Lebensabend. Der Schreyvogel-Aufsatz besteht aus Feuilletons zur Eröffnung des neuen Wiener Burgtheaters, er gibt eine kurze Charakteristik des Mannes, zeigt ihn in seinem Verhältnis zu Müllner, den er in unglaublicher Weise überschätzte, gibt einige lustige Belege zum Zensurwesen der Zeit und führt uns schließlich zu Grillparzer.

Diesem gelten vier Arbeiten. Eine akademische Festrede entwickelt Grillparzers dichterischen Werdegang in großen Zügen, wie er aus unglücklichen Familienverhältnissen, aus dem dunklen Milieu des Metternichschen Österreich herauswächst, mangelhaft unterrichtet, überreizt durch die schlechteste Lektüre und durch die Eindrücke einer trotz aller gesunden Keime verlotterten Bühne, wie er sich als Dichter läutert und hebt, als Mensch immer unter furchtbarem Druck von außen und innen ringt und kämpft: sie gibt eine Würdigung des Dramatikers und Lyrikers und feiert ihn als einen „Begeisterten“ in matter Zeit. Die folgenden Einzelheiten führen dann manches näher aus, was schon die große Rede berührt hat. In eindringlicher, psychologischer Untersuchung wird Grillparzers Verhältnis zu Katharina Fröhlich erörtert und der Schlüssel dazu in des Dichters innerlicher Einsamkeit, seiner und Katharinas Unfähigkeit, sich ganz hinzugeben, gesucht. Seltsamer Weise ist jene höchst aufschlußreiche Tagebuchstelle nicht berücksichtigt, in der Grillparzer die Zerstörung des Verhältnisses auf seinen „eigensinnig bewahrten Entschluß, das Mädchen nicht zu genießen“, zurückgeführt hat: wenn er, der seine leidenschaftlich-sinnliche Natur und seine Seelenkeuschheit so wohl kannte, hier die Wurzel der tragischen Entwicklung gesehen hat, so darf man ihm wohl darin folgen. — Das Lieblingsstück Sauers, wenn auch nicht dasjenige, welches er künstlerisch am höchsten stellt, ist offenbar „Ein treuer Diener seines Herrn“. Ihm widmet er eine ausführliche Studie, in der er sich bemüht, den ewigen Vorwurf des Ser-

vilismus zu entkräften und das Drama als einen Fürstenspiegel in liberalem Sinne hinzustellen; auch wer ihm darin nicht ohneweiters beipflichtet — die später unterdrückten Schlußverse des Dramas beweisen doch nicht genug — wird sich an der feinen Zergliederung erfreuen. — Ein vierter Aufsatz gilt dem Zauberischen bei Grillparzer und zeigt, wie in dem Jugendstück „Drahomira“ die krasse äußerliche Mache der Wiener Zauberstücke vorherrscht, wie im „Goldenen Vließ“ die nicht gut zu umgehenden äußeren Zaubermittel doch möglichst zurückgedrängt werden, während in der „Libussa“ kaum mehr von Zauber im eigentlichen Sinne, sondern nur von gesteigerten menschlichen Kräften geredet werden kann.

Gleichsam eine Ergänzung zu den Grillparzer-Studien bilden die beiden Raimund-Aufsätze. Der erste, als Rede bei der Enthüllung der Raimund-Gedenktafel in Pottenstein gehalten, gibt nur eine kurze Würdigung des Dichters, Schauspielers und Menschen, während der zweite, der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ entnommen, von Sauer selbst als Charakteristik bezeichnet wird. Einige wörtliche Wiederholungen zeigen, daß der zweite Aufsatz aus dem ersten hervorgegangen ist; daher mag der auch hier festgehaltene etwas panegyrische Ton stammen. Sauer erblickt in Grillparzer den Dichter, welcher der Renaissance-Kunst aus der Wiener Volksbühne neue, frische Quellen eröffnet hat, in Raimund seinen Gegenpart, der von der Volksbühne aus dem Renaissance-Drama zustrebte. Er sieht in dessen Wirksamkeit, etwas überschwenglich, 'einen der wenigen Höhepunkte des deutschen Theaters, ja der dramatischen Literatur aller Zeiten'. Das Halbschlächtige in Raimunds Wesen, ja in dieser ganzen angeblichen Volkspoesie, die schließlich doch nur aus arg entstellten Elementen fremder Literaturen erwachsen ist, scheint mir nicht genügend scharf gekennzeichnet.

Die übrigen Aufsätze stehen in weit loserem Zusammenhange zu einander und zu Sauers sonstiger Tätigkeit. Der wertvollste darunter scheint mir der über Otto Ludwig, der mit außerordentlicher Liebe als Mensch und Dichter dargestellt ist, weniger als Theoretiker. Hier verfolgt Sauer seinen Weg offenbar mit einigem Widerstreben; er will nicht zu scharf polemisieren und verurteilt doch Ludwigs Schiller-Gegnerschaft. Die Schlußwendung zeigt des Verf.s entschiedene Gegnerschaft gegen die naturalistische Richtung, wie denn überhaupt der Tagesliteratur an einigen Stellen mit wenig Liebe erwähnt wird. — Umso eifriger vertieft sich Sauer in die bewundernde Darstellung des Werdeganges der Ebner-Eschenbach, für deren Wesen er in der vorwaltenden Güte die Erklärung sieht. Anzengruber wird mit sichtlicher Vorliebe als Volksdichter geschildert, ohne daß näher auf die einzelnen Werke eingegangen wird; Hölderlins Wesen sucht Sauer zurückzuführen auf seinen Schmerz über die deutschen Zustände und zeigt seine literarische Entwicklung, seine Wendung von Schiller zu Goethe; die Scheffel- und

Seume-Reden sind Gelegenheitsreden im eigentlichsten Sinne, insbesondere ist Seume nur in seinen Vorzügen geschildert, seine vielen Schrullen und Abgeschmacktheiten sind liebevoll übergangen.

Über alle gelehrten oder interessanten Einzelheiten hinaus geht endlich aus dem ganzen Buche, mehr als aus eigentlich wissenschaftlichen Werken, die liebenswürdige, vielseitige, dem Leben zugewandte Natur des Verf.s hervor.

Wien. Dr. Valentin Pollak.

Festschrift zum 11. deutschen Neuphilologentage Pfingsten 1904 in Köln am Rhein. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben vom ersten Vorsitzenden des deutschen Neuphilologen-Verbandes Prof. Dr. Arnold Schröer. Köln, Paul Neubner 1904. 222 SS.

Die Fortbildung der neusprachlichen Oberlehrer und das englische und französische Seminar an der Handels-Hochschule in Köln. Von Dr. Arnold Schröer. Sonderabdruck aus der Festschrift zum 11. deutschen Neuphilologentage. Köln, Paul Neubner 1904. 22 SS.

Die „Festschrift zum 11. deutschen Neuphilologentage" enthält Beiträge von Kölner Neuphilologen und zwar einen poetischen „Festgruß" von Johannes Fastenrath, eine Abhandlung über den Wortschatz der Kölner Mundart von dem Oberlehrer Prof. Dr. Gustav Blumschein, eine literarische Würdigung der italienischen Romanschriftstellerin Grazia Deledda von dem Oberlehrer Dr. Adolf Gottschalk, ein Aufsatz über den außerhalb Frankreichs wenig bekannten Lustspieldichter Henri Becque von dem Oberlehrer Dr. Ernst Jüde, eine Übertragung der mittelenglischen Romanze '*King Horn*' im Versmaß des Original von dem Oberlehrer Dr. Hermann Lindemann, eine Untersuchung über die Bindung sonst stummer Endkonsonanten im französischen Sprachunterricht von dem Oberlehrer Dr. Konrad Müller und endlich den auch im Sonderabdrucke erschienenen Aufsatz Schröers.

Diese Festschrift stellt durch die Vielseitigkeit und Gediegenheit des Inhalts eine durchaus würdige Leistung der Kölner Neuphilologen vor. Wir müssen uns hier versagen, auf die sieben Beiträge im einzelnen einzugehen, möchten aber doch namentlich auf Müllers Abhandlung über die Liaison im Französischen, als den nicht nur umfänglichsten, sondern vielleicht auch wertvollsten aller Beiträge aufmerksam machen.

Sehr lesenswert sind auch die Ausführungen Schröers über die Fortbildung der neusprachlichen Oberlehrer und die Einrichtung eines englischen und französischen Seminares zunächst zur Weiterbildung der Oberlehrer. Schröer, bekanntlich ein Österreicher und jetzt Professor der englischen Sprache und Literatur an der Handels-

Hochschule in Köln, betont, daß für den neusprachlichen Oberlehrer die wissenschaftliche Erkenntnis des Neufranzösischen und Neuenglischen in erster Linie in Betracht kommt. Auch in den angehängten Anmerkungen und Exkursen findet sich manches Treffende, wie die Bemerkung über die Wertschätzung, bezw. Rangstufe des Lehrberufes an der Universität und an der Schule.

So sind denn Festschrift und Sonderabdruck der Aufmerksamkeit der Neuphilologen bestens zu empfehlen.

Wien. Dr. A. Würzner.

Sokoll und Wyplel, Lehrbuch der französischen Sprache für österreichische Realschulen. Erster Teil (erstes und zweites Schuljahr). Wien 1904, Franz Deuticke. Preis geh. 2 K, geb. 2 K 50 h.

Unter den verschiedenen Methoden in der Anlage verfolgt vorliegendes Lehrbuch einen ganz eigenen Weg, der in dieser Art noch nicht betreten wurde. Von der ersten Lektion an greifen die Verff. in den reichen Schatz der lebenden Sprache, ohne Scheu vor unregelmäßigen Formen, denen man sonst vorsichtig aus dem Wege geht. Alles, was den Schüler umgibt und für ihn Interesse haben kann, Schule und ihre Verhältnisse, der menschliche Körper, das Leben in Stadt und Dorf, in Wald und Flur wird in anmutigen Erzählungen oder kleinen Gedichtchen aus dem Leben eines zehn- bis zwölfjährigen Knaben vorgeführt. Da die Übungsstücke auf Erlebnissen aufgebaut sind, läßt sich mit ihnen leicht auch die Handlung verknüpfen. Und tatsächlich läßt das Buch den Schüler handeln, wobei die Handlung oft in einzelne Teile zerlegt ist, so daß eine Art Gouinscher Serien entsteht. Während der Schüler handelt, wird er zum Sprechen verhalten, andere Schüler sprechen zu dem Handelnden und wieder andere von dem Handelnden. Auf diese Weise herrscht ein frisches Leben in der Klasse, die Teilnahme wird rege erhalten und die Sprachorgane gewöhnen sich an das Hervorbringen der fremden Laute. Das Werk nahm das Gute, wo es zu finden war. Besonders reichlich schöpfte es aus Carré und Moy, deren Schulbücher für solche französische Schüler bestimmt sind, deren Muttersprache nicht die französische ist. Hieher gehören besonders das Auffinden von Gegensätzen und die Dispositionen für die Wiedergabe der Erzählung sowie die Anleitung der Schüler, selbst Fragen zu bilden, ein sehr wichtiger Punkt im modernen Sprachunterrichte, dem nicht immer gebührend Rechnung getragen wird. Noch durch eine andere Einführung zeigt sich das Lehrbuch als eigenartig: in dem Bestreben, den Wortschatz zu mehren und denselben für Sprechübungen zu verwerten, bringt von Lektion 7 an systematisch eine *Leçon de choses,* in der Din und Tätigkeiten bekannt werden, die dem Schüler nahe steh

der menschliche Körper, die Schulbücher und Hefte, das Schulleben, das Haus, die Kleidungsstücke u. a. — Was die Behandlung der Aussprache anbelangt, so wollen die Verff. zunächst die reinen Vokale und die Diphthonge eingeübt wissen. Die Aussprache und Leselehre verteilen sie auf eine große Reihe von Lektionen, ein Vorgang, mit dem der Ref. nicht einverstanden ist, da er mit den Instruktionen und Münch einen Lautierkursus vorzieht. Was die Darbietung des grammatischen Stoffes anlangt, so erschrickt man anfangs vor der gebotenen Fülle und Mannigfaltigkeit. Aber das Lehrbuch ist vortrefflich methodisch gearbeitet, so daß die gleichen sprachlichen Erscheinungen sich wiederholen und in gegebener Zeit die grammatische Analyse leicht ermöglichen. Beim Verbum weicht das Werk den unregelmäßigen Formen nicht aus und ordnet sie als Gegensatz zu den regelmäßigen ein (vgl. Nr. 6). Ein besonderes Gewicht legen die Verff. auf das Verständnis und die richtige Anwendung der gebräuchlichsten Präpositionen, indem sie mit denselben schon in der zweiten Lektion einsetzen. Desgleichen tun sie auch mit den Fragewörtern, ohne Formen wie *qui est-ce qui*, *qui est-ce que*, *qu'est-ce qui* usw. aus dem Wege zu gehen. Bei der grammatischen Analyse wird dem Lehrer volle Freiheit gewährt, indem die zu gewinnende Regel meist nur kurz angedeutet wird. Der gesetzlich vorgeschriebene Stoff ist erschöpft und seine Behandlung bekundet öfters eine reiche Erfahrung im praktischen Unterricht, wie dies z. B. die Zusammenstellung der Zeiten auf S. 50 und 51 beweist. Im zweiten Jahre greifen die Verff. stets auf den Übungsstoff des ersten Jahres zurück, um den Wort- und Phrasenschatz sowie die erlernten Sprachgesetze durch Wiederholung stets flüssig zu erhalten. Sie deuten damit richtig an, daß sie auf einer genauen Verarbeitung des Stoffes bestehen. Und gerade bei dieser richtigen Forderung steigen in dem Ref. Bedenken auf: Wird diese Fülle des Stoffes im Massenunterricht auch wirklich genau verarbeitet werden können? Wird das zwar empfängliche, aber in der Aufnahme und im Behalten doch nur begrenzte Gedächtnis der Schüler nicht überlastet? Geht das Buch in der Anlehnung an Carré und Moy nicht zu weit, indem es übersieht, daß bei uns nur 6, bezw. 5 Wochenstunden dem französischen Unterricht zugedacht sind, während das vorerwähnte französische Lehrbuch für Schulen bestimmt ist, an denen der gesamte Unterricht französisch geführt wird? — Die Erprobung des Lehrbuches im praktischen Unterrichtsbetrieb wird die Lösung dieser Fragen bringen und darnach wird sich auch eine eventuelle Neuauflage richten müssen.

Von einigen kleineren Versehen abgesehen, ist die typographische Ausstattung tadellos. Nur wäre zu wünschen gewesen, mit Rücksicht darauf, daß das Lehrbuch für die Elementarklassen der Mittelschule bestimmt ist, die Zeilen mehr voneinander zu entfernen. Ein alphabetisch geordnetes Wörterverzeichnis erscheint

bei den mehr als 4000 Wörtern dringend wünschenswert, um die Schüler bei ihrer Vorbereitung nicht selten in eine ratlose Verlegenheit zu bringen.

Wenn man die gegebenen Ausführungen zusammenfaßt, so kommt man zu dem Urteil, daß das besprochene Lehrbuch den wissenschaftlichen Anforderungen sowie dem praktischen Unterrichtsbetrieb vollkommen entsprechend eingerichtet ist. Wer das Werk aufmerksam liest, wird nicht bloß den Fleiß und die Ausdauer der Verff. anerkennen, sondern auch — ich möchte sagen — ihrer Schultaktik das verdiente Lob nicht vorenthalten. Wer für methodische Anregungen empfänglich ist, wird darin manches finden, was er bei eigenem Unterrichte vorteilhaft verwerten kann.

Wien. F. Pejscha.

The Genitive Case in Anglo-Saxon Poetry by George Shipley. Dissertation submitted to the Board of University Studies of the Johns Hopkins University in conformity with the requirements for the degree of Doctor of Philosophy. The Lord Baltimore Press, The Friedenwald Company, Baltimore, MD., U. S. A. 1903. 126 SS.

In der vorliegenden Abhandlung, die im Jahre 1897 von der Baltimorer Universität als Doktordissertation angenommen wurde, betrachtet der junge amerikanische Gelehrte das Vorkommen des Genetivs in der altenglischen Poesie, u. zw. I. bei Verben (S. 14—67), II. bei Adjektiven (S. 71—85), III. bei Substantiven (S. 87—90), IV. bei Fürwörtern (S. 91—95), V. bei Zahlwörtern (S. 97—103), VI. bei Komparativen und Superlativen (S. 105—107), VII. bei Präpositionen (S. 117—120); dazwischen wird auch der adverbialen Genetive, wie *dæges, nihtes, ealles, elles* usw. Erwähnung getan (S. 100—115). Mit Ausnahme der Kapitel III und IV, die allzu summarisch gehalten sind, ist die Untersuchung mit größter Sorgfalt und Vollständigkeit durchgeführt worden. Besonders dankenswert sind die zahlreichen Zitate aus Gueins Bibliothek der angelsächsischen Poesie (neu herausg. von Wülcker). Wie in allen philologischen Arbeiten, die in Amerika erscheinen, berührt es auch hier angenehm, daß auch die einschlägigen Arbeiten deutscher Forscher gewissenhaft zurate gezogen worden sind.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Hubert Grimme, Die weltgeschichtliche Bedeutung Arabiens. Mohammed. Mit einer Karte und 60 Abbildungen. Erstes bis fünftes Tausend (Weltgeschichte in Charakterbildern, herausgeg. von Franz Kampers, Sebastian Merkle und Martin Spahn, Abt. II). München, Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung 1904. 91 SS. 8°.

Das Hauptgewicht der Darstellung liegt in diesem Buche mit Recht auf der „weltgeschichtlichen Bedeutung Arabiens“, die in wenigen, aber kräftigen Strichen zu erfreulicher Übersichtlichkeit skizziert wird. Denn wie der Verf. überzeugend nachweist, ist das für uns weltgeschichtlich nächstliegende und darum interessanteste Produkt dieses Landes, der Islam, wenn auch von einem einzelnen Manne geformt, doch hauptsächlich nur ein Ausfluß uraltsemitischer Religionsbegriffe, bei deren Ausgestaltung durch Mohammed jüdische und christliche Einflüsse in viel geringerem Maße mitgewirkt haben, als gemeiniglich angenommen wird. Ein großes Verdienst Grimmes besteht in der Darstellung der vormohammedanischen Geschichte und Kultur Arabiens, bei der die Ergebnisse der semitischen Epigraphik in geradezu ausgezeichneter Weise verwendet und kombiniert mit den Nachrichten anderer Quellen zu einem klaren Bilde geformt werden, wobei nicht selten eine Zurechtrückung durch unhaltbare Hypothesen mannigfach verschobener Partien unternommen wird. Hervorzuheben ist hier namentlich Grimmes Zurückweisung der hauptsächlich durch Hugo Winckler vertretenen Anschauung, daß die Religion der vorislamischen Araber, so wie Arabiens ganze Kultur überhaupt, zum größten Teile Entlehnungen oder Ausflüsse babylonischen Geisteslebens darstelle (S. 41). Die Entstehung monotheistischer Kulte auf arabischem Boden hat eine verhältnismäßig ausführliche Darstellung gefunden, was durch den Zweck des Buches, nicht sowohl eine Geschichte Mohammeds, als vielmehr des Milieus, aus dem er hervorgegangen und in dem er wirkte, zu geben, vollauf gerechtfertigt ist. Trotzdem ist in großen Zügen eine vollkommen ausreichende Entwicklungsgeschichte der persönlichen Ideen des merkwürdigen Mannes gegeben, wobei die von Grimme aufgestellte Einteilung in eine soziale (frühmekkanische), theologische (spätmekkanische) und politische (medinische) Periode mir besonders glücklich gewählt zu sein scheint. Wie nach und nach, durch die äußeren Erlebnisse bedingt, die Umwandlung des sozial-religiosen Schwärmers in den machtgierigen, egoistischen Politiker vor sich ging, ist hier mit wenigen Worten an den Taten und Aussprüchen Mohammeds gezeigt, und so spielt sich vor unseren Augen das Herabsinken der neuen Religion von einer wirklich überraschenden ideellen Erhabenheit und sittlichem Ernst zu jener äußerlichen und dürren, auf geringe Leistungsfähigkeit der Bekenner zugeschnittenen Dogmatik ab, die den Islam nach Grimmes treffenden Worten (S. 73) „zur Religions- und Kulturform von geistig nicht ausgereiften Völkern“ gemacht hat.

Daß bei aller Anerkennung dieser Vorzüge des Buches der Ref. nicht in allen Einzelheiten mit den Ansichten des Verf.s übereinstimmt, versteht sich in Arabicis schon von selbst. Die Hypothese von der nordafrikanischen Urheimat der Semiten erscheint mir nicht so unbedingt überzeugend, wie dem Verf., doch ist zu einer Auseinandersetzung darüber hier nicht der Platz. S. 52 erwähnt Grimme als eine neue sittliche Forderung des Islams gegenüber „dem beschränkten Pflichtenkreise der alten Araber, die nur dem Stammesgenossen Rechte zuerkannten, dem Fremden gegenüber sich pflichtenlos fühlten“ die Vorschrift „zu lösen der Gefangenen Band, zu speisen, wann der Hunger im Land, den Waisen, der dir anverwandt, den Fremden, der dir unbekannt“. Diese Forderung ist aber nicht neu; in den alten Gedichten des sechsten Jahrhunderts (unserer Zeitrechnung) begegnet sie uns überall da, wo das Ideal eines altarabischen Beduinenfürsten gezeichnet wird, und das gastliche Feuersignal, das auf weithin sichtbarem Hügel in kalter Winternacht den fremden Wanderer zur erquickenden Einkehr einlädt, ist ein bekanntes und ständiges Requisit der alten Poesie; im Diwan des Hatim von Tayy z. B. kommt es zum Überdruß häufig vor. Der Koran kodifiziert also hier, wie in so manchem anderen Falle, nur einen schönen Brauch der Vorzeit.

Die zahlreichen Abbildungen beleben und ergänzen die Darstellung in dankenswerter Weise und die schöne Ausstattung macht die Lektüre des vortrefflichen Buches auch für den äußeren Sinn zum Genuß.

Wien. R. Geyer.

Alois Hecker, Durch den St. Gotthard, die Riviera und Südfrankreich bis ins „Herz von Spanien“. Regensburg 1903 G. J. Manz. Preis brosch. 10 Mk.

Der Verf., ein reichsdeutscher katholischer Geistlicher, will eine Pilgerfahrt unternehmen, es ist also begreiflich, daß er der Beschreibung und Geschichte der von ihm besuchten heiligen Stätten einen breiten Raum seiner Schilderungen widmet, sagt er doch selbst S. 4 f. seines schönen und lehrreichen Werkes: „In wenigen Wochen schon sollte ich eine Menge ehrwürdiger Stätten betreten, die seit Jahrhunderten berühmt geworden — die Gräber eines heiligen Karl Borromäus, einer heiligen Katharina von Genua, jenes geschwisterlichen Dreigestirns St. Lazarus, St. Magdalena und St. Martha, sollte verehren können die Reliquien eines heiligen Thomas, des *doctor angelicus*, eines ritterlichen Ignatius von Loyola, eines heiligen Jakobus, des Apostels von Spanien, ich soll[illegible] suchen das Grab jener vom heiligen Geiste erleuchteten Jun[illegible] der heil. Theresia, noch nichts zu sagen von dem uralten [illegible] dem heiligen Berge Montferrat und der Wundergrotte von Lou[illegible]

Daß auch die Beschreibung berühmter Kirchen, an denen die durchreisten Landschaften so außerordentlich reich sind, ausführlich berücksichtigt, daß mancher scharfe Hieb auf die offenen und geheimen Gegner der katholischen Kirche geführt wird, ist selbstverständlich. Deshalb seien in erster Linie die katholischen Religionslehrer auf das Buch aufmerksam gemacht, aus dem sie eine Fülle von anregender Belehrung schöpfen können. Das Buch enthält aber außerdem eine Menge Ausblicke auf Geschichte, Sage, Literatur, das Volksleben, politische Verhältnisse, die ihm einen hervorragenden Platz in der Reiseliteratur sichern. Wenn da hie und da chronologische Verstöße mitunterlaufen (z. B. S. 120 das Geburtsjahr Kolumbus 1436 statt 1456, S. 244 erscheint Papst Innozenz III. als Gegner Friedrichs II. und Zeitgenosse Ludwigs VII. von Frankreich usw.), so verschlägt dies nichts, da sie der geschichtlich gebildete Leser leicht richtigstellen, der Laie aber dadurch nicht irregeführt werden kann.

Äußerst wertvoll ist der reiche und schöne Bilderschmuck, der die zutreffende Landschaftsschilderung in äußerst lehrreicher Weise ergänzt. Aus dieser lernen wir ein schönes Stück der Schweiz längs der St. Gotthardstraße kennen. Darauf folgen Mailand, Pavia, Genua, die Poebene. An der Riviera werden unter anderen Savona, San Remo, Monaco und Monte Carlo, Nizza und Toulon ausführlich gewürdigt. So gelangen wir über Marseille, nach ausführlichen Schilderungen aus den Albigenser- und Hugenottenkriegen, an die Grenze Spaniens. Der Jammer über die Langsamkeit und Unbequemlichkeit des Reisens in Spanien und auf seinen Eisenbahnen spiegelt sich auch in unserem Buche wieder. Wir kommen über St. Sebastian und Loyola in das Land der Basken, dann nach Burgos, Salamanka und Madrid, das wir gründlich kennen lernen. Ein ausführlicher Abschnitt ist dem goldenen Zeitalter der spanischen Literatur gewidmet und wir erfahren manche fesselnde Einzelheiten aus dem Leben und Schaffen Calderons, Lope de Vegas usw. Toledo in seinem Glanze und Verfalle mutet den Leser ganz eigenartig an. Auf der Rückreise führt uns der Verf. nach Saragossa, zum Montferrat und nach Barcelona, dessen gewerblichem Aufschwunge er vollauf gerecht wird. So lernen wir also an der Hand dieses Buches den größten Teil des einst so blühenden, heute noch vielfach verfallenen und vernachlässigten Königreiches Spanien kennen. Der Verf. stellt die weit verbreitete Meinung, daß die katholische Kirche an dem Niedergange Spaniens die Hauptschuld trage, an der Hand von Aussprüchen berühmter (selbst protestantischer) Geschichtsforscher richtig, macht noch einen Ausblick auf die Zukunft Spaniens und führt uns dann über Lyon und Genf in die deutsche Heimat zurück. Alles in allem kann das Buch denkenden Lehrern und besonders unseren Schülerbibliotheken wärmstens empfohlen werden.

Marburg a. d. D. Julius Miklau.

Dr. Michael Geistbeck, Leitfaden der mathematischen und physikalischen Geographie für Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten. 24., verb. u. 25. Aufl. vielen Illustrationen. Freiburg i. Br., Herder 1904.

Geistbecks Leitfaden ist seit jeher als treffliches Lehrbuch bekannt. Seine 25. Auflage wird gewiß wieder im Unterrichte die besten Dienste leisten. Aber gerade, weil das Buch wegen seiner Güte berühmt ist, hätte sich, m. E., der Verf. nicht damit begnügen sollen, „in der physikalischen Geographie teilweise eine andere Gruppierung des Stoffes“ vorzunehmen und „mit Rücksicht auf die preußischen Lehrpläne von 1901 einen kurzen Abriß der Erdgeschichte beizufügen“, im übrigen aber es bei „da und dort vorgenommenen Verbesserungen des Textes“ bewenden zu lassen. Rufen doch bereits einige Bilder, wie die Mondlandschaft (S. 39), die Erdpfeiler in Tirol (S. 82), Stalaktiten und Stalagmiten (S. 84) oder der Aargletscher (S. 86) dringend nach einer Erneuerung, die sich auch auf die „Felsauswaschung“ in Form einer Ansicht aus der Natur erstrecken könnte. Auch textlich hätte noch manche Verbesserung platzgreifen können. So berichtet beispielsweise S. 105, daß die „tiefste Stelle der Alpenseen (und zwar im Genfersee) nur 309 *m*“ mißt, während doch Garda-, Langen- und Comersee tiefer sind und der letztgenannte mit 410 *m* die größte Tiefe unter den Alpenseen besitzt. Auch mit der Verbreitung der Reliktenseen kann man sich nicht einverstanden erklären. Die Schneegrenze in den Alpen liegt ferner nicht durchwegs bei 2700 *m* (S. 115), sondern zwischen 2400 und 3200 *m*. Die Beschreibung der Entstehung des Firns ist nicht ganz richtig. Heß' Gletscherwerk, das S. 163 in dem Literaturverzeichnisse angeführt wird, scheint auf das betreffende Kapitel unseres Buches keinen Einfluß geübt zu haben. Daher ist nicht nur der Abschnitt über die geographische Verbreitung der Gletscher etwas kurz geraten, es ist auch die Länge des Gr. Aletschgletschers mit 54 statt mit 27 *km* verzeichnet.

Wien. J. Müllner.

Dr. Sophus Ruge, Kleine Geographie. Für die untere Lehrstufe in drei Jahreskursen. Siebente verbesserte Auflage. Besorgt von Dr. Walther Ruge. Leipzig, Dr. Seele & Co. 1904.

Diese 7. Auflage der im Deutschen Reiche viel gebrauchten „Kleinen Geographie“ wurde nach des leider dahingeschiedenen Verfassers Tode von dessen Sohn besorgt und stellt sich als schmuckes Bändchen von mäßiger Stärke dar. Was den Umfang des Gebotenen anbelangt, deckt er sich so ziemlich mit dem, was unsere österr. Lehrbücher für die drei untersten Klassen der Mittelschulen enthalten. In der Anordnung des Stoffes fällt ein stre

Festhalten an konzentrischen Kreisen, deren Peripherie sich mit jedem Jahre erweitert, besonders auf. Jeder Jahrgang zerfällt in zwei Teile: einen allgemeinen, der die Grundbegriffe erörtert, und eine spezielle „Länderbeschreibung". Im ersten Teile ist die oben erwähnte konzentrische Behandlung zwanglos durchgeführt, indem die zuerst nur ganz kurz skizzierten Tatsachen der allgemeinen Geographie systematisch in den zwei folgenden Jahrgängen erweitert und vertieft werden. Für die Unterstufe hat dieses Verfahren, das der allmählichen Entwicklung des Verständnisses Rechnung trägt, zweifellose Vorteile, nur wäre vielleicht hie und da noch kürzere Fassung am Platze gewesen. Die Darstellung der Länderkunde ist, was die physikalische Geographie anbelangt, durchwegs sehr gelungen, dagegen kann ich der strengen Isolierung der Topographie keinen Geschmack abgewinnen. Sehr erfreulich wirken hinwider die Abschnitte über die Bevölkerung und deren Beschäftigung, die in gedrängter Kürze alle wissenswerten Einzelnheiten wirtschaftsgeographischer Natur geben, soweit sie hier vonnöten sind. Die Schreibweise hält durchwegs zwischen Telegrammstil und allzu breiter Schilderung die richtige Mitte, nur hie und da sind mir Unklarheiten aufgefallen, so gleich im 2. Absatze auf S. 1.

Einzelnheiten, deren Richtigstellung mir wünschenswert erschiene, wären folgende: S. 6 u. werden die Fjorde doch nicht ganz mit Recht den Landzungen entgegengestellt. Der Abschnitt „Übungen im Kartenlesen" (S. 13 ff.) bedarf dringend der Erweiterung und schließt sich allzu eng an einen bestimmten Atlas an. Warum bei Behandlung Deutschlands die sonst eingehaltene Reihenfolge durchbrochen und die physische Geographie erst nach der politischen behandelt wird, ist nicht einzusehen. Die Angabe, daß bei den Säkularjahren die Schalttage entfallen, ist falsch; dies gilt nur von den durch 400 nicht teilbaren Säkularjahren. Höchst sonderbar erscheint bei Erklärung der Meeresströmungen (S. 68 und 171) das völlige Ignorieren der jetzt doch meist anerkannten Zöppritzschen Theorie. Der hier gegebenen Erklärung wird wohl kaum mehr jemand zustimmen. Die Bezeichnung „Kaiserreich Österreich-Ungarn" ist gänzlich unzulässig (S. 83); ebenso stehen die beiden Reichshälften unserer Monarchie nicht in bloßer Personalunion. Daß die Deutschen in Österreich herrschen (S. 89), entspricht leider nicht den Tatsachen. $8^3/_4$ Millionen Magyaren gibt es nur auf dem Papiere, in Wahrheit, selbst bei reichlicher Schätzung, wohl kaum 5 Millionen. Die Schreibung „Ens" für Enns (S. 91) ist falsch; ebenso Neufchateller-See. Bei dem Worte Vlaemen wäre doch die Transkription Flamen (S. 107) beizusetzen gewesen. Das Wort „Landsee" ist S. 5 und S. 125 in verschiedenem Sinne gebraucht. „Karpathen" ist veraltet (S. 163). „Schweremesser" ist wohl eine wörtliche Übersetzung, gibt aber den Begriff des Barometers ungenau wieder; besser wäre noch Luftdruckmesser (S. 175). Maßangaben in Fuß erscheinen heute wohl

sehr rückständig (S. 175). „Mosambik" für Mozambique ist doch zu weitgegangen in der phonetischen Schreibung der Eigennamen. Neben „Ukerewe Nyanza" sollte doch auch der auf den Karten üblichere Name „Viktoria-See" stehen. Afrika ist im ganzen zu ausführlich behandelt; viele Namen könnten ohne Schaden wegbleiben. Streitfragen der Namengebung, wie sie S. 192 anläßlich des Kong-Gebirges berührt werden, gehören nicht in ein Lehrbuch. Große Inkonsequenz zeigt durchgehend die Angabe der Betonung fremder Namen, die bald ganz fehlt, bald in übertrieben genauer Weise durchgeführt wird; ebenso die Rechtschreibung. So herrscht namentlich beim Ersatze des *c* durch *k* völlige Willkür. Was die Schüler mit den zahllosen Inselnamen des australischen Inselmeeres anfangen sollen, weiß ich nicht; doch wohl nicht auswendig lernen? Der Begriff „Territorium" (S. 265) hätte nähere Erklärung erheischt. Ist die Nähmaschine (S. 267) wirklich eine amerikanische Erfindung? Die erste Nähmaschine, die den Namen verdiente, hat ein Wiener, J. Madersperger, lange vor den Amerikanern erfunden. „Neu-York" für New-York erscheint gesucht. Die Erklärung des Namens „Botokuden" (S. 277) ist ohne Zuziehung des Portugiesischen unverständlich, aber auch überflüssig.

Wien. Dr. Benno Imendörffer.

Kurze Einleitung in die Differential- und Integralrechnung (Infinitesimalrechnung). Von Dr. phil. Irving Fischer, Professor der Nationalökonomie an der Yale-Universität. Aus der durch mehrere Verbesserungen des Verf.s vervollständigten dritten englischen Ausgabe übersetzt von N. Pinkus. Mit 11 Figuren im Text. 72 SS. Leipzig, B. G. Teubner 1904. Preis geb. 2 K 16 h.

Das vorliegende Büchlein verdankt seine Entstehung einem schon lange gefühlten Bedürfnisse. Die Anwendung der höheren Mathematik in den verschiedenen Wissenschaften hat nämlich derart an Umfang zugenommen, daß es unabweislich ist, wenigstens die Elemente derselben inne zu haben. Wenn ein Jurist heutzutage Nationalökonomie studieren und die Werke eines Jevons, Walras, Marshall u. a. verstehen will, so kann er die Grundbegriffe der Differential- und Integralrechnung nicht entbehren. Ähnlich verhält es sich in anderen Disziplinen, z. B. in der Chemie und Medizin. Die bis jetzt benützten Lehrbücher der höheren Mathematik sind für solche Zwecke wohl zu breit angelegt. Der Verf. — selbst Nationalökonom — hat daher eine dankenswerte Aufgabe sich gestellt, wenn er im vorliegenden Leitfaden eine möglichst kurze Einführung in diesen Teil der mathematischen Wissenschaften gibt, die den Leser — er hat zunächst seine Schüler im Auge —

befähigen soll, das Verständnis für die elementarsten Anwendungen der Differential- und Integralrechnung zu erzielen.

Das Büchlein enthält sechs Kapitel und einen Anhang. — Weitaus der größere Teil, etwa zwei Drittel, sind der Differentialrechnung gewidmet, u. zw. behandelt der Verf. zunächst die allgemeinen Methoden der Differentiation und Sätze über dieselbe. Hierauf rechnet er die Differentiale der einfachsten Funktionen, zeigt die successive Differentiation, Berechnung der Maxima und Minima und Ableitung der Sätze von Taylor und Maclaurin. In der Integralrechnung werden nur die einfachsten Integrale, die den vorberechneten Differentialen entsprechen, abgeleitet. Der Anhang behandelt in aller Kürze die Funktionen mehrerer Veränderlichen.

Aus dieser Inhaltsangabe kann wohl ersehen werden, daß das Buch in erster Linie die Bedürfnisse des Nichtmathematikers im Auge hat, bei dem es auf rasche und zweckmäßige Orientierung mit den Hilfsmitteln der höheren Mathematik ankommt. In diesem Sinne ist auch die Behandlung des Gegenstandes — man könnte fast sagen — populär. Aber gerade dadurch kommt es allen gebildeten Lesern zugute und auch der Mathematiker dürfte es zur Einleitung in sein Fachstudium mit Vorteil in die Hand nehmen. Die klare Definition des Differentials als Grenzverhältnis verschwindender Größen, die Erklärung desselben an einem Beispiele über Geschwindigkeiten und die Wichtigkeit des Differentialquotienten bei Bestimmung der Kurventangenten wird die Billigung eines jeden Fachmannes finden. Wenn der Verf. auch naturgemäß nicht auf strenge Untersuchungen über Konvergenz und Divergenz der Reihen u. a. m. eingehen kann, so findet man dafür anderseits in allen Kapiteln Beispiele mit vielen Hinweisen auf die Praxis, die das Interesse anregen.

Man kann dieses Büchlein, das einen ersten Versuch macht, die Grundbegriffe der höheren Mathematik allen Gebildeten zugänglich zu machen, nicht aus der Hand geben, ohne sich die Frage zu stellen, auf welcher Stufe des mathematischen Unterrichtes mit Vorteil eine solche Vorbereitung zu geben wäre. Sollen wir schon an der Mittelschule diese Elemente lehren oder sollen wir das der Hochschule überlassen? Es ist kein Zweifel, daß 16—18jährige Schüler dahin gebracht werden können, das in diesem Leitfaden Vorgetragene zu erfassen. Es zeigen das auch die Militärschulen oder der Lyzealunterricht in Frankreich. Namentlich eine so klar geschriebene Anleitung wie die vorliegende dürfte wohl von jedem Gymnasiasten in der VII. oder VIII. Klasse verstanden werden. Dessenungeachtet glauben wir, daß eine solche Einführung doch am besten erst an der Hochschule gegeben wird. Sie könnte ja als ein Kolleg angegliedert werden, das für Mediziner und Juristen ebenso wichtig ist, wie für Philologen. An der Mittelschule würde man dadurch der Überbürdungsgefahr entgehen,

die mit jeder Erweiterung des Stoffes unstreitig verbunden ist. Und dann sei noch weiter ein Vergleich erlaubt! Mit einer gründlichen Ausbildung in der Elementarmathematik, wie wir sie ja anstreben sollen, geben wir den Schülern einen reichen Schatz des Wissens, der sie mit hoher Befriedigung erfüllen soll. Ich möchte sagen: wir führen den wissensdurstigen Jüngling auf Höhen, von denen aus er ein weites Feld freudig überblicken wird. Soll er nun gleich auch auf die höchsten Gipfel geleitet werden, die über die Höhen emporragen und mit ihren beeisten Wänden gewiß zum Anstiege reizen? — Im Unterrichte wird bei der Tüchtigkeit und dem Fleiße unserer Lehrer leicht zu viel geboten. Und gerade hier gilt schon aus Menschlichkeitsgründen mehr als sonst das *μηδὲν ἄγαν*! — Wenn man glaubt, daß eine Einschränkung des bisherigen mathematischen Pensums zu Gunsten der Einführung der Grundbegriffe der höheren Mathematik vorgenommen werden könnte, so wären wir damit umsoweniger einverstanden, da gerade die Elementarmathematik eine unerschöpfliche Fundgrube für die Ausbildung der Jugend ist. Wenn der Verf. des vorliegenden Kurses eine andere Ansicht vertritt, indem er in der Einleitung den erziehenden Wert der Elementarmathematik teilweise unterschätzt, so können wir in diesem Punkte mit ihm nicht übereinstimmen. Daß wir auch eine gründliche elementare physikalische Bildung ohne höhere Mathematik erreichen können, zeigen ausgezeichnete Lehrbücher der Physik, wie z. B. das von Lommel, oder verschiedene englische und amerikanische Leitfäden.

Wenn wir also das Büchlein, das auch in seiner äußeren Ausstattung dem rühmlich bekannten Teubnerschen Verlage Ehre macht, allen Fachgenossen auf das Wärmste empfehlen, so geschieht es mit der oben entwickelten Beschränkung.

Wien. Dr. Georg Wagner.

Grundzüge der Theorie der optischen Instrumente nach Abbe. Von Dr. Siegfried Czapski. 2. Auflage unter Mitwirkung des Verf.s und mit Beiträgen von M. v. Rohr. Herausg. von Dr. O. Eppenstein. Leipzig, Barth 1904. Preis 14·5 Mk.

Gegenüber der ersten Auflage des Buches enthält die zweite eine Reihe von wertvollen Zusätzen teils theoretischen, teils praktischen Inhaltes. In dieser Beziehung mögen erwähnt werden: Die Theorie von Petzval und Seidel, bezugnehmend auf di[e] Abbildungsfehler, die Theorie der charakteristischen Funktion [...] ihrer Anwendung auf die allgemeine Theorie der optischen Instru[-] mente, die Behandlung der stereoskopischen Mikroskope und d[...] Übersicht der Beleuchtungsvorrichtungen. Es ergab sich aus d[...] Lehre von der Strahlenbegrenzung und der Helligkeit eine al[l-] gemeine Theorie, aus der sich die Formen der für die verschie[...]

denen Zwecke erforderlichen Beleuchtungssysteme ableiten lassen. v. Rohr hat einige Abschnitte bearbeitet, in denen er teilweise die Ergebnisse seiner eigenen Untersuchungen veröffentlicht hat; dahin gehören die Abschnitte über das Sehen, das photographische Objektiv und die Brillen. — Der Herausgeber, O. Eppenstein, hat einige Abschnitte für die vorliegende zweite Auflage verfaßt, so „die Blende als Mittel zur flächenhaften Darstellung eines Raumes“ und den Abschnitt „über die Beleuchtungssysteme“.

Auf diese Weise und durch einige andere, minder hervorhebenswerte Zusätze wurde der Inhalt vervollständigt. Besonderes Gewicht ist aber in der neuen Auflage auf die genaue und präzise Fassung des begrifflich Wichtigen, der Definitionen und Beweise gelegt worden. Diesem Streben ist auch die Zweiteilung des Abschnittes über die Strahlenbegrenzung zuzuschreiben; es wird in diesem zuerst die Blende als Mittel zur Auswahl der bei einer optischen Abbildung wirksamen Strahlen betrachtet, somit die Blendenwirkung bei der Abbildung je einer Ebene in eine andere dargestellt, dann die Blende als Mittel zur flächenhaften Darstellung eines Raumes erörtert. In einem Schlußabschnitte wird eine kurze geschichtliche Skizze der Entwicklung der Theorie der Strahlenbegrenzung gegeben. Durch die vorgenommenen Ergänzungen einerseits, anderseits durch die Vermehrung der begrifflichen Schärfe in der Darstellung der einzelnen Partien hat das Buch, das wohl das Anrecht hat, zu den klassischen gerechnet zu werden, jedenfalls bedeutend gewonnen und wird für das eingehende Studium wärmstens empfohlen.

Karl Anton Bjerknes. Gedächtnisrede, gehalten vor der Gesellschaft der Wissenschaften zu Christiania am 17. April 1903 von Viktor Bjerknes, Professor an der Universität Stockholm. Mit einem Bildnis. Leipzig, J. A. Barth 1904. Preis 1·20 Mk.

In dieser Gedächtnisrede hat der Sohn seinem berühmten Vater ein Denkmal gesetzt. Der Redner sagt in derselben, seine Verwandtschaft mit dem Verstorbenen hätte ihn daran gehindert, eine Gedächtsrede im gewöhnlichen Sinne zu halten, und seine direkte Teilnahme an der Arbeit seines Vaters mache ihn unfähig, das Urteil über die Ergebnisse dieser Arbeit zu fällen.

Im ersten Teile wird dargetan, wie K. A. Bjerknes, aus kleinen Anfängen hervorgegangen, als Aufsichtsorgan in einem norwegischen Silbergwerke als Autodidakt mathematische Studien getrieben und — wahrscheinlich angeregt durch eine populäre Physik Eulers — den Grund für seine späteren gehaltvollen mathematischen und experimentellen Forschungen gelegt habe, die darin gipfeln, daß in diesen der norwegische Forscher zu einer hydrodynamischen Theorie der Erscheinungen der Schwere, des Magnetismus und der Elektrizität gelangte, welche dem zwischen

den aufeinander wirkenden Körpern befindlichen Medium eine bestimmte Bedeutung zuweist. Es wird in dieser kleinen Schrift betont, daß Newton nicht die Fernwirkungstheorie aufstellte, sondern nur den Satz, daß die Himmelskörper sich so bewegen, als ob sie sich anzögen. Im weiteren wird gezeigt, daß namentlich das theoretische Ergebnis, welches Lejeune-Dirichlet erhielt, daß nämlich eine Kugel mit konstanter Geschwindigkeit durch eine reibungslose Flüssigkeit sich bewegen kann, ohne Widerstand zu erfahren, auf die weiteren Forschungen von Bjerknes Einfluß ausübte. Es war somit Göttingen (Lejeune-Dirichlet war der Nachfolger von Gauss) die Wiege für die Arbeiten unseres Forschers, in denen er das Verhalten mehrer Kugeln, die sich gleichzeitig in einer Flüssigkeit bewegen, sowie jenes von sogenannten pulsierenden Kugeln in eleganter Weise nachgewiesen hat. Er fand Kräfte, welche in vollkommen übereinstimmender Weise mit den Newtonschen Kräften standen; nur in dem Punkte der gleichen Wirkung und Gegenwirkung entsprechen sie diesen Kräften nicht. Später hat Bjerknes auch diese Schwierigkeit beiseite geschafft, indem er zeigte, daß die hydrodynamische Fernkraft in zwei Teile zerlegt werden kann, von denen der eine Induktionskraft, der andere Energiekraft genannt wurde. Für die erstere, welche sich in der Regel jeder Beobachtung entzieht, besteht nicht das Prinzip der gleichen Wirkung und Gegenwirkung, während für die zweite dasselbe gilt. Die Energiekraft ist es, welche allein die wahrnehmbaren Bewegungen hervorruft.

Im weiteren Verlaufe der Rede wird dargelegt, daß Bjerknes seine theoretischen Ergebnisse durch Versuche unterstützte, welche 1879 zum ersten Male vor ausländischen Gelehrten in Paris ausgeführt wurden und hier, sowie bei der elektrischen Ausstellung in Paris (1881) mit Recht außerordentliches Aufsehen erregten. Weiters wird gezeigt, wie Bjerknes sich das Verhalten der hydrodynamischen Stromfelder in Bezug auf die Maxwellschen Kraftfelder dachte. Durch die Studien der Abhandlungen von Hertz und Heaviside, welche als sehr berufene Interpreten der Maxwellschen Theorie angesehen werden können, wurde in den Arbeiten von Bjerknes erreicht, daß die Ähnlichkeit der elektrischen und magnetischen Erscheinungen mit ihrem hydrodynamischen Spiegelbilde klarer hervorgetreten ist. — Im weiteren Verlaufe der Rede wird noch der Bewunderung gedacht, die Bjerknes für die Werke des bedeutendsten aller Mathematiker Abel hegte.

Die geistreiche und inhaltsvolle Schrift verdient, von den Physikern gelesen zu werden, und zwar sowohl wegen der anziehenden Schilderung des Werdeganges eines bedeutenden For[illegible] als auch wegen der durchwegs gelungenen Skizzierung der [illegible]tendsten Arbeit desselben.

Wien. Dr. J. G. Walle[illegible]

Dr. Felix Kienitz-Gerloff, Methodik des botanischen Unterrichtes. Mit 114 zum Teil farbigen Abbildungen. Berlin, Otto Salle 1904. VIII u. 290 SS. gr.-8°.

Schon vor etlichen zwanzig Jahren hat der Verf. eine „Landwirtschaftliche Botanik" veröffentlicht, die ebenso für seine gediegenen Fachkenntnisse, wie für seine besondere Begabung als Lehrer ein vorzügliches Zeugnis ablegte. Als Lehrer an einer höheren Landwirtschaftsschule konnte er freilich im botanischen Unterricht viel weiter ausgreifen, als dies einem Gymnasiallehrer, der außerdem noch durch mathematischen und physikalischen Unterricht überbürdet ist, mit den wenigen Lehrstunden möglich ist.

In der vorliegenden Arbeit hat Kienitz-Gerloff nun seine in dreißig Jahren als Lehrer gesammelten Erfahrungen zusammengefaßt, u. zw. in so ausgezeichnet gründlicher und durch und durch sachverständiger Weise, daß man seine Methodik des botanischen Unterrichtes in der Tat als einen Wegweiser für den Anfänger bezeichnen kann, der diesem die richtige Erfüllung seiner Pflicht lehrt und ihm auch einen Erfolg seiner Lehrtätigkeit verbürgt. Mit wahrem Vergnügen habe ich die große Übereinstimmung wahrgenommen, die des Verf.s Methode z. B. bei der Behandlung der Ranunculazeen-Blüte mit meinem ebenfalls seit dreißig Jahren geübten Lehrgang aufweist, und worüber ich in dieser Zeitschrift vor kurzem einige Andeutungen gegeben habe. Gemäß den Grundsätzen, die Wundt in seiner Logik aufstellt, wird der Stoff in einen analytischen und synthetischen Teil geschieden. Ersterer bringt in dem „empirischen" Abschnitt Kunde über den gegenwärtigen Stand des botanischen Unterrichtes in Preußen und die Forderungen der botanischen Kongresse. Der „theoretische" Abschnitt wieder bespricht den Zweck des Unterrichtes mit der Erörterung der drei Arten des Lehrverfahrens, des dozierenden, katechetischen und untersuchenden Verfahrens und sucht ferner die Frage zu beantworten, wie die Zwecke des Unterrichtes speziell im botanischen Unterricht zu erreichen sind; oder genauer, welche botanischen Kenntnisse sind von dem gebildeten Menschen zu verlangen? Die Antwort geht, sagt Kienitz-Gerloff, aus dem Interesse hervor, das der Mensch an der Pflanzenwelt nimmt. Dieses ist aber ein dreifaches: ein empirisches, das sich der Mannigfaltigkeit der Pflanzen zuwendet; ein spekulatives, das die Bedingungen des Lebens der Pflanze zu erfahren sucht und endlich ein ästhetisches, das sich mit der Schönheit der Formen beschäftigt. Daraufhin muß nun der' Unterricht sein Ziel richten, er muß diesen drei Interesseformen gerecht zu werden suchen; er darf also nicht ein ausschließlich morphologisch-systematischer, oder nur ein biologischer — das moderne Wort der Gegenwart heißt „ökologischer" — sein, er soll vielmehr von jedem der Wissenschaftszweige das bringen, was zum Menschen-

leben in mehr oder weniger unmittelbarer Beziehung steht. Auch für die Aufnahme der Abstammungslehre, die allerdings in sehr vorsichtiger Form zu bringen wäre, tritt der Verf. ein.

Der zweite „synthetische Teil“ des Buches ist wohl der weitaus wertvollste. Hier bietet der Verf. in breiter und doch interessanter Ausführlichkeit einen Lehrgang des botanischen Unterrichtes in vier Kursen: dem vorbereitenden, dem morphologisch-systematischen, dem physiologisch-anatomischen und dem kryptogamischen und sexual-physiologischen Kurse. Der dritte derselben wächst geradezu zu einem methodischen Lehrbuch der Pflanzen-Physiologie und -Anatomie aus, das insbesondere in Bezug auf die experimentellen Anforderungen Vorzügliches bietet.

Ich möchte jeden Anfänger verpflichten, den synthetischen Teil dieses Buches zu studieren. Was wir uns im Laufe vieler Jahre oft genug mühevoll und von Enttäuschungen gehemmt errungen haben, hier wird es dem jungen Lehrer in vollendeter Form und reichster Auswahl fertig geboten.

Krems. Dr. T. F. Hanausek.

Grabers Leitfaden der Zoologie für die oberen Klassen der Mittelschulen bearbeitet von Dr. Robert Latzel. Mit 474 Abbildungen im Texte, 4 Farbendrucktafeln und einer Karte. 4., veränderte Auflage. Wien, Verlag von F. Tempsky 1904. Preis geb. 3 K 80 h.

Die 4. Auflage dieses allgemein bekannten Lehrbuches der Zoologie, die Dir. Dr. R. Latzel besorgte, unterscheidet sich im wesentlichen wenig von der vorhergehenden Ausgabe. Die Veränderungen, die sich in dem Buche vorfinden, werden von den meisten Fachlehrern beifällig aufgenommen werden, denn sie entsprechen der Unterrichtsmethode erfahrener Lehrer. In erster Linie verschwanden die vergleichend anatomischen Betrachtungen, die im Mittelschulunterrichte wenig Bedeutung haben, wenn sie sich auf Verhältnisse beziehen, die dem Schüler unbekannt sein müssen. Die wissenschaftlichen Benennungen einzelner Teile der menschlichen Organe, z. B. der Schädelknochen, entfielen. Dafür werden die beibehaltenen Benennungen ihrer Herkunft nach erklärt.

Grabers Leitfaden war in seinen ersten Auflagen etwas breit angelegt und nicht frei von Irrtümern; auch in dieser Hinsicht ist die jetzige Ausgabe besser, indem zweckmäßige Streichungen nichtssagender oder wenigstens überflüssiger Sätze den Umfang des Lernstoffes bedeutend herabsetzten. Trotzdem die Zahl der Bilder nicht unerheblich stieg, indem die Abbildungen, die in den früheren Auflagen in einem dem Lehrbuche beigegebenen Atlas sich fanden, nunmehr dem Texte beigefügt sind, verringerte sich dennoch die

Seitenzahl um 21 Seiten, was zum Teil wohl auch aus dem etwas zu großen Format zu erklären ist. Die Bilder selbst, die neu aufgenommen wurden, sind durchwegs gut ausgewählt und zweckentsprechend. Zu bemängeln ist die geringe Anzahl kolorierter Bilder und das starke Vorherrschen des Kleindrucks.

Der Leitfaden entspricht weitgehenden Anforderungen und kann zur Einführung empfohlen werden.

Wien. H. Vieltorf.

Leitfaden für den Unterricht in der Chemie und Mineralogie. Methodisch bearbeitet von Prof. Dr. Rudolf Arendt. Neunte Auflage, bearbeitet von Dr. L. Doermer. Hamburg u. Leipzig, Verlag von Leop. Voss 1904.

Dieser nach methodischen Grundsätzen, aber nicht für eine bestimmte Unterrichtsstufe, bearbeitete Leitfaden muß sich an deutschen Schulen einer großen Beliebtheit erfreuen, denn er liegt bereits in neunter Auflage vor. Im Gegensatze zu vielen ähnlichen Lehrbüchern ist hier der mineralogische Teil vom chemischen getrennt behandelt, was beiden Disziplinen nur zum Vorteil gereichen kann. Auch die organische Chemie findet in ihren Grundbegriffen gebührende Beachtung. Auf die chemische Technologie ist überall Rücksicht genommen. Inhaltsreichtum, Übersichtlichkeit und klare Sprache verbinden sich in erfreulichster Weise.

Wien. Dr. Franz Noë.

Dr. Erich Binder, Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des chemischen Unterrichtes an deutschen Mittelschulen. (Heft Nr. 4 der Sammlung naturwissenschaftlich-pädagogischer Abhandlungen.) Leipzig u. Berlin, Teubner 1903. 8°, 34 SS.

Die Arbeit beschäftigt sich mit der Entwicklung des chemischen Unterrichtes in Sachsen, in Preußen und in den übrigen deutschen Staaten, ferners mit einigen Lehrbüchern für den chemischen Unterricht.

Bezüglich Sachsens wird gezeigt, „daß der obligatorische chemische Unterricht erst 1860 einsetzte, daß jedoch eine Anzahl Anstalten schon vorher die Chemie in den Lehrplan aufgenommen hatte. Der Höhepunkt des chemischen Unterrichtes in quantitativer Beziehung liegt zwischen 1870—1884, jedoch wäre der Schluß falsch, daß dieser Unterricht nach 1884 im Niedergange begriffen sei. Man tut in neuester Zeit alles Mögliche, um den chemischen Apparat und Unterricht an den Realschulen dem idealen Ziele näher zu bringen". (20.) „Die Gymnasien haben bis auf den

heutigen Tag ihre ablehnende Stellung der Chemie beibehalten, und als man ihnen dennoch durch die Verordnung vom 2. Dezember 1870 die Chemie in einjährigem Kursus aufzwang, blieb dieses Fach eben aufgezwungen und wurde dementsprechend behandelt." „Nach der Lehrordnung von 1893 ist gegenwärtig ein halbes Jahr in der Obertertia alles, was man auf den Chemieunterricht verwendet." (21.)

Wie bei Sachsen wird auch bei Preußen die Entwicklung des chemischen Unterrichtes an einem bestimmten Beispiele einer Schule erläutert. Nach Schilderung der Wandlungen, die dieser Unterricht daselbst erfahren hat, kommt der Verf. für die heutigen Verhältnisse zu folgendem Ergebnisse:

„Der chemische Unterricht an den Oberrealschulen, jenen spezifisch preußischen Anstalten, behielt eine große Zahl Stunden bei: Oberprima drei Stunden organische Chemie; Unterprima und Obersekunda je drei und Untersekunda zwei Stunden anorganische Chemie neben den praktischen Übungen in Prima, während der praktische Unterricht nicht mehr an allen Realgymnasien zu finden ist, er fehlt z. B. an den Berliner Realgymnasien."

„Der chemische Unterricht an den preußischen Gymnasien endlich ist zu wenig umfangreich, um sich an diesen Anstalten eigenartig zu entwickeln. Nach der Lehrordnung beschränkt er sich auf das „Grundlegende und Wichtigste", wofür man freilich keine Erklärung gibt."

In den übrigen Ländern Deutschlands liegen bei der weit größeren Anzahl die Verhältnisse ganz ähnlich wie in Preußen und Sachsen, da sie ihr Schulwesen mehr und mehr dem preußischen Vorbilde anpaßten" (28).

Nach der mehr historischen Darstellung, die der Verf. bisher befolgt, wendet er sich nunmehr zur Methodik und Didaktik des chemischen Unterrichtes von heute. Er beschränkt sich dabei darauf, an einer Auswahl von Lehrbüchern, bezw. Leitfäden, die verschiedenen pädagogischen und wissenschaftlichen Gesichtspunkte zu erläutern, unter denen man sich den chemischen Unterricht erteilt denken kann, wobei er auf jede kritische Betrachtung dieser Dinge verzichtet. „Man kann drei Gruppen von Lehrbüchern unterscheiden: solche, die auf rein wissenschaftlicher Systematisierung des Stoffes den Hauptwert legen (z. B. Lorscheids „Lehrbuch der anorganischen Chemie, Freiburg i. Br. 1895, 13. Aufl.); zweitens solche, deren Augenmerk lediglich auf das pädagogisch-methodische Element in der Behandlung gerichtet ist (z. B. Arendt, „Grundzüge der Chemie und Mineralogie". Leipzig 1899, 7. Aufl.) und endlich die dritte Gruppe, welche beide Richtungen zu verbinden strebt (wie etwa das Lehrbuch von Kurt Geißler)".

„Zunächst ist festzustellen, daß gegenwärtig die erste Kategorie noch bei weitem überwiegt an Alter und Zahl" (30).

„Gegenwärtig aber ist eine Zunahme der chemischen Lehrbücher methodischer Anordnung wahrzunehmen, und es steht zu hoffen, daß in ihnen auch das wissenschaftliche Moment nicht zu kurz komme; denn sobald dieses nicht mehr vorhanden ist, leidet auch die pädagogische Bedeutung der Chemie im Lehrplane der Mittelschule bedeutenden Abbruch" (32).

Wien. Joh. A. Kail.

Dr. M. Jahn, Psychologie als Grundwissenschaft der Pädagogik. Ein Lehr- und Handbuch unter Mitwirkung von Seminardirektor Dr. K. Heilmann herausgegeben. 3., verb. u. verm. Aufl. Leipzig, Dürr 1901. X u. 455 SS. Preis 7 Mk. 20 Pf.

Wie sich doch ein Buch im Laufe weniger Jahre verändern kann! Vor mir liegt ein Lehrbuch für Seminaristen, Studierende und Lehrer von Max Jahn aus dem Jahre 1883 über „Psychologie als Grundwissenschaft der Pädagogik". Alles in allem sind es 158 Druckseiten, auf welchen der Verf. einem Bedürfnis abzuhelfen suchte, welches darin bestand, daß die bis dahin vorhandenen Lehrbücher dieser Art zu wenig Stoff und daher auch zu wenig Anregung zu psychologischer Durchbildung boten. Der Verf. klagte damals, daß auf den pädagogischen Bildungsanstalten im allgemeinen ein zu wenig wissenschaftlicher und auch zu dürftiger Lehrstoff geboten würde. Neben Herbart und seinen Schülern kam hauptsächlich Strümpells Physiologische Pädagogik in Betracht; das was sonst aus Wundts und Lotzes Arbeiten geboten wurde, ist kaum der Rede wert. Seitdem ist unter Mitwirkung des Seminardirektors Dr. K. Heilmann ein Buch unter demselben Titel entstanden, das ich sicher schon in der zweiten Auflage kaum als Jahns Arbeit wiedererkannt hätte, und als wenn sich der Verf. dessen schämte, daß es aus dem Büchlein vom Jahre 1883 herausgewachsen ist: es ist im Vorworte der 2. und 3. Auflage kaum mehr als angedeutet. Warum nur das? Als wenn man nicht über sich hinauswachsen, seine Bildung erweitern, seine Ansichten vertiefen, wohl auch in manchem Punkte ändern könnte. Dies letztere kommt so häufig gerade im Verlaufe des philosophischen Studiums vor und ist wohl auch in manchem Punkte in Jahns neuem Buche zu bemerken. Vor allem muß ich doch erwähnen, daß es auf einen Umfang von 455 Seiten angewachsen ist, und wenn man auch den Inhalt eines Buches nicht mit dem Tastsinne messen soll, hier ist der Zuwachs an Material ein so bedeutender, daß dieser äußere Umstand schon erkennen läßt, es müssen auch bedeutende innere Veränderungen in dem Buche vorgenommen worden sein. Zwar die Anlage ist im ganzen dieselbe geblieben: zunächst das psychische Phänomen, dessen Beschreibung, event. Erklärung, hierauf die Anwendung aufs Pädagogische. Nur selten ist der Vor-

gang umgekehrt worden: zunächst die Erfahrungen auf pädagogischem Gebiete, dann die Erklärung durch die Psychologie. Wie anders aber ist die Darlegung des Psychologischen und Pädagogischen in dem neuen Buche geworden! In seiner ersten Gestalt sollte es nur dem Unterrichte in der Psychologie zugrunde gelegt werden, jetzt ist daraus ein Handbuch für ein tieferes und umfassenderes Studium der Psychologie geworden, welches über deren Beziehungen zur Pädagogik einen — ich darf schon sagen — nahezu vollkommenen Aufschluß zu geben imstande ist. Ausdrücklich hebe ich hervor, nicht bloß einen Aufschluß über den Zusammenhang der beiden Disziplinen auf Herbartscher Grundlage, was ja oft genug unternommen worden ist, sondern der Psychologie, wie sie sich in den letzten 20 Jahren mit immer reicheren und größeren Ergebnissen entwickelt hat. Man staunt über die Fülle des Stoffes, welche die Verff. in das Buch hineingearbeitet haben, ohne daß sie es um seine Handlichkeit in der Benützung gebracht hätten. Das Wesentliche ist in großem, deutlichem Drucke übersichtlich zusammengeordnet, minder Wesentliches aber oder solches Material, welches für pädagogische Ausnützung zunächst nicht in Betracht kommt, in kleinerem Drucke unter den Strich gesetzt, woselbst auch die Literaturangaben untergebracht sind. Unsere Lehrer der Psychologie greifen noch immer gern, wenn sie Belegmaterial für den Unterricht brauchen, nach dem Drbalschen Handbuche; ich stehe nicht an, ihnen das vorliegende Buch zu dem gleichen Zwecke zu empfehlen, weil es seiner ganzen Anlage nach psychisches Beobachtungsmaterial in Fülle bietet. Namentlich aber wird die „Jahnsche Psychologie" an Lehrerbildungsanstalten, Gymnasialseminaren und überhaupt an allen jenen Anstalten, wo Lehre und Übung eine Vertiefung und Erklärung von Seiten der Psychologie her erfahren soll, mit Nutzen verwendet werden können.

Linz. Dr. J. Loos.

Geometrisches Zeichnen. Von H. Becker, Architekt und Lehrer an der Baugewerkschule in Magdeburg. 3. Auflage, neu bearbeitet von Prof. J. Vonderlin, diplom. und staatlich geprüftem Ingenieur in Breslau. Mit 290 Figuren und 23 Tafeln im Text. Leipzig, Sammlung Göschen 1903. 136 SS. Preis 80 Pf.

Das Büchlein bringt über Geraden, Kreise, Kegelschnitte und einige höheren Kurven ohne Beweise eine stattliche Anzahl einfacher und auch verwickelter geometrischer Konstruktionen, die wahrscheinlich mit Rücksicht auf den Entwurf der zahlreichen in schönen Tafeln beigedruckten Ornamente ausgewählt sind. Leider muß man diese Absicht erraten, weil man bei dem Mangel einer Vorrede nicht weiß, was der Verf. bezweckte. Jedenfalls wurde auch hier und dort der Versuch unternommen, die geometrische

Einsicht in die Konstruktionen zu eröffnen. Einiges davon wäre besser unterblieben, weil es sich in so knapper Form nicht abtun läßt. Schon in der Einleitung ist die Behandlung der singulären Stellen krummer Linien überflüssig — der Wendepunkt ist übrigens auf S. 6 falsch, dagegen auf S. 10 richtig definiert —, zumal die einfachsten Fälle davon später bei der Konstruktion der Rollkurven, Konchoiden... usw. leicht zu zeigen sind. Auch die Erklärung der Affinität in einer nur 25 Zeilen umfassenden Anmerkung auf S. 58 ist mißlungen, was bei dieser Kürze kaum anders möglich war.

Obwohl die Geometrie eine dogmatische Behandlung beinahe herausfordert, wird diese doch in Werken praktischen Zieles besser grundsätzlich unterdrückt und bleibe überhaupt den berufenen Lehrbüchern vorbehalten. Manche Verstöße wären dann auch hier unterblieben. So vor allem die leidige Definition der Geraden in der Einleitung und ebendort die unpassende Erklärung der Parallelen und die ganz verfehlte Bezeichnung der Figuren als „Grundgebilde". Ebenso wenig darf man unvermittelt an die Darstellung der Kreiswinkel den überdies unrichtigen Satz anschließen: „Die Linien der Ebene grenzen einen bestimmten Teil der letzteren ab. und bilden dann eine Figur." Die merkwürdigen Punkte des Dreieckes gehören nicht an den Schluß der Besprechung des Viereckes (S. 43), wenn schon viel früher (S. 5 f.) In-, Um- und Ankreise konstruiert werden. Durchmesser der Hyperbel sind alle Geraden des Büschels aus dem Mittelpunkte, nicht nur jene, welche die Hyperbel schneiden. Dieser unrichtigen Definition widerspricht außerdem die bald darauf folgende Erwähnung konjugierter Durchmesser. Die auf S. 70 genannten Teilverhältnisse bei harmonischen Punkten sind nicht gleich, sondern entgegengesetzt gleich ...... usw.

Dies alles wurde ausführlicher besprochen, um die oben vertretene Ansicht zu stützen, doch nicht, um dem Werkchen den Wert abzusprechen, den es für den praktischen Konstrukteur geometrischer Dekorationen schon wegen der schönen Tafeln behält, die volles Lob verdienen. Auch die angegebenen Konstruktionen sind mit wenigen Ausnahmen sehr brauchbar. Es sei nur noch bemerkt, daß die Parabel in der Aufgabe 3, S. 64 nicht bestimmt ist. Es muß vielmehr noch z. B. die Richtung der Durchmesser gegeben sein.

Wien. Suppantschitsch.

Die Malerfarben, Mal- und Bindemittel und ihre Verwendung in der Maltechnik. Von Professor Dr. Friedrich Linke in Wien. Stuttgart, Paul Neff 1904. X und 122 SS.

Ein praktischer Chemiker, speziell Farbenchemiker, ein vorzüglicher Experimentator und, wir wissen es aus eigener, schon vor zwanzig Jahren gemachten Erfahrung, ein ebenso vortrefflicher

Lehrer spricht aus diesem Buche. Daß er besonders die Verdienste der Chemie des 19. Jahrhunderts würdigt, soweit sie sich auf die Farbenfabrikation beziehen, bedingt die Absicht, die dem Buche zugrunde lag. Er sucht richtunggebend zu sein und ist ehrlich genug, alle die Mängel einzugestehen, die die moderne Palette hat, warnt aber auch vor dem Zurückgreifen auf zu entlegene, primitive Zeiten. Besser als im Vorworte dieses Buches kann kein Autor seinen Standpunkt präzisieren. Er durchschaut sie alle, die Fabrikanten und die Konsumenten, und er ist kein negativer Kritiker, sondern einer, der durch gute Ratschläge Positives schafft. Es ist viel Humor, der unbedingt zum Lachen reizt, in seiner Schilderung „moderner Malerscherze", wie er diese oder jene Art der individuellen Technik nennt. Klassisch ist der Satz: „Der Stoff fordert sein Recht, Kenntnis und Beachtung seiner Eigenschaften, über die man sich nicht hinwegsetzen darf". — Der überaus reiche Inhalt ist so eingeteilt, daß zunächst einige Grundlehren der Chemie behandelt werden, und erst an diese sich die Farbstoffe der Malerfarben anreihen, deren mehrere Dutzend besprochen werden. Daran schließen sich die Binde- und Malmittel und die Malmethoden, d. h. die Fette und Öle, die mit denselben gebundenen Farben, dann kurz die Regenerierung der Ölgemälde, die Tempera- und Aquarellfarben, das Fresko und endlich die Mineralmalerei. Das Buch ist besonders unseren Fachgenossen zu empfehlen.

Wien. Rudolf Boeck.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Bilderschmuck in der Schule.

Zu den vielen in den letzten Jahren erschienenen Bildwerken für Anschauungsunterricht und Zimmerschmuck tritt nun ein neues Unternehmen vor die Öffentlichkeit. Die k. k. Staatsdruckerei hat unter Mitwirkung der Lehrmittel-Zentrale und des Deutsch-österreichischen Lehrerbundes die Anregung gegeben, ein großartig angelegtes, zielbewußtes Werk zu schaffen, welches die Förderung aller, denen der Fortschritt der Schule am Herzen liegt, reichlich verdient. Gilt es doch, dem wißbegierigen Kinde alles im Bilde vorzuführen, was belehrend und interessant erscheint und auf das Kind eine veredelnde Wirkung auszuüben vermag.

In fortlaufenden Serien sollen große, in Farbendruck künstlerisch ausgeführte Wandbilder verschiedensten Inhalts zur Ausgabe gelangen, welche sowohl für den Anschauungsunterricht als auch für den Bilderschmuck der Schulräume besonders geeignet sind.

Die erste Serie (neun Bilder im Format 66 : 88 *cm*), welche zur Beurteilung vorliegt, gibt den besten Beweis, daß die Unternehmung das ernsteste Bestreben an den Tag legt, der Schule nur das Beste zu bieten, u. zw. zu einem Preise, welcher es allen Anstalten leicht macht, wirklich Gediegenes und Brauchbares zu erwerben.

In künstlerischer Beziehung sind wohl alle Bilder als gelungen zu bezeichnen, einigen davon kommt sogar ganz hervorragende malerische Bedeutung zu, so dem Bilde: „Eisbär“ von K. Ederer. Das ist kein Menageriebär mit weggelassenem Gitter, das ist Meister Petz, wie er mit sichtlichem Behagen in seinem eisigen Elemente wühlt und Allotria treibt, ganz so, wie ihn die Phantasie im Norden leben läßt. Die lebensvolle Auffassung in der Bewegung und die einfach farbige Wirkung in diesem Bilde bieten das Vortrefflichste, was bisher in Anschauungsbildern geleistet wurde, und es wäre nur zu wünschen, daß in die weiteren Serien recht viele derartige Bilder zur Belebung des naturgeschichtlichen Unterrichtes eingereiht würden. Solch prächtige Vorbilder könnten auch an Mittelschulen beim Zeichenunterrichte die beste Verwendung finden.

Von demselben Künstler rührt noch ein zweites Bild, „Pyramide“, her. Auch bei diesem ist der Ton des gelben Wüstensandes und der glühenden Luft mit dem blauvioletten Schatten gut gelungen. Die Tiere der einherziehenden Karawane sind charakteristisch wiedergegeben.

Ein weiteres Bild, wohl eines der besten, zeigt uns einen Donaufischer von Kurzweil. Die Perspektive des Wassers, die Farbenstimmung, ebenso die gute Zeichnung des Fischers im Boot mit all den Geräten geben einen Anblick voll Lebenswahrheit.

Desgleichen ist auch das Bild „Bahnhof“ von J. Danilowatz in der Stimmung ganz hervorragend. Der glitzernde Schnee, der zum Abendhimmel emporsteigende Rauch, die roten Lichter der Lokomotive bieten einen wahrheitsgetreuen Farbeneffekt.

Der Herbstwald von H. Wilt, etwas derb in der Farbe gehalten, gibt doch für größere Entfernung ein gutes Stimmungsbild der Farbenpracht des Herbstes.

Ebenso ist das Bild: „Blick in das Donautal“ von Suppantschitsch mit den durch die Abendsonne vergoldeten Bergen und dem helldunklen Vordergrunde von guter Wirkung.

Von anspruchsloser Einfachheit ist die „Mühle“ von Lenz, ein gutes Anschauungsbild für den Unterricht der Kleinen, desgleichen das Überschwemmungsbild von Bamberger.

Ein Märchenbild „Aschenbrödel“ von H. Complois, in Freskomanier gut gezeichnet, jedoch in der Farbe etwas grell, so daß für die Ferne der Gesamteindruck Einbuße erleidet, vervollständigt die erste Serie.

Was nun die belehrende Bedeutung der Bilder anbelangt, so mögen wohl in Lehrerkreisen Stimmen laut werden, denen das Gegenständliche im Motiv zurückgedrängt erscheint; das ist aber gewiß kein Fehler. Man ist eben zu sehr gewohnt, bei Bildern für den Anschauungsunterricht recht viele Gegenstände auf einen kleinen Raum zusammenzudrängen, wenngleich dadurch die Wahrheit auf den Kopf gestellt wird. Wirkt es nicht geradezu lächerlich, wenn z. B. auf einem Nilbilde Kinder am Ufer Wasser holen und in der nächsten Nähe Krokodile Siesta halten! Lieber zuwenig in dieser Hinsicht als zuviel! Die Wahrheit vor allem!

Gerechten Einwendungen und allfälligen Winken wird die Unternehmung gewiß jederzeit ein geneigtes Ohr schenken; sie wird immer bestrebt sein, mit allen Lehrerkreisen in Fühlung zu bleiben, um so den weitestgehenden Wünschen Rechnung tragen zu können.

Man kann dem Unternehmen volles Vertrauen entgegenbringen, da hier nicht, wie bei manchen Lieferungswerken, zu befürchten steht, daß nach dem Erscheinen guter Probeblätter die Gediegenheit nachläßt, sondern mit Sicherheit auf ein stetiges Fortschreiten im Ausbaue des groß gedachten Werkes zu rechnen ist.

Der unvergleichlich billige Preis (im Subskriptionswege 2 *K* für das Bild) und das Bewußtsein, ein für alle Schulkategorien gut verwendbares Werk, das aus Lehrerkreisen hervorgegangen ist und von österreichischen Künstlern geschaffen wurde, zu unterstützen und zu fördern, werden dazu beitragen, dem Unternehmen die weiteste Verbreitung zu verschaffen.

Wien. K. Linsbauer.

Mathematische Anlage und mathematischer Unterricht.

Ein nicht gar seltener Ausspruch, der bei der Beurteilung der Fähigkeiten der Jugend, besonders unserer Gymnasiasten, gemacht wird, läuft darauf hinaus, daß die Anlagen für reale Fächer selten mit denen für formale (humanistische) vereint sind; sie überwiegen zumeist nach einer von beiden Richtungen; ein guter Philologe sei zumeist ein schwacher Mathematiker und umgekehrt.

Ein Körnchen Wahrheit mag in diesen Urteilen schon enthalten sein, aber sicherlich treffen sie nicht immer zu, wo sie zur natürlichen Begründung der ungleichen Fortschritte gemacht werden.

Hervorragende Talente, insbesondere solche, die eine entgegengesetzte Richtung sowohl der Phantasie wie des Verstandes voraussetzen, sind zumeist bis zu einem gewissen Grade nur einseitig.

Das Schülermaterial besteht aber nicht aus hervorragenden Talenten und damit wurde auch beim Entwurfe des Lehrplanes gerechnet. Denn dieser ist für die Durchschnittsintelligenz zugeschnitten und man kann behaupten, daß ein halbwegs begabter Schüler bei eigenem Fleiße und guter Führung den vorgeschriebenen Stoff gleichmäßig bewältigen kann. Wer die grammatischen Feinheiten der antiken Sprachen sich anzueignen und zu unterscheiden vermag, wer in der Muttersprache ein Thema richtig zu disponieren und auszuarbeiten versteht, der wird auch in den realen (mathematisch-physikalischen) Fächern Genügendes leisten. Freilich, und das kommt zumeist bei Schülern aus den besser situierten Familien vor, darf der Schüler nicht schwachsinnig sein. Denn der Schwachsinnige kann noch über einen hohen Grad von Gedächtniskraft verfügen, und ist ein solcher Schüler fleißig, so wird er gut memorieren und Eltern und Lehrer bis zu einem gewissen Grade täuschen; doch früher als die Eltern bemerkt der Lehrer bei solchen Schülern die Unfähigkeit eigener Konzeption und selbständiger Verwertung des Gelernten. Solche Schüler haben aber nicht bloß keine mathematische Begabung, sie sind überhaupt zum Studium nicht geeignet, wenngleich es selbst akademisch Graduierte mit angeborenem Schwachsinn gibt. Es sind dies wohl seltenere Ausnahmen, aber sie beweisen immerhin, daß ein Mittelschüler keine besonders hervorragenden Anlagen zu haben braucht, um, sei es mit oder ohne Hindernisse, an die Hochschule zu gelangen.

Auf der Schulbank suchen wir für gewöhnlich keine exzeptionelle Begabung. Es genügt, wenn wir an dem Schüler einen seinem Alter entsprechenden Verstand verbunden mit nicht zu träger aber nicht zu flatterhafter Phantasie und gutem Gedächtnis wahrnehmen. Die angeblichen Genies entpuppen sich zumeist als minderwertiges Material und sind dann eine wahre *crux paedagogorum*. Eine einseitig hervorstechende Begabung in früher Jugend ist gar keine Gewähr für eine weitere harmonische, geistige Entwicklung.

Der Gymnasiast braucht kein Rechenkünstler zu sein und muß auch nicht das Talent eines Mezzofanti besitzen. Übrigens weist dieses

auch nicht den geringsten genialen Zug auf und hat mit der geistig logischen Schulung und den sonstigen Zwecken der Philologie nur dürftige Berührungspunkte. Denn das Sprechen mehrerer fremden Sprachen, so außerordentlich nützlich es im praktischen Leben auch sein mag, hat mit den Bestrebungen der Philologie nichts zu tun und kann auch nie als Bildungsmaßstab dienen, weil sonst mancher Hôtelportier die Anwartschaft auf einen akademischen Lehrstuhl hätte. — Der Rechenkünstler, mag er noch so phänomenale Rechenoperationen im Kopfe ausführen, kann über ein recht armseliges Talent verfügen. Gibt es doch notorisch Imbecille, die ganz gut mit zwei- oder dreistelligen Faktoren im Kopfe multiplizieren. Das Rechentalent ist ein spezifisches, vornehmlich nur auf der Gedächtniskraft beruhendes, das nur wenig Phantasie und geringen Verstand erfordert. Der Rechenkünstler hat zumeist ein auditives oder manchmal visuelles Gedächtnis; er merkt sich Zahlenreihen als Klangbild oder er sieht die Zahlenreihen, sowie sie ausgesprochen werden, als optische Zeichen vor sich. Durch irgend einen Zufall hat ein solches Individuum, eben weil seine Phantasie sonst dürftig ist, Teiloperationen eingeübt, und mit Hilfe dieser automatisierten Teiloperationen und mit einseitigem Gedächtnisse bringt er die erstaunlichen Leistungen zustande, die näher besehen keine besondere Intelligenzleistung sind. Ein Idiot, der Jahre lang mit Kupfermünzen oder Knöpfen gespielt hat, ein Schafhirt, der nur mit dem Abzählen seiner Herde beschäftigt war, addiert und multipliziert oft schneller und sicherer als ein gewandter Kassier, der noch andere Dinge im Kopfe haben muß. Das numerische Rechnen ist überhaupt mehr technische Fertigkeit als Wissen und läuft auch ein wesentlicher Teil der Mathematik, z. B. die reine Geometrie in letzter Linie auf arithmetische Operationen hinaus, so erschöpft die Arithmetik noch lange nicht das Wesen derselben. Die Mathematik erfordert weit komplexere Associationen. Die Zahl der Lehrsätze ist wohl keine allzu große, aber sie müssen alle ohne Ausnahme stets dem Gedächtnisse gegenwärtig sein. Und hier gilt es nicht bloß, aus gegebenen Prämissen logische Schlüsse zu ziehen, sondern bei allen Aufgaben der Mathematik und Geometrie ist man gezwungen, im Wege selbsttätigen Denkens die richtige Fährte durch Kombination oder Variation erworbener Kenntnisse und Beobachtungen zu gewinnen. Dazu bedarf es nicht nur einer gewissen geistigen Gewandtheit; ohne Phantasie wird auch das trockenste mathematische Problem weder erfaßt noch gelöst. Aber muß ein Schüler, der eine Rede des Demosthenes oder eine Ode des Horaz zu übertragen hat, nicht dieselbe Summe von Gedächtnis, Phantasie und Verstand besitzen? Die Geisteskräfte, die zum Verständnisse eines Platonischen Dialoges ausreichen, sind wahrlich nicht geringer zu bemessen als sie die gesamte gymnasiale Mathematik voraussetzt. Ein normal Begabter muß beiden gewachsen sein. Aber könnte es sich mit der Mathematik nicht ähnlich wie mit der Musik verhalten, zu der, wie man gemeinhin annimmt, eine besondere Anlage gehört? Dieser Einwand ist einer eingehenden Erörterung wert. Eigentlich sollte man vorerst die Behauptung, daß für Musik eine eigene Anlage nötig sei, auf ihre Stichhältigkeit prüfen. Wohl

gibt es zahlreiche intelligente Menschen, die ganz unmusikalisch sind. Diese „Musikbarbaren“ sind aber den Wirkungen der Musik nicht völlig unzugänglich; wäre es nun nicht möglich, daß ihr mangelndes Verständnis etwa bloß von einer Lücke in ihrer Erziehung herrührt, der bei Zeiten hätte abgeholfen werden können? Doch zugegeben, daß zur Musik eine besondere Anlage erforderlich ist, so erwächst daraus noch immer keine Analogie für die Mathematik. Wohl bezeichnet Leibniz, eine Leuchte der Mathematik, die Musik als eine verschleierte Arithmetik *(exercitium arithmeticae occultum nescientis se numerare animi)*; er nennt sie so wahrscheinlich in Hinblick auf ihre Architektonik, aber diese ist bloß das gesetzvolle Stütznetz, etwa wie es die kunstvollen Waben im Honigkuchen für den Honig sind. Die Musik ist Kunst, die von der Phantasie genährt wird und keine Wissenschaft, die mit Begriffen operiert. Die Musik wurzelt nicht im Verstande, sie ist vielmehr die Sprache des Gefühles und der Leidenschaft und darum finden wir bei manchen Personen die musikalische Fähigkeit frühzeitiger und isolierter, ehe der Verstand zur vollen Reife gelangt ist, zum Vorschein kommen. Die musikalischen Wunderkinder sind etwas Natürliches und sowie wir bei diesen die eigenartige Begabung von der gesamten geistigen Entwicklung auseinanderzuhalten gewohnt sind, ebenso müssen wir selbst beim Komponisten das künstlerische Können von seinen sonstigen Fähigkeiten trennen.

Wie unzutreffend der Vergleich der musikalischen Begabung mit der mathematischen ist, geht vollends aus Beobachtungen am Krankenbette hervor, denen fast der Wert eines Experimentes zukommt. Im Gefolge von Erkrankungen bestimmter Örtlichkeiten (Zentren) im Gehirn tritt Aphasie ein, d. h., es geht die Fähigkeit, sich der Sprache und der sie ersetzenden Ausdruckszeichen (Schrift) zu bedienen oder gesprochene und geschriebene Worte, überhaupt Symbole richtig aufzufassen, verloren.

In beiden Fällen von Aphasie ist das musikalische Vermögen fast regelmäßig mitbetroffen. Doch gibt es nach den Beobachtungen von Edgreen, Brazien auch Fälle von reiner, isolierter Amusie.

Der Patient kann sich der Sprache vollkommen bedienen und versteht sie ganz richtig, nur für Melodien und jegliche musikalische Produktion hat er alles Verständnis eingebüßt oder kann sie auch nicht zum Ausdruck bringen, d. h., nicht singen und kein Instrument spielen, wobei alle übrigen geistigen Fähigkeiten intakt bleiben.

Man sieht, die Musik nimmt eine Sonderstellung ein, die der Mathematik nicht zukommt.

Isolierte Ausfallserscheinungen für Mathematik allein wurden bisher nicht beobachtet.

Wie wenig analog die musikalische Begabung der mathematischen ist, illustriert auch die Erfahrung, daß ein ausgezeichneter Musiker ein sonst mittelmäßiger Mensch sein kann, während bedeutende Mathematiker nicht bloß in ihrem Fache allein hervorzuragen pflegen, sondern auch in anderen Fächern exzellieren. Selten tritt die mathematische Begabung

allein auf und die frühreifen Mathematiker zeigen auch auf anderen Gebieten einen ihrem Alter vorauseilenden Intellekt[1]).

Wie kommt es aber, daß oft selbst helle Köpfe gegen alles, was Mathematik heißt, eine gewisse, an Idiosynkrasie streifende Abneigung an den Tag legen und daß, wie in diesen Zeilen, die nur die Schulmathematik im Auge haben, besonders hervorgehoben werden darf, daß auch solche Schüler, die das Gymnasium tadellos absolvierten, nur blutwenig, um nicht zu sagen gar nichts, ins praktische Leben hinüberzunehmen pflegen. Man muß staunen, wie rasch und gründlich bei einem Juristen, Historiker und selbst einem Mediziner sich das bischen Schulmathematik verflüchtigt. Dazu bedarf es nicht des wohlmeinenden Rates, den ein alter Gymnasialprofessor seinen gewesenen Schülern nach bestandener Reifeprüfung in väterlich-jovialem Tone erteilte, daß sie nunmehr, da keiner von ihnen das mathematische Studium zum Berufe erwählte, ihre Bücher zum Antiquar tragen oder, was ein feierlicherer Abschied wäre, verbrennen könnten.

Es greift nur selten einer in späteren Jahren nach einem mathematischen Lehrbuche und mit den Kenntnissen der Schulbank wird, eh' man sich's versieht, *tabula rasa* gemacht. Sollten diese alltäglichen Wahrnehmungen nicht etwa in der Art, wie die Mathematik den Schüler gelehrt wird, insbesondere wie der junge Schüler in diese Disziplin eingeführt wird, begründet sein? Heben wir vorerst nur einen Teil der Mathematik, die Geometrie heraus, so wurzelt und gipfelt die Methodik darin, dem Schüler Geisteskunststückchen beizubringen, während der nützlichere analytisch-genetische Weg zumeist vermieden wird. Die mathematischen Begriffe sind wohl scharf und *concis*, ihre Syllogistik zwingend, aber die Mathematik ist trotzdem keine reine Logik, sie bedarf bei ihren Operationen der Phantasie zur Mithilfe und angeschaute Wahrheit sollte in ihr nicht weniger gelten als die bewiesene, zumal die Beweise zu den meisten mathematischen Wahrheiten erst hinterher erdacht und gefunden wurden. Einer der wichtigsten, jedenfalls der interessanteste Lehrsatz der Planimetrie ist der Pythagoräische; er ist auch der einzige, der in die höhere Mathematik Eingang fand. Die ihm innewohnende Wahrheit war jedenfalls schon früher als Spezialfall bekannt, als Pytha-

---

[1]) Gauß lernte lesen ohne Unterricht und besaß auch glänzende philologische Begabung. Auch Thom. Young konnte mit zwei Jahren geläufig lesen und beherrschte frühzeitig mehrere Sprachen. W. Bolyai sprach im Alter von 9 Jahren auch während des Spieles in lateinischen Versen und beherrschte 6 Sprachen vollkommen, außer dem Griechischen und Hebräischen, das er zeitweilig fleißig betrieb. J. Bolyai zeichnete sich schon in der Jugend in anderen Fächern aus und war ein guter Geiger und Fechter. Monge trug als Schüler in allen Fächern die ersten Preise davon. Euler wurde mit 16 Jahren auf Grund einer lateinisch vorgetragenen philosophischen Dissertation Magister. Der Mathematiker und Astronom Bailly schrieb als Knabe ein großes Trauerspiel. Ampère konnte schon als Knabe lange Stellen aus der Enzyklopädie hersagen. Huygens verstand mit 9 Jahren Arithmetik, Geographie und Musik, ohne das Lateinische und Griechische vernachlässigt zu haben.

goras vor Freude die 1000 Ochsen opferte, da er dessen allgemeine Gesetzmäßigkeit erkannte. Ohne Zweifel ging diese Erkenntnis aus der Betrachtung der einfachsten Seitenverhältnisse des rechtwinkeligen Dreieckes hervor, wo die Katheten 3, bezw. 4 und die Hypothenuse 5 betrugen ($9 + 16 = 25$).

Wissen wir doch von den Euklidischen Grundsätzen (Axiomen), die, weil ihre Richtigkeit unmittelbar einzusehen war, von Euklid zum Teil von den Babyloniern und Ägyptern übernommen wurden, daß, abgesehen von denen, welchen die Dignität eines Axiomes abgesprochen werden mußte, für einen Teil derselben die Beweise erst hinterher von der neueren Forschung erbracht werden mußte und eine Reihe von Euklidischen Axiomen heute noch so unbeweisbar geblieben ist wie vor 2000 Jahren z. B. das Parallelaxiom[1]).

Schon Schopenhauer, der freilich kein Freund der Mathematik war, sondern mit einem bis an die Ungerechtigkeit reichenden Fanatismus sie als Wissenschaft herabzusetzen suchte, wies auf das Mißliche der Euklidischen Lehrweise und ihre didaktische Unzweckmäßigkeit hin.

Schopenhauer glich wohl nicht seinen großen Vorgängern Descartes und Leibniz[2]), daß er ein ebenso großer Mathematiker als Philosoph gewesen wäre, und man kann über manche seiner auf die Mathematik gemünzten galligen Bemerkungen getrost hinweggehen, aber methodische Einsicht kann ihm nicht abgesprochen werden. Wenn er auch zu weit geht und sich über den Euklidischen „Mausefallenbeweis“ des Pythagoräischen Lehrsatzes lustig macht, weil dabei lediglich der Erkenntnisgrund zum Vorschein kommt, während er an der Hand seines bekannten Spezialfalles, den er wert hält, zweimal in seinen Schriften mit Abbildung vorzuführen, den wahren Seinspunkt aufzudecken vermeint, so kann man über diese Ansicht nur lächeln, aber daß sein Beweis methodisch wirksamer, einfacher und „ohne alles Gerede“ überzeugt, wird der Unbefangene nicht bestreiten. Billigerweise muß man hervorheben,

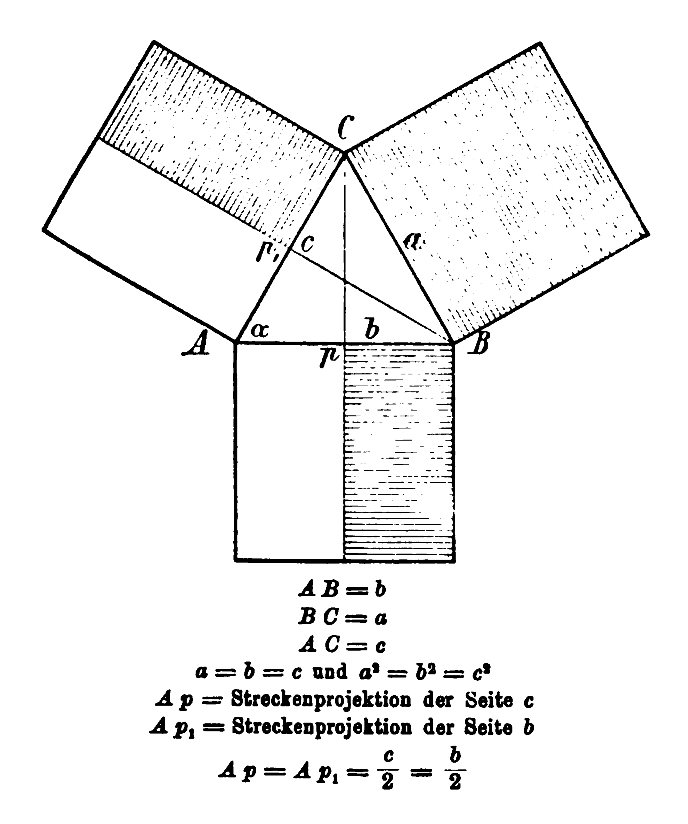
---

[1]) Der Satz lautet: „Durch einen gegebenen Punkt läßt sich zu einer gegebenen Geraden in der von beiden gebildeten Ebene nur eine einzige Parallele ziehen“.

Daß dieses Axiom unbeweisbar ist, haben zuerst Gauß, Bolyai und Lobatschefsky gezeigt, indem sie (1830) zum erstenmal eine „nichteuklidische“ Geometrie, die sogenannte pseudosphärische und hyperbolische Geometrie aufstellten, in welcher dieses Axiom nichts mehr gilt, was übrigens auch bei der sphärischen oder elliptischen Geometrie der Fall ist.

[2]) Der Begründer des Systems der vorherbestimmten Harmonie ist bekanntlich der Erfinder der Differentialrechnung, deren Grundidee er wohl Newtons „Arithmetik der Fluxionen“ entlehnte. Als kaum zwanzigjähriger juristischer Baccalaureus war er von dem Interesse für die Mathematik so erfüllt, daß er in der Abhandlung *De arte combinatoria* (1666) die Lehre von der künstlichen Verbindung der Zahlen und der Begriffe entwickelte und sich für die Möglichkeit der Zurückführung alles Denkens auf ein Rechnen aussprach — falls es nämlich gelänge, für die Begriffe und deren Verbindungsweisen ebenso angemessene Zeichen aufzufinden, wie die Mathematik sie für ihre Operationen besitzt.

daß es Schopenhauer gar nicht darum zu tun war, seine Methodik an Stelle der Euklidischen zu setzen, als vielmehr auf die Wichtigkeit der unmittelbaren Einsicht und Anschaulichkeit in der Beweisführung hinzuweisen. Nach dieser Richtung bleibt in der Tat dem Lehrer ein großes Feld, denn diesen Forderungen kann man zum Nutzen der Jugend in einer Reihe von Fällen gerecht werden. Wie kompliziert ist z. B. der Beweis des großartigen Carnotschen Lehrsatzes und wie rasch einleuchtend läßt er sich ohne besondere Heranziehung anderen methodischen Wissens



$$AB = b$$
$$BC = a$$
$$AC = c$$
$$a = b = c \text{ und } a^2 = b^2 = c^2$$
Ap = Streckenprojektion der Seite c
Ap_1 = Streckenprojektion der Seite b
$$Ap = Ap_1 = \frac{c}{2} = \frac{b}{2}$$

ganz aus sich selbst wenigstens in einem Spezialfalle anschaulich zur Überzeugung bringen. Es sei ABC ein gleichseitiges Dreieck. Errichtet man auf jeder Seite das entsprechende Quadrat und zieht von B und C je eine Normale zu den gegenüberliegenden Seiten b und c, dann ist Ap die Streckenprojektion der Seite c und Ap^1 die der Seite b. Verlängert man die Normalen bis zur Parallelseite des Quadrates, so ergibt sich auf den ersten Anblick, daß a^2 gleich ist der Summe der Quadrate von b und c, weniger zweimal die Streckenprojektion multipliziert mit der Seite b (oder c, da doch $b = c$). Das Vorgebrachte soll selbstverständlich

nur ein pädagogischer Behelf, ein anspruchsloses Beispiel sein, wie man dem Schüler mit wenigen Elementen auch kompliziertere Sätze sozusagen *ad oculos* demonstrieren kann. Je einfacher die Beweisführung und je geringer die Behelfe dazu sind, desto faßlicher und anregender wirkt sie und leitet den Schüler zum Selbstdenken an. Wohl ist durch den Spezialfall die spätere allgemeine Beweisführung nicht erspart, aber darum handelt es sich nicht, sondern, wie es möglich wäre, beim Anfänger durch direkte Wahrnehmung das Interesse für den Gegenstand zu wecken, die physische Kraft der Vorstellung des Gegenstandes zu spannen und damit die psychische Wirkung der Vorstellung zu erhöhen.

Wahrlich es ist keine kleine Aufgabe, den Schüler in die mathematischen Disziplinen einzuführen und es gehört nicht bloß Wissen, sondern auch tüchtiges pädagogisches Können dazu, zumal die gebräuchlichen Schulbücher sehr viel an Methodik vermissen lassen und die ganze Last des Unterrichtes ungemindert auf die Schultern des Lehrers wälzen. Es klingt paradox, daß einzelne Lehrbücher, die in die höhere Mathematik einführen, mit mehr pädagogischem Geschicke verfaßt sind als die für Mittelschüler. Wenn ein Meister es unternähme, dem Anfänger den Weg zu den ersten Etappen der Wissenschaft zu erleichtern, er könnte sicher sein, daß man ihm danken wird.

Über Platos Tür war zu lesen: „Wer keine Geometrie versteht, bleibe draußen". Der Sinn dieser Worte könnte doch nur der sein, daß Grammatik und Rhetorik allein als Vorbereitung zu einem ernsten Studium nicht genügen oder ins Moderne übertragen: humanistische und mathematische Vorbildung sind die Grundlagen geistiger Entwicklung. Die Pflege der Mathematik hat auch ein bedeutendes erziehliches Moment, denn auch frei von allem Enthusiasmus wird jeder den Satz Goethes unterschreiben: „Die Exaktheit der Mathematik fördert das innere Wahrheitsgefühl". Es wäre jedoch verfehlt, den mathematischen Unterricht ganz im Sinne Platos zu pflegen. Plato war nämlich in dem Irrtume befangen, daß die Beschäftigung mit der Mathematik nur dem Geiste zugute kommen sollte[1]). Mit Geringschätzung sprach er von dem Nutzen der Arithmetik, den sie einem Ladenbesitzer oder herumziehenden Händler gewähren könne[2]). Ja, er ging so weit, daß er die Geometrie als entwürdigt betrachtete, sobald sie für einen gewöhnlichen Zweck der Nützlichkeit verwendet wurde und, wie Plutarch[3]) erzählt, machte er seinem Freunde Archytas, der nach mathematischen Prinzipien Maschinen von außerordentlicher Kraft gebaut hatte, Vorstellungen darüber, daß dadurch eine edle Geistesübung zu einer gemeinen Fertigkeit herabgewürdigt werde, denn der Zweck der Mathematik bestehe nur in der Schulung des Geistes. Von solchen einseitigen Prinzipien muß schon die Schule absehen, wenn man auch nicht mit Baco[4]) übereinstimmt, der in den entgegen-

---

[1]) Plato, Republik, Buch 7.
[2]) ibidem.
[3]) Plutarch, Sympos. 8 und Leben des Marcellus.
[4]) Baco, „*De Augmentis*". Lib. 3, cap. 6.

gesetzten Irrtum verfiel und die Mathematik als die Magd der Naturwissenschaften bezeichnete und sie nur insoferne gerechtfertigt hielt, als sie die Praxis im Auge behält und sich hauptsächlich mit der Bildung angemessener Formeln beschäftigt, die bei physikalischen Untersuchungen von Nutzen sein können.

Die ungeahnte Entwicklung, welche seither die Mathematik genommen, hat Baco nicht Recht gegeben, aber was jenen einfacheren Teil der Mathematik, der an unseren Mittelschulen gelehrt wird, betrifft, so soll er sich nicht vornehm auf geistige Schulung beschränken, sondern den Zusammenhang mit der Praxis nie aus dem Auge verlieren.

Anschauung und Nützlichkeit sind die Grundprinzipien des Unterrichtes.

Wien. Dr. med. Heinrich Weiß.

Eltern-Abende. Populäre Vorträge, gehalten an den Eltern-Abenden des k. k. Mariahilfer Gymnasiums in Wien. Unter Mitwirkung der Professoren Dr. Gustav Ficker, Heinrich Röver und Dr. Karl Haas herausgegeben von Direktor Dr. Viktor Thumser. Wien und Leipzig, Franz Deuticke 1903. 98 SS.

An den Eltern-Abenden des Mariahilfer Staatsgymnasiums wurden auch im Schuljahre 1902/3 Vorträge gehalten, die nun, in Buchform veröffentlicht, vorliegen. — Zuerst trat Direktor Thumser hervor mit dem Thema: Die Stellung der Frau bei den alten Griechen. Er entwarf in lebhaften Farben ein Bild des Familienlebens, wie es in den beiden Homerischen Epen geschildert wird: Die Frau steht ebenbürtig dem Manne zur Seite, sie wird selbst in Fragen des öffentlichen Lebens als Beraterin befragt. Sodann besprach der Vortragende die Stellung der Frau in Sparta. Da der Staat die Knaben vom siebenten Lebensjahre an zur Erziehung übernahm und auch die Mädchen zur Teilnahme an den körperlichen Übungen zwang, ging die Frau ganz in der männlichen Denkungsart auf und verlor so den echt weiblichen Sinn. Anders verhielt es sich in Athen. Hier war es die Aufgabe der Frau, dem Manne untertänig zu sein und das Hauswesen zu besorgen. Am Schlusse streifte Thumser, wie zu erwarten, die heutige Frauenfrage. Die höhere Bildung, die sich die Frau aneignet, soll sie in ihrem Berufe als Gattin und Mutter betätigen, aber nicht als Konkurrentin dem Manne gegenüber auftreten.

Der zweite Abend gehörte Professor Ficker mit dem Vortrage: Naturwissenschaft und Bildung. Der naturwissenschaftliche Unterricht vermittelt eine Menge von Kenntnissen, die für jeden unentbehrlich sind, der auf allgemeine Bildung Anspruch erhebt; „er knüpft", wie Schleiermacher sagt, „immer an Anschauungen an und gibt lebendige und bestimmte Bilder der Phantasie". Dadurch, daß dieser Unterricht den Ursachen der Erscheinungen nachgeht und vermittelst des induktiven Verfahrens aus einer Reihe gleichwertiger Fälle allgemeine Gesetze ab-

leitet, ist er eine sichere Schule des logischen Denkens. In den psychologischen Auseinandersetzungen, in denen der Vortragende zu beweisen sucht, wie mächtig der Unterricht in den Naturwissenschaften auf die einzelnen Seelentätigkeiten einwirkt, wären einzelne Gedanken schärfer und genauer zu fassen; der Ref. meint z. B. S. 29: Die induktive Methode verleiht dem naturwissenschaftlichen Unterricht einen besonderen Wert für die „formale Bildung"; S. 31: die Schönheit der Seele beruht auf der Harmonie „ihrer Teile". — Trefflich ist, was Ficker über den Wert der Naturwissenschaften in Bezug auf die Gefühle des Wahren, des Schönen, des Selbstgefühls, der moralischen und religiösen Gefühle vorbringt.

Am dritten Abend sprach Prof. Röver über die Entwicklung des Zeichenunterrichtes in Österreich und seine Bedeutung am Gymnasium. In der Einleitung bietet der Vortragende eine Entwicklungsgeschichte der Kunst unter dem Einflusse der äußeren Bedingungen (S. 37—44). Es ist leicht begreiflich, daß hier nur kurze, abgerissene Bemerkungen geboten werden konnten [1]; vielleicht wäre es ersprießlicher gewesen, auf das Ziel direkt loszusteuern. — Bezüglich der Methode beim Zeichenunterrichte, von der Volksschule angefangen, herrscht gegenwärtig eine starke Strömung gegen die mehr oder weniger mechanische Behandlung, die dieser Gegenstand bisher erfuhr. Angeregt wurde diese Bewegung, so weit es dem Berichterstatter bekannt ist, durch Louis Prang in Boston, einen im J. 1850 ausgewanderten Deutschen. Er will den Kunstsinn, der in jedem Knaben liegt, wecken. „Zeichnen ist", wie Prang in einem Briefe an Hiersche [2]), Hauptlehrer am Pädagogium in Eger, sagt, „eine Sprache, die anstatt durch das Ohr, durch das Auge unserer Erkenntnis zugeführt wird". — Auch Röver fordert das Zeichnen nach der Natur; somit sind alle Bildungen der Natur selbst Vorbilder des Studiums im Zeichnen. Abgesehen von seinem allgemein bildenden Charakter, ist also der Endzweck des Zeichnens am Gymnasium, den jungen Mann zu befähigen, daß er den Anforderungen seines künftigen Berufes als Anatom, Naturhistoriker, Kunsthistoriker, Geschichtsforscher usw. zu entsprechen vermag.

Am vierten Abende ergriff abermals Direktor Thumser das Wort und sprach über die Maturitätsprüfung im Lichte der Praxis. Er wählte hiemit ein Thema, das nicht nur den besorgten Elternherzen nahe ging, sondern das auch seit dem letzten Mittelschultage in Wien in den Vordergrund getreten ist. Er besprach zuerst die Berechtigung und Notwendigkeit dieser Prüfung im Interesse des Staates, der Familie und selbst der Prüflinge, ferner die Anforderungen in den einzelnen Disziplinen im Sinne einer Reifeprüfung. Am Schlusse werden die Resultate der Maturitätsprüfung am k. k. Mariahilfer Gymnasium, wie sie bei 31 Prüfungen zutage traten, ziffermäßig beigestellt. Interessant ist auch

---

[1]) S. 42 soll es heißen: Klenze.

[2]) Hiersche, Die Umgestaltung des Zeichenunterrichtes. Leipa, Selbstverlag.

die Mitteilung, daß z. B. im J. 1894, von welchem Jahre dem Vortragenden das statistische Material vollständig vorlag, von den geprüften Abiturienten aller österreichischen Gymnasien, 3668 an der Zahl, 3268, d. h. 89·09%, das Zeugnis der Reife erhielten.

Die Reihe der Vorträge schloß Prof. Haas, der über Beobachtung und Experiment sprach. — Schon das Elternhaus kann die Kinder zu einfachen astronomischen und meteorologischen Beobachtungen anhalten. Zur Beobachtung tritt ergänzend das Experiment hinzu, dem die exakten Wissenschaften in der Neuzeit ihre rasche Entwicklung verdanken. An interessanten Beispielen beleuchtet nun der Vortragende die Unterschiede der Forschungsweise der verschiedenen Zeiten und wählt als Beispiel Galileis Versuch über das Gesetz vom freien Fall und das analytische Experiment mit Machs Fallrinne. Hierauf wurden in recht instruktiver Weise einige sogenannte Freihandexperimente mit den gewöhnlichsten Hilfsmitteln ausgeführt. In den letzten Dezennien hat sich in England, Amerika und auch in Deutschland beim Physikunterrichte die Methode der „praktischen Schülerübungen" eingebürgert, bei welchen die Schüler gruppenweise selbst experimentieren und die Gesetze der einzelnen Erscheinungen selbst auffinden. Haas erklärt, seit sieben Jahren solche Schülerübungen fakultativ, im Anschlusse an den Schulunterricht, mit Erfolg zu betreiben. Er schloß mit den schönen Worten Huxleys: „Der Mann hat eine vornehme Erziehung genossen, der.....gelernt hat, alles Schöne in der Natur und Kunst zu verehren, alles Gemeine zu hassen und andere zu achten, wie sich selbst".

Es verdient gewiß Anerkennung, daß sich immer eine Reihe von Mitgliedern im Lehrkörper findet, die sich in den Dienst der guten Sache stellt und es versteht, Abwechslung in die Vortragsabende zu bringen. — Die vorliegende Schrift kann allen, die sich für Fragen der Erziehung und des Unterrichtes interessieren — und deren Zahl ist keine geringe — wärmstens empfohlen werden.

Prag. Emil Gschwind.

Die Lüftung und Heizung der Schulen. Drei Vorträge, gehalten in der Jahresversammlung des Klubs für öffentliche Gesundheitspflege in Prag von Gustav Kabrhel, Professor der Hygiene an der böhmischen Universität, Fr. Velich, Ingenieur der kgl. Hauptstadt Prag, A. Hraba, Bürgerschullehrer in Smichow. Wien, J. Šafář 1904. 78 SS. 8°. Preis 2 K.

Kabrhel erörtert in klarer Weise die Notwendigkeit der Ventilation und das Ausmaß derselben, berührt die technische Durchführung und unternimmt dann mit Berufung auf die Forschungen Rubners eine wissenschaftliche Begründung des bisher auf Grundlage des subjektiven Empfindens vielfach zu Recht bestehenden Temperaturoptimums von 17—20° C. für Schulzimmer; ebenso wird die Frage des besten Feuchtigkeitsgehaltes der Schulzimmerluft wissenschaftlich erörtert. — Velich

behandelt den technischen Teil der Heizung und Ventilation des Schulzimmers, bespricht kritisch und ziemlich eingehend verschiedene Arten der Lokal- und Zentralheizung sowie der Ventilation, den Einfluß mancherlei in Betracht kommender Faktoren auf Heizung und Ventilation. — Hraba zitiert die amtlichen Erlässe zur Sache und diskutiert die Gründe, aus welchen die bestehenden Verhältnisse den berechtigten hygienischen Anforderungen leider nicht immer entsprechen. — Nach vorstehenden Vorträgen spricht noch Turnlehrer Švacha zur Ventilation und Heizung speziell der Turnsäle und formuliert die bezüglichen Forderungen.

Die vorliegende Schrift kann jedem, der sich für Ventilation und Beheizung der Schulräume interessiert, bestens empfohlen werden.

Lehrbuch für den Samariterunterricht an Seminarien, Präparandenanstalten, Höheren-, Mittel- und Volksschulen sowie zum Selbstunterricht von Dr. med. Alfred Baur, Seminararzt in Schw. Gmünd und Leiter des Samariterunterrichtes am dortigen königl. Seminar. Wiesbaden, Otto Nemnich 1903. 297 SS. kl.-8°. und 30 Taf., darunter 2 Buntlithographien.

Das Buch behandelt der Reihe nach die Organsysteme im Sinne des Titels, indem es je eine kurze anatomisch-physiologische Einleitung gibt, dann die Verletzungen und die zugehörige Samariterarbeit bespricht, worauf jedes Kapitel mit einer Reihe von Fragen an den Samariter schließt. — Dann folgt eine Besprechung des Samariterdienstes in der Krankenpflege, der Handfertigkeit im Samariterdienste usw., endlich schließen sich die Tafeln an.

Ref. hat einen großen Teil des Textes gelesen: die Stilisierung des im allgemeinen guten Inhalts ist an einer Reihe von Stellen sehr mangelhaft. — In den Tafeln ist die Darstellung öfter in zu kleinem Maßstabe gegeben, in einzelnen z. B. die Numerierung der Figuren einfach unleserlich; offenbar wurde nicht genugsam erwogen, in welchem Verhältnis die Deutlichkeit des Bildes mit dem Grade der Größenreduktion des Originales schwindet.

Das ganze, nett ausgestattete Opus des fruchtbaren Verfassers ist recht inhaltsreich und wäre, was den „Selbstunterricht" anbelangt, etwa zur Fortbildung und als Nachschlagebuch für solche verwertbar, welche bereits eine schulmäßige Unterweisung in der Ersten Hilfe genossen haben. Nach dem Titel zu schließen ist es vom Autor in erster Linie als Lehrbuch für Vortragende gedacht.

Wien. L. Burgerstein.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Transactions and Proceedings of the American Philological Association. 1903. Volume XXXIV. Published for the Association by Ginn & Company, 29 Beacon Street, Boston, Mass. 103 und CLIII SS. gr.-8°. Preis 2 $[1]).

Transactions: I. Frank Gardner Moore, Studien zur Ellipse bei Tacitus: Die Ellipse in der Schilderung: S. 5—26. — II. Thomas Dwight Goodell, Der Wort-Accent in Catulls Galliambus: S. 27—32. — III. Carleton L. Brownson, Die Aufeinanderfolge der spartanischen Nauarchen in Xenophons Hellenica I: S. 33—40. — IV. Henry W. Prescott, Der Magister Curiae in Plautus' Aulularia 107: S. 41—48. — V. C. W. E. Miller, Hephästion und der Anapäst im Trimeter des Aristophanes: S. 49—59. — VI. Robert S. Radford, Das einsilbige lateinische Wort in seiner Beziehung zu Accent und Quantität. Ein Beitrag zur Metrik des Terenz: S. 60—103. — VII. Francis A. March, Drei neue Typen: S. 104—105: bezieht sich auf die Einführung neuer Typen (neben den vorhandenen) in die englische Druckschrift für *a*, *o* und *e*.

Proceedings: Edwin L. Green, Ἴδιος als Possessivum bei Polybius: p. IV—V. — John C. Rolfe, *a*) Zu Plaut. Stich. 193 ff.; *b*) Zur Seekrankheit bei den Alten: p. V. — F. G. Ballentine, Der Kult der Nymphen als Wassergottheiten bei den Römern: p. VI—VIII. — J. E. Harry, Über die Ellipse der Kopula in gewissen Verbindungen im Griechischen: p. VIII—X. — Charles Forster Smith, Charakterzeichnung bei Thukydides: p. X—XV. — Harry L. Wilson, Der Codex Canonicianus XLI und die Tradition des Iuvenal: p. XIX. — B. Perrin, Der fiskalische Scherz des Perikles: p. XX: bezieht sich auf Plut. Per. XXIII und Aristoph. Nub. 859. — H. C. Tolman, Danielssons 'Assimilation mit nachträglicher Diektasis' bei Homer: p. XX—XXII. — Mortimer Lamson Earle, *a*) Zu Hor. Carm. I 3, 1—8; *b*) Zu Plato Rep. 423 B: p. XXII —XXIII. — E. Washburn Hopkins, Rousselots phonetische Synthesis: p. XXIII. — Milton W. Humphreys, Zur griechischen Grammatik: p. XXIII—XXIV. — H. W. Magoun, Ist die gegenwärtige Theorie der griechischen Elision richtig? p. XXIV—XXV. — H. J. Edmiston, Die Frage nach der Koinzidenz von Wortaccent und Versiktus in den letzten zwei Füßen des lateinischen Hexameters: p. XXVI—XXVIII. — Karl P. Harrington, Studien über die metrische Kunst der römischen Elegiker: p. XXVIII—XXX. — C. L. Meader, Bemerkungen über die Wortfolge

[1]) Über Vol. XXXIII vgl. diese Zeitschr. 1904, S. 280—282.

im Lateinischen: p. XXXI—XXXII. — Edwin L. Green, Das Schlaraffenland in der attischen Komödie: p. XXXII. — Thomas Fitz-Hugh, Das Prooemium der Äneis: p. XXXII—XXXIII. — William W. Baker, Die griechischen Komiker als literarische Kritiker: p. XXXIV. — Grant Showerman, Ciceros Beurteilung der griechischen Kunst: p. XXXV—XXXVII. — O. S. Tonks, Drei Terra-Cotta-Köpfe: p. XXXVII. — Rufus B. Richardson, Ephebenkopf aus dem Theater zu Korinth: p. XXXVII—XXXVIII. — R. B. Steele, Gerund und Gerundiv bei Livius: p. XXXVIII—XL. — Truman Michelson, Über einige Verbalformen von *Rāmāyaṇa:* p. XL—XLI. — W. S. Scarborough, Bemerkungen über Antokides und die Autorschaft der Rede gegen Alkibiades: p. XLI. — J. E. Harry, Ὄμμα τέτραπται bei Euripides Hippol. 246: p. XLI—XLII. — Minton Warren, Schrieb Cicero Brutus 75 *bellum Poenicum?* p. XLIII. — Alfred Gudeman, Die Ungereimtheiten in den Reden der alten Historiker von Herodot bis Ammianus Marcellinus. Einleitung: p. XLIII—XLI. — Ders., Quintilians Kritik an den Metren des Terenz: p. XLVIII—LI. — H. W. Magoun, Der daktylische und heroische Hexameter und die Form κατ' ἐνόπλιον in ihrer Beziehung zum elegischen Pentameter und zum prosodischen Tetrameter: p. LI—LV. — John C. Rolfe, *a*) *Ab* vor Eigennamen, die mit Konsonanten beginnen: *b*) *De tenero ungui* Hor. Carm. III 6, 24; *c*) *Canicula*: p. LV—LX. — H. J. Edmiston, Diäresis nach dem zweiten Fuße des Hexameters bei Lukrez: p. LX—LXI. — R. B. Steele, Der Ablativus absolutus in Ciceros, Senecas, Plinius' und Frontos Episteln: p. XLI—XLII. — Edwin L. Green, Der Optativ bei Diodorus Siculus: p. LXII—LXIII. — Samuel B. Randall, Die Apokope des *s* bei Lukrez: p. LXV—LXVI. — H. C. Nutting, Die Arten des hypothetischen Gedankens: p. LXVII. — J. Elmore, Livius' Bericht über die dramatische Satura: p. LXVII—LXVIII. — Benj. Ide Wheeler, Die sog. Wandlung in den indo-europäischen Komposita: p. LXVIII—LXX. — C. B. Bradley, Die siamesischen Vokale und Diphthonge: p. LXXI—LXXII. — J. Goebel, Herder und Goethe: p. LXXII. — C. Searles, Herders Verhältnis zur französischen Bühne: p. LXXII—LXXIII. — J. E. Church Ir., *Sepultura = sepulcrum:* p. LXXIII—LXXIV. — C. M. Gayley, Was ist komparative Literatur? p. LXXIV—LXXX. — Samuel A. Chambers, Die *Poética* des Ramón de Campoamor. Ist *Dolora* ein neuer literarischer Typus? p. LXXX—LXXXII. — A. T. Murray, Das Bürgerrecht des Aristophanes: p. LXXXII—LXXXVII. — Leon J. Richardson, Anteil des Rhythmus an der Dichtkunst: p. LXXXVII—LXXXVIII. — O. M. Johnston, Der Gebrauch von *ella, lei* und *la* als höfliche Formen der Ansprache im Italienischen: p. LXXXIX. — George R. Noyes, Drydens Streit mit Settle: p. XC—XCI. — Edward K. Putnam, Die Version des *Havelok* in der *Scalacronica:* p. XCI—XCII. — A. F. Lange, Das Verhältnis der Komödie *Old Fortunatus* zum *Volksbuch:* p. XCII. — A. G. Newcomer, Die literarischen Beziehungen zwischen Edgar Allan Poe und Thomas Holley Chivers: p. XCII—XCIV. — E. Flügel, Ein mittelenglisches Anekdoton: p. XCIV—XCV. — Charles R. Keyes, Die Ellipse des Hilfsverbums im Deutschen: p. XCV—XCVI. — P. J. Frein, Die Quellen des Pariser *Promptuarium Exemplorum:* p. XCVI—XCVIII. — Pliny E. Goddard, Die Konstruktion des Verbs im Hupa, einer kalifornischen Sprache: p. XCVIII—XCIX. — John Fryer, Der chinesische Normal-Aufsatz: p. C—CIII. — J. W. Basore, Die Noten über die Gebärden in Donats Kommentar: p. CIII—CIV. — W. D. Armes, Die Quelle von Sheridans Rivals: p. CV—CVII.

Auch diesmal sind die meisten der in den Proceedings auszugsweise mitgeteilten Vorträge in anderen Zeitschriften ihrem vollen Umfange nach veröffentlicht.

Wien. J. Golling.

Hilfsbüchlein für den lateinischen Unterricht. Erster Teil: Phrasensammlung; zweiter Teil: Stilistische Regeln. Zusammengestellt von Prof. Dr. R. Schnee. Gotha, F. A. Perthes 1903. 109 und 81 SS. 8°.

Von der Ansicht geleitet, daß, solange beim Abiturienten-Examen eine selbständige Übersetzung ins Lateinische verlangt wird, die Schüler sich auch angelegen lassen sein müssen, von den wichtigsten stilistischen Regeln und vom klassischen Wort- und Phrasenschatze ein sicheres Wissen sich anzueignen, hat Dr. Schnee sein 'Hilfsbüchlein für den lateinischen Unterricht' verfaßt. — Was nun dessen ersten Teil anbetrifft, macht der Herausgeber den Versuch, 'einen gewissen Kanon der wichtigsten lat. Ausdrücke und Phrasen, eine Art eisernen Bestand' festzustellen und auf die einzelnen Gymnasialklassen zu verteilen. Er hielt sich dabei bezüglich der untersten Jahrgänge an die Übungsbücher von Busch-Fries und Müller-Ostermann, bezw. der höheren an die Lektüre, die in den meisten reichsdeutschen Anstalten absolviert wird. Das Buch soll aber so benützt werden, daß der Lehrer gleich zu Beginn des Schuljahres feststellt, ob der Stoff der vorhergehenden Klasse noch genug sicher gewußt wird, hiebei in kurzer Zeit das Vergessene auffrischt und dann bei fortschreitender Lektüre die neuen Wendungen einprägt. Soweit sich der Ref. überzeugte, ist in den zu diesem Zwecke angelegten Sammlungen das Material äußerst gewissenhaft zusammengestellt und zugleich der Grundsatz eingehalten, daß jede einzelne lateinische Wendung in gutes Deutsch übertragen werden soll, damit die Verschiedenheit der antiken und der modernen Sprache hinsichtlich ihrer Ausdrucksmittel recht ersichtlich werde. — Der zweite Teil von Schnees Hilfsbüchlein enthält eine Art Stilistik, die natürlich nur für Schüler der oberen Klassen bestimmt ist und am ehesten eine Parallelsyntax zum Deutschen heißen könnte, insoferne in den meisten Fällen die Abweichung vom Deutschen in passender Weise veranschaulicht wird. In 17 (!) größeren Abschnitten bespricht der Verf. das sog. ἓν διὰ δυοῖν, die Behandlung bildlicher Verhältnisse in beiden Sprachen, die Verschiedenheit der Beziehungen (bei Anwendung präpositionaler Ausdrücke), den Pleonasmus, der sich oft im Deutschen (z. B. in den sogenannten phraseologischen Verben und Satzerweiterungen) zeigt, die Tatsache, daß der Lateiner vielfach genauer ist als der Deutsche, die Eigentümlichkeiten im Gebrauche und bei Übersetzung der latein. Substantiva, Adjektiva, Numeralia, Pronomina, Verba, Adverbia, Präpositionen und Konjunktionen sowie die Hauptunterschiede der latein. und deutschen Periodenbildung, Satzverbindung und Wortstellung. Die springendsten Punkte der Stillehre sind damit erörtert und zwar empirisch, da auf die zahlreichen Beispiele, mit denen jede Regel illustriert erscheint, das Hauptgewicht gelegt wird. Freilich ließe sich noch ein oder das andere Kapitel, z. B. die mannigfaltige Übersetzung deutscher Verbalsubstantiva ins Lateinische, die verschiedenartige Wiedergabe der Konjunktion „daß" u. a. m. nachtragen, aber die Beurteilung des Umfanges einer Stilistik ist wohl subjektiv und man wird in einem Schulbuche nie Vollständigkeit erwarten können. Immerhin ist diese Sammlung stilistischer Bemerkungen ein guter Lehrbehelf und, wie es scheint, hauptsächlich für den Lehrer bestimmt, dem für die Besprechung solcher Erscheinungen eine Reihe klassischer Beispiele an die Hand gegeben ist. Das Hilfsbüchlein empfiehlt sich auch durch seinen Druck und seine äußere Ausstattung.

Wien. Dr. Josef Fritsch

Deutsche Aufsätze für mittlere und obere Klassen höherer Lehranstalten im Anschluß an den deutschen Lesestoff. Entwürfe und ausgeführte Aufsätze von Dr. Georg Mosengel. Neue Folge. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1903. VI und 146 SS.

Wer die große Menge von Aufsatzbüchern einigermaßen überblickt, wird die Berechtigung, neue Sammlungen erscheinen zu lassen, so lange bestreiten, bis unser Aufsatzwesen auf eine neue Grundlage gestellt werden sollte. Solange wir aber noch in den Traditionen der letzten Jahrzehnte wandeln, sind die meisten der der Poesie entnommenen Themen, wie sie hier ausgeführt wurden — trotz aller Gediegenheit in der Anlage und Durchführung — ohne den Reiz der Originalität. Das Nibelungenlied, Hermann und Dorothea, Lied von der Glocke, Kampf mit dem Drachen, Tell, Jungfrau von Orleans, Maria Stuart, Wallenstein bildeten die hervorragendsten Stoffgebiete für die Themen. Zur Anregung und raschen Orientierung wird übrigens auch dieses Büchlein beitragen können.

Lesebuch für die höheren Schulen Deutschlands herausg. von Dr. Alfred Puls. Zweiter Teil: Lesebuch für Quinta. Dritter Teil: Lesebuch für Quarta. 2. Auflage. Gotha, E. F. Thienemann 1903/4. XVI und 394, XIV und 418 SS. Preis geb. Mk. 2·60 und 2·70.

Der günstige Eindruck, den seinerzeit die Durchsicht des ersten Teiles dieses Lesebuches auf mich machte, erhielt eine wesentliche Verstärkung durch die vorliegenden zwei Bände. Schon das so seltene Eingeständnis, daß manches verbesserungsbedürftig war (s. Vorwort S. V), berührt wohltuend. Der Inhalt ist von größter Mannigfaltigkeit; neben altbewährten Dichtungen früherer Zeiten sind auch moderne Autoren vertreten. Ein kräftiger Zug geht durch das Ganze.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Hans Stich, Marc Aurel, der Philosoph auf dem römischen Kaiserthron. Gütersloh 1904. 38. Heft der Gymnasial-Bibliothek.

Der Herausgeber von Marc Aurels „Selbstbetrachtungen" bietet in dem zuletzt erschienenen Bändchen der Gymnasial-Bibliothek ein kurzes Bild von dem Leben, dem Charakter und der literarischen Persönlichkeit dieses Kaisers. Voraus geht eine knappe Übersicht über die Geschichte der früheren Kaiser. In der Schilderung der Jugend Marc Aurels verweilt der Verf. mit besonderer Ausführlichkeit bei dem Studiengang der kaiserlichen Prinzen und gibt eine klare Darstellung der damals herrschenden Richtungen der griechischen Philosophie. Die Erzählung der Regierung des Kaisers Marcus hebt die wichtigsten Momente hervor, die Kriege gegen die Parther und gegen die Germanen, den Aufstand des *Avidius Cassius*, die furchtbare Pest, die noch bis in die Zeit des Commodus wütete, und andere Elementarereignisse, erwähnt flüchtig die staatsrechtliche Bedeutung der Samtherrschaft mit *L. Verus* (wobei der Vergleich mit Ludwig dem Bayern und Friedrich dem Schönen doch zu weit hergeholt ist) und geht dann auf die Erörterung der Regententätigkeit, auf die Verwaltung und Rechtspflege dieser trefflichen Regierung und das Privatleben des Herrschers über. Als besonders bedeutungsvoll hebt der Verf. im folgenden Kapitel den Markomannenkrieg (er wählt absichtlich diese Schreibung gegenüber der wohl besser begründeten *Marcomani*) heraus und erzählt ihn an der Hand der „Bilderchronik" (der Ausdruck ist schon vor dem Verf. von Petersen gebraucht worden — Mommsen, R. G. V 204 nennt die Traianssäule ein „gemeißeltes Bilderbuch der

dakischen Kriege" —) auf der sogenannten Antoninssäule. Besonders eingehende und liebevolle Würdigung finden die „Selbstbetrachtungen" Marc Aurels, die griechisch abgefaßte Schrift εἰς ἑαυτόν, die der Verf., wie erwähnt, selbst ediert hat. In leicht faßlicher Form bietet er eine durchaus entsprechende Darlegung der in der Schrift enthaltenen philosophischen Grundsätze des Kaisers. Einen eigenen Abschnitt widmet er auch dem Verhältnis Marc Aurels zu den Christen. Hier erinnert der Verf. an das Verhältnis Karls V. zu Luther, ein Vergleich, der so wenig gelungen ist wie der früher erwähnte und vielleicht allzusehr den lutherischen Standpunkt des Verf. hervortreten läßt. Passend schließt das Büchlein mit einem Ausblick auf das Fortleben des Kaisers bei der Nachwelt.

So ist dieses Geschichtsbild in übersichtlicher, wohlgeordneter Darstellung mit Sachkenntnis geschrieben; nur einzelne Ungenauigkeiten sind dem Verf. mit untergekommen. So z. B. war das Jahr 68/9 nicht ein Dreikaiserjahr (S. 7); *Antoninus Pius* trat nicht in demselben Alter wie einst Tiberius die Regierung an (S. 9), sondern einige Jahre jünger; für die Annahme seines Beinamens *Pius* (S. 10) wird auch eine Menge anderer Gründe angegeben. Die Geschichte der Namengebung des Kaisers *Marcus* (S. 11) ist mangelhaft angedeutet. Der Zweifel, ob der Rechtslehrer der beiden Prinzen *Maecianus* oder *Marcianus* hieß (S. 18), ist nicht begründet: wir wissen, daß es der Jurist *L. Volusius Maecianus* war; ebenso ist der Irrtum beseitigt, daß der *Maecianus*, der in Ägypten die Partei des *Avidius Cassius* ergriff, mit jenem identisch gewesen wäre (S. 18). *Carnuntum* ist nicht erst als Bollwerk gegen die Quaden unter Marcus entstanden, wie man nach S. 35 leicht glauben könnte. *Imp. VIII cos. III* wird wohl nicht zutreffend mit „siebenmaliger (gemeint ist achtmaliger) Imperator, dreimaliger Konsul" (S. 39) übersetzt. Das sogenannte Spottkruzifix (S. 53) hat jetzt bekanntlich eine andere Deutung gefunden: R. Wünsch hält es für die Verspottung eines Anhängers des ägyptischen Gottes Seth und Hülsen hat es kürzlich für eine Fälschung erklärt. Offenbar durch einen Druckfehler wird der Thronfolger Hadrians *M.* (S. 12) anstatt *T. Antoninus* genannt.

Die Arbeit ist recht flott geschrieben; ihr Wert und ihre Berechtigung im Rahmen der Gymnasial-Bibliothek wird erhöht durch den nachdrücklichen Hinweis auf den ethischen Gehalt der Philosophie des Kaisers.

Die einzelnen Bände der Gymnasial-Bibliothek differieren stark in Ansehung des wissenschaftlichen Gehaltes und der stilistischen Glätte; der vorliegende gehört unstreitig zu den besseren dieser Sammlung.

Prag. Dr. A. Stein.

Berdrow W., Jahrbuch der Weltreisen und geographischen Forschungen. 3. Jahrgang. K. Prochaskas Illustrierte Jahrbücher. Leipzig-Wien-Teschen 1904. Preis 1 K 20 h.

Der Verf. stellt sich die Aufgabe, die in wissenschaftlicher Form an verschiedenen Orten niedergelegten Ergebnisse der geographischen Forschung innerhalb eines bestimmten Zeitraumes zu einem leicht lesbaren, allgemein verständlichen Gesamtbilde zu vereinen. Durch Heraushebung des Wichtigsten und Interessanten aus den einschlägigen Schriften, wie nicht minder dadurch, daß er vielfach die Quellen selbst sprechen läßt, löst er diese Aufgabe in gelungener Weise. Die beigegebenen Bilder, fast durchwegs charakteristisch, bilden eine wertvolle Unterstützung des Textes. Diese Vorzüge, verbunden mit dem niedrigen Preise, bieten jedem Gelegenheit sich über die neuesten Vorgänge auf dem Gebiete geographischer Forschungsreisen aufs beste zu unterrichten.

Wien. J. Müll·

A. Leue, Dar-es-Salaam. Bilder aus dem Kolonialleben. Mit einem Titelbilde und 15 Vollbildern nach photographischen Aufnahmen. Berlin, W. Süsserott 1908. Preis geb. 6 Mk.

Dieses reizende Büchlein gewährt uns in einer Reihe ganz lose zusammenhängender Schilderungen und Erzählungen einen Einblick in die mannigfachen Kämpfe, die die Deutschen in ihrem Ostafrika zu bestehen gehabt haben. Wir lernen das bunte Völkergemisch, Sitten, Gebräuche usw. genau kennen. Der Geograph findet darin landschaftliche Schilderungen von bleibendem Werte, der Ethnograph nicht minder. Ja selbst der Freund von Erzählungen wird befriedigt durch die reizende Geschichte vom sudanesischen Ombaschi Iuma, der Sklavin Schansiku und ihres untreuen Geliebten Maulidi. Auch die Erzählung von der „schwarzen Tasche" des Missionärs und Pastors Weking wird jedem gefallen. Unter dem Titel „Kismet" erzählt der Sudanesen Ombaschi (Unteroffizier) seine kriegerischen Erlebnisse in ägyptischen Diensten: die Erhebung des Mahdi, die schrecklichen Kämpfe gegen seine Anhänger, seine Gefangenschaft, Flucht usw. Im übrigen fehlt es nicht an Jagdabenteuern mit Löwen, Nashörnern, Krokodilen.

Kurz und gut, das Buch ist in jeder Hinsicht fesselnd und lehrreich und sei besonders unseren Schülerbibliotheken wärmstens empfohlen.

Marburg a. d. D. Julius Miklau.

Geometrische Aufgaben über das Dreieck von Willibrord Schlags. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung 1904.

Dieses in Form von Briefen, die an den Schüler gerichtet sind, abgefaßte Büchlein soll diesem das Studium der vielgefürchteten Dreiecksaufgaben leicht und angenehm machen, somit ein Hilfsmittel zu dessen Privatstudien sein und ihm die Vertiefung des in der Schule durchgenommenen Lehrstoffes ermöglichen. Diesen Zweck wird dasselbe zufolge seiner klaren Darstellung sicherlich erreichen.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Leitfaden für den Unterricht in der Physik. Zum Gebrauch an Navigationsschulen bearbeitet von Dr. F. Bolte, Direktor der Navigationsschule in Hamburg. Mit 221 in den Text eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn 1903. Preis 2 Mk. 20 Pf.

Dieser Leitfaden ist zunächst für jene bestimmt, die sich der Prüfung zum Schiffer auf großer Fahrt und zum Seesteuermann unterziehen wollen. Die Aufnahme der Physik unter die Prüfungsfächer bei den genannten Prüfungen hat sich als erforderlich erwiesen. In der Mechanik, Akustik, Optik und im Magnetismus sind die Anforderungen der Prüfungen in vollem Umfange berücksichtigt worden; in der Wärme- und der Elektrizitätslehre ist der Lehrstoff quantitativ etwas reichhaltiger ausgefallen, damit für besser vorgebildete und begabte Schüler Material zur Verfügung stehe.

Den einzelnen Abschnitten sind Fragen und Aufgaben angeschlossen; viele derselben beziehen sich auf nautische Angelegenheiten, so unter anderen die Beispiele über die Verwendung des Steuerruders und des

Segeln. Die Verwendung mathematischer Beziehungen ist selbstverständlich auf ein Minimum reduziert worden. Zu erwarten war, daß in der Wärmelehre der prinzipiellen Einrichtungen der Dampfmaschinen und anderer hieher gehörenden, oft verwendeten Maschinen gedacht würde, was aber nicht geschehen ist. Das Wesentlichste aus der Lehre von den dynamoelektrischen Maschinen ist im Buche enthalten.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Dr. Emanuel Witlaczil, Naturgeschichte des Pflanzenreiches in Lebensbildern. Zunächst für Mädchen-Lyzeen. Mit 193 größtenteils nach Originalzeichnungen angefertigten Holzschnitten. Wien, Verlag von A. Hölder 1904. Preis geb. 3 K.

In dem vorliegenden Lehrbuche sind die wichtigsten Vertreter der bekanntesten Pflanzenfamilien in vortrefflicher Weise geschildert. Wir haben es mit keiner trockenen Pflanzenbeschreibung zu tun, sondern der Bau der Pflanze wird in innige Verbindung mit ihrem Leben gebracht. Die Zeichnungen sind zum großen Teile Habitusbilder und durchwegs sehr gelungen. Nicht zu unterschätzen sind die Winke, welche die Schülerinnen zur Beobachtung der Pflanzen anregen sollen. Das Kapitel über die Blumenzucht im Zimmer dürfte vielen Leserinnen sehr willkommen sein.

Ref. hält das Buch für eines der besten botanischen Lehrbücher der Unterstufe.

Wien. H. Vieltorf.

Prof. Dr. G. Lunge, Technisch-chemische Analyse. Mit 16 Abbildungen. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagsanstalt 1904 (Sammlung Göschen 195). 125 SS.

Dem 117 Seiten umfassenden Texte, der in einen allgemeinen (33 SS.) und einen speziellen Teil (84 SS.) zerfällt, geht eine Zusammenstellung der wichtigsten Fachliteratur voraus und folgt ein sorgfältig gearbeitetes alphabetisches Register.

Im allgemeinen Teile wird der Begriff der chemischen Analyse gegeben (S. 9), werden die allgemeinen Operationen, die zur Vorbereitung der Analyse dienen, kurz erwähnt (10—13) und sodann die Methoden der technischen Gasanalyse vorgetragen (13—32). Mit der Gasvolumetrie (33—41) schließt dieser Teil ab.

Im zweiten, dem speziellen Teile, werden Brennstoffe und Wasser behandelt, sodann aus dem Gebiete der chem. Großindustrie besprochen: Schwefelige Säure und Schwefelsäure, Salpetersäure, Sulfat, Salzsäure, Soda, Chlor, Kalisalz, Ton und Zement, Künstliche Düngmittel, Gas- und Ammoniakfabrikation, Steinkohlenteer, Mineralöle, Öle, Fette, Seife, Glyzerin, Zucker, Spiritus, Essig, Wein, Bierbrauerei, Gerbstoffe und Fäulnis.

16 einfache Abbildungen tragen dazu bei, den Text sachgemäß zu illustrieren.

Das ganze Büchlein des ausgezeichneten Fachmannes wirkt durch die Gediegenheit des Inhaltes sowie durch die Klarheit und Prägnanz der Sprache so anziehend und anfeuernd auf den Leser, daß m· gerne und mit voller Befriedigung zu Ende liest.

Gegenstände des Textes, die in anderen Bändchen der Sammlung ausführlicher behandelt werden, finden hier nur kurze Erwähnung unter Hinweis auf das betreffende Büchlein, worin hierüber Genaueres nachgelesen werden kann.

Wien. Joh. A. Kail.

Astronomischer Kalender für 1905. Herausgegeben von der k. k. Sternwarte zu Wien. Der ganzen Reihe 67. Jahrgang; der neuen Folge 24. Jahrgang. Wien, Druck und Verlag von Karl Geroldš Sohn.

Einrichtung des Kalendariums sowie Anordnung der astronomischen Ephemeriden sind in diesem neuen Jahrgang unverändert geblieben.

Aus der populär-wissenschaftlichen Beilage ist der Aufsatz: „Die Figur der Planeten auf Grund der Theorie über das Gleichgewicht rotierender Flüssigkeitsmassen“ von Dr. A. Prey, Adjunkten am k. k. Gradmessungsbureau, zu erwähnen. Derselbe enthält eine historische Übersicht über dieses berühmte, durch seine analytischen Schwierigkeiten ausgezeichnete Problem. Verf. bespricht die älteren Arbeiten von Mac Laurin und D'Alembert, dann die von Laplace, der der Lösung des Problems ihre noch heute geläufige Form gab, und geht sodann auf die der neuesten Zeit angehörenden Arbeiten von Roche, G. H. Darwin und Poincaré über. Im Schlußteil endlich zeigt Verf., wie das Problem auf manche, bis jetzt in Dunkel gehüllte Frage in der Entwicklung unseres Sonnensystems einiges Licht zu werfen vermag und vielleicht in der Folge der Zeit direkt die Kant-Laplacesche Theorie der Entstehung des Sonnensystems auf eine mathematische Basis wird stellen können.

Im zweiten Aufsatz „Die Sonnenfinsternis vom 30. August 1905“ gibt Dr. Holetschek, Adjunkt der k. k. Sternwarte, eine übersichtliche Tafel der Sichtbarkeitsverhältnisse dieser Finsternis auf der ganzen Erde und in spezieller Ausführung für einige größere Städte Österreichs.

In der letzten Abhandlung „Neue Planeten und Kometen“ erstattet Hofrat Prof. Weiß seinen alljährlichen Bericht über die neu entdeckten Planeten und Kometen des Jahres 1904. Besonderes Interesse verdienen hier die Bemerkungen des Verf. über die von Pickering auf der Sternwarte in Arequipa in einer Seehöhe von 2400 *m* gemachten Entdeckung eines neuen Saturnmondes.

Karolinenthal. Dr. Oppenheim.

Prof. Dr. Karl Markscheffel, Der internationale Schülerbriefwechsel. Marburg, Elwertsche Verlagsbuchhandlung 1903. 44 SS.

Auf dem Boden der Reform des neusprachlichen Unterrichtes sind in den letzten Jahren zwei Einrichtungen erwachsen, die wohl geeignet sind, diesen Unterricht in wirksamer Weise zu fördern. Es sind dies die fremdsprachlichen Rezitationen, die von geborenen Ausländern vor den Schülern abgehalten werden, und der internationale Schülerbriefwechsel. Der geistige Urheber und Leiter der fremdsprachlichen Rezitationen ist Prof. Dr. Martin Hartmann in Leipzig und ihm verdankt auch der internationale Schülerbriefwechsel seine Verbreitung in Deutschland, denn er schuf, nachdem Anregungen durch Prof. Mieille in Frankreich und den Publizisten W. T. Stead in England vorausgegangen waren, für Deutschland die Zentralstelle in Leipzig.

Während die erstere Einrichtung nur dem Sprachunterrichte zugute ommt, hat der Schülerbriefwechsel, der in den letzten Jahren namentlich Frankreich und Deutschland einen ungeahnten Aufschwung genommen nd seit März 1901 in einem in drei Sprachen zu London erscheinenden ahrbuche ein besonderes Organ gefunden hat, eine weittragende Bedeutung. Deshalb ist die Kenntnisnahme der vorliegenden Schrift, die über die Geschichte, den Nutzen, die Einrichtung und den gegenwärtigen Stand desselben unterrichtet, den Lehrern der modernen Sprachen ganz besonders zu empfehlen. Wir finden darin auch interessante Proben des Schülerbriefwechsels vom Realgymnasium in Weimar und eine Zusammenstellung, aus der hervorgeht, daß auch in Österreich schon 10 Schulen sich an dieser Einrichtung beteiligen.

Wien. Dr. A. Würzner.

Programmenschau.

22. Kieroński L., Quid Horatius de carminum et sermonum componendorum ratione praedicavisset. Progr. des k. k. Gymn. in Buczacz 1902. 16 SS.

Der Verf. untersucht zunächst, was Horaz über seine dichterische Anlage urteilt, welche Stoffe, auf welche Weise und in welcher Absicht er sie in seinen Gedichten behandelt, ferner welches Lob er sich selbst, welches die alten Kunstrichter ihm zugeteilt haben, endlich welches Lob er nach unseren Kunstanforderungen verdiene.

Wir haben in der ganzen Arbeit keine neuen, für die Wissenschaft brauchbaren Ergebnisse finden können und glauben in der oft angezogenen Schrift Rosenbergs, merkwürdigerweise immer 'Die Lyrik des Horaz Rosenberg' zitiert, dieselben hier behandelten Fragen bereits erledigt zu finden.

Sehr zu tadeln ist der nachlässige Druck. Trotz der verzeichneten Druckfehler (S. 17) ist noch manches Störende wie *vellim* st. *velim*, *gelidem* st. *gelidum*, *altor* st. *ultor*, *ergo* st. *ego* u. a. m. stehen geblieben.

23. Ogórek J., Quae ratio intercedat inter Ciceronis Paradoxa Stoicorum et Horati stoicismum, qui Satiris Epistulisque eius continetur. P. II. Progr. des k. k. II. Obergymn. in Lemberg 1902. 33 SS.

Der Titel der Abhandlung bezieht sich eigentlich nur auf die letzten drei Blätter derselben, wo gezeigt wird, daß die sechs Paradoxa der stoischen Moralphilosophie bei Cicero auch bei Horaz ihre Nachklänge finden. Im I. Teil (S. 1—27) verfolgt der Verf. die in den Satiren und Episteln zutage tretenden Spuren der stoischen Ethik und kommt nach einem kurzen, mit langen Fußnoten gespickten Abriß der stoischen Moralphilosophie zu dem nicht neuen Ergebnis, daß der Dichter in früheren Jahren die Stoiker und ihre Lehren lächerlich gemacht, im reiferen Alter dagegen immer mehr liebgewonnen und geschätzt habe als die zur Erlangung eines glücklichen Lebens wirksamste philosophische Lehre.

Der Druck hätte mit größerer Sorgfalt überwacht werden sollen.

Prachatitz. Franz Hanna.

---

24. **Orszulik Karl, Beispiele zur griechischen Syntax aus Xenophon, Demosthenes und Platon** gesammelt. 1. und 2. Fortsetzung. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Teschen 1902 und 1903. 18 und 18 SS.

Über Tendenz und Wert der fleißigen Sammlung hat sich Ref. bereits im Jahrgange 1900 dieser Zeitschrift, S. 1045 fg. gelegentlich der Anzeige des 1. Teiles derselben ausgesprochen.

Die vorliegenden Fortsetzungen enthalten Beispiele zu den Regeln über den Genetiv und Dativ. So reich die Beispielsammlung ist, so bedarf sie doch hie und da einer Ergänzung; so wäre unter § 159 *c* das Beispiel Anab. I 5, 12 *καὶ οὗτος μὲν αὐτοῦ ἥμαρτεν* aufzunehmen gewesen, unter § 161 Anab. I 2, 1 *ὅς αὐτῷ προειστήκει τοῦ ἐν ταῖς πόλεσι ξενικοῦ*, unter § 162 Anab. I 5, 10 *διφθέρας ἐπίμπλασαν χόρτου κούφου*, unter § 163 Anab. I 6, 2 *κωλύσειε ἂν τοῦ καίειν*, unter § 165 Kyrop. V 2, 7 *πενθικῶς ἔχουσαν τοῦ ἀδελφοῦ τεθνηκότος*, unter § 168, 2 Kyrop. VII 5, 18 *τοῦ ἐνιαυτοῦ*, unter § 168, 3 — zu diesem Punkte bringt die Sammlung überhaupt kein Beispiel — Kyrop. II 2, 3 *τῆς τύχης*, unter § 170 *d* Kyrop. VII 1, 44.

Einige wenige Beispiele erscheinen nicht an der richtigen Stelle verzeichnet. Dem. Chers. 44 fg. gehört wohl unter § 159 *c*, Xen. Comm. I 1, 8 unter § 154, 1, Anm. 2 oder § 163, Anm., Anab. I 7, 4 unter § 170 *d*. Die Aufschrift auf S. 26 der 1. Forts. sollte lauten: „Partitiver Genetiv im allgemeinen und *a*) . . . im besonderen".

Das freie Schalten mit dem Texte wäre ebenso wie die zu große Ausdehnung mancher Beispiele besser vermieden worden. Denn wie dieses abschreckend wirkt, so macht jenes den Sinn eines Beispieles oft unverständlich. Wenn letzteres noch nicht so sehr bei *πάντων* in dem Beispiele aus Xen. Comm. II 1, 32 (I, S. 22) hervortritt, so wirkt es geradezu störend in den Beispielen Xen. Anab. I 6, 11 (I, S. 19), I 1, 10, II 6, 5 (II, S. 15), IV 2, 23 (II, S. 27) und Plat. Euthyphr. p. 12 *e* (II, S. 20).

Die Zitate sind öfters ungenau; hier sollen nur die auffälligsten Abweichungen verzeichnet werden: Dem. Chers. 70 statt 72 (I, S. 24), Kyrop. VII 3, 15 st. VIII . . . (I, S. 25), Plat. Krit. p. 19 *c* st. 49 *c* (I, S. 32), Dem. Ol. III 3 st. III 33 (II, S. 17), Plat. Apol. p. 25 *a* statt 26 *d*, *e* (II, S. 21), Anab. II 5, 13 st. II 5, 3 (II, S. 27). Endlich ist das letzte Beispiel zu § 157, 2 überhaupt nicht mit der Angabe der Fundstelle versehen. — Auch viele Druckfehler entstellen die vorliegende Arbeit, nämlich in der 1. Forts. S. 19 *ὑμῶν* und *ἔχον*, S. 20 *κρίνου*, S. 21 *Ζήλεια* und *πλήρης*, S. 25 *ηαὶ*, S. 26 *ὁπλῖται* in Anab. 5 (!), 3, 9, S. 29 *σοῦ* und *ποιήσουσι*, S. 31 *ᾠδε* und *μένης*, S. 32 *Θαυπαστὸν*, *πολεως* und *στρατοῦ*; in der 2. Forts. S. 15 *τουτων*, S. 16 *δεῶν*, S. 17 *Πῶς ἂν* (st. *οὖν*), *ἀποδημήσαντε* und *παντων*, S. 19 *Εάν*, S. 20 *ει*, S. 21 *ἐάν*, S. 24 *μάλιστα*, *δεῷ* und *πάντες*, S. 25 *αἰσθρόν* und *πολέμως*, S. 27 *ἐμέ* und *παράστατις*. In dem Beispiele Plat. Apol. p. 38 *a* (II, S. 22) blieb *ἀγαθὸν* weg.

Linz. E. Sewera.

---

25. **Hampel, Dr. Josef, Die innere Wahrnehmung als Erkenntnisquelle der Psychologie.** Progr. des k. k. Staatsgymn. in Prachatitz 1903. 8°, 22 SS.

Der sorgfältig ausgearbeitete Aufsatz charakterisiert in einer Einleitung die innere Wahrnehmung, bestimmt sie begrifflich und weist auf ihre Eigenschaften hin.

Im zweiten Teile des Aufsatzes wird die Wichtigkeit und das Geltungsgebiet der inneren Wahrnehmung als Erkenntnisquelle der Psycho-

logie untersucht. Mit Recht wird die innere Wahrnehmung als der Ausgangspunkt aller psychologischen Erkenntnis bezeichnet. Durch sie erkennen wir jeden in uns gegenwärtigen psychischen Akt unmittelbar und mit untrüglicher Gewißheit. Sie bildet die notwendige Voraussetzung und Grundlage aller übrigen Quellen der Psychologie.

Die innere Wahrnehmung kann auch in gewissen Fällen zu innerer Beobachtung gesteigert werden, der allerdings vielfach Grenzen gezogen sind, weshalb sich die Notwendigkeit der indirekten Beobachtung anderer ergibt.

Eine Art der Beobachtung ist das Experiment. Seine Bedeutung und Anwendbarkeit auf dem Gebiete der Psychologie wird objektiv beurteilt; in gleicher Weise wird endlich die Zurückführung psychologischer Gesetze auf physiologische Grundlagen gewürdigt und ihr die Wichtigkeit der inneren Erfahrung als Erkenntnisquelle der Psychologie gegenübergestellt.

Wien. Joh. Schmidt.

---

26. Beziehungen des Augsburger Malers und Kupferstechers Gottfried Bernhard Göz zum Stifte Admont. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte. Mit vier Illustrationen auf zwei Blättern. Von Prof. Anton Mayr. Zwei Progr. des Karl Ludwigs-Gymn. in Wien 1903 und 1904. 34 SS.

Dieser kleine Aufsatz führt uns zeitlich in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurück und beleuchtet das Verhältnis des genannten Künstlers zu Admont, bezw. dem damaligen Prälaten. Aus dem Kupferstichwerke des Künstlers werden vier Arbeiten veröffentlicht, welche in der graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien reproduziert wurden. Die Reproduktion ist ein Lichtdruck, aus dem wir nicht entnehmen können, wie kontrastreich die Originale sind. Daß der Künstler über lebensfrischen Humor gebot, den er sehr wohl mit seiner Frömmigkeit in Einklang zu bringen wußte, beweist die köstliche Teufelsfigur auf der Versuchung Christi und die Darstellung der Schwelgerei auf einem allegorischen Bildchen. Auch in der Darstellung des Ascherwittwoch entbehren wir nicht denselben humorvollen Zug. Das Bild des Gekreuzigten ist von Vandyck beeinflußt. — Hoffentlich beschenkt uns der Autor gelegentlich wieder mit einer ähnlichen Publikation, die einen wertvollen Baustein zur Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts vorstellt.

Nachschrift. Der von uns geäußerte Wunsch nach einer zweiten kunstgeschichtlichen Publikation des Autors fand bald Erfüllung. Wir hatten kaum die obigen Zeilen niedergeschrieben, als uns die Ergänzung zum ersten Teile der Studie, die Briefe des Malers Göz, zukamen. Der Verf. darf wirklich, um mit Göz zu sprechen, „getröster Hoffnung leben“, daß er mit dieser Veröffentlichung des aufrichtigen Dankes aller Kunsthistoriker sicher sein kann. Briefe geben ja allezeit einen tieferen Einblick in die Persönlichkeit des Schreibers und in seine Zeit und wirken so in gewissem Sinne naturalistisch und lebensvoll. Die hier abgedruckten Briefe sind ein Stückchen Autobiographie, sie bilden sozusagen eine Art Selbstporträt, das durch eine Fülle charakteristischer Züge jedermann interessieren muß. Besonders dankbar dürfen wir dem Herausgeber der Briefe dafür sein, daß er eine möglichst getreue Wiedergabe einer Rücksichtnahme auf bequemeres Lesen vorzog. Dadurch ist das Zeitkolorit pietätvoll gewahrt. — Wir werden zwar noch an anderer Stelle (in Seemanns Kunstchronik, Leipzig) Gelegenheit haben, eingehender darauf zurückzukommen, können uns aber nicht enthalten, schon hier besonders auf den unter Nummer 4 veröffentlichten Brief zu verweisen, de dato Augsburg den 6. April 1745. In demselben heißt es zum Schluß:

„Anbei erkühne mich dero hohe Hand mit etwas Neuem in gegenwärtigen Bildln gehorsamst aufzuwarten, welche nit gemalen, sondern mit Ölfarben getruckt, und habe diesen Modum erst erfunden". Und endlich auf Brief Nummer 5, Augsburg 9. Mai 1745, in dem am Beginn des zweiten Abschnittes von farbigen Kupferstichdrucken die Rede ist. Mit vielem Vergnügen und Behagen wird man die eigentümliche, schwülstige Form des damaligen Briefstils lesen und auch die Art der künstlerischen Entlohnung, z. B. durch eine Weinsendung, etwas merkwürdig finden. Daß es dabei nicht ohne Humor abgeht, teils freiwilligem, teils unfreiwilligem, ist bei dem uns schon bekannten Charakter des Augsburger Künstlers nicht anders zu erwarten. — Alles in allem eine Briefserie, deren einzelne Teile zusammen ein einheitliches Mosaikbild der damaligen Kultur und ihrer Kunstwertschätzung geben, noch dazu in einer Beleuchtung, die, so subjektiv sie auch sein mag, doch alles Vertrauen verdient. Und es ist ein liebenswürdiges und sehr anzuerkennendes Verdienst des Herausgebers, uns dieses Bild vermittelt zu haben.

Wien. Rudolf Boeck.

Berichtigung.

Heft I, S. 87 dieses Jahrganges ist Z. 15 v. o. zu lesen: naturwissenschaftlichen statt wissenschaftlichen.

Heft II, S. 143, Z. 4 v. u. ist bei: Dies Schloß liegt nicht in der Batzer Gegend das Wort „nicht" zu streichen.

Ferial-Fortbildungskurse.

Im laufenden Jahre finden Ferialfortbildungskurse in Graz, an der böhmischen Universität in Prag und in Lemberg statt. In Graz wird dieser Kurs unter der Leitung des Universitätsprof. Dr. Adolf Bauer und des Landesschulinspektors Leopold Lampel in der Zeit vom 2. bis 14. September mit nachstehendem Programme abgehalten: 1. Prof. Dr. Viktor R. v. Dantscher: Ausgewählte Fragen aus der allgemeinen Arithmetik. 12 Vorlesungen. 2. Prof. Dr. Hans Benndorf: Über Radioaktivität und radioaktive Substanzen mit Experimenten. 12 Vorlesungen. 3. Hofrat Prof. Dr. Zd. Hans Skraup: Der Unterricht in der Chemie an Gymnasien mit Übungen im Experimentieren (nur für Gymnasialprofessoren). 5 Vortrags- und 10 Übungsstunden (die Zahl der Teilnehmer an den Übungsstunden ist beschränkt; die Anmeldungen hiefür müssen der Vorbereitungen im chemischen Institute wegen bis längstens 15. Juni erfolgen). 4. Hofrat Prof. Dr. L. v. Graff: Symbiose und Parasitismus. 10 Vorlesungen mit Demonstrationen. 5. Prof. Dr. Gottlieb Haberlandt: Über Reizbarkeit, Reizleitung und Reizbewegungen im Pflanzenreiche, mit für die Schule geeigneten Versuchen. 8 Vorlesungen. 6. Prof. Dr. Eduard Martinak: Neue Strömungen auf dem Gebiete der Gymnasialpädagogik. 8 Stunden.

An den Sonntagen und an dem zwischen den 2. und 14. September fallenden Feiertage werden unter fachkundiger Führung die Elektrizitätswerke in Lebring und Waiz, die Sammlungen und wissenschaftlichen Institute besichtigt. Für die Teilnehmer an dem Kurse wird eine Wohnungsauskunftsstelle errichtet. Sämtliche Vorlesungen und Übungen sind für die Teilnehmer unentgeltlich. Eventuelle Gesuche um Unterstützungen zur Teilnahme an dem Kurse in Graz sind auf dem vorgeschriebenen Dienstwege bis spätestens Ende Mai d. J. bei dem vorgesetzten Landesschulrate einzubringen. Die Programme der Ferialkurse in Prag und Lemberg werden demnächst mitgeteilt werden.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Zur Frage der Autorschaft von Uhland-Kerners „Bären".

So reich die Uhland-Kerner-Literatur ist, dennoch ist die Frage, welcher von den beiden Freunden der eigentliche Dichter der höchst ergötzlichen und von sprudelnder Laune erfüllten Posse „Der Bär" oder „Die Bärenritter" (wie Kerner sie zu nennen pflegte[1]) sei, noch immer eine offene; ja es muß sogar bezweifelt werden, ob überhaupt eine ganz sichere Lösung jemals möglich sein wird.

Gleichwohl ist seit 1877, in welchem Jahre Adalbert von Keller in seinem so wertvollen Buche „Uhland als Dramatiker", S. 195 ff. die Resultate einer Untersuchung dieses Gegenstandes veröffentlichte, die dann Boxberger in Schnorrs Archiv für Literaturgeschichte VII (1878), S. 221 ff. ergänzte, namentlich durch den 1897 erschienenen Briefwechsel Kerners mit seinen Freunden viel Bemerkenswertes zum Verständnis der Frage bekannt geworden.

Das geistige Band zwischen den Freunden war ein so starkes, der gegenseitige Ideenaustausch während der Tübinger Studienzeit ein so reger, daß die Dichtungen beider unter ständiger gegenseitiger Kritik und Begutachtung entstanden und daß namentlich zur Zeit des handschriftlich im Freundeskreise zirkulierenden „Sonntagsblattes für ungebildete Stände" gemeinsame Arbeiten in Angriff genommen wurden. So entwarfen sie während einer jener fröhlichen Zusammenkünfte in Kerners Stube im „Neuen Bau" zu Tübingen die „Abendphantasie an [Karl] Mayer"[2]), deren 1., 3. und 5.

---

[1]) Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden. Stuttgart u. Leipzig 1897, I 94.

[2]) Karl Mayer, L. Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen. Stuttgart 1867, I 28 f. Vgl. Aimé Reinhard, Just. Kerner und das Kernerhaus. 2. Aufl. Tübingen 1886, S. 45.

Strophe von Uhland, die 2. und 4. Strophe von Kerner stammen. Theobald Kerner erzählt in seinen Jugenderinnerungen an „Ludwig Uhland im Kernerhause“ [1]), daß ihnen das Zusammendichten viele Freude machte. „Ach, es war eine schöne Zeit!“ läßt Theobald Kerner Uhland ausrufen, „und die jetzige Generation, wo jeder den anderen beißt und überschreien will, kann kaum begreifen, wie wir oft neidlos Gedichte gegeneinander austauschten. ‘Das paßt besser für Dich, das kannst Du besser ausarbeiten als ich’, sagtest Du, lieber Kerner“. Und dieser entgegnet: „Und andere gabst Du mir; z. B. mein „Graf Olbertus“ ist fast ganz Dein Werk“.

In einer launigen Stunde mag ihnen nun auch die Idee zum „Bären“ gekommen sein, der nach Mayer [2]) durch Kölles Erzählung einer Karlsruher Anekdote veranlaßt wurde. Was für eine Anekdote dies gewesen sei, ist nicht zu ermitteln. Eine literarische Quelle, die Fränkel [3]) in G. B. della Portas La Chiappinaria (Rom 1609) vermutet, scheint danach nicht Vorbild gewesen zu sein, zumal auch im Briefwechsel keine solche erwähnt wird, wenn auch die Annahme einer Anlehnung an die in der Hirtenpoesie häufig vorkommende Verkappung Verliebter in Wolfsgewänder zutreffend sein mag. Eine zufällige Ähnlichkeit einer Stelle des „Bären“ mit einer aus Cervantes' Novelle „Vitriera oder der gläserne Lizentiat“ hat Uhland erst später bemerkt [4]).

Die erste Nachricht über die Posse begegnet uns im Briefe Uhlands vom 11. April 1809 [5]) an den Freund, der am 28. März seine Studienreise angetreten hatte. Nach der etwas unverständlichen Bemerkung im Briefe: „Der Bär läuft noch immer wild“, heißt es in der Nachschrift: „Du erhältst hiebei das Fehlende vom Bären. Statt der Arie wünscht' ich freilich eine andere und will Dir die Fertigung einer solchen empfohlen haben. Damit jedoch die Lücke indessen ausgefüllt werde, habe ich die meinige etwas verändert hineingesetzt.“

Was für eine Arie gemeint sei, läßt sich kaum bestimmen, aber soviel ist aus der Stelle zu entnehmen, daß die Posse kurz vor Kerners Abreise entstanden ist. Diesen Schluß bestätigt auch folgende Stelle aus einem Briefe Kerners an Varnhagen [6]), der anfangs März 1809 Tübingen verlassen hatte: ‘Als Du fort warst, da habe ich und Uhland noch à la Karl innerhalb acht Tagen ein scherzhaftes Singspiel verfertigt, das „Der Bär“ heißt.’

Weiters folgt aus beiden Stellen, daß die Lücke wohl keine große gewesen sein wird, endlich ersieht man aus der Uhland-

---

[1]) Gartenlaube 1887, Nr. 17.
[2]) a. a. O. 126. Vgl. Reinhard S. 43.
[3]) Uhland-Ausgabe (Leipzig, Bibl. Institut), I 170.
[4]) Briefw. I 61.
[5]) Briefw. I 88 f.
[6]) Briefe von Just. Kerner an Varnhagen von Ense. Mitgeteilt und erläutert von Ludwig Geiger. Nord und Süd XCII (1900), S. 60.

schen Nachschrift, daß Kerner das Manuskript auf die Reise mitgenommen hatte, welches er auch tatsächlich Bekannten zur Beurteilung vorlegte. So berichtet er an Uhland aus Hamburg am 8. Juni[1]), daß der Bär seiner Schwägerin, der Schwester seines Bruders Georg, recht sehr gefallen habe. „Und so bin ich fest überzeugt, daß er gut ist, und auch Du darfst es jetzt fest glauben."

Eine Abschrift der Dichtung sandte Uhland am 18. April an Karl Mayer[2]), der sich vor kurzem in Heilbronn als Advokat niedergelassen hatte. Er läßt ihn auf den Verf. raten und bittet ihn um ein freimütiges Urteil: „je umständlicher, desto willkommener". Auch ladet er Mayer, der zeichnerische Talente besaß und das „Sonntagsblatt" mit Karikaturen versehen hatte, zur Illustrierung des Werkes ein. Das Duett, welches besonders dem Stifte des Zeichners empfohlen wird, ist vermutlich das zwischen Diego und Brigida am Ende des ersten Aktes („Als ich noch ein Knabe war"), denn dieses erzählt die höchst ergötzliche Situation eines nachts in den Brunnen gefallenen Liebhabers.

Bald darauf (Ende April) besuchte Kerner auf der Durchreise Freund Mayer und berichtet am 3. Mai an Uhland[3]): „Der Bär scheint nicht seinen Beifall gefunden zu haben. Er sagt, es sei zu wenig Komisches darin." Aber auch Uhland muß um diese Zeit mit Mayer mündlich oder schriftlich über die Dichtung gesprochen haben, denn am 10. Juni[4]), als Kerner bereits in Hamburg war, berichtigt er obiges Urteil: „Mayer protestierte dagegen, daß Du sagtest, der Bär gefalle ihm nicht". Daran schließt sich die für die Autorschaftsfrage so wichtige Stelle, die schon Uhlands Biograph Notter[5]) und nach ihm Keller[6]) beigebracht haben: „Übrigens scheinst Du mich für den eigentlichen Bärenvater ausgegeben zu haben, da doch die Hauptsache im Komischen von Dir ist und der Text der Arien bei einem Singspiele überhört zu werden pflegt und daher unbedeutend ist. — Ich habe besonders in der letzten Zeit ein solches Vertrauen auf Dein poetisches Talent und auf Deine Originalität gefaßt, daß ich Dich beschwöre, nicht nachlässig zu sein ..... Das Komisch-Romantische gelingt Dir auf eine ganz eigene Art oder vielmehr, es gelingt Dir nicht, sondern Du bist dessen gewiß".

Und ganz ähnlich äußert er sich zu Mayer in einem Briefe vom 12. August[7]): „Soviel aber mein' ich doch, daß Kerner ungleich mehr Dichter ist als ich. Ich habe überhaupt zu seinem

[1]) Briefw. I 51.
[2]) Mayer, a. a. O. I 125.
[3]) Briefw. I 43.
[4]) Briefw. I 64.
[5]) L. Uhland usw. Stuttgart 1863, S. 84.
[6]) a. a. O.
[7]) Mayer I 129.

poetischen Talente das größte Vertrauen. Jede Kleinigkeit, die er hinwirft, hat Leben, es springt was hervor; wenn Du nur seinen Anteil am Bären mit dem meinen vergleichen könntest."

Zeigen diese Stellen auch eine übergroße Bescheidenheit, so kann dennoch an ihrer Wahrheit nicht gezweifelt werden. In prägnanter Weise ist die poetische Eigenart Kerners charakterisiert, und was so rühmend hervorgehoben wird, ist die improvisatorische Leichtigkeit, mit der Kerner Dichtungen förmlich aus dem Ärmel schütteln konnte, der Reichtum an Phantasie und an keckem Humor, Eigenschaften, die Kerner zum Mittelpunkte des Freundeskreises in Tübingen gemacht hatten. Und gerade für diese Fähigkeiten bietet uns der Bär ein treffliches Beispiel. Die humoristischen Szenen, zumeist in Prosa, reich an Wortwitzen und Situationskomik, voll von übermütiger Laune, bilden ein genaues Seitenstück zu den dramatischen Farcen, wie dem nicht viel später entstandenen Schattenspiel „König Eginhard". Diese sind Kerners ureigenstes Gebiet, und wenn wir gleichwohl auch von Uhland Dichtungen dieser Gattung besitzen, wie das „Nachspiel zum König Eginhard", so ist er darin nur auf den Ton des Freundes eingegangen und hat ihn gewissermaßen kopiert.

Wir können also mit Fug (wie schon Boxberger) die komischen Szenen Kerner, die lyrischen Partien Uhland zuteilen, somit auch, da jene den wesentlichen Bestandteil der Posse ausmachen, Kerner als den Hauptautor und Uhland als den Mitarbeiter bezeichnen.

Kerner freilich, der seinem Freunde gegenüber noch viel bescheidener war und dessen Superiorität bedingungslos anerkannte, hat Uhland, wie schon aus obgenannter Stelle hervorgeht, das Hauptverdienst an dem Bären gelassen, ja später sogar, wie unten auszuführen sein wird, sogar die Verfasserschaft gänzlich abgeleugnet.

Das Werk war beiden Dichtern sehr teuer und sie sprechen in den Briefen von ihrem „lieben Bären", interessieren sich auch für die Urteile aus dem Bekanntenkreise lebhaft. Aber im allgemeinen erlebten sie nicht viel Freude mit ihrem dichterischen Liebling. Ihr Streben ging dahin, einen Komponisten zu finden, das Stück veröffentlicht und aufgeführt zu sehen.

Uhland gab das Manuskript seinem Freunde Kölle[1]), der damals in Karlsruhe Legationssekretär bei der württembergischen Gesandtschaft war, bekannt als „Adjunkt des rheinländischen Hausfreundes". Er scheint zuversichtliche Versprechungen gemacht zu haben. Am 10. Juni 1809[2]) meldet Uhland an Kerner, daß Kölle den Bären an den Konsistorialsekretär Grüneisen (einen Freund

---

[1]) Nach Theobald Kerner a. a. O. ist er der Verf. der Arie: „Wenn die Trommeln wirbeln" (Fränkel, Uhland-Ausgabe, II 236).

[2]) Briefw. I 63.

Haugs) gesendet habe. „Dieser werde ihn anzubringen suchen“. Aber unverrichteter Sache kam die Dichtung von Grüneisen wieder zurück. Dafür soll sich nach Kölle ein ungenannter Musiker sehr für das Stück interessiert, aber nur gewünscht haben, „daß mehr Stoff für stumme Handlung und weniger Worte in den Liedern angebracht wären“. Die Empfehlung durch diesen an den Haydnschüler Sigismund Neukomm, der damals ohne Amt in Paris lebte, scheint auch ohne Folgen geblieben zu sein[1]. Auch der Stuttgarter Komponist Baron Weber ließ es nur bei „angelegentlichen“ Erkundigungen nach dem Stücke bewenden[2].

Da sich die Sache immer weiter hinauszog, verlor Uhland die Geduld „mit den Kölleschen Bravourversprechungen“ und er ging selbst daran, nach einem Komponisten zu fahnden, wie er an Kerner am 26. November 1809 berichtet[3].

Auch dieser machte seinerseits erfolglose Anstrengungen. — Vergeblich bot er in Wien mehreren Musikern die Arbeit an[4].

Auch die Schritte wegen der Drucklegung des Bären hatten denselben Mißerfolg. Der Plan, ihn in den Almanach für 1812 aufzunehmen, wurde bald fallen gelassen[5] und für die besondere Veröffentlichung bei G. Braun in Heidelberg, die mit Verschweigung der Verff. erfolgen sollte, konnte sich der Buchhändler wahrscheinlich als Geschäftsmann nicht erwärmen[6].

Aber weder solche Mißerfolge, noch absprechende Urteile über das Stück, wie das Varnhagens, der mit demselben durch Kölle bekannt gemacht wurde, ohne die Verff. zu kennen[7], brachten die Freunde von ihrer eigenen guten Meinung ab. „Der Bär mag in dramatischer und mancher anderen Hinsicht alle möglichen Gebrechen haben“, schreibt Uhland am 27. Februar 1810[8], „einzelnes ist meiner Überzeugung nach doch gut: Die Duette: Ja wir hörten stets ein Brüllen usw. Als ich noch ein Knabe war usw. Die Verwandlung Manuels.“ Und Kerner meint (Oktober 1810[9]): „Unser Bär ist doch nicht so übel, wie man meint, ich hab' ihn wieder gelesen.“

1813 war endlich ein Komponist in der Person von Uhlands späterem, früh gestorbenen Stuttgarter Freunde Friedrich Knapp gefunden. Was aber aus der Komposition nach dessen Tode geworden ist, weiß man nicht.

---

[1] Briefw. I 69.
[2] Briefw. I 98.
[3] Briefw. I 80.
[4] Briefw. I 94.
[5] Briefw. I 153.
[6] Briefw. I 204.
[7] Briefw. I 111.
[8] Briefw. I 106.
[9] Briefw. I 145.

Um dieselbe Zeit war auch die Aufführung des Bären am Stuttgarter Hoftheater in Aussicht genommen, kam aber nicht zustande, da das Stück unbegreiflicherweise die Zensur nicht passierte; Herr von Matthisson fand den Text zu gemein [1]).

So blieb die ganze Angelegenheit bis zum Jahre 1821 ruhen. Da besann sich einst der Verleger Braun, nunmehr in Karlsruhe, daß das Manuskript des Bären schon Jahre hindurch in seinem Pulte liege, und er schrieb an Kerner am 29. Oktober 1821 [2]), daß Ludwig Robert, der Schwager Varnhagens, um die Erlaubnis bitte, eine Oper aus dem Bären machen zu dürfen, ein Plan, der übrigens nicht ausgeführt wurde.

Inzwischen aber hatte er eigenmächtig Probeszenen aus dem Bären in den zweiten Jahrgang der in seinem Verlage erscheinenden, von A. Schreiber herausgegebenen „Rheinblüten“ aufgenommen, angeblich, um „die herrliche Dichtung einmal einzuführen“. Diese Proben umfassen aber fast das ganze Stück, denn es fehlen nur die ersten zwei Szenen des ersten Aktes.

In einer Rezension der „Rheinblüten“ in den Heidelberger Jahrbüchern [3]) bemerkt ein ungenannter Kritiker über das Singspiel: „Erfreulich sind die Probeszenen aus der Posse 'Die Bärenritter' von Just. Körner. Die Eigentümlichkeit der Charaktere, die Laune, womit das ganze Stück durchwebt ist und die gefällige Form machen den Wunsch rege, recht bald das Ganze erscheinen zu sehen.“

Daß Braun seine Liebe zu dem Singspiel erst so spät entdeckte, läßt aber vielmehr den Verdacht aufkommen, daß die Szenen ein willkommener Lückenbüßer waren. Das Vorgehen Brauns, der überdies nur Kerner als Verfasser des Fragments angegeben hatte, erklärt hinreichend die scharf abweisende Berichtigung [4]) Kerners im Intelligenzblatt des Morgenblattes: „Unterzeichneter erklärt, daß die unter seinem Namen in den Rheinblüten fürs Jahr 1822 abgedruckten "Probeszenen aus den Bärenrittern", einem von dem zu früh verstorbenen Knapp in Musik gesetzten Singspiele, weder von ihm verfaßt ist, noch von ihm zum Abdrucke in diese Sammlung eingeschickt wurde. Weinsperg, den 1ten November 1821. Just. Kerner.“ Der Widerspruch, der sich daraus mit dem über die Autorschaft oben Dargelegten ergeben würde, erscheint durch die Veranlassung dieser Erklärung beseitigt. Denn Kerner konnte es unmöglich gestatten, daß Uhland, wenn auch vielleicht aus Unkenntnis und nicht absichtlich so vor den Kopf gestoßen werde.

---

[1]) Mayer a. a. O., II 19.
[2]) Briefw. I 523 f.
[3]) 1821. XIV 1232.
[4]) Boxberger, a. a. O., S. 222 f.

Die vollständige Veröffentlichung des Stückes erfolgte erst, nachdem die Verff. schon dahingegangen waren, in Ludwig Seegers Deutschem Dichterbuch aus Schwaben, Stuttgart 1864[1]) S. 519 ff. Es trägt dort den Titel: „Die Bärenritter, Posse in zwei Akten", und der Herausgeber bemerkt dazu: „Eine gemeinschaftliche Jugendarbeit der beiden Dichter aus der Tübinger Studienzeit. Aus dem Nachlasse Justinus Kerners in der abgeblaßten Originalhandschrift der beiden Dichter mitgeteilt von Theobald Kerner. Hr. Kücken ist eben damit beschäftigt, die Posse in Musik zu setzen". (Ein nicht ausgeführtes Vorhaben des Stuttgarter kgl. Kapellmeisters.) „Leider ist nirgends angegeben", bemerkt Keller[2]) zu dieser Erklärung, „welche Stellen von Kerner, welche von Uhland herrühren, eine für die Literaturgeschichte wichtige Unterscheidung, welche doch nach vorstehender Angabe möglich gewesen zu sein scheint". — Aber die Handschrift kann den gewünschten Aufschluß nicht geben. Denn abgesehen davon, daß die von einem der beiden Freunde geschriebenen Partien nicht notwendig auch von diesem verfaßt sein müssen, bietet gerade die genannte Handschrift keinen Anhaltspunkt, da sie fast ganz von Uhlands Hand stammt.

Die gemeinsam geschriebene Handschrift stammt aus Uhlands Nachlasse und befindet sich gleich der anderen im Schwäbischen Schillermuseum zu Marbach.

Auf meine Bitte hin teilte mir der Sekretär des Schillermuseums, Hr. Adolf Dörrfuß, mit gütiger Erlaubnis des Vorstandes des Schwäbischen Schillervereines, Hrn. Geh. Hofrates Güntter, über die beiden Manuskripte folgendes mit: Die Handschrift aus Uhlands Nachlasse besteht aus einem, Blätter verschiedenen Formates enthaltenden Hefte, dem noch eine Reihe loser Blätter beiliegt; letztere stellen die früheste Stufe dar. In dem Heft, das man als „Entwurf" bezeichnen könnte, tritt nun eine Anzahl von Blättern mit Kerners Handschrift auf, oft mit Korrekturbemerkungen Uhlands versehen, während umgekehrt wieder Kerner in die von Uhland geschriebenen Partien hineinkorrigiert hat. Die Handschrift aus dem Kernerhause ist ganz von Uhland geschrieben und stellt zweifellos die letzte Stufe dar: nur wenige kurze Bemerkungen Kerners sind darin eingefügt. Sie sei als „Reinschrift" bezeichnet. Dieselbe zeigt gegenüber dem Entwurfe in den versifizierten Teilen unbedeutende, in den prosaischen öfters größere Abweichungen.

Es liegt die Vermutung nahe, daß der Entwurf jene Handschrift sei, die Kerner mit auf die Reise nahm, die Reinschrift hingegen die an Karl Mayer von Uhland gesandte Abschrift. Wie

[1]) Auch unter dem Titel: „Deutsches Dichteralbum mit epischen, lyrischen und dramatischen Beiträgen von Rod. Anschütz (usw. bis Gustav Zeller), herausg. von Ludwig Seeger." Stuttgart o. J. vorkommend. Vgl. Boxberger a. a. O. S. 222.

[2]) a. a. O. S. 196.

die beiden Handschriften später dann ihren Besitzer wechselten, ist nicht zu ermitteln. Eine Stelle in einem Briefe Mayers vom April oder Mai 1850 an Kerner[1]) könnte vielleicht darauf hinweisen, daß beide Handschriften durch lange Jahre bei Uhland lagen. „Uhland hat mir“, schreibt er, „die köstlichen Bärenritter gebracht, welche hier folgen. Zur Notiz dient, daß das Buch vom Buchbinder ärgerlicherweise ganz verbunden ist. Ich habe es foliiert, wie es nach meiner Meinung sein soll. Lese es in dieser Ordnung und lache mit mir über den köstlichen Humor Eurer Jugendtage.“ Für Kerner ist also nach dieser Stelle das längst vergessene Jugendwerk förmlich wieder neu entdeckt worden.

Dennoch kann man aber nicht den Schluß daraus ziehen, daß diese gebundene Handschrift gerade die „Reinschrift“ war, da ja auch noch andere, verloren gegangene Abschriften existiert haben können. Und diese Möglichkeit ist schon deswegen nicht von der Hand zu weisen, weil das Stück durch so viele Hände ging, wie oben gezeigt wurde.

Doch wie dem auch sei, am wichtigsten ist in der Autorschaftsfrage der „Entwurf“. In demselben stammen folgende Partien von Kerners Hand, die ich nach dem Text der Posse in Fränkels Uhland-Ausgabe II S. 220 ff. anführe: S. 229 f. das Duett Pedro-Manuel: „Ja, wir hörten stets ein Brüllen“ bis „Hätten wir ihn nur gefunden“. S. 238 ff. das Duett Diego-Brigida: „Als ich noch ein Knabe war“ bis „Mit den andern Fröschen“. S. 242 Pedro-Manuel: „Nein, o nein, ich kann nicht morden“ bis „Stecht nur, haut nur ungeniert!“ (mit Verbesserungen und einzelnen Versen von Uhlands Hand). S. 244—249 von „Und wenn auch“ bis „Zieht mich heraus!“ zeigen die losen Zetteln beim „Entwurfe“ Kerners Hand, der „Entwurf“ selbst Uhlands Hand mit tiefgreifenden Änderungen. S. 250—254 „Alle Kugeln sind verschossen“ bis „Entsetzlich! entsetzlich! entsetzlich!“ (mit zahlreichen Korrekturen und Beifügungen Uhlands). Dazu kommen noch einige kleine Bemerkungen.

Die Art und Weise, wie die Hand der Schreiber mitten im Texte wechselt, oft in den Dialog hineinfallend, ja sogar in die Rede ein und derselben Person, macht es nicht gerade wahrscheinlich, daß die betreffenden Stellen und nur diese von dem einen oder dem anderen Dichter herrühren. Sie läßt eher einen Blick in die „Werkstatt“ der Freunde tun und zeigt ein so inniges Ineinanderarbeiten, daß vielleicht die Verff. selbst später eine reinliche Scheidung ihres Anteils vorzunehmen nicht mehr imstande gewesen wären.

Und so kann auch bei diesem Ergebnisse aus der Prüfung der Manuskripte das schwerwiegendste Zeugnis in der ganzen Frage, die oben angeführte Stelle aus dem Briefe Uhlands an

---

[1]) Briefw. II 331.

Kerner, welche den Anteil beider Dichter klar und scharf abgrenzt, wohl bestehen.

Eine eingehendere Textvergleichung der drei Stufen des „Bären“ (der „losen Blätter“, des „Entwurfes“ und der „Reinschrift“) hat sich der Schiller-Verein für seine eigenen Publikationen vorbehalten. Sie wird sehr dankenswert sein, da sie die Grundlage für einen völlig authentischen Text der Dichtung geben wird. Denn der Druck vom Jahre 1864, nur auf der „Reinschrift“ fußend, hat nicht einmal diese genau wiedergegeben, wie eine Vergleichung des Druckes mit der Handschrift durch Hrn. Sekretär Dörrfuß gezeigt hat.

Den Text des „Deutschen Dichterbuches“ hat dann Keller[1]) wiederholt und die übrigens geringfügigen Abweichungen des Textes der „Rheinblüten“ beigefügt, ein Beweis, daß auch diesem die „Reinschrift“ (oder eine Abschrift derselben) zugrunde liegt[2]).

Ried. Dr. Josef Gaismaier.

Graphische Lösung quadratischer Gleichungen mit einer Unbekannten.

Geht man von der auf Null reduzierten quadratischen Gleichung $x^2 + ax + b = 0$ aus, so muß, wenn die unbekannte Größe x eine Strecke bedeutet, jeder Summand eine Fläche sein. Die Größe a bedeutet daher eine Strecke, und die Größe b eine Fläche, die sich in ein Quadrat verwandeln läßt; man kann daher $b = h^2$ setzen.

Zur graphischen Lösung einer quadratischen Gleichung werden folgende Lehrsätze benützt:

1. Jede quadratische Gleichung hat zwei Wurzeln.
2. Die Summe der Wurzeln gibt den negativen Koeffizienten der ersten Potenz.
3. Das Produkt der Wurzeln gibt das freie Glied.
4. Das Quadrat der Höhe eines rechtwinkligen Dreieckes (zur Hypotenuse) ist gleich dem Rechtecke aus den Projektionen der beiden Katheten auf die Hypotenuse.

Bei reellen Wurzeln wird man zwei Fälle unterscheiden, ob nämlich das freie Glied $b = h^2$ positiv oder negativ ist.

---

[1]) a. a. O. S. 198 ff.

[2]) Merkwürdigerweise scheinen die beiden Drucke von 1821 und 1864 Karl Mayer entgangen zu sein oder er muß sie vergessen haben, denn er schreibt in seinem „L. Uhland“, 2. Ausgabe. Tübingen 1873, S. 7: Ungedruckt blieb ein komisches Singspiel: „Der Bär“.

I. Lösung der Type $x^2 \mp a x + h^2 = 0$.

Bezeichnet man die Wurzeln einer quadratischen Gleichung mit x_1 und x_2, so muß $x_1 + x_2 = \pm a$ und $x_1 x_2 = h^2$ sein. Ist der Koeffizient der ersten Potenz $- a$, so sind beide Wurzeln positiv, ist er $+ a$, so sind sie negativ. Um die Wurzeln x_1 und x_2 graphisch zu erhalten, konstruiert man über der Strecke $AB = a$ als Durchmesser einen Halbkreis (Fig. 1). Auf die Normale im Endpunkte A trage man $AC = h$ auf und ziehe $CD \parallel AB$. Es ist dann

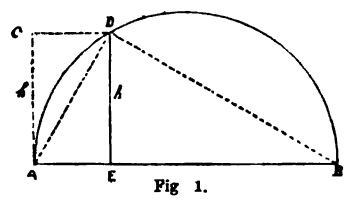


Fig 1.

$$AE + EB = a \text{ und}$$
$$AE . EB = h^2.$$

Die Strecken AE und BE sind daher die Wurzeln der Gleichung; sie sind positiv oder negativ, je nachdem die Strecke a negativ oder positiv zu verstehen ist. Ist $h = \frac{a}{2}$, so sind beide Wurzeln gleich, wie an der Zeichnung leicht zu ersehen ist.

II. Lösung der Type $x^2 \pm a x - h^2 = 0$.

Ist das freie Glied h^2 negativ, so muß eine Wurzel negativ sein. Man konstruiert die Wurzeln, wenn man auf die Normale im Punkte A zu $AB = a$ die Strecke $AC = h$ aufträgt (Fig. 2). Beschreibt man mit dem Radius OC einen Halbkreis, so muß wegen der Symmetrie $AD = BE$ und $DB = AE$ sein. Es ist dann $AC^2 = DA . AE$ und $AB = AE - BE = AE - AD$ oder $h^2 = AD . AE$ und $a = AE - AD$. Die Strecken AD und AE sind daher die Wurzeln der quadratischen Gleichung, und zwar, wenn a positiv

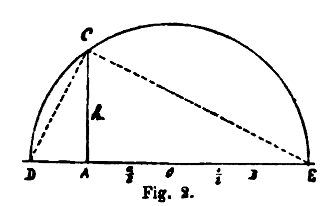


Fig. 2.

ist, so ist die längere Strecke die negative Wurzel und die kürzere Strecke die positive Wurzel; ist dagegen das Glied a negativ, so ist es umgekehrt. Mit Hilfe dieser Konstruktion läßt sich auch eine Strecke nach dem goldenen Schnitte teilen, weil wegen der Relation $a : x = x : (a - x)$ die Gleichung $x^2 + a x - a^2 = 0$ aufzulösen ist. Es ist selbstverständlich, daß in diesem Falle nur die positive Wurzel zu nehmen ist.

Um sich die Untersuchung zu ersparen, welche Wurzel einer quadratischen Gleichung positiv oder negativ ist, benütze man das Verfahren der analytischen Geometrie. Die Strecke a trage man vom Koordinatenursprung nach rechts, wenn sie negativ, nach links, wenn sie positiv ist. Die Strecke h wird auf die Ordinatenachse auf-

getragen, und zwar nach oben, wenn h^2 positiv, nach unten, wenn h^2 negativ ist. Ist gegeben eine Gleichung der Type $x^2 \mp a x + h^2$, so kommt die Zeichnung, die an der Fig. 1 erklärt wurde, im 1. oder im 3. Quadranten vor; ist eine Gleichung der Type $x^2 \pm a x - h^2 = 0$ aufzulösen, so kommt die Konstruktion der Fig. 2 im 2. und 4. Quadranten vor. Selbstverständlich ist der Halbkreis im dritten und vierten Quadranten nach unten zu konstruieren. Die Wurzeln x_1 und x_2 sind die Strecken, die man auf der Abszissenachse erhält; jede Wurzel, die man rechts vom Koordinatenursprung erhält, ist positiv, links negativ. Bei der Lösung der Gleichung $x^2 + a x - a^2 = 0$ wäre die Konstruktion im zweiten Quadranten zu machen.

Konstruktion imaginärer Wurzeln.

Die Wurzeln einer quadratischen Gleichung der Type $x^2 \mp a x + h^2 = 0$ sind nur dann reell, wenn h nicht größer als $\frac{a}{2}$ ist; tritt dieser Fall ein, so sind die Wurzeln imaginär von der Form $x_1 = p + q\,i$ und $x_2 = p - q\,i$. Aus der Relation $x_1 + x_2 = \pm a$ folgt, daß der reelle Summand $p = \pm \frac{a}{2}$ ist; es ist daher $x_1 = \pm \frac{a}{2} + q\,i$ und $x_2 = \pm \frac{a}{2} - q\,i$. Um den imaginären Summanden zu bestimmen, benützt man die Relation $x_1 x_2 = h^2$. Aus der Gleichung $\left(\pm \frac{a}{2} + q\,i\right)\left(\pm \frac{a}{2} - q\,i\right) = h^2$ folgt, daß $q^2 = h^2 - \frac{a^2}{4}$ ist.

Bedient man sich der bekannten Methode von Gauß, eine komplexe Zahl graphisch auszudrücken, so muß man auf die reelle Achse die Größe $\pm \frac{a}{2}$ auftragen und in ihrem Endpunkte die Normale errichten (Fig. 3). Macht man dann $O B = O C = h$, so sind die Normalen $A B$ und $A C$ die gesuchte Strecke $\pm q$; da die Abszisse $O A = \frac{a}{2}$ ist, so bedeuten die Punkte B und C die komplexen Wurzeln der Gleichung $x^2 \mp a x + h^2 = 0$.

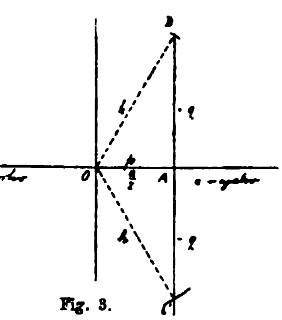


Fig. 3.

Deutsch-Gabel. Dr. Richard Kříž.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Edmund Lange, Xenophon, sein Leben, seine Geistesart und seine Werke (Neuntes Heft der von Hugo Hoffmann herausgegebenen Gymnasial-Bibliothek). Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann 1900. VIII und 88 SS. 8°. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Lange habe ich die Anzeige dieses Büchleins, dem sein Gegenstand einen der vordersten Plätze in den Schülerbibliotheken österreichischer Mittelschulen zuweist, hinausgeschoben; denn ich hatte von Anfang an die Absicht, es um der Verbreitung willen, die ihm zu wünschen ist, ausführlicher zu besprechen, und dazu fand ich erst jetzt Zeit.

Edmund Lange hatte 1893 in derselben Sammlung Thukydides und sein Geschichtswerk behandelt, und die Anerkennung, die ich dem Hefte in dieser Zeitschrift 1894, XLV 20 ff. zollte, kann ich auf das vorliegende ausdehnen. Vor allem ist hervorzuheben, daß der Verf., wie es auch R. Ullrichs gehaltvolle Anzeige in den Jahresberichten der Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1904 89 ff. rühmt, durchaus mit den neuesten Forschungen sich vertraut zeigt, so daß er als verlässlicher Führer empfohlen werden darf. Wenn ich gleichwohl allerlei Änderungen vorschlage, so tue ich es in der Hoffnung, daß sie einer zweiten Auflage, die wohl für die nächste Zukunft zu gewärtigen ist, zugute kommen.

Die Einteilung des Stoffes ist folgende: I. Xenophons Leben; II. Xenophons Lebensanschauungen, 1. X. und seine Zeit, 2. X. religiöse Anschauungen, 3. X. als Mensch und Feldherr; III. X. als Schriftsteller, seine nicht im Gymnasium gelesenen Werke; IV. Anabasis, 1. Einführung, 2. Inhalt, 3. Heer der Zehntausend und seine Organisation; V. Griechische Geschichte, 1. Einführung, 2. Inhalt; VI. Denkwürdigkeiten, 1. Einführung, 2. Inhalt, 3. Persönlichkeit und Grundanschauungen des Sokrates; Schlußbemerkung.

So dankenswert die genauen Inhaltsangaben der *Ἀνάβασις*, der *Ἑλληνικά* und der *Ἀπομνημονεύματα* sind, die nicht weniger

als 30 Seiten umfassen, so würden sie doch manche Kürzung vertragen; dadurch könnte für andere Partien Raum zu jener Vertiefung geschaffen werden, die allein innere Teilnahme zu wecken und zu fesseln vermag. Niemand kann aus den wenigen Worten, die S. 9 der geistigen Bewegung Griechenlands im letzten Drittel des fünften Jahrhunderts gewidmet sind, eine klare Vorstellung von ihrer Gewalt und ihrem Einfluß auf die Zeitgenossen gewinnen; vom Werden und Wachsen der Rhetorik, die auch Xenophons Schriften ihren Stempel aufgedrückt hat (s. H. Schacht, *De Xenophontis studiis rhetoricis* 1890 und Eduard Norden, Die antike Kunstprosa 1898, I 101 f.), ist überhaupt keine Rede. Reiferen Gymnasiasten wäre es ferner gewiß willkommen, hervorstechende Belegstellen im griechischen Urtext zu lesen, wie S. 3 die Erzählung der ersten Begegnung Xenophons mit Sokrates, S. 86 die Worte des Alkibiades: *ὅταν γὰρ ἀκούω, πολύ μοι μᾶλλον ἢ τῶν κορυβαντιώντων ἥ τε καρδία πηδᾷ καὶ δάκρυα ἐκχεῖται ὑπὸ τῶν λόγων τῶν τούτου* (*Συμπ.* 32); als lateinisches Zitat möchte ich zu S. 24 das begeisterte Urteil Quintilians über Xenophons Stil (*Inst. orat.* X 1, 82) empfehlen. Außerdem wäre eine höchst wünschenswerte Zugabe zur *Vita Xenophontis* eine zusammenhängende, knappe Schilderung des Lebenslaufes des Agesilaos; rankt sich doch an ihm Xenophons Schicksal in seinen besten Jahren empor wie eine Schlingpflanze an einem mächtigen Stamm.

Im Leben Xenophons gab es für die Forschung viele dunkle Punkte; das meiste ist jetzt aufgeklärt, aber manches läßt sich noch schärfer herausarbeiten. L. sagt S. 1, X. sei um 430 geboren; vorzuziehen ist die Bestimmung 'bald nach 430', ja man darf, glaube ich, geradezu das Jahr 429 einsetzen. Wenn nämlich X., wie jetzt fast allgemein angenommen wird (auch von Lange S. 55; die von H. Lüneburg, *De Xenophontis aetate quid ex Anabasi statui possit commentatio* p. 12 f., 19 vorgebrachten Gegengründe wiegen federleicht), am Feldzuge des Thrasyllos (im Jahre 410, s. Busolt, Griechische Geschichte III 2, 1529 ff.) teilgenommen hat, so stand er damals mindestens im zwanzigsten Lebensjahre; denn die Epheben wurden in der Regel nicht außer Landes geschickt. Daraus ergibt sich als spätester Termin seiner Geburt das Jahr 429. Über diese Zeitgrenze hinaufzugehen, widerraten mehrere Stellen der Anabasis, die Lüneburg in der erwähnten Dissertation vollzählig zusammengestellt hat. So konnte X., als er sich 401 berufen sah, eine Führerstelle zu übernehmen, auf seine Jugend nur verweisen (III 1, 14; 1, 25; 2, 37), wenn er einige Jahre jünger war als Proxenos, zu dessen Nachfolger er ausersehen ward (III 1, 47); Proxenos aber war 401 erst *ἐτῶν ὡς τριάκοντα* (II 6, 20). Besonders beweiskräftig schien mir auch immer trotz des Einwandes Kruegers, dessen Deutung (*ἄλλοι* = *praeterea*) hier durch die Verdoppelung des Artikels ausgeschlossen wird, VI

4, 25: *καὶ ὁ Ξενοφῶν.... ἐβοήθει καὶ οἱ ἄλλοι οἱ μέχρι τριάκοντα ἐτῶν ἅπαντες* von einer Begebenheit des Jahres 400. War X. 429 geboren, so konnte der Thrakerfürst Seuthes Ende 400 sehr wohl zu ihm sagen (Anabasis VII 2, 38): *σοὶ δὲ ὦ Ξενοφῶν καὶ θυγατέρα δώσω, καὶ εἴ τις σοί ἐστι θυγάτηρ, ὠνήσομαι Θρακίῳ νόμῳ* (s. Fr. Vater, Jahrb. f. Philologie, Suppl. XII, 1846 89 ff., Roquette, *De Xenophontis vita* 14 f. und Lüneburg 14 f.); sehr wohl stimmt anderseits dazu die kritische Bemerkung, die Athenaios V 56 überliefert: *ἐν τῷ Συμποσίῳ ὑποτίθεται Καλλίαν τὸν Ἱππονίκου Αὐτολύκου τοῦ Λύκωνος ἐρῶντα καὶ νενικηκότος αὐτοῦ παγκράτιον* (421 v. Chr.) *ἑστίασιν ποιούμενον καὶ σὺν τοῖς ἄλλοις δαιτυμόσι παρόντα αὐτὸν τὸν ἴσως μηδὲ γεννηθέντα ἢ περὶ τὴν παιδικὴν ἡλικίαν ὑπάρχοντα.* Unter jener Voraussetzung war er 74 Jahre alt, als er 355 die Worte schrieb: *πῶς οὐκ ἄξιον ὡς τάχιστα τούτοις ἐγχειρεῖν, ἵνα ἔτι ἐφ' ἡμῶν ἐπίδωμεν τὴν πόλιν μετ' ἀσφαλείας εὐδαιμονοῦσαν* (*Πόροι* VI 1).

Die anschauliche Darstellung des Verhältnisses Xenophons zu Sokrates räumt, wo immer L. darauf zu sprechen kommt, mit veralteten Vorurteilen gründlich auf, namentlich S. 70 ff.: „X. war keine im eigentlichen Sinne philosophische Natur". „So bleiben wir also, wenn wir nur X. hören, auf der Oberfläche der religiösen" (und nicht allein der religiösen) „Anschauungen des Sokrates." „X. stellte ihn dar, wie er ihn verstand.... Es ist kein falscher Sokrates, den wir hier erhalten, aber doch nur ein stumpfes, ins Hausbackene umgeformtes, ungenügendes Abbild des wirklichen." Eben darum ist es unwahrscheinlich, daß X., den seine Natur auf ganz andere Bahnen wies als die von Sokrates beschrittenen, „jahrelang Schüler des Sokrates gewesen ist" (S. 10). Vielleicht trat er ihm erst nach dem Ende des peloponnesischen Krieges näher, als das Vaterland seiner Dienste nicht mehr bedurfte; sicher stand er kurz vor seinem Perserzug in Verbindung mit ihm, vgl. Anabasis III 1, 5 ff. War es aber wirklich eine Inkonsequenz (S. 11), daß X., als er von Sokrates ans delphische Orakel gewiesen wurde, trotz all seiner echten Gottesfurcht in seinem Tatendrange den Gott nicht erst fragte, ob er sich überhaupt zu Kyros begeben solle, sondern *τίνι ἂν θεῶν θύων καὶ εὐχόμενος κάλλιστα καὶ ἄριστα ἔλθοι τὴν ὁδὸν ἣν ἐπινοεῖ καὶ καλῶς πράξας σωθείη* (Anabasis III 1, 6)? Konnte der Gott nicht antworten: *οὐδὲ πορευόμενος κάλλιστ' αὐτὸν σὲ σαώσεις?* Aus der Art der Frage erhellt nur sein Wunsch, sich womöglich durch Opfer einen guten Ausgang des Unternehmens zu erzwingen; genau besehen also ein weiteres Zeugnis seiner strengen Gläubigkeit, die Sokrates nicht teilt, da er vermutet, daß bei anderer Fragestellung die Antwort anders ausgefallen wäre.

Nach der Aufklärung, die U. v. Wilamowitz im vierten Bande der philologischen Untersuchungen 383 gegeben hat, sollte es nicht

mehr bezweifelt werden, daß X. erst nach und infolge der Schlacht bei Koroneia 394 verurteilt wurde; man liest es ohnedies aus Anabasis V 3, 6 f. heraus (ebenso urteilt Roquette, *De Xenophontis vita* 20): *τὸ δὲ τῆς Ἀρτέμιδος τῆς Ἐφεσίας (ἀνάθημα), ὅτ' ἀπῄει σὺν Ἀγησιλάῳ ἐκ τῆς Ἀσίας τὴν εἰς Βοιωτοὺς ὁδόν, καταλείπει παρὰ Μεγαβύζῳ.... καὶ ἐπέστειλεν, ἢν μὲν αὐτὸς σωθῇ, αὑτῷ ἀποδοῦναι, ἢν δέ τι πάθῃ, ἀναθεῖναι.... ἐπεὶ δ' ἔφευγεν ὁ Ξενοφῶν, κατοικοῦντος ἤδη αὐτοῦ ἐν Σκιλλοῦντι ἀφικνεῖται Μεγάβυζος ..... καὶ ἀποδίδωσι τὴν παρακαταθήκην αὐτῷ*; er war somit noch nicht verbannt, *ὅτ' ἀπῄει εἰς Βοιωτούς* (394). Nur wer sich über diese unzweideutigen Worte wie auch immer hinwegsetzt, vermag die Verurteilung Xenophons in den Anfang des Jahrzehntes zu verlegen. Keinesfalls hat X. in der Zwischenzeit bis zu jener verhängnisvollen Schlacht seine Vaterstadt wiedergesehen, wenn er es auch beabsichtigte; denn sonst hätte er es nicht nötig gehabt, erst umständlich zu beweisen, daß und warum ihm damals noch die Heimkehr freistand (Anabasis VII 7, 57: *Ξενοφῶν.... φανερὸς ἦν οἴκαδε παρασκευαζόμενος· οὐ γάρ πω ψῆφος αὐτῷ ἐπῆκτο Ἀθήνησι περὶ φυγῆς*, worin ich zugleich einen unwiderleglichen Beweis erblicke, daß er nicht zum Tode verurteilt, sondern des Landes verwiesen wurde); er würde vielmehr sich einfach darauf berufen haben, daß er tatsächlich nach Athen gekommen sei; vgl. auch Roquette, *De Xenophontis vita* 17. Umgekehrt muß es jedem, der die Flugschrift *Πόροι* für echt hält, einleuchten, daß X., nachdem ihn die Athener begnadigt hatten, wenigstens vorübergehenden Aufenthalt in Athen nahm; „sie setzt Aufenthalt des Verfassers in Athen voraus", sagt L. S. 29 selbst.

Erwähnung verdiente die Tatsache, daß Xenophons Söhne ihre Namen Gryllos und Diodoros gemäß einer verbreiteten Sitte von ihren väterlichen Großeltern Gryllos und Diodora geerbt haben; ebenso der frühzeitig für sie aufgekommene Name *Διόσκουροι* und, zumal in einem für die Jugend bestimmten Buche, die stimmungsvolle Anekdote: *τηνικαῦτα δὴ καὶ τὸν Ξενοφῶντά φασι θύειν ἐστεμμένον· ἀπαγγελθέντος δ' αὐτῷ τοῦ θανάτου ἀποστεφανώσασθαι· ἔπειτα μαθόντα ὅτι γενναίως, πάλιν ἐπιθέσθαι τὸν στέφανον. ἔνιοι δὲ οὐδὲ δακρῦσαί φασιν αὐτόν, ἀλλὰ γὰρ εἰπεῖν· ᾔδειν θνητὸν γεγεννηκώς* (Diog. L. II 54).

Den Tod Xenophons pflegt man etwas vor der Mitte des vierten Jahrhunderts anzusetzen (ebenso L. S. 8 und 23); man wagt es nicht, sich zuweit von der jedes Mißverständnis ausschließenden Jahresangabe des Atheners Stesikleides zu entfernen (Diog. L. II 56: *ἔτει πρώτῳ τῆς πέμπτης καὶ ἑκατοστῆς Ὀλυμπιάδος ἐπὶ ἄρχοντος Καλλιμήδους ἐφ' οὗ καὶ Φίλιππος ὁ Ἀμύντου Μακεδόνων ἦρξε* = 360/59), obwohl man von ihrer Unhaltbarkeit überzeugt ist. Man läßt sich da von einem Phantom narren, das lediglich einer Textverderbnis entsprungen ist. An jener

Stelle trägt nämlich Diogenes im Anschluß an die eigentliche Lebensbeschreibung Xenophons mehrere bestimmte Angaben nach: *καὶ ὁ μὲν βίος αὐτῷ τοιόσδε. ἤκμαζε δὲ κατὰ τὸ τέταρτον ἔτος τῆς τετάρτης καὶ ἐνενηκοστῆς Ὀλυμπιάδος καὶ ἀναβέβηκε σὺν Κύρῳ ἐπὶ ἄρχοντος Ξεναινέτου ἑνὶ πρότερον ἔτει τῆς Σωκράτους τελευτῆς* (hierüber vgl. jetzt F. Jacoby, Apollodors Chronik = Philologische Untersuchungen XVI 302 ff.)· *κατέστρεψε δὲ καθά φησι Στησικλείδης ὁ Ἀθηναῖος ἐν τῇ τῶν ἀρχόντων καὶ Ὀλυμπιονικῶν ἀναγραφῇ ἔτει ....· τέθνηκε δὲ ἐν Κορίνθῳ, ὥς φησι Δημήτριος ὁ Μάγνης, ἤδη δηλαδὴ γεραιὸς ἱκανῶς.* Da *τέθνηκε δὲ* an der Spitze des letzten Satzes steht, so kann gewiß, will man das Exzerpten-Mosaik des Diogenes nicht als einen den primitivsten Sprachregeln hohnsprechenden Cento betrachten, nicht auch im vorausgehenden Satze von demselben Todesfall die Rede sein; auch ein gedankenloser Übersetzer würde diese Wortfolge scheuen: „Sein Leben beschloß er nach dem Zeugnis des Stesikleides anno 360/59; gestorben ist er nach dem Zeugnis des Demetrios in Korinth hochbetagt". Es muß daher in *κατέστρεψε* irgend ein anderes Ereignis stecken, das bedeutend genug war, um von einem attischen Chronisten verzeichnet zu werden. Vielleicht war es die tatsächliche Rückkehr Xenophons nach Athen, die in einer attischen Chronik, wo sich Athen als Ziel seiner Rückkehr von selbst verstand, kurzweg mit *ἀνέστρεψε* angedeutet werden konnte. Gerade diese Angabe würde vortrefflich das vorangegangene *ἀναβέβηκε* fortführen, gerade zu ihr würde unvergleichlich gut die Fortsetzung *τέθνηκε δὲ ἐν Κορίνθῳ* passen. Förderlicher zur Datierung des Todesjahres Xenophons ist [Lukian] *Μακρόβιοι* 21: *Ξενοφῶν δὲ ὁ Γρύλλου ὑπὲρ τὰ ἐνενήκοντα ἐβίωσεν ἔτη*[1]). Danach würde dem Geburtsjahr 429 als frühestes Todesjahr 338 entsprechen, wogegen sich gar nichts Stichhältiges einwenden läßt. Xenophon erlebte also wohl noch Philipps Sieg über Griechenland; und Deinarch, auf den die von Diogenes erhaltenen Nachrichten des Magnesiers Demetrios über X. großenteils zurückgehen, kann ihn noch persönlich gekannt haben.

Ganz recht hat L., daß er S. 20 f. den Landesverrat Xenophons vom Standpunkt jener Zeit aus milde beurteilt. Zu volltönend aber ist es, X. einen Feldherrn zu nennen. Er war ein braver Offizier, ein gewissenhafter Truppenführer, solange ihm die Verhältnisse diese Bürde aufzwangen, im Grunde seines Herzens aber nicht mehr als ein 'frommer Reitersmann' (Ulrich v. Wilamowitz, Antigonos von Karystos 333), der übrigens zuletzt nicht ungern

---

[1]) H. Lüneburg, *De Xenophontis aetate quid ex Anabasi statui possit commentatio* p. 4: *quod Lucianus eum ultra nonaginta annos uixisse testatur, id exiliter computando mihi uidetur esse repertum,* eine unbewiesene Behauptung, mit der L. keineswegs allein steht.

das Kriegshandwerk an den Nagel hängte und in einem beschaulichen Landleben volle Befriedigung fand.

Der Behandlung der einzelnen Werke Xenophons schickt L. zweckentsprechend eine allgemeine Charakteristik voraus. Man mag an ihnen die schlichte Anmut, die Frische der Unmittelbarkeit preisen, als Muster attischen Prosastils dürfen wir sie nicht hinstellen; erst in der Kaiserzeit wurden sie aus verschiedenen Gründen dazu erhoben (vgl. Immisch, Neue Jahrbücher für das klassische Altertum 1900, V 406). Dagegen sind in diesem Zusammenhange zwei Eigentümlichkeiten der Schriftstellerei Xenophons in den Vordergrund zu stellen, die vor anderen ihre literarische Stellung bedingen. X. war nicht eigentlich Schriftsteller von Beruf, sondern ergriff die Feder nur für solche Gegenstände, zu denen ihn Leben und Neigung in ein persönlich nahes Verhältnis gesetzt hatten. Deshalb spiegelt seine literarische Vielseitigkeit, die ähnlich bei Arrian wiederkehrt, nur die vielseitigen Interessen der einzelnen Persönlichkeit und gestattet für sich allein keinen allgemeinen Schluß auf die „ungemeine geistige Regsamkeit der gebildeten Athener jener Zeit“ (S. 22). Gerade darum aber, weil seine literarische Tätigkeit nach so vielen Seiten ausgriff, war er mehr als andere darauf angewiesen, sich jedesmal nach einem maßgebenden Muster der gewählten Literaturgattung zu richten, um nicht gegen deren Stiltradition zu verstoßen.

Von vorneherein muß man also, soweit seinen Werken gleichartige jener Zeit gegenüberstehen, in X. den Nachahmer erblicken. Die *Κύρου ἀνάβασις* verdankt ihre Entstehung dem gleichnamigen Werke des Stymphaliers Sophainetos, durch das sich X. zurückgesetzt fühlte, wie L. S. 32 ansprechend schildert. Lichtvoll setzt I. Bruns, Das literarische Porträt 126 ff. auseinander, wie abhängig der Agesilaos vom Euagoras des Isokrates ist. In der Abhandlung *περὶ ἱππικῆς* nennt X. selbst einen Simon als Vorgänger. Die Sokratischen Schriften waren durch Veröffentlichungen anderer Schüler des Sokrates, namentlich des Platon und Antisthenes, hervorgerufen. Auch der Dialog Hieron berührt sich wenigstens in seinem ersten Teile nahe genug mit dem von Hirzel (Dialog 125) entwickelten Thema des Buches *Ἀρχέλαος ἢ περὶ βασιλείας* von Antisthenes. Die *Κύρου παιδεία* aber ist einerseits durch Platons Idealstaat angeregt (Gellius XIV 3, 3), anderseits nur eine harmonische Ausgestaltung des im Antisthenischen Dialog *Κῦρος ἢ περὶ βασιλείας* angeschlagenen Motivs. Daß Antisthenes hier den jüngeren Kyros, den Thronprätendenten, zum Träger des Dialogs gemacht habe (Hirzel, Dialog 122), schließt der Untertitel *περὶ βασιλείας* aus; zweifellos entstammen die den Alkibiades betreffenden Zitate einem anderen Dialog gleichen Namens, der von Diogenes Laertios dem vierten Bande der Schriften des Antisthenes zugewiesen wird, während *Κῦρος ἢ περὶ βασιλείας* im fünften Bande stand.

Für die *Ἑλληνικὰ* gilt Thukydides als Vorbild, von dem tatsächlich die Einteilung nach Kriegsjahren und stilistische Äußerlichkeiten im Anfang des Werkes übernommen sind. Aber nach dem Gesagten können wir es einem X. nicht zutrauen, daß er von selbst darauf verfiel, die *ξυγγραφὴ* des Thukydides fortzusetzen, an den ihn gar kein inneres Verhältnis knüpfte. Nun ist wirklich überliefert, daß außer X. auch Theopomp und Kratipp eine Fortsetzung der *ξυγγραφὴ* schrieben. Die des Theopomp kann jedoch keinesfalls älter sein als die Xenophontische; so ist es denn klar, daß hierin Kratipp der Vorgänger Xenophons war. Allerdings halten viele[1]) hartnäckig daran fest, daß *Κράτιππος ὁ συνακμάσας αὐτῷ* (*Θουκυδίδῃ*) *καὶ τὰ παραλειφθέντα ὑπ' αὐτοῦ συναγαγὼν* (Dion. Hal. *περὶ Θουκυδίδου* XVI 2) im dritten oder gar erst im zweiten oder ersten Jahrhundert v. Chr. gelebt habe. Aber sie alle haben es sich nicht klar gemacht, daß ein hellenistischer Historiker sich nicht darauf beschränkt haben würde, die von Thukydides unvollendet hinterlassene Beschreibung des peloponnesischen Krieges zu Ende zu führen und bloß die Geschichte der allernächsten Jahre (s. Plutarch *Πότερον Ἀθηναῖοι κατὰ πόλεμον ἢ κατὰ σοφίαν ἐνδοξότεροι* 1, p. 345 *E*) bis zum Umschwung der politischen Lage beizufügen, zumal da dieser Zeitraum bereits in doppelter Bearbeitung durch Zeitgenossen vorlag. Auch Kratipps Tadel der in das Geschichtswerk eingeflochtenen Reden wäre zu einer Zeit, in der sie ein ständiges Kunstmittel der Geschichtschreibung geworden waren, das gerade ein Dionysios in seiner *ἀρχαιολογία* mit Vorliebe verwendet, noch weniger begreiflich als zu Beginn des vierten Jahrhunderts; vgl. W. Schmid, Phil. 1894, LII 118 ff. und 1901, LX 155 ff.

Über die Entstehungszeit der Xenophontischen Schriften äußert sich L. S. 23 ungemein zurückhaltend. Indes darf mit mindestens derselben Wahrscheinlichkeit, wie sie L. S. 23 für die Datierung des *Κυνηγετικὸς* um das Jahr 402 in Anspruch nimmt, behauptet werden, daß das *Συμπόσιον* bald nach dem Platons (s. z. B. Th. Gomperz, Griechische Denker II 543), also nach 385, die *Λακεδαιμονίων πολιτεία* 378 oder doch vor 371, die *Ἀνάβασις* (wegen der Imperfecta V 3, 9 f.), die *Κύρου παιδεία* (vgl. Friedrich Beyschlag, Ein literarischer Rückzug Xenophons in den Blättern für das bayerische Gymnasialschulwesen 1901, XXXVII 53) und der *Ἱππαρχικὸς* nach 370, nach dem *Ἱππαρχικὸς* die Schrift *περὶ ἱππικῆς*, der *Ἀγησίλαος* unmittelbar nach dem Tode des Agesilaos (I. Bruns, Das literarische Porträt 126 f.), der wohl ins Jahr 360 fiel, die *Πόροι* 355 geschrieben, die *Ἑλληνικὰ* jedesfalls vor dem *Ἀγησίλαος* begonnen und nach dem Jahre 359, in dem Alexander von Pherai frühestens ermordet ward, vollendet wurden.

---

[1]) Edmund Lange gehört nicht dazu, s. Phil. 1898, LVII 469.

In den allgemeinen Teil gehört auch eine kurze Belehrung über die Teilung der größeren Werke in Bücher, worauf L. erst S. 84 zu reden kommt. Unleugbar ist es, daß X. seine Werke noch nicht in Bücher geteilt hat, weil sonst niemals eine Verschiedenheit in der Einteilung, wie sie Diogenes Laertios andeutet, eingetreten wäre. Aber immerhin war zu bemerken, daß die Buchteilung schon ein Jahrhundert nach X. allgemein durchgeführt wurde. Daher berechnet Diogenes oder sein Gewährsmann die literarische Hinterlassenschaft Xenophons nicht nach der Zahl der Schriften wie L. S. 22, sondern nach den Bänden auf *βιβλία πρὸς τὰ τετταράκοντα*; ebensoviele sind uns erhalten, nämlich 38, wenn wir die *'Αθηναίων πολιτεία* und die Briefe einbeziehen.

An der Behandlung der Anabasis weiß ich nichts auszusetzen. Mit Recht tritt L. dafür ein, daß die Anführung der Anabasis des Themistogenes von Syrakus (Hell. III 1, 2) eine pseudonyme ist. Wenn auch neuerdings E. v. Stern (Gött. gel. Anz. 1903 341) gegen E. Meyer die leibhafte Existenz des Historikers Themistogenes verficht, so scheitert dieser Versuch an dem Wortlaut jener Stelle: X. bezeichnet dort das Werk des Themistogenes als Ergänzung seiner Hellenika; dem Werke eines anderen aber hätte er diese Ehre umso weniger erwiesen, als es sich um Dinge handelt, an denen er selbst beteiligt war.

Hinsichtlich der Hellenika hat L. den gangbaren Lehrsatz aufgenommen, daß sie nicht in einem Zuge niedergeschrieben wurden (S. 54) und daß mindestens ihr erster Teil vor der Anabasis entstanden sei (S. 28). Mit dem Zugeständnis aber, daß sie ein einheitliches Werk sind (S. 54), nähert er sich der wohlbegründeten Auffassung von E. Schwartz, der Rhein. Mus. 1889, XLIV 181 ff. die Folgerungen aus den stilistischen Unterschieden zwischen Anfang und Ende des Werkes auf das richtige Maß zurückführte; völlige Gleichmäßigkeit der sachlichen Behandlung kann man nicht einmal erwarten, weil X. am letzten Drittel des peloponnesischen Krieges persönlichen Anteil hatte, während er danach ein volles Menschenalter der Heimat fern weilte. So eignet sich auch E. Meyer, Geschichte III 281 die natürliche Auffassung an, daß X. das ganze Werk ohne merkbare Unterbrechungen in Korinth nach 362 ausgearbeitet hat. Ausgeschlossen ist, daß X. ursprünglich die Absicht hatte, nichts weiter zu liefern als einen Abschluß der Thukydideischen Beschreibung des peloponnesischen Krieges. Diese noch von Christ, Literaturgeschichte[4] 360 ausgesprochene Ansicht wird schon durch einen Blick auf die entsprechenden Werke Kratipps und Theopomps widerlegt.

Die *'Απομνημονεύματα Σωκράτους* verlangen ein Wort der Erklärung für den Titel. Die literarische Bedeutung von *ἀπομνημονεύματα* ist nicht völlig gleich der von *commentarii*, womit es, weil die gebräuchliche Übersetzung *Memorabilia Socratis*

geradezu fehlerhaft ist, noch am besten lateinisch wiedergegeben wird. *Commentarii* sind *ὑπομνήματα* oder *ὑπομνηματισμοί*, tagebuchartige Aufzeichnungen, die auch literarisch verwertet werden können; vgl. A. v. Premerstein in Pauly-Wissowas Realenzyklopädie IV 758. Unter *ἀπομνημονεύματα* verstand man (s. E. Schwartz in Pauly-Wissowas Realenzyklopädie II 170) Berichte über merkwürdige Ereignisse, die auf persönlicher Erinnerung oder auf mündlicher Überlieferung beruhten, deren Objekt aber nicht wie bei den *commentarii* (*ὑπομνήματα*) der Erzähler selbst war. An diesen technischen Begriff kommt der lederne Ausdruck „Denkwürdigkeiten des Sokrates" auch nicht von ferne heran; besser und gefälliger wäre „Xenophons Erinnerungen an Sokrates".

Über die augenfällige Abhängigkeit des Agesilaos von den Hellenika bemerkt L. S. 25: „Wie das zu erklären ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen". In der Natur der Sache ist eine einzige Erklärung begründet. Als X. nach dem Tode seines Gönners sich zu einem *ἐγκώμιον* verpflichtet fühlte, lag es nahe, für diesen Zweck die vielleicht erst kurz vorher niedergeschriebenen Partien der Hellenika, in denen die Taten des Agesilaos verherrlicht waren, ausgiebig heranzuziehen, zumal da auf diese Weise die Ausgabe des *ἐγκώμιον* in wünschenswertem Maße beschleunigt werden konnte (I. Bruns, Das literarische Porträt 127). Ganz ähnlich hat X. auch aus der *Κύρου παιδεία* manches in den Agesilaos herübergenommen.

Der Abschnitt über den Hieron ließe sich passend mit einem Satz aus Th. Gomperz, Griechische Denker II 108 abschließen: „Schwerlich ist die längst ausgesprochene Vermutung fehlgegangen, der Dialog sei dazu bestimmt gewesen, seinen Verfasser am Hofe des von griechischen Literaten auch sonst vielfach umworbenen Dionysios zu empfehlen".

Schwerem Verdacht der Unechtheit unterliegen nur noch wenige Schriften Xenophons, nämlich der *Κυνηγετικός*, den zuletzt Radermacher, Rhein. Mus. 1896/7 mit durchschlagenden Gründen dem X. abgesprochen hat, und die *ἀπολογία Σωκράτους*. Zwar haben sie Wetzel und Immisch in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum 1900, V 389 ff. gegen den heftigen, durch I. Bruns (Das literarische Porträt 210) herausgeforderten Angriff Ulrichs v. Wilamowitz (Hermes 1897, 99 ff.) zu verteidigen sich redlich bemüht; jedoch die neuerliche Untersuchung von F. Beyschlag (Blätter für das bayer. Gymnasialschulwesen 1901, XXXVII 496 ff.) verstärkt den Eindruck, daß sie ein rhetorisches, im Stil Xenophons gehaltenes Machwerk jüngerer Zeit ist und ein Seitenstück zu Platons Apologie abgeben sollte, entsprechend den beiden Symposien. Man muß daher gespannt sein, ob es O. Frick in seiner noch nicht vollständig erschienenen Haller Dissertation *(Xenophontis quae fertur apologia Socratis num genuina putanda sit)* gelungen ist, die sachlichen Bedenken zu zerstreuen. L. hält

nicht bloß die Apologie, sondern auch den Kynegetikos für echt. Seine Entstehung verlegt er in oder um das Jahr 402 (S. 23, 30, 7/8; dagegen S. 70 oben: „Als er zu den Schülern des Sokrates gehörte, da lag ihm gewiß der Gedanke noch ganz fern, daß er einst als Schriftsteller .... auftreten werde"). Aber stand es dem damals 27jährigen X. an zu sagen: *ἐγὼ μὲν οὖν παραινῶ τοῖς νέοις μὴ καταφρονεῖν κυνηγεσίων μηδὲ τῆς ἄλλης παιδείας· ἐκ τούτων γὰρ γίγνονται τὰ εἰς τὸν πόλεμον ἀγαθοὶ εἴς τε τὰ ἄλλα* (I 18)? So spricht nur ein Mann in reiferen Jahren. Hinfällig ist der Schluß aus der Kürze und Oberflächlichkeit, mit der die Jagd auf Löwen, Panther und Luchse (Kap. XI) abgetan wird: nicht deshalb wird darüber so rasch hinweggegangen, weil der Verfasser „noch nicht über die Grenzen Griechenlands hinausgekommen war", sondern weil diese Tiere '*ἁλίσκονται ἐν ξέναις χώραις*' und deswegen für ein griechisches Jagdbuch nur ganz nebenbei in Betracht kamen. Allein noch weit mehr als das konservative Urteil Langes über den Kynegetikos, wofür er sich auf angesehene Fachgenossen berufen kann (z. B. Th. Gomperz, Griechische Denker II 542), befremdet es, daß er im Widerspruch zu seinen grundsätzlichen Erklärungen (S. V und 22) der Echtheit einer Schrift nicht recht traut, deren Verdächtigung nur die Folge irriger Prämissen war, der *Πόροι* (S. 29, 8).

Auf eine Zeile beschränkt L. die Erwähnung der *'Αθηναίων πολιτεία* (S. 22). Da sie nun einmal unter Xenophons Namen überliefert, nur dank diesem Namen erhalten ist, scheint es mir angezeigt, auch ihr einen kurzen Absatz zu widmen wie den echten *libri singulares*. Ist sie doch das älteste noch vorhandene Literaturdenkmal in attischer Prosa, nicht eine spät unterschobene Schrift wie hundert andere.

Nun noch einige Einzelbemerkungen. Diogenes Laertios schrieb nicht im zweiten Jahrhundert (S. 2 f.), sondern in der ersten Hälfte des dritten. Auch ist die Angabe, daß er „unter anderen eine Biographie Xenophons schrieb", irreführend, weil diese nicht, wie der uneingeweihte Leser glauben wird, als Einzelbuch erschien. Nützlich wäre der Zusatz, daß diese Biographie auf älteren Gewährsmännern, teilweise sogar, wenn auch nur mittelbar, auf einer verlorenen Rede Deinarchs (s. oben S. 400) beruht. — Falsch ist, daß Thukydides um vierzig Jahre älter war als X. (S. 10). Ich habe diesen Irrtum Langes schon in meiner Anzeige seines Büchleins über Thukydides (Zeitschrift f. d. österr. Gymn. 1894, S. 21) berichtigt; Thukydides war wenige Jahre vor 450 geboren (s. Festschrift für Th. Gomperz 104). — Erwünscht wäre S. 25 die Zufügung der Lebenszeit des älteren Kyros, S. 29 des Hieron und Simonides, dazu noch einige Worte über den letzteren. — Den *Οἰκονομικὸς* hat Cicero nicht bloß „sehr hoch gestellt" (S. 29), sondern als junger Mensch sogar ins Lateinische über-

tragen. — Wenn L. den Dareikos (S. 50) gleich 17 Mark setzt (dagegen Hultsch in Pauly-Wissowas Realenzyklopädie IV 2183: 23 Mark 46 Pf.), so mußte er die fünf Silberminen, die Kyros für den Zeitpunkt des Einmarsches in Babylon jedem zusagte (Anab. I 4, 13), auf 425 Mark berechnen (nach Hultsch gar 586½ Mk.), nicht auf 240 Mk.; denn fünf Silberminen sind der zwölfte Teil eines Silbertalentes, und dieses war nach Anab. I 7, 18 dreihundert Dareiken wert (s. Pauly-Wissowa IV 2182).

Mehr als jedes andere fordert ein Buch, das der Jugend in die Hände gelegt werden soll, sorgfältigste Achtsamkeit auf den Stil; in dieser Beziehung bleibt einer zweiten Auflage des vorliegenden Heftes manche Besserung vorbehalten. Die Sprache ist nicht selten trocken und schwunglos, ohne Rücksicht auf das jugendliche Bedürfnis nach Anregung der Phantasie zu nehmen. Störend sind mehrfache Wiederholungen: in der Mitte von S. 11 rate ich elf Zeilen (Die hervorragende Rolle .... Solche Inkonsequenzen sind echt menschlich) zu streichen; denn der erste Satz kehrt wenig verändert gleich nachher wieder und die darauf folgende Erörterung ist, wie ich oben S. 398 gezeigt habe, recht anfechtbar; S. 53—56 liest man immer wieder, daß Xenophons Berichte in den Hellenika sich nicht nach der Wichtigkeit der Ereignisse, sondern nach dem Maß seiner Kenntnis und seines Interesses richten; S. 70 wird binnen fünf Zeilen zweimal erwähnt, daß Platon die Lehre des Sokrates weitergebildet habe. Anstoß nehme ich ferner an folgenden Fügungen: S. 5 das Bedenkliche ihres Fehlens; S. 6 Auch erwirbt sich dieser .... noch mehrere ähnliche Verdienste um das Heer, ... das größte, als in Byzanz die Empörung ..... zum offenen Ausbruch unter den Soldaten kommt, dadurch, daß ....; S. 14 die uns daraus an X. entgegentreten; S. 22 so hat er vierzehn selbständige Werke veröffentlicht. Von noch weiteren, etwa verloren gegangenen, wissen wir nichts. Von diesen sind allerdings einige von nur geringer Ausdehnung; S. 22 f. rein militärischen oder sonst fachwissenschaftlichen (besser: fachtechnischen, wie S. 21) Inhalts sind nur eine Reihe der kürzesten; S. 23 soviel läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit sagen, daß nur die zuletzt genannte über die Jagd höchst wahrscheinlich schon bevor X. sich zum Kyros begab .... entstand.

Die Schreibung griechischer Wörter ist ungleichmäßig: neben Delphoi (S. 3) Kyropädie, neben Agesilaos und Kyros stets Ökonomikus, neben Lakedämonier (S. 5) lakedaimonische (S. 34). An Druckfehlern fiel mir auf S. VII Organtsation, S. 31, Z. 7 fehlt die Interpunktion vor 'jene', S. 34 *Κυρουπαιδεία* (als ein Wort), S. 49 eine zusammenfassende Darstellung von der Organisation, S. 53 uns eine alle wirklich wesentlichen Ereignisse des peloponnesischen Kriegs einschließlich seiner Veranlassungen und Ursachen zu geben, S. 54 Sie ist, so wie es uns jetzt vorliegt,

gewiß ein einheitliches .... Werk, S. 54 herausgeben hat, S. 55 unten sollte es heißen: (410: I 2, 6 ff.), S. 59 Pentakontaetie, S. 81 babei.

Innsbruck. Ernst Kalinka.

Aeschinis quae feruntur epistolae. Edidit Engelbertus Drerup. Lipsiae, Sumptibus Dieterichii 1904. 76 SS. Preis Mk. 2·40.

Die kritische Durchforschung der Aeschineshandschriften, mit der Maximilian Heyse zum Behufe einer neuen Ausgabe der Reden Drerup beauftragt hatte, gab diesem Gelegenheit, auch die Handschriften der Briefe einer erneuten Prüfung zu unterziehen und seine Studien für eine neue Bearbeitung derselben zu verwerten. Sie ist der Vorläufer textkritischer Ausgaben von attischen Rednern, welche Drerup zu veranstalten gedenkt.

Es werden uns zunächst 48 Codices beschrieben, in denen Briefe des Aeschines zu finden sind. Zum größten Teile hat sie Dr. selbst eingesehen. Die von diesen ernstlich in Betracht kommenden Handschriften bilden zwei Klassen. Die erste ist repräsentiert durch einen *Harleianus (= H),* der leider nur vier Episteln des Aeschines (I, VI, VII, III) enthält. Die zweite Klasse geht auf einen verlorenen Archetypus zurück, der zugleich auch die Reden enthalten hat. Hier unterscheidet Dr. wieder drei Familien; der vorzüglichste Codex dieser Klasse ist ein *Coislinianus (= C),* neben welchem noch ein *Angelicanus (= A)* und ein *Vaticanus (= V)* von Bedeutung sind. An zahlreichen Beispielen wird gezeigt, daß der *Harleianus* überall den Vorzug vor den übrigen Handschriften verdient. Für die Briefe, die in ihm nicht enthalten sind, bieten die Handschriften der II. Klasse einen vielfach verderbten Text, der an einigen Stellen überhaupt kaum zu heilen sein dürfte. Auch für die Reden, welche diese Klasse vollständig enthält, bildet sie eine weniger verläßliche Grundlage. Eine Übersicht über die bisherigen Bearbeitungen der Episteln schließt die *praefatio* (S. 1—51) ab. — Hinsichtlich der Unechtheit der dem Aeschines zugeschriebenen Reden verweist Dr. lediglich auf das feststehende allgemeine Urteil; in eine Erörterung ihrer sonstigen literarischen Bedeutung und ihres Inhalts läßt er sich nicht ein.

Bei den Vorgängern Drerups ist Codex *H* nicht unberücksichtigt geblieben; namentlich Blaß hat mehrfach dessen Lesarten aufgenommen. Doch besaß keiner von ihnen eine richtige Vorstellung von dem absoluten Werte dieser Handschrift, vielleicht auch keiner eine genaue Kenntnis ihrer Überlieferung. Es ist das Verdienst dieser Ausgabe, nicht nur das Verhältnis der Handschriften überhaupt grundlegend erforscht, sondern auch den Vorzug von *H* auf Grund einer neuen Kollation zum erstenmale unwiderleglich bewiesen und zur Geltung gebracht zu haben. Im folgenden

seien einige Lesarten aus *H* angeführt, durch deren Aufnahme der Text jetzt zweifellos berichtigt ist.

I 1. *σκαιὸς γὰρ ἦν ὁ ἄνεμος*]. Die anderen Mss. bieten *καὶ γὰρ ἦν ἄνεμος ἐναντίος*. Aus dem etwas ungewöhnlichen *σκαιός* wurde *καί* und die neue fehlende Prädikatsbestimmung durch *ἐναντίος* ausgefüllt. — 3. *νυκτὸς ἔτι φεύγοντες* und 4. *γενόμενοι* ergeben gegenüber den bisherigen Schreibungen einen untadeligen Sinn. — 5. *διέβην* ist bezeichnender als das farblose *ἀφικόμην* der übrigen Handschriften. — VI. *ὁ κομίσας* entspricht dem Tempusgebrauche im Briefstile besser als *ὁ κομίζων*. — Ibidem: *ἔρημοι φίλων ἐσμέν* beseitigt die Schwierigkeiten der anderweitig gebotenen Lesarten. — VII 1. *ἀλλ' ἀτυχών H*. Die Schreibung *ἀλλὰ τυχόν* ist daraus durch Verderbnis entstanden. — 3. *συνηταιρηκέναι τοῖς.. νέοις* ist einfacher als *τὴν ἀκμὴν ἠταιρηκέναι*. Gleich darauf bietet *H* das allein Richtige: *οὐ κοινὰ ταῦτ' εἶναι πρὸς Θεμιστοκλέα καὶ Ἀριστείδην*; die anderen Handschriften: *κοινὰ ταῦτ' εἶναι οὐ τοῖς περὶ Θεμιστοκλέα ἢ Ἀριστείδην*. Es kann sich nur um den Vergleich mit Themistokles und Aristides selbst handeln, daher ist *τοῖς περὶ Θ. ἢ Ἀ.* zu verwerfen.

In den Episteln, für welche die Autorität von *H* nicht zu Gebote steht, ist Drerup öfters als die früheren Bearbeiter dem *Cod. Coislinianus* gefolgt. Im ganzen sind die Änderungen, soweit sie durch Bevorzugung der einen oder der anderen Handschrift veranlaßt wurden, nicht bedeutend. Ein ziemlich ausgebreitetes Feld hat aber Dr. eigenen Vermutungen eröffnet, wozu der recht verderbte Text einladen mußte. Einige seiner Konjekturen können als glücklich bezeichnet werden, andere erregen Widerspruch. Hievon einige Beispiele!

I 4. Für das überlieferte *Ψαμαθοῦντος* vermutet Dr. ansprechend *Ἀμαθοῦντος*. Die Situation läßt in der Tat eher an Kypern als an die lakonische Küste denken. — IV 1. *Ἀρίφρονά τε καὶ Δαμάγητον* paßt zu dem vorausgehenden *ἀνδρός* nicht. Ich schlage vor mit Umstellung zu schreiben: *Ἀρίφρονα εἴ που πυνθάνοιο τὸν ἐκ Δαμαγήτου* ... — 6. Mit *ἐπὶ τῶν ξένων συντέτακται καί* bin ich einverstanden, desgleichen V 3 mit der Ergänzung von *ἑστιάσας* vor *διαρκεῖν* und der Tilgung von *ἔδοξεν τὸ μέν*. — 5. *ᾧ* vor *καὶ ὅταν*, welches Dr. tilgt, möchte ich lieber in *ὥστε* ändern. — X 1. Der Verderbnis im ersten Satze wird durch *ἤθους* statt *κήδους* und durch Einschub von *διηγήσομαι* nach *οὐδενός* einigermaßen abgeholfen. — 9. Die Schreibung *καινόν τι* kann ich nicht billigen, sondern halte *καί* für notwendig und *τὶ* für ausreichend („ein kleines Abenteuer" im Gegensatze zu den furchtbaren Vorfällen im Kampfe vor Ilion). — 10. Auch die Ergänzung *καὶ δευτέραν* nebst der Erklärung von *ἐπάξειν* (S. 45) ist m. E. unpassend. Denn wie Kimon jetzt — im Absteigequartiere des Briefschreibers — Gelegenheit haben

sollen, sein geplantes Abenteuer unter der Maske anderer Gottheiten zu unternehmen, ist mir unbegreiflich. Vielmehr will er noch ein drittes Kunststückchen zum Besten geben (*λόγῳ ἐπαῖξειν*), da kommen die aufgereizten Freunde der Kallirrhoe, den Frevler zu bestrafen. *Καὶ τρίτῳ* ist daher richtig. Es bedarf aber auch nicht der Ergänzung *καὶ τετάρτῳ* (Blaß), was eine pedantische Zählung bedeuten würde. Zu den zwei früher erzählten Anekdoten wird eben als Drittes die Absicht, noch andere anzuführen, angereiht. — XI 2. Die Richtigkeit der Ergänzung *διοικοῦντες* vor *τὰ κοινά* erscheint mir zweifelhaft, dagegen ist 5. *ἐμείγοντο* vor *ὑπὲρ αὐτῆς* passend für das unverständliche *εἰσεγένοντο* der Handschriften. — 11. *φάσκοντας ὑμᾶς ὁμονοεῖν δεῖν* ist die glücklichste Heilung der korrupten Stelle. — Auch in dem XII. Briefe finden sich recht annehmbare Konjekturen, so 1. *ἐγγραφεὶς ἐλευθερίας* und *λόγους διδασκόμενος*, 3. *ἣν προσῆκεν*, 17. *τὸ παλαιὸν ὑμῶν ὄνομα*. Die versuchte Ergänzung einer Lücke in dem heillos verderbten § 15 befriedigt nicht.

An Druckversehen sind mir nur aufgefallen: S. 48, Z. 12 v. o. *sum* (statt *si* oder *dum*, dann aber wohl *praebeant?*), S. 58, Z. 3 v. o. *προσῆκοι* und S. 64, Z. 10 *Σκάμανδος*.

Troppau. Franz Slameczka.

Ausgewählte Komödien des T. Maccius Plautus. Für den Schulgebrauch erklärt von Julius Brix. 4. Bändchen: *Miles gloriosus*. 3. Auflage, bearbeitet von Max Niemeyer. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner 1901.

Wenn auch die Anzeige dieses Buches durch verschiedene Umstände privater Natur verspätet erscheint, so will ich sie doch in die Öffentlichkeit bringen, um hauptsächlich die Herren Gymnasialprofessoren darauf aufmerksam zu machen, damit es womöglich von ihnen ihren Schülern für die Privatlektüre empfohlen werde. Plautus und Terenz sind meiner Überzeugung nach für die Privatlektüre außerordentlich geeignet, da der Gymnasiast sonst nicht viel vom privaten und sozialen Leben des Altertums erfährt.

Die Ausgabe ist wie die anderen von Niemeyer (ursprünglich von Brix) bearbeiteten Bändchen (Trinummus[4] 1888, Captivi[5] 1897, Menaechmi[4] 1891) und die ebenfalls bei B. G. Teubner verlegten kommentierten Ausgaben des Terenz (Phormio[3] 1897, Adelphoe[2] 1902) zwar bereits durch ihren kritischen und exegetischen Kommentar für Hochschüler bestimmt, aber alle dienen hauptsächlich der Einführung in das Verständnis des altlateinischen Lustspiels; es dürfte aber auch dem vom Gymnasium abgehenden jungen Manne — denn hauptsächlich für die VIII. Klasse sind die genannten Stücke geeignet — nur förderlich sein, wenn er vor seinem Scheiden durch den kritischen Anhang einen Einblick in die

Schwierigkeiten bekommt, mit denen die reinliche Textherstellung, an die er bei seinen Schulautoren gewöhnt ist, erst zustande kommt. Und macht sich ein künftiger Jünger der Philologie darüber, so kann ihm gerade eine derartige kritisch-exegetische Ausgabe nur auf das beste vorbereiten.

Mit dem genannten Bändchen liegen nunmehr alle Stücke in der Bearbeitung Niemeyers vor. Seit der zweiten, noch von J. Brix besorgten Auflage sind 18 Jahre verflossen, in welchen unendlich viel für Plautus gearbeitet wurde. Vor allem liegen Leos Plautinische Forschungen und seine Ausgabe dazwischen, sie geben auch dieser Auflage das Gepräge. Daß ein Plautiner wie Niemeyer den unendlich zahlreichen Schwierigkeiten, die die Erklärung eines plautinischen Stückes nach jeder Richtung bietet, gewachsen ist, brauche ich nicht weiter zu betonen. Wenn ich mir im folgenden einige Bemerkungen erlaube, so mögen sie nicht als Ausstellungen, sondern als bescheidene Beiträge betrachtet werden.

Ein wesentliches Verdienst der neuen Auflage liegt darin, daß das dramaturgische Element eine besondere Berücksichtigung erfahren hat. Vielleicht ist da Niemeyer in manchen Einzelbemerkungen zu weit gegangen, aber es ist jedenfalls gut, auch im Kommentar immer daran zu erinnern, daß wir uns das Stück auf der Bühne vorgeführt denken müssen, um den wahren Genuß zu haben, und gerade beim Miles ist es gut, den Fortschritt der Handlung recht hervorzuheben. Was nun die Komposition der Komödie betrifft, so steht Niemeyer auf dem Standpunkt Leos (Forsch. 151 ff.). Darüber für diesmal nur soviel: Wir haben keinen Anhaltspunkt, eine so tiefgreifende sogenannte Kontamination anzunehmen. Die wenigen Fälle, wo wir sichere Anhaltspunkte für die Ausdehnung dieser Verschmelzungstätigkeit (bei Terenz) haben, zeigen, daß sie sich bei diesem nur auf Nebensachen erstreckte. Unsere Aufgabe ist daher bei solchen Fällen, wo wir nichts Sicheres bezeugt haben, von vorneherein gegeben: Wir dürfen eine sogenannte Kontamination nicht konstruieren, sondern wir müssen vorher alles versuchen, ohne sie auszukommen. Die ἀριστεία des alten Ephesiers 612—764 wird sich diesem Versuche nie fügen, so attisch geistreich sie auch an und für sich ist, sie gehört nicht zum Miles. Bezüglich der Teile vor und nachher hat bereits Theophanes Kakridis, Rhein. Mus. LIX 626 ff. einen besonnenen Schritt nach vorwärts getan. Können sich die zwei Teile des Miles wirklich nicht auf ein Stück zurückführen lassen, so wird die Verschmelzung wohl schon im Griechischen vollzogen gewesen sein.

Die Ausgabe ist, wie erwähnt, für den angehenden Philologen berechnet, der Gymnasiast braucht weder so ausgiebige Stellensammlungen noch die Namen der verschiedenen Gelehrten. Für jenen aber ist es wichtig auch zu erfahren, wo die angegebene Ansicht des betreffenden Gelehrten zu finden ist. So ist z. B. die Angabe: (Vahlen) zu Arg. I 7 entschieden nicht ausreichend; es

muß dazu gesetzt werden: *De Taciti dialogo* in *Commentationes Mommsenianae* 664 f. Vielleicht ließe sich diese Mehrbelastung in einer spätereren Ausgabe durch eine Kürzung in den Stellennachweisen herbeiführen. Eine Vollständigkeit in dieser Hinsicht ist in diesem Kommentar m. E. weder notwendig noch in der Tat beabsichtigt. Freilich soll auch dieser Eindruck nicht erweckt werden, wenn es nicht der Fall ist; denn wenn es zu Arg. II 4 in der Anmerkung heißt, daß bei Plautus nur einmal (Merc. 837) *Attici* = *Athenienses ciues* vorkommt, so ist dies nicht richtig, Persa 395 steht nämlich auch *Atque Attici omnes.*

Bezüglich der Personennamen, die gerade im Miles eine wichtige Sache bilden, halte ich es für zweckmäßiger, wenn der *Periplectomenus* wieder durch den *Periplecomenus* der 2. Auflage ersetzt wird; vgl. Schmidt, Die griechischen Personennamen bei Plautus, Hermes XXXVII 377 f. Auch der Knabe *Lurcio* muß dem *Lucrio* = *Λουκρίων* (a. O. S. 193 f.) weichen.

Wenn *ille* in der Anmerkung zu V. 120 für pyrrhichisch erklärt wird, möchte ich darauf hinweisen, daß Skutsch, dem sich Lindsay in seiner Ausgabe der Captivi angeschlossen hat, neuerdings die Frage untersucht hat und bei seinem Ergebnis *(ill')* bleiben konnte (*ΓΕΡΑΣ*, Abhandlungen zur indogermanischen Sprachgeschichte, Aug. Fick zum 70. Geburtstage gewidmet von Freunden und Schülern, Göttingen 1903, Iambenkürzung und Synizese 108 ff., bes. S. 127).

Auch die zweifelhafte Stellung gegenüber der Synizese (V. 4, V. 233 usw.) kann nach dem genannten Aufsatze zugunsten der Iambenkürzung aufgegeben werden.

Um der Besprechung keinen zu großen Raum zu geben, bemerke ich noch, daß eine Bemerkung zu *mavellem* V. 171 ganz zweckdienlich wäre, wonach bei Plautus nur *mavellem*, nie *mallem* erscheint, *mavellem* konnte wegen der Unbetontheit der ersten Silbe nicht auf gleiche Weise die Allegroform bilden wie *mavelim* — *malim*, *mavolo* — *malo;* das später ausschließliche *mallem* ist erst eine Analogieform zu den übrigen kontrahierten Formen (vgl. Sommer, Lat. Formenlehre 131, 174, 584 und Solmsen, Stud. zur latein. Lautgesch. 55). Auch die Rechtfertigung der Verteilung der aufgelösten Thesis auf zwei Wörter (z. B. 184 *propter amorem*) ist notwendig. Die Anmerkung zu *an heri amauisti* 217 ist nicht bloß unrichtig, sondern auch Anstoß erregend; die zu 219 ff., wonach Plautus diese Diatribe schon in seiner Vorlage vorfand, gewiß unrichtig: V. 219—230 bilden sicher eine erst von Plautus verfaßte Anspielung auf den zweiten punischen Krieg; vgl. Andrew F. West, *On a patriotic passage in the Miles gloriosus of Plautus*, American journal of philology VIII (1887) 15 ff. Doch damit genug; bei Plautus gibt es, wie Niemeyer selbst in der Einleitung b[illegible] kein Ende in Streitfragen. Wir können ihm auch für di[illegible] beitung nur dankbar sein.

Rom. R.

Virgils Aeneide. Für den Schulgebrauch erläutert von Karl Kappes. Erstes Heft: Aeneis I—III. 6. Auflage bearbeitet von Dr. Martin Fickelscherer. Leipzig und Berlin, Teubner 1904.

Vergils Gedichte. Erklärt von Th. Ladewig und C. Schaper. Drittes Bändchen: Buch VII—XII der Äneis. 9. Auflage bearbeitet von Paul Deuticke. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1904.

Dieselben Grundsätze, die Fickelscherer bei der Neubearbeitung der 3. Auflage der drei letzten Bücher der Kappesschen Ausgabe der Äneis (Leipzig 1902) geleitet hatten, befolgt er auch in der 6. Auflage der drei ersten Bücher der Äneis. Sein Streben ist überall ersichtlich, einerseits dem Buche den alten Charakter zu wahren, anderseits aber auch die alte Ausgabe gründlich zu revidieren und zu verbessern.

Für die Textgestaltung war F. die zweite Auflage der (großen) Ausgabe von O. Ribbeck (Leipzig 1895) maßgebend; so kommt es, daß die neue Auflage gegenüber der früheren an ein paar Dutzend Stellen andere Lesarten, bezw. Interpunktionen aufweist. Ob eine Änderung des früheren Textes überall auch notwendig war, muß dahingestellt bleiben; m. E. dürfte dies nicht der Fall sein in I 2 *Lavina* ⟨*Lavinia*⟩, 211 *deripiunt* ⟨*diripiunt*⟩, II 445 *tota* ⟨*tecta*⟩, III 558 *haec* ⟨*hic*⟩. Durch die Annahme der Interpunktion in III 684 f. *Charybdim inter, utramque* ⟨*Charybdim, inter utramque*⟩ ist die Schwierigkeit der Interpretation nicht behoben; metrische Gründe sprechen eher für die frühere Interpunktion. Dagegen wird man trotz *M* und der übrigen Handschriften billigen II 546 *ex* ⟨*et*⟩, III 484 *honore* ⟨*honori*⟩.

Im Kommentar merkt man auf jeder Seite die bessernde Hand und gar manches ist mit Geschick geändert und berichtigt worden. An nicht wenigen Stellen war eine Änderung der Erklärung nicht nur berechtigt, sondern auch notwendig, indem sich viele Erklärungen des Kappesschen Kommentars nicht mehr halten ließen. Doch ist nicht selten auch ohne ersichtlichen Grund und mitunter nicht zum Besseren geändert worden. Der frühere Herausgeber verdient es doch, daß alles von ihm gehalten wird, was sich leicht halten läßt, und daß nur wirklich Mangelhaftes gestrichen und durch Besseres ersetzt werde; eine Bemerkung, die nicht bloß für unseren Herausgeber gilt. Es ist auch ein praktisches Moment, welches namentlich in einer für Schüler bestimmten Ausgabe für eine möglichst konservative Behandlung des Kommentars und des Textes spricht; es kann ja sonst geschehen, daß nach einigen Auflagen fast gar nichts mehr von den ursprünglichen Anmerkungen übrig bleibt.

Ich erwähne nur ein paar Stellen, deren gegenwärtige Erklärung auch nicht einwandfrei ist. I 78 *sceptra Iovemque:* 'meine Macht und Iuppiters Gunst'; näherliegend scheint mir: *sceptra Iovemque* (als Hendiadyoin) 'den herrschenden, gewaltigen Zeus'. Der Begriff der eigenen Macht ist im unmittelbar vorangehenden

hoc regni enthalten. 156 *curru secundo* abl. absol.; ein Beleg für *secundus* = *sequens* wird nicht beigebracht. Das Metrum spricht eher für das Zusammengehören von *curru volans:* 'und läßt die Zügel schießen, einherstürmend mit dem leicht dahinfliegenden Wagen'. 213 *aēna* 'Teller aus Metall'; der vorausgehende Vers und das folgende *flammas ministrat* spricht offenbar dafür, daß unter *aēna* eherne Kessel zu verstehen sind, in denen das zerstückelte Fleisch gekocht wird. 245 *vasto murmure,* nicht „im Innern des Karstes klingt das Rauschen des Bergstromes wie dumpfes Dröhnen“, sondern das Rauschen ist eine Folge des gewaltsamen Herausdrängens der Wassermassen aus der Karsthöhle ins Freie; nicht im Berginnern, sondern beim Ausgange selbst entsteht das Rauschen. II 433 f. *Danaum* wird besser mit *vices* als mit *manu* verbunden; dafür spricht schon das Metrum. Aeneas mied nicht die von den Danaern drohenden Gefahren und soweit es auf seinen kämpfenden Arm ankam, hätte er wohl fallen können und sollen. III 118 *aris* ist nicht Dativ, sondern Ablativ = *in aris* auf, bei den Altären; die *meriti honores,* die (den einzelnen Göttern) gebührenden Opfer werden in den folgenden Versen aufgezählt. Es sei noch bemerkt, daß die Erklärung in II 136 mit dem Texte nicht in Einklang steht; es soll wohl heißen *si forte dedissent.* Ebenso wie II 397—340 könnten in der Äneis viele andere Verse beanständet werden; daß sie vielleicht späterhin vom Dichter eine Überarbeitung erfahren hätten, kann allerdings ohneweiters angenommen werden. In I 449 gehört nach *aēnis* ein Punkt, in 475 nach *Achilli* ein Beistrich, in II 132 hat nach *parari* der Punkt zu entfallen.

Die nunmehr dem Texte vorausgeschickte Einleitung über den Dichter und seine Werke kommt dem Bedürfnisse der Schüler vollauf entgegen. Es wird auf nicht ganz 8 Seiten alles Wissenswerte über Virgil und seine Schriften mitgeteilt und eine liebevolle Würdigung des vielverkannten Dichters geboten. Es ist erfreulich, daß die Werke Heinzes und Nordens wohl auch hier so gute Früchte getragen haben.

Nach einem Intervalle von 18 Jahren hat das 3. Bändchen der Ladewig-Schaperschen Vergilausgabe eine neue, die 9. Aufl. erfahren, nachdem der erste Teil der Äneis derselben Herausgeber bereits vor zwei Jahren in 12. Auflage erschienen war. Man kann mit vollem Recht auch über diesen Teil des altbewährten Buches dasselbe günstige Urteil wiederholen, welches vom Unterzeichneten über die neue von Deuticke besorgte Auflage des 2. Bändchens der Ladewig-Schaperschen Vergilausgabe in dieser Zeitschri[illegible] J. 1903, S. 717 ff.) gefällt worden ist. Die sicheren E[illegible] der reichen Vergilliteratur der letzten Jahre finden auch [illegible] wissenhafte Verwertung, ohne daß dadurch der alte Cha[illegible] Buches zu große Einbuße erfährt. Um den alten Bes[illegible] Möglichkeit zu wahren, hat Deuticke manche abweichen[illegible]

und manche neue Erklärung, die ein weniger konservativer Herausgeber ohne Bedenken in den Text oder in den Kommentar aufgenommen hätte, lieber in den Anhang verwiesen; nur was er für wirklich unhaltbar hielt, hat er geändert. Aber trotz dieses anerkennenswerten Konservatismus finden sich noch immer genug Abweichungen von der früheren Auflage. Namentlich sind teils gekürzt, teils ganz beseitigt nicht streng zur Sache gehörige sprachliche Bemerkungen und umständliche Erörterungen; dafür wurden vielfach neu aufgenommen Verweisungen auf andere ältere Dichter, insbesondere Zitate aus Homer, Andeutungen über Widersprüche, über sachliche Unklarheiten u. a. Nicht wenige alte Erklärungen sind durch andere ersetzt, bei denen man den Einfluß der neueren Literatur empfindet. Im ganzen Kommentar ist mehr Gleichmäßigkeit, Knappheit und Klarheit erzielt worden. Zur Interpretation lassen sich selten berechtigte Einwendungen erheben, wenn uns auch hie und da eine andere, mitunter die frühere Erklärung vielleicht besser zusagen würde.

Mit den neu aufgenommenen Lesarten, gegen 40 an der Zahl, kann man sich im ganzen einverstanden erklären, besonders dort, wo D. wieder zur guten Überlieferung zurückgekehrt ist.

Der Anhang erfuhr eine gründliche Revision und bietet eine Fülle neuen, wertvollen Materials, indem darin die ganze in Betracht kommende neueste Vergilliteratur Berücksichtigung findet.

Wien. Dr. A. Primožić.

Sancti Aurelii Augustini de consensu euangelistarum libri quattuor recensuit et commentario critico instruxit Franciscus Weihrich. Corpus scriptorum ecclesiasticorum Latinorum editum consilio et impensis Academiae litterarum Caesareae Vindobonensis, vol. XXXXIII. Vindobonae, F. Tempsky MDCCCCIV.

Mit dem Volumen XXXXIII des *Corpus script. eccl. Lat.* der kais. Akademie der Wissenschaften liegen die vier Bücher *de consensu euangelistarum* des hl. Augustin, wir dürfen mit Recht behaupten, in ihrer ursprünglichen Form vor uns. W. hat die Textgestaltung und den kritischen Kommentar in gewohnt gründlicher Weise besorgt. Er setzt zunächst mit scharfsinniger Benützung mehrerer Stellen aus den Schriften des hl. Augustinus die Abfassungszeit dieser Schrift auf das Ende des Jahres 399 fest und war für die kritische Arbeit in der glücklichen Lage, sich einer ausgezeichneten Handschrift, des *codex Lugudunensis* 408 (478), bedienen zu können, der zum größten Teile aus dem VI. Jahrhundert stammt, also sehr nahe an die Abfassungszeit selbst hinaufreicht. Nur fol. 1—9 von den 202 Blättern dieses Codex stammen aus jüngerer Zeit, doch sind auch diese bereits im

VII. Jahrhundert geschrieben. Diese Handschrift bildet die Grundlage für die Textesrezension. Die übrigen Handschriften, von denen einige ebenfalls ein sehr respektables Alter haben, bieten nur an wenigen Stellen eine bessere Lesart, sind aber alle so ziemlich frei von Interpolationen. Wir haben hier eben ein Werk des hl. Augustinus vor uns, das als rein exegetische Schrift im liturgischen Gebrauche der Kirche keine Verwendung und damit auch wenig Kommentatoren fand. Nur hie und da finden sich Spuren von Interpretationen eines Grammatikers.

Nach den Abweichungen im Texte lassen sich alle diese Handschriften in vier Klassen gruppieren, die aber ihrem Ursprunge nach alle auf denselben Archetypus zurückgehen. Daß der Herausgeber eine große Anzahl jüngerer Handschriften im textkritischen Kommentare nicht berücksichtigt hat, können wir nur loben: unter dem unnötigen Ballast würde nur die Übersichtlichkeit leiden.

Angenehm für die Benützung der Ausgabe ist gewiß der *Index synopticus*.

Der ganze Band schließt sich, was die Sorgfalt in der Herausgabe und Ausstattung anbelangt, würdig seinen Vorgängern an.

Kremsmünster. Dr. Adalbero Huemer.

Dr. J. Hense, Griechisch-römische Altertumskunde. Ein Hilfsbuch für den Unterricht. Unter Mitwirkung von Th. Grobbel, W. Kotthoff, H. Leppermann, E. Schunck, A. Wirmer herausgegeben. Paderborn, Th. Hense 1903. 234 SS. Preis geb. Mk. 2·75.

Nach der Erklärung der Verff. ist das Buch zunächst für den Unterricht am Gymnasium in Paderborn bestimmt und soll das zum sachlichen Verständnis der Klassiker Nötige in gewisser Abrundung geben, wodurch der Schüler die Möglichkeit erhält, das, was im Unterrichte nur flüchtig berührt werden konnte, durch aufmerksames Lesen zu ergänzen und zu vertiefen. Dies Ziel zu erreichen, haben sich die Verff. redlich bemüht und ist ihr guter Wille und Fleiß anzuerkennen. Von dem reichen Inhalte entfällt ein gutes Drittel (77 SS.) auf die Literaturgeschichte, wobei eine gute Zusammenfassung der griechischen und römischen Literaturgattungen geboten wird. Von den eigentlichen Realien werden nach den Autoren der griechischen Lektüre folgende Gruppen behandelt: Realien zu Homer, zu den Tragikern, zum Kriegswesen, zur politischen Beredsamkeit, denen ein Abschnitt „Topographie von Athen" folgt. Mehr systematisch dagegen ist der auf die römischen Realien entfallende Teil gegliedert: das Kriegswesen, das römische Staatsleben, zum Gerichtswesen, die römische Staatsverwaltung und schließlich die Topographie von Rom. Auf 28 Seiten wird die griechisch-römische Mythologie behandelt, worauf eine Übersicht über

die Geschichte der griechischen und römischen Kunst folgt. Glücklich angefügt erscheint ein Abschnitt, der die Topographie ergänzt: „Klassische Ruinenstätten“: in diesem finden wir die Biographie Schliemanns und eine Würdigung seiner Tätigkeit im Anschlusse an die Ausgrabungen in Tiryns, Mykenai und Troja. Besprochen wird dann Olympia, Pergamon, Rom, Pompeji, der obergermanisch-rätische Limes und die Kastelle Saalburg und Aliso. Den Schluß bildet der Abschnitt: Metrologisches, der eine Darstellung der Längen-, Flächen- und Hohlmaße, der Gewichte und Münzen sowie der Zeitrechnung enthält.

So sehen wir einen reichen Inhalt, vermissen aber manches, was zum Verständnis der Schriftsteller notwendig erscheint: so vor allem eine Darstellung des Privatlebens, das nur bei den Realien zu Homer behandelt ist. Bei den griechischen Altertümern wäre ein Abschnitt über die Bevölkerung, über die Einteilung der Bürger und über die Beamten erwünscht; bei den römischen finden wir das Nötige angegeben. Diese Unebenheiten sind der großen Zahl der Verff. zuzuschreiben, ebenso auch die große Breite in manchen Teilen, z. B. S. 9—11 und 15/16. Die Darstellung ist klar und verständlich; unglücklich gewählt erscheint S. 53 der Ausdruck: Schlachtopfer wurden zumeist von mehreren Tieren dargebracht. Ein Widerspruch findet sich S. 69: „Vermutlich hatten diese (sc. die Schauspieler) damals (d. h. in der klassischen Zeit) ihren Platz auf einer vor der Szene in mäßiger Höhe aufgeschlagenen bühnenartigen Erhöhung“ gegen S. 65: „In der Orchestra traten ursprünglich außer dem Chor auch die Schauspieler auf . . .“; es scheint der Verf. die Dörpfeldsche Theatertheorie nur für die älteste Zeit gelten zu lassen, während wohl auch in der klassischen Zeit keine erhöhte Bühne anzunehmen ist. Als ein Mangel des Buches muß das Fehlen eines Index bezeichnet werden, da ein solcher die Benützung erleichtern würde. Der Abschnitt über die klassischen Ruinenstätten kann als Vorbild betrachtet werden, nach dem in Österreich die Orte *Carnuntum*, *Aquileia* und *Pola* Behandlung finden mögen.

Es bleibt noch ein Punkt zu erledigen: die Herausgeber erklären S. IV: „Karten, Grundrisse und Bilder sind dem Buche nicht beigegeben, um es nicht unnötig zu verteuern... Wie wohl jeder Schüler im Besitze eines historischen Atlas ist, dürfte verlangt werden können, daß er einen Atlas zur griechisch-römischen Kunst- und Kulturgeschichte sich anschaffe“. Die Forderung ist eine berechtigte und auch von Hachtmann und zuletzt von Mužik gestellt worden; doch stehen der Verwirklichung noch mancherlei Hindernisse entgegen. Daher werden die Herausgeber sich bei einer Neuauflage zur Beigabe von Abbildungen entschließen müssen, damit das Buch die verdiente Verbreitung auch in einem weiteren Kreise höherer Lehranstalten finde. Realienbücher sollen ja dem Schüler auch zu Hause, bei der Privatlektüre dienen; wie soll aber

Topographie ohne Pläne, Kunstgeschichte ohne Abbildungen verstanden werden?

Die Ausstattung des Buches ist eine gute, der Preis ein mäßiger; Lehrern und Schülern sei es angelegentlich empfohlen.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Schauffler Th., Althochdeutsche Literatur mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen. Dritte, neubearbeitete Auflage. Leipzig, Göschen 1904. 160 SS.

Das Büchlein erscheint in neuer Bearbeitung. Die Anordnung ist dieselbe wie in der 2. Auflage. Die Veränderung traf viele Kleinigkeiten; neu hinzu kam eine Probe aus den Murbacher Hymnen, ebenso aus dem Merigarto; die Behandlung des Hildebrandsliedes hat in Hinsicht der sprachlichen Formen eine starke Erweiterung erfahren, ebenso die Zusammenstellung der althochdeutschen Glossen. Vermindert wurden die Zaubersprüche (18 : 12).

Das Bändchen überrascht durch Reichtum und Vielseitigkeit. Der Einleitung über die Runen, über Gotisch und Althochdeutsch folgt ein ausführlicher und instruktiver Abriß der Grammatik und Metrik. Dann werden die Denkmäler der nationalen Dichtung, die geistliche Poesie und Übersetzungstätigkeit, Denkmäler zur Geschichte der Franken sowie die Erzeugnisse des Gelehrtenfleißes in zahlreichen Proben, meist mit Übersetzung, fast immer mit eingehenden sprachlichen Erläuterungen vorgeführt. Die Auswahl der Textstellen zeugt von Verständnis und Geschick. — Die Einteilung der starken Verba in 11 Klassen (S. 34) entbehrt der Übersichtlichkeit und inneren Berechtigung; denn die verwandten Gruppen, so die *a*-Klasse, werden nicht vereinigt und die Teilung in *haltan* (10.) und *loufan* (11.) hat für die Zwecke des Buches keinen Sinn.

Vertrautheit mit dem Stoffe, Kenntnis der Hilfsmittel und einen anerkennenswerten Fleiß wird jeder dem Verf. zusprechen müssen. Und doch scheinen mir dem Buche besonders zwei Fehler anzuhaften, die seinen Wert beeinträchtigen. Der Obertitel „Althochdeutsche Literatur" läßt ein tieferes Eingehen auf die literarische Seite der Denkmäler erwarten. Doch sind zu solcher Betrachtung nur Ansätze vorhanden. Zu den 12 Zaubersprüchen tritt eine derartige Bemerkung von vier Zeilen. Zum Hildebrandsliede gibt Schauffler eine Inhaltsangabe, einige Worte über die Überlieferung und ein Zitat Scherers über den poetischen Gehalt. Solche Beschränkung muß im Hinblick auf die Zwecke der Sammlung Befremden erregen. Der Verweis auf Kochs Literaturgeschichte in Nr. 31 der Sammlung bedeutet wenig, da auch dort der althochdeutschen Zeit nur etwa 15 Seiten gewidmet sind. Eine tiefere

Betrachtung der literarhistorischen Faktoren sowie der Hauptdenkmäler mit eingestreuten Proben und Erläuterungen würde dem Bedürfnisse des Publikums mehr entgegenkommen. Am besten schien mir die Behandlung des Heliand S. 90 ff., wo man statt des sprachlichen Apparates hübsche literarische Notizen über die Dichtung sowie über den altepischen Stil bekommt.

Das lobenswerte Bestreben, möglichst vielerlei zu bieten und besonders nach der sprachlichen Seite überall Aufschlüsse zu geben, zwingt ferner zur Verarbeitung eines gelehrten Apparates, der über das Ziel schießt und außerdem dem kritischen Blicke auf manchem Punkte Blößen gibt. Die Behandlung der Runen und Runendenkmäler (7 ff.) scheint mir nicht des Aufwandes von Zahlen und Verweisungen bedürftig. So muß bei den Zaubersprüchen eine Reihe fraglicher Erklärungen in den Kauf genommen werden. Das, was über die Überlieferung und Sprache des Hildebrandsliedes S. 55 f. vorgebracht wird, enthält zum Teil nur Möglichkeiten, die überdies durch neueste Arbeiten von Fachgelehrten (so über die „unerhörte Sprachmischung"), wenn nicht überholt, so doch in Frage gestellt werden. Dasselbe gilt jetzt von dem Epigramm *Inter hails goticum* (S. 12). Auch das *Muspilli* als die „Erdzerstörung" (S. 69) gehört hieher.

Im allgemeinen soll aber das Verdienst der fleißigen Sammlung und sorgfältigen Arbeit des Verf. nicht geschmälert werden. Wenn ich mich auch mit der rein grammatischen Art der Behandlung der Denkmäler nicht recht befreunden kann, so wird das Büchlein, wenn schon nicht dem wissenschaftlich Strebenden, so doch dem gebildeten Publikum auch weiterhin eine willkommene Einführung in jene Zeit heiliger Dämmerung sein.

Von Druckfehlern fielen mir auf: *deutale* S. 19, *seine wegm* S. 48, *bringâ* statt *hringâ* S. 51. Wenn S. 90 *Tin, Ziu* angeführt wird, ist ersteres wohl Druckfehler für *Tiu* oder *Tiw, Tyr*. Der Drucksatz läßt S. 83 zu wünschen übrig.

Leitmeritz. Alois Bernt.

Herders Werke. Mit Herders Leben, Bildnis und Faksimile, Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Professor Dr. Theodor Matthias. 5 Bände. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien 1904.

Der vorliegenden Auswahl aus Herders Schriften, die gerade hundert Jahre nach dem Tode Herders erschienen ist, muß in jeder Hinsicht Anerkennung gezollt werden. Zunächst, was ihren Inhalt anbelangt: sie enthält die „Volkslieder", in gewissem Sinne vielleicht Herders wichtigstes Werk; ferner die zwei Aufsätze aus den „Blättern von deutscher Art und Kunst"; eine Auswahl aus den „Fragmenten über die Literatur" und aus den „Kritischen Wäldern";

der dritte Band umfaßt eine Auslese aus den theologischen Schriften, der vierte die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", der fünfte eine Zusammenstellung von Herders eigenen Dichtungen: den „Cid", Paramythien, Parabeln und Gedichte.

Das ist gewiß eine einwandfreie Zusammenstellung für eine Ausgabe „ausgewählter" Werke: sie enthält der Hauptsache nach das Wichtigste von dem, was uns Herder als einen Pionier des „Sturms und Drangs" zeigt, und es ist auch für den gebildeten Laien nicht schwer, aus dieser Auswahl die Brücke sich zu konstruieren, die von Lessing über Herder zu den Anschauungen der Stürmer und Dränger führt; — sie zeigt uns Herder als Sammler, als theologischen und geschichtsphilosophischen Schriftsteller und gibt endlich einen schönen, nicht zu weit, aber auch keineswegs allzu eng umgrenzten Überblick über seine produktive poetische Betätigung. So ist sein Verständnis weiteren Kreisen, dem großen gebildeten Publikum erleichtert und vermittelt und die Möglichkeit geboten worden, Herder aus seinen eigenen Schriften kennen zu lernen, ja sich ein richtiges Urteil über seine ungeheure historische Bedeutung zu bilden, ohne deswegen zum Gelehrten werden zu müssen —; es hat die vorliegende Sammlung gar wohl das Zeug in sich, eine „populäre" Herder-Ausgabe zu werden. Deren Existenz ist im übrigen umsomehr gut zu heißen, als die gelehrte Welt ja ohnehin in der gewaltigen Gesamtausgabe von Suphan eine kritische Herder-Ausgabe besitzt.

Aber auch in dieser Hinsicht ist der neuen Ausgabe ein besonderes Lob zu erteilen. Sie beruht nämlich keineswegs einfach auf dem Abdruck eines von fremder Hand fertiggestellten Textes, sondern sie ist selbst teilweise eine kritische Ausgabe und es ist z. B. der Text der „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" in sorgfältiger Vergleichung mit der ersten Ausgabe (1784—1791) zustande gekommen.

Ist so also Herder als Fortsetzer Lessings, als einer der Begründer des Sturms und Drangs, als erster erfolgreicher Schätzer und Sammler von volkstümlicher Poesie, als bedeutsamer Kämpfer und Urteiler in theologischen Zeit- und Streitfragen, als Übersetzer, Bearbeiter und Dichter vollauf in der neuen Ausgabe durch seine eigenen Werke gekennzeichnet, so entrollt die biographische Einleitung Matthias' ein lebendiges Bild des merkwürdigen Lebensganges Herders und orientiert gleichfalls in einer übersichtlichen, für die Fachgenossen wie für das gesamte Publikum gleich wertvollen Darstellung über den Entwicklungsgang und die Bedeutung seiner Produktion. Licht und Schatten sind hier in gleicher und gerechter Weise sehr schön verteilt; Herder wird weder überschätzt noch in seiner Bedeutung herabgesetzt, mit Recht auf seine W[illegible]samkeit auf dem Gebiet der Religion und der Religionsphilos[illegible] besonderes Gewicht gelegt, ebenso mit Recht seine hohe Bede[illegible] als „Anreger ohne gleichen" besonders betont.

Quellenschriften zur Hamburgischen Dramaturgie. I. Richard der Dritte. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen von Christian Felix Weisse. Herausgegeben von Daniel Jacoby und August Sauer. Berlin, B. Behr (= Deutsche Literaturdenkmale Nr. 130). XXXII und 91 SS.

Die von Daniel Jacoby unterzeichnete Einleitung zu diesem Neudrucke führt aus, daß die Herausgeber dem letzteren die durchaus umgearbeitete zweite Auflage des Weisseschen Dramas von 1765 zugrunde legten, während Minors Neudruck in der Deutschen Nationalliteratur (72. Bd.) die erste Ausgabe von 1759 bietet. Die Herausgeber wählten die Fassung von 1765, weil sie der Zeit nach der Hamburgischen Dramaturgie Lessings näher liegt und weil man sich bei der Aufführung in Hamburg offenbar nach ihr gerichtet hat. Die Einleitung ist reich an Bemerkungen über den Wert, den Lessings Dramaturgie in der modernen Zeit hat, Lessings Anmerkungen werden auf die Dichter der heutigen Zeit angewendet, Weisses Stück mit dem Shakespeares verglichen — ein Vergleich, der naturgemäß für Weisse sehr kläglich ausfällt. Eine textkritische Anmerkung ist von Sauer besorgt worden. — Der Neudruck ist in jeder Hinsicht — für Weisse wie für Lessing, für die Literaturgeschichte alter wie neuer Zeit — gleich wertvoll.

Wien. Egon v. Komorzynski.

Karl Schillers Handbuch der deutschen Sprache. 2. Auflage von Dr. F. Bauer und Dr. F. Streinz. I. Teil: Wörterbuch der deutschen Sprache und der gebräuchlichsten Fremdwörter. A. Hartlebens Verlag (Wien, Pest, Leipzig). 720 SS. Preis geb. 10 K.

Nach mehr als zwanzig Jahren seit der ersten Auflage besagten Handbuches ist jetzt eine neue, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage seines ersten Teiles, nämlich des Wörterbuches, erschienen, dem wohl in Bälde die deutschen Unterrichtsbriefe als zweiter Teil nachfolgen werden[1]). Die Herausgeber beabsichtigten vor allem anderen, ein „besonders ausführliches Nachschlagebuch“ für den Gebrauch der neuen Rechtschreibung zu liefern, und kamen sicherlich einem vielseitig gefühlten Bedürfnisse entgegen. Wo nach den Grundsätzen der neuen Orthographie Doppelschreibungen zulässig waren, haben sich die Verff. auf den praktischen Standpunkt der Vereinfachung gestellt, d. h. sie führen sämtliche Wörter nur in einer Gestalt (die Fremdwörter in der verdeutschten) an. Bei einheimischen Wörtern tritt neben dem orthographischen Gesichtspunkt der mechanisch-grammatische und rein lexikalische bedeutsam in den Vordergrund. Der Nachschlagende soll über die Sprachformen der Substantiva und Verba hinlänglich

[1]) Ist nunmehr geschehen. [Korr.-Note.]

belehrt werden, desgleichen über die syntaktische Verwendung und mannigfaltige Bedeutung derselben. Bei vielen deutschen und allen Fremd- und Lehnwörtern wird auch die etymologische Seite berücksichtigt; ja ein puristischer Zweck wird nebenbei verfolgt — die den Fremdwörtern beigegebenen Verdeutschungen sollen jene mit der Zeit entbehrlich machen.

Dies ist also das Ziel, das sich die Herausgeber gesteckt, und wir können mit Genugtuung behaupten, daß sie es tatsächlich erreicht haben. Freilich über gewisse prinzipielle Fragen ließe sich mit ihnen rechten, so gleich über die Einseitigkeit in der Schreibart dort, wo die Entwicklung derselben und vor allem die der Sprache heutzutage noch im Flusse ist, z. B. bei „*zu Gunsten*", welches übrigens im Handbuch (S. 237) nicht verzeichnet ist. Hier wird einesteils das Bewußtsein des Präpositionalausdrucks durch das selbständig gebrauchte Substantiv wach erhalten (man schreibt also unwillkürlich „*zu Gunsten*", besonders aber „*zu seinen Gunsten*"), anderenteils sinkt die Verbindung immer mehr zur bloßen Präposition herab (man rückt sie unversehens in dieselbe Kategorie wie „für" u. ä. und schreibt „*zugunsten*"). Mir würde also in dieser Frage Dudens Standpunkt in seinem „Orthographischen Wörterbuch der deutschen Sprache" (7. Aufl. 1902) besser zusagen. Eine Belehrung eben über die orthographische Seite würde z. B. auch bei „*halben*" und „*halber*" (S. 241) erwünscht sein; sie ist auf S. 487 nur für „*schandenhalber*" gegeben. Vergebens sucht man im Buche nach den noch immer interessierenden Eigennamen „*Karpathen*" („*Alpen*" sind S. 23 erwähnt) und „*Theiß*".

Ein anderer Punkt ist die Aussprachebezeichnung der Fremdwörter, namentlich der aus dem Griechischen. Hier hätte ganz gut die übliche Längensetzung durchgeführt werden können, zumal da sich Anläufe dazu vorfinden (S. 407 liest man *odēum*, aber *ode* st. *ōdē* u. a.). Auch eine im Anhang vorkommende Transkription des englischen Namens *Weymouth* (S. 705) ist in Hinsicht auf den auslautenden Spiranten nicht allzu genau. Was die etymologischen Erläuterungen anbelangt, so fußen dieselben im eigentlichen Wörterbuch gewöhnlich auf den besten Quellen; nur „*Monat*" wird auf S. 379 erst aus „*Mond, māne*" erklärt, während bei „Mond" selbst eine Ableitung überhaupt nicht gegeben wird. Und doch ist in „*Monat*" das urgerm. **mēnōþ-* (mhd. *mānōt*) erhalten, das anderseits zur *n*-Deklination übergegangen ist und ahd. *māno*, mhd. *māne*, daraus „*Mond*" ergeben hat. Vgl. Kluge, Etymol. Wörterbuch der deut. Spr.[6], S. 272. — Ein störender Druckfehler ist auf S. 344 *Leikäfe* st. *Leikäufe*.

Das in Rede stehende Wörterbuch enthält noch zwei Beigaben: ein Verzeichnis der gebräuchlichsten Personennamen, zusammengestellt von Prof. Karl Rudlof, und eine Tabelle aller [illegible] und unregelmäßigen Verba. Die Anfügung beider Abs[illegible] man nur billigen; die Reichhaltigkeit des Namenver[illegible]

ganzen und großen könnte man ebenfalls mit Wohlgefallen verfolgen, wenn dieses durch einige den Namen hinzugesetzte Etymologien nicht empfindlich beeinträchtigt würde. Ich greife diesmal bloß die slavischen Namen heraus, will aber auch im allgemeinen anmerken, daß der Verf. des Verzeichnisses mit der idg. Sprachforschung nicht sehr genau vertraut ist; sonst würde man sich doch ein angeführtes got. *baihrts* st. *bairhts* nicht gut erklären können, welches in dieser unrichtigen Gestalt zweimal (S. 685 und 688) erscheint, demnach kein Druckfehler sein kann. Mit den slavischen Etymologien ist es aber wirklich sehr schwach bestellt. Es hat den Anschein, als ob die Heranziehung des Böhmischen mit Absicht vermieden wäre, und doch wird jeder Kenner der Verhältnisse zugeben, daß neben dem nicht immer altertümlichsten Kirchenslavisch das Altböhmische in erster Reihe berufen ist, in slavischen Sachen ein gewichtiges Wort mitzureden. Auch möchte man in einem so umfangreichen Buche, wie es Schillers Handbuch ist, gern eine Belehrung darüber finden, wie sich die Verff. zu dem ganz gebräuchlichen Namen „*Přemysl*“ verhalten, ob sie da an der unbeholfenen Transkription *-rz-* festhalten oder richtigerweise das *-ř-* billigen. Der hauptsächlich polnische Name „*Kasimir*“ (S. 697) wird nicht richtig aus russ. *kazátj* (so müßte nämlich das Verb „zeigen“ geschrieben sein) statt aus slav. „*kaziti* = verderben, stören“ abgeleitet. Der Name *Boleslaw* (S. 688) ist gar nicht erklärt, obwohl der erste Bestandteil in aksl. *bolij* „größer“ usw. vorliegt. Bei *Ladislaus* ist das ung. *László* (S. 698) ausdrücklich als Entlehnung aus dem Slavischen zu kennzeichnen. Verfehlt ist ohne jeden Zweifel die Herleitung von *Wenzeslaus* (S. 705) aus poln. *wieniec* (auch hier ist das so naheliegende tschechische Wort für „Kranz“ nicht angeführt) anstatt aus aksl. *vęštij* „größer“ und *vęšte* „mehr“ usw. (altböhm. *Vac[e]slav* also = der Ruhmreiche). Bei alledem setzt mich nur Eins in Erstaunen: ist es in Österreich wirklich so schwer, mit Kennern aller slavischen Idiome und besonders des Böhmischen in Fühlung zu treten, wenn man selbst den Gegenstand nicht hinreichend beherrscht?

Doch — wird man einwenden — diese Gebrechen können dem Buche an sich keinen Eintrag tun. Das meine ich zwar auch, allein richtige Etymologien hätten den Wert desselben noch bedeutend gehoben; denn auch ein für die Praxis bestimmtes Werk hat vornehmlich das wissenschaftlich Gesicherte zu bieten. Trotzdem vermag ich Schillers Handbuch für die oben besprochenen Zwecke jedem und insbesondere auch Nichtdeutschen zu empfehlen; der Druck und die Ausstattung desselben ist alles Lobes wert, sein Preis der zu erhoffenden großen Verbreitung angemessen.

Prag-Smichov. Josef Janko.

Das Verhältnis Thomas Middletons zu Shakespeare. Von Dr. Hugo Jung (Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie, herausg. von H. Breymann und J. Schick, XXIX. Heft). Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung (Georg Böhme) 1904. VIII und 99 SS. Preis: 2 Mk. 80 Pf.

Thomas Middleton, der mit Chapman, Dekker und Marston zu den *'minor dramatists'* der Shakespeareschen Ära gerechnet wird, wurde trotz der 24, bezw. 26 umfassenden Zahl seiner Dramen bald nach seinem Tode (1627) vergessen. Erst das Erscheinen von *Dodsley's Old Plays* im Jahre 1744 brachte seine Dramen wieder auf den Plan und Middletons Ruf wurde kürzlich in einem Artikel des Dichters Charles Swinburne in *'Nineteenth Century'* glänzend wieder hergestellt. Der Verf. der vorliegenden Abhandlung stellt aus sämtlichen Werken Middletons diejenigen Stellen und Situationen zusammen, die wahrscheinlich von Shakespeare entlehnt sind. Er kommt zu dem Schlusse, daß Middleton am meisten den Stücken *Richard III., Henry IV.* (I. und II. Teil), *Romeo and Juliet, Measure for Measure, Hamlet* und *Macbeth* verdankt und daß nur in fünf seiner Stücke, die in eine späte Zeit seines dichterischen Schaffens fallen, keine Reminiszenzen an Shakespeare zu finden sind. Für eine etwas schärfere Beurteilung des Verhältnisses Middletons zu Shakespeare wäre es vielleicht gut gewesen, wenn der Verf. auch die Dramen anderer Zeitgenossen von ihm zurate gezogen hätte; dann hätte sich vielleicht manche angebliche „Entlehnung" als ein gemeinsames Gut der damaligen Zeit entpuppt.

Die Feststellung der Entlehnungen aus Shakespeare benützt der Verf. zuweilen zu chronologischen und textkritischen Zwecken. So schließt er aus dem Umstande, daß das Stück *The Mayor of Queenborough* Anlehnungen an *King Lear* zeigt, daß das Jahr 1605, welches bisher als das Datum seiner Entstehung galt, zu früh gegriffen ist, ferner daß Middleton an dem ersten Teile des von Dekker geschriebenen Stückes *The Honest Whore* mitgearbeitet haben muß und daß er wahrscheinlich auch der Verfasser des Dramas *The Puritan* ist, das früher wegen der Initialen W. S., unter denen sich der Autor verbirgt, fälschlich Shakespeare selbst zugeschrieben wurde.

Die interessante Arbeit bildet einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis der reichen dramatischen Literatur aus der Zeit der Königin Elisabeth und ihres Nachfolgers Jakobs I. Sie sei hiemit den Fachgenossen bestens empfohlen.

Lehrgang der englischen Sprache von H. Plate. Erster Teil. Unterstufe. 79. Aufl. bearbeitet von Dr. Gustav Tanger, Professor an der VII. städtischen Realschule in Berlin. Dresden, L. Ehlermann 1903 (Wien, I., Bräunerstraße 3, Friese & Lang). XI und 271 SS. Preis geb. 2 Mk. 40 Pf.

Das Buch zerfällt in folgende Abteilungen: I. eine „Leseschule", in welcher eine Übersicht über die englischen Laute und

ihre Darstellung in der Schrift gegeben wird (S. 1—15), II. eine aus 31 Lektionen bestehende „Stufenweise Einführung in die Sprache“ (S. 16—74), III. eine „Elementargrammatik“ (S. 32 bis 66), welche die systematische Durchnahme und Einübung der Formenlehre und Syntax aller Redeteile zum Gegenstande hat (S. 75—171), und IV. ein „Lesebuch“ (S. 184—218), das aus 31 prosaischen und 17 poetischen Stücken besteht. Außerdem finden wir einen „Anhang“ mit 10 teils englischen, teils deutschen Briefen (S. 175—183), eine Zusammenstellung von syntaktischen Beispielen, die aus den Lesestücken entnommen sind (S. 219—225), ein „Wörterverzeichnis zu dem Lesebuch“ (S. 226—243) und ein alphabetisches „Wörterbuch zu den Lektionen 1—66“ (S. 243—271).

Die bedeutendste Veränderung hat in dieser Neubearbeitung der I. Abschnitt erfahren, indem die Lautlehre vereinfacht und verkürzt und das Bezeichnungssystem konsequenter gestaltet worden ist. Leider hält der Bearbeiter an der früheren umständlichen Art der Aussprachebezeichnung durch diakritische Zeichen über und unter den Buchstaben der Worte fest, statt sich der einfachen und klaren phonetischen Umschrift neben dem Worte zu bedienen. In sachlicher Beziehung ist nichts auszusetzen; irreführend ist es nur, wenn der Vokal in *her* als eine Länge des Vokals in *but* hingestellt wird (S. 8).

Der zweite Abschnitt ist der gelungenste Teil des ganzen Buches. Hier wird an zusammenhängenden Sprachstücken, die die Schule, die Familie, das Haus und den Garten, den menschlichen Körper, die Nahrung, die Kleidung, die Mahlzeiten, die Möbel, Stadt und Land, das Wetter und die Jahreszeiten, die Vergnügungen, die Gewerbe, die Soldaten und Schiffe und ähnliche der nächsten Umgebung des Schülers entnommene Stoffe behandeln, das Wichtigste aus der Formenlehre vorgeführt und eingeübt. Zu bedauern ist nur, daß bei der Durchnahme der Flexion vom Buchstaben statt vom Laute ausgegangen wird. So spricht der Verf. S. 17 vom Flexions-*s*, das doch verschieden ausgesprochen wird, und S. 33 von der Verbalendung *-ed*, das sogar eine dreifache Aussprache zuläßt. Daher ist es auch nicht zu verwundern, daß die lautlich regelmäßigen Verba *pay* und *lay* mit dem unregelmäßigen *say* in eine Gruppe zusammengefaßt werden (S. 73).

Die Lektionen des III. Abschnittes bestehen nach alter Methode aus zwar unzusammenhängenden, aber gut gewählten Einzelsätzen, und zwar folgt in jeder Lektion auf ein englisches Stück ein deutsches, wie dies auch im II. Abschnitt regelmäßig der Fall ist. In grammatischer Hinsicht sind folgende Ausstellungen zu machen: S. 76. Wie in vielen Schulgrammatiken, findet sich auch hier die irrige Angabe, daß Wörter wie *school, church, prison* usw. ohne Artikel stehen, wenn sie „abstrakt“ gebraucht werden. Der Wegfall des Artikels vor diesen Wörtern ist nicht anders zu erklären als in der deutschen Redensart „zu Bette gehen“! —

S. 91. Warum Adjektiva wie *clever, narrow, shallow* „gegen die Regel“ nach deutscher Weise gesteigert werden, ist mir unerfindlich. Der Verf. hätte eben die „Regel“ nicht so eng fassen sollen, daß daraus die zweisilbigen Adjektiva auf *-er* und *-ow* ausgeschlossen werden. — S. 142. „*This my illness*“ ist allerdings im *Colloquial English* unzulässig, kommt aber in der neuesten Literatursprache nicht selten vor. Vgl. Zeitschrift f. d. Realschulw., Jahrg. XXII, S. 211. — S. 174. In der Liste der starken Verba lies „*shrink, shrank (shrunk), shrunk*“ statt „*shrink, shrunk, shrunk*“ und „*spin, spun (span), spun*“ statt „*spin, spun, spun*“.

Trotz der aufgezählten kleinen Mängel, die in einer neuen Auflage leicht berichtigt werden können, muß Plates „Lehrgang der englischen Sprache“ als ein vortreffliches Lehrbuch erklärt werden, an dem besonders rühmend hervorgehoben werden muß, daß es stets den Sprachgebrauch des modernen gesprochenen Englisch berücksichtigt. Wiewohl das Buch dem Titelblatte gemäß für die „Unterstufe“ bestimmt ist, reicht es für unsere Realschulen und andere Anstalten, die dem Englischen nur drei Jahre widmen als einziges grammatisches Lehrmittel vollkommen aus.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Französisches Lesebuch insbesondere für Seminare von Dr. O. Boerner und Cl. Pilz. II. Teil. Für die Oberklassen höherer Schulen und zur Vorbereitung auf Fach- und Rektoratsprüfungen. Leipzig und Berlin, Teubner 1908. X und 314 SS.

Dieses Lesebuch ist eigentlich eine durch Textproben illustrierte französische Literaturgeschichte, in welcher die pädagogisch bemerkenswerten Erscheinungen Frankreichs und die Beziehungen zwischen der französischen und deutschen Literatur besondere Berücksichtigung erfahren. Es ist für junge Lehrer bestimmt, welche damit zugleich auch eine Anleitung zu ihrer Fortbildung erhalten sollen. Diesem didaktischen Zwecke dienen nicht nur zahlreiche Fragen und Aufgaben, von welch letzteren mehrere skizziert sind (am weitläufigsten die Parallele zwischen Lessing und Voltaire, S. 213 f.), sondern auch die anhangsweise beigegebenen ziemlich ausführlichen Angaben über die Ferienkurse in der Schweiz und in Frankreich und die Liste der zur Lektüre empfohlenen Werke. Was nun die Behandlung des literaturgeschichtlichen Stoffes betrifft, so wird der Geschichte der Ideen, speziell derjenigen auf dem Gebiete der Pädagogik, der Vorzug eingeräumt vor den biographischen Daten der Schriftsteller. Als Führer dienten durchaus neuere Werke, und zwar für den literarhistorischen Teil vor allem Lanson, Faguet, Doumic, für den pädagogisch-geschichtlichen hauptsächlich Compayré, welche teils auszugsweise, teils wörtlich mit Angabe der Quelle wiedergegeben werden. Es wird daher, wo so tüchtige

Führer vorhanden waren, der Inhalt wenig zu Bemerkungen Anlaß geben. Nur an einer Stelle ist den Verff. eine allzu gewagte Behauptung entschlüpft: *Molière a créé la comédie en France* (S. 123). Wo bliebe dann Corneille mit seinen Lustspielen, namentlich dem *Menteur?*

Die äußere Darstellung des Stoffes ist klar und übersichtlich trotz des kompilatorischen Charakters des Ganzen. Die sprachliche Form läßt wohl hie und da zu wünschen übrig; doch sind, dem Vorwort zufolge, Manuskript und Druckbogen von drei Franzosen durchgesehen worden. Entschieden der schwächste Teil des Buches sind jedoch die Anmerkungen, welche die sprachlichen Schwierigkeiten der Texte, namentlich der klassischen Zeit, beseitigen sollen. Vor allem ist hier eine gewisse Ungleichmäßigkeit in der Auswahl des zu Erklärenden zu konstatieren. Elementare Dinge, welche die Grammatik lehrt oder das Handwörterbuch finden läßt (z. B. *que* als Stellvertreter von *quand* S. 155; die Stellung des tonlosen Objektspronomens vor dem modalen Verbum: *qui se veut faire,* S. 65; *je vous veux mettre,* S. 70; die Bedeutungen von *chétif, pécore, marquis* S. 65, von *poltron* und *goujat* S. 67, von *chômer* und *prône* S. 70 u. a.), sogar Ausspracheangaben (von *gageure* S. 68, *Perrault* S. 177) und triviale Selbstverständlichkeiten (S. 166, Anm. 1, 2 und 4 u.) werden vorgebracht, während Wichtigeres und Schwierigeres beiseite gelassen wird; so: *la même vertu = la vertu même,* S. 76, 23; *que = si ce n'est* oder *sinon,* S. 79, 1; *avec moi = en ma société,* 109, 11; *comme = comment,* 121, 29 und 32; *devant que = avant que,* 129, 21; Wörter und Ausdrücke, bei welchen die Handwörterbücher im Stiche lassen, wie der metrische Terminus *rejets* S. 61, 37; *essor = publication* S. 101, 30; das preziöse *donner de notre sérieux dans le doux de votre flatterie* S. 95, 3; die adjektivische Verwendung von *dépit* S. 42, 6; auch sucht man eine geographische Auskunft zu *Chaillot, Auteuil* und *Pontoise* S. 119, 28. Manchmal wird statt einer genauen grammatischen Erklärung bloß der allgemeine Sinn gegeben; so S. 33 zu *comme qui verserait dans un entonnoir,* und ebd., letzte Zeile zu *il ne faudra pas à détourner les yeux...* Unvollständig ist Anm. 7, S. 94, wo allerdings gesagt wird, was *pic, repic* und *capot* im Piquet-Spiel bedeuten, aber nicht die preziöse Verwendung *faire qn. pic, repic et capot = surpasser* gegeben wird. Ebenso wenig wird der Lernende gefördert durch Bemerkungen wie (S. 106, Anm. 4): „*Le second* ne *ne s'explique pas*"; (S. 166, Anm. 3): „*Aujourd'hui on ne dirait plus: il* ôte *la parole à qn.*" (wie sagt man also?); (S. 79): „*Imitation du grec*" (der übrige Teil der Anm. ist unverständlich) und (ebd.) „*Un latinisme*", die beiden letzten Bemerkungen höchst überflüssig für des Griechischen und Lateinischen Unkundige. Was soll ferner die Bemerkung (S. 86): *On n'*ôte *pas d'un péril?* Hätten die Verff. Marty-Laveaux, Lexique de la langue de Corneille s. v. *ôter*

und Littré unter demselben Worte N. 12 (hier sogar ein Beispiel aus Mme de Sévigné) zurate gezogen, so hätten sie gefunden, daß diese Verwendung von *ôter* s. Z. ganz richtig war. Eine schiefe Bemerkung ist auch zu der Stelle *l'épée a sa trame coupée* (S. 78) gegeben: *„C'était peut-être une manière de parler au temps de Corneille“*. Soll so etwa der poetische Sprachgebrauch Corneilles mit dem prosaischen seiner Zeit entschuldigt werden? Aber diese Konstruktion war damals schon vollständig veraltet und konnte (gerade deshalb) von Corneille in dichterischer Absicht verwendet werden wie noch oft; s. Marty-Laveaux a. a. O. I. LVII. Nicht einzusehen ist, warum die Verff. von der gewöhnlichen Interpretation der Wörter *cancres* und *hères* (S. 66) abweichen (s. z. B. Regnier, Gr. Ecr., Lafontaine I 71, Anm. 3). Unbegründet ist auch (S. 79) die Behauptung, daß *balancer* heute vulgär sei. Davon wissen weder die ein- noch die zweisprachigen noch die synonymischen Wörterbücher, die es von *hésiter* scheiden, etwas. Wahrscheinlich eine Kompilation aus einer Bemerkung der Académie zum Cid und einem Kommentator ist die 8. Anm. auf S. 79. Der ganz einfache Satz *son intérêt m'afflige,* wo *son* einen objektiven Genetiv *(de sa personne)* vertritt und *afflige* in der alten Bedeutung von *accabler* zu nehmen ist, wird hier ganz mißverstanden. Unausrottbar in den Chrestomathien scheint auch die (S. 2) wieder auftauchende falsche Herleitung von *oïl* aus *illud* zu sein. Mißverstanden worden ist (S. 80) *chaleur (contre un objet aimable),* das = *amour* sein soll, während es doch einfach *ardeur, vivacité* bedeutet, was ja auch bei Marty-Laveaux a. a. O., durch andere Stellen gestützt, zu finden gewesen wäre. Unangebracht ist auch die darauffolgende Bemerkung, daß bei Corneille *en* sich auf weiter entfernte Wörter und Sätze beziehen könne, während es doch dort auf den unmittelbar vorhergehenden Satz weist. Ferner ist (S. 89) *décri* nicht = *oubli* und falsch ist schließlich (S. 166, 9) in der Stelle Labruyères: *„il ne se plaint non plus toute sorte de parure qu'un jeune homme qui a épousé une riche héritière“* *plaint* mit *gêne* erklärt, wo es doch = *refuse* ist, welches auch manche Ausgaben dafür einsetzen. Es ist zu bedauern, daß die Verff., die doch an ihre Arbeit soviel Liebe und Fleiß gesetzt haben, nicht die nötige Sorgfalt auf diese Anmerkungen sprachlicher Natur verwendet haben.

Wir fügen zum Schluß noch ein Verzeichnis der Druckfehler an, die uns aufgestoßen sind: S. 66, Z. 5 steht *bon* statt *bien;* Z. 33 *il* statt *ils;* S. 71, Z. 29 Anm. *noyèrent* statt *noyer;* S. 79, Z. 15 *quoique* statt *quoi que;* S. 88, Z. 36 *désillé* statt *dessillé;* S. 94, Z. 4 v. u. ist nach *lieu de* ausgefallen; S. 101, Z. 25 v. o. steht *qui* statt *que;* S. 104, Z. 26 und S. 105, Z. 9 *pendre* statt *prendre;* S. 121, Z. 8 ist der Punkt nach *céans,* welcher die ganze Stelle unverständlich macht, zu tilgen; S. 130, Z. 7 steht *fit* statt *fît;* S. 154, Z. 12 ist nach *cherché à* ausgefallen; S. 190, Z. 12 ist abzuteilen *crai | gnais.*

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Beda Weber 1798—1858 und die tirolische Literatur 1800 bis 1846. Von J. E. Wackernell. Innsbruck, Verlag der Wagnerschen Universitäts-Buchhandlung 1903. XII und 436 SS. [„Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer". Durch die Leo-Gesellschaft herausgeg. von Dr. J. E. Wackernell und Dr. J. Hirn, o. ö. Professoren an den Universitäten Wien und Innsbruck, IX.]

Die „Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer" haben sich die Aufgabe gestellt, das geistige Leben der gen. Länder, das in den üblichen Darstellungen der Entwicklung der deutschen Literatur seit der Mitte des XV. Jahrhunderts über Gebühr vernachlässigt erscheint, durch quellenmäßige Einzeldarstellungen ins rechte Licht zu rücken. Bereits vier von den bis jetzt vorliegenden neun Bänden entlehnen ihren Stoff der Geschichte und dem geistigen Leben Tirols: I. Altdeutsche Passionsspiele aus Tirol usw. von J. E. Wackernell, ein Werk, in dem uns die Blüte des geistlichen Volksschauspiels an der Wende des XV. und XVI. Jahrhunderts in den Städten Sterzing, Hall, Brixen und Bozen vorgeführt wird; IV. Tridentinische Urkunden aus dem XIII. Jahrhundert von Dr. Chr. Schneller; V. Kanzler Biener und sein Prozeß von J. Hirn und der hier besprochene IX. Band.

Prof. Dr. J. E. Wackernell, dem wir bereits die Erstausgabe des Hugo von Montfort (Innsbruck 1881) sowie die oben erwähnte grundlegende Ausgabe und literarhistorische Würdigung der Tiroler Passionsspiele (Innsbruck 1897) verdanken und von dem wir die erste kritische Ausgabe der Gedichte Hermanns von Gilm sowie dessen und Adolf Pichlers Biographie zu erwarten haben, hat in seinem „Beda Weber" ein treffliches Charakterbild des berühmten Benediktiners von Marienberg auf dem Hintergrunde des gesamten geistigen Lebens von Tirol in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts entworfen. Der Verf. hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht: Schritt für Schritt wurde das Leben seines Helden verfolgt und eine staunenswerte Fülle von ungedruckten Quellen, amtliche Akten, Archive, Briefsammlungen, Aufzeichnungen von Zeitgenossen, handschriftliche Nachlässe, mündliche Mitteilungen usw., herangezogen.

Das äußere Leben Beda Webers ist bald erzählt: Als ältestes Kind eines Kleinhäuslers zu Lienz im Pustertale am 28. Oktober 1798 geboren und auf den Namen Johann Chrysanth getauft, besuchte er die Normalschule der Franziskaner in Lienz, kam dann zu einem Schuster in die Lehre, gab aber im Jahre 1814 das Handwerk auf und besuchte das Franziskaner-Gymnasium in Bozen, wo er durch eisernen Fleiß und hervorragende Begabung den damals sechsjährigen Kurs in vier Jahren absolvierte. Nach einer kurzen Probezeit bei den Kapuzinern in Bruneck trat er 1818 in den zweijährigen philosophischen Kurs in Innsbruck ein und fand nach

dessen Vollendung im Herbst 1820 Aufnahme ins Benediktinerstift Marienberg, wo er den Klosternamen 'Beda' erhielt. Nach Ablauf des Noviziats trat er in die Theologie in Innsbruck und nach Aufhebung der dortigen theologischen Fakultät ins Priesterseminar in Brixen ein und wurde dort im September 1824 zum Priester geweiht. Bereits im Frühjahr 1823 hatte er die Konkursprüfung für das Amt eines Humanitätslehrers abgelegt und übernahm nach einer kurzen seelsorgerischen Tätigkeit als Kaplan in Burgeis im Herbste 1826 das Amt eines Grammatikal-, später eines Humanitätslehrers am Gymnasium zu Meran, das vom Stifte Marienberg mit Lehrkräften versorgt wurde. Hier wirkte er mit kurzer Unterbrechung — Herbst 1839 bis Sommer 1841 als Kooperator in St. Martin i. Passeier — bis zum Frühjahr 1848 an der Seite seiner berühmten Ordensbrüder, des Orientalisten P. Pius Zingerle und des Historikers P. Albert Jäger, als eine Zierde dieser Schule.

Reisen nach Italien, deren eine in den Ferien 1829 ihn nach Rom führte, Badereisen nach der Schweiz, wiederholte Fahrten nach München zu Görres und dessen Freunden brachten einige Abwechslung in das Einerlei der Lehrtätigkeit am Stiftsgymnasium. Beda galt für einen vortreffichen, äußerst anregenden Lehrer. Sein Ruf als solcher wie als Prediger und seine ausgebreitete literarische Tätigkeit eröffneten ihm wiederholt die Aussicht, an die Landesuniversität oder an auswärtige Anstalten (Benediktinerlyzeum in Augsburg, Sigmaringen) in hervorragender Stelle berufen zu werden; doch scheiterten alle diese Pläne am Widerstande des Abtes von Marienberg, der diese ausgezeichnete Lehrkraft seines Gymnasiums nicht ziehen lassen wollte. Das Jahr 1847 brachte ihm die Berufung in die eben gegründete Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien, das folgende die Ernennung zum korrespondierenden Mitglied der Münchener Akademie. Am 8. Mai 1848 wurde er vom Wahlkreis Meran in das Frankfurter Parlament entsandt, dem er bis zum 13. April 1849, dem Tage des Austrittes der österreichischen Deputierten infolge der Wahl Friedrich Wilhelms IV. von Preußen zum Deutschen Kaiser, als eines der tätigsten Mitglieder angehörte. Doch kehrte er mit den übrigen Tirolern nicht mehr in die Heimat zurück, sondern blieb in Frankfurt, wo man ihm die eben frei gewordene Stelle eines Dompfarrers angeboten hatte. Hier wirkte er vom Juni 1849 bis zum 28. Februar 1858, wo ein Herzschlag seinem Leben ein Ende machte, höchst verdienstlich und eifrig, hochgeachtet bei Katholiken und Andersgläubigen, noch heute bei der älteren Generation in lebendigem Andenken.

Beda Weber war Priester, Lehrer, Dichter, Gelehrter, Politiker. Er war aber vor allem eine scharf ausgeprägte Persönlichkeit, ein Mensch mit stark entwickeltem Gefühlsleben und mit Leidenschaften, die sich erst allmählich im Kampfe des Lebens und durch Selbstzucht in tugendhafte Fertigkeiten verwandelten.

Diesen Werdegang des Menschen Weber, u. zw. auf allen Feldern seiner Betätigung verfolgt und mit Lebendigkeit dargestellt zu haben, ist das Verdienst des Wackernellschen Buches.

Ich will nicht behaupten, daß seine Anlage einwandfrei sei; in elf im ganzen und großen chronologisch angereihten Kapiteln wird das Leben dargestellt; aber Exkurse unterbrechen wiederholt den Faden der Darstellung, so das III. Kapitel „Zensur und Literatur in Tirol, 1800—1823" oder das VIII. Kap. „Der Sängerkrieg in Tirol, 1843—1847" oder „Tiroler Dichter" (1838—1842 und 1843—1847) im VII. Kap. usw. Durch derartige und ähnliche Unterbrechungen oder Zusammenfassungen unter bestimmten Gesichtspunkten, die ja vielleicht nach andern Rücksichten wieder notwendig waren, kommen die von verschiedenen Seiten einwirkenden, fördernden oder hemmenden Einflüsse und Anregungen nicht immer in ihrer Gesamtwirkung gebührend zur Geltung; so behandelt z. B. das V. Kapitel: „Professur und 'die Alpenblumen'" Bedas gesamte Lehrtätigkeit, während die in diese Zeit (1826—1848) fallenden Betätigungen und Erlebnisse — es ist dies Bedas fruchtbarste und wichtigste Lebenszeit — erst in den folgenden vier Kapiteln einzeln erörtert werden. Doch wollen wir deshalb mit dem Verf. nicht hadern; wir wollen es ihm auch nicht zum ernsten Vorwurfe machen, daß er es unterlassen hat, dem Buche ein chronologisches Verzeichnis der selbständigen Werke und der wichtigsten Aufsätze Bedas anzuhängen, und sich begnügt hat, erstere an der Stelle, wo sie zuerst zur Besprechung kommen — es sind dies 18 Stellen — durch fetten Druck hervorzuheben. Schwerer vermißt wird ein alphabetisches Verzeichnis der gebrauchten Abkürzungen für ungedruckte Quellen und Zitate, die meist nur an der ersten Stelle ihres Vorkommens erklärt sind, z. B. Cart. (Cartons zum Kirchenleben S. 375), Charb. (Charakterbilder), G. (Gartenberg, Briefe S. 329, Anm. 2), K. (Kuebler, Mitteilungen von Dr. K., Predigtauszüge u. dgl. S. 378, Anm.) u. a. m. Durch ein derartiges Verzeichnis würde erst klar werden, welch reiche Masse zum Teil recht schwer zugänglicher Quellen der Verf. benutzt hat, und der Forscher auf gleichem oder verwandtem Gebiete würde leichter und schneller darüber orientiert, wo er zu weiterem oder tieferem Graben den Spaten anzusetzen habe.

Auch das angehängte Personenverzeichnis wünscht man sich anders; bei Namen, die ein- bis zweimal vorkommen, genügt ja die Seitenzahl; wenn aber bei Namen wie: Brandis Clem., Flir A., Giovanelli Joh., Goethe, Haller Val., Jäger Albert, Pichler Ad., Schiller, Schuler Joh., Steub Ludw., Streiter Jos., Zingerle Pius ein und mehr Dutzend Seitenzahlen ohne näheren Vermerk aneinandergereiht sind, so verlangsamt das ungemein den Gebrauch des Buches, das ja als Quellenwerk für die Geschichte des geistigen Lebens in Tirol wahrscheinlich noch viel und fleißig benutzt werden wird.

Beda Webers priesterliche Wirksamkeit, die mit seiner lehramtlichen stets Hand in Hand ging und ihn zu einem der beliebtesten und gefeiertsten Kanzelredner seiner Zeit machte, gipfelt in seiner zehnjährigen Tätigkeit als Stadtpfarrer in Frankfurt a. M. Sie fällt, ebenso wie seine theologische Schriftstellerei, außerhalb des Rahmens dieser Anzeige. Nur so viel: Beda hat vom Augenblicke an, da er an die Pforten des Klosters Marienberg Einlaß begehrend pochte, bis zur Vollendung seines Lebensideals als katholischer Seelenhirt in Frankfurt schwere innere und äußere Kämpfe mit sich, seiner Umgebung und seiner Zeit durchgemacht, deren Einzelheiten uns Wackernell an der Hand der eigenen Bekenntnisse seines Helden ebenso klar als objektiv darlegt. Was er als Erneuerer des kirchlichen Lebens in Frankfurt auf dem Gebiete der Seelsorge, der Kirchen- und Schulverwaltung, des Vereinswesens, der Presse und der Kunstpflege geleistet hat, gehört der Kirchen- und der Ortsgeschichte von Frankfurt an; die Restaurierung des alten Kaiserdomes, sein letztes Lebenswerk, dessen Vollendung er nicht mehr erlebte, sichert ihm einen dauernden Namen auch in der Kunstgeschichte.

Ebenso muß ich es mir versagen, hier auf die politische Tätigkeit Beda Webers in der Paulskirche zu Frankfurt einzugehen. Er hat unter den tirolischen Abgeordneten den hervorragendsten, unter den österreichischen Deputierten überhaupt einen der ersten Plätze eingenommen und als überzeugter Großdeutscher, treuer Österreicher, konservativer Tiroler und warmfühlender Volksmann wiederholt mit Glück in die Debatten eingegriffen, namentlich aber gegenüber den Autonomiebestrebungen der Südtiroler in Frankfurt wie in Wien nachhaltige Erfolge erzielt. Daß man ihn wegen seiner temperamentvollen, vielfach mit Humor und Satire gewürzten Reden den Abraham a Santa Clara der Paulskirche nannte, hat schon H. Laube in seinem Werke „Das erste deutsche Parlament“ berichtet. Wackernell nimmt wiederholt Gelegenheit, an der Hand der von Wigard herausgegebenen stenographischen Protokolle Laubes Darstellung in Bezug auf Beda zu berichtigen.

Der Verf. hat seinem Buche nicht umsonst den Titel gegeben: „Beda Weber und die tirolische Literatur, 1800 bis 1846.“ Es ist das Verdienst Wackernells, die damalige Literatur seines Heimatlandes in Übersicht und in guten Charakteristiken vorgeführt zu haben. Er berichtigt und ergänzt hier mehrfach seine Vorgänger, Rapp und Gœdeke, vielfach hat er auch hier handschriftliche Sammlungen, insbesondere des Innsbrucker Museums, benutzt und verwertet.

War die Geschichte der deutschen Dichtung in Tirol während der Franzosenkriege und der bayerischen Herrschaft (1796—1814) bisher ein nahezu unbeschriebenes, weißes Blatt, so ist es dem Forscherfleiß des Verf.s gelungen, dieses Blatt mannigfach zu beschreiben und den Nachweis zu liefern, daß diese Periode der

Poesie nicht so ungünstig war, als man nach den äußeren Verhältnissen erwarten sollte. In den breiten Massen des Volkes blühte freilich nur eine Dichtungsgattung, das patriotische Kriegs- und Kampflied — 1797 dichtete Franz Karl Zoller sein berühmtes Spingeser Schlachtlied; aber Geistliche und volkstümliche Beamte, wie Hormayer, Weißenbach, Benitius Mayr, Wörndle u. a. sangen Lieder, dichteten Dramen, schrieben Lehrgedichte und suchten die Jugend für den erhofften Freiheitskampf zu erziehen. Selbst die Anhänger der Bayern griffen in die Leier und bemühten sich, das Wittelsbachsche Regiment und dessen Aufklärungsbestrebungen den Tirolern poetisch zu verklären.

Erst mit der Wiedergewinnung Tirols durch Österreich wurde durch die Erneuerung der österreichischen Zensur (1816) der lebendige Strom der Dichtung zum Stocken gebracht. Die mannigfachen Chikanen, denen selbst die harmlosesten Publikationen ausgesetzt waren, veranlaßten die Leute, entweder ihre literarischen Produkte nur handschriftlich zu verbreiten, wie in den Zeiten vor der Erfindung der Buchdruckerkunst, oder Winkeldruckereien und Winkelverläge aufzusuchen; die Folge war eine unglaubliche Dürftigkeit der literarischen Produktion bis etwa 1820; „Die Zensur hat der tirolischen Literatur noch viel mehr geschadet als der Krieg“ (S. 32).

Wackernell, der eine Reihe jener oft ebenso läppischen als lästigen Maßregeln anführt, durch die die Zensurbehörde und das Revisionsamt die literarische Produktion des Landes und den Konsum an geistigen Produkten des In- und des Auslandes zu überwachen, zu hemmen und zu unterdrücken suchten, schließt seine höchst lesenswerte Darstellung dieser Periode mit den Worten: „Kein Einsichtiger wird hindern wollen, daß der Staat gefährliche Geistesprodukte ebenso überwacht wie Pulver und Dynamit; das ist nicht nur sein Recht, sondern seine Pflicht; aber was er damals in dieser Beziehung leistete, übersteigt alle Begriffe“ (S. 26).

Auf dem Hintergrunde des literarischen Lebens seiner Heimat entwickelt sich das Bild von Bedas dichterischer Tätigkeit — er war in erster Linie Lyriker — von ihrem Beginne in den Innsbrucker Studientagen (1818/19) bis zu seiner künstlerischen Reife (1846).

Der Druck des Metternich-Sedlnitzkyschen Regimes trieb die akademische Jugend auch bei den harmlosesten poetisch-literarischen Bestrebungen zur Geheimbündelei. In einem solchen literarischen Klub, dem Webers nachmalige Freunde, Johann Schuler, Josef Thaler, Pius Zingerle und zuletzt Josef Streiter, angehörten, trug der junge Student seine ersten lyrischen Versuche vor: Legenden, patriotische Lieder, Freundschaftsoden, voll Anklänge an Klopstock, die Barden, die Göttinger, die Stürmer und Dränger und den jungen Schiller. Durch Hormayrs Eifer, „Interesse an der Tiroler Geschichte möglichst zu verbreiten“, angeregt, wagten sich die

jungen Freunde auch ans Drama; Streiter wollte den Friedel mit der leeren Tasche und den Oswald von Wolkenstein dramatisieren, Schuler den Geiger von Absam, Jakob Steiner, Beda die Herren von Hocheppan. Vom Brixener Seminar aus, wo er von diesem Stoffe ganz erfüllt ist, schreibt er am 8. Juli 1824 um 11 Uhr nachts seinem Freunde Schuler einen begeisterten Brief voll Anspielungen auf sein Drama. Der Brief erinnert in seiner Sprache an Herders Stil im Shakspeare-Aufsatz der „Blätter von deutscher Art und Kunst“. Es blieb aber bei Vorsatz und Entwurf, das Drama selbst kam nicht zustande.

Auch ein gemeinsames Organ sollte für die Literatur, die man schaffen wollte, gegründet werden: ein Musenalmanach. Aber erst als Beda Professor in Meran war, kam er zustande: es sind die „Alpenblumen“, drei Bände, 1827—1829. Die Redaktion war zwischen Beda Weber, Schuler und Streiter geteilt. Den Hauptanteil hatten die Genossen des ehemaligen Innsbrucker Dichtervereines; dazu kamen einige junge Tiroler Dichter, wie Senn. Am II. und III. Bande beteiligten sich auch Auswärtige, so Bauernfeld, Hermann v. Hermannstal, Tschabuschnigg. Beda hat hauptsächlich lyrische Gedichte beigesteuert, darunter „Heimweh“, eine ins Geistliche gewandte Paraphrase der „Sehnsucht“ von Schiller, der jetzt im Mittelpunkte seiner Kunstbestrebungen stand; ferner einen halb novellistischen, halb reflektierenden Prosabeitrag „Hocheppan“, den Niederschlag der Stoffsammlung zu dem seinerzeit geplanten Drama.

Der Tiroler Musenalmanach durfte sich neben zahlreichen ähnlichen Sammlungen jener Zeit sehen lassen; er bildete tatsächlich den Sammelpunkt der damaligen Musensöhne Tirols, Geistliche und Weltliche miteinander verbunden, noch nicht zerklüftet durch politische Verschiedenheit wie in den Vierzigerjahren.

Die Dreißigerjahre waren für Bedas Dichtkunst wenig fruchtbar; erst die Bergeinsamkeit von Passeier weckte die Muse wieder. Das merkwürdigste Gedicht dieser Zeit ist „Das Lied der Bergfichte“, dessen Grundgedanke sich mit J. Kerners Gedichten „Preis der Tanne“ und „Der Wanderer in der Sägemühle“ berührt.

Als um 1840 Bedas Landsleute Senn, Thaler und Zingerle ihre Gedichte selbständig herausgaben, entschloß sich auch Beda dazu und ließ 1842 bei Cotta seine „Lieder aus Tirol“, eine Auswahl von 76 Gedichten, erscheinen. Er hat darin nicht alles aufgenommen, was er bis dahin gedichtet; eine von ihm selbst angelegte Sammlung, die 1890 Pfarrer Giese zu Winkel a. Rh. aufgefunden und dem Verf. zur Verfügung gestellt hat, birgt noch vielmehr. Auf ihr sowohl, als auf der Cottaschen Ausgabe beruht die treffliche Charakteristik, die Wackernell von Bedas dichterischer Persönlichkeit entwirft. Er ist nicht blind gegen seinen Helden: er rügt die oft ungeheuerlichen Übertreibungen, die Überladung des Ausdrucks, die allzu große Länge einzelner lyrischer

Ergüsse (20—50 Strophen); aber er spricht ihm mit Recht urwüchsige Kraft des Ausdrucks, Tiefe der Empfindung, bodenständigen Gehalt zu; mit einem Worte: „ein bedeutendes Dichtertalent, dem es aber mehrfach an Geschmack und formeller Durchbildung fehlt" (S. 206).

In den Jahren 1843—1847 drängten gelehrte Arbeiten die Dichtertätigkeit in den Hintergrund; erst gegen Ende der Vierzigerjahre entstanden wieder mehr lyrische Gedichte. Das ist die Zeit, in der Adolf Pichler nud Hermann v. Gilm nach mancherlei Zensurbeschwerden mit ihren „Frühliedern aus Tirol" (1846) an die Öffentlichkeit getreten waren und damit den Chor der sog. Jungtiroler in die Literatur einführten, halb im Wettstreit mit, halb im Gegensatz zu Beda, der bis dahin als hervorragendster Tirolerdichter gegolten hatte. Dieser aber, weit entfernt, auf den aus anderen, vornehmlich politischen Gründen entspringenden Gegensatz einzugehen, begrüßte die jungen Bergfinken mit kräftigen, aufmunternden Strophen:

Seid mir, Freunde, allzumal
Sangeshell willkommen!
Auf den Bergen, tief im Tal
Hab' ich 's Lied vernommen.

Wollt ihr mich in edler Glut
Kühn hinuntersingen,
Mög' es Eurem jungen Blut
Freudenreich gelingen!

Und um zu zeigen, wie wenig er den Wettkampf scheue, sammelte er sofort ältere und die in letzter Zeit gedichteten Lieder und ließ sie unter dem Titel „Vormärzliche Lieder aus Tirol" bei Frommann in Jena (erst 1849 anonym ausgegeben) erscheinen. Gegenüber den „Liedern aus Tirol" ist der Fortschritt ein bedeutender; die Grundstimmung ist religiös, daneben aber auch Naturlieder, epische Gedichte und satirisch-politische Strophen, die an Kühnheit den „Frühliedern" in nichts nachstehen; dabei hat der Ausdruck bedeutend gewonnen: er ist schmucklos, einfach und darum umso eindringlicher, wahrer Empfindung entsprechend, von Vorbildern unabhängig. Dieselben Eigenschaften des reifen Dichters zeigen die wenigen Lieder aus der Frankfurter Zeit, die aus dem in alle Winde zerstreuten Nachlaß Bedas nach seinem Tode noch in die Öffentlichkeit gedrungen sind.

Aus einem persönlichen Zerwürfnis Bedas mit seinem bisherigen Freunde und Mitarbeiter, dem Advokaten Dr. Josef Streiter in Bozen, entsprang im Jahre 1842 ein ärgerlicher literarischer Streit und Zeitungskrieg, in den Beda zunächst ohne sein Zutun hineingerissen wurde. Ludwig Steub, der bekannte Verf. der „Drei Sommer in Tirol" (1846), anfangs mit Beda befreundet, später auf Seite seiner Gegner stehend, hat diese Fehde, in der es sich erst um die poetischen Regungen im konservativen und im jungliberalen

Tirol, dann aber auch um die Zillertaler Protestanten, die Einführung der Jesuiten in Innsbruck, ja sogar um die Autonomie der Wälschtiroler handelte und an der so ziemlich alles beteiligt war, was damals auf Namen und Bedeutung in Tirol Anspruch hatte, vierzig Jahre später in einem eigenen Buche „Der Sängerkrieg in Tirol“ (1882) erzählt, nicht ohne einseitige Parteinahme für Streiter und gegen Beda und nicht ohne Ungenauigkeit infolge mangelhafter Erinnerung und lückenhafter Quellenbenutzung. W. hat dies in einem eigenen Kapitel (VIII. Der Sängerkrieg in Tirol, 1843—1847) in überzeugender Weise nachgewiesen. Es gehört nebst den kurzen Exkursen über die tirolischen Dichter von 1838 bis 1844 (im VII. Kapitel) zu den wertvollsten Abschnitten des durchwegs fesselnden und anregenden Buches.

Es bleibt noch übrig, Bedas gelehrte Tätigkeit kurz zu würdigen. Er war von einem umfassenden Bildungs- und Wissensdrange erfüllt, den er überall, oft auf Kosten seiner Gesundheit, zu befriedigen suchte. Die modernen Kultursprachen bis zu den romanischen Dialekten Tirols und der Schweiz, die antike und die moderne Literatur, die Kunst, die Altertümer, Geographie und Geschichte, alles dies lag in seinem Interesse, regte ihn zu eingehenden Studien an und fand seinen Niederschlag in größeren oder kleineren Artikeln, die meist zunächst in Tagesblättern und Zeitschriften erschienen, später in der Frankfurter Zeit in den „Charakterbildern“ (1853) gesammelt wurden.

Den Germanisten ist Beda Weber namentlich durch seine Ausgabe der „Gedichte des Oswald von Wolkenstein“ (1847) bekannt, die selbst heute, wenn auch in kritischer Beziehung durch Schatz' Ausgabe von 1902 überholt, noch wertvoll ist. Bei dem damaligen Stande der germanistischen Wissenschaft war sie in Bezug auf Grammatik, Wörterbuch und literarhistorische Einleitung eine hervorragende Leistung. Die Vorarbeiten zu dieser durch Hormayr angeregten Arbeit gehen bis 1829 zurück; damals schrieb Beda die Innsbrucker Handschrift Oswalds ab; bald darauf verschaffte er sich eine Abschrift des Wiener Kodex; aber erst 1844 erhielt er durch Steubs Vermittlung die Münchener Handschrift. Inzwischen wuchsen die Studien über Oswalds Leben und sein Verhältnis zu Herzog Friedrich V. mit der leeren Tasche zu einem eigenen Buche aus, das 1850 erschien. Wenn auch auf umfassenden Quellenstudien beruhend, zu denen namentlich die Archive der Grafen von Wolkenstein auf Rodeneck und Trostburg reich beigesteuert haben, kann die historische Abhandlung doch vor der exakteren Forschung unserer Tage nicht in allem standhalten, zumal Beda die Urkunden nicht immer genau exzerpierte und manches später aus der Erinnerung ungenau ergänzte. Die Arbeit erstreckte sich ja, wie erwähnt, über die Zeit von etwa 1830 bis 1847 und ruhte zwischen 1835—1844 beinahe gänzlich, durch andere Studien verdrängt.

Von Schumacher, dem Begründer der rührigen Wagnerschen Universitätsbuchhandlung, die auch die „Quellen und Forschungen" verlegt, aufgefordert, schrieb Beda in den Jahren 1837/38 ein dreibändiges topographisches Werk: „Das Land Tirol", der Zeit nach den ersten groß angelegten Führer durch das Alpenland, zugleich auch ein Handbuch der Landeskunde, voll individueller Züge und darum nicht bloß von den Zeitgenossen mit höchstem Beifalle begrüßt, sondern auch noch heutzutage interessant, fesselnd und wertvoll; das Buch machte Beda plötzlich zum bekanntesten und zum ersten Schriftsteller Tirols. Ludwig Steub anerkannte das mit den Worten: „Über Beda Weber ist nicht hinauszukommen und nicht von ihm abzukommen". Um den Bedürfnissen der Reisenden, die Tirol in stets sich steigernder Zahl aufsuchten, zu entsprechen, schrieb Beda 1842 einen einbändigen Auszug aus dem großen Werke, das „Handbuch für Reisende in Tirol"; 1845 folgte „Meran und seine Umgebung oder das Burggrafenamt in Tirol", 1849 „Die Stadt Bozen", 1851 „Das Tal Passeier und seine Bewohner mit Rücksicht auf Andreas Hofer und das Jahr 1809". Der dem Tiroler Nationalhelden gewidmete dritte Abschnitt des letzteren Werkes wurde 1852 selbständig unter dem Titel „Andreas Hofer und das Jahr 1809" ausgegeben, eine der besten Darstellungen des Tiroler Freiheitskampfes. Alle diese Werke sind, wenn auch z. T. später gedruckt und ausgegeben, doch in den Jahren 1843—1847 geschrieben worden.

Um das Gebiet der schriftstellerischen Tätigkeit Beda Webers vollständig zu umschreiben, müßten wir freilich auch noch auf seine „Giovanna Maria dalla Croce" (1846), auf sein Journal „Deutschland" (1855—1858), auf seine „Cartons aus dem deutschen Kirchenleben" (1858) u. e. a. eingehen. Doch mag es genug sein, um gezeigt zu haben, daß Beda Weber nicht nur einer der berühmtesten Söhne seines Heimatlandes, sondern auch einer der bedeutendsten Menschen seiner Zeit gewesen ist.

Wer in Zukunft über die Geschichte des geistigen Lebens in Tirol und in Österreich überhaupt in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts schreibt, wird Beda Weber nicht vergessen; und wer diese Zeit gründlich kennen lernen will, darf Wackernells Buch nicht ungelesen lassen.

Wien. Dr. K. F. Kummer.

Klar M., Die Erdkunde. I. Teil: Günther S., Geschichte der Erdkunde. XIX. Teil: Götz W., Historische Geographie, Beispiele und Grundlinien. Leipzig und Wien, F. Deuticke 1904.

Günthers Geschichte der Erdkunde kommt einem dringenden Bedürfnisse, nicht bloß des Lehrers, sondern des Geographen überhaupt entgegen. Fehlte es doch seit dem Erscheinen der S. Ruge-

schen Bearbeitung von O. Peschels „Geschichte der Geographie bis auf A. v. Humboldt und C. Ritter" (erschienen 1877), somit seit mehr als einem Vierteljahrhundert, an einem zusammenfassenden, alle Zeiträume erschöpfenden Handbuche dieses Gegenstandes. Es ist daher nur mit Freude zu begrüßen, daß S. Günther den ihm durch das Klarsche Unternehmen gebotenen Rahmen überschritt und sich auch entschloß, dem Texte die wichtigsten Quellennachweise beizufügen. Schade, daß er dies nicht im vollen Umfange tat und sich namentlich innerhalb der Literatur der neuesten Zeit durch Raummangel zur Kürze bewegen ließ. Er hätte sonst gewiß ein Werk geliefert, das als gründliche Quelle weit über dem seiner Vergänger, O. Peschel und Vivien de St. Martin, gestanden wäre. Aber auch so sind ihm vor allem die Lehrer der Erdkunde zu Dank verpflichtet. Er gibt ihnen nicht, wie es anderwärts geschah, ein Surrogat des Themas, das sie entweder auf Schritt und Tritt fühlen läßt, daß der vorgetragene Stoff doch eigentlich über ihren geistigen Horizont hinausgehe, oder umgekehrt sich damit zufrieden gibt, den Gegenstand in einer Weise zu behandeln, die weit unter dem Niveau gelegen ist, das sie vermöge ihrer Studien mit Recht beanspruchen dürfen. Verfehlen derartige Bücher den Zweck eines Handbuches für den Lehrer, so verdient das Günthersche diesen Titel vollauf. Es vermittelt dem Lehrer nicht bloß tüchtiges Fachwissen und damit einen klaren Einblick in das allmähliche Werden seiner Wissenschaft, sondern regt ihn auch an, dem einen oder anderen Probleme nachzugehen, das der Verf. nur kurz anzudeuten vermag, aber doch wieder durch den Literaturnachweis der Forschung zugänglich zu machen versteht. Wenn vom Standpunkte des Lehrers etwas zu kurz gekommen zu sein scheint, so ist es gewiß das Moment des erdkundlichen Unterrichtes, dessen hervorragende Vertreter vielleicht nicht jene eingehende Würdigung gefunden haben, die sie in einer Geschichte der Erdkunde verdienen. Wir können jedoch dem Verf. deswegen keinen Vorwurf machen, weil die Klarsche Sammlung einen selbständigen Band über diesen Gegenstand verspricht, den in das Gerüste der Entwicklung des Faches überhaupt einzubauen, zwar manches für sich gehabt hätte.

Günther gliedert den Stoff in neun Abschnitte. Der erste ist der tatsächlichen Gestaltung des Weltbildes im Altertum gewidmet; innig hängt mit ihm der zweite zusammen, der die wissenschaftlich-geographischen Bestrebungen der Antike zum Gegenstande hat. Diesem folgt eine Erörterung des Zustandes der Erdkunde während des christlichen Mittelalters bis zum 12. Jahrhundert, der sich ein Überblick über die Geographie bei den Arabern anschließt. Die Ausgestaltung des Weltbildes im späteren Mittelalter bildet die Grundlage für die Geschichte der großen Entdeckungen, deren wissenschaftlichem Charakter ein besonderer Abschnitt zugewiesen ist. Mit dem 18. Jahrhundert, dessen Geschichte im Buche mit Recht der größte Raum gegönnt wird, endigt der erste Hauptteil

des Werkes. Er hat die Basis gegeben, auf der die moderne Geographie ihr Lehrgebäude errichten konnte, auf der sie sich zur Blüte und Reife entwickelte. Daher bezeichnet der Anhang diese Zeit als das „reife Mannesalter“ unserer Wissenschaft. Er legt in erster Linie Gewicht auf die Ausgestaltung der Kenntnis der Erdräume, schildert den Einfluß der Ideen eines Ritter, Peschel, Kirchhoff, Ratzel usw. und würdigt auch die allmähliche Entwicklung, welche die einzelnen Zweige des lebensvollen Baumes bis herein in die unmittelbarste Gegenwart nahmen. Dadurch bahnt er erst das wahre Verständnis für die Bedeutung, damit aber auch für die Aufgaben unseres Faches in der überzeugendsten Weise an.

Für nicht minder wertvoll als das eben besprochene Werk hält Ref. die Historische Geographie von W. Götz, obwohl sich deren Verf. von dem Grundplane des Klarschen Sammelwerkes in höherem Maße beeinflußen ließ und sich aus diesem Grunde auf keine „eingehenden Ausführungen“ einläßt, sondern sich begnügt, „nur Reihen von kurz gefaßten Beispielen und in diesen die Aufzeigung der Grundlinien zu geben, welche regelmäßig zu berücksichtigen wären“. Verzichtet damit Götz zwar darauf, das gewiß nur höchst erwünschte Handbuch der Historischen Geographie zu liefern, so ist doch das in dem vorliegenden Werke Gebotene für den Lehrer von solchem Werte, daß wir seine Lektüre nur wärmstens empfehlen können. Wir denken hiebei zunächst an den österreichischen Lehrer, der Erdkunde und Geschichte zu unterrichten hat. In der letzteren Eigenschaft wird ihm Götz' Buch nicht nur eine reiche Fundgrube, sondern vor allem ein Muster sein, wie er auch im Rahmen des Geschichtsunterrichtes dem erdkundlichen Elemente zu schöner Geltung verhelfen kann, und wie sehr gerade historische Fragen der Erdkunde, wenn sie im Sinne der Götzschen Auffassung behandelt werden, zur Belebung und zum Verständnisse des Geschichtsstoffes beizutragen vermögen. Greifen wir aus dem Inhalte des Buches beispielsweise den Abschnitt über das Euphrat- und Tigrisland heraus, so erfahren wir im ersten Kapitel Aufschluß über die Zeit vom Beginne der babylonischen Kultur bis zum Aufhören der assyrischen Kultureinflüsse. Wir erhalten Kunde von den Wandlungen des Pflanzenkleides, der Nutzung des Bodens sowie der mit dieser Hand in Hand gehenden Entstehung von Siedlungshauptorten. Die Notwendigkeit der künstlichen Wasserfürsorge, die Anlage von Kanälen, begründet durch die in den letzten Jahrhunderten sich geltend machende Zunahme der Trockenheit, die Tieferlegung des Flußbettes und damit das Sinken des Grundwasserspiegels, das alles findet eingehende Erörterung. Aus der Einzelbetrachtung ergibt sich als Schlußstein die Besprechung der Lage in einem ganz eigentümlichen Sinne. So heißt es von Assyrien: es wurde „nach Aufnahme der babylonischen Kultur ein Land, dessen Volk seine rings umdrohte Lage in eine staatlich zentrale umänderte, allerdings ohne inneren Anschluß seiner peri-

pherischen Gebiete". Wer wollte leugnen, daß hierin ein wesentliches Moment für die Erfassung der politischen Schicksale des Landes gewonnen ist? Nach dem gleichen Plane wird in der zweiten Periode vorgegangen, die sich mit der Zeit von 880 v. Chr. bis 1260 n. Chr. befaßt. In der dritten lernen wir die Zeit des wirtschaftlichen Rückganges bei Minderung der Bodennutzung bis zum Jahre 1870 und damit wieder Momente kennen, die für das Verständnis der heutigen Kultur dieser Länder von höchstem Werte sind. Kann dieses kleine Beispiel auch nur eine schwache Vorstellung von dem reichen Inhalte des Buches geben, der in eine Besprechung der Mittelmeerzone und Mitteleuropas zerfällt und in den Schlußfolgerungen eine schöne Zusammenfassung des Einflusses der Natur und der Menschen auf die Oberfläche der Erde bietet, so glauben wir doch den Nachweis geliefert zu haben, daß das Buch dem Lehrer wirklich Brauchbares bringt und in dieser Hinsicht dem Güntherschen ebenbürtig an die Seite gestellt werden kann. Hoffen wir, daß die Klarsche Sammlung uns auch in Zukunft gleichwertiges Material beschert.

Wien. J. Müllner.

Lehrbuch der elementaren Planimetrie von Prof. Dr. B. Féaux. 9. verbesserte Aufl., besorgt durch Fr. Busch, Prof. am Gymnasium zu Arnsburg. Mit 218 Figuren. Paderborn, Verlag von Ferdinand Schöningh 1904. 216 SS.

Die bloße Tatsache, daß das Buch, welches im Jahre 1856 zum ersten Male erschien und seither mehrfach umgearbeitet wurde, im Laufe der Jahre neun Auflagen erlebt hat, läßt deutlich darauf schließen, daß es viele Freunde besitzt. Und mit Recht.

Von den meisten in Österreich gebräuchlichen Schulbüchern über denselben Gegenstand unterscheidet es sich dadurch, daß es alle in Betracht kommenden Fragen mit einer gewissen behaglichen Ausführlichkeit behandelt, ohne durch allzu große Breitspurigkeit den Leser zu ermüden oder dem Lernenden alle Gedankenarbeit vorwegzunehmen. Es wird dadurch zu einem Lehrbuch im besten Sinne des Wortes.

Der eigentliche planimetrische Lehrstoff im landläufigen Sinne umfaßt 189 Seiten, und eine Eigentümlichkeit des Buches besteht darin, daß dieser Stoff in 422 Punkten mit fortlaufender Numerierung angeordnet ist, wobei Definitionen, Lehrsätze und Aufgaben je einen Punkt in dieser Zählung bilden. Hieran schließt sich eine „Zusammenstellung der geometrischen Örter", die fünf Seiten in Anspruch nimmt und eine gute, recht nützliche Übersicht des einschlägigen Stoffes bietet.

Das Ausmaß der behandelten Materie stimmt, von Einzelheiten abgesehen, im großen und ganzen mit dem überein, was

man in Büchern ähnlicher Art zu finden gewohnt ist; nur den Elementen der projektiven Geometrie ist ein breiterer Raum gewidmet.

Den Schluß des Buches bildet ein Anhang unter dem Titel: „Einführung in den Koordinatenbegriff und einige Grundlehren von den Kegelschnitten", der allerdings auch hätte fortbleiben können; denn als „Einführung" bietet dieser Abschnitt zuviel auf gedrängtem Raume, um von dem Anfänger mit Verständnis aufgenommen zu werden; für denjenigen aber, der die analytische Geometrie planmäßig studieren will, ist das Kapitel naturgemäß zu inhaltsarm.

Die äußere Ausstattung ist eine sorgfältige und trägt viel dazu bei, das Buch zu einem angenehmen Hilfsmittel beim Unterricht zu gestalten. Die ganze Anlage ist äußerst übersichtlich; es ist nicht nur nach Kapiteln und Abschnitten des Gesamtstoffes streng eingeteilt, sondern auch die Teile jeder einzelnen Entwicklung sind wohlgegliedert. Mit Figuren ist nicht gespart. Die Resultats-, Hilfs- und Konstruktionslinien sind oft schon äußerlich als solche kenntlich gemacht.

Endlich trägt ein guter, nicht zu knapper Druck mit verschiedenen Abstufungen in Stärke und Dichte dazu bei, das Wesentliche vom minder Wichtigen, das Zusammengehörige vom Fremden zu sondern.

Die vorliegende Neubearbeitung eines Buches, dessen erste Auflage bis in die Mitte des abgelaufenen Jahrhunderts zurückreicht, vereinigt in sich die Vorzüge der älteren und neueren Schulbüchertechnik, und das Ergebnis muß als eine verdienstliche Leistung bezeichnet werden.

Laibach. Dr. Maximilian Mandl.

Dr. E. Dennert, Das chemische Praktikum. Ein kurzer Leitfaden für Schule und Selbstunterricht. Zweite umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Hamburg und Leipzig, Leop. Voss 1903. 58 SS. 8°.

In dem ansprechend ausgestatteten Büchlein sagt der Verf.: „Ich hatte bei vorzüglichem Unterricht auf der Schule auch von den Laboratoriumsübungen sehr viel gehabt, und diese Vorbildung erleichterte mir das Verständnis im chemischen Hörsaal und Laboratorium außerordentlich". Dem Verf. ist zur Gewißheit geworden, ... daß „man schon von vornherein in direkter Anknüpfung an die Unterrichtsstunden die Schüler möglichst einfache Versuche machen lassen sollte. Das Interesse der Knaben kommt dem so sehr entgegen; denn kaum wird ein anderes Fach von den Neulingen mit größerer Spannung erwartet als die Chemie, und stets finden sich zahlreiche Knaben, welche

wünschen, in dieser Wissenschaft selbsttätig zu sein, und die in der Schule gesehenen Versuche zu wiederholen. Ohne regelrechte Anleitung wird aber dies zu einem planlosen Hin- und Hertappen, das endlich, weil erfolglos, aufgegeben wird.“ Nach Ansicht des Verf. „hat die Schule die Pflicht, dieses Interesse zu pflegen und in die richtige Bahnen zu lenken; das aber kann erfolgreich nur in besonderen praktischen Übungsstunden geschehen“.

Ref. muß diesen Worten ganz und gar beipflichten und kann hinzufügen, daß dem bezeichneten Eifer der Schüler kaum Einhalt zu tun ist, ja daß sich dieselben trotz aller Abmahnung an die Wiederholung vieler Versuche heranwagen und zwar oft unter Schädigung der Börse, des häuslichen Friedens, ja selbst der Gesundheit.

Verf. hat sein chemisches Praktikum bei etwa zwei Stunden Arbeitszeit per Woche auf drei Jahreskurse verteilt.

Im ersten Jahreskursus (19 Seiten des Buches), der in der preußischen Untersekunda absolviert wird, lehnen sich die Übungen unmittelbar an das in den Unterrichtsstunden Durchgenommene an; sie sind einfach, leicht auszuführen und gefahrlos, aber doch instruktiv.

Das Verbrennungsprodukt von Natrium nach mehrtägigem Liegen „nach Geschmack“ prüfen zu lassen (Versuch 88), könnte wohl sehr gefährlich werden! .... In „(nach Geschmack und Gefühl mit retem Lackmuspapier)“ hat sich ein sinnstörender Druckfehler eingeschlichen.

Der zweite Jahreskursus (12 Seiten) ist insoferne auch noch propädeutisch, als er direkt auf die qualitative Analyse hinzielt.

Der dritte Kursus endlich (19 Seiten), der in Prima geübt wird, umfaßt die eigentliche Analyse sowie einige Darstellungen und Präparate.

Die Zusammenstellung der Versuche ist unter Zugrundelegung der Bücher von Arendt erfolgt.

Das ganze Büchlein ist mit einer angenehm auffallenden Kürze des Ausdrucks abgefaßt worden: Verf. möchte hiedurch die Praktikanten zwingen, möglichst viel durch Selbstbeobachtung zu ergänzen. Damit dies in Gestalt von fortwährendem Protokollieren und Erklären des Gesehenen leicht geschehen könne, empfiehlt Verf., das Buch mit Papier durchschossen einbinden zu lassen.

Die an einzelne Versuche angeknüpften Fragen und Bemerkungen sind meist recht anregend und belehrend, daher zweckentsprechend. Die im Vers. 54 erhaltene Eisenverbindung entspricht aber keineswegs „dem in der Natur vorkommenden Schwefelkies, die im Vers. 56 resultierende Kupferverbindung kommt nicht „als Kupferkies in der Natur vor“.

Die im Büchlein benützten Abkürzungen sind als recht gelungen zu bezeichnen; es läßt sich bei ihrer Anwendung wirklich ein bedeutendes Raumersparnis erzielen.

Das Schriftchen verdient es, nach Anlage und Inhalt von recht vielen Lesern und Praktikanten gewürdigt zu werden. Es sei deshalb besonders jüngeren Fachgenossen bestens empfohlen; manchem von ihnen wird hiedurch ein Herumtasten erspart bleiben.

Wien. Joh. A. Kail.

Ostwalds Klassiker der exakten Wissenschaften. Nr. 143—145. Leipzig, W. Engelmann.

Die erste der vorliegenden Abhandlungen bezieht sich auf die aus dem Jahre 1835 stammende Arbeit von C. Sturm über die Auflösung der numerischen Gleichungen, herausgegeben von Alfred Loewy. Die in französischer Sprache geschriebene Arbeit Sturms wurde hier zum ersten Male ins Deutsche übersetzt; die Arbeit ist jedenfalls die hervorragendste, was die Behandlung der numerischen Auflösung der algebraischen Gleichungen mit reellen Koeffizienten betrifft. In dieser Arbeit wurde zum erstenmal die genaue Anzahl reeller Wurzeln einer reellen numerischen Gleichung zwischen zwei gegebenen Zahlen bestimmt. Der berühmte Lehrsatz von Sturm wurde 1829 der Pariser Akademie vorgelegt und er bildete die Anregung für zahlreiche Arbeiten, unter anderen für das Studium der Theorie der reellen quadratischen Formen. Wir machen den Leser dieser übersetzten Abhandlungen auch auf die von dem Übersetzer und Herausgeber derselben hinzugefügten Anmerkungen, die sehr lehrreich sind, aufmerksam.

Die zweite Abhandlung umfaßt die Arbeit Keplers über Dioptrik oder „die Schilderung der Folgen, die sich aus der unlängst gemachten Erfindung der Fernrohre für das Sehen und die sichtbaren Gegenstände ergeben". Die Arbeit stammt aus dem Jahre 1611 und ist übersetzt und herausgegeben von Ferdinand Plehn. Wie der Herausgeber richtig bemerkt, muß man sich beim Studium der Dioptrik von Kepler gegenwärtig halten, daß ihm das strenge Brechungsgesetz und das Gesetz der konjugierten Brennweiten unbekannt war und daß — wenn Kepler trotzdem eine solche Fülle von richtigen Ergebnissen zutage förderte — sich gerade hierin eine divinatorische Begabung zeigt. Das lateinisch geschriebene Original wurde nur von einigen gelesen, zumal das Latein desselben nicht immer leicht verständlich war. Die Abhandlung gibt einen sehr klaren und lehrreichen Einblick in die Studien, welche Kepler zur Erfindung des nach ihm benannten Fernrohres führten.

In der dritten der vorliegenden Abhandlungen wird die Arbeit von August Kekulé über die Konstitution und die Metamorphosen der chemischen Verbindungen und über die chemische Natur des Kohlenstoffes sowie die Untersuchungen über aromatische Verbindungen von A. Ladenburg herausgegeben. Der ungeheure Wert dieser Abhandlung liegt darin, daß in derselben zum ersten Male die Vierwertigkeit des Kohlenstoffes ausgesprochen wurde, woraus die Strukturchemie sich entwickelte. Die von Kekulé geschaffene Theorie der aromatischen Verbindungen hat nicht nur auf die wissenschaftliche, sondern auch auf die technische Chemie einen sehr bedeutenden Einfluß ausgeübt. Namentlich die chemische Technik ist wenigstens teilweise auf die wissenschaftlichen Leistungen Kekulés zurückzuführen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Geschichte der Botanik in Böhmen von V. Maiwald. Wien und Leipzig, Carl Fromme 1904. 297 SS.

Auf Grund mehrjähriger Literaturstudien und mehrseitiger Anregung aus Fachkreisen hat sich Prof. Maiwald in Braunau (Böhmen) entschlossen, das vorliegende Werk zu bearbeiten, das mit Unterstützung der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen" im Buchhandel erschien. Das Buch enthält eine Fülle von biographischen, botanischen, geographischen und historischen, nach Möglichkeit aus Originalquellen geschöpften Daten zur Geschichte der Botanik in Böhmen in objektiver Darstellung und vielfach in anziehender Schilderung. Der Inhalt gliedert sich in folgende Abschnitte: 1. die botanische Vorzeit; 2. die Periode der Herbarien; 3. die Pflanzenpflege der früheren Jahrhunderte; 4. die Entwicklung des botanischen Unterrichtes in Böhmen; 5. die Botanik als *scientia amabilis* bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts; 6. die Pflanzenpflege im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; 7. die Geschichte der Botanik in Böhmen in den letzten Jahrzehnten. Die Literaturnachweise füllen einen ganzen Druckbogen in Petitdruck. Das Werk bildet ein wichtiges Kompendium der Geschichte der Botanik in Böhmen und bringt zugleich wertvolle Beiträge zur Geschichte dieser Wissenschaft in Österreich; wir müssen dem Verf. umso dankbarer sein, als seit Kaspar v. Sternbergs „Abhandlung über Pflanzenkunde in Böhmen" im Jahre 1818 keine zusammenfassende Publikation nach dieser Richtung erschienen ist. Der Verf. hat große Mühe auf das Buch verwenden müssen; es scheint aber, daß ihm diese Arbeit Freude gemacht hat. Auch Ref. freut sich, daß das Buch in Österreich erschienen ist, da

seit Jahren die österreichischen Botaniker aus guten Gründen es vorziehen, selbständige Werke im deutschen Buchhandel verlegen zu lassen.

Wien. A. Burgerstein.

Dr. M. Kraß und Dr. H. Landois, Das Pflanzenreich in Wort und Bild für den Schulunterricht in der Naturgeschichte. Mit 253 Abbildungen. 11., verb. Aufl. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung 1904. Preis Mk. 2·10.

Das in 11. Aufl. erschienene Lehrbuch der Botanik von Dr. Kraß und Dr. Landois enthält als Ergänzung der nachweisenden Übersicht der in der Pflanzenkunde gebräuchlichsten wissenschaftlichen Begriffe am Schlusse des Buches eine ebensolche Übersicht biologischer Verhältnisse. Morphologie, Anatomie, Biologie und Physiologie der Pflanzen sind nicht zusammenhängend behandelt, sondern die wichtigsten Kapitel sind an passender Stelle der Beschreibung der Pflanzen angefügt. So wird z. B. der innere Aufbau der Pflanzen der Beschreibung der Cupuliferen angeschlossen. Da der gesamte Lehrstoff auf etwa 200 Seiten zusammengedrängt ist und die 253 dem Texte beigefügten Abbildungen einen ziemlich großen Raum beanspruchen, so erklärt es sich, daß die Verf. sich häufig einer recht kurzen Ausdrucksweise bedienen mußten, und daß mancher Satz des erklärenden Lehrerwortes bedarf. Trotzdem finden wir in dem Buche alles, was wir auf der Unter- und Oberstufe vernünftigerweise von den Schülern fordern können. Auch die Biologie kommt nicht zu kurz, wenngleich sie sich nicht auffällig vordrängt. Viele werden auch damit einverstanden sein, daß das systematische Detail soweit berücksichtigt ist, daß jene Lehrer, die entgegen der jetzigen Strömung ein größeres Gewicht auf Pflanzenkenntnis legen, mit Erfolg sich dieses vortrefflichen Buches bedienen können.

Wien. H. Vieltorf.

Dr. J. B. Watson, Animal Education, an experimental study on the psychical development of the white rat, correlated with the growth of its nervous system. Chicago, the university of Chicago press, 1903. 122 pp. with three plates. $ 1·25, postpaid $ 1·35.

Es ist erfreulich, daß sich nun immer häufiger auch Naturforscher mit tierpsychologischen Fragen beschäftigen und auf Grund ihrer Forschungen Schlüsse über das Seelenleben der Tiere ziehen. Die neuere Tierpsychologie wird dadurch im Gegensatz zu der älteren allzu spekulativen Tierpsychologie auf eine gesicherte empirische Grundlage gestellt und wenn sie auch, da von den älteren

Arbeiten nur Weniges brauchbar ist, fast ganz von vorn anfangen muß, so wird es mit der Zeit doch gelingen, aus den Bausteinen, die einzelne Forscher liefern, einen einheitlichen Bau aufzuführen.

Einen solchen Baustein liefert auch das vorliegende Buch von J. B. Watson. Es bietet eine auf Beobachtung und Versuch beruhende Untersuchung über die Entwicklung des Zentralnervensystems der weißen Ratte, über die Entwicklung des Seelenlebens dieses Tieres und über die Beziehung beider Erscheinungsgruppen zueinander. Die Arbeit bietet eine sehr gründliche und wertvolle Untersuchung und kann deshalb allen Freunden der Tierpsychologie auf das wärmste empfohlen werden.

Wien. Franz Lukas.

Wörterbuch der philosophischen Begriffe. Von Dr. Rud. Eisler. (1. Lieferung.) 2., völlig neu bearb. Auflage. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1904.

Dem Berichterstatter ist es schwer, ja was den Umfang des Gebotenen betrifft, geradezu unmöglich, ein abschließendes Urteil über ein Wörterbuch zu geben, wenn ihm bloß die erste Lieferung vorliegt. Wie der Verf. selbst in dem Vorworte (S. 4) sagt, können „viele Autoren und Begriffsbestimmungen, die in den vorderen Partien des Buches noch nicht vorkommen, in späteren Teilen noch auftreten". In dieser Lage befindet sich Ref. und muß sich daher begnügen, seinen Bericht nur über die Einrichtung des Unternehmens und den Wert desselben und über einige der in dieser Lieferung enthaltenen Artikel, welche in alphabetischer Reihenfolge von dem „A" der Schullogik bis zum Begriffe „Cardinalwert" reichen, zu erstrecken.

Es unterliegt nun wohl keinem Zweifel — und die nach wenig Jahren notwendig gewordene 2. Auflage bezeugt es —, daß durch das Werk einem tiefgefühlten Bedürfnisse in philosophisch gebildeten Kreisen, die gerade in unseren Tagen immer größer werden, nachgekommen ist. Daß die „Kunstsprache", besonders der philosophischen Werke, die oft den Forderungen der Gemeinverständlichkeit Hohn zu sprechen scheint, aber auch nur scheint, weil ja die eindeutige Bestimmung der neu fixierten Begriffe auch eine vom gewöhnlichen Ausdrucke abweichende neue Terminologie unumgänglich macht, doch für viele, welche sonst Neigung und Befähigung zu philosophischem Denken zeigten, der Anlaß wird, daß sie dieser Neigung untreu werden, ist eine fast trivial zu nennende Tatsache. Allen diesen, aber auch denjenigen, die ihre philosophischen Studien durch eine Erleichterung des Verständnisses philosophischer Begriffe gefördert sehen wollen, dürfte diese „Geschichte der philosophischen Begriffe", als welches sich das Buch darstellt, willkommen sein.

Der Verf. sieht mit Recht, da dadurch der Umfang des Buches ja naturgemäß zu einer übermäßigen Ausdehnung anwachsen und dem Zwecke eines Hand- und Hilfsbuches nicht mehr gerecht werden könnte, von allen biographischen Notizen ab. Was uns geboten wird, ist eine Geschichte der Entwicklung der philosophischen Begriffe und ihrer Ausdrücke in Form eines Lexikons. Ein solches Unternehmen, soll es zu einem ersprießlichen Ziele führen, erfordert große Umsicht und noch größeren Fleiß. Denn schon die Auswahl des zu besprechenden Begriffsmaterials vom Gesichtspunkte der größeren oder geringeren Bedeutung für das philosophische Denken, aber noch mehr die Berücksichtigung des systematischen und des genetischen Momentes setzt einen durch anhaltendes Studium der philosophischen Autoren gewonnenen scharfen Blick für das Wesentliche voraus, damit nicht sehr naheliegende Wiederholungen die Übersichtlichkeit schädigen. Über alle diese Schwierigkeiten scheint der Herausgeber nach dem Eindrucke, den der dem Ref. vorliegende Teil des Buches macht, mit großem Geschick Herr geworden zu sein. Daß eine solche Arbeit immer Lücken aufweisen muß und vollkommen Abgeschlossenes nicht zu bieten vermag, ist a priori anzunehmen und teils in der an die geistige Kraft eines Einzelnen ausnehmend große Ansprüche stellenden Fülle des Stoffes, teils aber in dem nie rastenden Streben der philosophischen Forscher, in der Fixierung und Begrenzung der Begriffe fortzuschreiten, wohl begründet. Unter diesen Umständen kann es dem Buche keinerlei Schädigung bringen, wenn der Ref. sich im folgenden erlaubt, nur an Einiges zu den einzelnen Artikeln zu erinnern, das zu berücksichtigen gewesen wäre, wobei er nur solches ausgewählt hat, dessen Behandlung im späteren Teil voraussichtlich nicht zu finden sein dürfte. So scheint Ref. bei der Darstellung der Begriffsbestimmungen, die den Terminus „Abstrakt“ einerseits und „Anschaulich“ anderseits betreffen, die Stellung jenes Begriffes zu diesem nicht hinreichend berücksichtigt zu sein. Auch der Unterschied von „Anschauung“ und „Anschaulichkeit“ tritt nicht mit der erforderlichen Deutlichkeit hervor.

Bei dem Begriffe „Affirmation“ dürfte wohl nur „Bejahung“, aber nicht „Behauptung“ zur Verdeutlichung dienen, da letzteres einen größeren Umfang als ersteres hat. Wo von „Ähnlichkeit“ gesprochen ist, war schon die „Gleichheit“ als oberste Grenze, die keiner Abstufung mehr fähig ist, zu erwähnen. Daß eine neue Auflage eine genauere Behandlung des Begriffes „Annahme“ erfordern wird, als er in der vorliegenden erfuhr, ist wohl nach dem Erscheinen der „Annahmen Meinongs“, die dem Herausgeber noch nicht vorlagen, zu erwarten. Bei dem Terminus „Äquivalenz“ wäre das Verhältnis zur Äquipollenz und zur Identität zu charakterisieren gewesen. Der Unterschied von „Ausdruck“ und „Bedeutung“, wie ihn Martinak gegeben hat, tritt in den zu diesen beiden Terminis gegebenen Bestimmungen nicht zutage. Bei der

Behandlung des Begriffes „Axiom" hätte noch Höflers Bestimmung des Axioms als eines unmittelbar evidenten Urteils, auf das die mittelbar evidenten zurückzuführen sind, hinzugefügt werden sollen.

„Beieinander" synonym mit „Contiguität" zu setzen scheint Ref. nicht ganz richtig zu sein, da dieses Wort von „zeitlicher Nähe" gebraucht zu werden pflegt, während jenes auf Räumliches sich bezieht.

Bei den Ausdrücken „Beziehungen", „Beziehungsbegriffe" dürfte wohl die Erwähnung der Meinongschen Relationstheorie unerwähnt geblieben sein, weil diese offenbar erst bei dem Terminus „Relation" Berücksichtigung erfährt. Der Gefahr, irrelevante oder der Erklärung nicht bedürftige Ausdrücke mit in den Kreis der Behandlung zu ziehen, scheint der Verf. gut aus dem Wege gegangen zu sein. Wenigstens ist Ref., wenn er absieht von der wohl nicht notwendigen Erwähnung von „Ansicht = Meinung, Auffassung usw." nichts aufgefallen.

Es erübrigt dem Ref. nur noch zu bemerken, daß das Buch eine besondere Empfehlung nicht nötig hat, da es durch den Nutzen, den es stiftet, ohne Zweifel viele Freunde schon gefunden hat und sicherlich noch mehr finden wird.

Wien. Gustav Spengler.

Sauerhering, Bildnisse von Meisterhand. Stuttgart, Paul Neff 1904.

Wir haben hier den dritten Teil des „Vademecums für Künstler und Kunstfreunde" vorliegen. Dieser Teil gibt uns ein systematisch geordnetes Verzeichnis der bedeutendsten Schöpfungen der Porträtmalerei aller Zeiten. Ein derartiges Werk fehlte bisher in der Kunstliteratur. Von besonderem Werte wird es für denjenigen sein, der wirklich ein ehrliches und tiefes Interesse an der Porträtkunst hat, sowie an historisch bedeutenden Persönlichkeiten. Aber nicht nur der Kunstliebhaber, auch der Kunstfreund, der Kunstforscher und der ausübende Künstler, auch der Kunsthändler wird darin finden, was er sucht. Es sind ungefähr 4000 Bildnisse alphabetisch nach Stichworten geordnet. Die Hauptabteilungen sind „Männer-", „Frauen-" und „Kinderbildnisse". Jede dieser Gruppen gliedert sich dann weiter gemäß der sozialen Stellung der Porträtierten, ihrer geistigen oder persönlichen Bedeutung nach. Auf diese Weise finden wir in der ersten Abteilung regierende Fürsten und deren männliche Angehörige; in der zweiten Feldherrn und Staatsmänner, Politiker, Bürgermeister, Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe; in der dritten Maler, Kupferstecher, Bildhauer, Architekten; die vierte Abteilung bringt Dichter und Schriftsteller; die fünfte Komponisten, Musiker, Musikdirigenten, Bühnenkünstler; die

sechste Gelehrte, Geistliche, Mediziner, männliche Angehörige von bildenden Künstlern und anderen; die siebente endlich Gruppenbilder, insbesondere die sogenannten Doelenstücke, Regentenstücke und Anatomien.

In der zweiten Hauptabteilung finden wir: erstens weibliche Mitglieder regierender Fürstenhäuser und fürstliche Maitressen; zweitens bildende Künstlerinnen, Dichterinnen, Schriftstellerinnen, Bühnenkünstlerinnen; drittens weibliche Angehörige von bildenden Künstlern, besonders von Malern; viertens berühmte und schöne Frauen, und endlich fünftens Gruppenbilder. Die Verweise auf die Lokalitäten, wo wir die Bilder finden, sind überaus reichlich. Auch die Formate der Reproduktionen sind angegeben. Wenn wir eine Stichprobe auf Rembrandt machen, so finden wir bei 50 Selbstporträts angeführt. Daß ein derartiges Werk auch Lücken aufweist, ist selbstverständlich. Es ist kein Zweifel, daß bei neuen Auflagen, und diese glauben wir dem Werke vorhersagen zu können, vielfach Erweiterungen der einzelnen Abschnitte eintreten werden. Wir können das Buch jetzt schon wärmstens empfehlen.

Wien. Rudolf Boeck.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die Behandlung der sexuellen Frage im naturkundlichen Unterrichte[1]).

Wie sehr die alte Frage der Aufklärung der heranwachsenden Jugend über das sexuelle Leben im Mittelpunkte des Interesses beteiligter Kreise steht, das zeigte der erste internationale Kongreß für Schulhygiene in Nürnberg, auf dem diese Frage in fünf Vorträgen von Vertretern des Ärzte-, des Mittelschul- und Bürgerschullehrerstandes eingehend erörtert wurde. Ich möchte meinen eigenen Ausführungen den Inhalt dieser Nürnberger Vorträge in großen Zügen vorangehen lassen, um zu zeigen, wie man in Ländern, deren Schulwesen ungefähr auf gleicher Höhe steht wie unser österreichisches, über diese Sache denkt und was man durch praktische Versuche für Erfahrungen gemacht hat.

Dr. med. Schuschny, Schularzt und Professor in Budapest, führt ungefähr aus: Die Aufklärung der Kinder auf dem Lande sowohl, als in der Stadt geschieht zumeist durch bereits aufgeklärte Altersgenossen. Die Eltern wissen von diesen Kenntnissen ihrer Kinder zumeist nichts und selbst Kinder, die mit der größten Sorgfalt erzogen werden, können vor diesen Gefahren nicht geschützt werden. Wo die Aufklärung erfolgen soll, ob in der Schule oder zuhause, darüber sind die Meinungen geteilt. Manche Eltern hätten es lieber, die Aufklärung erfolge in der Schule, während andere nicht wünschen, daß ihre Kinder auf etwas aufmerksam gemacht werden, an das sie überhaupt nicht denken. Viele Schulmänner perhorreszieren ihre Mitwirkung bei dieser Arbeit. Die Schulmänner müssen aber von vornherein perhorreszieren, daß alle Arbeit ihnen allein zufalle. Die Eltern sollen schon vor der schulpflichtigen Zeit die Kinder

---

[1]) Vortrag, gehalten am 11. März 1905 im Verein „Mittelschule" in Wien.

so erziehen, daß sie bei Eintritt der Pubertät der Reiz des Mystischen nicht so erfasse. Zu diesem Zwecke sind Elternabende zu veranstalten, an welchen die Eltern über die Art und Weise der Aufklärung unterwiesen werden sollen. Nicht so schwierig ist im allgemeinen die Frage, ob Aufklärung in der Schule erfolgen solle, als jene, wie diese erfolgen solle. Zunächst bietet sich dazu dem Lehrer der Naturgeschichte die meiste Gelegenheit im Kapitel über Befruchtung der Pflanzen, der Befruchtung und Fortpflanzung der Tiere.

Dr. Schuschny berichtet weiterhin über die an ungarischen Mittelschulen seit Jahren geübte Praxis, in der siebenten Klasse obligaten hygienischen Unterricht zu erteilen. Im Kapitel „Infektionskrankheiten" kämen dabei immer auch die sexuellen Krankheiten zur Behandlung. Über geäußerten Wunsch des Direktors habe er selbst einmal des Jahres in einer der unteren Klassen einen Vortrag über die Gefahren und Folgen der Selbstbefleckung gehalten. Dr. Schuschny berührt auch das Dilemma, in dem der Schularzt, der zugleich Lehrer der Anstalt sei, sich befinde, wenn er mit venerischen Krankheiten behaftete Schüler entdecke, läßt diese Frage aber, ohne auf sie einzugehen, offen. Der Vortrag schließt mit der Forderung, es sei an allen Mittelschulen der obligate Unterricht in der Hygiene einzuführen, der von einem geschulten Hygieniker zu erteilen sei. Aus der Praxis dieses Lehrers, aus dem Zusammenwirken von Arzt und Schulmann werde sich dann von selbst eine neue Fragestellung ergeben und die Lösung der sexuellen Frage nähergerückt werden.

Dr. med. Oker-Blom, Dozent an der Universität in Helsingfors, geht von folgender Betrachtung aus: Alle soziale Hygiene baue auf gewisse allgemein verbreitete Kenntnisse über die Verrichtungen des menschlichen Körpers, auf das richtige Verständnis dafür, daß diese Verrichtungen sich innerhalb gewisser Grenzen bewegen müssen, damit der Mensch seinen Platz in der Gesellschaft ausfüllen könne. Jedem Mitgliede der Gesellschaft müsse es klar sein, daß die Erhaltung der Gesundheit nicht nur für dasselbe selbst eine Waffe im Daseinskampfe sei, sondern, daß sie auch dem gemeinsamen Besten und dem Wohle der Nachkommen diene; die Erhaltung der Gesundheit erhebe sich dadurch von der Privatsache zur sozialen Pflicht. Allgemeine Gesundheitslehre nebst den Grundbegriffen der sozialen Hygiene müßten daher einen Bestandteil des gesellschaftlichen Bewußtseins bilden und dem heranwachsenden Geschlechte schon in der Schule beigebracht werden. Ganz besonders gelte dies für die Hygiene der Sexualorgane. Dem stünde aber die herkömmliche Sitte im Wege, alles zu verschweigen, was die Kinder über Geschlechtsorgane und deren natürliche Bestimmung aufklären könnte, ja die Eltern leiteten die Wißbegierde der Kinder sogar irre in dem naiven Glauben, daß der natürliche Verstand sich daran genügen lassen werde. Diese wendeten sich natürlich an gefällige ältere Genossen oder an Dienstboten, wo sie leider nicht nur Aufklärung fänden, sondern wo oft schon Theorie in Praxis umgesetzt werde.

Komme es auch nicht immer zur Erlernung von sexuellen Unarten, sondern bloß zu theoretischen Betrachtungen, so sei dies doch von keiner

geringeren Bedeutung für das Gedanken- und Vorstellungsleben des heranwachsenden Geschlechtes, besonders der Knaben. Man müsse diese darüber klar werden lassen, daß der Anspruch des an und für sich zwar starken Geschlechtstriebes nicht immer auf einem physiologischen Bedürfnisse beruhe, sondern von einem ungesunden Vorstellungsleben eingegeben werde. Das Geschlechtsleben ist eine Art Nervenleben und sein Apparat wird durch geeignete Nahrung sehr leicht zu besonderer Dienstfertigkeit und Bereitwilligkeit erzogen. Diese Frühreife, diese unnatürlich gesteigerte Reizbarkeit, in der die Wurzel aller gesundheitsschädlichen Äußerungen des Geschlechtslebens zu erkennen sei, werde durch Geheimniskrämerei auf sexuellem Gebiete erzeugt, dadurch daß das Gedanken- und Vorstellungsleben infolge elterlicher Versäumnis auf Abwege gerate. Hier müsse die Schule eingreifen, da den Eltern im großen und ganzen die nötige Kenntnis zur Aufklärung fehle. Diese Aufklärung in der Schule dürfe aber nicht in einzelnen Unterrichtsstunden erfolgen; denn diese wären der Gegenstand einer besonderen, weniger erwünschten Aufmerksamkeit. In den ersten Schuljahren für 6—8 Jahre alte Schüler solle die Aufklärung über die Methode, durch welche die Natur den Fortbestand ihres Geschlechtes sichert, am natürlichsten dadurch bewerkstelligt werden, daß in den gewöhnlichen Lesebüchern dem Alter und der Klasse angepaßt Lesestücke aus dem Naturreiche eingefügt werden, welche alltägliche Erscheinungen aus dem zur Zeit konventionell verbannten Gebiete behandelt würden: eine richtige Darstellung von der Entstehung des Eies im Körper des Vogelweibchens, von der Entwicklung der Jungen im Körper der Hündin, die von der Geburt usw., welche Geschehnisse sich an ähnliche Vorgänge in der Pflanzenwelt anknüpfen ließen.

In der gedachten Richtung weiter zu wirken wäre Sache der Naturkunde, u. zw. könnte namentlich in der Zoologie der Grund zu einer rationellen Sexualhygiene gelegt werden. Würden diese Dinge erst in der Schule besprochen, dann würden gar bald auch Eltern und Vormünder sich daran gewöhnen, mit ihren Kindern davon zu sprechen. Wenn die Schule auf diese Weise dem Elternhause helfend entgegenkäme, dann dürfte jeder weitere und spezielle Unterricht in der Sexualhygiene den höheren Klassen vorbehalten bleiben.

Dr. med. Ernst Epstein aus Nürnberg betont gleich den Vorrednern, daß das Hauptübel der geschlechtlichen Verirrungen hauptsächlich darauf zurückzuführen sei, daß es der heranwachsenden Jugend überlassen bleibe, sich Aufklärung zu holen, wo sie solche finde. Die erste Instanz, welche hier Aufklärung verschaffen sollte, die Eltern, hätte bisher ganz versagt und den Lehrern diese Aufklärungsarbeit zuzuweisen, werde daran scheitern, daß diese sich selbst am meisten sträuben werden, diese Aufgabe zu übernehmen. Denn sie könnten bei einer solch heiklen Arbeit den Schülern gegenüber und den Eltern leicht in ein schiefes Licht geraten. Am zweckmäßigsten scheine ihm der Vorschlag, dem Schularzte die Aufklärung zu überlassen. Die Erörterung der geschlechtlichen Krankheiten dürfte aber nur den Teil eines zusammenhängenden Kurses der Gesundheitslehre bilden. Auch die Selbstbefleckung müßte in den Kreis der Erörterung

gezogen werden. Als Zeitpunkt dieser Aufklärung sei die 8. Klasse der Mittelschule am geeignetsten.

Dr. phil. Stanger, Realschullehrer in Trautenau, erörtert die Ursachen, warum man heute mehr als je über die sexuelle Frage spreche. Der eine suche sie in dem Fortschritte der Naturwissenschaften und besonders der Medizin, ein anderer bringe sie mit der Frauenfrage in Verbindung, die eine Lösung in der Beobachtung gleicher Rechte und Pflichten, soweit sie das sexuelle Leben betreffe, sehe; ein dritter betrachte sie als Soziologe und finde hier die Wurzel aller Schäden, ein vierter klage die schöne Literatur an, die fast ausschließlich geschlechtliche Beziehungen erörtere. Dr. Stanger selbst führt als Teilursache dieser Erscheinung das Gesetz der Reaktion an, das auch für das sittliche Leben gelte. In unserem Zeitalter der allgewaltigen Technik, der Entdeckungen und Fabriksgründungen merke der Mensch, daß trotz aller Eroberung des menschlichen Geistes die Sittlichkeit nicht vorwärts komme. Diese Einsicht verursache eine dauernde Beunruhigung des Menschen und lasse ihn der neu erworbenen Besitzungen nicht froh werden. Sein ethisches Gewissen, das empfindlicher geworden sei, forsche nach Mitteln, diese Disharmonie zu beseitigen, die schwer behoben werden könne, wenn sie einmal in Fleisch und Blut übergegangen sei. Man dürfe eben das Übel nicht aufkommen lassen. Man müsse vorbeugen: die heranwachsenden Generationen, nicht die schon herangewachsenen sittlich stärken. Die Schule könne an den sexuellen Dingen nie vorüber. Die Lektüre klassischer und moderner Autoren räume der Liebesleidenschaft und ihren Folgen den breitesten Spielraum ein. Noch bedenklicher stehe es mit dem naturgeschichtlichen Unterrichte, der in den oberen Klassen physiologische Vorgänge bei Tieren und Pflanzen entwickle, die trotz der dezenten Form den Schüler auf einmal aufklären. Die Aufklärung über die sexuellen Vorgänge und die üblen Folgen sexueller Verirrungen will Dr. Stanger auf das Minimum herabgesetzt wissen, dagegen sei anderen Präventivmaßregeln größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Schüler seien systematisch zu körperlichen Übungen, Turnen, Baden, Skilaufen, Rodeln und Fußwandern anzuhalten; die Schülerbibliotheken seien so anzulegen, daß sie nicht mehr geistige Volksküchen sind, aus denen sich nur die Ärmsten ihre Nahrung für Sinn und Gemüt holen. Die Sittenpolizei solle der Schule mehr an die Hand gehen als bisher und nicht dulden, daß Freudenhäuser in der unmittelbaren Nähe der Schule entstehen, daß die Ladenfenster der Buchhändler mit pornographischer Literatur überfüllt seien. Redner schließt mit der Forderung, die Schule sei in erster Linie berufen, auf die heranwachsende Jugend sittlich-erzieherisch zu wirken, aber sie müsse ihre Tätigkeit weit mehr als bisher in das Leben der Schüler außerhalb der Schule verlegen.

Bürgerschullehrer Alois Tluchor sieht die Ursache der geschlechtlichen Frühreife in den zur Genüge bekannten Sünden gegen die Gesundheits- und Erziehungslehre: unzweckmäßige Nahrung, zu warmes Lager, Mangel an Reinlichkeit und gewissenlose Einwirkung unwissender und unsittlicher Pfleger und Kameraden. Die Opfer der geschlechtlichen Früh-

reife und abnormalen sexuellen Funktion mit ihrem Mangel an geistiger und körperlicher Spannkraft, mit ihrem schwachen Apperzeptionsvermögen und Gedächtnisse, welche gering geschätzt 60% unserer Schuljugend ausmachen, erschweren und verzögern allen Klassenunterricht und wachsen ohne spezifische Behandlung meist zu minderwertigen Menschen heran. Die Eltern sollen in Elternkonferenzen durch Schulärzte belehrt werden, die Schule selbst müsse durch positive Maßregeln eine harmonische Entwicklung des Gesamtorganismus begünstigen.

Im naturwissenschaftlichen Unterrichte sei ein ernstes und von Bewunderung getragenes Verständnis der Befruchtungsvorgänge bei Pflanzen und Tieren zu vermitteln, damit der Ausgangspunkt für die Betrachtung des Geschlechtlichen ein ernster und darum sittlicher werde. Allgemeine hygienische Unterweisungen seien schon von der Elementarklasse an zu erteilen. Ref. habe diese Frage schon oft in Elternkonferenzen behandelt und immer die Zusicherung der Dankbarkeit und der verständnisvollen Hilfsbereitschaft geerntet. Rein sexuelle Belehrungen sollen Mittelschülern, den Gewerbeschülern und Mädchen, welche die Schule verlassen, erst vor Abgang von der Schule erteilt werden.

In der Diskussion über die gehaltenen Vorträge betont Dr. Blaschko aus Berlin, daß die sexuelle Aufklärung der Jugend in der Schule großen Schwierigkeiten begegne, weil der herrschende Lehrplan, um einen Konflikt mit der biblischen Weltanschauung zu vermeiden, absichtlich jede entwicklungsgeschichtliche und biologische Unterweisung aus dem Unterrichte der Oberstufe verbanne.

Med. Dr. Unger erwähnt, alle Ärzte wüßten seit Jahren, daß die wirksamste Therapie die Prophylaxe sei. Diese erfordere aber in diesem Falle vor allem Offenheit. Der Mensch hat Ohren zum Hören, Augen zum Sehen, er hat auch ein Organ, um das zu vollbringen, was als höchste, edelste Aufgabe ihm gestellt worden sei, sein Geschlecht fortzupflanzen. Um diese Aufgabe zu vollbringen, muß er sich schonen, alles Schädliche fernhalten, um ein kräftiges, gesundes Geschlecht fortzupflanzen. — Wann die Aufklärung beginnen solle? — Es bedürfe keiner Aufklärung, wenn nicht vorher Lüge gepredigt worden wäre; viele der aufgeworfenen Fragen wären damit erledigt, es gäbe keine anstößigen Stellen in den Klassikern mehr. Wenn von den Zeugungsorganen von vornherein wie von jedem anderen Organe gesprochen würde, dann könne man auch beizeiten von den Krankheiten dieser Organe, ihrer Verhütung und Heilung sprechen.

Unter den Thesen, welche auf Vorschlag des Hrn. Bürgerschullehrers Tluchor aus Wien und der Frau Hofrat Förster aus Nürnberg vom Kongresse angenommen wurden und dem nächsten Kongresse vorgelegt werden sollen, scheinen folgende die bemerkenswertesten:

1. Die Besprechung der Sexualorgane des Menschen vor noch nicht pubseren Schülern ist verwerflich, geboten ist dagegen eine präzise Darlegung der Fortpflanzungsvorgänge bei Pflanzen und Tieren, sowie der allgemeinen Gesundheitslehre, um ein sittlich ernstes Verständnis der für das Geschlechtsleben geltenden Natur- und Sittengesetze anzubahnen.

2. Dem Alter und dem Intelligenzgrade entsprechende sexuell-hygienische Belehrungen sind zu bieten: den die allgemeine Schule verlassenden Mädchen und Jünglingen, den Gewerbeschülern und -schülerinnen, den Studierenden der Obergymnasien und -Realschulen, der technologischen und Agrikulturschulen, ferner den jungen Männern, welche in den Militärverband eintreten oder eine Hochschule beziehen und den Brautleuten.

3. In Elternkonferenzen sollen Lehrkräfte und Ärzte sich mit den Eltern über die Grundzüge der Erziehungs- und Gesundheitslehre und deren Realisierung einigen.

Von allen Rednern des Nürnberger Kongresses für Schulhygiene, die sich mit der sexuellen Frage beschäftigten, wurde betont, daß dem naturgeschichtlichen Unterrichte an der Mittelschule die Hauptaufgabe bei der Aufklärung der Schüler über die Naturgesetze des sexuellen Lebens zufalle, zugleich aber auch die Schwierigkeit der Methode hervorgehoben. Was von den zahlreichen Erscheinungen des sexuellen Lebens den Schülern geboten werden soll, wurde nur mit wenigen Worten gestreift oder blieb ganz unerwähnt. Die folgenden Ausführungen sollen nichts weiter als ein vorläufiges Programm dessen sein, was im Rahmen des Lehrplanes für Mittelschulen den Schülern von sexuellen Erscheinungen geboten werden könnte, damit Kritik und reife Erfahrung sondere, ausscheide und hinzufüge und das für gut Befundene zur Realisierung vorschlage. Die Ausführungen wollen nur einen Teil dieser heiklen Frage der Lösung näher bringen, der mir aber der wichtigste scheint, weil von der Schule aus, die der öffentlichen Kritik am leichtesten zugänglich ist, Interesse und Verständnis dafür in das Elternhaus und die große Öffentlichkeit getragen werden wird.

Über die Form meiner Ausführungen erwähne ich, daß ich sie so gewählt habe, als ob ich zu Schülern spräche.

Von den Worten zweier Redner des Kongresses ausgehend, daß das sexuelle Leben eine Art Nervenleben sei, das durch geeignete Nahrung zu großer Bereitwilligkeit und Dienstfertigkeit angeregt werde und daß das Vorstellungsleben von der größten Bedeutung für die Auffassung des Sexuellen sei, möchte ich in Kürze die elementare Funktion dieser Vorstellungen erörtern.

Das Kind sieht sexuelle Vorgänge in der Natur, hört Gespräche über sexuelle Dinge, ohne das Gesehene und Gehörte zu verstehen, weil ihm der Begriff fehlt, auf den er das Wahrgenommene beziehen, mit dem er es verstehen kann. Wahrnehmen, Erkennen besteht in einer tätigen Wechselbeziehung zwischen Verstand (dem Vermögen der Begriffe) und den sinnlichen Anschauungen. Zahlreiche Begriffe entwickeln sich zeitlebens nicht in vielen Individuen, weil die Notwendigkeit zur Begriffsbildung nicht vorhanden war.

Alle Begriffe aber, die in inniger Beziehung mit dem vegetativen Leben entstehen, entwickeln sich mit der Zeit, die bewußte oder unbewußte Abstraktion tritt notwendig ein, veranlaßt durch Erziehung oder durch die äußeren Lebensbedingungen. — Die Begriffsbildung vollzieht

sich durch Abstraktion gemeinsamer und auffälliger Merkmale von Vorstellungsobjekten. Die abstrahierten Merkmale, welche zum Begriffe zusammengefaßt werden und einen sprachlichen Ausdruck erhalten, heißen Elemente des Begriffes. Ein Begriff ist klar, wenn durch Anleitung oder scharfe Beobachtung die wesentlichsten Merkmale als Elemente des Begriffes zusammengefaßt werden, unklar, wenn zufällige und wesentliche durcheinander als Elemente genommen werden.

Alle Denktätigkeit, besonders die Begriffsbildung, ist an die Zelltätigkeit des Gehirnes, der anatomisch und physiologisch nachgewiesenen Zentren gebunden, mag man nun von Parallelismus oder direkten Resultaten der Zelltätigkeit reden. Die Endresultate und der unserer Beobachtung zugängliche Werdegang der Apperzeption haben so viel gemeinsam mit den übrigen Erscheinungen der lebenden Zelle, daß man keinen Fehler begeht, wenn man die Gesetze der organischen Naturwissenschaft auch auf die „geistige" Tätigkeit der Gehirnzentren anwendet dort, wo andere, sogenannte rein „psychologische" Erscheinungen nicht das Gegenteil andeuten.

Es ist der lebenden Substanz der Zelle eigentümlich, daß ein wiederholt auf sie ausgeübter Reiz oder verschiedene, in bestimmter Reihenfolge ausgeübte Reize eine bestimmte Anordnung in ihrem Baue (oder im Baue ganzer physiologisch einheitlicher Komplexe, Zentren) mit sich bringt, der eine bestimmte Ordnung im Ablaufe der durch Reize angeregten Tätigkeit entspricht. Dies gilt sowohl von der Muskel- und Nervenakkommodation des Handwerkers, des Jongleurs und des Künstlers als auch von der Denktätigkeit der Gehirnzentren.

Ist einmal ein Begriff mit bestimmten Inhaltselementen entstanden, dann werden diese Elemente immer wieder als Prädikate zu dem Begriffe (der das Subjekt bildet) hinzugesetzt, es entsteht das einfachste Urteil. Diese Urteilsfällung geht umso schneller und mechanischer vor sich, je klarer und deutlicher der Begriff geworden ist, aber auch um so kritikloser, je größer der Druck der Autorität war, unter deren Einfluß die Begriffsbildung vor sich ging. Wäre das nicht der Fall, dann bliebe uns die Erscheinung unverständlich, daß normale Menschen von gleicher Anlage in die verschiedensten Denkrichtungen gebracht wurden, daß sie mit den verschiedenen, ihnen beigebrachten Begriffen die gleichen Erscheinungen des Lebens in der heterogensten Weise auffassen, ohne gegen die Überzeugung zu denken und zu handeln. Der Theologe denkt eben über die Naturwissenschaft theologisch, der Naturhistoriker über die Theologie naturphilosophisch.

Wenden wir das Gesagte auf die sexuelle Frage an.

Der sexuelle Trieb beginnt beim Menschen mit dem 13., 14. Lebensjahre. Er ist eine natürliche und notwendige Lebenserscheinung, gebunden an ein physiologisches Substrat. Infolge des innigen Zusammenhanges aller Körperteile wird auch das Hirn affiziert, es entstehen die unbewußten und unklaren Gefühle, die allgemein bekannt sind. Zugleich steigert sich mit der Entwicklung der Gehirnzentren die Denktätigkeit,

jene natürliche Neugierde und Aufmerksamkeit auf äußere Vorgänge. Anschauung und Belehrung von Unberufenen lassen den Knaben gar bald die sexuellen Vorgänge in der Tierwelt, die auf das sexuelle Leben bezüglichen schmutzigen Reden verstehen. Die Einzelheiten des Begattungsaktes, die sinnliche Aufregung, obszöne Worte und Geberden und vor allem die mit krankhafter und zügelloser Phantasie ausgemalten Verheißungen sinnlicher Lust sind die Vorstellungen, aus denen von Anfang an der Begriff des Geschlechtslebens gebildet wird. Dazu kommt noch, daß von Seite der Eltern und Lehrer alles, was auf das Geschlechtsleben Bezug hat, als unmoralisch und unschön hingestellt wird, so daß der Knabe die Überzeugung gewinnt, das Geschlechtsleben sei an und für sich etwas Unschönes und Unnatürliches, abgesehen von den Widersprüchen, die sich in ihm bilden müssen, wenn er einsehen lernt, daß er selbst durch einen Fortpflanzungsprozeß entstanden ist, daß der Staat und die Religion die Ehe heiligen und in gesetzlichen Schutz nehmen. Zahlreiche sexuelle Elemente schließt der Begriff „Liebe" in sich. So oft der Jüngling von Liebe hört, liest, so oft er zwei Leute verschiedenen Geschlechtes beisammen sieht, aus ihren Gesten und Worten auf „Liebe" schließt, werden sich mechanisch jene Urteile bilden, die zur „Liebe" als Subjekt, alle jene ihr gewordenen Inhaltselemente als Prädikate einstellen. Werden nicht auch alle seine Phantasiegebilde dieser Art aus jenen Elementen bestehen?

Die Bildung des Begriffes „sexuelles Leben" soll sich im Schüler unter Leitung des Lehrers, unter dem autoritativen Einflusse der Schule vollziehen. In Anpassung an den gegenwärtigen Lehrplan denke ich mir diesen Entwicklungsgang in fünf Stufen geteilt, die sich mit fünf steigenden Klassen, damit auch mit gewissen Altersstufen und Entwicklungszuständen des menschlichen Körpers und Geistes decken.

I. Stufe. In der ersten Klasse bei der Besprechung der Haussäugetiere, der Katze, des Hundes erklären wir den Begriff Säugetier. Die Tiere nähren ihre neugeborenen Jungen mit einer Absonderung der Milchdrüsen; die Jungen entstehen im Innern des Muttertieres in einem besonderen sackförmigen Behälter; wie der Magen nur der Aufnahme und Verdauung der Speisen dient, die Lunge der Atmung, so ist dieser Behälter, der nur dem Weibchen eigen ist, ausschließlich dazu bestimmt, junge Tiere, die anfangs nicht größer sind als ein Hirsekorn oder eine Erbse, heranwachsen zu lassen. Wir merken das Wachstum der Jungen daran, daß der Körper des Muttertieres anschwillt. Nach einer bestimmten Zeit, beim Hunde in 62 Tagen, sind die Jungen so groß, daß sie den Aufenthalt außerhalb des mütterlichen Körpers ohne Schaden vertragen können; sie werden geboren, d. h. sie verlassen den mütterlichen Körper durch eine Öffnung, durch welche sonst der Harn ausgeschieden wird. Körperöffnungen zur Ausscheidung der nicht verdauten Nahrungsstoffe besitzen alle Säugetiere zwei: den After, aus dem die Kotballen austreten, und in der Nähe des Afters eine zweite, aus der der Harn austritt, das ist jene Flüssigkeit, die aus dem Blute ausgeschieden wird.

Beide Ausscheidungen sind für den Lebensprozeß des Tieres von großer Wichtigkeit, sind etwas Natürliches und daher nicht widerwärtig.

Ich bespreche diese drei verschiedene Funktionen des Säugetieres gleichzeitig, weil sie tatsächlich im Gedankenleben des Knaben nahe bei einander liegen und durch die gleichzeitige Erwähnung der ihm am eigenen Körper bekannten Funktionen auch der dritte eigentlich zu erklärende natürlich wird.

Die Beuteltiere geben Gelegenheit, auf das Heranwachsen der Jungen im mütterlichen Körper nochmals zurückzukommen. Infolge ihrer unvollkommenen Gestalt bei der Geburt müssen diese daher in einer Hautfalte am Bauche durch Milchdrüsen ernährt weiterwachsen, bis sie sich frei auf der Erde bewegen können.

Die Insekten legen Eier, aus denen nach mannigfacher Verwandlung das vollkommene Insekt entsteht. Wir zeigen unter dem Mikroskope den Eierstock eines weiblichen Maikäfers. In dem handförmig verzweigten Gebilde sind winzige Eichen zu sehen, die immer größer werden, je näher sie dem Ausgange liegen, der oft röhrenförmig verlängert ist (Legeröhre).

Der botanische Unterricht im zweiten Semester entwickelt die Grundbegriffe der Morphologie und führt in die Blütenbiologie ein. Betreffs der Vermehrung wird nur erwähnt, daß notwendigerweise Blütenstaub (Pollen) auf die Narbe einer Pflanze gelangen muß, damit im Inneren des Fruchtknotens aus den winzigen Samenanlagen wirkliche keimfähige Samen hervorgehen.

II. Stufe (2. Klasse). In der zweiten Klasse erklären wir bei der Besprechung der Henne den Vorgang des Eierlegens. (Ich benütze dazu gewöhnlich eine geöffnete Taube und ein Hühnerei.) Im Körper des weiblichen Vogels findet sich ein sogenannter Eierstock, der aus einer Menge hirsekorn- bis erbsengroßer Kügelchen, den Eiern, besteht; die größten dieser Eier lösen sich los und wandern durch einen Schlauch, den Eileiter, wo sie mit dem gelben Dotter, dem Weißei und schließlich mit einer harten Kalkschale umgeben werden. Das fertige Ei verläßt den Körper durch den After; denn die Vögel, Kriechtiere und Lurche besitzen nur eine Auswurfsöffnung für die Kotballen und den Harn, und durch diese Öffnung wird auch das Ei geboren. Nur aus dem erbsengroßen Bläschen des Eierstockes entwickelt sich das Hühnchen, der gelbe Dotter und das Weißei dienen nur dazu, das wachsende Hühnchen zu ernähren, weil es nicht wie die Jungen des Säugetieres im mütterlichen Körper durch die Körpersäfte ernährt werden kann. In gleicher Weise entsteht das Ei der Kriechtiere, das auch in seiner Gestalt dem Vogelei ähnlich ist.

Bisher wurde die Rolle des Männchens bei der Fortpflanzung nicht berührt. Dazu findet sich Gelegenheit bei den Fischen. Bei der Besprechung des Karpfens pflege ich zu sagen: Wenn euere Mutter einen Karpfen kauft, wünscht sie meist einen Rogner und ist sehr ungehalten, wenn sie einen Milchner erhält. Was ist ein Rogner, was ein Milchner? Die meisten Schüler können aus eigener Anschauung die richtige Antwort

geben. Ich erkläre sodann: Der Rogen sind die Eier des Weibchens, sie sind groß und mit bloßem Auge sichtbar (ich erinnere an den Laich der Frösche, Kröten, den Kaviar). Aber auch alle männlichen Tiere erzeugen in ihrem Körper ähnliche bläschenförmige Gebilde, die winzig klein sind und in ihrer Menge als milchige Flüssigkeit erscheinen. Beide Arten von Fortpflanzungszellen werden ins Wasser entleert, damit sich je eine große weibliche Zelle mit einer kleinen männlichen verbinde; denn nur aus der Verbindung der beiden kann ein neues Tier entstehen. Diesen Vorgang der Befruchtung erwähne ich nochmals bei den Stachelhäutern und Quallen.

Ich muß allerdings gestehen, daß ich auf die Frage eines Schülers, wie die Verbindung der Keimzellen bei den Saugern und Vögeln vor sich gehe, nichts zu sagen wüßte, als: „Das werdet Ihr später erfahren“.

Da eine solche Frage aber noch nie an mich gestellt wurde, dürfen wir wohl mit Recht schließen, daß an den meisten Schülern der unteren Klassen die Sexualerscheinungen der Tierwelt unbeachtet vorüber gehen.

Im botanischen Unterrichte des zweiten Semesters können wir bei Besprechung der Befruchtungsvorgänge phanerogamer Pflanzen der getrennt geschlechtlichen Befruchtung und den Vorteilen derselben einen breiten Raum gönnen und auf die analogen Vorgänge bei den Fischen, Fröschen, Seesternen und Quallen hinweisen.

Wie der naturgeschichtliche Unterricht in den unteren Klassen durchaus analytisch ist, der gegebene Begriffe in ihre Elemente zerlegt, neue einfügt und dadurch Klarheit der Anschauung schafft, so zerlegen wir auf die angedeutete Weise sukzessive die einzelnen Inhaltsteile des Begriffes „sexuelles Leben“ in seine Elemente, ohne den Schülern auf einmal Aufklärung zu schaffen. Im synthetischen Unterrichte der oberen Klassen können wir aus den einmal geschaffenen Teilbegriffen unter Zugrundelegung eines zahlreichen Tatsachenmateriales den Begriff des Sexuellen im Schüler selbst entstehen und bilden lassen und dadurch Klarheit des Denkens erzielen. Bei der Synthese muß aber naturgemäß dem Denkprozesse mehr Raum und Zeit gegönnt werden, damit die Apperzeption normal und lückenlos vor sich gehe.

III. Stufe (5. Klasse). Die Botanik in der fünften Klasse bietet zunächst Anlaß, dem Schüler Einblick in die sexuellen Vorgänge zu gewähren. Die einfachsten einzelligen Pflanzen teilen sich und vermehren sich dadurch (sie teilen sich noch nicht, um sich zu vermehren). Die Teilungsfähigkeit ist eine Grundeigenschaft der lebenden Zelle wie die Bewegung, die Ernährung, das Wachstum, sie bedingen die Lebensfähigkeit derselben.

Mit dem Aufbaue des Pflanzenkörpers und der damit notwendig gewordenen Differenzierung und Arbeitsteilung hat auch eine besondere Zelle oder ein Zellkomplex die Arbeit übernommen, durch Teilung die Keime für neue Individuen zu bilden. Schon bei einzelligen Pflanzen tritt neben diesem einfachsten Vermehrungsvorgange ein anderer auf, indem immer erst das Verschmelzungsprodukt zweier Zellen zum Keime für ein werdendes

Individuum wird. Bei höheren Algen ist eine Arbeitsteilung zwischen den beiden Zellen eingetreten: die größere Zelle (Eizelle) enthält allein die Baustoffe der neuen Pflanze, ist daher größer, schwerer und unbeweglich. Die kleinere männliche Zelle ist entlastet worden, ist daher beweglicher und mit Bewegungsorganen ausgerüstet, um die weibliche Zelle aufzusuchen. Zugleich können aus einer Zelle der Mutterpflanze zahlreiche kleine männliche Zellen entstehen, die Wahrscheinlichkeit der Befruchtung wird dadurch größer.

Der Grund, warum zwei Zellen als Grundlage eines neuen Individuums notwendig sind, leuchtet aus mehrfachen Beobachtungen ein. Wir können im täglichen Leben sehen, daß gesunde Bäume zahlreiche und gesunde Früchte tragen, kranke wenige und verkümmerte. Dasselbe gilt von den Tieren und dem Menschen. Aus den zahlreichen gesunden Samen gehen wieder gesunde Pflanzen hervor, aus den verkümmerten verkümmerte Pflanzen. Man sagt, ein Organismus vererbt seine Eigenschaften durch die Keimzellen (Samen) auf die Nachkommen. Wenn nun aus zwei Keimzellen verschiedener Individuen ein neues hervorgeht, können dadurch die Schwächen des einen durch die Vorzüge des anderen wieder ausgeglichen werden, durch Summierung der Vorzüge entstehen besonders kräftige Organismen, denen gegenüber die schwächlichen bald erliegen, weil sie sich den Lebensbedingungen nicht anpassen können. So erhält sich in der Natur durch die gegetrennt geschlechtliche Vermehrung und natürliche Auslese das Taugliche, das Untaugliche geht zugrunde.

Ebenso sehen wir im täglichen Leben bei Tieren und Pflanzen, daß nicht alle Individuen, die von einer gemeinsamen Mutter stammen, ganz gleich sind. Wenn nun zwei Keimzellen verschiedener Individuen mit ungleichen Eigenschaften der Eltern sich vereinigen, so wird das daraus hervorgehende Individuum noch mehr solch kleiner Veränderungen zeigen und dadurch befähigt sein, den immer wechselnden Lebensbedingungen sich anzupassen.

Der Wichtigkeit und Notwendigkeit der Vereinigung von Eizelle und Spermatozoid entsprechen die Schutz- und Hilfsapparate. Die höheren Algen erzeugen Höhlungen im Pflanzenkörper, in denen die Keimzellen ungestört zur Entwicklung kommen können. Aus dem Halse der flaschenähnlichen Archegonien der Moose und Farne tritt ein Apfelsäure enthaltender Schleim aus, der im Wasser sich auflöst und die Spermatozoiden anlockt. Die meisten im Wasser lebenden niederen Pflanzen erzeugen Spermatozoiden, welche für das Wasser eingerichtete Fortbewegungsorgane besitzen.

Hat sich die Pflanze dem Landleben angepaßt, dann sind auch die Vermehrungsorgane anders gebaut. Die Zahl der männlichen Keimzellen (jetzt Pollen geheißen) nimmt zu, die einzelnen Pollen haben Flugorgane (Koniferen), denn der Luftzug befördert sie weiter, nur wenige gelangen zufällig ans Ziel, wo sie an der klebrigen Kappe der Samenanlage haften bleiben und sich durch Austreiben eines Schlauches einen

Weg zur Eizelle bahnen. Diese ist nämlich durch eine äußere Hülle geschützt vor Verletzungen, denen sie in der Luft leichter ausgesetzt ist als im Wasser.

Schon frühzeitig im Systeme des Pflanzenreiches tritt uns die Erscheinung entgegen, daß zweierlei Individuen derselben Art sich in der Erzeugung der Eizellen und Spermatozoiden geteilt haben. Man unterscheidet demnach weibliche und männliche Individuen, man sagt, die Art ist getrennt geschlechtlich. Der Zweck dieser Einrichtung ist, die Eizellen und Spermatozoiden desselben Individuums an der Vereinigung zu verhindern, Inzucht hintanzuhalten.

Der gleiche Zweck wird auch damit erreicht, daß auf Individuen mit großer Oberfläche (Bäume) an verschiedenen Stellen Eizellen und Pollen entstehen.

Bei den Angiospermen greift ein neuer Faktor in die Befruchtungsvorgänge ein. Die Pflanze tritt in ein Wechselverhältnis zur Insektenwelt, denen sie einen Teil ihres Körpers (Pollen und ausgeschiedenen Zuckersaft) als Nahrung bietet, dafür aber unabsichtlich von diesen bestäubt und als Folge davon befruchtet wird.

Die Insekten sind Tiere mit ausgebildeten Sinnesorganen. Geruchs- und Gesichtssinn leiten sie zumeist bei ihren Bewegungen. Farben und Düfte sind es daher, die in allen Abstufungen an den Befruchtungsorganen als Lockmittel den Pflanzen werden mußten, sollten die beweglichen, in so großer Anzahl vorhandenen Tiere nicht nur zufällig, sondern gewohnheits- und instinktmäßig die Blüten als Nahrungsquellen aufsuchen.

Die Differenzierung und Arbeitsteilung, die alles Leben beherrscht, machte sich auch hier geltend. Verschiedenen Insekten paßten sich bestimmte Pflanzen in besserer Weise an, erleichterten ihren spezifisch gebauten Organen das Eindringen in die Blüten, die eine Art von Nektar schmeckte dem Nachtschmetterling besser, die andere dem Käfer. So sehen wir in derselben Gattung bei Erhaltung der gemeinsamen Gattungsmerkmale den verschiedenartigsten Blütenbau.

IV. Stufe (6. Klasse). Gab der botanische Unterricht Gelegenheit, alle sexuellen Erscheinungen dem Schüler ohne Einschränkung zur Anschauung an Objekten zu bringen, so wird der zoologische Unterricht bedachtsame Auswahl des Stoffes und tätigeres Mitwirken des Lehrers durch die Autorität des gesprochenen Wortes und vor allem seiner Person erfordern.

Die äußere Form des Befruchtungsaktes wird eine andere. Es treten jene dem Wissenden zwar zweckmäßig erscheinenden und unanstößigen Begattungsorgane auf, welche die Aufmerksamkeit des Schülers in erster Linie erregen und an welche sich leicht obszöne Vorstellungen knüpfen. Das aber wollen wir nach Möglichkeit verhindern, daß dieses für die Begriffsbildung nebensächliche Element als wesentliches in den Vordergrund trete.

Wie bei den Pflanzen ist auch im Tierreiche die Fortpflanzung durch geschlechtlich gesonderte Zellen verschiedener Individuen eine notwendig gewordene Lebenserscheinung. In zweiter Reihe erst kommt

es zu Anpassungserscheinungen, welche dem Medium entsprechend, in welchen das Tier lebt, die Vereinigung der Keimzellen ermöglichen.

Die Protozoën vermehren sich durch Teilung gleich den einzelligen Pflanzen. Die Spongien erzeugen in allen Teilen ihres Körpers Eizellen und Spermatozoën, die nach außen gelangen und sich im Wasser vereinigen. Im Wasser geht auch die Entwicklung des neuen Individuums vor sich.

Bei den Quallen, Polypen, Stachelhäutern sind es bereits bestimmt umgrenzte Gewebestellen, aus denen sich die Keimzellen entwickeln, deren Vereinigung und Weiterentwicklung im Wasser geschieht.

So verschiedenartig der Körperbau der im Wasser lebenden Tiere ist, so verschiedenartig ihre Zugehörigkeit zu einem bestimmten Stamme und ihre Entwicklungshöhe innerhalb des Stammes ist, in den meisten Fällen werden die Keimzellen in das Wasser abgelegt, wo sich Vereinigung und Entwicklung ohne Zutun der Eltern vollzieht.

Eine Änderung dieses Vorganges tritt ein, wenn die Tiere sich dem Landaufenthalte angepaßt haben. Ihr gesamter Körperbau zeigt andere Formen, Schutzeinrichtungen gegen zu schroffen Wechsel der Temperatur und Transpiration, Bewegungsorgane, der Fortbewegung in der Luft und auf der Erde angepaßt.

Die Keimzellen können nicht mehr außerhalb des mütterlichen, bezw. väterlichen Körpers zur Entwicklung kommen. Die weichen, zarten Zellen würden sofort vertrocknen und absterben, da dem gesamten Tierreiche die für die Pflanzen charakteristische derbe Zellwand fehlt. Es konnte daher auch die Keimzelle keine schützende Hülle wie das Pollenkorn erhalten.

Die Eizelle bleibt von nun an im Körper des Muttertieres. Hier entsteht ein Eierstock (Insekten, Reptilien, Vögel als Demonstrationsobjekte) mit Hilfsorganen, in dem das Ei zur Reife kommt. Die männlichen Keimzellen entstehen in einem dem Eierstocke ähnlichen Organe, den Hoden (Demonstrationsobjekt: ein männlicher Vogel, ein Insekt) und gelangen durch die Samenleiter, die sich bei den Säugetieren mit den Harnleitern vereinigen, nach außen und in den Körper des weiblichen Tieres. Hier gelangen sie in eine taschenförmige Ausstülpung des Eileiters, die Samentasche, und können Tage, Wochen, ja selbst Jahre lang lebend bleiben (Bienenkönigin), bis sie mit den Eizellen in Berührung kommen (Demonstrationsobjekt: Eiapparat eines Insektes, eines Vogels).

Bei den Vögeln fällt das Ei aus dem Eierstocke in die Bauchhöhle und gelangt durch die Wimperbewegung der Trichterzellen in den Eileiter, verschmilzt, während es auf dem Wege nach abwärts die Samentasche passiert, mit einem Spermatozoon und erhält auf dem weiteren Wege Nahrungsdotter und eine schützende Hülle.

Die Eier der Reptilien, Vögel und Insekten werden im mütterlichen Körper befruchtet, entwickeln sich aber zum Embryo außerhalb des Körpers, geschützt durch eine feste Hülle und vom mütterlichen Organismus schon früher mit Baustoffen versorgt. Es liegt nahe, den Schülern den Vergleich zu machen, daß das Sauropsidenei, das ja tat-

sächlich die ersten Entwicklungsstadien gleich dem Pflanzenembryo im mütterlichen Körper durchmacht, ebenso mit Baustoffen versorgt wird wie der Embryo der Phanerogamen mit Endosperm und Stärke in den Keimblättern.

Den Übergang von den Sauropsiden zu den Säugetieren bilden die Kloakentiere. Wie durch andere anatomische Merkmale (Halsrippen, Episternum, Form des Steigbügels, nicht spiralig gewundene Schnecke, Vorhandensein von Knorpeln in der Sklera des Auges, niedere Körpertemperatur) stehen sie auch durch ihre Fortpflanzung den Sauropsiden näher als den Säugetieren. Das Schnabeltier legt hartschalige Eier in Sandgruben, die ausschlüpfenden Jungen werden bereits durch Milch, einer Absonderung der im Tierreiche zum erstenmale auftretenden Milchdrüsen ernährt. Saugwarzen fehlen noch. Der Schnabeligel legt das Ei nicht ab, sondern brütet es in einer sackförmigen Vertiefung an der Bauchseite aus, die auch später zum Aufenthaltsorte der Jungen dient. Der Eiapparat der Kloakentiere gleicht ganz dem der Vögel; Eileiter und Eierstöcke sind aber beiderseitig entwickelt.

Bei den Beuteltieren, deren Körperbau eine höhere Entwicklungsstufe dokumentiert, gewinnt der erweiterte Abschnitt der beiden Eileiter, der Uterus, erhöhte Bedeutung. In ihn gelangt das Ei, nachdem es den Eierstock verlassen hat, durch den verschmälerten oberen Teil des Eileiters und verschmilzt hier mit dem Spermatozoon, das durch die Kloake eindrang. Das befruchtete Ei bleibt im Uterus und entwickelt sich hier zum Embryo, der seine Baustoffe aus der nächsten Umgebung aufsaugt; den er schwimmt in einer nährstoffreichen Flüssigkeit, die von den Uteruszellen abgeschieden wird, wie sie im Eileiter der Sauropsiden als Eidotter der befruchteten Eizelle mitgegeben wurde. Der Embryo der Beuteltiere verläßt in noch nicht vollkommen entwickeltem Zustande (beim Känguruh 2—3 *cm* lang) den mütterlichen Körper durch den dritten Abschnitt des Eileiters, den Gebärgang, dessen Endabschnitt auch die Einmündungstelle der Harnleiter zeigt und Urogentialkanal genannt wird. Urogenitalkanal und Enddarm verschmelzen beim Ausgange zu einer einzigen Körperöffnung.

Bei den eigentlichen Säugetieren sind die beiden Gebärgänge zu einem verschmolzen, der Urogenitalkanal mündet gesondert vom Darmkanal und unter ihm.

Durch Zurückweichen der Scheidewände wird aus dem doppelten Uterus ein zweihörniger (Pferd), der schließlich zum einfachen Uterus der meisten Säugetiere und des Menschen wird.

Ein Fortschritt in der Embryonalentwicklung gibt sich dadurch kund, daß der Embryo mit der äußersten seiner Hüllen an der Uteruswand des Muttertieres festwächst, daß dadurch die in ihm sich entwickelnden Gefäße mit denen des Muttertieres in direkte Kommunikation treten und die Baustoffe zum Wachstum erhalten. Unmittelbar vor der Geburt löst sich die Eihülle von der Uteruswand los und verläßt mit dem Embryo, der sie schon gesprengt hat, den mütterlichen Körper.

Die Tiere sind mit Sinnesorganen ausgestattet, mittelst denen sie äußere Reize empfangen und die Objekte der Außenwelt wahrnehmen. Drei Sinne, Gesicht, Gehör und Geruch sind dazu geworden, Gegenstände aus der Ferne wahrzunehmen.

Wie die angiospermen Pflanzen Schauapparat und Düfte entwickeln mußten, sollte eine Anlockung der Insektenwelt aus der Ferne möglich werden, so treten in der Tierwelt die auf die Fernorgane wirkenden Reizphänomene in der mannigfaltigsten Form in den Dienst der Fortpflanzung, um die zerstreut lebenden Individuen verschiedenen Geschlechtes zusammenzubringen, z. B. der scharfe Duft der Raubtiere, ihre Stimme, der Gesang der Vogelmännchen, die Duftschuppen der Schmetterlinge, das farbenschimmernde Gefieder der vielen Vogelmännchen; ferner die Erscheinungen der sogenannten Hochzeitsfarben bei Fischen, Amphibien, Reptilien und Vögeln, die den Schülern freilich nicht so erklärt werden dürfen, als ob das Weibchen (Fische!) dem schöneren Männchen aus ästhetischen Gefühlen folge; Hochzeitsfarben üben einen ähnlichen Reiz auf das Weibchen wie der Duft oder die Stimme des Männchens, sie veranlassen es, mit einem Männchen, das z. B. das schönste Gefieder besitzt, sich zu verbinden, ich sage „zur Fortpflanzung, zur gemeinsamen Arbeit beim Nestbaue und der Erziehung der Jungen".

Diese Tatsachen der sexuellen Zuchtwahl sollen dem Schüler nicht verschwiegen werden, denn sie beweisen nur, wie notwendig die Fortpflanzung in der organischen Natur ist, sie bringen die Überzeugung, daß alle heterosexuellen Erscheinungen nur den einen Zweck verfolgen, die Vereinigung der Keimzellen zu ermöglichen und diesem Zwecke gegenüber als Nebendinge zu betrachten sind.

Ich kann mir die Einsicht nicht versagen und müßte mein eigenes Empfinden als ein fremdartiges bezeichnen, wenn diese Reihe naturnotwendiger Erscheinungen, die mit der Vervollkommnung des gesamten Körperbaues gleichen Schritt hält, und selbst der Vervollkommnung entgegengeht, auf das Denken des Jünglings ohne Einfluß bleiben sollte.

Auf diese Weise haben wir den freien Denkprozeß nicht nur in bestimmte Bahnen gelenkt, sondern auch das Vorstellungsleben bis zu einem gewissen Grade mechanisiert, indem bei jeder auftauchenden sexuellen Vorstellung durch die willkürlich nicht zurückzudämmende Assoziation doch wieder jene Vorstellungselemente sich einfinden werden und vielfach auch in der ernsten Form, in der sie in der Schule geboten wurden. Damit wäre nach meiner Ansicht die zur Aufklärung der Schüler beitragende Tätigkeit des Naturgeschichtslehrers erschöpft.

V. Stufe. Alles andere, speziell das menschliche Sexualleben Betreffende und alles Pathologische gehörte in den hygienischen Unterricht, der sich einstündig in der Septima dem zoologischen Unterrichte anschließen soll. Diesem hygienischen Unterrichte, der von einem Hygieniker zu erteilen ist, fiele auch die gesamte Somatologie zu und auf diesen Punkt möchte ich die Aufmerksamkeit besonders lenken.

Der zoologische Unterricht in der Sexta wäre dadurch nicht nur eines Ballastes entledigt, es wäre eine zweite Frage mit Leichtigkeit zu

lösen: die des Lehrganges, denn nur dadurch, daß die Lehre vom menschlichen Körper an der Spitze des Lehrganges steht, muß auch das ganze System in umgekehrter Reihenfolge gelehrt werden, nicht zum Vorteil des Gegenstandes und nicht zu dem der Schüler.

Indem ich in meinen Ausführungen die Entwicklung des Begriffes „sexuelles Leben“ in aufsteigender Reihe dargestellt habe, gestehe ich, nicht einsehen zu können, wie dies gerade in der Zoologie in umgekehrter Reihenfolge möglich wäre. Denn weil die einfachen sexuellen Vorgänge niederer Tiere den analogen Erscheinungen beim Menschen ferne liegen und nach unserer konventionellen Ansicht nicht undezent sind, lassen sie ja nur durch Vergleich und Hinweis darauf eine dezente Erklärungsform von Erscheinungen zu, die im Sinne des Schülers bisher anstößig und obszön waren.

Wäre der Lehrstoff der Sexta erst einmal ausschließlich Zoologie, dann kann ich keine Gründe finden, weshalb das System nicht in natürlicher Reihenfolge vergleichend-anatomisch und entwicklungsgeschichtlich behandelt werden sollte. Denn nur die Schlüsse, die aus der vergleichenden Entwicklungsgeschichte der Wirbeltiere gezogen und auf den Menschen angewandt werden könnten, haben offenbar die hohe Unterrichtsverwaltung bewogen, den Lehrgang zu ändern. Dieser maßgebendste Grund fiele hinweg, wenn Somatologie mit Hygiene zeitlich und sachlich von der Zoologie getrennt würden.

Im innigsten Zusammenhange mit der Frage der sexuellen Aufklärung in der Schule scheint mir die der Aufklärung der Eltern zu stehen. In Elternkonferenzen sollen die Eltern nicht nur über den Inhalt und die Form der Aufklärung, die ihren Kindern zuteil wird, orientiert werden, sie selbst sollen unterrichtet werden, wie sie im Einklange mit der Schule ihren Kindern gegenüber in sexuellen und hygienischen Fragen sich verhalten sollen.

Wenn wir auch durch unsere Aufklärungsarbeit keine Panazee gegen alle sexuellen Verirrungen werden schaffen können, wie es auch der Antiseptik und Serumbehandlung nicht gelungen ist, nur positive Resultate zu erzielen, aber ein günstiges Durchschnittsergebnis steht uns wohl sicher in Aussicht, wenn Lehrer, Eltern und Arzt in dieser wichtigen Sache gemeinsam vorgehen.

Ich fasse meine Ausführungen in einige Leitsätze zusammen:

1. Die Aufklärung der Schüler des Gymnasiums vollzieht sich in fünf Stufen (I., II., V., VI., VII. Klasse).

2. Die Aufklärung in den unteren Klassen beschränkt sich auf Teilvorgänge der sexuellen Fortpflanzung, u. zw. in der I. Klasse: Entstehung und Geburt der Säugetierjungen, Entstehung der Insekteneier; in der II. Klasse: Entstehung und Geburt des Reptilien- und Vogeleies, Befruchtung der Fisch- und Lurcheneier, der Eier des Seeigels und der Quallen. Der Begattungsakt wird dabei nicht erwähnt.

3. Die Begriffsbildung „sexuelles Leben“ vollzieht sich im botanischen und zoologischen Unterrichte des Obergymnasiums in synthetischer Form, wobei kein wesentliches Moment verschwiegen werde, der

Begattungsakt als minder wesentlich unerwähnt bleibe oder in den Hintergrund trete.

4. Alles den Menschen betreffende Sexuelle und alles Pathologische bleibe dem hygienischen Unterrichte überlassen, der mit einer wöchentlichen Stunde in der Septima auch die gesamte Somatologie behandle.

5. Der Lehrstoff der Naturgeschichte in der VI. Klasse umfasse nur die Zoologie; das natürliche System werde in aufsteigender Reihe behandelt.

6. In Elternkonferenzen mögen die Eltern über die Art der ihren Kindern zuteil werdenden Aufklärung unterrichtet und zugleich angeleitet werden, im Einklange mit der Schule auf diesem Gebiete zu wirken.

Teschen. Dr. Franz Sigmund.

Lehmann Rudolf, Lehrbuch der philosophischen Propädeutik. Berlin, Reuther u. Reichard 1905. Preis 3·60.

Es ist bekannt, daß Lehmann wiederholt für die Einführung eines eigenen Unterrichtes in der philosophischen Propädeutik an den Gymnasien in Preußen mit Wärme eingetreten ist. Sein Buch „Der deutsche Unterricht“ enthält einen eigenen, auch die österreichischen Verhältnisse berücksichtigenden Abschnitt über diesen Gegenstand; die wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Luisenstädtschen Gymnasiums in Berlin 1900 handelt „Über philosophische Propädeutik“, und vor kurzem erst erschien von ihm in der Sammlung von „Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie“ von Ziegler und Ziehen eine sehr beachtenswerte Arbeit unter dem Titel: „Wege und Ziele der philosophischen Propädeutik“. Hier sind sämtliche Grundsätze, welche Lehmann früher über diesen Gegenstand aufgestellt hat, in neuer Beleuchtung vorgetragen, nur noch erweitert nach der praktischen Seite hin, indem uns der Verf. zeigt, welche Anstalten mittlerweile von der Universität in Berlin getroffen worden sind, um in „Einführungsübungen“, einem „Colloquium zur Einführung in die Philosophie“ den Hörern so viel an philosophischem Wissen zu vermitteln, als sie unbedingt für die Fundierung ihrer sonstigen Studien brauchen. Auch was in dieser Schrift über die philosophische Vorbildung der Oberlehrer, über den philosophischen Gehalt der einzelnen Unterrichtsgegenstände, über die Bedeutung der philosophischen Propädeutik im Umkreis der Lehrgegenstände als konzentrierende Disziplin usw. gesagt wird, ist höchst beachtenswert. Entschieden aber tritt L. in der Frage: Philosophie im Unterricht oder Unterricht in der Philosophie dafür ein, daß Propädeutik wieder in den Kreis der obligaten Lehrfächer eintrete, weil diese Vorbereitung nicht ersetzt werden könne durch eine philosophische Unterweisung in allen einzelnen Lehrfächern. Gleichzeitig wird begründet, daß die vier Disziplinen: Logik, Psychologie, Ethik und Ästhetik das Feld für die propädeutische Behandlung bilden sollen, in der Hauptsache natürlich die beiden ersteren. Von einem Manne, der so warm für die Wiedereinführung des

philosophisch-propädeutischen Unterrichtes, welcher den preußischen Anstalten beinahe ganz verloren gegangen war, eintritt, war beinahe mit Sicherheit zu erwarten, daß er auch ein „Lehrbuch der philosophischen Propädeutik“ schreiben würde, mit welchem er den Nachweis für die Durchführbarkeit seiner Forderungen führen könnte. Dies liegt nun vor und wird gewiß einem allgemeinen Interesse begegnen, in Deutschland noch mehr als bei uns, wo wir an Lehrbüchern dieser Richtung keinen Mangel haben. Lehmann gesteht auch offen ein, daß er in didaktischer Hinsicht fast nur aus der österreichischen Propädeutik-Literatur lernen konnte, die von der daselbst bestehenden Unterrichtspraxis getragen, eine sehr hohe Stufe erreicht und eine Reihe bedeutsamer Erscheinungen gezeitigt habe. Nur sei in den meisten österreichischen Lehrbüchern auf diesem Gebiete eine systematische Vollständigkeit angestrebt, die über den Begriff der Propädeutik und das Bedürfnis des Anfangsunterrichtes hinausgehe. In letzter Richtung dürfte Lehmann nicht ganz Unrecht haben: es ist tatsächlich in einzelnen unserer neuen Lehrbücher für philosophische Propädeutik im Streben nach Gründlichkeit und Vollständigkeit oft so weit gegangen worden, daß trotz der je zwei für Logik und Psychologie angesetzten Wochenstunden die gründliche Verarbeitung des Stoffes in sich und hinein in die anderen Unterrichtsdisziplinen ganz unmöglich erscheint. Ob freilich das von Lehmann in seinem neuen Lehrbuche gebotene Material in einem Jahreskurse mit zwei Wochenstunden wird erledigt werden können, ist mir gleichfalls fraglich, denn in dem Buche steckt natürlich viel, sehr viel mehr, als man etwa nach der Seitenzahl (173) anzunehmen geneigt sein könnte. Oft werden im Lehrbuch die Probleme nur angeschnitten oder angedeutet, der Unterricht kann sie natürlich nicht liegen lassen, umsomehr als ja gerade in den Lösungsversuchen das Reizvolle und Geistbildende gelegen ist. Ich will nicht verschweigen, daß L. da und dort auch dem im philosophischen Denken schon geschulteren Kopfe mancherlei aufzuraten gibt; man wird dies aber dem Verf. kaum zum Vorwurf machen können, wenn man sich daran erinnert, daß das Buch eigentlich ja gleichzeitig auch auf das Bedürfnis des akademischen Anfangsunterrichtes Rücksicht nimmt. Ich selbst habe es sozusagen auf einem Sitze gelesen, was mir nur dadurch möglich geworden ist, daß es nicht in der gebundenen, systematischen Paragraphenform abgefaßt ist, wie ähnliche Lehrbücher, sondern frisch und glatt, von einem Gegenstande zum anderen leicht überleitend, belehrend und überzeugend, wo selbst mehrere Wege auseinandergehen. Daß der Verf. wissenschaftlich fast ganz auf Wundt fußt, ist aus seinen früheren Arbeiten bekannt, und es wird heute kaum getadelt werden, daß er sich, wenn er die Herbartschen Aufstellungen als unzureichend ansieht, mit Wundt, Lotze u. a. einen festen Untergrund für die Einführung in die Logik, Psychologie, Ethik und Ästhetik geschaffen hat. Daß in dem logischen Teile der Zusammenhang zwischen Grammatik und Logik, wo es nur angeht, recht klar herausgestellt wird, kommt nicht bloß auf Rechnung Wundts, sondern auch des Verf.s selbst, der als Germanist hier ein Übriges tun zu müssen glaubte, was ja sonst auch vielfach aus der Wahl

der Beispiele hervorgeht. Den sog. Schulspielen geht er möglichst aus dem Wege. Kaiser Wilhelm I. und Bismarck bilden da öfters einen patriotischen Einschlag. Die Wahl der Beispiele ist sonst vortrefflich. Den Praktiker verrät der Umstand, daß didaktische Hilfsmittel älteren Datums, wie das logische Quadrat, die Kreise zur Bezeichnung des Umfangs der Begriffe, die alten Merkverse Barbara, Celarent usw. nicht einfach über Bord geworfen worden sind. Recht gelungen scheint mir der Abschnitt über Methoden- und Wissenschaftslehre zu sein. Lehmann hat gewiß Recht, wenn er behauptet, daß das Gewicht, das wir heute auf die Methodenlehre legen, das entscheidende Merkmal der modernen gegenüber der überlieferten älteren Logik bildet, und er hat es auch in den betreffenden Partien der Logik daran nicht fehlen lassen. — In dem 2. Teile des Buches „Grundzüge der Psychologie", der sich nicht unvermittelt an den logischen Teil des Buches anschließt, ist der Verf. auch den schwierigeren Problemen, wie dem über das Wesen der Seele, nicht ängstlich aus dem Wege gegangen. In sehr geschickter Weise nimmt er die einzelnen darüber aufgestellten Hypothesen, wie die des Spiritualismus, Materialismus, Parallelismus usw. durch, um schließlich den Schüler mit und bei den Aufgaben einer empirischen Psychologie zu beruhigen. Was dann im Einzelnen über Entstehung und Verlauf der Vorstellungen, über das Gefühls- und Willensleben geboten wird, ist völlig ausreichend, um über den heutigen Stand dieser Fragen zu belehren. Wo es nottut, wird übrigens auch auf ältere Aufstellungen (Webersches Gesetz, Theorie der Seelenvermögen, Temperamentenlehre, Herbartsches Hemmungsgesetz, Bewußtseinsschwelle usw.) aufmerksam gemacht. Ich könnte nicht sagen, daß Lehmann trotz der knappen Fassung, deren er sich bei der Darlegung des psychologischen Lehrstoffes befleißigte, irgend einen wichtigeren Gegenstand aus diesem Gebiete unberührt gelassen hätte. Freilich, wenn man unsere österreichischen Lehrbücher der Psychologie neben dieses Kompendium legt, will es einem zunächst nicht einleuchten, daß sich der grundlegende psychologische Unterricht mit so wenigem sollte bescheiden können. Und es wäre in der Tat zu wenig, wenn nicht hinter dem Buche der kundige Lehrer stehen sollte, der, aus dem Vollen schöpfend, den im Lehrbuche gebotenen Stoff vertiefte und erweiterte.

Eben gar zu breit versponnen wird sich übrigens Lehmann weder die logische, noch die psychologische Disziplin gedacht haben, will er doch noch Zeit für Belehrungen über die Grundbegriffe der Ethik und Ästhetik gewinnen. Diese zwei Lehrstücke nehmen im Buch allein 40 Seiten, also nahezu ein Viertel des ganzen Raumes ein. In Österreich haben auch die neuen Instruktionen für philosophische Propädeutik im Anschlusse an die diesbezüglichen Bestimmungen des Organ.-Entwurfes einen eigenen Unterricht aus diesen beiden Gegenständen, u. zw. wegen der Knappheit der verfügbaren Zeit abgelehnt, zumal es ja in der Natur der beiden Fächer Logik und Psychologie liege, oft und mannigfach in die Gebiete der Erkenntnistheorie, sowie der Ethik und Ästhetik Ausblicke tun zu müssen. Uns fehlt daher fast ganz die Erfahrung darüber, wie sich ein solcher ethischer und ästhetischer Unterricht, wenn auch in

knappster Form, gestaltet. Lehmann hat sich den schwierigen Stoff der Ethik mit den weitverzweigten Problemen gut zurecht gelegt, und man kann nicht leugnen, daß es eine gar schöne Ausstattung wäre, wenn wir den Jüngling auch nur mit jenen Kenntnissen über die Hauptprobleme der Ethik, und um dies gleich mitzunennen, über die Aufgaben und Methoden der Ästhetik an die Universität entlassen könnten, die durch das Lehrbuch Lehmanns vermittelt werden sollen. Ich glaube, man könnte für diesen Zuwachs sogar hie und da Einzelheiten in logischer und psychologischer Richtung hingeben; aber es wird eben erst die Probe in der Praxis des Unterrichtes darauf gemacht werden müssen, ob es ohne Schädigung der wichtigeren philos.-propädeutischen Disziplinen — denn als solche werden doch Logik und Psychologie angesehen werden müssen — möglich ist, auch noch Ethik und Ästhetik als eigene Disziplin zu betreiben.

Das wären so meine Gedanken über Lehmanns neues Buch. Zwischendurch ist mir eine oder die andere Härte in der Ausdrucksweise aufgefallen, so der häufige Gebrauch von „derselbe“ für das Personalpronomen, ein Gebrauch, der an uns Süddeutschen schon hunderte Male gerügt worden ist; ferner auf S. 26 die Fügung: Wenn z. B. ein Pferd nicht weiß ist, folgt daraus nicht, ob es schwarz oder braun ist; ferner S. 41, Z. 10 die Dittographie: daß es einige (es) sind; auf S. 60 Hypothenuse statt Hypotenuse; auf S. 86, Z. 11 v. u. vo. statt von; auf S. 101, Z. 13 ist das Wort Bewußtseinstatsachen durch Ausfall des a verstümmelt; auf S. 125, Z. 15 v. u. 'schöner' Geschmack st. 'angenehmer' Geschmack. Doch das sind Kleinigkeiten und werden hier nur zu Handen des Verf.s angemerkt, der sein Schulbuch gewiß selbst von derartigen Dingen frei wissen will. — Ich wünsche dem schönen Buche recht viele Leser, noch mehr aber Lehrer, die es auf ihre Brauchbarkeit im Unterrichte werden prüfen wollen. Nach meinen Erfahrungen werden es auch Propädeutiklehrer an österreichischen Gymnasien, wenn auch nicht als Lehr- so doch als Hilfsbuch mit Nutzen verwenden können.

Linz. Dr. J. Loos.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Rede Sr. Exzellenz des Herrn Unterrichtsministers Dr. Wilhelm R. v. Hartel anläßlich einer Schillerfeier in Wien[1]).

Hochansehnliche Versammlung!

Das Komitee, von welchem hier in Wien die Feier des hundertjährigen Todestages Friedrich Schillers angeregt wurde, hat mich als seinen Ehrenpräsidenten beauftragt, Sie in seinem Namen zu begrüßen und der Freude Ausdruck zu geben, daß sein Ruf, den großen Dichter zu feiern, allüberall herzlichen Anklang gefunden hat, daß in diesen Tagen die gesamte deutsche Bevölkerung und auch anderen Volksstämmen angehörende Vereinigungen, lärmende Städte und stille Dörfer, die hohen Pflegestätten der Wissenschaft und Kunst, die Schulen aller Art bis zur bescheidenen Dorfschule Schillers in ehrfürchtiger Bewunderung gedenken, daß der Zauber der Dichtkunst politischen und nationalen Hader verstummen macht und die Streitenden in der Andacht vor den idealen Gütern, welche Schiller der gesamten Menschheit erschlossen hat, versöhnend einigt.

Die Bedeutung dieses Festes in ausgeführter Rede über das Leben Schillers, das Werden und den Wert seiner Schöpfungen zu heben, kommt mir nicht zu und ginge über meine Kraft. Das werden in diesen Tagen berufene Kenner der deutschen Literatur in Rede und Schrift allerorts vollbringen. Aber über die Beweggründe, welche auch uns mitzufeiern bestimmen, über das, was uns diesen Dichter vor allem lieb und teuer macht, über das, was uns alle in dieser Stunde bewegt, sei mir ein Wort gestattet, schlicht und wahr.

Unsere Stimmung ist nicht die der Klage und Trauer um den vor nunmehr 100 Jahren in seiner Schaffenskraft und Blüte frühzeitig Dahingerafften. Wir vermögen in uns nicht jenen frischen Schmerz zu erneuern, der herzbeklemmend die ganze Nation ergriff, als „schreckhaft mitternächtiges Läuten, dumpf und schwer die Trauertöne schwellte“ und die Totenglocke ihren düstern Ruf durch die Gaue Deutschlands erschallen ließ, daß der Mund seines edelsten Sängers für immer verstummt sei.

Der Schmerz, den die Unmittelbarkeit des Eindruckes in die Seelen bohrte, berührt mit sanften Schwingen die Nachwelt und die Feier dieses Toten, die wir heute begehen, ist keine Totenfeier, sie ist [illegible] heller Freude und gehobener Stimmung, in welche nur der [illegible] töne mitschwingen läßt. Denn wir wissen, daß Sch[illegible]

[1]) Gehalten am 8. Mai im großen Musikverein[illegible]

nicht gestorben ist, am wenigsten uns Wienern, die wir an unserem Burgtheater durch alle Zeit eine vorzügliche Pflegestätte der Schillerschen Dramen besitzen, sondern in ihm und mit ihm wirkt und lebt, daß die Länge der Zeit, der Wandel des Geschmackes, der nagende Zahn der Kritik und selbst die verständnislose Bewunderung und Nachahmung seiner Größe nichts anhaben konnten, daß vielmehr seine Dichtungen gerade in unserer Zeit wieder zu neuem Leben erstanden sind und ihre begeisternde Wirkung in immer weitere Kreise tragen. Wir dürfen uns freuen, daß Schiller, dank der ausgreifenden Wirkung des Unterrichtes und dem wachsenden Bildungstriebe, aber dank auch der durch kein Privileg mehr beengten Verbreitung seiner Werke immer mehr jenen breiten Volksschichten lebendig geworden ist, deren Ohr das Wort des Lebenden nicht erreichte und die nun mit empfänglichen Sinnen sich wie an neugeborener Schönheit laben.

So ist denn dieser Erinnerungstag ein Fest im vollen Sinne des Wortes, nicht das Sonderfest eines Landes oder Ortes, einer politischen Partei oder eines literarischen Verbandes: Es ist ein Fest aller, ein Fest der Jugend und des Alters, der Hohen und der Niederen, der Reichen und der Armen, der geistig und körperlich Arbeitenden, ein Fest nicht behördlich angeordnet, oder demonstrativ vorbereitet, sondern ein ursprüngliches aus dem Drange dankbarer Verehrung entspringendes Volksfest.

Diese innig warme und wahre Anteilnahme aber ist der eigentümlichste Zug unseres Festes. Das deutsche Volk ist zwar nicht so arm, um sich nur des Besitzes eines Dichterheros zu erfreuen. Neben Schiller steht sein großer Freund Goethe und neben diesen beiden zahlreiche andere, jeder durch eigenartige Gaben und Wirkungen ausgezeichnet. Allein zu keinem ist unser Verhältnis ein so inniges, und die Wirkung keines auf die Nachwelt ist eine gleich seelenvolle.

Der Kreis der Goetheschen Dichtungen mag weiter, ihr Geist tiefer sein. Schillers Welt ist uns heimlicher. In ihr fühlt und findet sich jeder mit seinen Freuden und Leiden, seinen Kräften und Schwächen. Er öffnet dadurch, daß seine Worte aus vollem Herzen kommen, das eigene Herz, in ihm schlummernde Triebe erweckend. Aus seinen Versen haben wir zum ersten Male die Wohllust geschlürft, die aus poetischen Schöpfungen quillt. Seine Gestalten haben uns zuerst Tränen des Mitleids entlockt. Er hat uns lieben und leiden gelehrt. Seine volltönende, edel bewegte Rede hat uns zuerst für die Kraft und den Wohllaut der deutschen Sprache empfänglich gemacht.

Wir haben dann mehr oder weniger in unserer eigenen Entwicklung, von seinem Geist befruchtet, die Phasen seines Innenlebens durchlebt, wie er in hartem Kampfe mit sich und mit der Welt frei geworden, aus der dunklen Nacht des Bangens und Zweifelns, des Suchens und Irrens sich in das beseligende Licht seiner Ideale emporgerungen.

So ward Schiller unser aller Erzieher, ein Erzieher, zu dem wir im Verhältnis treuer Anhänglichkeit verharren, wenn auch die Wirkungen seiner Dichtungen nach ihrer Zeit und Art, nach ihrer Ursprünglichkeit und künstlerischen Vollendung, nach unseren eigenen Stimmungen, nach den Wandlungen unseres Geschmacks und unserer Überzeugungen nicht dieselben blieben.

Ungestüm, einem wilden Bergstrom vergleichbar, stürmte des jugendlichen Schiller Feuergeist hervor, ergrimmt über starren Schulzwang und Fürstenwillkür, hingerissen von den neuen Ideen der Aufklärung und eingeborener Menschenrechte, in der Rückkehr zur Natur das Glück der Menschheit suchend. In solcher Stimmung dichtete er die „Räuber", deren wilde Horde die soziale Ordnung zertrümmern will, als ob der Seher mit prophetischer Witterung die Erschütterung, die bald darauf Frankreich erfahren sollte, vorausgeahnt hätte. Aus der gleichen Stimmung ist „Kabale und Liebe" geboren. Auch hier ein Kampf gegen die Macht der Konvention und der menschliches Glück grausam

vernichtenden Standesvorurteile. Auch hier ein im heiligen Zorne hingeworfenes Bild der Fäulnis der Zeit, der Verderbtheit der kleinen Höfe, ihrer Regierungen und Werkzeuge.

Ähnliche Motive, den gleichen Überschuß leidenschaftlichen Denkens und forzierter Ausdrucksweise zeigt „Fiesko", ein anderer Karl Moor, unbedenklich wie dieser über Verbrechen nach Größe strebend.

Man mag wie immer über die Unreife des Urteils, über die Unnatur einiger Charaktere, über die Ungebundenheit der künstlerischen Form und die Überschwenglichkeit der Sprache in diesen Erstlingswerken denken, wir stehen unter dem Banne des Dichters, lassen uns zu Haß und Liebe, zur Bewunderung und Mitleid fortreißen und nehmen, im tiefsten Herzen erschüttert, Partei für seine Thesen und Tendenzen. Der Donner seiner Worte läßt uns nicht zur Besinnung kommen. Das mag beklagen, wer seelische Erregungen in ihrer Bedeutung für den Aufbau des inneren Menschen gering schätzt oder besorgt, daß der Wirbelwind der Extase die so reichlich ausgestreuten Keime edler Gesinnung hinwegfegen und die reine Wirkung trüben werde. Nein! Wer nicht einmal sich zu begeistern gelernt, dessen gute Triebe verkümmern ungehoben in dem trockenen Boden seiner Seele. Auch dieser Acker muß einmal durchfurcht und kräftig aufgerüttelt werden, wenn sie emporschießen und gedeihen sollen. Die Erinnerung aber an die heiligen Stunden enthusiastischer Stimmung, die uns dem Dichter so herzlich nahe gebracht, wird uns durchs Leben geleiten und es wird etwas von dem Glanze jener jugendlichen Begeisterung, mit welcher wir ihm gläubig vertraut haben, jene späteren Tage durchleuchten, wenn wir mit reiferer Besinnung zu ihm mehr verstehend als bewundernd zurückkehren. Und nur wer sich einem führenden Geiste willig ergibt, vermag sich zu befreien.

Schiller blieb nicht lange der Stürmer und Dränger. Der Verkehr mit edlen Frauen und Freunden, die Welt der Griechen und ihre maßvolle Schönheit, in die er sich vertiefte, das Studium Shakespeares, die ernste Beschäftigung mit geschichtlichen und vor allem mit philosophischen Problemen, endlich der Verkehr mit Goethe klärten und läuterten seine Anschauungen. Die Schule des Lebens tat das Ihrige. Und diese Schule war eine harte.

Aus engen Verhältnissen hervorgegangen, lastete der Druck des kleinstaatlichen Despotismus von früher Jugend auf seinen Schultern, ein Spielball der Fürstengunst und Fürstenmißgunst war sein Talent, war seine Bildung. Unter diesem Drucke hat derselbe patriotische Schwabe, der Eberhard den Greiner jubelnd besang, seine „Räuber" gedichtet. Das Verbot des Herzogs, andere als medizinische Schriften zu veröffentlichen, kostete ihm nicht bloß seine kümmerliche Stellung als Regimentsmedikus, sondern auch seine nie vergessene Heimat und seine Familie. Seinem Talente glaubte er alles schuldig zu sein und alles opfern zu müssen. Die Zukunft und die Nachwelt haben ihm darin Recht gegeben. Not und Entbehrung hat er freiwillig auf sich genommen, „sich und uns zum köstlichen Gewinn". Hier erst beginnt das Elend in Schillers Leben, hier erst empfing sein Genius die Feuertaufe. Als Theaterdichter in Mannheim war er ebenso wenig am rechten Ort als 10 Jahre früher Lessing; denn es steht geschrieben: Eher geht ein Kameel durch ein Nadelöhr als daß das deutsche Theater und der rechte Mann sich jemals zusammenfände.

Noch in Leipzig und Dresden muß der bald 30jährige von Freundesarmen aufrecht gehalten und im Schoße einer befreundeten Familie gehegt werden. Aber er hat die Kraft, sich aus den holden Fesseln loszureißen und auf eigene Füße zu stellen.

Unter Not und Entbehrungen findet er den Weg zu den Griechen, zu Kant und zu Goethe; seinem selbstlosen, jahrelangen Werben kann auch der Dichter des Wilhelm Meister nicht widerstehen. Auch an ihm bewährte sich die unwiderstehliche Anziehungskraft und die dämonische

Gewalt Schillers. Vorerst freilich ist es nur ein dürftiges Gnadenbrot, das ihm die ehrwürdige Universität Jena zu bieten hat. Aber der karge Lohn von 400, später 800 Talern gewährt ihm die Möglichkeit, ein glückliches Heim zu gründen und als Geschichtsschreiber und als Philosoph jene wissenschaftlichen Arbeiten in Angriff zu nehmen, die nicht bloß seinen späteren Dichtungen einen tieferen Gedankengehalt zugeführt, sondern ihn selbst auch zu einem der ersten Kulturträger Deutschlands gemacht haben. Lange aber, bevor er an die große Serie seiner klassischen Dramen herantrat, denen im einzelnen wohl überlegeneres, im ganzen aber nichts Ähnliches in der Weltliteratur zur Seite gestellt werden kann, lange bevor er im Vereine mit Goethe das Weimarsche Theater zu einer in seiner Art und für seine Zeit einzigen Bildungsstätte der Nation gemacht hatte, arbeitete im stillen der Feind, den wir Wiener heute noch mit stärksten Waffen bekämpfen, an seinem stolz gehobenen und dennoch siechen Körper. Mitten in der Arbeit an den kühnstem und markigsten seiner Werke legt er die Feder auf den Schreibtisch, zu dem er nicht mehr zurückkehren sollte.

Und auf diesem steilen und schweren Wege, den er ohne ein Wort der Klage durchmaß, durch Hindernisse und Hemmungen der mannigfachsten Art, vollzieht sich seine innere Entwicklung vom wildesten Sturme und Drang zur erhabensten Hoheit und Ruhe, läutert sich nicht bloß sein Geschmack, sondern auch der ethische Gehalt seines ganzen Wesens. Noch im Don Carlos erscheint er uns als Tendenzdramatiker; aber an Stelle der negativen Tendenz, die sich gegen fürstliche oder kirchliche Vergewaltigung wendet, tritt im Verlaufe der Arbeit das positive Programm des Marquis von Posa, das nicht mehr bloß die schlimmen Monarchen verdammt, sondern von dem guten die Gedankenfreiheit fordert und erwartet. Und zugleich sehen wir auch den Dichter von der freieren Technik der Engländer in französische Bahnen einlenken und jene richtige Mitte zwischen beiden Extremen anstreben, die er dann in den Dramen der klassischen Periode mit völliger Sicherheit behauptet. Immer mehr gleichen sich hier die beiden Gegensätze aus, auf denen jede große Kunst beruht, Freiheit und Regel, Natur und Stil.

Was uns aber in diesen Dramen wie in allen übrigen Werken Schillers mächtiger anspricht und fesselt, ist das Gedankenhafte, der ideelle Gehalt.

Aus allen weht uns ein Hauch moralischer Kraft entgegen und die unser ganzes Wesen ergreifende Großheit seiner Gedanken und sittlichen Ideale drängt den ästhetischen Genuß der Dichtung das bloße Wohlgefallen an der Schönheit der Form zurück. Wir empfinden eine Art Erbauung und seelischer Erhebung. Diese Mischung vom ästhetischen Genuß und moralischer Erbauung ist vom rein ästhetischen Standpunkte aus wohl auch getadelt worden. Aber eben dadurch ist Schiller Schiller, dadurch ist er wirksamster Erzieher des deutschen Volkes geworden. Er ist deshalb nicht ein Künstler minderen Wertes, denn er versteht künstlerisch zu formen wie irgend einer. Welche unvergleichliche Gestaltungskraft bewährt er in der Behandlung der schwierigsten Probleme des Lebens, Denkens und Dichtens, sei es, daß er die Schicksale der Völker und ihrer Großen in Tragödien oder die Empfindungen und Gefühle des Individuums darstellt, sei es, daß er sich mit einem geschichtlichen oder philosophischen Probleme beschäftigt; aber selbst seine in Rythmen, Bildern und Gleichnissen schwelgende Lyrik, wo sich diese auch in Extase zu verlieren scheint, welche Kraft sinnlicher Anschauung spricht aus ihr!

Weit sinnfälliger tritt das Künstlerische, die Fähigkeit zu beobachten und innerlich zu schauen und Geschautes stilistisch zu formen, hervor, wenn es sich um die Darstellung irdischer Dinge oder tatsächlicher Vorgänge handelt. Oder können sich ihm unsere realistischen und psychologischen Kleinarbeiter vergleichen, wenn er eine Figur wie den

Musiker Miller aus vollem Holze schneidet, wenn er das übermütige Leben in Wallensteins Lager in derber Natürlichkeit malt, wenn er uns vor die wilde Brandung des Meeres stellt, die er nie gesehen, wenn er uns die Wunder der Schweiz vorzaubert, die er nur aus Büchern und Goethes Schilderungen kannte, wenn er Vorgänge der großen und kleinen Welt schilderte, wenn er menschliche Charaktere, die Motive ihres Handelns und die Irrwege ihrer Leidenschaften bloßlegt? Selbst wenn er sich an trockene historische Stoffe machte, die eine Mitbetätigung der Phantasie ausschließen, bewährt sich die Schärfe seines inneren Auges und seine intuitive Treffsicherheit, welche ihm das Wesentliche des geschichtlichen Prozesses, die tragenden Ideen der Zeit und die Beweggründe der handelnden Personen erkennen läßt, so daß sich ein Gesamtbild ergibt, das trotz mancher Mängel im Detail anschaulicher und auch wahrscheinlicher ist als das Mosaik, welches der gewissenhafte Quellenforscher aus lauter wohlbezeugten Einzeltatsachen zusammenfügen mag. Diese Darstellungsgabe rückt ihn in die Reihe der besten Historiker, und so wurde er auch zum einflußreichen Erzieher des deutschen Volkes in politischer Beziehung.

Diese, aus einem reichen Gedanken- und Gefühlsleben schöpfende und durch eine mächtige Phantasie unterstützte Darstellungskunst hat sich in seiner Sprache ein Organ geschaffen, welches bildsam und gefügig jeder Regung seines dichterischen Geistes folgt und den Inhalt seines Denkens und Empfindens in unsere Seelen treu überträgt. Unter seiner Hand hat die deutsche Sprache an Geschmeidigkeit und Beweglichkeit gewonnen und ihre Macht und Pracht entfalten gelernt, ob sie in Stürmen donnert oder sich in Wohllaut sonnt, ob sie klagt oder jubelt, in rythmischen Perioden behaglich dahinströmt oder in knapper Kürze ihre Kraft sammelt.

Schillers Sprache ist im Gegensatz zu der anderer Dichter, und besonders zu der Goethes, gerade in ihrer Beschränkung auf einen kleineren Kreis sprachlicher Ausdrucksmittel umso wirkungsvoller, dem Volke umso verständlicher und auch anheimelnder. In ihr hat Schiller seine geflügelten Worte geprägt, die unsere Gedanken uns von der Zunge lösen, Losungsworte für alle Zeiten, wenn es gilt, dieselben großen Dinge im Leben auszudrücken. So ist seine Sprache durch sich, ohne Unterstützung der Wissenschaft, zur Herrschaft gelangt und hat die Volkstümlichkeit des Dichters mitbegründet.

Hinter der Sprache aber und hinter allen uns einnehmenden Erscheinungen Schillerschen Denkens und Dichtens liegt, was uns aufs mächtigste anzieht und erhebt, seine Persönlichkeit. Die moderne Literaturgeschichte ist mit Recht und auch mit Erfolg bemüht, jede dichterische Individualität, ich möchte sagen, in ihre Bestandteile zu zerlegen, ihr Werden aus den mannigfachsten, selbst unscheinbaren Einflüssen, aus den Einwirkungen der Zeit und Erziehung, aus ihrem Milieu, aus ihrer Lektüre zu erklären. Aber diese Analyse reicht nur bis zu einer bestimmten Grenze, über welche hinaus ein unmeßbares, geheimnisvolles Etwas liegt, ob wir es Genius oder wie immer nennen, von dem alle Wirkung ausgeht. Goethe meint dieses Etwas, wenn er sagt: „In der Kunst und Poesie ist die Persönlichkeit Alles". Sie läßt sich schwer begreifen und definieren.

Aber wenn irgendwo, so fühlen wir ihre Art, Macht und Größe bei Schiller. Wir fühlen die hohe Gesinnung und ethische Energie seines Charakters, die Liebe zu allem Guten und Schönen, den Abscheu vor allem Gemeinen, den Sinn für Wahrheit und Recht, die Begeisterung für Vaterland und Freiheit, ebenso wie für Gesetz und Ordnung, Mannesstolz und Menschenliebe, den Mut zu kämpfen und zu dulden.

Seine Persönlichkeit ist es, welche, was sie ist und denkt und lebt, ganz und voll in ihre Schöpfungen legt und diese ihre Welt
Sonne erwärmt und durchleuchtet. Auf solcher Offenbarur

Schillers Wirkung auf sein Volk und seine Zeit aber auch über die Grenzen seiner Nation für alle Zukunft. Dadurch ist Schiller zum Erzieher unser Aller geworden. Er ist es aber nicht bloß durch die dichterische Tat, sondern auch durch das belehrende Wort. Die ästhetische Erziehung, die er für das Menschengeschlecht gefordert hat, war zu seiner Zeit freilich nur das Eigentum weniger „feingestimmter Seelen" und nur „in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln" zu finden. Das Jahrhundert nach ihm ist aber in seinen Bahnen weitergeschritten und von dem kleinsten Kindergarten an, der den „Spieltrieb" unserer Kinder beschäftigt, bis hinauf zu den Hochschulen kann die Erziehung des Menschengeschlechtes heute das ästhetische Moment nicht mehr entbehren; es ist vielmehr die stärkste Stütze und die größte Errungenschaft der modernen Schule, von der man sagen darf, daß sie im Zeichen Schillers gewirkt und gesiegt hat.

Darum haben am heutigen Tage wir Alle, die Alten wie die Jungen und die Jüngsten die Pflicht, unserem Schiller zu danken, ihn zu ehren und ihn zu preisen, nicht bloß in volltönenden Worten, sondern indem wir ihn ganz in uns aufnehmen, wie er sich uns gegeben hat, und ihn immer wieder neu in uns aufleben lassen. Dann wird er auch unser bester Erzieher bleiben und ich darf Goethes schöne Worte über ihn variieren:

So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren,
Schon hundert sind's, von uns sich weggekehrt;
Wir haben alle segensreich erfahren,
Die Welt verdankt ihm, was er sie gelehrt.
Schon längst verbreitet sich's in ganze Scharen
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

Literarische Miszellen.

Cäsarsätze zur Einübung der lateinischen Syntax in Tertia.

Zusammengestellt von Prof. Dr. Fr. Fügner. 3. Auflage. Berlin, Weidmann 1904. IV und 58 SS. 8°. Preis 1 Mk.

Vor zwanzig Jahren hat Ref. in dieser Zeitschr. (vgl. Jahrg. 1885, S. 727) die erste Auflage vorliegenden Büchleins besprochen. Auf diese Anzeige sei schon darum verwiesen, weil die dortige Charakteristik der 'Cäsarsätze' auch für die 3. Auflage trotz der Änderungen, welche dieselbe aufweist, zutreffend ist. Zwar haben schon in der zweiten Auflage mancherlei Erweiterungen stattgefunden, insbesondere ist ein stilistischer Anhang hinzugekommen, so daß der Umfang gegenüber der 1. Auflage gegenwärtig um einen Druckbogen zugenommen hat. Im wesentlichen ist aber die Anlage dieselbe geblieben, selbst der Anschluß an die Grammatik von Ellendt-Seyffert-Fries wurde festgehalten, wenn auch Anpassung an die Anordnung der neuesten Auflage erfolgen mußte. — Ref. wiederholt nur seine Empfehlung des nützlichen Büchleins.

Wien. J. Golling.

Die Ahnfrau. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Franz Grillparzer. Schulausgabe, besorgt von Julius Ippoldt. Lemberg, Towarzystwo nauczycieli szkół wyższych 1904. 115 SS. 8⁰.

Die Ausgabe ist in erster Linie bestimmt zum Gebrauch in höheren Lehranstalten, Seminarien und Mittelschulen mit polnischer Unterrichtssprache, weiterhin aber auch für die Privatlektüre der studierenden polnischen Jugend. Die Einleitung bietet auf verhältnismäßig engem Raume das Wissenswerte über Entstehung, Aufnahme, die stoffliche Grundlage des Stückes, die Schicksaltragödie, die künstlerische Form des Dramas, Metrum, Reim und Sprache, Zeit und Ort der Handlung, die Stellung des Dramas in der Literatur. Einleitung wie Anmerkungen zeigen eine durchaus zu billigende weise Beschränkung, so daß diese Ausgabe nicht wie so manche andere dem Unterrichte wertvolle und vom Lehrer und den Schülern gemeinsam zu erarbeitende Erörterungen vorweg nimmt. Das Charakteristische dieser Ausgabe liegt in den nach jedem Aufzug eingefügten Fragen, die ein tieferes Eindringen in das Verständnis des Inhaltes und der Form der Dichtung erzielen sollen. Wir können diese förderliche Verwertung eines alten Gedankens nur gutheißen und um derentwillen die Ausgabe allen Kollegen empfehlen.

Jasło. Josef Erben.

Deutsches Lesebuch. Erster Teil. Für die unteren Klassen höherer Lehranstalten den Lehrplänen entsprechend herausgegeben von Franz Linnig. 13. Auflage. Paderborn 1904, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. X und 490 SS.

Über ein Buch, das in 13. Auflage erscheint, kann ein Ref. wenig Neues berichten. Wie uns das Vorwort belehrt, war die Notwendigkeit, das Lesebuch in neuer Rechtschreibung erscheinen zu lassen, der eigentliche Anlaß zur Neuauflage. Im Gegensatz zu unserer Lesebuchpraxis haben wir hier einen fast 500 Seiten zählenden Band vor uns, der den Lesestoff für drei Jahre enthält, mit der Begründung, daß eine Zerlegung in mehrere Teile „unterrichtlich hemmt und einengt" und wegen der Erfahrung, „daß die Schüler, wenn sie mit jedem Klassenwechsel ein neues Lesebuch erhalten, in keinem heimisch werden und die abgehandelten Stoffe, sobald ihnen deren Niederschlag im Lesebuch aus den Augen gerückt ist, nur allzu leicht vergessen". Gegenüber den früheren Auflagen fand eine Vermehrung des Lesestoffes statt, doch blieb der Grundcharakter des Buches unverändert. Ob nicht doch auch dieses bewährte Lesebuch künftighin größere Zugeständnisse an die Forderungen einer vielfach neuen Zeit wird machen müssen? Nachahmenswert ist die Verwendung verschiedener Druckarten.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Bernard Bouvier, L'œuvre de Zola. Genève, Ch. Eggimann & Cie. Éditeurs. 90 SS.

Unter dem angegebenen Titel sind drei Vorträge vereint, welche der Verf. im März 1903 im großen Saale der Universität in Genf vor einem nicht rein akademischen, sondern gemischten Auditorium hielt. Der erste Vortrag behandelt die Reaktion gegen die Romantik und die naturwissenschaftliche Methode in der Literatur zur Zeit, als Zola zu

schreiben anfing, insbesonders den Einfluß Taines und Balzacs. Im zweiten Vortrage bespricht Bouvier das große, aus 19 Romanen bestehende Werk Zolas „Les Rougon — Macquart", im dritten das Ende der naturalistischen Schule und Zolas spätere Werke „Les trois Villes" und „Les quatre Évangiles".

Die Darstellung geht zwar, wohl weil sie auf ein größeres Publikum berechnet war, nicht besonders tief, ist aber fesselnd und wird Zolas Fehlern wie Vorzügen in anerkennenswerter Weise gerecht.

Wien. Dr. A. Würzner.

Peucker K., Kleines Ortslexikon von Österreich-Ungarn. 3. Ausgabe. Wien, Artaria & Ko. 1904.

Das Büchlein gibt für alle Ortschaften und Gemeinden von mehr als 2000 Ew. auf Grund der Zählungsergebnisse von 1900 Einwohnerzahl, administrative Zugehörigkeit und Meereshöhe an. Dadurch, daß der politischen Einordnung der österreichischen Orte das Ende des Jahres 1903 zugrunde gelegt wird, entspricht das Lexikon in diesem Punkte dem neuesten Stande. Außer den erwähnten Orten enthält es von kleineren Siedelungen alle jene, die sich auf dem Gebiete der Touristik, des Handels oder des Verkehrs auszeichnen. Die beiden Reichshälften sind räumlich voneinander getrennt. In weiteren Tabellen sind die Orte von über 15.000 Ew. zusammengestellt, wobei außer der Zunahme der Bevölkerung seit 1890 auch die geographischen Koordinaten mitgeteilt werden. Als Anhang erscheint zunächst eine Tabelle über Areal, Bevölkerungsdichte und -zunahme (seit 1890) der Monarchie, sodann ein alphabetisches Verzeichnis der größeren Orte in den Nachbarstaaten, gleichfalls unter Angabe der Lage, Meereshöhe und Einwohnerzahl. Den Schluß bildet ein nach der letzteren geordneter Überblick über die Staaten Europas nach Fläche, Einwohnern und Bevölkerungsdichte um die Jahre 1850 und 1900. Das schon in seinen früheren Auflagen überaus brauchbare Büchlein hat in jeder Hinsicht derart schätzenswerte Erweiterungen erfahren, daß es sich in seiner neuen Gestalt gewiß seine alten Freunde bewahren und hoffentlich recht viel neue hinzuerwerben wird.

Wien. J. Müllner.

Prof. Dr. F. Bützberger, Lehrbuch der ebenen Trigonometrie, mit vielen angewandten Aufgaben, für Gymnasien und technische Hochschulen. 3. umgearbeitete und erweiterte Auflage. Art. Institut Orell Füßli, Zürich. 62 SS. 8°. Preis 2 Mk.

Das Büchlein begrüßt uns mit einer trefflichen historischen Einleitung. Aus der klaren und ruhigen Darstellung der trigonometrischen Hauptlehren erkennt man die Reife der Arbeit. Einen besonderen Vorzug bilden die anregenden Aufgaben, durch welche der kundige Verf. fast stets tiefere Probleme vorbereitet.

Besonders gefällt die Herleitung des Halbwinkelsatzes im § 16 und das Beispiel 50 im § 10, welches viele andere gewöhnlicher Art aufwiegt. Das Lehrbuch ist jedermann bestens zu empfehlen.

Wien. Suppantschitsch.

R. Blochmann, Luft, Wasser, Licht und Wärme. 2. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen (aus „Natur und Geisteswelt". Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens). Leipzig, Teubner 1903. VI und 152 SS.

Das Büchlein, hervorgegangen aus Vorträgen des Verf. im Verein für fortbildende Vorträge zu Königsberg i. Pr., behandelt nach einer die allgemeine Grundlage für die folgenden Kapitel bildenden Einleitung in besonderen Abschnitten die Luft, das Wasser, die Kohlensäure, die flüssige Luft (in der 2. Aufl. neu), den Verbrennungsprozeß, die unvollständige Verbrennung, Arbeit, Wärme, Licht, die langsame Verbrennung.

Der Text ist allgemein verständlich und leicht faßlich geschrieben, die Versuche sind, soweit dies eben möglich ist, durch einfache, aber instruktive Abbildungen ersetzt, die wohl geeignet sind, das Verständnis des Textes zu unterstützen. Das Werkchen kann somit empfohlen werden.

Wien. Franz Lukas.

Physikalische Aufgaben aus dem Gebiete des Magnetismus und der Elektrizität für die Oberklassen höherer Lehranstalten zusammengestellt von Dr. Fr. Junker. Ulm 1904, Kommissionsverlag von B. G. Teubner in Leipzig. Preis 80 Pf.

Auf 48 Seiten bringt das Büchlein 300 Aufgaben, die eine wohltuende Ergänzung für den theoretischen Unterricht der Elektrizität auf der Oberstufe der Mittelschule vorstellen und dem Fachlehrer sehr willkommen sein werden.

Aufgaben aus der analytischen Geometrie der Ebene von Prof. Dr. Chr. Schmehl. Gießen, Verlag von Emil Roth 1904. Preis brosch. Mk. 1·60, in Leinwand geb. 2 Mk.

Eine systematische Sammlung von mehr als 1300 sehr zweckmäßig gewählten Aufgaben aus allen Teilen der analytischen Geometrie der Ebene, welche die Benützung irgend eines anderen Beispielbuches auf diesem Gebiete bei Lehrer und Schüler ganz und gar entbehrlich macht. Die Auflösungen zu diesen Aufgaben sind in einem besonderen Hefte zusammengestellt und können direkt von der Verlagshandlung bezogen werden.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Kunstgeschichtliches Bilderbuch für Schule und Haus. Von Dr. Georg Warnecke. Vierte verm. Aufl. 49 SS. mit 229 Abbildungen. Preis kart. 2 Mk.

Vorschule der Kunstgeschichte. Textbuch zum kunstgeschichtlichen Bilderbuch von Dr. Georg Warnecke. Vierte Aufl. 113 SS. Leipzig, E. A. Seemann 1902.

Wir möchten die Aufmerksamkeit aller sich für das moderne Problem der Erziehung zur Kunst interessierenden Kreise der Mittelschullehrer auf dieses kleine Doppelwerk lenken. Wir glauben, daß es vielfach eine recht gute Grundlage zu einer Kunstlehre zu bieten imstande ist. Namentlich für kleinere Orte wird es segenbringend für Lehrer und Schüler sein. Das Bildermaterial ist glücklich gewählt; es ist keine verwirrende Menge von Bildern, was für den Anfänger von größter Wichtigkeit ist.

Wien. Rudolf Boeck.

Programmenschau.

27. Dr. Julius Baudisch, Ein Beitrag zur Kenntnis der früher Barbour zugeschriebenen Legendensammlung. I. Teil. Progr. der öffentlichen Unterrealschule in Wien, III., Rasumofskygasse 21, Geusaugasse 31. 1903. 26 SS.

Der Titel ist etwas zu bescheiden gewählt; der Aufsatz bietet eine vortreffliche Charakteristik der poetischen Verdienste des Dichters der schottischen Legendensammlung. Verf. untersucht nämlich in diesem ersten Teil das Verhältnis des Dichters zur Quelle, d. h. das von ihm aus eigenem Hinzugefügte. — Was der Dichter über sich selbst sagt, ist leider wenig belangvoll; die Fixierung seiner Lebenszeit in das 14. Jahrhundert hält Verf. selbst für nicht sicher. Auch hat schon Buss (neben Brandl und Köppel) in seiner sprachlichen Untersuchung dieser Legenden (Anglia, IX) ihre Abfassungszeit weitab von Barbour († 1395) verlegt. Die in sehr volkstümlichem Tone gehaltene Bearbeitung der Quellen (der landläufigen Vorlagen der Legendendichter: hauptsächlich *Legenda aurea*, dann *Vitae Patrum*, die *Acta Sanctorum* und das *Speculum historiale*) ist nichts weniger als sklavisch. Vor allem gibt der Schotte ausführliche und hübsche Erklärungen von Ausdrücken, die seinem Publikum minder verständlich sein mußten, dann weiß er auch viele treffliche Aussprüche und feine Beobachtungen einzustreuen und manches, was in der Vorlage bloß knapp angedeutet ist, reichlich auszumalen und auszuschmücken. Seine Phantasie ist auch nicht gering, wenn er die Himmelsfreuden und Höllenqualen, Versuchungen oder die Schönheit von Frauen u. dgl. schildert. Die eingestreuten Gebete (ein besonders schönes ist S. 16 übersetzt) zeugen nicht minder von großer dichterischer Begabung als inniger Frömmigkeit. Diese zeigt der geistliche Dichter, der, wie es scheint, sein Werk nur schrieb, um auch in seinem hohen Alter der Kirche noch nützen zu können, auch sonst, er bleibt aber immer tolerant. Bei einem Schotten vertrug sich natürlich größte Frömmigkeit mit wütendem Haß gegen die Engländer. Ein Beispiel dieses traditionellen Hasses ist nicht wenig erheiternd: Ein kranker Engländer wundert sich nicht, daß der schottische Heilige Ninian ihn nicht heilen wolle. Auch zahlreiche Vergleiche, wenigstens ihre Ausmalung, sind des Dichters Eigentum. Daß aber auch viel Konventionelles dabei ist, wird man für selbstverständlich finden und es mindert auch nicht erheblich den Wert der Dichtung. — So weist Verf., der auch einige Proben feiner Übersetzungskunst bietet, in dieser verdienstvollen Arbeit an der Hand einer reichen Zahl von Zitaten, deren Einteilung freilich verbessert werden könnte, ausführlich nach (was übrigens schon seit langem behauptet worden ist), daß der unbekannte Autor der schottischen Legendensammlung seine Quellen ziemlich frei benützte und bedeutendes dichterisches Talent offenbarte. — Auszusetzen ist, abgesehen von einigen Druckfehlern, nur wenig: *lenx*, S. 11, ist nicht *lioness*, sondern *lynx*; auf eine längere Stelle, die die Geschicklichkeit des Dichters zeigen soll, ist gegen Schluß verwiesen, sie ist aber nicht zitiert und kann daher nicht kontrolliert werden. — Über den Inhalt des zu erwartenden II. Teiles findet sich keine Andeutung; er dürfte aber Stilistik, dichterische Technik und Metrik behandeln. Jedenfalls werden jene, die sich für altschottische Literatur interessieren, seinem Erscheinen mit Erwartung entgegensehen.

Troppau. Edmund Aschauer.

28. Pletzer Seb., Lesestücke zur Logik (mit einleitenden Bemerkungen). Progr. des f. e. Gymnasiums am Collegium Borromaeum in Salzburg 1903. 46 SS.

Die in dem erwähnten Jahresberichte aufgenommenen Lesestücke sollen zur Rekapitulation einzelner Punkte der Logik dienen, können aber ebensogut gelegentlich zur Vertiefung der betreffenden Partien verwendet werden. Als Autoren der ausgewählten Stücke kommen vor allem in Betracht: Xenophon, Aristoteles, Thomas von Aquino, der Verf. der 'Summa totius logicae Aristotelis'; von neueren Philosophen: Kleutgen (Die Philosophie der Vorzeit, Innsbruck ²1878), Reinhold (Die Welt als Führerin zur Gottheit, Wien 1902), ferner Michael De Maria (Philosophia peripatetico-scholastica). Die Lesestücke beziehen sich auf die Begriffsbildung, den sprachlichen Ausdruck des Begriffes, die Entstehung des Kausalbegriffes, die Frage 'Vom Ursprung der Begriffe', die unvollständigen Erklärungen, das Wesen des Urteils, den Beweis — als Beispiel ist der Gottesbeweis nach dem hl. Thomas in seiner 'summa theol.' und 'contra gent.', nach Johannes von Damaskus und Xenoph. memorab. I 4 sehr ausführlich besprochen —, die Widerlegung — durch die Verteidigungsrede des Lordkanzlers Thomas Morus erläutert — und die Trugschlüsse. Zu den letzteren ist der Wortlaut des Krokodilschlusses bei Diogenes Laërtius und der Sophist (in Schol. ad Hermog. und bei Gellius) mitgeteilt. Gelohnt hätte es sich, zu den Sophismen noch Beispiele aus Aristoteles beizubringen, ebenso den wichtigen konträren und kontradiktorischen Gegensatz der Begriffe und die Induktion nach der Auffassung des großen Stagiriten wenigstens zu berühren. Bedauerlich aber ist es, daß sich die Auswahl fast ausschließlich auf die aristotelisch-scholastische Philosophie beschränkt. Humes Auffassung und Erklärung des Kausalbegriffes wird zwar eingehend widerlegt, die betreffende Stelle aber aus seiner 'Untersuchung über den menschlichen Verstand' nicht mitgeteilt. Auch aus Berkeley und Kant hätten verschiedene Lesestücke angeführt werden können [1]), da doch in der Begriffslehre der Unterschied von konkreten und abstrakten Begriffen nicht unerwähnt bleiben kann und weiterhin der analytischen und synthetischen Urteile, sowie der apriorischen und aposteriorischen gedacht werden muß.

Den Lesestücken hat der Verf. eine Einleitung über Begriff, Zweck und Nutzen der Logik und eine kurze Geschichte dieser Wissenschaft vorausgeschickt. Abgeschlossen wird der Aufsatz durch eine Zusammenstellung der Literatur, durch die sich der Leser hauptsächlich über die Philosophie der Vorzeit, besonders des Aristoteles, und der Scholastiker informieren kann.

Der Aufsatz liest sich nicht völlig glatt, da einzelne Druckfehler, zu kleiner Druck des griechischen Textes, einzelne veraltete Schreibweisen im lateinischen Texte und orthographische Fehler bei der Lektüre sich als störend fühlbar machen.

29. Szczurat, Dr. Basilius, Wundts Apperzeptionstheorie. Progr. des k. k. Rudolf-Gymnasiums in Brody 1903. 8°, 28 SS.

Zunächst gibt der Verf. Wundts Stellung in der Philosophie, besonders in der psychologischen Forschung, an und wendet sich dann sofort zu dessen Apperzeptionslehre. Eingehend bespricht er das Aufkommen und den Begriff der Apperzeption, ihre Arten und ihr Verhältnis zur Perzeption und Aufmerksamkeit. Den Kern der Abhandlung aber bildet die Frage nach der Bedeutung der Apperzeption für die Erklärung der Seelen-

[1]) Vgl. Höfler, Zehn Lesestücke aus philosophischen Wien 1903.²

erscheinungen. Nach Wundt sind alle Formen des psychischen Lebens von der Apperzeption abzuleiten, auch die ganze logische Tätigkeit des Denkens wird auf sie zurückgeführt und dem Willen eine zentrale Stellung im psychischen Leben eingeräumt.

Die Bedeutung der Apperzeptionstheorie Wundts besteht nach der Ansicht des Verf.s darin, daß durch sie der Unterschied zwischen logischem und psychologischem Denken klar gemacht, die Entstehung der Urteile und Schlüsse erklärt und die Einheit des ganzen psychischen Lebens festgesetzt wird. Dabei verkennt der Verf. nicht die Mängel der Wundtschen Apperzeptionslehre. Er führt deshalb die bedeutendsten Gegner Wundts an, die in dessen Lehren unverkennbare Widersprüche und Unklarheiten nachweisen, insbesondere was den Unterschied zwischen aktiver und passiver Apperzeption, zwischen Perzeption und Apperzeption und das Verhältnis der letzteren zur Assoziation betrifft.

Doch stellt der Verf. die Apperzeptionslehre Wundts über die Assoziationstheorie, durch die jene nicht ersetzt werden könne, da die zentrale Stellung im Bereiche des psychischen Lebens nicht der Vorstellung angehöre. Ob sie dem Willen angehöre, wie Wundt meint, das sei die Frage. Horwicz stellte schon vor mehreren Dezennien das Gefühl in den Mittelpunkt der psychologischen Betrachtung und neuere Philosophen wollen seine Gefühlstheorie mit der Apperzeptionslehre Wundts vereinigen.

Der Verf. will nicht entscheiden, welcher psychischen Kraft die zentrale Stelle im Seelenleben gebühre. Aber, frage ich, muß denn eine bestimmte psychische Kraft eine solche Stelle im Seelenleben einnehmen? Können denn nicht mehrere Kräfte eine koordinierte Stellung behaupten? Schließen sich denn Assoziation und Apperzeption unbedingt aus? Wo bleibt die Seelensubstanz, wenn ihre Kräfte herrschen oder eine einzelne Seelenkraft eine dominierende Stellung einnimmt und nur durch sie die Einheit des Seelenlebens ihre Erklärung finden soll und kann?

Auf die Arbeit hat der Verf., das muß zugegeben werden, viel Fleiß verwendet; doch ist die Kardinalfrage nicht in befriedigender Weise gelöst. Der Verf. selbst scheint, wie aus dem in eine seltsame Frage ausklingenden Schlusse erhellt, mit dem Resultate seiner Untersuchung nicht befriedigt zu sein. Die Darstellung zeigt nicht selten undeutsche Wendungen, der allzu häufige Gebrauch des Relativpronomens 'welcher' und des Demonstrativums 'derselbe' ist unschön, Verstöße gegen die neue Orthographie finden sich nicht gar häufig.

Wien. Joh. Schmidt.

Eingesendet.

IX. deutsch-österreichischer Mittelschultag. Wien, Ostern 1906.

Die Herren Kollegen werden höflichst ersucht, ihre Wünsche, Anregungen und Vorträge (mit Leitsätzen) für den Mittelschultag dem unterzeichneten Geschäftsführer nach den Hauptferien einzusenden.

Prof. Feodor Hoppe,
Wien, III./1, Münzgasse 3.

Berichtigung.

Heft IV, S. 368, Z. 9 v. o. soll es psychische statt physische heißen.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Adalbert Stifter und die Kindesseele.

Ein Gedenkblatt zur Jahrhundertfeier seiner Geburt.

Nicht die pädagogische Kraft und den erziehlichen Wert der Stifterschen Werke zu schildern, soll die Aufgabe dieses Gedenkblattes sein; diese wertvollen Eigenschaften unseres heimischen Erzählers haben erfahrene Schulmänner zu würdigen versucht[1]), wir wollen vielmehr auf die Tatsache unser Augenmerk lenken, daß der meisterhafte Schilderer seiner Waldesheimat, der beschauliche Maler des Kleinlebens in der Natur, der Lobredner eines behaglichen, dem Guten und Schönen gewidmeten Lebensgenusses, der Freund der Tierwelt und Schätzer der Menschenwürde, trotz seiner naiven, weltfremden Lebensanschauung doch einen klaren Einblick hatte in die rätselhafte Tiefe der Kindesseele. Und wenn sich auch auf den ersten Blick die Würdigung Stifters als eines bedeutenden Erziehers mit seiner Erkenntnis der Kindesseele zu berühren scheint, wenn ein inniger Zusammenhang zwischen diesen beiden Wissenschaften sich als eine dringende Notwendigkeit ergibt, so war es doch erst der jüngsten Vergangenheit vorbehalten, diese Vereinigung zu erstreben, denn die Kinderpsychologie ist eine junge Wissenschaft. Wohl war das Kind seit den ältesten Zeiten[2]) ein Gegenstand dichterischer Verklärung, seine Seele aber zu ergründen, um sie zu bilden, um ihre Wege zu erforschen und ihre Regungen zu erklären, um manche Erscheinungen des jugendlichen Alters, die man als Unarten, Schwächen und Verirrungen an den Pranger zu stellen pflegte, als den Ausfluß physischer Naturnotwendigkeit hinzustellen, das hat erst unsere Zeit

---

[1]) Vgl. z. B. Spengler, „Stifter als Erzieher", Österr. [illegible] XII. S. 160 ff. und Zenz, Festgabe zur Enthüllung des Stift[illegible] in Linz. S. 21 ff. — Die Bibliographie findet sich in Heins Stift[illegible]

[2]) Vgl. Herders Humanitätsbriefe, 6. Sammlung.

sich zur Aufgabe gemacht. Rousseau lehrte uns die Kindesseele in ihrer ursprünglichen Reinheit schätzen, die erst durch die Menschen selbst verbildet würde, Dichter und Denker schritten in seinen Bahnen weiter, das Zeitalter des Sturmes und Dranges ist auch ein Zeitalter der Kindesliebe. Besonders Herder, ein pädagogisches Genie, voll moderner Anschauungen [1]), war unter den deutschen Geisteshelden ein Bahnbrecher. Streng wissenschaftlich aber haben dieses Gebiet behandelt unter den Deutschen D. Tiedemann [2]), Löbisch [3]), Sigismund [4]), Groos [5]) und besonders W. Preyer [6]), unter den Franzosen sind besonders Perez [7]) und Compayré [8]) zu nennen, die größten Verdienste haben sich aber um diese bedeutsame Sache die Amerikaner und Engländer erworben, die mit ihrem praktischen Genie die Untersuchung führten und eine ganze Reihe von Vereinigungen zum Zwecke der Kinderforschung begründeten und nach dem Muster eines Stanley Hall [9]), Sully [10]), Tracy [11]), Darwin [12]), Russell, einer Shinn [13]) und anderer fortwirkten.

Eine ganz neue Welt tut sich da vor unseren Blicken auf, reiche Schätze liegen im Schoße der Erde und harren nur der Wünschelrute, die sie hebe. Und es ist dies auch ein Gebiet, das nicht bloß die philosophische Verstandeskraft zu fesseln vermag, es muß auch das Gemütsleben des Pädagogen anziehen und jene Freudigkeit erzeugen, die allen Plagen und Enttäuschungen des Berufes zum Trotze sich im Herzen des Lehrers nicht verlöschen läßt und die auch Münch und Matthias, diese modernsten Vertreter und Verfechter einer zwischen Schule, Haus und Zeitströmungen vermittelnden Pädagogik immer und immer wieder zu erneuern versuchen [14]). Und jeder, der berufen ist, Kinder zu lehren, oder so glücklich ist, selbst Kinder zu besitzen, wird in

---

[1]) Vgl. meine Aufsätze: „Herder und unsere Zeit“ im Literaturblatt der „Neuen Freien Presse“ vom 13. Dez. 1903 und „Herder und die Kindesseele“ in der Zeitschrift für Kinderforschung. IX. 3.

[2]) Memoiren 1781.

[3]) Entwicklungsgeschichte der Seele des Kindes. 1851.

[4]) Kind und Welt. 1856.

[5]) Das Seelenleben des Kindes. Berlin 1904.

[6]) Die Seele des Kindes. 4. A. 1895.

[7]) Les trois premières années de l'enfant. 1878. L'éducation des le berçeau 1880. L'enfant de trois à sept ans. 1886.

[8]) L'évolution intellectuelle et morale de l'enfant. 1893.

[9]) Deutsche Ausgabe: Stanley Hall-Stimpfl, Beiträge zur Kinderpsychologie und Pädagogik in Ufers Bibliothek für Pädagogik, IV. 1902.

[10]) Deutsche Ausg.: Sully-Stimpfl, Untersuchungen über die Kindheit. Leipzig 1897. Hier finden sich auch bibliographische Angaben!

[11]) The Psychology of Childhood. 2. A. 1894.

[12]) Zeitschr. Mind. II.

[13]) Notes on the Development of a Child 1893/94.

[14]) Vgl. z. B. Matthias' „Freude an der Schule“ in der Monatschrift für höhere Schulen. IV 1. S. 6 ff.

die begeisterten Worte eines Forschers, wie Groos es ist, einstimmen: „Es wird kaum bestritten werden können, daß wir hier einen der interessantesten und liebenswürdigsten Gegenstände der Forschung vor uns haben. Denn wer könnte dem Zauber völlig widerstehen, der von der Kinderwelt ausstrahlt..... Wenn heute irgend eine Wissenschaft den Namen der 'liebenswürdigen' vor anderen verdient, so ist es die Kinderpsychologie, die Wissenschaft vom Teuersten, Liebsten und Liebenswürdigsten, was wir auf der Welt haben, was wir hegen und pflegen, eben darum aber auch studieren und verstehen müssen" (S. 1). — Einen erhabenen Standpunkt, der unserer Zeit völlig entspricht, die auf vielen Gebieten eine Umwertung aller Begriffe hervorbrachte, nimmt Hall ein, der von dem Psychologen nicht bloß wissenschaftliche Stubenarbeit verlangt, sondern sagt: „Der wahre Psychologe ist für jede Seite des Lebens, insbesondere des menschlichen, begeistert .... er liebt leidenschaftlich den Umgang und die Freundschaft mit den Tieren ... er besucht häufig die Anstalten für Gebrechliche — Blinde, Taube, Idioten, Geisteskranke — bei denen die Natur ihre großen, aber grausamen Experimente ausgeführt hat. Er liebt die Kinder und ist bei ihnen daheim; steht, soweit es tunlich ist, mit den Wilden und Verbrechern auf vertrautem Fuße; besucht häufig das psychologische Laboratorium und ist bewandert in der Geschichte der großen Systeme" (S. 38/39). — Und die bedeutendsten Pädagogen der Gegenwart sprechen sich auch für die Notwendigkeit der Erforschung der Kindesseele aus. Es würde zu weit führen, wollten wir alle die Aussprüche wiedergeben, die in der Kinderforschung die Grundlage der exakten Pädagogik erblicken (Hall, Preyer), die eine systematische Erziehung ohne Beobachtung der spontanen Regungen des kindlichen Geistes für unmöglich halten (Sully), die bei den modernen Lehrern nicht Gelehrsamkeit und Methodik, sondern die Kenntnis des Kindes vermissen (Oskar Chrisman, „Paidologie", Jena 1896). Hall findet für diese Forderung einen guten Vergleich, indem er darauf hinweist, daß auch der Landmann nicht bloß die Saat kennen muß, sondern auch den Boden, den er baut (S. 39), indem er darauf aufmerksam macht, daß durch eine Vertiefung in die Rätsel der Kindesseele das pädagogische Phantom, genannt das „Kind", verschwinden werde und dafür „Kinder" erstehen müßten (S. 152) und dieser Forscher berührt auch eine brennende Frage der Gegenwart, die Beziehungen zwischen Schule und Haus, die, einmal aufgerollt, nicht mehr aus der Welt geschafft werden kann. Denn gerade in einer Zeit, wo der nüchterne Drang nach Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit und mannigfache wirtschaftliche und gesellschaftliche Verhältnisse an den Grundfesten unseres modernen Schulgebäudes zu rütteln versuchen, besteht die beste Abwehr darin, daß auch das Haus der Schule vertrauensvoll gegenüberstehe, und einen Schritt zu diesem Ideale glaubt Hall auch in der Kinder-

forschung zu finden. Er sagt: „Zu den Vorteilen der Kinderforschung gehört die neue Verbindung, welche oft zwischen Schule und Haus errichtet wird. Der Lehrer, welcher seine Schüler nicht länger mehr als Marionetten betrachtet, die als Gruppen oder Klassen behandelt werden, sondern als freie Einheiten mit einem Band der Sympathie zwischen jedem ihrer Herzen und seinem eigenen, wünscht wenigstens etwas von dem häuslichen Leben des Kindes kennen zu lernen und sich mit den Eltern zu verständigen" (S. 40). — Freilich wäre es vor allem Sache der Eltern, in die Seele ihrer Kinder zu blicken, doch welche Hemmnisse und Verhältnisse einen solchen natürlich idealen Zustand der Erziehung unmöglich machen, liegt wohl auf der Hand, daher schreibt auch Matthias in seinem volkstümlichen Buche „Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin?": „Die Eltern haben vielfach wenig psychologische Einsicht und wenig Ahnung von dem Seelenleben und der geistigen Entwicklung ihrer Kinder; von den Lehrern verlangt man diese psychologische Einsicht; besitzen sie sie nicht, so sind sie eben Stundengeber und geistlose Handlanger im pädagogischen Weinberge" (S. 129).

Die Kinderforschung ist also zu einer Wissenschaft geworden und soll es auch bleiben und doch muß sich da der zünftige Psychologe, der, mit dem Rüstzeug seines Faches bewehrt, zur Eroberung und Urbarmachung eines unbekannten, brachliegenden Gebietes auszieht, auch andere Mitarbeiter für seine Zwecke werben und deren Erfahrungen nutzen, er muß die Frauen, besonders die Mütter, heranziehen, die mit Liebe und Feingefühl die Kindesseele zu beurteilen vermögen. Auch in die Werke der Dichter muß er sich versenken. Denn daß man der Phantasie selbst auf dem Gebiete der exakten Wissenschaft nicht entraten könne, ist anerkannt, und daß Dichter schon seit den ältesten Zeiten das durch eine seltsame divinatorische Begabung ahnten und dunkel fühlten, was die gelehrte Forschung später erschloß, ist eine bekannte Tatsache. Mit Recht sagt daher Sully (S. 6): „Die Behauptung ist aber kaum übertrieben, daß die Kindheit eine der beredtesten Naturerscheinungen geworden ist, weil sie uns sowohl über unsere Verwandtschaft mit der Tierwelt als auch über die Kräfte berichtet, durch welche sich unsere Rasse nach und nach zu einer so erhabenen Stellung über dieser Welt erhoben hat. So ist es nun gekommen, daß das Kind nicht bloß für die immerwährende Kinderverehrerin, die Mutter, und für den mit den Mysterien entlegener Dinge in Berührung gelangenden Dichter, sondern auch für den ernsten Mann der Wissenschaft ein Mittelpunkt lebendigen Interesses geworden ist." Gerade die modernsten Dichter schildern mit Vorliebe die Kindesseele, da sie meist in der psychologischen Vertiefung ihre Stärke suchen und erziehliche Zwecke verfolgen; all die Romane, die in der jüngsten Zeit Aufsehen erregt haben, bestätigen dies:

Sudermanns „Frau Sorge", Frenssens „Jörn Uhl", Hesses „Peter Camenzind". Und unsere liebenswürdige heimische Dichterin Marie von Ebner-Eschenbach [1]), die nordischen Erzählungen von Liliencron [2]), Theodor Storm u. a. sind gerade deshalb so fesselnd und anziehend, weil sie mit feinem psychologischen Verständnisse Kindergestalten zeichneten, das Kinderleben schilderten, ihre Leiden und Freuden vor unseren Blicken entrollten.

Und so hat auch Adalbert Stifter in die Tiefe der Kindesseele geblickt und viele von den noch unbekannten Schätzen gehoben und dichterisch verklärt. Und daß er dies — abgesehen von einigen in seiner Eigenart und Lebensanschauung begründeten Irrtümern — mit psychologischem Verständnisse tat, soll aus dem Folgenden hervorgehen. An theoretischer Bildung auf dem Gebiete der Seelenkunde fehlt es unserem Erzähler nicht, wohl aber an praktischer Welterfahrung, und seine Irrtümer auf unserem Gebiete finden, wie der liebevolle Biograph Stifters [3]) erwähnt, in dem Umstande ihre Erklärung, „daß Stifter keine Kinder neben sich aufwachsen sah" (S. 303). Darum sind auch die „Bunten Steine" keine Kindererzählungen, darum sind auch viele Kindergestalten zu altklug, zu musterhaft geraten.

Trotzdem finden wir in Stifters Werken tiefsinnige psychologische Erörterungen, ich erwähne nur seine Betrachtung über die ungeborenen Gedanken und Ahnungen in unserer Seele — „in dem reichsten wie ärmsten Menschen geht eine Bibliothek von Dichtungen zugrunde, die nie erschienen sind" — die sowie die Erwähnung des Sirius geradezu an die symbolistische Grübelei der Moderne, hier besonders an D. v. Liliencron erinnern („Feldblumen 4." I. 34 [4]). Auch im Eingange des „Kalksteins" und in der „Brigitta" (I. 134) finden sich ähnliche Erörterungen. Die zuletzt genannte Stelle enthält auch den geistreichen Hinweis darauf, daß oft der Dichter kennt, was der Gelehrte noch nicht zu erschließen vermochte (II. 129): „Die Seelenkunde hat manches beleuchtet und erklärt, aber vieles ist sehr dunkel und in großer Entfernung geblieben. Wir glauben daher, daß es nicht zu viel ist, wenn wir sagen, es sei für uns noch ein heiterer, unermeßlicher Abgrund, in dem Gott und die Geister wandeln. Die Seele in Augenblicken der Entzückung überfliegt ihn oft, die Dichtkunst in kindlicher Unbewußtheit lüftet ihn zuweilen, aber die Wissenschaft mit ihrem Hammer und Richtscheite steht häufig erst an dem Rande und mag in vielen Fällen noch gar nicht einmal Hand angelegt haben."

---

[1]) Über diese vgl. meine Aufsätze: „Marie von Ebner-Eschenbach und die Kindesseele", Beilage zur Münchener Allg. Ztg. v. 5. Juni 1903.

[2]) „Kinder und Getier bei D. v. Liliencron", Juniheft 1905 der „Ztschr. f. d. d. Unterricht".

[3]) Prag, Calve 1904.

[4]) Stifters Werke in drei Bänden. Leipzig, bei Amelang 1898.

Stifter hat aber auch als Hauslehrer mit Vorliebe Seelenkunde gelehrt und seinen Schülerinnen einen schriftlichen Leitfaden dieses Faches als Andenken hinterlassen, wie aus einem Briefe an Siegmund Freiherrn v. Handel hervorgeht (Br. I. 28)[1]; dazu gesellt sich sein großes pädagogisches Interesse, das ihn bis zu seinem Tode nicht verließ und sich in allen seinen Schriften widerspiegelt. Er ist durchdrungen von der hohen Bedeutung des Unterrichtes und der Erziehung; darum hat er auch in seiner lesenswerten Schrift über „Schule und Schulbildung" (V. Schr. II. 247[2]) die denkwürdigen Worte geschrieben: „Jeder vorzügliche Staat, vom Altertume bis zu unseren Zeiten, und jeder vorzügliche Mensch, der in einem Staate lebte und ihn leitete, hat eingesehen, daß Unterricht und Erziehung die einzige menschliche Grundlage des Staates und die einzige Stufe zum Glücke und zur Vollkommenheit des menschlichen Geschlechtes ist." Und wenn er in seinen Skizzen „Aus dem alten Wien" über „die Streichmacher" spricht, so wendet er sich auch mit heiligem Zorne gegen die „Streichmacher mit den Kindern und ihrer Erziehung", gegen die Eltern, die im Taumel des Gesellschaftslebens ihre heiligste Aufgabe versäumen, die durch bezahlte Lehrer das wettzumachen suchen, was sie selbst verdarben, die in Äußerlichkeiten die kindliche Seele verkümmern lassen, die ihre Kinder herausputzen, damit sie vor den Leuten glänzen, die aber „die sittliche Muse ihrer Kinder" der Verödung preisgeben.

Stifter ist in vielfacher Beziehung auf pädagogischem Gebiete ein würdiger Gesinnungsgenosse Herders, der ebenso mit dem ganzen Ingrimme seiner Satire gegen „die Nachteile der neueren leichten Lehrmethode" eifert (XVI. 41[3]), die sich nur auf die „galantiora" gelegt; wo man nur von süßer Speise lebe, müßten Ungeziefer und Würmer entstehen.

Der Lehrer muß lebendig, klar und dauernd machen, was im Buche tot und unfruchtbar ist, das ist eine Forderung Stifters[4]), die sich wieder auch bei Herder wiederholt findet, denn dieser verlangt auch, daß der Lehrer der Mittelpunkt der Klasse sei, daß „Flamme Flamme anstecke, Gegenwart des Geistes Gegenwart des Geistes erwecke"[5]), er schildert mit lebhaften Farben die Qualen in der ermatteten Kindesseele, wenn sie des Lehrers Feuer nicht entzünde[6]), und besonders in seiner Schulrede: „Von der Grazie in der Schule" (XVI. 15) preist er den „Reiz als das Leitende, das die Jugend fesselt".

---

[1]) Briefe in 3 Bänden, herausg. von Aprent. Pest, Heckenast 1869.
[2]) Vermischte Schriften in 2 Bden., herausg. von Aprent. Ebda. 1870.
[3]) Hempelsche Ausgabe.
[4]) „Die Landschule." Verm. Schr. II. 252.
[5]) „Von den förderlichsten Schulübungen." XVI. 47.
[6]) „Von der Scheu und Achtung der Lehrer." XVI. 94. 114.

Aus dieser Überzeugung von der Heiligkeit und dem hohen Werte der Kindesseele geht Stifters unermüdliches Wirken für die Hebung der Volksbildung hervor, wie wir aus einer von ihm angefangenen Schrift über die Volksbildung entnehmen können[1]). Deshalb erblickt er während der Wirren des Jahres 1848 nur in der Volksbildung eine heilsame Rettung und es erzeugte sich in seinem Herzen „eine ordentlich krankhafte Sehnsucht, die da sagt: Lasset die Kleinen zu mir kommen“[2]), darum erklärt er in einem Schreiben an Josef Türk[3]) die Erziehung als die erste und heiligste Pflicht des Staates, deshalb schreibt er endlich am 6. Dezember 1850[4]) an seinen Verleger Heckenast die kategorischen Worte: „Sorget für tüchtige Schulen und Schüler, denn Halbheit, Unwissenheit und daraus hervorgehende Ungediegenheit sind die Übel unserer Zeit“.

Und nur eine Folgerung aus seiner Liebe zum Kinde ist seine Parteinahme für den Lehrerstand, der ja im Leben der heranwachsenden Geschlechter nach der Schule des Lebens und der Familie[5]) die bedeutendste Stellung einnimmt. Und auch da strebt er wieder den Forderungen Herders nach, der in seinen Schulreden für die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Forderungen des Lehrerstandes eintritt und zeigt, daß die Lehrfreudigkeit nur aus der Befreiung von irdischen Sorgen und aus einer angesehenen Stellung erwachsen könne, mit Freimut vom Staate diese Fürsorge verlangt (XVI. 13, 114) und die freie Entfaltung der Lehrerindividualität in dem Gedichte „Der gelehrte Star“ als Notwendigkeit hinstellt. Und so ruft auch Stifter[6]) aus: „Wie kann ein Volk, das sich selber ehrt und Kenntnis und Sittlichkeit als ein Gut ansieht, die Lehrer und Erzieher seiner Kinder in einer Lage lassen, wo sie mit Hunger kämpfen und dem Menschenfreunde ein Gefühl des Bedauerns und des Mitleides einflößen?“

Mit innigem Schmerze und tiefer Verbitterung spricht unser Dichter, der ja den größten Teil seines Lebens durch Stundengeben fristete, von dem traurigen Lose der Privatlehrer in der „Mappe meines Urgroßvaters“ [7]); weil er gewohnt war, der Kindesseele den besten Teil seines Wesens zu opfern, sich ihr selbst hinzugeben, aus vollem Herzen zu ihr zu sprechen, schmerzte es ihn doppelt, wenn man ihm dieselbe „feine Verachtung“ zeigte, wie den Komödienspielern, Gauklern, Pfeifern und solchen Leuten, für die man nicht viel Lohn hergibt, obwohl sie einem früher ein Vergnügen oder einen Dienst erwiesen. „Da sind die, welche in die

---

[1]) Vgl. Br. I. S. XLI ff.
[2]) Brief an Heckenast vom 6. März 1849 (Br. I. 173).
[3]) Brief vom 26. April 1849 (Br. I. 176).
[4]) Br. I. 201.
[5]) Verm. Schr. II. 238, 241.
[6]) Verm. Schr. II. 254.
[7]) Verm. Schr. I. 12.

Häuser gehen müssen, um ein wenig Erziehung und Unterricht darzureichen und sich dann wieder von hinnen zu begeben. Und wenn dich dein Herz überkommt und du aus ihm zu dem Schüler redest und dann aufstehst und in Demut Abschied nimmst und fortgehst, und wenn er am Fenster steht und auf den Scheiben trommelt und dich unten weggehen sieht, von Wagen, die da fahren, mit Kot bespritzt, dann deucht er sich mehr zu sein als du und die Seinigen denken auch so."

Auch diese trüben Erfahrungen konnten unseren Erzähler nicht abhalten, sein pädagogisches Interesse bis zum Tode zu wahren und dieses nicht bloß in seinem Berufe, sondern auch als Dichter zu bezeigen, denn fast alle Erzählungen Stifters haben eine erziehliche Absicht.

Der „Kondor" und die „Feldblumen" erörtern ganz besonders das Bildungsideal der Frauen, im „Heidedorfe" ist die Natur die Erzieherin des Heideknaben, die Schule des Lebens spricht aus der „Mappe" und der „Narrenburg". „Abdias" ist der Lehrer seiner blinden Tochter, verfolgt das Erwachen ihrer verwaisten Kindesseele und labt sich an ihrem Fortschritte in der Erfassung der durch das wiedererlangte Augenlicht erschlossenen Außenwelt; der Segen der Arbeit spricht belehrend zu uns aus der „Brigitta" und den „Zwei Schwestern", der „Waldsteig" eifert gegen falsche Erziehungsgrundsätze, gegen die Verweichlichung des Körpers und der Seele. Im „Granit" führt uns Stifter sein eigenes Jugendleben vor, wie es sich bildete durch die Unterweisungen seines Großvaters, im „Kalkstein" erzählt der Karpfarrer seinen eigenen Bildungsgang und wir lernen aus dieser Erzählung das Bild einer armen, ermatteten, unter dem Formalismus leidenden Kindesseele kennen (III 60), die Erzählungen „Turmalin", „Katzensilber" und „Waldbrunnen" führen uns schwachsinnige, verwilderte, in der Menschengesellschaft sich fremd fühlende Kindesseelen vor, die erzogen werden für den Kampf und die Freuden einer geordneten Lebensführung, der „Waldgänger" schließt sich an den kleinen Sohn des Hegers an, den er schreiben, lesen und die Natur beobachten lehrt, „Prokopus" hat seinen väterlichen Freund und Lehrer, den weisen Bernhard von Kluen, an der Seite, sein Einfluß erstreckt sich auch auf des Zöglings Mannesjahre. Die „Zwei Witwen" stellen nach Art der alten Schulspiegel den verwöhnten, verzogenen Knaben dem vernünftig erzogenen Mädchen entgegen, der „Nachsommer" endlich ist ein Seitenstück zu Rousseaus „Emil"; Gartenbau und Kunstgeschichte, Meteorologie, Geologie, Edelsteinkunde und Dichtkunst, Ästhetik und Archäologie, Baukunst und Geschichtsphilosophie, Naturwissenschaft und Touristik, Seidenbau, Tierschutz und ein fertiges System der Privaterziehung werden von dem greisen Risach gelehrt, sein Ziehsohn Gustav und sein junger Freund Heinrich sind die Zöglinge. Und wir lernen in diesem Romane auch Risachs Methode in den einzelnen Lehrgegen-

ständen kennen, die durchwegs dem Fassungsvermögen des Kindes angepaßt ist und den genetischen Weg einschlägt, die Gesetze der Psychogenese werden auch von Stifter berücksichtigt und den Satz, den Hall (S. 183) zur Grundlage seiner methodischen Erörterungen gemacht hat, hat auch Stifter dem Lehrgebäude des Freiherrn von Risach zugrunde gelegt. Hall sagt nämlich: „Das Wesen der logischen Methode entspricht dem Geiste der Erwachsenen und es ist ein großer Fehler der Lehrer und Lehrpläne gewesen, daß diese scholastische Methode für die genetische Methode unterschoben worden ist, welche sich nach den Naturgesetzen der Entwicklung des Verstandes, des Interesses und der Fassungskraft richtet."

Wie Fürst in dem biographischen Abriß zu seiner Ausgabe Stifters (Leipzig, Hesse) durchgeführt hat, weist Stifter viele Ähnlichkeiten mit Jean Paul auf — seine Beziehungen zu Herder wurden nicht erwähnt — er hat auch mit jenem die Vorliebe für Juvenilität gemein, sie beide lieben es, merkwürdig geartete Menschen, Sonderlinge in ihren Handlungen zu belauschen, sie beide lieben es auch, das Kind mit greisen Menschen zu vereinen. Es ist das poetische Motiv des Gegensatzes, das hier mitspielt, es ist aber auch ein Grundsatz Stifters, der jugendlichen Glut des Kindes den „Nachsommer", die geläuterte Erfahrung des gereiften Mannes oder der freundlichen Greisin an die Seite zu stellen. „Prokopus" und Bernhard von Kluen, der Großvater und die Enkelkinder im „Waldbrunnen", der Großvater und der junge Stifter im „Granit", der „Waldgänger" und der Hegerssohn, der Burgwächter Ruprecht und die kleine Pia in der „Narrenburg", die Großmutter und der Heideknabe, der greise „Abdias" und die zarte Ditha, der alte „Hagestolz" und der junge, blühende Neffe, die Großmutter mit den vier Kindern im „Katzensilber", Risach und Mathilde neben Heinrich, Gustav und Natalie im „Nachsommer" mögen nur einige Belege hiefür sein.

Doch es ist nicht bloß die Freude Stifters an der Pädagogik als Wissenschaft, die ihm das Studium der Kindesseele nahelegt, es ist auch seine warme, innige Liebe zu den Kindern. Und diese erscheint in einem geradezu tragischen Lichte, wenn wir bedenken, daß es ihm versagt blieb, eigene Kinder heranzuziehen, daß er an diesem Schmerze schwer zu tragen hatte, wie wir aus vielen Briefstellen entnehmen können[1]). Diese Liebe und diesen Schmerz hat er aber auch auf die Gestalten seiner Erzählungen übertragen. Der Maler Roderer erzählt, durchdrungen von Stifters Familiengefühle, mit Behagen von seiner großen Verwandtschaft und deren Fruchtbarkeit[2]), des Tiburius' Glück („Der Waldsteig") ist erst vollkommen, als ihm ein Knabe geboren wird, Hans, der von

---

[1]) „Die Nachkommenschaften", S. 118.
[2]) Br. II. 280, 288, 317, 360.

Hanna verlassene Holzknecht im „Beschriebenen Tännling“ nimmt als Ersatz für sein entschwundenes Liebesglück die drei verwaisten Kinder seiner Schwester zu sich und führt sie in seinem Wägelchen zum Holzplatze; der Schreiber des Tagebuches in den „Feldblumen“ denkt an seine eigene Kindheit und malt Spielzeug für das Söhnchen seiner Mietsleute, das es für drei Tage glücklich mache. „Titus, es muß eine große Freude sein, Kinder zu haben, und ich würde ein Narr mit ihnen, ritte vergnügt auf dem Steckenpferde und hinge mir allen Ernstes eine Kindertrommel um“ (I. 63). Ein Kinderfreund ist der Arzt in der „Mappe“: seine letzte Tat ist die Rettung eines todkranken Kindes, der Karpfarrer watet während der Überschwemmungen den Dorfkindern voraus, um sie vor Untiefen zu warnen, er spart und darbt für sie und der Schloßherr in der Erzählung „Bergmilch“ spielt mit den Kleinen seines Verwalters.

Doch auch der Schmerz der Kinderlosigkeit zittert aus vielen der Stifterschen Gestalten nach. Erschütternd ist eine Szene in der „Brigitta“. Diese sitzt an dem Krankenlager ihres Sohnes in der Wohnung des Majors, ihres Gatten, von dem sie getrennt lebte. „Aber auf der Stelle, wo der Major gestanden war, hatte ich ein leichtes Geräusch vernommen, und wie ich hinblickte, sah ich, daß er sich halb umgewendet hatte und daß an seinen Wimpern zwei harte Tropfen hingen. Ich ging gegen ihn und fragte ihn, was ihm sei. Er antwortete leise: „Ich habe kein Kind!“ Eintönig verläuft das Leben des „Hagestolzes“; die ganze Last der Kinderlosigkeit aber lastet auf dem „Waldgänger“, der sich von seiner Frau trennte und eine neue Ehe einging, weil die erste kinderlos blieb. Und so leben sie geschieden in trauriger Einsamkeit, denn des Mannes Kinder aus zweiter Ehe sind in die Welt gezogen. Traurig muß er gestehen: „Es bleiben nicht einmal die eigenen Kinder bei den Eltern, geschweige denn fremde, sondern sie gehen alle fort, um sich die Welt zu erobern, und lassen die Eltern allein zurück, wenn ihnen diese auch alles geopfert, wenn sie ihnen ihr ganzes Glück und das Blut ihres Herzens gegeben hatten.“ Dazu stimmen auch die Worte Boleslavas im Witiko[1]): „In der Jugend ist man bei seinen Eltern, in späteren Jahren bei seinen Kindern und im Alter allein.“

Aber auch in Stifters Sprache, in seine Bilder und Vergleiche dringt seine Liebe zu den Kindern. Zu jedem Frühlingsbilde gehören spielende Kinder, der Erzähler in den „Feldblumen“ (I. 27) sieht einige Zweige aus des Nachbars Garten um die Ecke ragen und sie zeigen ihm „wie frohe Kinder ihre kleinen, lichtgrünen, unschuldigen Blättchen.“ Ebendaselbst (I. 59) ist von Aston die Rede, der gar oft Freundschaften übereilt, er tappt oft zu, „es geht ihm, wie mir einst als Knabe, da ich gefangene

[1]) Witiko in drei Bänden. Pest, Heckenast 1865. I. 242.

Schmetterlinge unter Gläser einsperrte und mit bestem Rindfleisch fütterte! Dies genüge!"

Und so hat uns der Dichter mit liebevollem Griffel prächtige Kindergestalten gezeichnet, die wohl manchmal seiner Neigung entsprechen, die Menschen in engelhafter Vollkommenheit darzustellen, die aber in der Überzahl individuelle Merkmale tragen und Gebilde feinster psychologischer Kleinkunst sind. Untadelhaft artige Musterkinder der ersten Art sind Franz und Katharina im „Waldbrunnen", die mit inniger Liebe an ihrem Großvater hängen und nur mit ihren kindlichen Fragen einen individuellen Zug aufweisen, freilich sind diese Normalkinder dazu da, um dem verwilderten Waldmädchen mit seiner schwachsinnigen Großmutter als Folie zu dienen, sowie Blondköpfchen und Schwarzköpfchen im „Katzensilber" das Regelmäßige, Gesetzmäßige vertreten im Gegensatze zu dem mystischen braunen Mädchen. Ein Prachtsohn ist Gustav in der „Brigitta" und der gleichnamige Ziehsohn des Freiherrn von Risach im „Nachsommer", die beide den Erziehungsgrundsätzen ihrer Bildner keinen Widerstand entgegensetzen, sondern weicher Ton sind in deren Händen.

Anziehend ist es, wie Stifter das Problem von dem verwilderten, wilden und schwachsinnigen Kinde behandelt. Der alte Stephan Heilkun („Der Waldbrunnen"), der die Sommermonate in einem der Waldhäuser mit seinen beiden Enkeln, einem Knaben und einem Mädchen, verbringt, besucht die Schule des Ortes. Da macht ihn der Lehrer aufmerksam auf ein eigenartiges Mädchen, das aus Halsstarrigkeit und Bosheit — wie er sagt — in der Schule kein Wort sprechen will. Mit den Kindern verträgt es sich nicht, selbst bei der Mutter will es nicht verweilen, sein ganzes Phantasieleben bewegt sich in eigenartigen Bahnen, es predigt in der Einsamkeit in einer selbsterfundenen Sprache, die ganze aufgestapelte Liebe des Kindesherzens wendet es der schwachsinnigen Großmutter zu, der es alles zuträgt, was immer es im Walde findet, das es mit Reisern und Beeren und Federn schmückt, denn der „Instinkt des Schmückens" ist jeder Kindesseele eigen, wie auch Sully schön ausführt (S. 299). Es stammt von Leuten, die in der Einsamkeit leben, von hergelaufenem Volke, „mit dem man sich nicht gerne abgibt". Ein neues Problem taucht da auf. Der soziale Drang eines Kindes, das auf sich selbst angewiesen ist, das einsam spielen muß, findet hier keine Befriedigung und weist es daher auf Irrwege [1]). Heilkun weckt das Vertrauen des Kindes durch Liebe und Geschenke, dieses liest ihm vor und zeigt seine Schreibhefte. Und da findet er Wor[illegible] die es sich selbst erfunden hat, wie es kleine Kinder zu tun pfleg[illegible] Und dieses Mädchen stand eben noch auf einer anderen Entwi[illegible]



[1]) Vgl. Monroe, Die Entwicklung des [illegible] Bewußtseins [illegible] Kinder in der „Sammlung von Abhandlungen [illegible] Gebiete der pä[illegible]gogischen Psychologie und Physiologie", III.

lungsstufe der Kindersprache, weil ihm der Nachahmungstrieb noch nicht zuhilfe gekommen war. Das schlummernde Seelenleben des Kindes erwacht, geweckt durch die Liebe des alten Mannes. Als dieser im Herbste scheidet, fliegt das Mädchen herbei, schlägt beide Arme um den alten Mann und küßt ihn, dann läuft es davon. Im nächsten Jahre führt es den Greis schon selbst zur Großmutter, es beginnt mit den beiden Kindern zu spielen und dieses Spiel versagt auch da nicht seine sittigende Kraft. Beim Abschiede schüttelt es auch den Kindern die Hand. Und so verfolgt der Dichter, wie es sich allmählich regt in des Kindes Gemüte, bis es der Gesellschaft gewonnen ist und des Enkels Frau wird. Er hat uns da ein Seelengemälde gezeichnet und die einzelnen Züge der Natur abgelauscht, denn die verwilderte Juliana ist das Abbild seiner Nichte, die in seinem Hause lebte und später einen tragischen Tod fand.

Ein mystisches Kind, wie es die Romantiker liebten, wie Goethes Mignon und Mörikes Zigeunerin im „Maler Nolten“ ist das braune Mädchen auf dem Nußberge („Katzensilber“). Auch hier wird das schöne Kind der Wildnis an Menschen gewöhnt, auch hier wird das Erwachen seines Seelenlebens belauscht. Wie ein flüchtiges Reh bricht es aus dem Gebüsch hervor und starrt die Kinder an, es spricht nicht; nach einiger Zeit beginnt es zu lächeln, dann horcht es schon, wenn Großmütterchen erzählt und in seinem Angesicht drücken sich die Empfindungen aus; mit dem Instinkte des Naturkindes ahnt es den Hagelschauer und schützt die Kinder und die Großmutter vor dem Gewitter; es schließt sich an die Kinder, doch meidet es ihre Wohnung. Dann aber locken die Kinder das braune Mädchen in das Zimmer. „Das braune Mädchen stand und öffnete seine großen Augen noch mehr und schaute auf den Spiegel an der Wand, auf die Uhr, auf den Schrein, auf welchem schöne Gefäße standen, auf Tische und Stühle und Sessel und auf den wunderbaren Teppich“ (III. 193). Die Mutter tritt mit Obst herein. „Das braune Mädchen wich zurück, bis es mit dem Rücken aufrecht an der Wand stand. Es rührte keine Hand, es blickte die Früchte an und ließ die Arme an dem Körper herabhängen“ (III. 193). Und dann beginnt es sich allmählich an Seßhaftigkeit zu gewöhnen, es legt das scheue Wesen ab, es beginnt zu lesen und zu lernen. — Das verkümmerte Kind des Sonderlings im „Turmalin“ führt uns zu einem anderen Problem, zu dem der Tragik der Kindesseele.

Es ist ein verfehltes Leben, das der einst reiche Rentner führt, nachdem ihm die Gattin die Tr[illegible] [illegible]brochen. Er läßt alle seine Habe im Stiche und wohnt [illegible]
unterirdischen Gemache; dort lebt d[illegible]
unglücklichen Manne, dort bekommt [illegible]
Welt. Der Vater geht frühmorgens n[illegible]
erst abends heim. Eine Dohle ist da[illegible]

bei dem Kinde bleibt, aus den Drahtlöchern des Fensters sieht es nur die Säume von Frauenkleidern oder die Stiefel von Männern. Die Türe ist verschlossen. Und vom Vater erhält sie immer eine Aufgabe, die sie schreiben muß. „Wenn ich fragte, was ich für eine Aufgabe habe, während er nicht da sei, antwortete er: Beschreibe den Augenblick, wenn ich tot auf der Bahre liegen werde und wenn sie mich begraben; und wenn ich dann sagte: Vater, das habe ich ja schon oft beschrieben, antwortete er: So beschreibe, wie deine Mutter von ihrem Herzen gepeinigt in der Welt herumirrt, wie sie sich nicht zurückgetraut und wie sie in der Verzweiflung ihrem Leben ein Ende macht" (III 112). — So verkümmert des Kindes Geist und gute Menschen wissen das flackernde Seelenlicht des Kindes doch soweit anzufachen, daß es Handarbeiten anfertigen und wieder unter Menschen leben kann. Da haben wir ein Bild der armen, unglücklichen Kindesseele, damit ist aber auch eine Frage entrollt, die einem alten Schlagworte den Krieg erklärt. Sully (S. 208) bespricht das Problem der kindlichen Glückseligkeit, die geradezu ausnahmslos als das Sinnbild der Jugend angenommen wird. Und doch muß das Kind die Seelenangst in einem Grade fühlen, wie die Erwachsenen es gar nicht ermessen können. Besonders die Furcht ist nach einem Ausspruche der George Sand[1]) „das größte moralische Leiden der Kinder". Und in der Tat haftet der schreckensvolle Blick eines unglücklichen, geschlagenen, gekränkten und geängstigten Kindes tief in unserem Herzen, sowie der Blick des wehrlosen Tieres mit stummer Anklage den Peiniger anstiert, sowie dem Mörder der letzte Blick seines Opfers nicht aus dem Gedächtnisse schwindet, ihm ewig auf der Seele brennt.

Mit inniger Anteilnahme fühlt Stifter die Seelenleiden seiner Kindergestalten mit. Wie zart weiß er das Leid zu schildern, das stille Weh, das auf der frühreifen Seele eines Virtuosenkindes lastet! Im „Waldgänger" (III. 276) wird ein Kinderfest gefeiert. Ein Kind spielt mit Fertigkeit auf dem Klavier. Plötzlich beginnt sich in ihm ein Geist zu regen, den es vielleicht noch wenig kannte: „es verstand auf einmal die Musik; denn in dem Spiele war Seele und das Angesicht, das früher nur rot und weiß gewesen war, war jetzt anders, es war gleichsam freudig und — doch auch leidend und man glaubte, jetzt und jetzt sollten Tränen ausbrechen ...... Welche Gewalt des Gefühles für eine einstige Zukunft ahnte man in dem noch unentweihten, unentwickelten, gegen sich selber noch hilflosen Körper!..... es lag hier ein Stück Reinheit und Schönheit menschlicher Seele gleichsam nackt und unwillkürlich d[illegible] „Zwei Schwestern" bewundert er wieder ein [illegible]rin, und er bemitleidet zugleich ihre Ki[illegible] Pein, wenn sie sich von der kindlich[illegible] muß zu frühreifer Fertig-

---

[1]) „G[illegible] setzt von Glümer; III. 127.



keit. „Mir war von jeher bloße Fertigkeit sehr zuwider und sogenannte Wunderkinder machten mir jedes Mal einen Schmerz. Welch eine Qual und welche unzählige Stunden der Anstrengung müssen vorhergehen, ehe das Kind sich die unglaubliche Fertigkeit erwirbt und die arme gelehrige Seele ein äußerst genau in das Ganze eingreifendes Geräte wird!" (II 333). Man vergleiche mit diesem Ausrufe Stifters die Worte Herders, der immer und immer wieder so viel Berührungspunkte mit unserem heimischen Pädagogen aufweist: „In unserer Zeit", sagt Herder in seiner Schrift „Vom Erkennen und Empfinden" (XVII. 212), „da alles frühreif wird, kann man auch mit der Auferziehung junger menschlicher Pflanzen nicht genug eilen. Da stehen sie, die jungen Männer, die Kinder von hundert Jahren, daß man sieht und schauert. Die verworrene Rührung, die sich wie Winckelmann sagt, zuerst durch einen fliegenden Reiz verrät, muß gleich bestimmt, Erfahrungen und Kenntnisse, die erst Früchte männlicher Jahre sein sollten, mit Gewalt hineingezwungen werden, daß in weniger Zeit Jünglingen selbst die Lust zu leben vergeht."

Und Herders verbildete, erschlaffte, verkümmerte Kindesseele (XVI. 91; VI. 178) finden wir bei Stifter wieder in Tiburius Kneigt, dem Opfer einer falschen Erziehung. Er wird von der Mutter körperlich verweichlicht in Kleidung und Nahrung, zum Spiele erhält er immer nur herrliche und prächtige Spielsachen, die er allerdings immer wieder schnell weglegt[1]). Der Hofmeister duldet nicht, daß er in Bildern spreche wie Kinder, sondern nur immer kurz und bündig, daher spricht er kraus oder schweigt. Darum haßt er alle Wissenschaften, denn „Schwiegermutter Weisheit" hatte seine Phantasie gekränkt. Aber auch der Erbonkel erzog an seiner Seele herum und bändigte seinen kindlichen Frohsinn und seine Knabenkraft.

Auch der Erzähler in den „Zwei Schwestern" wird von seinem Oheim in der Art erzogen, daß seine Phantasie niedergehalten wird und nur das Praktische, Sichtbare, Greifbare gelten darf. „Ich bin selber der Meinung, daß das heitere und freie Spiel jener Kräfte, die so schön und lieblich in der menschlichen Seele liegen, in Verbindung mit einer Tätigkeit, wodurch das irdische Gut für den einzelnen und so auch für die Gesellschaft hervorgebracht wird, den Menschen ganz und völlig erfüllt und glücklich macht." Den schärfsten Ausdruck aber für all das Verderben, in das eine verkehrte Erziehung die phantasiereiche Kindesseele stürzen kann, für all das Leid, in dem eine bloße Verstandesbildung den jugendlichen

---

[1]) Man vgl. damit Sullys Ausführungen S. 32 ff. und w[illegible] S. 13 über das Spiel sagt: „Wo verkehrte Erziehung, elter[illegible] meierei oder überkluge und senile Weisheit das selbsttätig[illegible] Kinde versagt, da unterdrückt man den Geist selbsttätigen A[illegible] und gefährdet die Keimentfaltung tüchtiger Charakterbildu[illegible] stiger Entwicklung."

Geist zu ersticken vermag, findet der Erzähler der „Feldblumen" (I. 72, 73). Dieser klagt über seine lichtlose Jugend und schließt mit den schönen Worten, die so recht Stifters Erfassung eines der schwersten Probleme beweisen: „Wie viel mag man bei meiner verkehrten Erziehung getötet haben, was nie mehr eine Wiederauferstehung feiern kann! Man raufte die Blumen aus und machte sehr nützliches Heu daraus. In mancher Kinderbrust blüht ein Reich der Kleinode auf, heimlich und herrlich, wie jener Schatz, der, wenn man so durch die Landschaft geht, fern in der Mittagssonne glitzert, in die er still emporgetaucht ist, und mit Schweigen und reiner Hand gehoben werden kann, vor dem Sünder aber auf immer und ewig versinkt."

Dieselben Gedanken kehren auch in Stifters „Vermischten Schriften" wieder, besonders dort, wo er von Alt-Wiens „Streichmachern" (II. 61, 62) spricht und die Bedeutung der „Landschule" erörtert (II. 252). Selbst der in glücklichen Verhältnissen heranreifende Gustav des „Nachsommers" mag in dem allerdings veredelnden Umgange mit dem greisen Risach den Lebensdrang der Jugend vermissen, denn der ältere Heinrich bemerkt an ihm einen sonderbaren Ernst und die großen schwarzen Augen waren wie bei einem Mädchen. „Es war, obwohl er sehr heiter war, fast etwas Trauerndes in ihnen" (I. 331). Äußert sich in diesem flüchtigen Zuge nicht eine feine psychologische Tiefe?

Wie übertriebene, falsch angewendete Liebe die Kindesseele vergiften kann, zeigt des „Prokopus" Sohn Julianus, zeigt uns besonders der kindliche Charakter Ottos in den „Zwei Witwen", einer kleinen Skizze, die aber trefflich zu schildern weiß, wie anfangs die Schwächen des Kindes ein liebenswürdiges, einschmeichelndes Wesen an sich tragen, wie sie sich allmählich immer abstoßender und schärfer gestalten und schließlich zu seelischer Verkommenheit führen können.

Den rührendsten Anblick bietet das Kind, wenn es von der ihm unbekannten Todesgefahr bedroht wird oder im Banne des Todes schwebt, einem Rätsel gegenübersteht, für das ihm noch die Lösung fehlt, denn „wie der Anfang des Lebens, so ist auch das Ende desselben, der Tod, für die Kindheit ein wiederkehrendes Rätsel" (Sully 112).

Mit einem Nachtbilde beginnt der „Kondor". „Ein feiner Silberrauch ging über die Dächer der weiten Stadt wie ein Schleier, der auf den hunderttausend schlummernden Herzen liegt. Der einzige Goldpunkt in dem Meere von Silber war die brennende Lampe drüben in dem Dachstübchen der armen Waschfrau, [illegible] Kind auf den Tod liegt" (I. 4). — Die kleine zweijährige [illegible] I. 103) sitzt bei ihrer toten Mutter und streichelt [illegible] fragend blickt sie in die fremde Welt. [illegible] Tochter, in der „Mappe" tritt in das Zimmer [illegible]

traumverloren sitzt, denn soeben hat er seine liebe Gattin b
graben. Schüchtern geht sie vorwärts und fragt: „Wo ist
Mutter?“ Und als ihr der Vater sagt, daß sie lange, lange ni
zurückkommen werde, da kann das Kind keine Worte finden
„auf dem Gesichtchen ziehen sich zusammen die schwachen Lin
des Weinens“. Da weint auch der gramgebeugte Mann (I 344).
blödsinnige Mädchen im „Turmalin“ wächst in der Moderluft
Kellerwohnung auf, die Aufgaben, die es machen muß, haben
und Elend zum Gegenstande, mit dumpfem Gefühle sitzt
Mädchen einen Tag und eine Nacht bei der Leiche des Vat
Wie ein Alp liegt die todestraurige Jugend auf dem Geiste
Kindes und der ganze Druck der von George Sand geschilder
Furcht lastet auf dem Kinde der Pechbrennersleute, die von
Pest dahingerafft wurden im weiten, einsamen Walde. Nur
Knabe blieb zurück, der war nun allein in dem großen Wa
Und der lief hinaus in die Wildnis, weil er den toten Mann
die tote Frau fürchtete. „Er ging auf eine freie Stelle des Wal
und da war jetzt überall niemand, niemand als der Tod.“
was dieser Knabe empfand und welches Leid seine Kindesseele
füllte, das schildert uns Stifter mit seiner meisterhaften Schil
rungskunst im „Granit“ (III 22).

So blickt der Tod das Kind rätselhaft an mit den Augen
Sphinx, die Todesfurcht aber kennt es nicht. Und „dieses verh
nismäßige Verschontbleiben von dem Schrecken des Todes ist
kleiner Abzug, welcher von der Last der kindlichen Furcht
macht werden muß“ (Sully 209). Es ist daher ein liebliches Ge
bildchen: die furchtlose Kinderschar, die in den gefährlic
Wogen des Wildbaches watet, während der Karpfarrer sie
Ungemach zu schützen sucht; „sie kennen den Tod nicht. W
sie auch seinen Namen auf den Lippen führen, so kennen sie s
Wesenheit nicht und ihr emporstrebendes Leben hat keine Emp
dung von Vernichtung“ („Kalkstein“ III 53). Ein grandioses
ist es aber, wenn die beiden lebenswarmen Kinder, Konrad
Sanna, in ihrer kindlichen Unschuld sich anschicken, in der schau
prächtigen Gletscherhöhle zu übernachten, rings umstarrt
eisigem Tode und lautlos niederrieselnden Schneemassen. Und
bezeichnender Zug ist es, wenn der Knabe den Kaffeeauszug,
ihnen die Großmutter für die Mutter mitgab, dem Mädchen
Trinken reicht, damit sie nicht einschlafe, und wenn er sich
sie dabei tröstet: „Die Mutter gibt ihn uns, wenn sie nur w
wozu wir ihn nötig gehabt haben“ („Granit“ III 149). Es li
darin dieselbe feine Beobachtung der Kindesseele, wie wir sie
Charakter des jungen Parzival, in „Roland Schildträger“ fin
das mangelnde Bewußtsein der Gefahr und der Lebenskraft.

Aber auch das gebrechliche und elternlose Kind führt
die Tragik der Kindesseele vor Augen. Blind ist Ditha, des Ju
„Abdias“ einziges Kind. Was er aus den leidensvollen Stür

seines Lebens an reichen Gefühlen gerettet hat, wendet er diesem schwächlichen Mädchen zu. Er weiß nicht, daß ihm das Augenlicht fehlt, er hält es für schwachsinnig und sucht die Seele aus ihm herauszulocken. Er beobachtet das Seelenleben der Kleinen (II 53 ff.), er kräftigt ihren Körper, er bemerkt ihre Empfänglichkeit für Klänge, freut sich ihres Lächelns und des ersten verständnisvollen Mienenspiels. Und als in ihm der Gedanke aufblitzt, daß Ditha blind sei, macht er mit ihr Versuche, er lehrt sie reden, und als ihr das Augenlicht wieder zurückgegeben ist, lehrt er sie sehen. Gerade an diesem Beispiele zeigt Stifter seinen Drang und seine Kunst, die Regungen der Kindesseele zu belauschen, wie es W. Preyer an seinem Kinde getan, wie es die anderen Forscher auf diesem Gebiete zu tun pflegen.

Wer in den Schriften Stifters und seinen Briefen verfolgt, welch eine hohe Bedeutung er der Mutterliebe, dem Elternglücke und Familienleben beilegt, wird ermessen können, welch eine Tragik er dem elternlosen, verwaisten Kinde zuweist. Ist ja doch schon vom physiologischen Standpunkte die Mutter eine Zeitlang für das Kind der Inbegriff aller Erfahrungen und Freuden. „Sie ist es", wie Hall (S. 325) sagt, „die das Kind vom Hunger zur Sättigung, von der Kälte und Nässe zur Wärme und Trockenheit, von der einen Haltung und Lage in eine andere bringt; ihre Anwesenheit bedeutet alle mögliche Lust und ihre Abwesenheit allen möglichen Schmerz .... Die Mutter ist die göttliche Vorsehung des Kindes, von der es absolut abhängig ist". Und dasselbe drückt Stifter kürzer mit dem einzig schönen Satze aus, der eine Perle bildet in dem trauten „Heidedorfe" (I 126): „Das Mutterherz ist der schönste und unverlierbarste Platz des Sohnes, selbst wenn er schon graue Haare trägt — und jeder hat im ganzen Weltall nur ein e i n z i g e s solches Herz". Darum ist das Schicksal des Pechbrennerkindes im „Granit" so unendlich traurig, darum war in den blühenden Gesichtern Erwins und Leanders („Die drei Schmiede ihres Glückes") die traurige Miene und der liebeleere Blick von Waisenknaben bemerkbar. Niemand kümmert sich um sie, sie werden gedrückt und drücken sich. Und wenn sie trotzdem noch Lebensglück im Herzen tragen, so ist es nur deshalb, weil sie jene Zeit überstanden haben, „wo aus den Augen des Kindes, wenn man es für glücklich halten soll, noch die empfangene Mutterliebe herausschauen muß" (III 58).

Den erfreulichsten Gegensatz zu diesen unglücklichen und verbildeten Kindergestalten bildet für uns und für Stifter selbst das Naturkind, das mitten in und mitten aus der Natur emporwächst. Und das ist nicht bloß selbstverständlich, wenn wir bedenken, wie unser Dichter die Natur liebte, wie er sich in ihr Seinleben versenkte, wie er sie zu schildern verstand, das ist auch deshalb selbstverständlich, weil Stifter gesunde Erziehungsgrundsätze hatte, weil er die Kindesseele kannte und auch die

lautersten Quellen ihres Gedeihens. „Zurück zur Natur!“ rief Rousseau, Natur und Natürlichkeit aber ist auch der Feldruf der modernsten Kinderpsychologen.

Im „Granit“ erzählt uns Stifter, wie er selbst als Kind in der Natur aufwuchs, wie sich seine Seele bildete in der freien Natur seiner Heimat; er erzählt in der Einleitung zu den „Bunten Steinen“, wie er als Knabe Ruten, Gesträuch und Blüten, Steine und Erddinge sammelte und nachhause trug. Er war ein Naturkind und er ermüdete nicht, sich dessen zu rühmen und sich der gesunden, natürlichen Entwicklung seines Jugendlebens zu freuen. Und er entspricht damit den Ansichten anerkannter Pädagogen der Gegenwart. Hall hat über die ersten Neigungen der Kinder Untersuchungen angestellt und er kommt zu dem Schlusse, „daß in der Natur überall menschliche Interessen eingeschlossen sind und daß die Liebe zur Natur und das Studium derselben beinahe zur ersten Pflicht und zum obersten Gesetz der menschlichen Existenz gemacht werden könnte“. Er hat, wie er weiter mitteilt, viele hundert Fälle notiert, in denen die Kinder Steine, Knorren, Metallstücke, Holz, Rinden und zahlreiche andere leblose Dinge sammeln und „dieselben mit einem rudimentären Gefühle ausstatten“ (S. 173). Der Liebling des „Waldgängers“, der kleine Hegerssohn, ist auch solch ein Naturkind, ein wackerer Knabe, der mit dem alten Naturforscher die Wälder durchstreift, barfüßig und barhäuptig, der von diesem Unterweisung erhält über das Leben und Weben der Natur, wobei die Phantasie die größte Rolle spielt. Aus Holzstäbchen baut er sich den Ort Hohenfurt, den er noch nie gesehen hat. „Wenn er Steine in eine Zeile legt, so ist es Hohenfurt, wenn er die Holzstücke in viereckige oder fünfeckige Gestalt zusammenbringt, so ist es Hohenfurt; wenn er unten am Zaune sitzt und der Hirt von den Kienberghäusern in der Nähe ist, sagt er: Vater, da geht eine Ziege nach Hohenfurt . . .“ (III 231[1]). Und der Dichter erzählt, wie er gesund an Leib und Seele heranreift, wie er schreiben und lesen lernt, wie sich sein Vorstellungskreis erweitert und wie er so natürlich aus seiner Waldesheimat herauswächst wie die Tanne aus dem Mutterboden.

Naturkinder sind die beiden Mädchen im „Hochwald“, ganz besonders aber der prächtige Heideknabe („Heidedorf“). Es ist dies ein Hohelied auf die erziehliche Macht der Phantasie, auf die hohe Bedeutung des Heimatgefühles. Die Heide ist des Heideknaben ganze Welt, dort gründet er sein Reich, die großen Blöcke bilden seine Burg, die kümmerlichen Pflanzen und das Getier der Heide sind seine Freunde, seine Untertanen, er belauscht all das tausendfältige Leben, das in der Öde sich nährt und regt. Hier

---

[1]) Vgl. „Nachsommer“, III 217 und Hall S. 90: „Das Benennen eines Gegenstandes ist bei den Kindern eine Leidenschaft, denn es gilt, demselben ihren eigenen Stempel aufzudrücken, ihn sich anzueignen“.

predigt er, hier lebt er seine Träume, die er mit den biblischen Gestalten der Großmutter belebt. Hier dehnte sich seine Brust, hier erwuchs ihm auch der Drang in die Ferne, nach Wissen und Bildung. Es ist ein herrliches Seelenbild. In dieser Skizze spricht auch Stifter die denkwürdigen Worte: „Die Wiesen, die Blumen, das Feld und seine Ähren, der Wald und seine unschuldigen Tierchen sind die ersten und natürlichsten Gespielen und Erzieher des Kinderherzens. Überlaß den kleinen Engel nur seinem eigenen inneren Gotte und halte bloß die Dämonen ferne.... Dann, wenn das fruchtbare Herz hungert nach Wissen und Gefühlen, dann schließ ihm die Größe der Welt, des Menschen und Gottes auf" (I 119).

Und was der Dichter als Seher gesprochen, das haben die Gelehrten bestätigt. Matthias fordert für seinen Sohn Benjamin die Phantasiewelt des Heideknaben, wenn er sagt: „Wir sollten in unserem Benjamin frühe den Sinn für die Natur wecken und stärken. Die ersten kindlichen Regungen des Natursinnes, das Erwählen von Blumen, Früchten und Tieren zu Spielgenossen ist dasselbe für die Freude an der Natur, wie die Lust an Märchen für den Geschichtssinn und das Leben und Treiben der Menschen. Wo nur die Hinneigung zur Natur sich zeigt, da sollen wir Gemüt, Sinn und Verstand unseres Benjamin bilden, damit er im Buche der Natur lesen lerne" (S. 205). — Hall aber hat das markige Wort geschaffen: „Übereinstimmung mit der Natur ist der Ruhm der Kindheit und Übereinstimmung mit der Natur und der Kindheit ist der Ruhm der Vaterschaft und Mutterschaft (S. 191).

Aber der Heideknabe kehrt als Mann, der sich gebildet und der gewirkt hat, wieder auf den angestammten Heimatsboden zurück, aus dem er herauswuchs, sowie Jörn Uhl, wie Peter Camenzind mit ihrem bodenständigen Heimatsgefühle der Fremde den Rücken kehren.

Der Kindesseele, die durch die Natur gebildet wurde, wird die unauslöschliche Liebe zur Heimat eingepflanzt, solche Kinder haben eine Heimat, das Großstadtkind hat keine. Mit heiliger Scheu betrachtet der Dichter als Kind alle die Reliquien seines Urgroßvaters, „diese Dichtung des Plunders, diese traurig sanfte Dichtung erschütterte sein Herz und er fühlte ihren Nachklang, als er in der „Mappe seines Urgroßvaters" blätterte. Da war er sich stolz bewußt seines Heimatgefühles (I 311): „Darum hat der Großstädter, der stets erneuert, keine Heimat und der Bauerssohn, selbst wenn er Großstädter geworden ist, hegt die heimliche, sanft schmerzende Rückliebe an ein altes, schlechtes Haus, wo die Bretter, Pfähle und Truhen seiner Voreltern standen und stehen" [1]).

---

[1]) Vgl. „Nachsommer", II 250 und die gleichlautende Ansicht Halls a. a. O. S. 87.

Stifter hat aber auch die Tierseele belauscht und es würde diese seine Neigung einer eigenen Untersuchung würdig sein. Er hat sich auch nicht der Wahrheit verschlossen, daß die Tiere auf die Kindesseele einen großen Einfluß zu üben vermögen. Nennt er ja doch an der schon angeführten Stelle des „Heidedorfes“ die unschuldigen Tierchen die ersten und natürlichsten Gespielen und Erzieher des Kindesherzens, spricht er doch einen bedeutsamen, durchaus modernen Gedanken aus, wenn er sagt: „Das blondgelockte Kind und die neugeborne Fliege, die daneben im Sonnengolde spielt, sind die letzten Glieder einer langen, unbekannten Kette, aber auch die ersten einer vielleicht noch längeren, noch unbekannteren . . .“ („Mappe“, I 311).

Und so läßt er die kleine Pia in der „Narrenburg“ mit ihrem Hündchen spielen, das blödsinnige Mädchen im „Turmalin“ mit seiner Dohle sprechen und vielen Kindergestalten hat er Tiere an die Seite gestellt. Sie sind ja auch nach Sully[1]) die Gefährten und Spielkameraden der Kinder und eine Hauptquelle ihrer Glückseligkeit. Und daß Stifter gerade vernachlässigten, vereinsamten Kindern Tiere als Freunde beigesellt, mit denen sie den ihnen eigenen sozialen Drang zu stillen suchen, beweist seine scharfe Beobachtungsgabe; denn „das Mitgefühl und die Liebe, welche das Kind dem Tiere entgegenbringt, entspringen aus einer Art blinden, geselligen Instinktes und dieser scheint wiederum in einer Ähnlichkeit der Lage und der Bedürfnisse zu wurzeln“ (Sully 232). Und auch Hall (S. 175) kommt zu einem ähnlichen Schlusse: „Die Seele des Kindes sieht keine Kluft zwischen tierischen Lieblingen und menschlichen Wesen. Es glaubt, daß der Hund, die Katze, das Pferd und oft alle anderen Tiere seiner Umgebung wahrnehmen, fühlen und denken, wie es das Kind selbst tut; daß sie auf all seine Absichten und Bemühungen erwidern und eine ganz andere Sprache sprechen, die aber zuweilen viele menschliche Worte enthält; daß sie vielleicht sogar geselliger als Eltern oder Spielkameraden sind . . . .“.

Aber auch die Kinder schließen sich aneinander. Der soziale Drang der spielenden Kinder wird von Stifter seltener berührt, wohl streift er aber das Problem der erwachenden Kinderliebe, das unter den modernen Dichtern besonders Theodor Storm fast in allen seinen Novellen zum Kernpunkte macht. Im „Frommen Spruche“ zanken und streiten miteinander Dietwin und Gerlint; allmählich aber erwacht in ihnen die Liebe, doch nimmt sie kräftige Formen an, die schon das Bild eines krankhaften Seelenlebens bieten[2]). Das verwilderte Mädchen und der Enkel des alten Mannes, der ihre Erziehung auf sich nahm, lieben einander mit kindlicher

---

[1]) S. 193; vgl. Hall S. 405.

[2]) Vgl. Speyers Aufsatz „Die Liebe bei den Kindern“ in der Zeitschrift für Kinderforschung IX 1, S. 21.

Leidenschaft und auch des Pechbrenners Knabe liebt das kleine verlassene Mädchen, seine Genossin im großen, düsteren Walde. — Auch dafür hat Stifter ein Naturgesetz gefunden. Im „Hagestolz" spricht er es aus: „Welch ein rätselhaftes, unbeschreibliches, geheimnisreiches, lockendes Ding ist die Zukunft, wenn wir noch nicht in ihr sind .... Alle diese Jünglinge stürmen schon in sie hinein, als könnten sie dieselbe gar nicht erwarten ...." (II 180).

Und Stifter weiß auch meisterhaft den Kindeston zu treffen, so besonders in den gehäuften Fragen, die dem kindlichen Alter so eigen sind und eine wichtige Quelle seiner Erkenntnis bilden. Die Kinder fragen um alles, was sie sehen, was sie umgibt, sie fragen aber auch um Dinge, die scheinbar außer ihrem Gesichtskreise liegen; der Kleine im „Granit" fragt nach allem, was seine Heimat umgibt, die Enkelkinder des greisen Heilkun fragen aber auch nach allem, was das Herz ihres Großvaters bewegt, was das Glück und das Leid seines Lebens ausmacht. Und sie erhalten immer geduldige Antworten. Denn es mochte wohl der Dichter die psychologische Tatsache kennen, daß die Kinder Qualen leiden, wenn man gefühllos genug ist, ihre Zweifel und Gewissensqualen unerledigt zu lassen; sind doch diese Fragen der Ausfluß der schmerzlich schwankenden, ungewissen Lage, in die das Kind gelangt, wenn es zum erstenmal mit einer ihm fremden, grausamen, verwirrenden Welt zusammenstößt (Sully 69 ff.). Auch die metaphysische Welt, die sich in den Kindesfragen so häufig widerspiegelt (Sully 79), berührt die kleine Vita in Stifters kleiner Skizze „Die Barmherzigkeit", indem sie über Gottes Barmherzigkeit ihr kleines Köpfchen quält.

Das kleine Kind fragt, das größere liest. Darum spricht auch unser Erzähler im „Nachsommer" (II 54) von der Jugendlektüre, von der heilsamen und von dem Gifte, das sich in die reine Kindesseele ergießt und die holde Scham verletzt, von der er in den „Feldblumen" (I 25) sagt: „Ich habe diese Gattung Scham so gern — gleichsam rotseidene Vorhänge zieht die junge Seele plötzlich vor dem fremden Auge über, das unberufen will hineinsehen".

Doch hat Stifter den gesunden Grundsatz, daß man der Kindesseele nicht eine geschminkte, falsche Welt vortäuschen solle; es ist ein gesunder Hausverstand, den der Vater des Karpfarrers in die Worte kleidet: „Wer leben soll, muß das Leben kennen, das Gute und das Böse davon, muß aber von dem letzteren nicht angegriffen, sondern gestärkt werden" („Kalkstein", III [illegible])[1].

Das heilsamste Hemmnis aber dieser bösen Ke[illegible] Schöne und die Arbeit. Über den bedeutenden Einfluß [illegible]

---

[1]) Vgl. Matthias a. a. O. S. 71 u. 7[illegible]

der Kunst auf die Charakterbildung ist man wohl heute einig[1]). Und die Bestrebungen der Kunsterziehungstage sind die Folge dieser Einsicht. Herder bezeichnet die Jugend als „das schöne Alter des menschlichen Lebens“ und führt diesen Gedanken auch weiter aus, indem er sagt: „Sie liebt also auch nichts so gern, als was ihr schön dünkt. Schöne Wissenschaften, schöne Künste sind die süßen Lockspeisen, die sie anziehen, die Früchte hesperidischer Gärten, die sie bezaubern“ [2]). Stifter war derselben Ansicht; denn seine Kindergestalten bewegen sich in einer schönen Natur, bewegen sich unter Kunstwerken — wie Gustav im „Nachsommer“ — und wo dies nicht der Fall ist, muß die Kindesseele verkümmern. Das blödsinnige Mädchen im „Turmalin“ ist in der Kellerwohnung einer Wiener Vorstadt aufgewachsen, das verwilderte Mädchen im „Waldbrunnen“ kauert beständig bei seiner schwachsinnigen Großmutter in einer unordentlichen Holzhütte.

Aber auch die Arbeit erhält die Kindesseele stark und rein. Mit welcher Liebe schildert Stifter die Schreinerwerkstätte im „Nachsommer“, welchen Raum räumt er den Bastelarbeiten in seinen Schriften ein, die mehr erreichen als bloße Anschauung. Er gleicht darin dem Wesen Mörikes. Die Schulwerkstätte, die Enderlin[3]) begründet wissen will, ist das Endziel jener Bestrebungen, die Stifter besonders im Nachsommer preist und die er selbst übte: die Freude der Handwerksarbeit, die durch einen künstlerischen Geschmack veredelt ist. Die Grundsätze Enderlins sind schon die seinen, die er wiederholt zum Ausdrucke bringt. Jener sagt: „Was bedeutet all das Gerede der Schulstube gegen die Erfahrungen, welche das Kind außerhalb derselben im persönlichen Umgange mit den Dingen macht! Nicht durch das Lernen, sondern durch Spiel und Arbeit legt es die eigentliche Grundlage zu seiner späteren praktischen Brauchbarkeit.... Die bloße Anschauung kann also nicht als die einzige, sondern nur als e i n e der Quellen für die Erkenntnis gelten. Eine andere und vielleicht die wichtigste Quelle haben wir in der Arbeit zu erblicken“.

Eine a l l s e i t i g e Ausbildung der Kindesseele, eine geistige durch Wissen und Erfahrung, eine körperliche durch Abhärtung und Körperübungen [4]), das ist Stifters Ideal. „In der Jugend muß man sich allseitig üben, um als Mann gerade dann für das einzelne tauglich zu sein“ [5]).

---

[1]) Vgl. Jul. Baumann, „Über Willens- und Charakterbildung“ in der Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie. Berlin 1897. I 3, 73.

[2]) „Vom falschen Begriff der schönen Wissenschaften“ XVI 55 vgl. auch das „Reisejournal“, II 226.

[3]) „Erziehung durch Arbeit“, Leipzig, Frankenstein & Wagner o. J. (1903).

[4]) „Nachsommer“, I 21, 22, 23; II 387 u. ö.

[5]) „Nachsommer“, II 58.

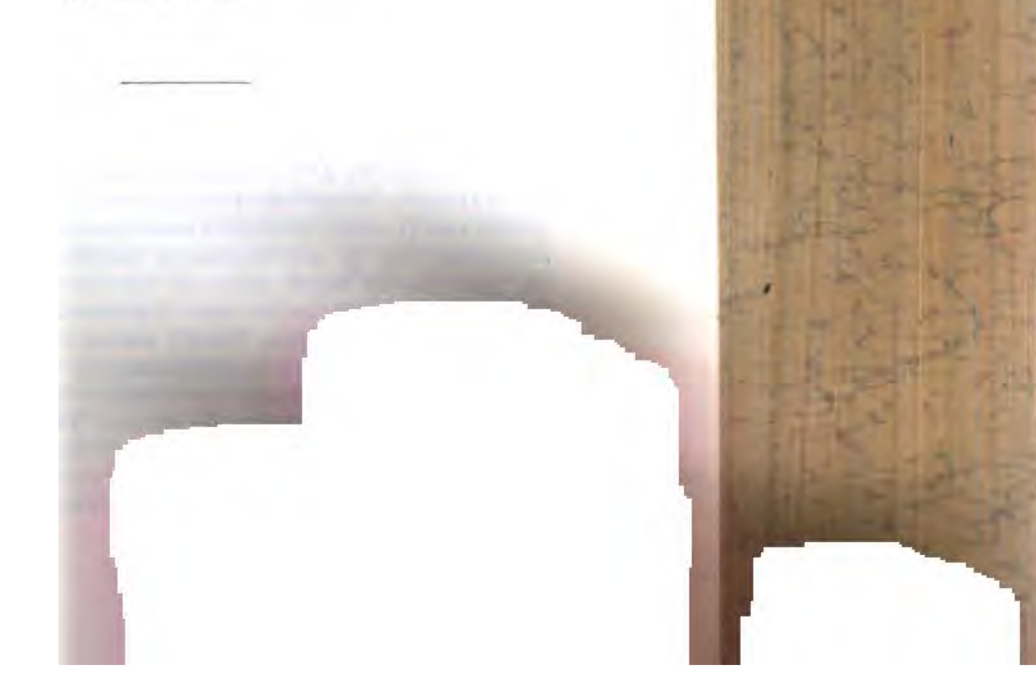
So liebte Stifter die Kindesseele, er schätzte sie so, wie Herder es tat, der „von der Heiligkeit der Schule" (XVI 217) durchdrungen war, der die Bedeutung der Kinderpsychologie voll erfaßte, als er die schönen Worte niederschrieb: „Wer das zarte Saitenspiel junger Kinder und Knaben zu behorchen, wer nur in ihrem Gesichte zu lesen weiß: welche Bemerkungen von Genie und Charakter, d. i. einzelner Menschenart wird er machen! Es klingen leise Töne, die gleichsam aus einer anderen Welt zu kommen scheinen; hie und da regt sich ein Zug von Nachdenken, Leidenschaft, Empfindung, der eine ganze Welt schlafender Kräfte, einen ganzen lebendigen Menschen weissagt"[1]).

Und wenn andere an Stifter mehr die Meisterschaft seiner Naturschilderungen schätzen, die auch für die Jugend ein nachahmenswertes Muster sein sollen, so muß jedem Kinderfreunde und Pädagogen das innige Wort im Herzen nachklingen, das aus seinem „Hochwalde" (I 150[2]) uns entgegenschallt: „Wie des Blutes Welle aus dem Herzen hüpfet, springt das leichte Gedankengeschwader mit, die Kinderzunge plaudert sie heraus, das runde Auge schaut uns groß und freundlich an — und unser Herz muß sie mehr lieben als alle Weisheit der Weisen. So über alle Maßen kostbar ist das reine Werk des Schöpfers, die Menschenseele, daß sie, noch unbefleckt und ahnungslos des Argen, das es umschwebt, uns unsäglich heilig ist ...."

Villach. Dr. Leo Langer.

---

[1]) „Vom Erkennen und Empfinden", XVII 212.
[2]) Vgl. auch Stifters Briefe, II 280.



Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Christian Harder, Homer. Ein Wegweiser zur ersten Einführung in die Ilias und Odyssee. Mit 96 Abbildungen und 3 Karten in Farbendruck. Leipzig und Wien, F. Tempsky 1904. 282 SS. gr.-8°. Preis geb. 5 K 50 h.

Die Absicht des Verfassers, der vor wenigen Jahren ein günstig beurteiltes Schulwörterbuch zu Homers Ilias und Odyssee hat erscheinen lassen (s. diese Zeitschr. 1901, S. 36 ff.), war nach dem Vorworte, den Lehrern an Realanstalten und an Mädchenschulen, wo Homer in einer Übersetzung gelesen wird, als Behelf zu dienen. Deshalb sind die griechischen Namen in lateinischer Umschrift gedruckt. Er hofft aber auch, daß, wo der griechische Text gelesen wird, sein Buch einigen Nutzen bringen wird. Diese Hoffnung des Verf., der hiemit ein vielseitiges Realienbuch geschaffen, ist berechtigt; man kann das Buch den österreichischen Fachgenossen in vielfacher Hinsicht empfehlen. Die Vielseitigkeit des Buches wird aus dem Überblick über den Inhalt ersichtlich werden. Die sachliche oder wissenschaftliche Grundlage wird dann geprüft werden; das Ergebnis dieser Prüfung wird ein befriedigendes sein.

Nachdem die Art des Landes und die geschichtlichen Grundlagen, ferner der Inhalt der Dichtungen dargestellt worden sind (1—60), wird die homerische Welt in zwei Hauptabschnitten mit je vier Unterteilen geschildert, auf 165 Seiten, das sind um 28 Seiten mehr als die Hälfte der ganzen Arbeit. Die Hauptabschnitte haben zum Gegenstand: I. Die Grundlagen des Lebens, II. Das Leben. Unter I werden besprochen: die Götterwelt, die Heroen, die Naturanschauungen, Naturempfindung, die Geisteswelt. Unter II finden w[illegible] Privat[illegible]en, Staat und Recht, Krieg, Verehrung [illegible] [illegible]3 wird die Geschichte der homer[illegible] [illegible] Abschnitten, die den Stoff der [illegible] [illegible] Gedichte, der Sänger und sein Lied betr[illegible] [illegible] 243

bis 268 wird die dichterische Kunst beleuchtet. Ein Schlußabschnitt (S. 268—275) gibt dankenswerte, wenn auch nur kurze Andeutungen über Homer im Wandel der Zeiten.

Die Darstellung stützt sich auf die besten Werke, worin die homerischen Realien, die homerische Kunst, Götterwesen und die sogenannte homerische Frage behandelt werden; in dieser Frage nennt Harder als seinen Gewährsmann P. Cauer und dessen „Grundfragen der Homerkritik". Im einzelnen ist eine selbständige Sammlung der für jede sachliche Gruppe in Betracht kommenden Homerstellen zu erkennen. Bei Beurteilung der wissenschaftlichen Haltbarkeit der vorgetragenen Meinungen wird man den Verf. meist nur für die Wahl verantwortlich machen können, da er nicht selbst Neues aufzustellen den Anspruch macht und dem Zwecke des Buches zuliebe nicht aufzustellen brauchte. In dieser Hinsicht scheint er dem Ref. in den Hauptsachen das Richtige und Feststehende wiedergegeben zu haben. Bekannt dürfte ihm noch nicht gewesen sein Drerups 1903 erschienenes Buch 'Homer', mit dessen Ansichten man ernstlich zu rechnen haben wird. Homer als geschichtliche Persönlichkeit ist nicht zu retten, aber eine Persönlichkeit als Verfasser der einen Epopöe oder beider ist unabweisbar. Wie sehr sich die Ansichten über sogenannte Volkspoesie klären, wird auch bemerkbar aus einem Aufsatze von Heyck in Velhagen & Klasings Monatsheften Jänner 1905, betitelt 'Das Gedächtnis der Sage'. Harders Darlegungen von S. 226 an werden nicht allgemeine Zustimmung finden. Das Verhältnis der Odyssee zur Ilias ist nicht unzweideutig festgestellt (man vgl. S. 237 mit 234); es müßte denn sein, daß eine gegenseitige Beeinflussung schon bestehender Gedichte anzunehmen ist, dann sind diese aber noch im Flusse begriffen zu denken und ein Zeitpunkt, wo unsere Ilias und Odyssee vorlag, wie wir sie lesen, ist nicht ersichtlich. Dieser Text ist eben doch einer Grammatikerredaktion zuzuschreiben und es ergeben sich in der Geschichte des Epos drei Abschnitte: die Zeit der Aoeden, die Zeit der Epopöe und der Rhapsoden, die eben Stücke dieser Epopöe vortrugen, endlich die Zeit der Ordnung und Durchmusterung der stofflich sich berührenden Epopöen zu den großen Gedichten, die in der Ausdehnung, wie sie vorliegen, nur geschaffen werden konnten mit Benützung der Schrift und eines technisch vervollkommneten Schreibmaterials. Bei dem Worte Grammatiker darf man nicht an die etwas herabsetzende Bedeutung des Wortes denken, sondern Grammatiker zu jener Zeit ist, wer den Beruf dazu in sich spürt, nicht wer durch die Schule oder durch Nützlichkeitsrücksichten dazu gemacht wird. Sie stehen dem Dichter näher als dem Sprachlehrer. Soviel über diesen Punkt.

Ein schwieriger Gegenstand ist noch immer die Mythologie, [illegible] auch schon von phantastischen oder einseitigen Vor[illegible] glücklich abgekommen sind. Mit einer neuen Etymologie

von Apollon und Artemis ist es noch nicht getan; auch der Hermes, dessen Beinamen im Epos zu den dunkelsten gehören, wird nicht mehr mit 'Sturmwind' gleichgesetzt, aber die alten Annahmen drängen sich mangels einer allgemein gebilligten Grundlage der Deutung immer noch ein; so sollen die Kyklopen (S. 67) 'die durch die Wolken zuckenden Blitze' sein; wie Apollon zugleich Herden-, bezw. Hürdengott und Lichtgott sein kann, wird nicht aufgeklärt (solche Dinge übrigens auch bei Drerup nicht vollkommen befriedigend), weil die alte Anschauung von Reinigung und Licht nicht klar erkannt ist. Apollon ist Herdengott, d. h. er schützt die Herde und schädigt sie, wie jeder Gott diese Doppelnatur hat, je nachdem er versöhnt ist oder nicht; das Feuer reinigt sowohl durch Abwehr der feindlichen Mächte, die in den Raubtieren verkörpert sind, als auch durch Austrocknen und Urbarmachung des Bodens (s. die Sage von Python).

Es muß geschieden werden, was volkstümliche Grundlage ist und was dichterische Verwertung und Fortbildung. Die Namen Moira, Aisa, Keren, Ate neben Zeus sind dichterische Gestalten, die allerdings volkstümliche Grundlage haben, die aber den Gegensatz zwischen Weltregierung und tatsächlichem, der Berechnung sich entziehenden Schicksale, der nie ausgeglichen worden ist, noch mehr trüben vom logischen Standpunkte aus; *Κήρ* ist m. E. nichts anderes als das personifizierte 'Los', '*sors*'. Die Wechselwirkung zwischen Dichtung und Volksglauben ist so zu denken, wie wohl heute zwischen Literatur und Leben; im einzelnen dem nachzugehen mag reizvoll sein, ist aber keine leichte Arbeit und erfordert Spürsinn.

Noch ein Wort über den Bilderschmuck und die Karten. Ob die eingestreuten Abbildungen durchaus ein Schmuck sind, kann man bezweifeln; sie bezwecken Veranschaulichung und dienen ihr. Die überwiegend meisten sind aus dem Schulwörterbuche wiederholt; nur ist statt der Abb. 71 in jenem die Abbildung der Axt Nr. 68 aus der Ephem. archaeol. 1889, Taf. 8, Fig. 1 genommen, nach der Natur; auch das Floß des Odysseus (Abb. 74) ist geändert, offenbar der Wirklichkeit angemessener als im Wörterbuche Nr. 87. Die Bezeichnung 'Floß' ist auch passender als Blockschiff (vgl. einen Aufsatz von Engelbrecht in den Wiener Studien XX 150 ff.). — Von den beigegebenen Karten sind zwei: Umgebung von Troja und Ithaka aus dem Wörterbuch wiederholt, eine „homerische Länder und Völker" ist neu und bietet nur das Festland von Griechenland mit den Inseln und den westlichen Teil Kleinasiens. Über Ithaka sagt Harder S. 111 „im wesentlichen verträgt sich die Schilderung des Dichters wohl mit der Wirklichkeit"; dementsprechend ist die Karte gezeichnet. Man vgl. hiemit, was Drerup a. a. O. S. 122/23 sagt. Viel hängt in dieser Frage von der Art ab, wie man jene andere beantwortet, ob der Dichter sich verpflichtet gefühlt hat,

Selbstgesehenes zu berichten, oder ob er jene Einzelheiten, die wir vermissen und suchen, für gleichgiltig gehalten. Nach den sonstigen Beobachtungen an den Werken der Alten muß man letzteres annehmen.

Dem Buche ist ein alphabetisches Register von 7 Seiten beigegeben, das seine Benützung erleichtert.

Villach. G. Vogrinz.

A. Th. Christ, Platons Apologie des Sokrates und Kriton. Für den Schulgebrauch herausgegeben. 3. Aufl. Wien, F. Tempsky 1903. Preis 1 K.

Vor uns liegt die dritte Auflage dieser von Christ besorgten Ausgabe. Seit 1889 in den Händen der Schüler, ist sie wiederholt besprochen worden, so daß nur wenig Neues zu sagen ist. Auch weist die neueste Auflage keine wesentliche Veränderung auf. Die dem Texte vorausgehende Einleitung reicht für den Schüler vollkommen aus. Der Nachweis, wieso Sokrates mit den Sophisten verwechselt und der Gottlosigkeit beschuldigt werden konnte, kommt der Erklärung der Apologie zugute (vgl. IX fgd.). Die Einleitung der Dialoge nach Lehr-, Wander- und Meisterjahre (vgl. VI fgd.) dürfte bei manchem Gelehrten auf Widerspruch stoßen. Die Behauptung, daß Sokrates sein Beruf, seine Mitbürger zur Tugend und zum Wissen derselben anzuleiten, „durch den Ausspruch des Orakels in Delphi feierlichst zuerkannt worden" ist (vgl. XI), trifft wohl nur insofern zu, als sich Sokrates durch den seinem Freunde Chairephon gegebenen Ausspruch Apollos verpflichtet fühlte, die Wahrheit desselben zu erforschen.

S. 77 lesen wir: „Bei den letzteren (den *ἀγῶνες ἀτίμητοι*) mußte der Verurteilung des Angeklagten eine zweite Verhandlung über die Strafbestimmung folgen". Dies widerspricht der allgemeinen, auch von Harpokration geteilten Auffassung, daß in einem *ἀγὼν ἀτίμητος* das *τίμημα* bereits durch das Gesetz bestimmt war.

Manche Stellen würden in Form und Ausdruck eine kleine Korrektur gut vertragen. So schreibt Christ S. III unter anderem „die Wohlhabenheit seiner Eltern sowie die Gunst der Verhältnisse verschafften ihm eine Erziehung" usw. Ist sinngemäß nicht vielmehr zu sagen: „ermöglichte ihm eine Erziehung"? Auf derselben Seite heißt es: „er begab sich zunächst nach Megara, wo er im Verkehr mit seinem Schüler Eukleides und durch den Gegensatz zu dessen Ansicht zu selbständigem Denken ang[illegible] und in seiner eigentümlichen Anschauungsweise befestigt[illegible] als ob er nicht schon durch den Verkehr mit Sokrates[illegible] ständigem Denken angeregt worden wäre. Auch hat der S[illegible] in seiner eigentümlichen Anschauungsweise befestigt[illegible]

form. hon. vit. ist, hätte B. bei seinen Vergleichen nicht heranziehen sollen; es geht nicht an, dies (S. 13) mit Berufung auf Schanz' Worte (Röm. L.-G. II 2, § 470), die Schrift sei „ganz im Geiste S.s gehalten", verteidigen zu wollen. — S. 20 will B. die Stelle Oct. 24, 4 interpretieren: „Wie beleidigt Gott der, welcher ihn so versöhnt! d. h. Ein solcher Versuch, Gott zu versöhnen, ist eine Beleidigung". Die gleiche Erklärung hatte ich mir in meinem Exemplare der Dombartschen Ausgabe gleichfalls angemerkt; aber B. hätte beifügen sollen, daß dieselbe hauptsächlich durch den folgenden Satz *cum si eunuchos deus vellet* usw. gestützt wird, der sich zwar gut an einen Gedanken „der beleidigt Gott schwer" anschließt, weniger gut aber an den: „Welcher Frevel ist groß genug, um Gottes Zorn zu erregen usw.?" Eigentümlich berührt es, wenn S. 33 B. zur Stelle Oct. 36, 9 *itaque ut aurum ignibus, sic nos discriminibus arguimur* bemerkt: „Wie häufig der hier vorliegende Gedanke in der Bibel sich findet, mag man aus folgenden von mir und anderen gesammelten Stellen ersehen: Sap. 3, 6 (Carlier); Job 23, 9; Sirach 2, 5 (Kühn); Prov. 17, 3 (Kühn); I Petr. 1, 7 (Draeseke)". Gibt es denn keine Konkordanzen? Ein Blick in eine derselben hätte ihm noch andere Stellen an die Hand gegeben, etwa Prov. 27, 21; Zach. 13, 9; Psalm. 65, 10. Digressionen vom Thema, wie z. B. die auf S. 26, wo ausführlich gezeigt wird, daß Oct. 29, 3 mit I (so ist zu verbessern statt II) Cor. 15, 17—19 inhaltlich verwandt sei, wären besser vermieden worden. Im ganzen aber muß anerkannt werden, daß der erste Teil der Arbeit die Frage nach den Beziehungen S.s und M. F.s wirklich fördert.

Weniger günstig kann ich mich über den zweiten Teil äußern. Zunächst werden auf 14 Seiten phraseologische Entlehnungen des M. F. aus S. angeführt. Nun gebe ich gerne zu, daß beispielsweise Oct. 17, 8 *iam providentiae quantae, ne hiemps sola glacie ureret aut sola aestas ardore torreret, autumni et veris inserere medium temperamentum* auch in der Phraseologie durch die inhaltlich verwandte Stelle Sen. Ben. IV 28, 1 *diem, solem, hiemis aestatisque cursus et media veris autumnique temperamenta* stark beeinflußt ist, oder daß der Ausdruck *longe de vicinia veritatis errare* (Oct. 29, 2) auf Sen. Epist. 75, 9 *qui nondum sapientiam habent, sed iam in vicinia eius constiterunt* zurückgehe, oder die Form [illegible] *imiorem* (Sen. Epist. 108, 6) M. F. verleitete, auch (Oc[illegible] schreiben *apertius, prox*[illegible] *verius*. Die meisten phr[illegible] Entlehnungen aber, di[illegible] aufgeführt werden, halte [illegible] beweiskräftig; sie fö[illegible] Frage, wie weit M. F. [illegible] sei, m. E. um [illegible] das wirklich eine 'p[illegible] Entlehnung' sein, w[illegible] schreibt Oct. 4, 6 *cum* [illegible] *semper aut acc*[illegible] *faciat*, weil Sen. Epist. [illegible] vergleicht, ein[illegible] *tionem non* [illegible] *sed fecit?* [illegible] der Gegen-

satz von *accipere* und *facere* ist ein ganz natürlicher, so daß es gar nicht Wunder nimmt, wenn man ihn auch anderwärts findet; man lese z. B. Quint. Inst. V 14, 31 *eloquentia sibi viam, si quando non acceperit, faciat* oder Lucan II 259 *accipient alios, faciunt te bella nocentem* oder Sen. Epist. 70, 5, ein Beispiel, das B. mit gleichem Recht hätte anführen können: *nihil existimat sua referre, faciat finem an accipiat.* Genau so steht es z. B. mit Oct. 5, 9 *exalatis .. vaporibus,* das mit Sen. N. Q. VI 28, 1 *exhalatur vapor* verglichen wird, oder mit Oct. 5, 9 *nimbis conlidentibus,* verglichen mit Sen. N. Q. II 32, 2 *nubes conlisae sunt,* Oct. 9, 2 *sceleribus gloriatur,* verglichen mit Sen. Epist. 28, 10 *vitiis gloriantur*, Oct. 38, 6 *quaesiverunt nec invenire potuerunt,* verglichen mit Sen. Ben. I 12, 3 *quaerit nec invenit*, VII 14, 2 *quaesivit nec invenit*, Oct. 22, 2 *anxia et sollicita*, verglichen mit Sen. Epist. 43, 5 *anxia atque sollicita* u. a. B. selbst fügt zu den zwei letztgenannten Beispielen hinzu: „Es ist aber auch hinzuweisen auf Petron 119 v. 24 *quaerit... nec invenit;* Plaut. Capt. 461 *quaerit et id aegre invenit*" und „die Verbindung *(anxia et sollicita)* kommt aber auch vor Cic. Fin. II 17, 55 und Tusc. IV 33, 70 Amm. XXVII 11, 6". Hat ihn das nicht stutzig gemacht? Kurz und gut, so selbstverständliche Antithesen, so gewöhnliche Verbalverbindungen, so natürliche Verbindungen von Synonymen, wie sie die oben angeführten Beispiele zeigen, beweisen nichts für die Beziehungen zwischen S. und M. F. Selbst dort, wo es für den ersten Augenblick nahe liegt, eine solche anzunehmen, muß man vorsichtig sein. Beispielsweise sagt Oct. 19, 4 *omitto illos rudes et veteres, qui* usw.; B. vergleicht Sen. N. Q. III 14, 2 *hanc veterem et rudem sententiam explode* und hält die Beziehung für evident. Aber wenn man auch in der Regel *rudis* mit dem Begriff 'Jung', 'Neu' koordiniert zu sehen gewohnt ist, so ist es doch auch denkbar, daß die Begriffe 'Roh', 'Ungebildet' und 'Alt' (im kulturgeschichtlichen Sinne) nebeneinander gestellt und verbunden werden können; ich kann zwar momentan keine adäquate Belegstelle anführen, weise aber in Ermangelung einer solchen doch wenigstens auf Plin. Nat. hist. XVIII 284 *rudis fuit priscorum vita atque sine litteris* und Tac. Ann. XVI 1 hin, wo es heißt: *magna vis auri ... non in formam pecuniae, sed rudi et antiquo pondere.* — Wenn Oct. 3, 4 *oram ... iter fabulis fallentibus legebamus* verglichen wird mit Sen. Dial. X 9, 5 *sermo ... aut aliqua intentior cogitatio iter facientis decipit* und Ben. VI 8, 1 *metus ... horas fefellit,* so vermisse ich hier die Bemerkung, daß die Phrase bei M. F. deshalb auf die Lektüre S.s zurückzugehen scheint, weil *fallere* (oder *decipere*) in dieser Bedeutung vorwiegend dem dichterischen Sprachgebrauch eigentümlich ist (vgl. Hor. Sat. II 2, 12; II 7, 114; Ov. Epist. 18, 38; 8, 651; Trist. III 3, 12; IV 1, 14; Prop. I 3, 41 u. a.); inhaltlich braucht der Gedanke deshalb noch



nicht auf S. zurückzugehen, da er ja so nahe liegend ist. Man lese, wie Timolaos bei Lucian[1]) Navig. 16 seine Freunde einlädt, sich die Zeit des gemeinschaftlichen Marsches zur Stadt dadurch zu vertreiben, daß jeder sich einen Wunsch ausdenke und sich sein Leben dann ausmale, falls er in Erfüllung ginge: *οὕτω γὰρ ἂν ἡμᾶς ὅ τε κάματος λάθοι καὶ ἅμα εὐφρανούμεθα*; oder, was Lucius sagt bei Apul. Met. I 2 *impertite sermone non quidem curiosum, sed qui velim scire vel cuncta vel certe plurima; simul iugi, quod insurgimus, aspritudinem fabularum lepida iucunditas levigabit.* — S. 42 vergleicht B. Oct. 7, 6 *pleni et mixti deo vates futura praecerpunt* mit Sen. Phaedr. 525 ff. *hoc equidem reor | vixisse ritu prima quos mixtos deis | profudit aetas.* Die Stellen haben miteinander gar nichts zu tun. B. scheint dies selbst gefühlt zu haben; denn er fügt hinzu, er glaube doch, daß der Ausdruck des M. F. nicht auf S., sondern auf Verg. Aen. VII 661 *(Rhea sacerdos) mixta deo mulier* zurückgehe. Das ist natürlich ebenso verfehlt. Vielmehr geht der Ausdruck auf die bei Griechen und Römern verbreitete Ansicht zurück, daß der Gott seine Propheten 'liebt' und sie seines Geistes 'voll' macht; wenn es z. B. von der Pythia heißt *ἐγκύμων τῆς δαιμονίου δυνάμεως* (*περὶ ὕψους* 13, 2), so zeigt das deutlich, welches Bild vorschwebte. Über diese Vorstellung hat E. Norden in seinem Kommentar zum VI. Buche Vergils S. 148 ff. gehandelt. Dort spricht er auch über einen Vergilvers, den wir heute freilich in unserem Vergil nirgends lesen, der aber unter den Rhetoren der augusteischen Zeit sich großer Beliebtheit erfreute, wie wir aus dem ersehen, was uns der ältere Seneca Suas. III 5 ff. (p. 549 Ml., p. 26 K.) erzählt: „*(Fuscus) in hac suasoria dixit:* '..... *cur hoc sortitur potissimum pectus, quod tanto numine impleat?*' *aiebat se imitatum esse Vergilianum* '*plena deo*'. Im folgenden erzählt Seneca, wie Iunius Gallio diesen Ausdruck bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten anwandte und daß auch Ovid in seiner Tragödie (der Medea) mit beabsichtigtem Anklang *(hoc animo, ut vellet agnosci)* geschrieben habe: *feror huc illuc, vae, plena deo.* Norden hat

[1]) Es sei mir gestattet, an dieser Stelle auf eine interessante Parallele zwischen M. F. und Lucian hinzuweisen, die mir bei der Lektüre von Lucians Schriften auffiel. M. F. verteidigt Oct. 38, 2 die Christen gegen den Vorwurf, daß sie das Haupt nicht mit Blumen bekränzen. „Auch wir", sagt er, „lieben die Blumen"; *his enim et sparsis utimur mollibus et solutis et sertis colla conplectimur. Sane quod caput non coronamus, ignoscite; auram bonam floris naribus ducere, non occipitio capillisve solemus haurire.* In ganz ähnlicher Weise äußert sich der Philosoph Nigrinus bei Lucian Nigr. 32 über diese „Verkehrtheit": ....*ᾐτιᾶτο τῶν στεφανουμένων, ὅτι μὴ ἴσασι τοῦ στεφάνου τὸν τόπον· εἰ γάρ τοι, ἔφη, τῇ πνοῇ τῶν ἴων τε καὶ ῥόδων χαίρουσιν, ὑπὸ τῇ ῥινὶ μάλιστα ἐχρῆν αὐτοὺς στέφεσθαι παρ' αὐτὴν ὡς οἷόν τε τὴν ἀναπνοήν, ἵν' ὡς πλεῖστον ἀνέσπων τῆς ἡδονῆς.* Irgendwelche Schlüsse aus dieser Übereinstimmung zu ziehen, liegt mir fern.

(Hermes XXVIII [1893] 506 ff.) die sehr wahrscheinliche Vermutung ausgesprochen, daß der Vers auf eine frühere Fassung der Stelle Aen. VI 77 ff. zurückgehe, die in der augusteischen Zeit durch Rezitationen vor der Edition bekannt und berühmt geworden sei. Es fragt sich nun: Geht der Ausdruck bei M. F. *pleni et mixti deo vates* vielleicht auf diesen Vers zurück? Ich möchte die Vermutung aussprechen, daß er vielleicht wirklich indirekt dadurch beeinflußt ist; denn es ist immerhin möglich, daß sich Seneca, der Sohn, dem gewiß der Vers aus nahe liegenden Gründen bekannt war, in einer der uns nicht erhaltenen Schriften einmal ähnlich ausgedrückt hat und daß M. F., dem der Ausdruck aufgefallen ist, ihn hier nachahmt. Ich vermute dies deshalb, weil sich auch bei dem Neffen des älteren Seneca, Lucan, ein unzweifelhafter Anklang an diesen Vergilvers findet; IX 564 sagt er von Cato, den Labienus vor dem Tempel des Iuppiter Hammon auffordert, den Gott zu befragen, in auffallender Weise:

Ille deo plenus, tacita quem mente ferebat,
Effudit dignas adytis e pectore voces.

Sehr verblüfft werden wohl die Leser von B.s Schrift durch die lakonische Kürze und Sicherheit sein, mit der er eine Konjektur Useners aus der Welt geschafft zu haben glaubt. Oct. 6, 1 spricht sich Cäcilius dahin aus, es sei pietätsvoller, der von den Vätern überlieferten Religion zu huldigen und älteren Geschlechtern zu glauben, *qui adhuc rudi saeculo in ipsius mundi natalibus meruerunt deos vel faciles* (so cod. P) *habere vel reges*. Für *faciles* liest man jetzt nach einer Konjektur Useners *famulos*. B. schreibt nun S. 41 diese Stelle aus und fügt bei: „Sen. Epist. 101, 12 *quid huic optes nisi deos faciles?* (Oct. 9, 7 und Epist. 101, 15). cf. Thiel zu Verg. Aen. XI 761. Useners Konjektur *famulos* statt *faciles* ist also falsch". Ich gestehe, ich war zunächst sehr überrascht, weil ich so gar nicht erkennen konnte, warum denn dadurch die Unrichtigkeit jener Konjektur so schlagend erwiesen sei: Ich las also nochmals die Senecastelle im Zusammenhange, konnte aber daraus nichts anderes ersehen als was auf den ersten Blick klar war, daß man jemandem wünscht, die Götter mögen ihm gnädig sein. Erst später stieg in mir die Vermutung auf, daß vielleicht B. durch die beigebrachte Senecastelle erst die Möglichkeit erwiesen zu haben glaubt, daß man im Lateinischen *deos faciles habere* sagen kann; zwar der Verweis auf Thiel zu Verg. Aen. XI 761 scheint dagegen zu sprechen; denn obwohl ich diese alte erklärende Schulausgabe (Berlin 1834 und 1838) nicht zur Hand habe, vermute ich doch, daß dort ein Wort darüber gesagt ist, wie häufig das Wort *facilis* in der genannten Bedeutung besonders von Göttern gebraucht wird, weil dieses [illegible] Zitat wahrscheinlich aus Georges Lat. Wörterbuch stammt, [illegible] 2472 oben, wo er die Bedeutung 'gütig, hold' durch Beisp[illegible]

notiert: ʻbes. oft von Göttern usw., s. Thiel Verg. Aen. XI 761'. Trotzdem sehe ich keinen anderen Ausweg als den oben angedeuteten; sollte also B. wirklich den Ausdruck auffällig gefunden haben, so wäre er in großem Irrtum. Denn tatsächlich ist nichts häufiger als der Wunsch *sint mihi dei faciles* u. ä.: Ov. Trist. I 5, 15 *di tibi sint faciles.* Epist. 17, 3 *si mihi di faciles et sunt in amore secundi.* Amor. II 14, 43 *di faciles, peccasse semel concedite tuto.* Met. IX 755 *dique mihi faciles.* V 559 *facilesque deos habuistis;* vgl. außerdem Pont. IV 4, 30. Epist. 12, 84; 16, 280. Hor. Sat. I 1, 22 *Iuppiter ... neque se fore ... tam facilem dicat.* Iuv. 10, 8 *evertere domos totas optantibus ipsis di faciles;* Mart. I 103, 4 *riserunt faciles et tribuere dei.* Lucan I 505 *o faciles dare summa deos eademque tueri difficiles* u. a. m. Und Usener, der sich zeitlebens mit religionsgeschichtlichen Problemen befaßt, sollte das unbekannt geblieben sein? Oder was sonst soll in aller Welt mit jener Senecastelle bewiesen werden? So leicht darf man es sich mit dem Widerlegen von Konjekturen nicht machen und wir werden wohl bei Useners Verbesserung auch weiterhin verbleiben; denn ʻ*facilis*' und ʻ*rex*' sind nicht Gegensätze und nichts paßt besser in den Zusammenhang als eben jenes *famulos,* wobei man z. B. an Apollo oder Neptun denken mag.

So kann ich mich denn mit diesem Teile der Arbeit nicht befreunden; auch was noch folgt, die Besprechung einiger stilistischer Besonderheiten mehr allgemeiner Natur, der Verbindung verschiedener Steigerungsgrade miteinander, die Vorliebe für die Verbindung des substantivierten Neutrum seines Adjektivs mit einem Substantiv im Genetiv, der Häufigkeit von Wendungen wie *recognosce: intelleges* bei S. und M. F. u. ähnl. ist ziemlich belanglos.

Der **Druck** ist gefällig, doch wurde er nicht scharf genug überwacht; so finden sich denn in dem Schriftchen verhältnismäßig viele Druckversehen, darunter einige recht störende [1]). An sonstigen Versehen ist mir aufgefallen, daß unkonsequent bald Octavius bald Oktavius geschrieben wird; S. 12 unten soll es heißen Cic. De or. II 114 (nicht *e. l.*, was auf Buch I führt); S. 25, Z. 4 in dem Zitat aus Philo: p. 449 Mangey st. p. 4449 M.; S. 26, Z. 3 ist der I. Brief an die Cor. gemeint, nicht der II.; S. 38, Z. 10 ist der Ausdruck ʻfür den theologischen Laien' auffällig; S. 49 unten

---

[1]) S. 9 *voto universarum...actu singularum* statt *v. universorum* und *a. singulorum*; S. 23, Z. 16 'ein' st. 'eine'; S. 25 *ἑτἔρῳ* st. *ἑτέρῳ*; S. 26, Z. 7 ist das Komma nach *ἡλπικότες* besonders störend; S. 28, Z. 10 *verendum* st. *vorendum*; S. 28, Z. 20 *hoc* st. *hac*; S. 29, Z. 7 'M. F. danke dem M. F.' st. 'M. F. danke dem S.'; S. 32, Z. 21 fehlt das Komma nach *saevitia*; S. 34, Z. 21 *Regula* st. *Regulo*; S. 42, Z. 20 *veraginis* st. *voraginis*; S. 42, Z. 21 *magna* st. *magno*; S. 42, Z. 35 *reperteremus* st. *repeteremus*; S. 44, Z. 2 *Atqui* st. *At qui*; S. 47, Z. 27 *fulgare* st. *fulgore*; S. 51, Z. 21 *πράεος καὶ ἣσυχίου* st. *πραέος καὶ ἡσυχίου.*

wird die Stelle Sen. Dial. VIII 4, 1 mit der Bemerkung angeführt 'cf. Nägelsbach, Lat. Stil.[8] § 49, 3, p. 198. Letztere Stelle aus S. wurde schon von Ferd. Léonard (*édition classique de M. F.*[2], Namur 1902, p. 139, Anm. 11) verglichen'. Dieselbe Stelle hat aber schon Dombart in seiner 2. Ausgabe (Erlangen 1881) S. 140 angeführt und gleichfalls auf Nägelsbach verwiesen; S. 53, Z. 8 wird für die Verbindung *hilaris atque laetus* verwiesen auf Cic. Tusc. I 42, 100 und Inv. 15, 41. Dann heißt es: 'Vgl. Cels. 3, 6'. Das hätte genauer zitiert werden sollen; so muß man vier Seiten des Teubnertextes durchlesen mit dem Resultate, daß man dort nichts findet; denn es heißt bloß S. 86, Z. 4 Daremb., der Arzt müsse *residere hilari vultu.*

Wien. Dr. Karl Prinz.

Ciceros Verrinen in Auswahl herausgegeben von C. Bardt. Text mit einer Karte von Sizilien. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1903. I. Heft. Text geb. Mk. 1·20.

Aus den Reden gegen Verres, die sich sowohl wegen ihrer rednerischen Vorzüge als auch wegen ihrer hohen Bedeutung für die Kenntnis der römischen Provinzialverwaltung in republikanischer Zeit besonders für die Schullektüre eignen, bietet hier B. eine Auswahl, die sicher den Beifall Kundiger finden wird. Sie beginnt mit der etwa auf die Hälfte reduzierten *Divinatio in Caecilium*, der natürlichsten und besten Einleitung zu den Verrinen selbst. Es folgen dann einige aus der *Actio prima* ausgewählte Abschnitte, in denen der Redner von den Intriguen des Angeklagten und dessen schamlosen Bestechungsversuchen spricht. Hierauf werden die Reden *de signis* und *de suppliciis* in nicht allzu stark gekürztem Bestande vorgelegt; denn von jener wurden im ganzen 24, von dieser 46 Paragraphen gestrichen, so daß der Text beider zusammengenommen (ohne die Partien aus der *Divinatio* und der *Actio* I) 269 Paragraphe umfaßt, ein starkes Pensum, selbst für die Lektüre eines ganzen Semesters. Doch wäre es wohl der Mühe wert, den Versuch zu machen, die Lektüre dieser mit feinem Urteil bewerkstelligten Auswahl in der Schule zu bewältigen.

Eine vorausgeschickte Zeittafel erläutert kurz die zum Verständnis der Verrinen besonders wichtigen historischen Tatsachen, ein 'Namensverzeichnis' gibt eine bündige Erklärung der Eigennamen. Der seit längerer Zeit angekündigte Kommentar jedoch ist zur Zeit noch ausständig.

Wien. Alois Kornitzer.



T. Livii ab urbe condita libri I. II. XXI. XXII. **Adiunctae sunt partes selectae ex libris III. IV. V. VI. VIII. XXVI. XXXIX. Unter Mitwirkung von A. Scheindler für den Schulgebrauch herausgegeben von Anton Zingerle. Mit 3 Karten, 2 Schlachtenplänen und 1 Abbildung. 6. Auflage. Wien, Verlag von F. Tempsky 1903.**

Die vorliegende 6. Auflage, ein inhaltlich unveränderter, nach der neuen Rechtschreibung hergestellter Abdruck der 5. Auflage, hat in Vergleich mit der 1. im J. 1885 erschienenen Auflage manche Änderung und Erweiterung erfahren. Das lateinische Gewand der Einleitung und des Anhanges, das in unserem vielsprachigen Vaterlande doppelte Berechtigung hatte, ist abgestreift und der Text des Autors hat, wie schon aus dem Titel ersichtlich ist, eine ansehnliche Bereicherung erhalten durch Aufnahme neuer Partien aus B. III 26—29: *L. Quinctius Cincinnatus;* V 35_8—49: Einnahme Roms durch die Gallier; VIII 8, 19—11, 4: Schlacht am Vesuv. Todesweihe des *Decius Mus;* XXVI 9: *Hannibal ante* (eig. *ad*) *portas;* XXXIX 49—51. 52, 1, 7—9: Der Tod Philopoemens, des Führers des Achäischen Bundes, Hannibals und Scipios. Am Rande skizzieren ein paar Worte den Inhalt der einzelnen Kapitel, aber nur in den vollständig aufgenommenen Büchern, während es bei den übrigen Partien, die übrigens (mit Ausnahme der letzten) auch aus der chronologischen Reihenfolge gerückt sind, unterblieben ist. Die Einleitung handelt auf vier Seiten von der römischen Geschichtschreibung bis auf Livius und von diesem. Dem Texte folgt ein geographischer Index mit Kartenlegende. Der Anhang enthält auf fünf Seiten einiges über das römische Kriegswesen und einen Abschnitt über das Auguralwesen bei den Römern nebst Abbildung eines Augurs mit dem *lituus* (auf den beigegebenen Karten ist die Wortstellung *Roma urbs* beibehalten). Zwei Pläne erläutern die Schlachten am Trasumenischen See und bei Cannä.

Der Text des Autors, der von sorgfältiger Verwertung der in Betracht kommenden Literatur zeugt, hat die Feuerprobe bereits bestanden. Er entspricht durchaus den Bedürfnissen der Schule. Daß man im einzelnen mehrfach zu anderen Ergebnissen gelangen kann, ist natürlich dadurch nicht ausgeschlossen, soll aber an dieser Stelle nicht wieder erörtert werden. Bedenken möchte ich nur gegen gewisse Äußerlichkeiten geltend machen, deren Beobachtung ja bei einer Schulausgabe besonders betont werden muß. Die Orthographie ist nicht durchaus einheitlich gestaltet, auch vermißt man die konsequente Anwendung jener Zeichen, welche das Verständnis des Textes fördern sollen, nämlich der Interpunktion, der Quantitätszeichen und des gesperrten Druckes. Es findet sich *detractavere, expectationem, expectandum, exilium, exulabat, existeret, existam, existit, compellabat, competitores* neben *detrectavere, exspectatio, exsilium, exstitit, exstare, conpulerat, conpellit, conpetitoribus;* im geographischen Index *Bōi*

neben *Circeii* und *Veii*, auf den Karten *Boii* neben *Circei*. I 38, 1 ist gedruckt: *Collatia et, quidquid citra Collatiam agri erat, Sabinis ademptum;* hingegen XXI 52, 1: *Iam ambo consules et quidquid Romanarum virium erat Hannibali oppositum* (ohne Komma). Dasselbe ist bei *quod erat, quod est* der Fall, wofür ich einerseits auf XXII 16, 1 und anderseits auf XXI 56, 8 und XXII 4, 1 verweise. *Non solum (modo)* ist von *sed (etiam)* bald durch ein Komma getrennt, bald nicht. Ein besonderer Fall ist I 41, 7; ich fürchte, daß durch das Komma nach *tum* die Beziehung des Wortes auf den folgenden *abl. absol.*, die durch Fälle wie II 29, 1 und 8 nahegelegt wird, ausgeschlossen und anderseits *tum* mit *ut* in Korrelation gebracht wird. Höchstens wäre neben jenem ein zweites Komma vor *ut* zulässig. XXII 60, 26 *manere, ac* ist das störende Komma wohl von der früheren Lesart (ohne *ac*) stehen geblieben. Daß die Quantitätsbezeichnung in manchen Fällen ein einfaches Mittel ist, die Konstruktion zu erklären und damit das Verständnis zu vermitteln, wird kein Einsichtiger leugnen. Ich rechne hieher Fälle wie I 12, 9 *audaciā regis accensa;* 41, 3 *si tuā re subitā consilia torpent;* II 5, 2 *contacta regiā praedā* und andere. Entschieden zu weit gegangen ist es aber, wenn langes *a* auch dort, wo der Ablativ unzweifelhaft klar erkennbar ist, in der Regel (denn auch hier begegnen Ausnahmen) bezeichnet ist. Soll aber die Bezeichnung der Länge der Orthoepie dienen, so mußte auch nach Präpositionen daran festgehalten werden, was (wieder mit Ausnahmen) nicht geschehen ist. Wer die häufig unsichere oder fehlerhafte Aussprache und Betonung seitens der Schüler aus Erfahrung kennt, wird es gewiß nur billigen, daß, um derartigen Vorkommnissen vorzubeugen, gewisse Wortformen mit Quantitätszeichen versehen sind. Es ist dies in der Regel geschehen bei *accītus, decŏra, decōrum, excĭtus, indīci, inĭtus;* ferner bei *cupīdo, excīdere, interlīta, lēvi, perlēvi, possīderet*. Damit ist aber die Liste der fraglichen Formen keineswegs erschöpft. Ich erinnere nur an *adfatim, adsidens, cecidit, cicatrices, circumitam, concitis, declinant, delegat, incident, incidunt, inclinant, insidens, inritat, instigat, lapicidas, parturit, pendere, procerum* u. a. Der gesperrte Druck soll offenbar durch die Hervorhebung des Zusammengehörigen namentlich die Übersichtlichkeit längerer Perioden erleichtern, fehlt aber in größeren Partien gänzlich, so in der *praefatio* und auf den S. 177—189, 217—229, 262—282.

Ich verzeichne noch die Druckfehler, die mir aufgefallen sind: I 8, 1 *ispe* für *ipse;* II 7, 11 *coll- (colli);* 53, 3 *ispi (ipsi);* S. 70 oben: Liber I (II); XXI 9, 2 *eset (esset);* 36, 3 fehlt das zweite *i* von *inviam;* 44, 7 *transcende sautem* (Verschiebung des *s*); XXII 56, 4 *adeopue (q);* 5 *puplica (b) ant (u);* III 26, 12 *na eequaquam (ea nequaquam);* V 44, 5 *ab-scedunt* und XXXIX 51, 8 *popos-cit* (unrichtige Silbentrennung). Hie und d
Ende der Zeile der Bindestrich abgefallen.

Wien. R. Bitscl

Friedrich Ludwig Stamms Ulfilas neu herausg. von Moritz Heyne und Ferdinand Wrede. 10. Aufl. (Bibliothek der ältesten deutschen Literatur-Denkmäler, I. Band). Paderborn, Schöningh 1903. XVI und 445 SS. 8°.

Die neue Auflage[1]) zeigt wieder Verbesserungen und Fortschritte in allen Teilen des Buches.

Die Einleitung verzeichnet neu die seit 1896 erschienenen Arbeiten.

Der Text ist mehrmals zur handschriftlichen Lesung zurückgekehrt: die noch in der 9. Auflage eingefügten *jah* Joh. 12, 14; 14, 3, *auk* 1. Kor. 10, 1 sind gestrichen; *ni* Joh. 14, 11 an seiner Stelle belassen; in der Skeireins sind Vollmers, Bernhardts Verba finita, die zur Ergänzung von Partizipien konjiziert waren, mit Recht beseitigt (vgl. I *b*, III *c* [Dietrichs vollständiges Skeireins-Werk erschien erst nach Vollendung des Druckes dieser 10. Auflage]). Ob nicht auch *wajamereins* Joh. 10, 33 und *liuhadeins* 2. Kor. 4, 4 hätten bleiben sollen? Denn in dem kurzen Skeireins-Texte ist diese Vermischung der Formkategorien mindestens dreimal zu beobachten (vgl. Jellinek, Anz. f. deutsches Altert. XXIX 282), und dort ist sie auch nicht angetastet. Aber *afleiþandans allata* L. 5, 10 wird wohl mit Unrecht belassen — trotz der ähnlichen Verschreibung *afleþanda* Mc. 2, 9, trotzdem auch 2. Kor. 8, 4 (Ambr. B), Gal. 2, 11 (Ambr. B) *þ* für *t* steht und trotzdem im Lucas *ei* und *e* oft wechseln. Auch *prafetus* L. 4, 17 scheint Schreibfehler, im Text wünscht man daher nicht das halbverbesserte *praufetus*, sondern *praufetaus*, das der Apparat ohnedies anmerkt.

Neue Konjekturen lieferte Wrede, der Mtth. 7, 23 *unsibjana* in *unsibjona* ändert und besonders hübsch Mc. 16, 1 *inwisandin sabbate dagis* (διαγενομένου .., das als διὰ γενομένου mißverstanden worden sei) als *in wisandins sabbate dagis* liest. Hier möchte ich aber fragen, ob man die Sandhi-Erscheinung der Überlieferung nicht belassen sollte; man vgl. außer den zahlreichen *ust-* für *us-st-* noch 2. Kor. 5, 18 *unsis* für *uns sis*, 2. Kor. 13, 8 *sokeiþis* für *sokeiþ þis*, 2. Tim. 2, 2 *triggwaimannam*, L. 16, 6 *fim tiguns*. Freilich sind die Grenzen zwischen Schreibfehler und Lautveränderung fließend. 1. Tim. 3, 6 u. ö. wird die Lesung Brauns aufgenommen, 2. Kor. 12, 7 wird jetzt mit Ambr. A *hnuþo*, 1. Kor. 16, 10 mit Ambr. B *unagands* gelesen u. dgl. m. Die Bruchstücke des alten Testaments sind nach Kauffmann neu geordnet.

Im Apparat sind die veralteten Lesungen Löbes, ist Balgs Name, der regelmäßig Anhängsel zu dem Bernhardts war, weggelassen, Lesungen Neuerer sind hinzugekommen, die ausdrück-

---

[1]) Diese Anzeige war schon geschrieben, als Wredes Rechenschaftsbericht im Anzeiger f. d. Altert. XXIX 329 ff. erschien, und konnte ihn nicht mehr benützen. Jellineks oben zitierte Rezension im selben Hefte des Anzeigers habe ich vorher im Sonderabdrucke durch die Güte des Verfassers kennen gelernt.

lichen Angaben, daß, was im Text steht, auch handschriftlich überliefert sei, wenigstens vermindert. Die Technik des Lesartenverzeichnisses ist denn entschieden verbessert, wenn auch noch (bezüglich der Einheitlichkeit in Bezeichnung der Handschriften oder übersichtlicher Einfachheit z. B. zu Mc. 1, 19; 3, 7 u. s.) Wünsche übrig bleiben. Zu Johannes sind die Parallelen aus der Skeireins vermehrt, zum Römerbrief neu hinzugekommen.

Das Glossar ist vervollständigt (*andhugjan, gamaiþs* u. a.) — es empfiehlt sich aber doch wohl auch, die aus anderen Quellen in der Einleitung S. XII f. genannten Vokabeln aufzunehmen, und wenn die Konjektur *andkunnan* Skeir. V *d* ihren Platz im Glossar fand, so war doch das überlieferte *anakunnan* an seinem Orte bei den anderen Belegen des Wortes zu verzeichnen. So vermisse ich auch bei *sauþa* die Bemerkung, daß es in der (fast völlig unlesbaren) Stelle 2. Thess. 2, 2 von Bernhardt eingesetzt wurde (unsere Herausgeber haben dafür *waurda*). Die neue Auflage merkt im Glossar konsequenter die Möglichkeiten der Einordnung in verschiedene Paradigmen bei den Wörtern an, deren Belege nicht eindeutig sind (vgl. *faihuþraihn* oder *-þraihns, faski(-ja?),* ferner *fralet, frasts, frum, fulleiþ, grets, gramst, gunds, rum*), *framaþjis* ist einem *framaþeis* gewichen. *biuhti, biuhts* sind als Komposita verzeichnet. Ab und zu sind die griechischen Parallelen vermehrt. Bei *iþ* vermisse ich γάρ: Röm. 8, 7 *iþ nih* = οὐδὲ γάρ, vielleicht auch 1. Kor. 7, 7 *iþ wiljau* = θέλω γάρ (aber Sin[1] u. a. θέλω δὲ). Bei *garehsns* wünschte man die Vorliebe der Skeireins für formelhaften Gebrauch des Wortes angemerkt.

Wredes eigenartiger und wertvoller Grammatik gebührt das Verdienst, methodisch auf die Spuren dialektischer Lautgebung in unseren gotischen Hdschr. eingegangen zu sein und im jüngeren Ostgotischen Maßstäbe zur Beurteilung des Lautwertes gotischer Schreibung gesucht zu haben. Eine Fülle von Beobachtungen und vergleichenden Erwägungen hat er in knappen Raum (nicht immer zum Vorteil der Deutlichkeit, man vgl. z. B. § 13, Anm. 1) zusammendrängen müssen. Seine neuen Gesichtspunkte führten ihn zuweilen auch zu Erwägungen, denen ich kaum mehr als spekulativen Wert zusprechen kann, so zur Frage, ob Wulfilas *i* in *nimis* ein *i*- oder *ë*-Laut gewesen sei: dabei wird entweder dem Westgotischen des IV. Jahrhunderts ein älterer Charakter als dem Westgermanischen zugemutet, oder die Parallel-Erscheinungen der anderen germanischen Dialekte sind nicht berücksichtigt. Für Wredes Annahme, daß im got. *i* zwei Laute stecken, ist wenigstens seine Beobachtung, daß *ei* für jene got. *i*, die sonst germ. *i* sind, vikariere, nicht aber für jene, denen sonst germ. *ë* entspricht (§ 29, 2), nicht bindend, weil alle Formen, die er dort anführt, verbale Opt. praet. sind, in denen das *ei* der 2. Sg. und des Plurals analogisch (auf die Schreibung) eingewirkt haben kann.
Bedenken — die übrigens den wissenschaftlichen Wer'



Leistung keineswegs schmälern wollen — gelten auch der neuen Auflage, in der die Laut- und Formenlehre der neunten im wesentlichen unverändert übernommen sind. Stark umgearbeitet ist im Kapitel Wortbildung der Abschnitt über die Präfixbetonung. Auch hier scheint Wrede das Gotische auf erheblich älteren Standpunkt zu stellen als die anderen germ. Sprachzweige (nicht bloß *gáleiks*, sondern auch *gámainjan*). Auch hier erfreuen feine Bemerkungen, aber Revision der Frage scheint mir unerläßlich; Wrede selbst z. B. gerät, um *bíhlahjan* (statt *bai-*) u. ä. aufzustellen, in direkten Widerspruch zu seiner Regel, daß *i* vor *h* und *r* in Iktussilben (und nur in diesen) zu *ai* werde, und muß zum Auskunftsmittel einer Erklärung aus der 'Jugend der Verbalkomposition' im Gotischen § 85, 1 greifen.

Völlig umgearbeitet ist die Syntax: sie hat nunmehr einheitlichen Gesichtspunkt in der Auswahl der Erscheinungen — durchgängige Vergleichung mit dem Griechischen und Hervorhebung dessen, worin das Gotische syntaktisch von seiner Vorlage abweicht. Der Gedanke sowie seine Durchführung sind glücklich. Vielleicht bringt die 11. Auflage eine Bibliographie der wichtigsten Arbeiten zur got. Syntax.

Seit der 9. Auflage ist nicht bloß der praktische, sondern auch der wissenschaftliche Wert des Buches in beständigem Ansteigen begriffen.

Innsbruck. Josef Seemüller.

Goethes Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. August Sauer, k. k. o. ö. Univ.-Professor in Prag. Zweite, verbesserte Auflage. Mit einem Kärtchen (Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht). Wien, F. Tempsky und Leipzig, G. Freytag 1905. Preis geb. 75 Pf. = 90 h.

In durchaus zweckmäßiger Weise wird dieser Schulausgabe des „Götz" eine auf die Hauptpunkte beschränkte Einleitung über Quellen, Entstehung, Aufführung und Einfluß des Stückes vorausgesendet und dessen Bedeutung in der Literatur bestimmt, worauf der Text (von 1773) folgt; die S. 14 erwähnte Ballade „Die Frau von Weißenburg" steht im Wunderhorn I 235. Im Anhange sind 42 SS. Anmerkungen gegeben, die für Schüler und Lehrer die nötigen Behelfe zur Lektüre bieten; besonders erwünscht dürften hier die zahlreichen Stellen aus der Lebensbeschreibung Götzens sein, um Goethes Sprache und Szenerie mit der Hauptquelle zu vergleichen. Ich möchte darum diese von berufenster Hand stammende Schulausgabe nachdrücklich empfehlen.

Graz. S. M. Prem.

H. W. v. Gerstenbergs Rezensionen in der Hamburgischen Neuen Zeitung. Herausgegeben von O. Fischer. Berlin, B. Behr 1904 (Deutsche Literaturdenkmale Nr. 128). XCVIII u. 415 SS.

Die Einleitung zu diesen ein Jahrhundert hindurch so gut wie verschollen gewesenen Rezensionen gibt eine ganz treffliche Charakteristik Gerstenbergs und einen gründlichen Kommentar zu den Rezensionen, welche die Jahre 1767—1771 umfassen. Für den nordischen Dichterkreis, für die Geschichte des Sturms und Drangs im Einzelnen von höchstem Interesse, sind Gerstenbergs Anzeigen auch von allgemeinem, dauerndem Wert, und der Herausgeber stellt Gerstenberg als einen Meister der „fruchtbaren Polemik" mit Recht den großen Kritikern seiner Zeit würdig an die Seite. Unter den besprochenen Werken befinden sich u. a. Herders „Fragmente" und „Kritische Wälder", Wielands „Agathon" und „Idris", Brawes' „Freigeist", Klopstocks „Messias" 3. Bd., Jacobis „Winterreise", Sternes „Empfindsame Reise" und so manches andere ausländische wichtige Werk. Die Tiefe des Verständnisses, die Schärfe und der weite Blick des Geistes, die sich in diesen Rezensionen offenbaren, lassen mitunter staunen. Kommentar und Register, außerordentlich sorgfältig angelegt, erleichtern die Benützung dieser wichtigen Publikation wesentlich.

Wien. Dr. Egon v. Komorzynski.

La Satire (Évolution du genre) par Léon Levrault. Paris, Paul Delaplane (ohne Jahreszahl). 12°, 130 SS.

Wie in einigen anderen Publikationen ähnlichen Charakters gibt auch hier der Verf. eine Übersicht über die Entwicklung einer Literaturgattung in Frankreich, u. zw. der Satire. Diese tritt hier erst verhältnismäßig spät als selbständiges literarisches Genre auf, gerade wegen des dem französischen Volke innewohnenden satirischen Triebes, der sich eben mehr oder weniger die ganze Literatur dienstbar machte, so daß es einer eigenen Dichtungsgattung dafür nicht bedurfte. Daher bildet denn auch die mit satirischem Geiste erfüllte Literatur des Mittelalters — wie die Fabliaux, die unser Verf. beträchtlich niedriger bewertet als andere Literarhistoriker, ferner der Rosen- und die Reinekeromane und selbst Rutebeuf, um nur die hervorragendsten Vertreter dieses satirischen Geistes zu nennen — bloß eine Einleitung zur Geschichte der eigentlichen Satire, die erst im Zeitalter der Renaissance in bewußter Nachahmung der lateinischen Vorbilder selbständig auftritt, um sich von da an bis auf Victor Hugo, dem letzten hervorragenden Vertreter dieser Gattung, mit welchem auch das



Werkchen schließt, reich zu entfalten. Das Schriftchen ist anziehend geschrieben und gibt eine gut orientierende Darstellung der verschiedenen Wandlungen und Abarten dieses Literaturgenres, wie auch eine bibliographische Übersicht über den Stoff, so daß es nicht nur Prüfungskandidaten, für die es zunächst bestimmt ist, sondern auch andern sich für die französische Literatur Interessierenden willkommen sein wird.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Literary Reader. III. Teil des Lehrbuches der englischen Sprache für Mädchenlyzeen und andere höhere Mädchenschulen. Von Prof. Wilh. Swoboda, Lehrer am Mädchenlyzeum in Graz. Mit 3 Abbildungen im Text und 3 Beilagen. Wien und Leipzig, Franz Deuticke 1904. IV u. 175 SS. Preis geh. 3 K 80 h, geb. 4 K 50 h.

Prof. Swobodas 'Literary Reader' ist eine Fortsetzung seines 'English Reader'; während dieser die Schüler mit der Sprache der Gegenwart bekannt macht, führt sie jener in die literarische Sprache ein. Die Anordnung der literarischen Proben ist eine verkehrt chronologische, indem mit dem 19. Jahrhundert begonnen und immer weiter in die Vergangenheit geschritten wird. Nach einer Probe aus den Werken des noch lebenden amerikanischen Schriftstellers Mark Twain werden Tennyson, Thackeray und Dickens als Vertreter des Zeitalters der Königin Victoria vorgeführt, dann folgen die Romantiker Scott, Moore, Byron und die Mitglieder der Seeschule Wordsworth und Coleridge. Das 18. Jahrhundert ist durch Sheridan, Goldsmith, Johnson, Sterne, Fielding, Swift, Defoe, Cowper, Pope, Addison, das 17. durch Milton und Dryden, das 16. durch Shakespeare und Spenser vertreten. Zum Schluß folgen noch eine Inhaltsangabe des Prologs zu den *Canterbury Tales* von Chaucer, Longfellows Nachdichtung von König Alfreds Bericht über Otheres Reise zum Nordkap, eine kurze Betrachtung über das Epos Beowulf und eine knappe „Geschichte der englischen Sprache". Wie aus dieser Zusammenstellung ersichtlich ist, sind die Geschichtschreiber und Redner in dem Buche gar nicht vertreten.

Der Verfasser unterscheidet sich von anderen Herausgebern fremdsprachlicher Lesebücher dadurch, daß er sich nicht damit begnügt, literarische Proben einfach abzudrucken, sondern daß er im Anschluß daran den Inhalt des ganzen Werkes, aus dem das Bruchstück stammt, in englischer Sprache skizziert. Solche Inhaltsangaben sind [illegible] ziemlich lang und heben sich in zwei Fällen, Nr. 6 Charles [illegible] *A Christmas Carol* (S. 19—28) und Nr. 25 Jonathan Swi[illegible] *Travels* (S. 115—120) durch Kursivdruck von den [illegible] Proben ab. Dies hätte überall geschehen [illegible] damit sich [illegible] nicht mit dem Englisch

des Herausgebers vermenge. Dieses ist nicht immer einwandfrei; vgl. S. 116, Z. 40 *and* ***that*** *part of the army stationed near the capital was brought together for that purpose* (lies: ***the***); Z. 50 ***on*** *a neighbouring island* (besser: ***in***). Ob übrigens der Herausgeber den Zweck, den er mit diesen „*Summaries*" verbindet, nämlich daß der Schüler ein vollständiges Bild von den betreffenden Werken erhalte, auch wirklich erreicht, ist sehr fraglich, da der Schüler die Werke doch nicht aus eigener Anschauung, sondern durch die Brille des Herausgebers kennen lernt.

Als Behelfe sind dem „*Literary Reader*" zwei Hefte beigegeben: 1. *Explanatory and Literary Notes* (64 SS.), 2. *Dictionary* (55 SS.). Die „Anmerkungen" sind zumeist literarischer Art, indem sie die in dem Lesebuche gegebenen Proben und „*Summaries*" ergänzen und außerdem Lebensbilder der gelesenen Autoren bringen; selten, u. zw. nur bei poetischen Stücken, werden sprachliche oder sachliche Erklärungen gegeben. Ein großer Raum wird, wie im „*English Reader*", von verschiedenen Übungen *(Exercises)* eingenommen. Diese bestehen 1. aus Fragen nach der Disposition des gelesenen Fragments, 2. aus Fragen nach den schwierigeren oder singulären sprachlichen Erscheinungen, 3. aus einer Reihe von Sätzen, in denen die richtige Konjunktion oder Präposition einzusetzen ist, 4. aus Aufgaben über die Ableitung der Wörter. Auf den letzten drei Seiten ist eine Liste von Prüfungsthemen für Abiturientinnen zusammengestellt.

Das „Wörterbuch" umfaßt die Wörter, die in den Texten, Übungen und Anmerkungen enthalten sind, bringt aber nicht diejenigen Ausdrücke und Redensarten, die im „Elementarbuch" und im „*English Reader*" häufig vorkommen. Dies ist mißlich, da nicht alle Schülerinnen sämtliche in der IV. und V. Klasse gelernten Wörter behalten und dann, wenn sie vergebens nach einem vergessenen Worte im „Wörterbuche" suchen, das Vertrauen zu diesem verlieren und doch nach einem vollständigen Wörterbuche greifen. So fehlen darin z. B. die Wörter *Council of State* (S. 30, Z. 25), *immediate* (S. 11, Z. 116), *at most* (S. 11, Z. 115), *relative* (S. 11, Z. 116), *show* als Substantiv (S. 12, Z. 129). Sonst läßt das „*Dictionary*", in das auch sachliche Bemerkungen aufgenommen wurden, den Schüler selten im Stich. Einige von diesen Lücken mögen im folgenden angeführt werden: S. 2 „*advance* vorgehen"; diese Bedeutung genügt nicht zur Übersetzung der Stelle S. 11, Z. 108: *The fact that in 1851 the exhibition closed at dusk induced many people to* ***advance*** *the dinner-hour from five and six o'clock to seven.* — S. 29 „*link* Bindeglied"; es fehlt das Verb *to link* (S. 12, Z. 122 *railways were* ***linking*** *the larger centres to the capital.* — S. 30 „*make up* wettmachen, gutmachen"; anders muß *make up* übersetzt werden in S. 27, Z. 343 ***Make*** *up the fires.* — S. 48 „*take*"; die gegebenen Bedeutungen genügen nicht zur Verdeutschung der Stelle S. 11—12, Z. 117—118 *it*

took him a month to recover from his terrors. — ib. „*tank* Teich“; S. 27, Z. 320 wird mit *tank* ein „feuchtes Zimmer“ bezeichnet.

Was den Druck anbelangt, so ist vor allem zu bemerken, daß die Anführungszeichen in dem ganzen Buche samt Beilagen unenglisch gedruckt sind, nämlich " " statt " "; auch fehlt das Komma zuweilen vor *and* (S. 22, Z. 115; S. 116, Z. 29). — Sonst sind dem Ref. nur folgende Druckfehler aufgefallen: Reader S. 11, Z. 116 i*n*mediate, S. 14, Z. 75 se*v*ant, Z. 79 may *no* exceed; S. 22, Z. 141 crutsch; S. 23, Z. 154 tho*n*gh, Z. 188 no one suffer*t* loss; S. 24, Z. 198 believ*ee*; S. 116, Z. 20 constru*c*ed; S. 173, Z. 26 An*d* old writer; Notes S. 9 cornel (st. colonel); S. 37 arrived *a* that pitch of fervour; Dictionary S. 5 bargain (bărgĭn), S. 32 Mongolian (mangou'lĭən).

Über die Brauchbarkeit dieses Buches besteht kein Zweifel; Ref. möchte hier nur die Frage aufwerfen, ob es ratsam ist, statt eines einzigen englischen Lesebuches, mit dem man bis jetzt ausgekommen ist, zwei Lesebücher (u. zw. den 'English Reader' für die V. und den 'Literary Reader' für die VI. Klasse der Mädchenlyzeen) einzuführen. Wie wird man jetzt mit zwei Lesebüchern, die mit den „Anmerkungen“ zusammen 474 Seiten enthalten, der Forderung der Instruktionen Genüge leisten, daß „in jedem Semester der VI. Klasse mindestens ein ganzes Werk von größerer Bedeutung (darunter eventuell Shakespeares 'Julius Caesar' oder 'Corolianus') durchzunehmen ist“?

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

C. Barbagallo, La fine della Grecia antica. Bari, Giuseppe Laterza figli 1905. 8°, 531 SS. Preis 5 L.

Im Jahre 417 verfaßte Orosius seine VII Bücher *adversus paganos* mit der ausgesprochenen, seiner christlichen Überzeugung entsprechenden Absicht, nachzuweisen, daß die Geschichte der heidnischen Völker in einem stetigen Verfall und stets zunehmender Schlechtigkeit verlaufen sei. Scheinbare Belege für seine vorgefaßte Meinung boten ihm die Geschichtswerke, die er benutzte, insbesondere Livius, in Hülle und Fülle. Daß Orosius mit seiner Tendenzschrift keine historische Würdigung der vorchristlichen Zeit gegeben hat, ja von seinem Standpunkte aus überhaupt nicht geben konnte, ist unzweifelhaft.

Nicht von ei[illegible] aber von einem gleich einsei[illegible]logisch[illegible]s stellt B[illegible] die griechische [illegible]n 5. [illegible] bis auf [illegible]ne [illegible]ig u[illegible] Verf[illegible]e,

fürchterlichsten Elends in einem Bande dar, der den 12. Teil eines „*Biblioteca di Cultura moderna*“ betitelten Sammelwerkes bildet.

Unter dem Gesichtswinkel moderner Kultur und Sozialpolitik — nicht der praktisch geübten, sondern theoretischer Forderungen — gesehen, ergibt sich von dem griechischen Altertum natürlich ein ebenso falsches Bild, wie bei der jetzt veralteten, ihrerzeit aber ebenfalls modernen Betrachtungsweise des Orosius.

Für seine Arbeit bringt der Verf. große Belesenheit in modernen nationalökonomischen und soziologischen Werken und in der neueren Literatur zur Wirtschaftsgeschichte der Griechen mit. Die zahlreichen, nur teilweise als Druckfehler zu entschuldigenden Versehen in der Schreibung griechischer Worte lassen allerdings die Vermutung begründet erscheinen, daß der Verf. nicht durchweg aus erster Hand schöpft. Allein darauf kam es ihm auch weniger an als auf den Nachweis, daß die verbreitete Ansicht von der Höhe und Vollkommenheit der antiken Kultur eine Irrlehre sei.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Parallelen, die B. zu vielen Erscheinungen des antiken Wirtschaftslebens beibringt, wertvoll und oft lehrreich sind, wie z. B. seine im Gegensatz zu landläufigen Ansichten sich bewegenden Darlegungen über die Kostspieligkeit der Sklavenarbeit sehr ernstlich erwogen zu werden verdienen; Fachleute werden auch sonst für vieles, worauf der Verf. ihre Aufmerksamkeit lenkt, Dank wissen. Das Gesamturteil aber, das in dem Buche über den Zustand des griechischen Volkes seit den Perserkriegen gefällt wird, ist ebenso wie die Beurteilung sehr zahlreicher Einzelheiten unhistorisch, einseitig und falsch. Es ist nicht zu verstehen, daß der Verf., der den „Imperialismus“ Athens, Spartas, Thebens und Makedoniens aufs schärfste verurteilt, der sich in der Aufzählung seiner Nachteile für das griechische Volk nicht genug tun kann, plötzlich für das Finanzregime der Ptolemäer sich erwärmt und ein förmliches Idealbild von Ägypten unter deren Herrschaft entwirft. Man kann kaum annehmen, daß er die „*Revenue laws*“, die er zitiert, wirklich ganz und aufmerksam genug gelesen hat, sondern er hat sich zu diesem Urteil offenbar durch einige anerkennende Worte hinreißen lassen, welche die ersten Herausgeber und noch einige spätere Forscher der Fürsorge der Ptolemäer für die Leistungsfähigkeit ihrer Steuerträger gewidmet haben. Dabei ist aber ganz übersehen, daß die Ptolemäer nicht nur den Steuerpächtern und Pachtgesellschaften scharf auf die Finger gesehen haben, sondern daß sie ebensosehr die Steuerträger durch eine Unzahl von Abgaben unter allen möglichen Namen ausbeuteten und die Produzenten durch Staatsmonopole beschränkten.

Von den in der antiken Literatur überlieferten Zahlen, die man dreimal besehen und prüfen muß, ehe man Schlüsse auf sie baut, macht B. gelegentlich ganz willkürlichen Gebrauch. So dienen ihm Angaben über die Höhe einzelner Privatvermögen in Athen

zuerst dazu, um den entsetzlichen Pauperismus der Nichtbesitzenden zu erweisen, indem er zu jenen Ziffern die niedrigen Durchschnittslöhne in wirksamen Gegensatz stellt, später aber sieht er in der Geringfügigkeit dieser Privatvermögen einen Beweis, daß das Wirtschaftsleben gänzlich darniederlag und überhaupt gar niemand zu nennenswertem Reichtum gelangen konnte.

Die Sklaverei und die Sklavenarbeit, die Grundbesitzverhältnisse in den Staaten des „spartanischen Typus", der „Imperialismus", die unausgesetzten Kriege und die ausbeuterische römische Herrschaft sind nach der Darstellung des Verf.s die Gründe des fortgesetzten Verfalles in der Geschichte von Hellas, in der der Umschwung der ökonomischen Verhältnisse zur Zeit der Diadochen nur eine vorübergehende und partielle Besserung bezeichnet.

Graz. Adolf Bauer.

Theodor Mommsen, Reden und Aufsätze. Mit zwei Bildnissen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1905. VI und 479 SS. 8°. Preis 8 Mk.

Als Theodor Mommsen am 1. November 1904 nach kurzer schwerer Krankheit, deren Verlauf von der ganzen gebildeten Welt mit atemloser Spannung verfolgt wurde, in die Ewigkeit hinübergeschlummert war, wurde der Verlust, den die Wissenschaft durch das Ableben dieses wahrhaft großen Menschen und Forschers erlitten hatte, trotzdem man sich bei seinem hohen Alter mit dem Gedanken des Verlustes immer mehr vertraut machen mußte, dennoch so lebhaft empfunden, daß man zunächst mehr an die Gaben dachte, die sie noch von ihm zu erwarten, als an jene, die ihr der Genius des nunmehr Verklärten bereits in reicher Fülle beschert hatte. Wußte man doch, daß Mommsen bis zuletzt rastlos tätig war und daß dem Widerstrebenden der ihn antretende Tod die Feder aus der Hand nehmen mußte, und zeigte sich doch bis zuletzt kein Erlahmen der geistigen Spannkraft. Obwohl nun das Bild von Mommsens geistiger und literarischer Persönlichkeit seit langem feststand — bezeichnend ist dafür, daß einige der ihm am nächsten stehenden Schüler zum Gedächtnis des Verstorbenen die Reden mit einem entsprechenden kleinen Nachwort veröffentlichten, die sie zur Feier des Lebenden zum 70. oder 80. Geburtstag gehalten hatten — und auch die ausführlicheren Nachrufe, wie die schöne Denkrede Otto Hirschfelds, die vornehmlich Mommsens Bedeutung für die Berliner Akademie der Wissenschaften gilt, der lesenswerte Aufsatz Otto Seecks (Deutsche Rundschau, 30. Jahrg., Heft 4) und die von so großer persönlicher Wärme durchwehte Rede Eugen Bormanns bei der Gedenkfeier an der Wiener Universität, die eingehend Mommsens Anfänge bis zur Berufung nach Berlin behandelt, wenig neue Züge diesem Bilde beifügen

konnten, so darf doch gesagt werden, daß der volle Umfang von Mommsens Leistungen erst zu überblicken sein wird, wenn die sofort nach seinem Tode in Aussicht genommene Sammlung seiner an so vielen, oft schwer zugänglichen Orten verstreuten kleineren Schriften, Abhandlungen, Aufsätze fertig vorliegen wird. Dazu wird freilich auch seine weit reichende und auf so viele wissenschaftliche und andere Fragen sich erstreckende Korrespondenz kommen müssen, um ein volles Bild seiner Bedeutung nicht nur für seine Wissenschaft, sondern auch für die Geschichte seiner Zeit zu ermöglichen. Neben dem Denkmal, das dankbare Verehrung dem verewigten Meister in dem Vorgarten der Berliner Universität errichten wird, wird diese Sammlung den Ruhm Theodor Mommsens auch über seinen Wirkungskreis hinaus künden.

Ist jedoch die Sammlung kleinerer Schriften zunächst für den Kreis der Mitforschenden bestimmt, so bietet das zugleich mit ihrem ersten Bande, aber gesondert davon und selbständig erschienene, in der Überschrift genannte Buch insbesondere dem großen Kreis der Gebildeten, an den sich Mommsen so oft und so gern gewandt hat, in kleinen Ausschnitten ein Bild seiner Größe. Aber auch die nicht geringe Schar von Mommsens Verehrern und Schülern, zu denen sich alle zählen dürfen, die auf dem weiten Gebiete der römischen Geschichte und Altertumskunde sich betätigen, werden die „Reden und Aufsätze" willkommen heißen und für diese Gabe Otto Hirschfeld, dem treuen Bewahrer von Mommsens Vermächtnis, der als Schüler und langjähriger Freund dessen Intentionen wohl am besten kennt, und, wie das Vorwort besagt, „bei der Auswahl der Aufsätze und bei manchen Bedenken, die sich bei der Drucklegung ergaben", von Mommsens Schwiegersohn, Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, beraten wurde, besonderen Dank wissen.

Der in seiner würdigen und besonders schönen Ausstattung sich stattlich ausnehmende Band zerfällt dem Titel entsprechend in zwei Hauptgruppen: Reden und Aufsätze. Die Reden gliedern sich in drei Abteilungen: Universitätsreden, Akademische Reden und Reden im Abgeordnetenhause. Den Übergang von den Reden zu den Aufsätzen bilden, ein Mittelding zwischen beiden, Vorträge. Innerhalb der einzelnen Gruppen und Abteilungen ist die Anordnung bei den Reden eine chronologische, während die „Aufsätze" nach sachlichen Gesichtspunkten gruppiert sind. Aufgenommen sind die beiden Reden während seines Rektorats an der Berliner Universität 1874/75: die Rede beim Antritt des Rektorats „Über das Geschichtsstudium" und die Rede zur Gedächtnisfeier der Universität für die in dem deutsch-französischen Kriege 1870 [illegible] gefallenen Dozenten und Studenten. Den breitesten [illegible] ein, die Mommsen als Sekretär der Akademie [illegible] 1874 bis 1895 bei den verschiedenen akademischen [illegible] des Königs, am Leibnizschen Gedächtnistag, [illegible]

Pflicht ist, nach dem Verständnis auch der uns entgegenstehenden Anschauungen zu suchen und ihnen nach Möglichkeit gerecht zu werden, „alles zu verstehen und alles zu verzeihen“ ist eine Gottähnlichkeit, deren kein Sterblicher sich vermessen wird. Es kann darum auch dem wahrhaften Katholiken daraus kein Vorwurf gemacht werden, daß seine Weltanschauung und also auch Forschung und Lehre ihm durch seinen Glauben beeinflußt wird, vorausgesetzt immer, daß er sich gegenüber wahrhaftig bleibt und nicht aussagt, was sein Verstand als falsch erkennt. Inwieweit er durch das Verhältnis zu seiner Kirche gezwungen werden kann, seinen Verstand gefangen zu nehmen, mag hier unerörtert bleiben: es gibt viele wissenschaftliche Gebiete, welche durch dieses Dilemma nicht berührt werden. Wogegen wir uns wenden, ist keineswegs die Vertretung der katholischen Weltanschauung an den deutschen Universitäten und die paritätische Berücksichtigung auch der katholisch gesinnten Gelehrten, wir wenden uns lediglich gegen die rohe Verkörperung der wissenschaftlichen Parität dadurch, daß man einen Professor anstellt für protestantische und einen anderen für katholische Geschichte oder Philosophie oder Sozialwissenschaft.“ „Bei denjenigen Professuren aber“, sagt er am Schlusse, „für die die erste Bedingung der Katholizismus und die zweite die Tüchtigkeit ist, liegt die Gefahr nahe, daß der Mangel an geeigneten Männern zu Mediokritätskreationen führt. Dies *testimonium paupertatis,* das aus einer derartigen Institution nicht notwendig, aber leicht sich entwickeln kann, ist im allgemeinen Universitätsinteresse in hohem Grade zu bedauern.“ Diese Äußerungen werfen auch auf die Vorgänge unserer Tage ihr scharfes Schlaglicht. Auf zwei durch ihre Klarheit und Anschaulichkeit außerordentlich fesselnde Aufsätze „Die Geschichte der Todesstrafe im römischen Staat“ und „Gaius Cornelius Gallus“, den ersten römischen Statthalter Ägyptens, die in der seither eingegangenen Zeitschrift „Cosmopolis“ 1896 erschienen sind, folgen zwei kurze, durch Wärme und Gedankentiefe gleich ausgezeichnete Nachrufe auf Otto Jahn, den Freund aus der Kieler und Leipziger Zeit, und Giambattista de Rossi, den Begründer der christlichen Archäologie und Erforscher der *Roma sotteranea* und ein als Dokument zur Zeitgeschichte wertvoller Festgruß an Ludwig Bamberger zu seinem 70. Geburtstag. Abgeschlossen wird die Abteilung und damit das Buch durch zwei zu Moltkes 90. Geburtstag verfaßte Schriftstücke, die durch ihren lapidaren Stil, die Prägnanz und Formschönheit des Ausdrucks den großen Epigraphiker und Verfasser der 'Römischen Geschichte' verraten: die 'Adresse der kgl. preußischen Akademi[illegible] Wissen[illegible]aften' und die 'Ehrentafel der deutschen Städte'[illegible]
stücke der Charakteristik, die mit w[illegible]
Wesen des großen Menschen und sie[illegible]
Auf Wunsch der Nachkommen Moltke[illegible]
Wand der Gruftkapelle eingelassen.

Mit der im Vorstehenden gegebenen Übersicht ist weder der Inhalt des schönen Buches erschöpft, denn es fehlen nähere Angaben über die akademischen Reden, noch sind damit die einzelnen Stücke mit den gelegentlich beigefügten Bemerkungen genügend gekennzeichnet. Ref. glaubte davon absehen zu sollen, da zu ihrer genauen Würdigung der einer Anzeige zugemessene Raum nicht reicht. Aber es schien auch bei den 'Reden und Aufsätzen' Theodor Mommsens dessen nicht zu bedürfen. Es mag genügen hervorzuheben, daß jene, die alle oder die meisten in dem Buche vereinigten Mommseniana schon kennen, sie gerne wieder und wieder lesen und aus der Übersicht des Ganzen neue Gesichtspunkte für die Schätzung Mommsens gewinnen werden, jene aber, denen sie neu sind, aus dem edlen Inhalt eine Summe von Belehrung und geistiger Anregung schöpfen werden, die noch gesteigert wird durch den Genuß, den die schöne Form gewährt. Man kann wohl ohne allzu starke Übertreibung sagen, jedes Stück, fast jede Zeile trägt den geistigen und sittlichen Stempel des ganzen Mannes. Deshalb sind die 'Reden und Aufsätze' so wertvolle Dokumente zur Charakteristik Mommsens. Was ihn vor allem auszeichnete, war die auch bei Männern der Wissenschaft nicht häufige Einheit des Denkens und deshalb wirkt die Lektüre jedes Stückes so wohltuend, ja sittlich veredelnd. Mag es sich um eine Frage der Wissenschaft oder des Lebens handeln, immer dieselbe streng methodische und kritische Schärfe des Denkens und des Urteils, dieselbe Folgerichtigkeit und Wahrhaftigkeit gegen sich selbst und vor allem derselbe Mut, das, was er als richtig erkannt, auch mit allem Nachdruck und mit aller unerbittlichen Schärfe auszusprechen, wie er denn überhaupt jeder Halbheit und jeder Flachheit und jedem Kompromisse in prinzipiellen Fragen abhold war. Mommsen mochte irren, auch als Gelehrter hat er ja nicht immer recht, aber sich selbst ist er nie untreu geworden. Am deutlichsten zeigt sich das in den Äußerungen, die für sein Wesen am charakteristischesten sind, in seiner Auffassung von der Wissenschaft und ihren Trägern, Akademie und Universität, und in seinem Eintreten für die Einheit der deutschen Nation, die ihm ebenso das oben erwähnte Sendschreiben in Angelegenheit der schleswig-holsteinschen Frage wie die genannte Broschüre 'über unser Judentum' gegen „die Mißgeburt des nationalen Gefühls, den Feldzug der Antisemiten", diktierte. Besonders dürfte hier die erstere Frage interessieren, deshalb sei ihrer eingehender gedacht.

Wie Mommsen über die Wissenschaft und ihre Aufgaben im allgemeinen [illegible], ze[illegible]hon seine akademische Antrittsrede. [illegible] ng", sagt er, „hat unter keinen [illegible] die sie sich selber ge- [illegible] rlichen Verhältnissen [illegible] ung natürlich zu- [illegible] ndung auf sein [illegible]



eigenes Gebiet fährt er fort: „Solange die römische Jurisprudenz Staat und Volk der Römer ignorierte und die römische Geschichte und Philologie das römische Recht, pochten beide vergebens an die Pforten der römischen Welt; es gab keine lateinische Epigraphik, solange man mit den Inschriften nichts anfing, als daß der Jurist daraus die Formeln und der Philolog die Verse sich auslas. Die erste Bedingung organischer Behandlung der römischen Dinge war die Verschmelzung von Geschichte und Jurisprudenz, welche sich knüpft an die beiden Namen Niebuhr und Savigny." Wie er im besonderen über das Geschichtsstudium dachte, zeigt seine klassische Rektoratsrede, worin er ausführt, daß „es ein Irrtum ist, wenn dem Geschichtsstudium selbst, der quellenmäßigen Forschung auf der Universität ein anderer Platz eingeräumt wird als ein sekundärer. Ohne Zweifel ist für den künftigen Historiker die schon in früher Zeit wohlgeleitete Übung auf seinem Forschungsgebiet von wesentlichem Nutzen; die Übung macht freilich den Meister nicht, aber noch niemand ist anders Meister geworden als nach langer und harter Übung. Aber in der kurzen Universitätszeit ist für diese Übung kein Raum; und es ist eine gefährliche und schädliche Illusion, wenn der Professor der Geschichte meint in der Weise Historiker bilden zu können, wie Philologen und Mathematiker allerdings auf der Universität ausgebildet werden können. Mit mehr Recht als von diesen kann man es von dem Historiker sagen, daß er nicht gebildet, sondern geboren, nicht erzogen wird, sondern sich erzieht." ... „Freilich gibt es eine dem Historiker unentbehrliche Propädeusis; nur ist dies nicht die unmittelbare der Historie selbst, sondern die mittelbare, die Kenntnis der Sprache und die Kenntnis des Rechts der Epoche." „Ich will es Ihnen nur bekennen, meine Herren: wenn ich auf Ihren Papieren den Studenten der Geschichte finde, so wird mir bange. Es kann dies ja freilich heißen, daß dieser junge Mann entschlossen ist, vorzugsweise für ein großes Gebiet der historischen Forschung sich die nötigen Vorkenntnisse der Sprache und der Staatseinrichtungen anzueignen; und ich weiß auch, daß bei nicht wenigen von Ihnen es dies heißt. Aber es kann auch heißen, daß man meint, diese Dinge so ziemlich entbehren zu können, im Geschichtsstudium eine Zuflucht zu finden vor den Unbequemlichkeiten der strengen Philologie, auszukommen mit der methodischen Quellenforschung und dem methodischen Pragmatismus. Wo es dies heißt, läßt die Nemesis nicht lange auf sich warten. Die Quellenforschung wird zu jenem handwerksmäßigen Zerz[illegible] des Materials, das höchstens Geduld erfordert — und [illegible] Geduld [illegible]
das ferne Ziel vorahnenden Forsche[illegible]
Geduld der groben Arbeit. Der Pragm[illegible]
krämerei oder Schwindel. Der Mangel [illegible]
sich dadurch, daß die falsche entwede[illegible]
oder auch beides zugleich, un[illegible]

Geist entweicht." Wie hier von der Aufgabe des Historikers, so drückt er seine hohe Auffassung von der Philologie aus, wenn er in dem schönen Nachruf von Otto Jahn rühmt, er habe „die sogenannte streng philologische Methode, das heißt einfach die rücksichtslos ehrliche, im großen wie im kleinen vor keiner Mühe scheuende, keinem Zweifel ausbiegende, keine Lücke der Überlieferung oder des eigenen Wissens übertünchende, immer sich selbst und anderen Rechenschaft legende Wahrheitsforschung, auf Gebiete übertragen, die von dem liederlichen und verlogenen Dilettantismus bis dahin als ihre eigene Domäne betrachtet wurden und von Phrase und Schwindel überwuchert dalagen".

Bei solcher Strenge und Höhe der Auffassung ist es begreiflich, daß Mommsen immer wieder betont — namentlich in den Reden am Leibniztage behandelt er mit Vorliebe diese Fragen — daß, zumal bei den immer mehr wachsenden Aufgaben, der Einzelne kaum mehr auf seinem engeren Gebiet, geschweige denn auf dem gesamten der Wissenschaft alle Arbeit leisten kann, deshalb müsse die Association eintreten. „Alle Forschung beruht auf dem Ineinandergreifen der Arbeiten verschiedener Individuen; und wenn das Gesetz der Arbeitsteilung überall zu den schwierigsten geistigen und sittlichen Problemen gehört, so gilt dies vornehmlich von dem höchsten und freiesten Gebiet unter allen, eben dem der wissenschaftlichen Forschung. Gelehrter Eigensinn ist sprichwörtlich und in der Tat berechtigt, denn wie für die Forschung keine Überlieferung und kein Glaube gilt und mit Recht jeder jedes für sich so lange in Frage stellt, bis er durch sich selbst überzeugt ist, so liegt in dieser unbedingten Freiheit des Meinens auch die unbedingte Freigebung des Wähnens und selbst des verstockten Beharrens im Verkehrten. Wo der unmittelbar praktische Zweck, insonderheit der Lehrzweck dieser Autarkie des gelehrten Individuums Schranken setzt, ist sie oft unbequem, aber am Ende erträglich; in der Wissenschaft hat sie Kraftvergeudungen und zum Teil selbst Verwüstungen herbeigeführt, von denen man sich auf anderen Gebieten kaum eine Vorstellung macht." . . . „Abhilfe kann für diese wie der Wurmfraß an der Wissenschaft haftende Kraftverschwendung nur gefunden werden in der Association; denn diese ist ja die Organisation der Arbeit und die Konzentrierung der individuellen Kräfte". „Aber so Großes hier schon geleistet worden sei, so [illegible]ociation weder was die erforderlichen Mittel noch was [illegible] über das Leben der Individuen hinausreichende G[illegible] „Alle die wissenschaftlichen Aufgaben, welche [illegible]elnen Mannes und der lebensfähigen Ass[illegible]llem die überall grundlegende Arbeit [illegible]schaftlichen Materials muß d[illegible] Reihe nach die Geldmittel [illegible]heiten darbieten. Da [illegible] rechte

Organ des Staates für diese Vermittlung ist die Akademie." Und wie Mommsen es verstand, dieses sein Ideal, das Zusammenwirken Vieler nach einheitlichem Plan zu erreichen, zeigen das *Corpus inscriptionum latinarum* und andere Unternehmungen, die nach seinem Plane von der Berliner Akademie in Angriff genommen worden sind. Aber auch die einzelne Akademie kann allein nicht alles leisten, sie muß sich mit den anderen zu gemeinsamer Arbeit verbinden, und so ist ja die Association aller Akademien auch sein Werk gewesen.

Von den anderen akademischen Reden seien hier nur einige hervorgehoben, die in Form und Inhalt allgemeines Interesse besitzen: Die Rede zum 79. Geburtstag Kaiser Wilhelms I. „Über das Alter" knüpft an die berühmte Rede Jakob Grimms an und stellt ähnliche Betrachtungen an. In der Rede zum 80. Geburtstag des Kaisers entwirft er ein ergreifendes Bild edler Weiblichkeit in der Schilderung der Königin Luise. Die Feier des Geburtstages Friedrichs des Großen veranlaßt ihn einmal zur Behandlung der Germania des Tacitus, ein andermal, da gleichzeitig der Geburtstag Wilhelms II. gefeiert wird, wählt er die ersten sechs Gedichte des dritten Buches des Horaz zu einer meisterhaften Charakteristik dieser Gedichte und der Absicht ihres Verfassers.

Angesichts der reichen Fülle widersteht man nur schwer der Versuchung, sie eingehender zu würdigen. Doch mögen die wenigen Proben genügen. Nur mit einigen Worten sei noch auf die im besten Sinne des Wortes populären Behandlungen wissenschaftlicher Fragen in den Vorträgen und Aufsätzen hingewiesen. Im Gegensatz zu so vielen Gelehrten — es sind auch bedeutende unter ihnen —, die das *odi profanum vulgus* auch auf ihr wissenschaftliches Schaffen anwenden und grundsätzlich nie aus der Enge der Gelehrtenstube heraustreten und es vor allem vermeiden, sich an ein anderes Forum als an ihre Zunftgenossen zu wenden, sah Mommsen darin die edelste Aufgabe des Gelehrten, die Ergebnisse der Wissenschaft, die „freilich nicht so gering ist, daß sie sich in einen Fingerhut fassen und also davontragen ließe", einem weiteren Kreise von Gebildeten, ja den Massen mitzuteilen. Wie er selbst es nicht verschmähte, eine Zeitlang eine Zeitung zu redigieren, so hat er es auch gelegentlich nicht abgelehnt, in Zeitschriften und in Zeitungen über wissenschaftliche und Tagesfragen sich zu äußern. Und auf die in dem vorliegenden Band enthaltenen, bereits angeführten populär-wissenschaftlichen Auf[illegible] namentlich die späteren, sei darum besonders hingewie[illegible] fraglich, daß Mommsen seine glänzende und pl[illegible]ung nicht zum mindesten dieser Seite seines Wese[illegible]

Ob bei der Auswahl dessen, was [illegible] und Aufsätzen" Platz finden solle, nicht zu stre[illegible]rden sei und nicht noch manches, was den Fr[illegible] Verehrern Mommsens von bleibendem Wert scheint u[illegible] Reden

tung besitzt, hätte aufgenommen werden sollen, sei hier nicht näher berührt. Mit dem Dank für das Dargebotene möchte auch Ref. den Wunsch aussprechen, daß bei einer gewiß zu gewärtigenden Neuauflage auch der Umfang vergrößert werde.

Ein besonderer Schmuck des Buches sind die beiden beigegebenen Bildnisse, von denen das vor dem Titel sich befindende ein besonders ansprechendes aus dem Jahre 1896 nach einer Photographie von Brogi in Florenz ist, das vor den Vorträgen eingefügte nach einer im Jahre 1860 in Leipzig gemachten Aufnahme Mommsen im Beginn der 40er Jahre zeigt.

Einer besonderen Empfehlung bedürfen die „Reden und Aufsätze" Theodor Mommsens nicht. Man darf es wohl als selbstredende Pflicht jeder Lehrerbibliothek betrachten, sie zu besitzen. Die Lehrer an den Mittelschulen, nicht nur die Historiker und Philologen, sondern namentlich die Lehrer des Deutschen mögen die reiferen Schüler auf sie verweisen; sie finden aber darin auch mehr als ein Stück, das sie ihren Klassen vermitteln können und sollen.

Wien. Dr. S. Frankfurter.

Imendörffer Benno, Lehrbuch der Erdkunde für Mädchenlyzeen und verwandte Anstalten. Zweiter Teil. IV. bis VI. Klasse. Wien, Tempsky 1904.

Seinem Zwecke entsprechend, zerfällt das Lehrbuch in drei Teile. Der erste befaßt sich mit Großbritannien und Irland sowie mit Nord- und Osteuropa als den in der vierten Klasse zu erledigenden Gebieten von Europa. Der Verf. beschreibt diese Länder nach dem Schema: Lage, Aufbau und „Bewässerung", Klima, Einwohner und Staat in der Weise, daß der Charakter der Aufzählung und Systemisierung gegenüber dem der genetischen Verknüpfung stark in den Vordergrund tritt. Besondere Aufmerksamkeit wird der Lage geschenkt, die beispielsweise bei den europäischen Gebieten in Bezug auf die Erdkugel, auf Europa und zum Meere erörtert wird. Die Beschreibung der außereuropäischen Erdteile erfolgt in einem allgemeinen und in einem besonderen Teile. Der erstere kann als typisches Muster eines Inventars der betreffenden Länder gelten. Daß es im besonderen Teile nicht ohne Wiederholung des bereits im allgemeinen abgehandelten Stoffes abgeht, erklärt sich aus der Zersplitterung des Materials von selbst. So erfä[illegible] Beis[illegible]l herauszugreifen, die Schülerin schon [illegible] In[illegible] und Ostasiens; auf S. 49 kommt der [illegible] Thea[illegible]prechen, ohne im Grunde genommen [illegible]h, ob auf die Stufe, für die das [illegible] allgemeiner Teil überhaupt gehört. [illegible]er eine Aufzählung der Objekte, [illegible]hrbuche am Platze sind, er





glaubt vielmehr, daß das vom Verf. Gebotene sich aus der gemeinsamen Arbeit in der Schule von selbst ergeben müsse. Und für diese Arbeit der Individualität des Lehrers den weitesten Spielraum zu lassen, ist gewiß nur ein billiges Verlangen. Muß es zwar lobend anerkannt werden, daß sich der Verf. in seinem ganzen Buche bestrebte, dem Texte möglichst wenig Fragen einzustreuen, so hätte es sich doch empfohlen, dort, wo er sich zu Zugeständnissen gegenüber der modernen Strömung herbeiläßt, ein Prinzip zu wahren, damit nicht einmal der Schüler sich selbst die Objekte aus der Karte aufzusuchen genötigt wird, während ihm das Buch an anderer Stelle durchaus gleichwertiges Material bereits fertig übermittelt. Die zahlreichen selbständigen Erdkundestunden, über die unsere Mädchenlyzeen im Gegensatze zu den übrigen Mittelschulen bis zur obersten Klasse verfügen, hätten in mancher Hinsicht eine etwas kräftigere Kost vertragen, als sie ihnen das Lehrbuch zuteil werden läßt. Doch wollen wir nicht aus dem Auge verlieren, daß der Lehrplan dieser Anstalten auf Produktions- und Handelsmomente einen so starken Nachdruck legt, daß diesen in erster Linie seine Aufmerksamkeit zu widmen, der Verf. verpflichtet war.

Zum einzelnen übergehend, sei zunächst einer Inkonsequenz gedacht, die sich darin äußert, daß bei Angabe der äußersten Erstreckung der Britischen Inseln neben den Festlandspunkten auch die Insel Valentia genannt wird. Der nördlichste Punkt des Festlandes ist übrigens nicht Kap Duncansby, sondern Dunnet Head mit 58° 40'. Unverständlich ist, daß der südlichste Punkt von England auf einem Meridian mit Prag liegen soll (S. 1). Daß das Schottische Hochland „viel Waldbedeckung“ hat (S. 4), trifft nicht zu. Im Gegenteile sind die Wälder ziemlich verwüstet worden, so daß mit Ausnahme der breiten Täler an der Ostseite, die hochstämmigen Wald beherbergen, die inneren Landschaften nur als kahle und öde Gebiete bezeichnet werden können. Die Themse kommt nicht aus dem „Hügellande im SO. Englands“, sondern vom Südabhange der Cotswold Hills (S. 4). Bristol (S. 6) liegt nicht an der Mündung des Severn, sondern am Avon, und zwar 10 *km* von dessen Mündung in den Severnbusen entfernt. Die Besprechung des Klimas nach der „Bewässerung“ ist nicht zu billigen. Des Einflusses des Klimas auf die Pflanzenwelt war ausführlicher zu gedenken. Die Bemerkung auf S. 9 über den Wein genügt nicht. Der Hinweis auf die Tatsache, daß zwar die Besonnung zu gering ist, um die Traube zur Reife zu bringen, daß aber umgekehrt an der Südküste Englands und der Südwestseite Irlands der Winter so milde Temperaturen besitzt, daß Myrte und Lorbeer im Freien fortkommen, hätte doch gewiß auch zur Charakterisierung der ganz eigentümlichen klimatischen Zustände des Inselreiches beigetragen. Auch sollte der großen Niederschlagsmengen an der Luvseite gedacht sein, die 1500 *mm* übersteigen, wie denn überhaupt der Einfluß der meridional streichenden Gebirge auf das Klima unterschätzt

zu sein scheint. Der Trondhjemerfjord reicht nicht „ganz nahe an den Polarkreis" heran, wie es S. 13 heißt, sondern nur bis zum 64. Grad n. Br. Da Falun nicht am Dal Elf liegt, ist der Ausdruck „Dalelf mit dem großen Bergwerksorte Falun" mindestens undeutlich. Die russische Grenze reicht über den Ararat noch nach Süden hinaus. Was mit dem auf S. 16 (Anm.) in Klammer Bemerkten gemeint wird, ist nicht recht klar, da doch Kurgan schon in Russisch Asien liegt. Die Dimbowitza (S. 23) ist kein „kleines Zuflüßchen der Donau", sondern ein Nebenfluß des Arschis, der gegenüber von Turtukai in die Donau mündet. Auf S. 23 ist vom „Hause Hohenzollern, einem Seitenzweige des deutschen Kaiserhauses" die Rede. Auf S. 26 vermißt man die Angabe der Projektionsart, auf der die Linie vom Südende des Kaspisees bis zum Kap Deschnew eine Gerade ist. Das auf der folgenden Seite genannte „Mandschu-Küstengebirge" dürfte sich wohl unter diesem Namen auf keiner Karte finden. Überhaupt muß die Darstellung der Oberflächenformen Asiens als wenig gelungen bezeichnet werden, da die Gebirge dieses Erdteils ohne Rücksicht auf ihren Bau rein nur nach der Karte aufgezählt werden, wobei die Schülerinnen (S. 27) auch Gebirge kennen lernen, die „kein eigentliches Gebirge" sind. Das Windhyagebirge war beispielsweise als Teil des Schollenlandes von den Faltengebirgen vollständig zu trennen, ja es sollte überhaupt nicht einmal als Gebirge bezeichnet sein, da es sich doch nur in einer Anzahl von Hügeln über 700 *m* erhebt. Gleichzeitig sei bemerkt, daß die Auffassung der Pamir (S. 28) als Gebirgsknoten schon längst aufgegeben ist. Auf S. 31 wird der Banane, die ihre Heimat in Südasien hat, nicht gedacht. Der Tee ist doch nicht „teilweise" aus anderen Erdteilen hieher verpflanzt worden. Seine Heimat ist ja Assam. Der Esel stammt nicht aus Innerasien, sondern aus Afrika, die Ziege wahrscheinlich aus Vorderasien. Die Zahl der Christen (S. 32) in Asien ist zu gering angegeben. Beludschistan (S. 36) dürfte schon zu den Provinzen von Britisch-Indien zu zählen sein. In der Asiatischen Türkei sind nur etwa 7·5 Mill. Türken. Die Zahl der Mohammedaner im Kaiserreiche Britisch-Indien betrug im Jahre 1901 schon nahezu 62 Millionen. Auf S. 41 darf es nicht heißen: „sind fast 200 Mill. Inder", da die Zählung von 1901 bereits 221 Mill. ergab. Christen wurden damals rund 3 Mill. gezählt. Zucker wurde beispielsweise im Jahre 1902/3 (S. 42) in einer Menge von 11 Mill. *kg* aus Indien auch ausgeführt. In Französisch-Indochina war (S. 42) als fünfter Teil noch Ober- und Unter-Laos zu nennen. Zum mindesten sollte es Tongking mit Laos heißen. Die Zahl der Christen wird für Indochina mit 1 Mill. angegeben. Portugal besitzt in Vorderindien (S. 43) außer Goa auch Daman und Diu. Die Zahl der Europäer in den niederländischen Kolonien Asiens betrug i. J. 1900 76.000. Auf S. 48 könnte der Satz, daß der Löß „oft 2—3000 *m* hoch auf dem Felsen des Gebirges aufgelagert ist", leicht miß-

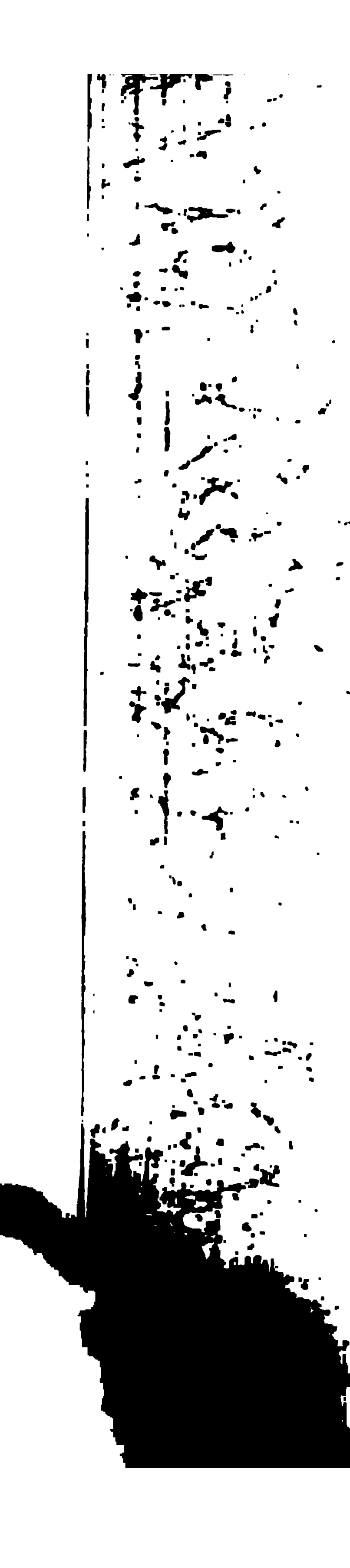


verstanden werden, da man in dieser Zahl die Mächtigkeit der Ablagerung erblicken könnte, die doch nur etwa 600 *m* im Maximum beträgt, während in der Tat Lößlagen sich noch in einem Niveau von 3000 *m* finden. Daß sich der Hoangho in großer Trichtermündung mit dem Meere vereinigt, stimmt nicht. Auf S. 54 sollte der Atrek nicht bei den Zuflüssen des Kaspisees „südlich vom Kaukasus" genannt, sondern als Nummer 4 ausgeschieden sein. Taschkent liegt nicht am Sir (S. 54). Die Sibirische Bahn führt nicht (S. 56) „ostwärts zum Amur", sondern im Tale der Silka bis Stretensk. Kap Prinz Wales hat eine geographische Länge von 168° w. L. v. Gr., nicht von 150°. Das Kap Race sollte, da es auf der Insel Neufundland liegt, aus demselben Grunde wie früher Valentia nicht als äußerster Punkt aufgefaßt worden sein. Zudem hat es nicht 52, sondern eher 53° w. L. Die Entfernung zwischen Valentia und Neufundland beträgt doch nicht „etwa 26 Erdgrade", sondern rund 40, wenn darunter das sonst vom Verf. hierunter Verstandene gemeint ist. Der Itatiayagipfel mißt nur 2700 *m* (S. 63). Worauf sich S. 66, Z. 16 v. o. das „hieher" bezieht, ist unklar; doch nicht auf Käfer und Schmetterlinge? Wenn es ferner auf S. 68 heißt, daß der Mackenzie im Oberlaufe Athabaska heißt, darf man nicht sagen, daß er „von dem Athabaskasee nur die Abflüsse aufnimmt". Da Europa (S. 69) 9·9 Mill. km^2, Britisch-Nordamerika aber 10·1 Mill. km^2 mißt, ist doch letzteres Gebiet an Fläche größer. Die Einwohnerzahl der Vereinigten Staaten belief sich im J. 1900 schon auf über 76 Mill. Dichteangaben wie $^1/_{10}$ oder $^5/_{100}$ sollten in einem Schulbuche vermieden werden (S. 80). Daß der Trichter des Amazonenstromes 480 *m* tief ist, klingt nicht sehr wahrscheinlich. Auf S. 91 ist unverständlicherweise die Delagoabai mit dem Golfe von Aden in Verbindung gebracht. Hier scheint überhaupt ein Fehler im Drucke vorzuliegen, da sich auch das dem *a)* entsprechende *b)* nicht findet. Hoher und Großer Atlas sind irrtümlich identifiziert. Das Mitumbagebirge bildet (S. 93) nicht die Wasserscheide zwischen Zambesi und Kongo. Im Gegenteile durchbricht dieser das Gebirge; er biegt nirgends nach SO. um (S. 95). Im übrigen ist es noch gar nicht entschieden, ob in der erwähnten Erhebung ein wirkliches Gebirge vorliegt. Der Tafelberg erreicht eine Höhe von rund 1100 *m*. Der Limpopo kommt nicht aus den Drachenbergen, sondern von dem Witwatersrande und den Magaliesbergen. Auffallenderweise werden die Isothermen erst auf S. 96 bei Afrika besprochen, obwohl schon weit früher eine genaue Kenntnis ihrer Bedeutung bei Erörterung des Klimas überhaupt nötig gewesen wäre. Auf S. 66 und 98 finden sich verschiedene Zahlen für die Bevölkerung Amerikas; ebenso auf S. 31 und 98 bezüglich Asiens. Die Einwohnerzahlen der Afrikanischen Kolonien konnten ohne Schaden wegbleiben, da sie ja zumeist nur auf Schätzungen beruhen, wie denn auch sonst eine Einschränkung des Zahlenmateriales am Platze gewesen wäre.

Auf S. 106 ist von einem „Umfang“ Marokkos die Rede, der etwas größer sein soll, als der unserer Monarchie. Gemeint ist wahrscheinlich der Flächeninhalt. Doch beläuft sich dieser heute nur mehr auf 456.000 *km*², ist also kleiner als der der Österr.-Ungar. Monarchie. Der Spiegel des Eyre-Sees (S. 108) liegt 12 *m* unter dem Meeresniveau. Zum Schlusse sei bemerkt, daß auf die Gletscher des Kilima Ndjaro und Kenia vergessen wurde, da es sonst (S. 98) nicht lauten könnte, daß es „in Afrika eine eigentliche Schneegrenze infolge der hohen Jahrestemperaturen nicht gibt“ und „nur in der kälteren Jahreszeit die Hochgipfel Schneebedeckung zeigen“.

Dr. Fr. Heiderich, Österreichische Schulgeographie. 3. Teil: Vaterlandskunde. Für die IV. Klasse der Mittelschulen, Wien, E. Hölzel 1904.

Dieses Lehrbuch erfuhr erst vor kurzem (vgl. S. 288 ff. dieses Jahrganges) durch Hrn. Direktor G. Juritsch eine eingehende Besprechung. Der Unterzeichnete vermag die günstige Meinung des Ref. nicht in allen Punkten zu teilen. Es muß ohneweiters zugegeben werden, daß Heiderich den Gegenstand in überaus fesselnder Weise behandelt. Es ist ebenso unanfechtbar, daß sich der mit Wärme und Liebe zur Sache geschriebene Text durch eine streng durchgeführte genetische Behandlungsweise des Stoffes in besonderem Maße auszeichnet. Auch die stattliche Reihe von Bildern ist typisch und schön. Kurz, man wird das Buch mit Genuß lesen, aber dabei sich m. E. doch des Eindruckes nicht erwehren können, daß sowohl hinsichtlich des Umfanges, als auch des Inhaltes manchesmal weit über jenes Ziel hinausgegangen wurde, das unserem Fache in der IV. Klasse der Mittelschule gesteckt ist. Die in der Vorrede gemachte Bemerkung, daß „auf den eigentlichen Lehrtext kaum 100 Seiten entfallen“ und „überdies ein großer Teil des in Petitdruck Gebrachten als bloßer Lesestoff gedacht“ ist, vermag unsere Bedenken nicht zu zerstreuen. Wir vermögen uns eben einen „bloßen Lesestoff“ im Geographieunterrichte nicht vorzustellen. Anderseits ist das als „eigentlicher Lehrtext“ Gedachte noch immer zu umfangreich, als daß eine wirkliche Durchdringung und damit auch Bewältigung des gesamten Lehrpensums stattfinden könnte. Das Lehrbuch soll doch das zusammenfassen, was die Schule erarbeitet hat. Es darf daher nie über das hinausgreifen, was diese auch ehrlich zu erarbeiten imstande ist. Gar manche Seite des Buches, die dem Sachkundigen außerordentlich klar und durchaus gelungen erscheint, setzt nicht nur eine Fülle von Einzelarbeit, sondern auch ein gewisses Maß geographischer Denkfähigkeit voraus. Die Durchführung der ersteren, als einer unumgänglichen Vorbedingung zu Gewinnung des im Buche enthaltenen Ergebnisses, erforder





mehr Zeit, als die einfache Druckseite erwarten läßt. Daß an Denkfähigkeit im Sinne des genetischen Betriebes unseres Faches bei Quartanern gewiß kein Überfluß herrscht, dürfte auf keinen Widerspruch stoßen. Der Unterzeichnete ist daher der Ansicht, daß vieles von dem Gebotenen seinen Platz eher in einem Lehrbuche für die oberste Klasse unserer Mittelschulen finden würde und glaubt, daß selbst in diesem Falle der schon einmal begründete Zeitmangel noch manche Beschränkung aufzuerlegen das Recht hätte.

Wien. J. Müllner.

Eduard Otto, Pflanzer- und Jägerleben auf Sumatra. Berlin, Wilh. Süssedrott 1903.

Das vorliegende Büchlein besteht, dem Titel entsprechend, aus zwei Teilen. Im ersten führt uns der Verf. auf einer 40tägigen, anregend geschilderten Seereise an die Nordostküste Sumatras, schildert eingehend das Leben und Treiben der Eingebornen und Eingewanderten daselbst, die Häuser der Eingebornen und der Europäer. Dann wird uns die Anlage einer Tabakpflanzung eingehend beschrieben, ihr Betrieb in allen Einzelheiten vorgeführt, von der Saat bis zur Ernte, das alles durch treffliche Bilder erläutert. Besonders fesselnd und anziehend ist der Abschnitt über das „Leben der freien Malayen“, der eine Fülle von Einzelheiten aus dem Leben dieses Volkes bietet. Die verschiedenen Vorrichtungen zum Fangen der wilden Tiere, die ebenfalls durch Bilder erläutert werden, leiten uns zum zweiten Abschnitte hinüber. Der Freund des edlen Waidwerks hätte seine helle Freude an den Jagdschilderungen auf die verschiedenen Arten der Nashornvögel, Säue, Krokodile, das Nashorn, Bären, Orang-Utan, Riesenschlangen, Elefanten usw. Uns fesselt am meisten die herrliche Schilderung des Urwaldes und seiner Bewohner. Der Verf. ist eben nicht nur ein begeisterter Jäger, sondern auch ein äußerst aufmerksamer Beobachter des gesamten Tierlebens. Das Buch bietet also nicht nur dem Geographen, sondern auch dem Naturhistoriker eine reiche Fülle derartiger Beobachtungen, die uns mit den Gesamtverhältnissen der Nordostküste Sumatras und ihres Hinterlandes vertraut machen. Es sei also wärmstens empfohlen, namentlich auch zur Anschaffung für unsere Schülerbibliotheken.

Marburg a. d. D. Julius Miklau.

Ernesto Cesáro, Elementares Lehrbuch der algebraischen Analysis und der Infinitesimalrechnung. Nach einem Manuskripte des Verf.s deutsch herausgegeben von Dr. G. Kowalewski. Leipzig, B. G. Teubner 1904.

Mit der Herausgabe dieses Buches beabsichtigt der als Professor an der Universität in Neapel hochangesehene Verf. seine Schüler auf kurzem, aber sicherem Wege in die Lehre der algebraischen Analysis und der Infinitesimalrechnung einzuführen und mit dem wesentlichen Inhalte dieser zwei Hauptgebiete mathematischer Forschung vertraut zu machen. Zu diesem Zwecke wird alles Unnötige und Nebensächliche gemieden, der erklärende Ausdruck in knapper, streng sachlicher, das Verständnis jedoch durchaus nicht beeinträchtigender Form gegeben und überall an geeigneter Stelle auf irrtümliche Auffassungen älterer Zeiten, die vielfach noch in Büchern der allerletzten Jahre sich mitschleppen, aufmerksam gemacht. Den Schluß jedes Abschnittes bilden zahlreiche Beispiele und Übungsaufgaben, die das Buch zum Gebrauche an mathematischen Proseminarien der Universitäten und für angehende Techniker ganz besonders geeignet erscheinen lassen. Hiedurch allein schon ist dasselbe vor Lehrbüchern dersselben Art ausgezeichnet, abgesehen davon, daß es im Gegensatze zu manchem dieser die allerneuesten Forschungen verwertet. Der Dank, den der Verf. im Vorworte dem Übersetzer für dessen Mühewaltung spendet, ist ein wohlverdienter, denn es ist wahrlich keine Kleinigkeit, eine Übersetzung von fast 900 Druckseiten großen Formats von solcher Art herzustellen, daß ohne vorherige Verständigung man beim Durchlesen gar nicht wüßte, daß man es mit einer solchen zu tun hat. Und so wird denn sicherlich der Wunsch des Verf.s, es mögen seine und des Übersetzers Bemühungen der deutschen Jugend, der dieses Buch gewidmet ist, von segensreichem Nutzen werden, seine Erfüllung finden. Die Verlagsbuchhandlung aber hat sich durch die Übernahme und herrlich schöne Ausgestaltung dieses bedeutsamen Werkes nicht hoch genug zu schätzende Verdienste um die Förderung des mathematischen Studiums erworben.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Analytische Geometrie ebener Kurven in Büschel-Koordinaten. Von Josef Ondracek, wirklicher Lehrer an der k. k. Staats-Gewerbeschule in Wien, X. Bez. I. Heft: Ebene Kurven in Normalen-Koordinaten erster Art. 17 Figuren im Text. 32 SS. 8°. Wien, Kommissionsverlag von Karl Gerolds Sohn. Preis geh. 1 K 20 h.

Die Bestimmung eines Kurvenpunktes durch die begrenzte Tangente, deren Neigungswinkel und den Abstand ihres Schnittpunktes mit der Abszissenachse vom Ursprunge, welche sich bei Aoust, „Analyse Infinitésimale des Courbes Planes“ (Paris, Gau-



thier-Villars 1873) findet, wird verallgemeinert, indem der Verf. als Grundlinie des Koordinatensystems selbst wieder eine Kurve wählt. Auf diese Art entstehen mannigfache Koordinatensysteme, die zur Untersuchung der ebenen Kurven auf Krümmung, Spitzen und Wendepunkte, auf Evoluten und Trajektorien usw. angewendet werden. Für die sehr lesenswerte Abhandlung ist nur eine größere Strenge in der Behandlung des Unendlichen zu wünschen.

Wien. Suppantschitsch.

Vorlesungen über die Prinzipe der Mechanik. Von L. Boltzmann, Prof. der theoretischen Physik an der Universität Wien. II. Teil, enthaltend: Die Wirkungsprinzipe, die Lagrangeschen Gleichungen und deren Anwendungen. Mit 10 Figuren. Leipzig, Johann Ambrosius Barth 1904. Preis geb. 10 Mk.

Der berühmte Verf. behandelt im zweiten Teile seiner „Vorlesungen über die Prinzipe der Mechanik“ die Lagrangeschen Gleichungen, die in zwei verschiedenen Formen dargestellt werden, das Problem der allgemeinsten Drehung eines starren Körpers, wobei zunächst die Koordinaten zur Bestimmung der Lage eines starren, um einen festen Punkt drehbaren Körpers, dann die Kräfte bei einer Drehung eines starren Körpers um einen festen Punkt generalisiert werden, sodann auf die Eulerschen Gleichungen eingegangen wird. Weiters werden die verschiedenen Formen des Wirkungsprinzipes auseinandergesetzt, deren Beziehungen zur Gastheorie, Wärmetheorie und Elektrizitätslehre zur eingehenden Besprechung gelangen. Bei dieser Gelegenheit mußten die von Maxwell, Helmholtz und Hertz aufgestellten Theoreme über zyklische Systeme erörtert werden.

Weiters geht der Verf. auf die Hamilton-Jakobischen partiellen Differentialgleichungen des Näheren ein; er erörtert zunächst das Prinzip der variierenden Wirkung, stellt dann die beiden Hamiltonschen partiellen Differentialgleichungen auf und macht von denselben einige wesentliche Anwendungen. So wird unter anderem die Theorie der Wurfbewegung aus der Hamiltonschen partiellen Differentialgleichung gefolgert, hauptsächlich zu dem Zwecke, um die Methode von Hamilton zu illustrieren. Nach Einführung der elliptischen Koordinaten und nach deren Deutung im geometrischen Sinne und Darlegung einiger spezieller Fälle (Rektifikation der Krümmungslinien des Ellipsoides, Komplanation des Ellipsoides) entwickelt der Verf. die spezielle Form, welche der partiellen Differentialgleichung von Hamilton im Falle der Bewegung eines einzigen vollkommen freien Massenpunktes zukommt, wenn dessen Position im Raume durch drei elliptische Koordinaten dargestellt wird. Dann wird die Bewegung eines materiellen Punktes betrachtet, der gezwungen ist, auf der Oberfläche eines dreiachsigen

Ellipsoides zu verbleiben. Von Interesse ist auch die nachfolgende Studie über die Bewegung eines materiellen Punktes, der von zwei fixen Zentren nach dem Gravitationsgesetze von Newton angezogen wird.

Im nächsten Abschnitte wird die Methode der Variation der Konstanten betrachtet. Es wird dargetan, daß diese Methode mit der Methode der Variationsrechnung der reinen Mathematik praktisch sehr verwandt ist. Die Methode der Variation der Konstanten wird folgendermaßen definiert: Wenn die Berechnung der Bewegung eines mechanischen Systems, in dem Kräfte tätig sind, die eine gewisse Kraftfunktion V haben, vollzogen ist und die Lösung die erforderliche Zahl von Integrationskonstanten enthält, so soll daraus dadurch, daß man statt dieser Integrationskonstanten Funktionen der Zeit substituiert, die Lösung einer anderen Aufgabe abgeleitet werden, wobei dasselbe mechanische System sich unter dem Einflusse von Kräften bewegt, welche eine etwas von V verschiedene Kraftfunktion $V + \Omega$ besitzen. Zur Lösung dieses Problems wird zunächst die Methode von Lagrange verwendet, dann wird statt dieser mehr indirekten Methode eine direkte Methode der Variation der Konstanten besprochen. Die so erhaltenen allgemeinen Gleichungen vereinfachen sich wesentlich, wenn man nach dem Vorgange von Jakobi solche Integrationskonstanten einführt, wie sie bei der Integration der Differentialgeichungen des ungestörten Problemes nach der Methode von Hamilton erhalten werden. Es wird dann weiters die Integration des Störungsproblems durch eine der Hamiltonschen analoge partielle Differentialgleichung vorgenommen und ferner als typisches Beispiel das Grundprinzip der astronomischen Störungstheorie entwickelt.

Im siebenten Abschnitte entwickelt der Verf. die Gleichungen für die relative Bewegung. Dieses Problem wird in einige einfachere Aufgaben geteilt und diese durch zweckentsprechende Anwendungen illustriert. Als eines der wichtigsten Beispiele der Relativbewegung betrachtet der Verf. die Grundgleichungen für die Bewegung eines schweren Körpers relativ gegen die rotierende Erde; daran schließen sich die theoretischen Erörterungen über den Schuß nach Süden, die Fallversuche von Benzenberg, der Pendelversuch von Faucault, dann wird die Bewegung auf einer Niveaufläche der scheinbaren Schwere in Betracht gezogen und auf die allgemeinsten Gleichungen für die Relativbewegungen eingegangen.

Von großem Interesse sind die Schlußbetrachtungen, in denen auf die Schwierigkeiten verwiesen wird, denen die Formulierung des Trägheitsgesetzes begegnet, wenn man keinen absoluten, transzendenten Raum einführen will. Es wird auseinandergesetzt, daß diese Schwierigkeiten die elektromagnetische Theorie der Materie vermeidet, „indem sie annimmt, daß die Maxwellschen Gleichungen für das Verhalten des Lichtäthers und die Bewegung der Elektronen in demselben das Primäre sind, aus dem für letztere das



Trägheitsgesetz für die Bewegung relativ gegen den Lichtäther und die übrigen Gesetze der Mechanik folgen. Für die Teilchen des Lichtäthers aber gilt das Trägheitsgesetz nicht; die Maxwellschen Gleichungen mußten so gefaßt werden, daß sie bloß die Wechselwirkung nebeneinanderliegender Volumelemente bestimmen, zu ihrer Fassung also kein absoluter Raum erforderlich ist".

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Einleitung in die theoretische Elektrizitätslehre. Von Dr. Ignaz Wallentin, k. k. Regierungsrat und Landesschul-Inspektor in Wien. Mit 81 in den Text gedruckten Figuren. X u. 444 SS. gr. 8°. [B. G. Teubners Sammlung von Lehrbüchern auf dem Gebiete der mathematischen Wissenschaften mit Einschluß ihrer Anwendungen. Bd. XV.] Leipzig, B. G. Teubner 1904. Preis geb. 12 Mk.

Die B. G. Teubnersche Verlagsbuchhandlung hat mit der von ihr veranstalteten Sammlung von Lehrbüchern auf dem Gebiete der mathematischen Wissenschaften mit Einschluß ihrer Anwendungen ein Unternehmen ins Leben gerufen, das umso anerkennenswerter ist, als sich immer mehr und mehr das Bedürfnis nach zusammenfassenden Darstellungen herausstellen muß, welche es dem Einzelnen ermöglichen sollen, das ausgedehnte Gebiet einer Disziplin leichter übersehen zu können.

Auch das vorliegende Buch, das sich den schon veröffentlichten Bänden würdig anreiht, hat in erster Linie propädeutischen Charakter und soll denjenigen, der sich der theoretischen Physik zuwendet, in eines der schwierigsten und — man kann wohl sagen — in das gegenwärtig wichtigste Kapitel einführen. Wenn der Verf. bei Bearbeitung des Buches die von ihm vor mehr als fünfundzwanzig Jahren am Brünner Polytechnikum gehaltenen Vorlesungen zugrunde gelegt hat, so sind doch in demselben alle weiteren Forschungen bis in die neueste Zeit berücksichtigt worden. Naturgemäß mußte in erster Linie aus dem geradezu riesig angewachsenen Stoffe die nötige Auswahl getroffen werden, umsomehr, als eine recht gründliche Behandlung der einzelnen Kapitel das Buch auch für den Selbstunterricht geeignet machen sollte.

Der Verf. entwickelt die Grundlagen der Theorie in sechs aufeinander folgenden Abchnitten, indem er zuerst die Erscheinungen der Elektrostatik, dann den Magnetismus, die elektrischen Ströme, den Elektromagnetismus, die Induktion und abschließend das elektrostatische und elektromagnetische Maßsystem betrachtet. Selbstverständlich konnte der höhere Kalkül nicht umgangen werden, der Verf. hat es aber im Interesse des Buches verstanden, besonderen Schwierigkeiten in der Rechnung aus dem Wege zu gehen.

Finden schon in der Einleitung in die Elektrostatik alle grundlegenden Arbeiten von Coulomb, Laplace, Poisson,

Green bis auf Faraday und Maxwell die gebührende Berücksichtigung, so muß das in gleicher Weise von den übrigen Kapiteln gesagt werden. In der Entwicklung der elektrischen Ströme sind die Theorie der galvanischen Elemente von Nernst, im Elektromagnetismus die weitverzweigten Originalarbeiten von Biot Savart, Ampère u. a. vorgetragen, in der Theorie der Induktion die allgemeinen Gleichungen aufgestellt, die Theorie der Energieströmung nach Poynting aufgenommen und die Grundlagen der elektromagnetischen Lichttheorie angedeutet. Der Verf. hat es verstanden, überall in recht glücklicher Weise auch die Gegensätze der neueren Theorie gegen die früheren Anschauungen hervorzuheben.

Wenn es auch bei der Fülle des Stoffes, die nach den vorangehenden Andeutungen das Buch enthält, nicht möglich war, speziell noch auf Anwendungen der Theorie in der Praxis, also auf eigentlich elektrotechnische Probleme einzugehen, und ebenso die elektrischen und magnetischen Meßinstrumente nicht in Einzelnheiten besprochen werden konnten, so wurde doch die Grundlage der Theorie auch durch Beispiele erläutert und auf diese Art das Buch sehr anregend gemacht. In zahlreichen Fußnoten findet der aufmerksame Leser die Quellen angegeben, wodurch es ihm möglich ist, auf die Originalabhandlungen zurück zu gehen.

Wir können das Buch — eine ebenso fleißige, wie ihrem Zwecke entsprechende Arbeit — nur auf das wärmste empfehlen. Bei der großen Klarheit, mit welcher ein an und für sich schwieriger Stoff vorgetragen wird und durch die vielen Anregungen, die es dem Leser bietet, wird es sicher geeignet sein, im Gegensatze zu anderen ähnlichen Werken, die durch Schwierigkeiten abschrecken, dem Studium der theoretischen Physik — wie es der Verf. wünscht — neue Jünger zuführen.

Auch die Ausstattung des Buches ist, wie bei allen Werken des Teubnerschen Verlages, durchwegs sehr hübsch.

Wien. Dr. Georg Wagner.

Leitfaden der Naturgeschichte. Von Dr. B. Plüß. 8., verb. Aufl. Mit 274 Bildern. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung 1904. Preis geb. 2 Mk. 90 Pf.

Das Buch hat der Verf. zunächst für seine eigenen Schüler geschrieben, denen es zur Repetition dessen dienen soll, was sie unter Anleitung des Lehrers gelernt haben. Es enthält das Wichtigste aus dem Gebiete der Zoologie, Botanik und Mineralogie. Der Beschreibung einzelner Tiere folgt die Systematik, dann die Tiergeographie und zuletzt die Anatomie und Physiologie. Ähnlich ist die Botanik und Mineralogie eingeteilt.



Die Beschreibungen der einzelnen Tiere, Pflanzen und Mineralien sind sehr kurz gehalten und bestehen häufig nur aus Schlagwörtern. Eingestreute Fragewörter sollen den Schüler an das belehrende Wort des Lehrers erinnern. Unverständlich ist es dem Ref., warum in einem Wiederholungsbuche die Größenverhältnisse der Tiere in Zentimetern angegeben sind. Gleich auf der ersten Seite heißt es: „Die Hauskatze ist ein mit weichen Haaren bedeckter Vierfüßer. Der Körper ist ca. 45 + 30 *cm* lang, 30 *cm* hoch.“ Ebensowenig ist es notwendig, daß die Schüler bei allen Säugetieren die Gebißformeln lernen. Nachdem der naturgeschichtliche Unterricht sein Hauptaugenmerk auf den Zusammenhang zwischen Bau und Lebensweise zu richten hat, müssen alle nebensächlichen Dinge, zu denen Ref. in erster Linie überflüssige Zahlenangaben rechnet, entfallen, damit nicht die Ansicht platzgreife, es handle sich in der Naturgeschichte nur um ein gedankenloses Memorieren. — Daß *Taenia solium* kaum *1 cm* hoch wird, ist wohl ein Druckfehler. Wenn es ferner S. 119 beim Skelette des Menschen heißt: „1 Oberkiefer, 1 Unterkiefer mit 32 Zähnen“, so ist die Ausdrucksweise nicht ganz glücklich.

Wien. H. Vieltorf

Die Aufgaben des naturkundlichen Unterrichtes vom Standpunkte Herbarts. Von Dr. A. Günthart, Oberlehrer in Barmen. Sammlung naturwissenschaftlich-pädagogischer Abhandlungen, herausgegeben von O. Schmeil u. W. B. Schmidt. Berlin u. Leipzig, Teubner 1904. VI u. 67 SS.

In der Einleitung wird das Wesen des Herbartschen Empirismus untersucht, um nachher die Aufgaben darlegen und prüfen zu können, die Herbart dem modernen naturkundlichen Unterrichte als Konsequenz dieses Empirismus stellen würde.

Die Aufgabe eines jeden, also auch des naturkundlichen Unterrichtes ist nach H. eine doppelte, eine allgemeine und eine besondere. Die allgemeine Aufgabe ist Erziehung zur Tugend oder zur Charakterstärke der Sittlichkeit, die besondere Aufgabe ist die berufliche Vorbildung. Dementsprechend gliedert sich die Abhandlung in zwei Hauptteile: I. Die allgemeinen, II. Die besonderen Aufgaben des naturkundlichen Unterrichtes.

Der Verf. weist im Vorworte darauf hin, daß an seiner Abhandlung zwei Dinge zu unterscheiden sind: 1. das philosophische Kleid, 2. ihr naturwissenschaftlich-methodischer Inhalt. Das erstere wird nicht jedem Leser gefallen, weil nicht jeder eine Ableitung der naturkundlichen Methoden aus Herbarts Lehren für ersprießlich halten wird. Dagegen verdienen die naturwissenschaftlich-methodischen Erörterungen, die den eigentlichen Inhalt der Schrift

bilden, volle Beachtung und die Bemerkungen des Verf.s über die Verwendung der Demonstrationsmittel und die Exkursionen (S. 9 f.), über das selbständige Experimentieren der Schüler (S. 28), über Prüfen (S. 31), über Konzentration (S. 35), über das Zeichnen (S. 11, 39, 43 ff.), über die Vergleichung (S. 48), über Zweckzusammenhänge (S. 50), über ästhetisches Interesse (S. 54) werden allgemeine Zustimmung finden.

Im Schlußabschnitte erklärt der Verf., daß der naturkundliche Unterricht in der ihm zur Verfügung stehenden Zeit weder seine allgemeinen, noch seine besonderen Aufgaben erfüllen kann und wünscht, daß die Zeit kommen möge, wo man dem naturkundlichen Unterrichte jene Bedeutung zuerkennen wird, die Alex. v. Humboldt schon vor einem Jahrhundert erkannt hat. Die Erfüllung dieses Wunsches erhofft Ref. nicht bloß für des Verf.s, sondern auch für sein eigenes Vaterland.

Wien. Franz Lukas.

Elementarer Lehrgang für den „Modernen Zeichenunterricht“. Von K. Huberich. Stuttgart, Verlag von Wilh. Effenberger 1904.

Der Verf. bietet in dem vorliegenden Werkchen einen Lehrgang des modernen Zeichenunterrichts in zwei Kursen, bezw. für zwei Schuljahre an Schulen für allgemeine Bildung (für 11- bis 12jährige Schüler). Er hat so ziemlich alle Neuerungen, welche in letzterer Zeit im Zeichenunterrichte aufgetaucht sind, aufgenommen: eine Fülle von Forderungen, technischer Mannigfaltigkeit und ein vielseitiges Stoffgebiet.

Als Zweck des Zeichnens wird der Grundsatz aufgestellt:

„Durch den Zeichenunterricht sollen die Schüler befähigt werden, die Natur und geeignete Gegenstände ihrer Umgebung nach Form und Farbe zu beobachten und das Beobachtete einfach und klar darzustellen; eingeschlossen in diese Forderung ist die Entwicklung eines lebendigen Gefühls für Schönheit in Natur und Kunst.“

Diese Aufgaben des Unterrichts werden in der Einleitung in ausführlicher Weise erörtert und dann die Behandlung des Unterrichtes selbst in Betracht gezogen. Der Stoff wird in Hauptaufgaben, Skizzierübungen, Gedächtnisübungen, Freihandübungen, Pinsel- und Farbübungen und Ornamentübungen zergliedert. Die letzteren werden in quadrierten Heften mit dem Pinsel in der Art Cookes gepflogen.

Auf 17 Tafeln in Lichtdruck findet sich der Lehrstoff bildlich, zum Teil in schön ausgeführten Schülerzeichnungen dargestellt, so daß denselben auch Nichtzeichner, sofern sie einigermaßen mit dem Zeichnen vertraut sind, mit Nutzen für sich und ihre Schüler

verwenden können. Die Motive sind durchweg gut und mit Geschmack gewählt und dürfte das Stoffgebiet in seiner bunten Abwechslung den Schülern gewiß vielfache Anregung bieten.

Nur gehört dasselbe nicht in die Mittelschule, sondern in die zwei oberen Klassen der Volksschule (2. und 3. Schuljahr). Mit 10—11 Jahren hat bereits der ernste, exakte Zeichenunterricht einzusetzen und konsequent auf das Räumliche, also die Darstellung des freien Naturobjektes hinzusteuern, u. zw. mit den einfachsten zeichnerischen Mitteln. Erst Form, dann Farbe.

Das unterhaltende Vielerlei, das dilettantische Bildchenzeichnen aus dem Gedächtnis bieten den Schülern in diesem Alter keine Befriedigung mehr. Sie sollen nicht in der Zeichenstunde erfahren, was sie Alles nicht können, sondern „Zeichnen lernen“!

Wien. J. Langl.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Der Einfluß des bayrisch-österreichischen Dialektes auf das Gabelsbergersche System.

In einer Rezension, die ich im Oktoberhefte dieser Zeitschrift im vergangenen Jahre veröffentlichte, wies ich darauf hin, daß der bayrisch-österreichische Dialekt einen ganz bedeutenden Einfluß auf die Schreibweisen Gabelsbergers ausgeübt hat. Dieser Einfluß ist bisher nicht näher nachgewiesen worden. Ich wandte mich auch an Professor Fuchs, den Herausgeber der Zeitschrift „Korrespondenzblatt. Amtliche Zeitschrift des Königlichen Stenographischen Instituts zu Dresden", mit der Bitte, mir mitzuteilen, ob eine ähnliche Arbeit bereits erschienen sei. Herr Prof. Fuchs schrieb mir im Oktober vorigen Jahres: „Meines Wissens besteht noch keine Darlegung derart, wie Sie eine zu veröffentlichen beabsichtigen. Ich habe im Unterrichte, namentlich in Süddeutschland, wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß manche Sigel auf süddeutsche Dialekte zurückgehen, z. B. „solcher" und „welcher", auch „zusammen". In unserer Gegend, wo diese Formen sämtlich nicht vorkommen und unverständlich sind, kann ich natürlich mit diesen Erläuterungen nichts anfangen. Aber im allgemeinen ist eine Behandlung dieses Themas recht erwünscht und lehrreich".

Ich hoffe daher, daß eine nähere Darlegung dieses Themas besonders in Österreich, wo der bayrisch-österreichische Dialekt noch vielfach gesprochen wird, nicht uninteressant sein dürfte.

In Gabelsbergers Hauptwerk: „Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst oder Stenographie", München 1834 (Neuausgabe der Hecknerschen Druckerei, Wolfenbüttel 1900) finden sich mehrere Stellen, die klar und deutlich beweisen, daß Gabelsberger bei der Ausarbeitung seines Systems den Dialekt, wie er in Bayern und Österreich gesprochen wird, im Auge behielt. Gabelsberger hatte als höchste Leistung der Geschwindschreibkunst bezeichnet die „sprachliche Darstellung der Gedanken

ebenso schnell in sichtbaren Zeichen zu bewirken, als sie durch Hilfe der Sprachorgane in hörbaren Zeichen vor sich geht" (a. a. O., I. Teil, S. 15). Kurz gesprochen könnte man sagen: Stenographie ist Photographie der Sprache. Um dieses Ziel zu erreichen, sei nötig „die Zurückführung der Schrift auf die möglichst geringe Zahl von Federzügen durch Übertragung jener Abkürzungen und Vereinfachungen auf die Schrift, welche sich schon an dem hörbaren Sprachausdruck vornehmen lassen" (a. a. O., I. Teil, S. 16).

Diese Abkürzungen am hörbaren Sprachausdrucke fand aber Gabelsberger ganz besonders im Dialekte, wenn er sie auch bei der Schriftsprache im Auge hatte und daher auch beispielsweise „selb'r" und „Silb'r" der Aussprache entsprechend schrieb.

Nicht die Worte: „Schreibe, wie du hörst" (a. a. O., II. Teil, S. 73) bilden die Hauptquelle für den Einfluß des bayrisch-österr. Dialektes auf des Meisters System, sondern die Bemerkung auf S. 156 (a. a. O. II. Teil): „Die hiebei (bei Vorsilben und Partikeln) angewendete Vereinfachung beruht auf einer Nachahmung der Sprachkürzung, wie sie in den gemeinen Volksmundarten zur Anwendung gebracht wird, sowie überhaupt diese Sprachkürzung dem Redezeichner immerdar die natürlichsten und ergiebigsten Mittel für die Schreibkürzung an die Hand gibt und die er umsoweniger außer acht lassen soll, weil gewohnte Abkürzungen aus der täglichen Umgangssprache dem Gehör und dem Begriffe weit näher liegen als erkünstelte Abbreviaturen, die erst dem Gedächtnisse eingeprägt werden sollen".

Nicht uninteressant ist auch die Stelle auf S. 53 (a. a. O. II. Teil), wo er über den Buchstaben „n" spricht. „Wir haben vorhin schon gesagt, daß „e" und „n" in naher Verwandtschaft stehen; sie wechseln in ihrer Funktion nach Dialekten. — Der Altbayer z. B. verschluckt das „e" und behält das „n" als Flexionslaut; z. B. der Gart'n, die Alt'n, g'stoß'n, z(u)'mach'n, selbst im höheren Stile bedient man sich solcher Elision, z. B. weih'n, geh'n, schau'n." Diese Worte Gabelsbergers setzen es ganz außer Zweifel, daß er bei der Ausarbeitung seines Systems dem Dialekte einen nicht unbedeutenden Einfluß auf sein System einräumte.

Im folgenden wollen wir spezielle Fälle anführen, in denen sich dieser Einfluß des Dialektes besonders geltend macht. Wir werden hiebei besonders berücksichtigen *A.* Pronomina, *B.* Vorsilben und Nachsilben, *C.* Verbindung des Artikels mit der Präposition.

A. Pronomina.

Obwohl ich selbst den bayrisch-österreichischen Dialekt kenne und ihn auch früher des öfteren gesprochen habe, unterließ ich es nicht, die Bücher von Schmeller, besonders „Schmeller, Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt. München 1821" zurate zu ziehen. Im Dialekte wird statt des pronomen personale „ich" bloß „i" und statt „sie" „se" gesprochen. Demgemäß drückt Gabelsberger „ich" durch bloßes „i" und „sie" durch „se" aus.

Bei dem pronomen possesivum „meine, deine, seine“ kann man beim Unterrichte auf die hiefür im Dialekte gebrauchte Ausdrucksweise „mei, dei, sei“, z. B. „mei', dei', sei' Schwester“ hinweisen, obwohl Gabelsberger in seinem Hauptwerke (1834, II. Teil, a. a. O. S. 275) diese Worte noch ausschreibt; für „unser“ verweist Gabelsberger selbst (a. a. O. S. 275) auf die alte Abbreviatur „ũser“ (vgl. zu den angeführten Beispielen auch Schmeller a. a. O. S. 186 und S. 188).

Hinsichtlich des pronomen demonstrativum „derselbe, dieselbe, dasselbe“ weist Gabelsberger selbst auf die „kürzenden Mundarten“ hin, in dem er an a. a. O. S. 275 bemerkt: „Der Stamm von selbst ist „selb“, daher „selber“, „selbander“; aber auch hiebei ist das „b“ nur ein Suffixum, welches in der Ableitung füglich weggeworfen werden kann. Wir schreiben daher in Übereinstimmung mit kürzenden Mundarten statt „derselbe“ nur „dersele, diesele, dassele“, gleichwie wir auf den nämlichen Grund hin statt „welcher“ nur „weler, wele, weles“ schreiben“. Im Dialekte spricht man „weler“ statt „welcher“ und „söler“ statt „solcher“ (vgl. Schmeller a. a. O. S. 216 f.); dem entsprechen auch die jetzigen stenographischen Schreibweisen.

Bei „derselbe“ schrieb Gabelsberger (1834) noch das „s“ (a. a. O. S. 276), das aber jetzt ebenfalls fortgelassen wird. Auch bei den pronominibus indefinitis nahm Gabelsberger auf den Dialekt Rücksicht; er schreibt „ewas“ und „ewa“ statt „etwas“ und „etwa“, läßt bei „jemand“ und „niemand“ das „n“ aus (II. Teil, a. a. O. S. 276 und Schmeller a. a. O. S. 210 und 304).

B. Vorsilben und Nachsilben.

Wir haben bereits oben auf die äußerst wichtigen Bemerkungen hingewiesen, die Gabelsberger bei den Vorsilben und Partikeln hinsichtlich des Dialektes macht. Nicht minder interessant ist auch eine Stelle im II. Teil, S. 25, wo Gabelsberger hinsichtlich der Vorsilbe „ab“ bemerkt, daß man das „b“ als unwesentlich ein für allemal wegschneiden könne, wie „solches auch beim Schnellsprechen im Munde des gemeinen Mannes geschieht, indem er sagt: a'schneid'n, a'brech'n usw.“. „Für die frequente Vorsilbe „ab“ benützen wir daher den unmittelbar vor das folgende Wort hingestoßenen Punkt“ (a. a. O., II. Teil, S. 25).

Folgen auf die Vorsilben „her“ und „hin“ Vorsilben mit Vokalen, so wird „her“ zu „r“ und „hin“ (mit Ausnahme von „hinein“) zu „n“ verkürzt; beispielsweise schreibt der Stenograph „runter“ statt „herunter“, „nunter“ statt „hinunter“.

Diese Schreibweise ist eine Nachahmung des Dialektes. Gabelsberger bemerkt hierüber selbst ganz ausdrücklich: „Unter anderen sind es vorzüglich die Wörtchen „her, hin und dar“, welche sich [illegible] sehr vielfältige Verschmelzung mit anderen Partikeln beme[illegible] und hiebei eine solche Geschmeidigkeit annehmen, daß [illegible] wöhnlichen Volksdialekten zur Beförderung des Schnellspre[illegible] gleich in eine Silbe zusammenfließen. Der gemeine Man[illegible]



„'na'fall'n" statt „hinabfallen"; so auch 'ra'werfen, 'naufschau'n, 'raufheb'n' 'rausreiß'n, 'nausjag'n, 'reinkommen, 'rüberlangen, 'nüberschwimmen, 'rumdreh'n, d'runtermisch'n u. s. f., warum soll der Stenograph zum Behufe des Schnellschreibens nicht auch dieselben Vorteile benützen, deren man sich zum Behufe des Schnellsprechens bedient? (a. a. O., II. Teil, S. 156). Auf S. 157 führt er noch Beispiele mit „dar" an und schreibt, entsprechend dem Dialekte, d'rauf, d'raus, d'rein, d'roben, d'rüber, d'rum, d'runten, d'runter statt darauf, daraus usw. Erwähnt seien noch die Vorsilben „zusammen" und „zu", die Gabelsberger auf Grund des Dialektes durch „zamm" und „z" ausdrückt (a. a. O., II. Teil, S. 192).

Der Einfluß des Dialektes findet sich ferner bei den Worten mit den Nachsilben „ig" und „lich". Gabelsberger verweist selbst (a. a. O., II. Teil, S. 27) auf die Worte „gnädi", fleissi, ewi" und schreibt auch (a. a. O., II. Teil, S. 235) „beiläufi, geläufi, richti, wichti, tüchti" dem Dialekte entsprechend.

Die Nachsilbe „lich" schreibt Gabelsberger zwar oft aus, in einzelnen Fällen jedoch bezeichnet er „lich" durch „l" mit einem Aufstriche, entsprechend dem Dialekte, so beispielsweise „schwerli" statt „schwerlich", „gesetzli" statt „gesetzlich" (a. a. O., II. Teil, S. 243).

C. Verbindung des Artikels mit Präpositionen.

Im Dialekte wird der Artikel in Verbindung mit der Präposition gekürzt; so sagt man beispielsweise „mit'r Bahn fahren" statt „mit der Bahn fahren". Auch Gabelsberger benutzt diese Verkürzung und schreibt beispielsweise „mit'r Schwester" statt „mit der Schwester" (a. a. O., II. Teil, S. 280), „von'r Bekannten" statt „von der Bekannten" (a. a. O., II. Teil, S. 279), „von ei'm Bekannten" statt „von einem Bekannten" (ibidem). Ganz analog tritt die Verkürzung auch bei den übrigen Präpositionen ein. Wenn nun die „Berliner Beschlüsse" bestimmen, „mit der", „auf der" wörtlich auszuschreiben, so haben sie hiebei wie in vielen anderen Fällen den Einfluß ganz außeracht gelassen, den der bayrisch-österreichische Dialekt auf die Gabelsbergerschen Schreibweisen ausübte.

Es dürften sich wohl noch manche Einzelheiten finden, bei denen sich der Einfluß des bayrisch-österreichischen Dialektes auf das System Gabelsbergers nachweisen ließe; die angeführten Fälle haben dies wohl zur Genüge bewiesen und dürften den Fachlehrern der Stenographie in Österreich, die mit dem Dialekte vertraut sind, willkommen sein, um den Unterricht aus diesem Gegenstande oft leicht und interessant zu gestalten.

Brüx. Dr. Biach.

Wilhelm Münch, Anmerkungen zum Text des Lebens. 3. gesichtete und ergänzte Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1904. XV und 238 SS. Preis geb. Mk. 4·60.

Die Geleitworte zur neuen Auflage der „Anmerkungen zum Text des Lebens“ bekennen, daß „von diesem stillen kleinen Buche Zeitschriften und Tagespresse wenig gesprochen und selbstverständlich bald geschwiegen haben. Dennoch hat es seine Leser gefunden, mit denen sich der Verfasser nun innerlich verbunden fühle....“

So mag es denn einem dieser Leser nicht verargt sein, eine schlichte Gegengabe innerlichen Dankes vor der Öffentlichkeit zu bringen. Ihm hat das kleine Buch in der früheren Auflage oft genug die Gedanken lebendig angeregt und den Lehrtext des Lebens hier und dort deuten geholfen, er hat dazu auch den weiteren Beitrag des Verfassers: „Jenseits der Schule. Seitenblicke eines Pädagogen auf Menschenart und Menschenleben“ (Neue Jahrbücher f. d. klass. Altert., Gesch. u. deutsche Lit. u. f. Pädag. III. 1900, 513—527) aufgelesen. Die neue Auflage des Büchleins hat nun beides vereint, das Alte gesichtet, Matteres ausgeschieden und eine Nachlese hinzugefügt. „. . . Unscheinbare Früchte sind es von demselben Baume. Wer sie samt den früheren auflesen will, sei willkommen.“

Mit diesem Gruße bietet nun wieder das Büchlein eine reiche Ernte vom goldenen Baume des Lebens. Es spricht von „Natur und Seelenleben, Kultur, Gesellschaft, Ständen und Völkern“, nichts „Menschliches“ hält es uns fern. Freilich wie das vielgestaltige, drängende und hemmende Leben nicht jeden Fruchtansatz zu seiner vollen Durchbildung und Ausreifung gelangen läßt, so kommt unter den „Anmerkungen zum Text des Lebens“ auch manches unter, das minder geschlossen im Gedankengang, weniger gerundet in der Form ist, das, wie die erste Anmerkung „Zum Titel“ sagt, „aufdringlich, geschwätzig, matt und verstimmend sein kann“. — „Auch ist die Zahl der Leser groß, welche den Buchtext lieber mit eigenem Sinne lesen wollen und die Begleitbemerkungen am Fuß der Seiten oder am Schluß der Kapitel keines Einblickes würdigen. Wo sich aber die Anmerkungen als eine Sammlung für sich darbieten, ist auch jeder umso freier, sich um sie zu kümmern oder nicht.“

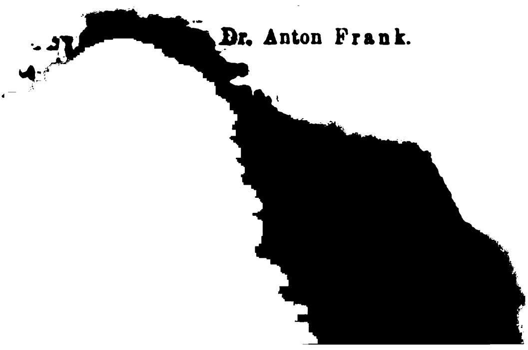
Von dieser Freiheit wollen wir hier Gebrauch machen und aus dem Buche einige Gedanken herausheben, sie sollen seine Eigenart besser kennzeichnen als die Worte eines Fremden. Übertragung der Kraft. „Die Übertragung der Kraft in Natur und Technik ist nunmehr eine unzweifelhafte Sache. Wäre es doch ähnlich in der Welt des Willens und der Empfindung! Wie viel warme, echte, tiefe Empfindung vollschlagender Herzen hat in menschlichem Worte ihren Ausdruck gefunden! Aber strahlt nun das Wort etwa mit Sicherheit aus, [illegible] gesammelt ist?“ (S. 16). Macht und Geist. „Es gib[illegible] diejenigen des Geistes und diejenigen der M[illegible] letzteren die ersteren verachtete[illegible] wie viel mehr sind deren, die sic[illegible]

wie viel kleiner ist die Zahl jener, die der geistigen zu huldigen vermögen! Die Kopfzahl aber der Unterworfenen gibt dem Inhaber ein ähnliches Gefühl, wie die vielen Taler im Beutel des Protzen" (S. 60). Im Altenteil. „Nicht bloß Bauern treten, wenn sie zu Jahren gekommen, Besitz und Rechte freiwillig an ihre erwachsenen Kinder ab, um ein bescheidenes Dasein, mehr geduldet als geehrt, sich vorzubehalten. Auch in höheren Ständen trifft man Eltern, die zu Gunsten ihrer selbstbewußteren Kinder — nicht auf Besitz, aber auf Meinung und Leitung verzichten, die diesen so viel Liebe zeigen, daß ihre Liebe samt ihrer Person bei denselben keine Wertschätzung mehr findet, Eltern, die ihre Kinder bewundern, um von diesen verachtet zu werden, die sich also fast schlimmer als jene bejahrten Bauern auf ein klägliches Altenteil setzen ließen" (S. 155). Druck und Enge. „Viel Druck von außen her macht meist egoistisch. Das Herz kann nur weit werden, wenn ihm zur Selbstbewegung und Entfaltung Raum gelassen ist" (S. 196). Arbeit und Stimmung. „Der unter unaufhörlich schwerer Arbeitspflicht Stehende und der aller Arbeitspflicht und Arbeitgewöhnung Enthobene, sie haben gemeinsam im Blick eine leichte Schwermut" (S. 210). Der Blick des Karrenhundes. „Ich fragte mich, woran der Blick des Karrenhundes mich eigentlich erinnere, der einen kurzen Augenblick am Wege ausruhen durfte und zu mir herüberschaute; denn ich kannte ihn, diesen Blick, obwohl nicht aus der Welt der Hunde. War er nicht der gleiche — ja, in der Tat der gleiche, mit dem eine gewisse Art von Beamten in die Welt schaut, von arbeitsamen und abgearbeiteten, dienstwachen und freudlosen, zuverlässigen und reizbaren Beamten, die ja auch einen Karren zu ziehen haben und noch einige andere Ähnlichkeiten der Situation aufweisen könnten, bei denen man am besten nicht verweilt!" (S. 170). Bedürfnis der Begeisterung. „Die wertvollste Eigenschaft der Jugend ist ihre Fähigkeit zur Begeisterung, ja ihr Bedürfnis sich zu begeistern. Daß dasselbe auf wahrhaft begeisterungswürdige Gegenstände gelenkt und an ihnen geläutert und weiter genährt werde, ist eine wichtige Aufgabe der geistigen Erziehung. Wird das versäumt, so erlischt jenes Bedürfnis darum nicht, aber es heftet sich an rein äußerlich imponierende und innerlich geringwertige Dinge, an denen es geradezu einfältig erscheint" (S. 139). Der Strich des Geigers. „Wie der Geiger die Violine hält und den Bogen führt, mit welcher Geschwindigkeit ihm seine Finger dienen, wie er Läufe und Schwierigkeiten beherrscht, wie er die Tonwerke auffaßt, welche Stücke, welche Meister er am liebsten studiert, am besten vorträgt, das und anderes sind teils kleine, teils große Stücke an seinem Geigertum. Aber neben alledem redet man noch von etwas ganz Eigenartigem, von seinem Ton, von seinem Strich. Es gibt viele andere Berufsarten, die von dem des Musikus außerordentlich weit abliegen, und bei denen man doch in der Art der Berufsführung neben all[illegible] und Kleinen der Auffassung und Ausübung auch noch etwas [illegible] was dem „Strich" beim Geigenspiel parallel geht. Das ist so [illegible] überall da, wo in Menschenbehandlung die wichtigste Seite [illegible] sich erfüllt. Er kann nicht von Anfang an vorhanden sein, [illegible]

nicht durch Zeit und Übung von selbst gewonnen, er läßt sich vielleicht ein wenig nachahmen, aber nicht übertragen, nicht eigentlich lehren; er muß der Persönlichkeit aus den Fingern und der Seele erwachsen, der gute, volle, weiche und doch kräftige Strich! Aber es bedarf seiner, wer ein Künstler, ein wahrhaft Könnender sein will auf irgend einem Gebiete, auch auf solchen, bei denen man gar nicht von Kunst zu sprechen pflegt, sondern nur von Amt oder Praxis oder Dienst oder Arbeit" (S. 184). Elektrische Naturen. „Neben den Menschen, die Träger des Lichtes sind, und denen, die viel Wärme bergen, vielleicht strahlende Wärme, und neben solchen, denen magnetische Kraft verliehen ist, gibt es auch elektrische Naturen, von denen bei leichter Berührung die Funken herüberspringen und den Berührten mit stärkerem Leben durchströmen. Etwas davon muß der haben, der mit Erfolg Lehrer für viele sein will. Besitzt er Licht und Wärme und Anziehung und elektrische Stromkraft miteinander, dann tritt er auf die schönste Höhe des Berufes und hebt diesen Beruf selbst zur schönsten Höhe" (S. 227). Bildung und Jugendlichkeit. „In gewissem Sinne bleibt der gebildete Mensch länger jung als der ungebildete; er besitzt größere Verwandlungs-, Anpassungs- und Aufnahmsfähigkeit. Er ist dann alt, wenn er neue, andersartige Gedanken oder Anschauungen zu würdigen nicht mehr vermag oder nicht mehr für der Mühe wert hält" (S. 209).

Der Buchtext des Lebens liegt vor aller Augen aufgeschlagen, er ist gehaltvoll und reich und auch vieldeutig genug. Wer vermag ihn richtig zu deuten und recht zu erfassen? Die Forderung, sich darum zu mühen, tritt insbesondere an den Lehrer heran. Daß der Verfasser dem Lehrstande zugehört, verleugnen auch die „Anmerkungen zum Text des Lebens" nicht. Ihm ist Lehre nicht Buchstabe, Bildung etwas Werdendes. Und noch mehr, zwischen den Zeilen der „Anmerkungen" läßt sich herauslesen, daß man Menschen nicht bilden könne, denn nur das Leben bildet, und dies braucht zu seinem Bildungsgeschäfte nicht den Sophokles oder den Goethe, nicht die Mathematik und die sonstigen Schulwissenschaften, wiewohl auch sie etwas bedeuten, es braucht lebendige Menschen, die es dem zu Bildenden in den Weg wirft, vielleicht auch Lehrer, soferne diese lebendige Menschen sind. Wer ist fertig gebildet, da selbst in die Ewigkeit die Bildung fortgeht? Durch Amt und Ehre, Hoffen und Entsagen, durch Freude und Nöten, Geburt und Tod, Glück und Unglück bildet den Menschen das Leben. Und um die Jugend mag es recht bestellt sein, deren Bildungsgang einen Lehrer trifft, dem dieser Lehrtext auch etwas wert ist; in dem kleinen stillen Buch des Verfassers wird er manchen Widerhall finden.

Prag. Dr. Anton Frank.

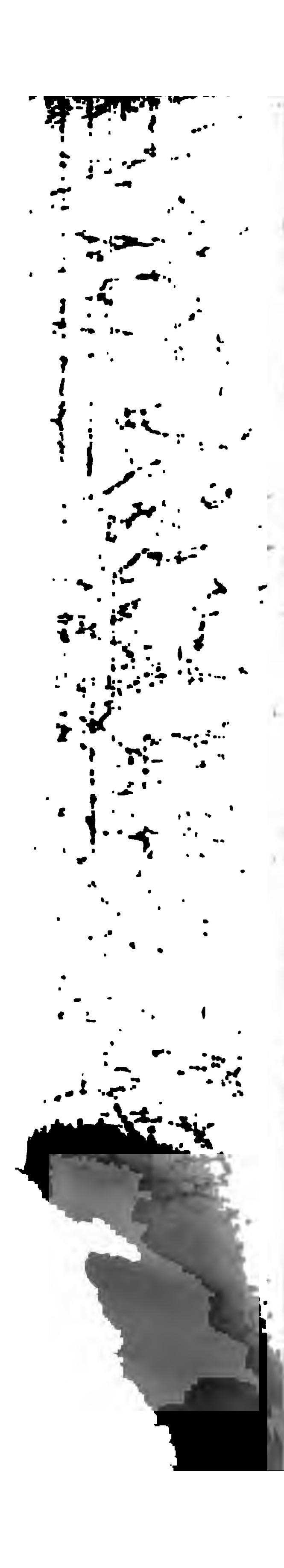


Prof. Dr. Hugo Müller, Das höhere Schulwesen Deutschlands am Anfange des XX. Jahrhunderts. Stuttgart, Chr. Belsersche Verlagshandlung und Buchdruckerei 1904. II und 135 SS. 8°. Preis 2 Mk.

Nicht nur will die Überproduktion auf dem Gebiete pädagogischer Schriften noch immer nicht zum Stillstande kommen, sondern dieselbe trägt nach wie vor einen scharf ausgeprägten polemischen Zug. Man wird in dieser Erscheinung nichts Beklagenswertes erblicken, wenn man bedenkt, daß auch im Reiche des Geistes nichts ohne Gährung reift und daß dieser überreizte Federkrieg nichts anderes bedeute, als für die Schule eine Form suchen, die unserem gegenwärtigen Kulturzustande angepaßt ist und in der sie sich heimisch fühlt. Wenn man findet, daß besonders in dem leichten Reitergeschwader der Flugschriften viel Minderwertiges zum Vorschein komme, so beruhige man sich mit dem Gedanken, daß auch bei der Anlegung neuer Brunnen sehr viel, ungenießbares Wasser abfließen muß, ehe die Quelle sich abgeklärt hat. Es muß allerdings, wenn die Schule die ihr unbedingt nötige Stabilität und Ruhe wieder erlangen soll *(pierre qui roule n'amasse point de mousse!)*, auch hier bald wieder eine Ruhepause eintreten und man merkt tatsächlich, wie manche „Humanisten" und „Realisten" sich über einzelnes zu verständigen suchen, etwa so wie über den sie trennenden Fluß hinüber zwei feindliche Vorposten sich ruhig und sicher besprechen, unbekümmert um den Krieg, in welchem ihre beiderseitigen Lager begriffen sind. Man ist eben beiderseits gegeneinander etwas gerechter und duldsamer geworden; man steht nicht mehr wie Herder da, der weinend die Säule eines antiken Tempels in seine Arme geschlossen hat; man weist nicht mehr wie einst Erasmus das Erlernen jeder modernen Sprache als verderblich zurück, weil man dadurch die Reinheit und Eleganz seiner Latinität einbüßen könnte; man fürchtet nicht gleich, eines Tages zu erwachen, ohne die Sonne Homers, ohne den Zauber antiker Lebensführung zu kennen, wenn man den französischen und englischen Unterricht am Gymnasium zuläßt. Man gibt aber auch auf der anderen Seite allmählich zu, daß es zwischen Himmel und Erde noch etliche andere Dinge gebe, als das Skalpell, das Mikroskop und die Retorte. Diese Stimmung zeigt sich besonders in dem vorliegenden Werke.

Seit zwei Jahren sind in Preußen den Abiturienten aller neunklassigen Schulen, der Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen die Pforten der Universität geöffnet, es ist nur mehr die Theologie den Zöglingen der Realgymnasien und Oberrealschulen, die Medizin nur den letzteren noch verschlossen, ein Erfolg, der erst nach einem 20jährigen, äußerst heftigen Schulkriege erreicht wurde. Müller gibt zunächst eine gute Übersicht über die einzelnen Phasen dieses Kampfes. Daraus sei hier nur hervorgehoben, daß (wie oben angedeutet) die von den Reformfreunden angestrebte Gleichberechtigung so ziemlich erreicht wurde, während die besonders 1892 hervorgetretene Agitation für einen gemeinsamen lateinlosen Unterbau, für die Schaffung einer allen höheren Schulen gemeinsamen dreiklassigen Unterstufe mit Französisch als

alleiniger fremder Sprache, unter dreifachen Gabelung vom vierten Jahre an in eine altklassische, eine neusprachliche und eine naturwissenschaftlich-mathematische Abteilung nicht ihr Ziel erreichte. Erwähnenswert aus diesem Abschnitte des Buches ist noch die seit 1890 merkliche Wandlung in dem Kriegsplan der Humanisten, ihre immer mehr hervortretende Tendenz nach reinlicher Scheidung und gegenseitigem Gewährenlassen der feindlichen Brüder: Die Gymnasialfreunde wollen auf jedes Monopol für ihre Anstalt verzichten, dafür aber sollen ihre Gegner von jedem Modernisierungsversuche derselben ihre Hand lassen. Noch viel bedeutsamer als dieser historische Teil, erscheinen uns die folgenden Abschnitte des Buches, in denen M. zu den wichtigsten einschlägigen Streitfragen prinzipielle Stellung nimmt. Der Verf. hält hier wirklich, wie er beabsichtigt, eine mittlere Linie ein, auf der eine Verständigung zwischen den berechtigten konservativen und den gemäßigten reformatorischen Bestrebungen möglich erscheint und seine Darstellung ist stets durch klare Bestimmtheit und strenge Sachlichkeit ausgezeichnet. Wir möchten nur einige leitende oder besonders charakterische Gedanken unseres Autors wiedergeben. M. sagt, daß eine allgemein giltige, wissenschaftliche Festlegung des Erziehungsgedankens seinem Inhalte nach ebenso unmöglich ist, wie ein mit wissenschaftlicher Exaktheit beweisbares Urteil über die Zweckmäßigkeit einer Unterrichtsmethode. Die unmittelbaren Erfolge des Unterrichtes seien gar nicht entscheidend, die Hauptsache bleibe, was für Menschen aus ihm hervorgehen, denn die Schule verfolge in erster Linie praktische Zwecke. Das höchste Ziel der Erziehung (zu der sich der Unterricht ganz von selbst entwickle) sei, in der Seele des Schülers den Grund zu einer einheitlichen Weltanschauung zu legen. Dazu sei eine rohempirische, einseitig naturwissenschaftliche Weltbetrachtung mit nichten geeignet, weil ihren Ergebnissen die inneren Erfahrungen des Gemüts- und Seelenlebens gegenüberstehen und die Ausbildung einer sittlichen Persönlichkeit vereitelt würde. Zur Heranbidung einer solchen sind die humanistischen Fächer besonders geeignet. „Aber wir glauben nicht mehr an die unveränderlichen Vorbilder des Schönen, überhaupt nicht mehr an schlechthin vollkommene Schöpfungen des menschlichen Geistes, sondern wir suchen alle in ihrer geschichtlichen Bedingtheit zu erfassen". Ein nicht innerlich verarbeitetes Wissen sei geradezu schädlich und die früher so gepriesene „allgemeine Bildung" habe stark an Kredit eingebüßt, da die Heranbildung lebens- und kraftvoller Persönlichkeiten viel höher stehe. So sehr M. den hohen Wert der altklassischen Sprachen und Schriften für logische Schulung und humanistische Bildung anerkennt, so hoch er diesen Studienweg für die Erkenntnis der Kontinuität der abendländischen Kultur immer hält, verkennt er doch nicht, daß auch andere Wege annähernd zu demselben Ziele führen könnten und als ein Hauptargument dafür, daß man den Weg durch das klassische Altertum nicht einschlagen solle, stellt er den Mangel an Zeit hin, da der Unt[illegible] künftig mehr in direkte Beziehung mit dem künftigen Lebensbe[illegible] gesetzt werden müssen, so daß wenigstens für die Mehrheit [illegible] ein anderer Bildungsgang vorzuziehen wäre. M. gibt zu, die



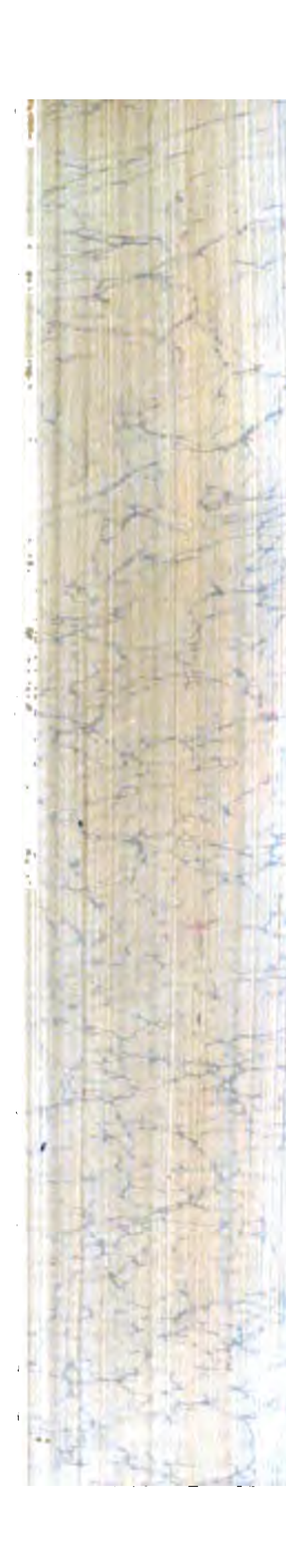
Vorschule für die Universität sei und bleibe das Gymnasium, der Beruf aber, auf dessen Bedürfnisse die Organisation des Gymnasiums besonders berechnet sei, sei die wissenschaftliche Tätigkeit auf dem Gebiete der sprachlich-historischen Fächer und darum räumt er dem Griechischen am Gymnasium einen hervorragenden Platz ein. Der Humanitätsgedanke (die Auffassung der Menschheit als ein ethisches Ganze) ist „Grundlage und Ziel, Wappenschild und Adel des historischen Gymnasiums"; trotzdem hält er dessen Absolvierung nur für das Studium der Theologie und Historie, der Philologie und Philosophie als unabweisbare Voraussetzung. Besonders solle man Niemanden durch reservierte Privilegien materieller Art zum Gymnasialstudium pressen. Gegen eine Verquickung der beiden divergierenden Bestrebungen in einer allgemeinen Einheitsschule nimmt er schon darum entschieden Stellung, weil der Schule die Zeit fehlt, um alle heute notwendigen Lehrfächer auf einem Studienplane unterzubringen. Wenn das Phantom des Einheitsgymnasiums verwirklicht würde, dann käme die sonst meist nur vorgeschützte oder nur durch eine falsche Methode hervorgerufene Überbürdung tatsächlich zustande. Wo letztere existiert, sei meist nur der tägliche Zwang der kontrollierten Pensenarbeit und die geistige Abstumpfung durch das Vielerlei des dargebotenen Stoffes schuld. *Multum non multa!* Gerade dieser Satz aber spreche lebhaft gegen den geistigen Uniformierungszwang der Einheitsschule und auch gegen die Gabelung auf der Oberstufe mit der gemeinsamen lateinlosen Unterstufe. Es bleibe also weiter beim Gymnasium als der eigentlichen Gelehrtenschule, dem Realgymnasium mit seinem schon mehr praktischen Charakter und der Oberrealschule mit ihrer ganz modernen Richtung. Bei aller den drei Lehranstalten eingeräumten vollen Gleichberechtigung von seiten des Staates würde doch die Tatsache weiter bestehen bleiben: „Wer vom Gymnasium kommt, kann wirklich jedes Fach studieren, wer von der Oberrealschule kommt, darf zwar auch klassische Philologie und Geschichte studieren, kann es aber im allgemeinen nicht, daran vermag alle Gleichberechtigung nichts zu ändern". Nur in kleineren Städten würde M. aus rein praktischen Gründen in gewissen berücksichtigenswerten Fällen das Reformgymnasium ausnahmsweise zulassen. Möglichste Individualisierung und Vielgestaltigkeit des Schulwesens und möglichste Bewegungsfreiheit der geistigen Arbeit will M. überall durchgeführt sehen.

Wenn auch nicht alle Aufstellungen M.s einwandfrei sind und manche derselben zweifellos auf starken Widerspruch stoßen werden, so spricht doch aus seinem Buche ein ebenso vornehmer Geist als eine im ganzen vorurteilsfreie, verständige, in der Erfahrung wurzelnde Auffassung und jene herzbezwingende Wärme, die nur eine echte Überzeugung einzuflößen vermag. Viele seiner Probleme waren freilich leichter aufzustellen als eine Lösung derselben zu finden. Wie soll [illegible] in der jugendlichen Seele der Grund zu einer einheitlichen [illegible] gelegt werden, wenn auch die Erwachsenen von ihr [illegible] vielleicht jemals? Daß die so um sich greifende [illegible] zum großen Teile auf das Schuldregister der Schule und ihrer [illegible] komme, war

leichter zu sagen, als Mittel der Abhilfe anzugeben. Man mag noch so sehr von der Überzeugung durchdrungen sein, daß in der sittlichen und unterrichtlichen Erziehung jeder Zwang ein schlechtes Mittel sei, so wird man doch keinen Weg finden, dem Schüler das Selbstbestimmungsrecht der *Abbaye de Thélème* bei Rabelais zu gewähren mit der Devise: „*Fay ce que tu voudras*", da sich auch auf diesem Gebiete die spröde Wirklichkeit in scharfer, schwarzer Silhouette vom leuchtenden Hintergrunde der Ideen abhebt. Der Bedeutung der altklassischen Literatur wird M. im ganzen gerecht. Uns scheint hier am besten der berühmte Ausspruch das Richtige zu treffen: „Die Schriften der Alten sind für die Schriftsteller, die der Neueren für die Leser!" Wenn aber M. behauptet, daß auch Shakespeares „Coriolan" und „Julius Cäsar" den Schülern den Geist des Römertumes nahe zu legen vermögen, so ist dieses Beispiel mindestens unglücklich gewählt, da (wie schon Goethe darlegte) zwar „das innere Menschenkostüm" in Shakespeares Römern getroffen ist, sonst aber Brutus und Coriolanus sich ganz stil- und zeitwidrig als englische Lords gebärden.

Nikolsburg. Josef Frank.





Vierte Abteilung.

Miszellen.

Bettina von Arnim im Möbelwagen.

Vor nicht langer Zeit ist eine auch psychologisch interessan
handlung über Bettina von Arnim, geborene von Brentano, ihren G
kultus und ihre Anteilnahme an der Bewegung des Jahres 1848 im
handel erschienen. Sie beschäftigt sich unter anderem auch mi
Problem der Autosuggestion und der Tatsache, daß Bettinens Buch „G
Briefwechsel mit einem Kinde“ auch dann noch entzückte Leser un
breiter gefunden hat, als man längst im Reinen darüber war, da
tina diese Briefe weder an Goethe geschrieben, noch dieser sie emp
hatte. Es erklärt sich das dadurch, daß die Begeisterung für einen
stand nur allzu leicht das Spiel der Phantasie wachruft. War doc
Goethe und selbst Napoleon I. ein Bewunderer der Gesänge Ossia
wohl die besonnene Kritik längst ermittelt hat, daß kein Ossian ex
und diese Sangweisen nicht von einem angeblich blinden Sohne
mehr als zweifelhaften Königs und Helden gedichtet sein können.

Elisabeth (Bettina) Brentano war aus dem gemütlichen, w
vorlaut und gelehrt sein wollenden Süden Deutschlands, wo sie g
und erzogen war, nach Berlin gekommen. Ihr Gatte Ludwig Achi
Arnim, den sie 1811 heiratete, gehörte als Schriftsteller der romant
Schule jener Zeit an, war aber nicht so ästhetisch überspannt, w
meisten Vertreter jener Richtung. Ruhe, Gelassenheit, bescheide
rückhaltung, Milde und Nachsicht für die Personen waren Eigensc
die unter den Literaten der damaligen Zeit nur selten anzutreffen
Von seinen dichterischen Erzeugnissen sprach Achim von Arni
las aber gerne, was von Anderen erschienen und Eindruck machte.
Dichtungen, namentlich die Märchen, stehen zu eigenem Urteil Jede
zu Gebote. Etwas dürftig in der Erfindung, zeichnen sie sich au
die Wärme der Empfindung und manche derselben durch frischen
Dem schöpferischen Zuge seines Schwagers Clemens von Brentan
dem er oftmals in eine Reihe gestellt worden ist, stehen sie bed
nach. Ganz anders war seine Gemahlin Bettina geartet. Man wird
sagen können, daß ihr Mann einen sonderlichen Einfluß auf ihre S
stellerei genommen hätte. Was ihr Herz und Sinn gefangen nahm
ihre schwärmerische Verehrung für Goethe, den sie 1807, damals
Blüte ihrer Mädchenjahre stehend, im väterlichen Hause kennen g
Sie fand, daß man diesen ihren Abgott in der Berliner Gesellscha
zu gering einschätzte und dieser nicht unrichtigen Empfindung ents
ihr Vorhaben, Goethe auf jene Höhe literarischen Ruhmes zu hebe

ihm gebührte. Im Zeitpunkte ihres Auftretens und allmählichen Bekanntwerdens in Berlin war Bettina ein naives Kind voll Anmut und Natürlichkeit. Ihr blonder Lockenkopf, ihre einfache, an Sapphos Bildnis erinnernde Gewandung, die ungesuchte, ungezwungene Art, mit jedem sich auszusprechen, der ihr entgegenkam, bildeten einen grellen Gegensatz zur pendatischen Art und Weise der Berliner Damen, deren kritischer Blick immer wachsam, selten aber schonungsvoll war.

Während Bettina für Goethe dichtete und schrieb, was ihm mitunter recht unbequem wurde, modellierte sie auch seine Büste in Ton. Die Arbeit konnte künstlerisch als gelungen nicht bezeichnet werden; es war wohl persönliche Ähnlichkeit vorhanden, aber stark idealisiert und das Ganze technisch sehr mangelhaft. Da keine Stadt und kein Landesherr sich dazu verstehen wollten, für ein Goethe-Denkmal Geld und Platz zu bewilligen, weil man damals der Meinung war, daß Denkmale nur für gekrönte Häupter, Feldherren und Staatsmänner am Platze seien, und auch das nicht bei ihren Lebzeiten, war Bettina willens, mit eigenen Mitteln ihr Vorhaben zu verwirklichen. Da Goethe damals in England bekannt und geschätzt war, hoffte sie, ihr Buch, in das Englische übersetzt, werde ein reiches Erträgnis abwerfen. Hierin täuschte sie sich wie in vielen anderen Stücken. Kein Londoner Verleger wollte das Buch drucken, kein namhafter Schriftsteller dasselbe übersetzen. Man gab der Verfasserin zu verstehen, Englands vornehme Kreise würden diese Ergüsse eines Kindes anstößig finden und überhaupt über die Veröffentlichung eines vertraulichen Briefwechsels zwischen noch lebenden Personen befremdet sein.

Aber das Buch sollte und mußte in englischer Sprache erscheinen. Bettina lernte notdürftig englisch und sah sich um ein paar junge Engländer, die in Berlin studierten, als Mitarbeiter um. So ward die Übersetzung angefertigt, das Buch in Deutschland auf Kosten der Herausgeberin gedruckt und in mächtigen Ballen nach England versendet. Aber die Spesen waren so hoch, daß sie nahezu den Erlös der deutschen Auflage verschlangen.

Bettina gehörte durch Geburt und Verwandtschaft den adeligen Kreisen an, war aber vollkommen frei von aristokratischen Standesvorurteilen, eine Freisinnige ehrlichster Sorte, dabei eine treue Anhängerin des Königs. Der Bewegung des Jahres 1848 folgte sie aufmerksam und mit größter Teilnahme. Der politisch Verfolgten nahm sie sich mit Feuereifer an, und man hat nie dem allgemeinen Glauben widersprochen, daß sie es war, welche die Begnadigung des Dichters Gottfried Kinkel ausgewirkt hatte. Diese Menschenfreundlichkeit trug ihr wenig Dank ein. Nicht selten mußte sie hören, sie möge sich nicht in Dinge mischen, die sie nichts angingen, und wahrnehmen, daß die Türen, welche ihr früher offen standen, nach dem Jahre 1848 nicht selten geschlossen waren. Von da an war ihr Mut gesunken: wegen der Enttäuschungen, aber auch wegen der üblen materiellen Lage, in welche sie geraten war. Zu öfterenmalen wurde ihr die Wohnung gekündigt; sie mußte die alte Wohnung räumen, ohne sich rechtzeitig um eine andere umgesehen zu haben. Was sollte sie tun? Sie ließ ihre Habseligkeiten in einen großen Möbelwagen packen und fuhr damit auf das Geratewohl durch die Straßen Berlins, um zu schauen, wo irgendwo ein Mietzettel auf einer Haustüre hänge. An einer großen Zinskaserne entdeckte sie so viele Zettel als Wohnungen darin waren. Das Haus, ein Neubau, hatte starke Risse bekommen und wurde durch Stützen und Balken notdürftig zusammengehalten. Bettina wagte es; sie zog ein mit ihrem Hausgerät und ihren beiden Töchtern. Beide waren hochbegabt, dichterisch veranlagt, liebenswürdig, aber für Haus und Wirtschaft ebensowenig geeignet wie ihre Mutter. Eine derselben führte Hermann Grimm als Frau heim. Die Gesellschaft, welche den guten Ton angibt und es nicht ungern sieht, wenn literarische oder künstlerische Größen abtreten, weil sie andere, jüngere fördern und bewundern

will, nahm wenig Notiz mehr von Bettina von Arnim. Sie verschied am 20. Januar 1859 in Berlin. Zwanzig Jahre früher würde Bettinas von Arnim Tod Aufsehen erregt haben. Ihr Begräbnis wäre ein Ereignis gewesen, die Zeitungen hätten wahrscheinlich biographische Notizen, Lobreden und Gedichte auf die Dichterin in Menge veröffentlicht. Damals rührte sich keine namhafte Feder, nicht weil eine gealterte Matrone, sondern weil eine literarisch beseitigte Größe zu Grabe getragen wurde.

Innsbruck. Dr. F. Lentner.

Literarische Miszellen.

Dr. Wilh. Kasten, Einführung in die technische Ausdrucksweise im Französischen an der Hand der Anschauung. Hannover, Verlag von Karl Meyer 1903. 8°, 52 SS. Preis 90 Pf.

Der Verf. will das im Titel angeführte Ziel durch die Besprechung der drei Hölzelschen Bilder „Hafen“, „Hausbau“ und „Bergwerk“ erreichen. Er gibt zunächst eine Beschreibung jedes Bildes, die sich aber nicht eng an dieses anschließt, sondern mehr allgemein gehalten ist und sich daher für die Benützung der Bilder weniger eignet als z. B. das ähnliche Werk von Génin und Schamanek. Dann folgt ein Vocabulaire, das die zur Beschreibung gehörigen Wörter enthält. Den Schluß macht ein Questionnaire, das manche Antworten in Klammern bringt.

Die vorliegende Schrift dürfte für Handelsschulen und in technischen und gewerblichen Anstalten von Nutzen sein.

Wien. Dr. A. Würzner.

Lehrbuch der Geometrie nebst einer Sammlung von Übungsaufgaben für Obergymnasien von Dr. Franz Hočevar. 5. verbesserte Auflage. Wien, Verlag von F. Tempsky 1904.

Das Erscheinen der fünften Auflage dieses geometrischen Lehrbuches beweist, daß dasselbe immer weitere Verbreitung im Unterrichte der Geometrie am Obergymnasium findet. Dies hat es der Einfachheit und Klarheit, mit der die Darlegung des Lehrstoffes erfolgt, zu verdanken. Besonders hervorzuheben ist, daß entgegen dem Vorgange in anderen Lehrbüchern dieser Art — und selbst in den vielbenutzten — in dem vorliegenden der Beweis für das Vorhandensein eines Mittelpunktes bei den regulären Polyëdern durch Einführung des Neigungswinkels der zusammenstoßenden Seitenflächen in voller Strenge bis zum Ende geführt wird, wie denn überhaupt die Stereometrie als der gelungenste Teil des Buches bezeichnet werden kann.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Dr. B. Plüß, Blumenbüchlein für Waldspaziergänger, im Anschluß an „Unsere Bäume und Sträucher“. 2., verb. Aufl. Mit 254 Bildern. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung 1904. Preis 2 Mk.

Der Verf. ist bekannt durch eine ganze Reihe populär gehaltener botanischer Schriften. Auch das Blumenbüchlein für Waldspaziergänger hat den Zweck, es dem gebildeten Laien möglich zu machen, an der Hand eines kleinen Bestimmungsbuches sich die Kenntnis der wichtigsten Pflanzen zu verschaffen, die im Bereiche des Waldes, also nicht nur im Hochwald, sondern auch in Gebüsch und Hecke, auf Waldschlägen, Waldwiesen, am Waldsee und Waldbach, auf Felsen und Gemäuer wachsen. Das Büchlein enthält, damit es seinen Zweck vollkommen erfülle, Abschnitte, in denen die Teile der Blumen und die vorkommenden botanischen Ausdrücke erklärt werden. Das handliche Format, der schöne Druck und die gediegene Ausarbeitung mögen diesem Blumenbüchlein recht viele Freunde erwerben.

Wien. H. Vieltorf.

Programmenschau.

30. Dr. A. Bouchal, Entwicklung der wechselseitigen Beziehungen Österreichs zu Böhmen und Ungarn zur Zeit der Babenberger in pragmatischer Darstellung. II. Teil. Progr. der Landes-Oberrealschule in Znaim 1902/3. 41 SS.

Der vorliegende zweite Teil der Abhandlung behandelt die „Zeit von Leopold III. bis zum Aussterben der österreichischen Babenberger durch Friedrich den Streitbaren im Jahre 1246“. Der erste Teil der Arbeit erschien im Programme für das Schuljahr 1901/2, während der Schluß des Ganzen folgen wird. Die Einteilung in Kapitel wurde nicht nach der Regierungszeit der babenbergischen Markgrafen, sondern der deutschen Kaiser gemacht. Der Verf. scheint bei Veröffentlichung des II. Teiles selbst eingesehen zu haben, daß es besser gewesen wäre, die Einteilung mit Rücksicht auf den Titel der Arbeit anders vorzunehmen; nur wollte er bei dem bereits gewählten System beharren und half sich wenigstens äußerlich dadurch, daß er bei jedem Kapitel zu jedem deutschen Könige die Namen der babenbergischen, böhmischen und ungarischen Fürsten, welche zur selben Zeit tätig waren, darunter setzte. Die Jahreszahl 1137 bei Leopold III. (S. 1) mag auf einer absichtlichen Ungenauigkeit beruhen. — Würde die Arbeit vor etwa 25 Jahren veröffentlicht worden sein, so wäre sie so ziemlich mit der Literatur im laufenden gewesen. Es ist bekannt, wie schwer, mitunter sogar wie unmöglich es in einer kleineren Landstadt ist, sich die literarischen Behelfe zu verschaffen. Umfangreiche Quellenwerke werden von den Universitätsbibliotheken überhaupt nicht verliehen, andere wieder deshalb nicht, weil sie zum Inventar des Lesesaales gehören. Und eben der Historiker braucht für seine Werke eine umfangreichere Literatur als jeder andere Fachmann. Es wäre daher unrecht, wollte man dem Verf. einer Arbeit etwa desh[illegible] einen Vorwurf machen, weil er die Belegstellen aus einer älteren Ausg[illegible] der Quelle zitiert. Die Vorzüge der neueren Ausgaben sind häufig [illegible] so erheblich, daß sie ernstlich ins Gewicht fallen könnten. Aber [illegible] darf nicht so weit gehen, die ganze neuere Literatur zu ignorieren. [illegible] das hat B. getan. Wer sich in einer Spezialabhandlung Rat erholen [illegible] der erwartet auch, hier eine Spezialliteratur anzutreffen. Die vorlieg[illegible] Arbeit fußt aber auf älteren Werken allgemeinen Inhaltes, z. B. auf We[illegible]

Weltgeschichte, Assmanns Geschichte des Mittelalters, Giesebrechts Geschichte der deutschen Kaiserzeit u. a. m. Hingegen sind dem Verf. wichtige Werke völlig unbekannt geblieben, die zur Bearbeitung des Themas hätten herangezogen werden sollen. Wenn der Verf. diese Werke gekannt hätte, so wäre er entweder von der Publikation seiner Abhandlung überhaupt abgekommen oder er hätte sie gründlich umgeformt. Es ist bezeichnend, daß er bei der Herausgabe des ersten Teiles (1902) Hubers Geschichte Österreichs, I. Bd. (1885) noch nicht kannte; seine Gewährsmänner sind Büdinger (1858), der allerdings vielfach noch nicht überholt wurde, Krones (o. J.) und der ganz veraltete Majláth (1834). Häufig wird auf Emlers Geschichte des Mittelalters verwiesen, ohne daß wir erfahren, wann und wo sie erschien. Gleiches gilt von Šembera, Dějepis středověku.

Ebenso auffallend ist, daß er Mayers Geschichte Österreichs in der 1. Aufl. (1874) benützte, während die zweite, vollständig umgearbeitete Auflage (1900) ganz leicht verwertet werden konnte. Hier hätte er die neuere Literatur ziemlich genau verzeichnet gefunden. Gleiches gilt von Assmann, der ebenfalls schon vor einigen Jahren in umgearbeiteter Auflage erschien. Auffallend ist, daß dem Verf. völlig unbekannt blieben: Czuday, Geschichte der Ungarn. Deutsch von Darvai (Berlin 1897), Juritsch, Geschichte der Babenberger und ihrer Länder (Innsbruck 1895) und Bachmann, Geschichte Böhmens I. (Gotha 1895). Es ist ganz selbstverständlich, daß bei der Veröffentlichung des Schlußteiles der Arbeit die neueren Publikationen nicht übergangen werden können. Eine reichhaltige Literaturangabe findet sich in dem soeben erschienenen Werke: Loserth, Geschichte des späteren Mittelalters (1197—1492), München 1903.

Pilsen. G. Juritsch.

---

31. Dr. B. Visintainer, L'evoluzionismo sua genesi e ragioni del suo prestigio. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Rovereto 1902. 32 SS.

In der Einleitung erklärt der Verf., nur nach jenen Gründen forschen zu wollen, aus welchen die Lehre von der Entstehung und allmählichen Umgestaltung der Organismen in der wissenschaftlichen Welt mit solchem Beifall aufgenommen wurde und heute noch in solchem Ansehen steht, daß man kaum mehr von irgend einem Wissenszweige reden könne, ohne die Entwicklungstheorie, den Kampf ums Dasein, die Zuchtwahl, den Atavismus usw. zur Sprache zu bringen. Ein darauf folgender historischer Überblick enthält alle Vorläufer Darwins, sowohl die griechischen Philosophen von Empedokles an, als auch die Gelehrten anderer Völker, nach Darwin selbst seine Anhänger bis herab zur Trias Huxley, Haeckel und Vogt, indem nebst kurzen biographischen Notizen die Stellung der einzelnen zur Lehre mit wenigen Worten gekennzeichnet wird. Daß am Schlusse dieses Abschnittes noch speziell jene Männer aufgezählt werden, die dem Darwinismus in Italien Geltung zu verschaffen suchten, ist bei dem Programme eines italienischen Gymnasiums begreiflich. Diesem „bißchen Geschichte" folgt eine interessante Zusammenstellung Darwins mit Newton, die bekanntlich in der Westminsterabtei nebeneinander ruhen. An die Bemerkung, daß der Darwinismus auch heute nur eine Hypothese ist, schließt sich die Frage, wie er trotzdem so volkstümlich werden, soviel Enthu[illegible] hervorrufen konnte. Die Gründe hiefür liegen, wie nun ausführ[illegible] wird, nach der Ansicht des Verf. vor allem in [illegible] Umsta[illegible]nd Darwin sel[illegible]n Menschen noch außer [illegible] Haeckel a[illegible]men von demselben [illegible]rden. W[illegible] für die großartige

Verbreitung der Lehre seien das Streben des Menschen nach Einheit, seine Neigung, selbständig zu erkennen und zu handeln, außerdem die Neuheit der Lehre und der Zeitgeist.

Die Abhandlung, die in allen ihren Teilen gründliches Studium der einschlägigen Literatur und gediegene philosophische Bildung verrät, ist in schöner Sprache geschrieben, die Darstellung klar und so anregend, daß sie das Interesse auch derjenigen bis zum Schlusse rege zu erhalten vermag, welche des Verf. Standpunkt nicht teilen. Dieser, gleich am Anfang zu erkennen, findet überzeugten Ausdruck in den Schlußsätzen über das Verhältnis der Wissenschaft zum Glauben, welche beide, wenn auch jene fortschreitet, dieser stille steht, doch in Harmonie leben sollen und sich, hat die Wissenschaft erst ihre Vollkommenheit erreicht, begegnen werden als zwei Strahlen desselben göttlichen Geistes, derselben göttlichen Wahrheit. Die Abhandlung scheint ein Abschiedsgeschenk, das der langjährige Katechet und Lehrer der Propädeutik vor seinem Übertritt in den Ruhestand seinen Schülern bot als Grundlage und Richtschnur ihrer künftigen Studien.

Triest. G. Heigl.

---

32. Dr. F. Falbrecht, Über den Unterricht in der bildenden Kunst am Gymnasium. Progr. des Gymnasiums in Freistadt in Oberösterreich 1903. 44 SS.

In dieser von ehrlicher Begeisterung für die ästhetische Erziehung unserer Gymnasialjugend getragenen Abhandlung sucht der Verf. mit eingehender Verwertung der im letzten Jahrzehnt lawinenartig angeschwollenen Kunsterziehungsliteratur Ziel, Methodik und Lehrplan der von mehreren Seiten geforderten Disziplin festzustellen, die er „Unterricht in der bildenden Kunst" nennt. Gemeint ist ein Unterricht, der dem Schüler zum Zwecke der Charakterbildung ein gewisses Verständnis der großen Kunst erschließen soll. F. verlangt ausgiebigen Anschauungsunterricht in den unteren Klassen, vorbereitende Vertiefung und Erklärung der kunstwissenschaftlichen Terminologie im Obergymnasium, endlich einen abschließenden, relativ obligaten Kunstunterricht in der VII. und VIII. Klasse, der in vorwiegend systematischer Form zu erteilen sei. Für diesen Unterricht komme nur der Zeichenlehrer in Betracht — denn dieser sei Künstler —, dem sich in diesem Belange der ganze Lehrkörper unterzuordnen habe.

Einen eigenen umfassenden Lehrplan stellt der Verf. nicht auf, wohl aber bringt er zum Schlusse (S. 36—44) eine Detailskizze des Lehrstoffes aus der griechischen Plastik, ein Resumé von praktischen Versuchen, die der Zeichenlehrer der dortigen Anstalt gemacht hat.

So gewiß eine maßvolle und zwanglose Anleitung zum Verständnis alter und neuer Kunst — etwa im Sinne von Kautzsch (Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen 1902, 5) — berechtigt und mit Hilfe des Skioptikons und guter Chromolithographien auch in der Provinz durchführbar ist, so gewiß darf die Aufnahmsfähigkeit der Jugend nicht überschätzt werden. Erörterungen über plastische Technik und allgemeine Ästhetik, die hier (S. 36 f.) geboten werden, können unmöglich Gegenstand eines systematischen Gymnasialunterrichtes sein. Kunsturteile und ästhetische Kraftworte wie „Myron verhält sich zu seinen Mitschülern ähnlich wie Pilotys Schüler Makart, Defregger, Matejko usw. untereinander" — „Der Unterricht des Hageladas zu Argos führte Phidias zu einem dem attischen

überlegenen Stile" — „Seit Phidias ist die griechische Kunst ohne Unterschied der Schulen vom breiten Strom des Idealismus durchflutet" — „die Kunst (des Praxiteles) gefällt sich in anmutigen Sujets für die Gefühle" — „Der reiche Linienstil (beim Apollon Sauroktonos) bedeutet in der Plastik eine Errungenschaft" — „Lysipps Ziel ist der Ausdruck des individuellen Typus" — „Dem mit großem Gefühle wiedergegebenen Muskelspiel (beim Apoxyomenos) ist bis ins kleinste Detail nachgegangen" — „Eine fast akademische Korrektheit im Ganzen wäre (am Apollon vom Belvedere) auszusetzen" — „Die Schule von Pergamon ist geschickt, aber persönlich" u. a. m. sind für Gymnasialschüler durchaus unverständlich. Man kann m. E. die Anforderungen an das Kunstverständnis der Jugend nicht bescheiden genug halten. Vorschläge obiger Art dürften kaum geeignet sein, die „gebietende Stellung", die der Verf. dem Zeichenlehrer im Lehrerkollegium zuweist, zu empfehlen, selbst wenn dieselbe auf künstlerische Unterweisung beschränkt wird. Wessen man sich von dieser Seite unter Umständen zu versehen hat, zeigt der Programmaufsatz eines Zeichenlehrers (Aussig 1902), der allen Ernstes die Kunsterziehung zu einem obligatorischen Unterrichtsgegenstande machen und zeichnerisch unbegabte Knaben im Klassifikationswege vom Gymnasialstudium entfernen will.

Wenn der Verf. dem „Nicht-Künstler" den Beruf zur Anleitung im künstlerischen Sehen abspricht, so verwechselt er die Qualitäten von Könner und Kenner, Künstler und Kritiker. Die Schule, sagt Menge, hat auf diesem Gebiete nur das Elementare und Fundamentale mitzuteilen. Dieser Aufgabe wird ein hiefür veranlagter, kulturhistorisch vorgebildeter und in künstlerischer Betrachtung geschulter Gymnasiallehrer — es kann dies auch der Zeichner sein — zu entsprechen vermögen. Der Lehrerfrage gebührt jedenfalls die Priorität vor der Lehrplanfrage.

Im übrigen sei F.s methodische und gedankenreiche Arbeit der Aufmerksamkeit weiterer Kreise bestens empfohlen.

Wien. F. Blank.

Über denselben Programm-Aufsatz referiert Prof. Dr. J. Oehler:

Die Arbeit steckt sich als Ziel, die kunsterzieherischen Erörterungen und Bestrebungen wenigstens in den Hauptpunkten zu überprüfen, den Kunstunterricht an den österreichischen Gymnasien in einen bestimmten Rahmen zu kleiden, die Verbindung mit den anderen Unterrichtsgegenständen zu zeigen und für die Konzentration in der Person des Zeichenlehrers einzutreten (S. 8). — Gerne wird man dem Verf. zugestehen, daß der Lehrer besonders an Gymnasien der Provinzstädte zur Kunst erziehen soll, daß ein Unterschied zwischen Anschauungs- und Kunstunterricht zu machen sei und daß die Möglichkeit und Notwendigkeit eines planmäßigen Kunstunterrichtes empfunden werde. Aber eine so scharfe Trennung zwischen Anschauungs- und Kunstunterricht möchte Ref. nicht gelten lassen: auch der Anschauungsunterricht soll sich an das Gemüt, nicht bloß an den Verstand wenden, soll zweckentsprechend dem Kunstverständnis vorarbeiten, wie es tatsächlich an manchen Anstalten schon von der ersten Klasse an geschieht; vgl. die Programmabhandlung von Luckenbach. Beherzigenswert sind die Ausführungen über den Zweck des Kunstunterrichtes S. 10 f.: es ist die Charakterbildung. — Daß der Kunstunterricht sich nicht auf die antike Kunst beschränke, sondern auch die Renaissance und die Neuzeit behandle, ist

einleuchtend, daher der Ausgangspunkt dazu in allen Fächern gelegen ist. Gegen die Forderung, es solle in den beiden obersten Klassen in etwa zwei wöchentlichen Stunden ein abschließender systematischer Kunstunterricht durch den Zeichenlehrer erteilt werden (S. 27), wird kein Einwand erhoben werden. Das geschieht vielfach auch jetzt schon, setzt aber einen akademisch gebildeten Zeichenlehrer voraus, der nicht bloß für die Sezession schwärmt, sondern auch die Antike schätzt. Was den Vorgang anbelangt, wird im vorbereitenden Unterrichte Frage und Antwort, beim abschließenden Unterrichte aber der freie Vortrag anzuwenden sein. Wenn nun dabei der geschichtliche Weg eingeschlagen wird (S. 22), dann ist nicht einzusehen, weshalb der Verf. immer wieder behauptet: Kunstgeschichte ist ausgeschlossen! In dem vom Verf. empfohlenen Vorgange sieht ein bewährter Zeichenlehrer Kunstgeschichte und erklärte dem Ref.: „So betreibe ich Kunstgeschichte".

Dem akademisch gebildeten Zeichenlehrer ordnen sich bei der künstlerischen Unterweisung gerne die übrigen Lehrer unter und es ist zu wünschen, daß der Zeichenlehrer seine Stellung auch versteht und ausfüllt: Ref. hat es mit der größten Freude gesehen, wie im Zeichenunterrichte für das Verständnis der alten Kunst erfolgreich gearbeitet wird. Die S. 34 f. gegebene Auswahl der zu behandelnden Kunstwerke wird auch für den Anschauungsunterricht nützliche Winke geben. Den Schluß bildet die Wiedergabe der praktischen Versuche, wobei es gelang, in etwa 10 Stunden die hervorragendsten Meisterwerke der griechischen Plastik (Myron, Polyklet, Paionios, Phidias, Praxiteles, Lysippos) durchzunehmen. Möge dieser Versuch an recht vielen Anstalten wiederholt werden, wenn sie auch nicht „Kunstgeschichte" treiben.

Wien. Dr. Johann Oehler.



Fünfte Abteilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Verordnung des Ministers für Kultus und Unterricht vom 21. Dezember 1904, Z. 42.212, an alle Landesschulbehörden, betreffend die Maturitätsprüfungen für Frauen. In teilweiser Abänderung der Ministerial-Verordnung vom 9. März 1896, Z. 1965 (Minist.-Vdgsbl. Nr. 18, S. 126), betreffend die Maturitätsprüfungen für Frauen, finde ich die Bestimmung des viertletzten Alinea der genannten Verordnung außer Kraft zu setzen und sonach zu gestatten, daß in Hinkunft auch weiblichen Kandidaten bei Ablegung der Gymnasial-Maturitätsprüfung unter den gleichen Voraussetzungen wie den männlichen Kandidaten Dispensen bei der mündlichen Prüfung erteilt werden.

Erlaß des Ministers für Kultus und Unterricht vom 6. März 1905, Z. 6361, betreffend die Gipsgießerei des Österr. Museums für Kunst und Industrie. Mit dem Erlasse vom 1. Februar 1905, Z. 45.528 ex 1904, habe ich die vertragsmäßige Übergabe der Gipsgießerei des Österr. Museums für Kunst und Industrie in die Regie des Gipsformators Moritz Schroth genehmigt und angeordnet, daß diese Gießerei während der Vertragsdauer den Namen „Gipsgießerei des Österr. Museums für Kunst und Industrie, Inhaber Moritz Schroth" zu führen habe. Sämtliche staatlichen und staatlich subventionierten Unterrichtsanstalten werden hiemit angewiesen, ihren Bedarf an Gipsmodellen, soweit er von der genannten Gipsgießerei gedeckt werden kann, ausschließlich von ihr zu beziehen. Allen diesen Schulen sowie den aus Landesmitteln erhaltenen oder aus Landesmitteln subventionierten Schulen wird bei Bestellungen von den im Kataloge festgesetzten Preisen ein Nachlaß von 10 Prozent gewährt. Bestellungen von Gipsabgüssen sowie alle hierauf Bezug habenden Anfragen und Zuschriften sind künftighin ausschließlich an die „Gipsgießerei des Österr. Museums für Kunst und Industrie, Inhaber Moritz Schroth" in Wien, XII., Dunklergasse, zu richten. Ich ersuche ꝛc., hievon die Direktionen (Leitungen) der im dortigen Verwaltungsgebiete gelegenen staatlichen Unterrichtsanstalten sowie die mit der Überwachung dieser Schulen betrauten Behörden und Organe zur Darnachachtung in Kenntnis zu setzen.

Erlaß des Ministers für Kultus und Unterricht vom 11. Oktober 1904, Z. 20.089, an alle Landesschulbehörden, betreffend den Unterricht in der Geometrie in der I. Klasse der Realschulen und den Unterricht in der Geographie in der III. Klasse der Gymnasien. 1. Einem

vielfach geäußerten Wunsche willfahrend, finde ich unter Bezugnahme auf die Ministerial-Verordnung vom 23. April 1898, Z. 10.331 (Minist.-Vdgsbl. Nr. 14), zu bestimmen, daß die geometrische Formenlehre in der I. Realschulklasse, welche bisher als ein selbständiger Gegenstand behandelt wurde, künftighin in dieser Klasse mit der Arithmetik zu einem Lehrgegenstande vereinigt werde. 2. Zum Zwecke der leichteren und besseren Verarbeitung des dem geographischen, bezw. geschichtlichen Unterrichte in der III. Gymnasialklasse zugewiesenen Lehrstoffes bin ich geneigt, auf Antrag der Landesschulbehörde im Einvernehmen mit den betreffenden Lehrkörpern zu gestatten, daß in der bezeichneten Klasse der Unterricht in Geographie und Geschichte in je zwei wöchentlichen Stunden erteilt werde, jedoch nur unter der Voraussetzung, daß die normale Gesamtzahl der wöchentlichen obligaten Unterrichtsstunden in dieser Klasse 25 (ohne Turnen) nicht überschreite.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat nachstehenden Mittelschulen das Öffentlichkeitsrecht verliehen, und zwar: I. Auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen mit dem Rechte, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen, unter gleichzeitiger Anerkennung des Reziprozitätsverhältnisses im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173: der Komm.-Realsch. in Eger. II. Für das Schuljahr 1904/1005: der I.—III. Klasse der Privat-Realsch. des Marieninstituts in Graz, der I.—III. Klasse der Privat-Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz, der I., III. und V. Klasse des Privat-Mädchen-Gymn. des Vereines „Minerva“ in Prag, der I., II., V., VI. und VII. Klasse des Privat-Mädchen-Gymn. des Vereines für erweiterte Frauenbildung in Wien, der I.—III. Klasse der Privat-Realsch. im XIII. Gemeindebezirke in Wien, der I.—IV. Klasse des Privat-Untergymn. in Wilhering, der I.—VI. Klasse des Privat-Gymn. in Wischau. III. Für das Schuljahr 1904/1905 unter gleichzeitiger Anerkennung des Reziprozitätsverhältnisses im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173: der I.—VII. Klasse des Komm.-Real- und Obergymn. in Gablonz a. N., der I.—VII. Klasse des Komm.-Gymn. in Gaya, der I.—IV. Klasse der Komm.-Unterrealsch. in Idria, der I.—IV. Klasse des Landes-Realgymn. in Klosterneuburg, der I.—IV. Klasse der Komm.-Realsch. in Littau, der I.—VI. Klasse des Komm.-Gymn. in Lundenburg, der I.—IV. Klasse des Landes-Realgymn. und der V. und VI. Klasse der damit verbundenen Landes-Oberrealsch. in Mitterburg, der I. und II. Klasse der Komm.-Realsch. in Nimburg, der I.—VII. Klasse des Komm.-Gymn. in Rokytzan, der I.—IV. Klasse des Komm.-Realgymn. sowie der I. und II. Klasse der gymnasialen Abteilung und der I. Klasse der realen Abteilung des vierklassigen Komm.-Oberrealgymn. in Tetschen a. d. E., der V. Klasse der Landes-Realsch. in Waidhofen a. d. Ybbs, der I.—IV. Klasse des Komm.-Gymn. in Wels.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat dem Privat-Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Mährisch-Ostrau das Öffentlichkeitsrecht sowie das Recht, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen, auf die Dauer des Schuljahres 1904/1905 verliehen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat dem deutschen Mädchen-Lyzeum in Prag für die Schuljahre 1904/1905, 1905/1906 und 1906/1907 das Recht verliehen, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Reifezeugnisse auszustellen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat das der I. und II. Klasse der höhern deutschen Mädchenschule in Pilsen verliehene Recht



der Öffentlichkeit für die Dauer der Schuljahre 1904/1905, 1905/1906 und 1906/1907 auf die III. Klasse ausgedehnt.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat der Privat-Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Mährisch-Ostrau das Öffentlichkeitsrecht sowie das Recht, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen, auf die Dauer des Schuljahres 1904/1905 verliehen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat das dem städtischen Mädchen-Lyzeums in Graz verliehene Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Reifezeugnisse auszustellen, auf die Dauer der Schuljahre 1904/1905, 1905/1906 und 1906/1907 ausgedehnt.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat dem städtischen Mädchen-Lyzeum in Czernowitz das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Reifezeugnisse auszustellen, auf die Schuljahre 1904/1905, 1905/1906 und 1906/1907 ausgedehnt.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat der I., II. und III. Klasse des Privat-Mädchen-Obergymn. (III., IV. und V. Klasse der gymnasialen Mädchenschule) der Sophie Strzałkowska in Lemberg das Recht der Öffentlichkeit für das Schuljahr 1904/1905 verliehen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat der I. Klasse des vom Vereine „Ruthenisches Mädcheninstitut in Przemyśl" erhaltenen Mädchen-Lyzeums mit ruthen. Unterrichtssprache in Przemyśl das Öffentlichkeitsrecht auf die Dauer des Schuljahres 1904/1905 verliehen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat dem mit dem Öffentlichkeitsrechte ausgestatteten städtischen Mädchen-Lyzeum in Triest und den mit diesem verbundenen zwei Fortbildungskursen zur Heranbildung von Lehramtskandidatinnen für Volksschulen auf die Dauer der Schuljahre 1904/1905, 1905/1906 und 1906/1907 das Recht zur Abhaltung von Reifeprüfungen und zur Ausstellung staatsgiltiger Reifezeugnisse verliehen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat der II., IV. und V. Klasse des Mädchen-Lyzeums mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis das Recht der Öffentlichkeit auf die Dauer des Schuljahres 1904/1905 verliehen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat das dem Mädchen-Lyzeum in Baden für die I., II. und III. Klasse verliehene Recht der Öffentlichkeit auch auf die IV. Klasse für das Schuljahr 1904/1905 ausgedehnt.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat dem Mädchen-Lyzeum des Wiener Frauen-Erwerbvereines das Recht zur Abhaltung von Reifeprüfungen und zur Ausstellung staatsgiltiger Reifezeugnisse auf die Dauer der Schuljahre 1904/1905, 1905/1906 und 1906/1907 erstreckt.

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen (Verleihungen):

Zum Landeschulinspektor in Mähren den beim mähr. Landesschulrate in Verwendung stehenden Prof. am I. böhm. Gymn. in Brünn Alois Vlk.

Zum Direktor des Gymn. in Ried der Prof. am Gymn. in Linz Dr. Franz Thalmayr.

Zum Direktor der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen der Direktor des Gymn. in Mies Dr. Georg Juritsch.

Zum Direktor des Gymn. in Bielitz der Prof. am Sophien-Gymn. in Wien Franz Klein.

Zum Direktor der Realsch. in Laun der Direktor der ehemaligen Komm.-Realsch. daselbst Alois Zdrahal.

Zum Direktor des Gymn. bei St. Hyazinth in Krakau der Direktor des Gymn. in Podgórze Stanislaur Bednarski.

Zum Direktor des Gymn. in Podgórze der Prof. am Gymn. bei St. Anna in Krakau Ignaz Kranz.

Zum Direktor der Realsch. in Rovereto der Prof. an der Realsch. in Rovereto Fortunato Bertolasi.

Zum Direktor der Realsch. in Zywiec der Prof. am III. Gymn. in Krakau Bronislaus Gustawicz.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Marburg der prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Max Haid.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Bielitz der prov. Lehrer an dieser Anstalt Erwin Hanslik.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Villach der Supplent an dieser Anstalt Dr. Reinhold Lorenzi.

Dem wirkl. Lehrer am Komm.-Gymn. in Rokytzan Jaromir Zejda eine Lehrstelle am I. böhm. Gymn. in Brünn.

Zum wirkl. Lehrer an der Realsch. in Tarnopol der Supplent an der Realsch. in Stanislau Witold Zosel.

Dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Tarnopol Franz Mrozicki eine Lehrstelle an der Realsch. in Zywiec.

Zum defin. Turnlehrer an der Realsch. in Laun der defin. Turnlehrer an der ehemaligen Komm.-Realsch. dortselbst Franz Kraus.

Zum defin. Turnlehrer an der griech.-orient. Realsch. in Czernowitz der Nebenlehrer für Turnen an dieser Anstalt Johann Radomski.

Eine Lehrstelle am Gymn. in Brüx dem Supplenten Josef Golling.

Zum prov. Lehrer an der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke der Supplent an dieser Anstalt Karl Frostl, am I. deutschen Gymn. in Brünn der Lehrsupplent Dr. Ernst Fasolt, am V. Gymn. in Lemberg der Privatdozent an der Universität in Lemberg Dr. Adam Szelągowski.

Zum prov. Lehrer in der IX. Rangsklasse an der Gewerbeschule in Bielitz der Supplent an der Realsch. in Teschen Dr. Raimund Müller.

Zum wirkl. röm.-kathol. Religionslehrer am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Kołomea der suppl. Religionslehrer an dieser Anstalt Stanislaus Sokołowski.

Zum wirkl. Religionslehrer am Gymn. in Brzezany der suppl. röm.-kathol. Religionslehrer an dieser Anstalt Ladislaus Honorski.

Zum wirkl. israel. Religionslehrer am Gymn. in Brody der israel. Religionslehrer an der Mädchen-Bürgerschule in Wadowice Dr. Oser Osias Frost.

Zum wirkl. Religionslehrer am Gymn. in Trient (deutsche Abteilung) der suppl. Religionslehrer an dieser Anstalt Balthasar Rimbl.

Zum Konservator der Zentralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale (I. Sektion) der Gymn.-Prof. Dr. Johann Gutscher in Graz.

Vom Minister für Kultus und Unterricht wurden ernannt: zu Mitgliedern der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Wien und zu Fachexaminatoren auf die restliche Dauer des Studienjahres 1904/1905 der ord. öff. Prof. an der Universität in Wien Dr. August Fournier und der außerord. öff. Prof. an derselben Universität Dr. Wenzel Vondrák, und zwar ersterer für Geschichte, letzterer für slav. Philologie.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. sowie jener für das Lehramt an Mädchen-Lyzeen in Czernowitz und zum Fachexaminator der engl. Sprache in beiden Kommissionen



für die restliche Dauer der laufenden Funktionsperiode der außerord. Prof. an der Universität in Czernowitz Dr. Leon Kellner.

Zu Konservatoren der Prüfungskommission für das Lehramt des Freihandzeichnens an Mittelschulen in Prag und zum Fachexaminator für Projektionslehre und für allgemeine pädagogisch-didaktische Fragen auf die restliche Dauer der laufenden Funktionsperiode der außerord. Prof. an der deutschen techn. Hochschule in Prag Eduard Janisch.

Zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Wien und zum Fachexaminator für slav. Philologie auf die Dauer des Studienjahres 1904/1905 der außerord. Prof. an der Universität daselbst Dr. Milan Ritter v. Rešetar.

Zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. sowie an Mädchen-Lyzeen in Lemberg der ord. Prof. an der Universität daselbst Dr. Josef Kallenbach.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat zu Mitgliedern und Fachexaminatoren der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Krakau ernannt: für Mineralogie den ord. Universitätsprof. Dr. Josef Marian Morozewicz, für Chemie den ord. Universitätsprof. Dr. Julian Schramm, für poln. Sprache den ord. Universitätsprof. Johann Łós, im übrigen aber diese Prüfungskommission in ihrer dermaligen Zusammensetzung für das Studienjahr 1904/1905 bestätigt.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat auf die Dauer von drei Jahren zu Mitgliedern und Fachexaminatoren bei der in Lemberg zu aktivierenden Prüfungskommission für das Lehramt des Gesanges an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten, ferner des Violin-, Orgel- und Klavierspieles an Lehrerbildungsanstalten ernannt: *a*) für Gesang den Domkapellmeister Heinrich Jarecki, *b*) für Violine die Lehrer am Lemberger Konservatorium Franz Slomkowski und Moritz Wolfsthal, *c*) für Klavier den Lehrer am Lemberger Konservatorium Vilém Kurz und den Klavierschul-Inhaber Theodor Pollak, *d*) für die Geschichte der Musik den Lehrer am Lemberger Konservatorium Stanislaus Niewiadomski, *e*) für Orgel, dann für die Lehre vom Kontrapunkte sowie für allgemeine und pädagogische Bildung den Vorsitzenden dieser Prüfungskommission Mieczyslaw Soltys.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 7. Februar d. J. für die nächste sechsjährige Funktionsperiode des Landesschulrates für Tirol nachbenannte Personen a. g. zu ernennen geruht: den Ehrendomherrn und Dekan in St. Johann Johann Grander, den Rektor des fürstbischöfl. Gymn. in Brixen Msgr. Dr. Alois Spielmann, den Ehrendomherrn und Dekan in Meran Sebastian Glatz, den Ehrendomherrn und Rektor des theol. Diözesan-Seminars in Trient Grazian Flabbi, den Direktor der Realsch. in Innsbruck Schulrat Hermann Sander, den Direktor der Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt in Innsbruck Schulrat Hermann Böck, den Direktor des Gymn. in Rovereto Johann Baptist Filzi, den dem Landesschulrate zur Dienstleistung zugewiesenen Prof. am Gymn. in Trient Josef Defant.

Zu Mitgliedern der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag der ord. öff. Prof. an der böhm. Universität in Prag Johann Sobotka und der mit dem Titel eines außerord. Universitätsprof. bekleidete Dozent an derselben Universität Dr. Jaroslav Bidlo, und zwar der Erstgenannte zum Fachexaminator für Mathematik, der Zweite zum II. Fachexaminator für allgemeine Geschichte.

Zum Direktor der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. sowie an Mädchen-Lyzeen in Graz, ferner zum Direktor der Prüfungskommission für das Lehramt der Stenographie daselbst der Universitätsprof. Dr. Adolf Bauer; im übrigen aber die Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. und für das Lehramt der Stenographie für das Studienjahr 1904/1905, jene

für das Lehramt an Mädchen-Lyzeen auf die Dauer der Studienjahre 1904/1905 bis 1906/1907 in ihrer dermaligen Zusammensetzung bestätigt.

Zum Direktor der deutschen Prüfungskommission für das Lehramt der Stenographie in Prag der Realschulprof. d. R. Josef Guckler.

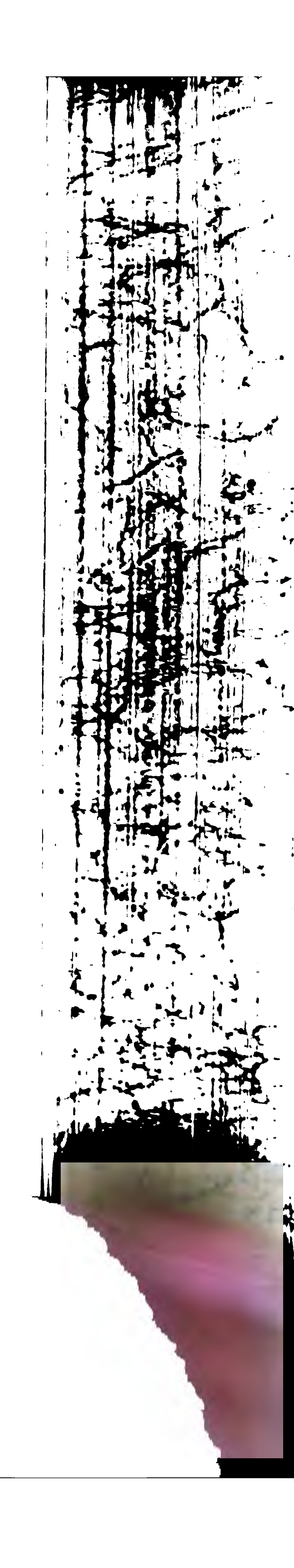
Zum außerord. Prof. der klass. Archäologie an der böhm. Universität in Prag der Privatdozent und Gymnasialprof. in Prag Dr. Ignaz Vysoký.

Zu außerord. Proff. der Philosophie an der böhm. Universität in Prag die Privatdozenten und Gymnasialproff. Dr. Franz Krejčí und Dr. Franz Čáda.

Als Privatdozent für synthetische Geometrie im Raume mit besonderer Rücksichtnahme auf die Lehramtskandidaten für Mittelschulen der Landesschulinspektor in Brünn Regierungsrat Vinzenz Jarolímek.

Als Privatdozent für systematische Botanik an der philosophischen Fakultät der Universität in Wien der Prof. an der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke Dr. Anton Heimerl.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat nachstehende Professoren an Staats-Mittelschulen in die VII. Rangsklasse befördert: Josef Amman am Gymn. in Krumau, Anton Bartel am I. Gymn. in Laibach, Josef Bartoš am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Kremsier, Richard Basel am Gymn. in Eger, Josef Bass an der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke, Peter Bezděk am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz, Josef Bräunl am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau, Ignaz Branhofer am Gymn. in Iglau, Anton Brejcha am Gymn. in Tabor, Adalbert Breuer an der Realsch. im III. Wiener Gemeindebezirke, Emanuel Bronec am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Kremsier, Dr. Ladislaus Brtnický am Gymn. in Königgrätz, Dr. Franz Bylicki am III. Gymn. in Krakau, Jaroslav Červenka am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Tischlergasse), Josef Doležal am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz, Franz Doležel am Gymn. in Trebitsch, Karl Domin am Gymn. in Jasło, Johann Dziurzyński am III. Gymn. in Krakau, Anton Frenzl am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz, Dr. Karl Garzarolli Edlen v. Turnlackh an der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke, Anton Giedroyć an der Realsch. in Tarnopol, Anton Ritter v. Gołkowski am Gymn. in Sanok, Alfred Goller an der I. deutschen Realsch. in Prag, Dr. Jonas Groag an der Realsch. in Linz, Emil Grünberger an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis, Franz Gutowski an der Realsch. in Tarnow, Franz Haas am Real- und Obergymn. in Prag (Křemenecgasse), Philipp Hauptmann am Real- und Obergymn. in Smichow, Valerian Heck am Gymn. bei St. Anna in Krakau, Franz Hoffmann an der Realsch. in Jungbunzlau, Hilarion Hołubowicz an der I. Realsch. in Krakau, Johann Honza am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, Wenzel Hübner an der Realsch. in den Königlichen Weinbergen, Dr. Josef Jacob am Akad. Gymn. in Wien, Gregor Jarema am II. Gymn. in Lemberg, Franz Jarolím an der Realsch. in Tabor, Johann Ježek an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, Felix v. Józefowicz am II. Gymn. in Lemberg, Wilhelm Kacerovský am Real- und Obergymn. in Smichow, Edmund Kaltofen am Gymn. in Prachatitz, Karl Kaplan am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Graben), Elias Karausch am Gymn. in Raudnitz, Josef Khunt an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis, Dr. Stanislaus Klemensiewicz am V. Gymn. in Lemberg, Josef Kliment am Gymn. in Trebitsch, Josef Klotzek am Gymn. in Brody, Wladimir Kobliska am Gymn. in Raudnitz, Emil König an der Realsch. in Steyr, Aron Kohn am Gymn. in Stanislau, Nikolaus Komma am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Graben), Johann Ko[illegible] Real- und Obergymn. in Prag (Křemenecgasse), Friedrich K[illegible]



Den Titel Professor der israel. Religionslehrer am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt Nathan Grün.

Den Orden der eisernen Krone III. Klasse der Landesschulinspektor Stephan Kapp in Wien und der Landesschulinspektor Dr. Josef Loos in Linz.

Das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens: der Prof. am akad. Gymn. in Wien Schulrat Dr. Valentin Hintner aus Anlaß der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Prof. an der Unterrealsch. in Zara Johann Smirich, der Religionsprof. am I. Gymn. in Laibach Thomas Zupan und der Prof. am IV. Gymn. in Lemberg Schulrat Marian Lomnicki aus Anlaß der erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand.

Die Allerhöchste Anerkennung für seine vieljährige, pflichteifrige und ersprießliche Dienstleistung der Prof. am Gymn. in Capodistria Nikolaus Spadaro aus Anlaß seiner Versetzung in den bleibenden Ruhestand.

Den Ausdruck der Allerhöchsten Zufriedenheit der Prof. an der Realsch. in Laibach kais. Rat Johann Franke.

Nekrologie.

Gestorben sind [1]: August Burkart, Gymnasialprof. (LG) in Wien, 49 J. alt; Ferdinand Barta, Gymnasialdirektor in Ried, 53 J. alt; Vinzenz Kočwara, Gymnasialprof. (L Gb) in Brünn, 41 J. alt; Ferdinand Richter, Gymnasialprof. (M Nl) in Troppau, 55 J. alt; Vinzenz Grund, Realschulprof. (H) in Elbogen, 54 J. alt; Jakob Wang, Gymnasialprof. (LG) in Villach, 56 J. alt; Josef Havranek, Gymnasialprof. (R) in Prag, 50 J. alt; Theodor Hoschek, wirkl. Gymnasiallehrer (H) in Feldkirch, 30 J. alt; Franz Graßl, Gymnasialprof. (LG) in Weidenau, 58 J. alt; Lino Pouwlić, Realschulprof. (M Nl) in Zara, 54 J. alt; Albin Mende, Gymnasialprof. (D lg) in Prag, 58 J. alt; Johann Kohavić, wirkl. Gymnasiallehrer (H) in Ragusa, 28 J. alt; Julian Kostecki, Gymnasialprof. (Rlg) in Stryj, 50 J. alt; Josef Wojcik, Gymnasialdirektor in Jaroslau, 55 J. alt; Josef Giestowski, wirkl. Lehrer (Plg) in Sanok, 35 J. alt; Dr. Johann Kržanić, Gymnasialprof. (LG) in Spalato, 37 J. alt; Michael Zulkiewicz, Gymnasialdirektor in Bochnia, 61 J. alt; Martin Sas, Gymnasialprof. (LGp) in Bochnia, 46 J. alt; Richard Kotyka, Gymnasialprof. (LGB) in Prag, 45 J. alt; Viktor Grünberg, Realschulprof. (M Nl) in Wien, 39 J. alt; Franz Šafranek, Gymnasialdirektor in Pilsen, 57 J. alt; Gregor Jarema, Gymnasialprof. (R) in Lemberg, 50 J. alt; Sigmund v. Swistelnicki, Religionsprof. in Brody, 57 J. alt; Johann Appl, Gymnasialprof. (HD) in Wien, 50 J. alt; Heribert Bouvier, Gymnasialprof. i. R. in Berndorf, 56 J. alt; Franz Kunz, Realschulprof. (HB) in Wien, 53 J. alt; Regierungsrat Dr. Alois Pernter, Gymnasialdirektor i. R. in Bozen, 55 J. alt; Johann Dimter, Gymnasialprof. (Dlg) in Eger, 51 J. alt; Johann Karassek, Gymnasialprof. (LG) in Weidenau, 59 J. alt; Johann Kohm, Gymnasialprof. (LG) in Aussig, 37 J. alt; Schulrat Julius Roth, Realschulprof. (LB) in Prag, 63 J. alt.

---

[1]) Um in diesen Angaben Vollständigkeit zu erzielen, werden die Lehrkörper (Direktionen) ersucht, die eintretenden Todesfälle der Redaktion gefälligst bekannt zu geben.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Richard Heinzel[1]).

Als an dem Tage, da man Heinzel begrub, die ehrenvolle Aufforderung an mich erging, in unserem Verein ihm einen Nachruf zu halten, da mußte ich ablehnen, weil ich in jener trüben und verworrenen Zeit nur unsere erste, unmittelbare Empfindung hätte aussprechen können, was doch schon besser, als ich es vermocht hätte, andere, beredtere, an Heinzels Sarge getan hatten.

Heute, da unser Schmerz milder geworden und die unheilige Neugier der Menge verstummt ist, will ich es unternehmen, Ihnen, soweit meine Kräfte reichen, ein Bild Heinzels zu zeichnen.

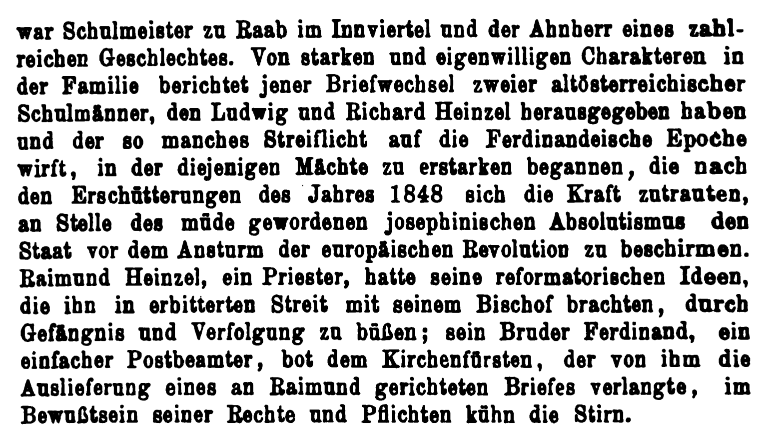
Ich sage, so weit meine Kräfte reichen, und ich bitte Sie zu glauben, daß ich nicht im Kurialstil der Bescheidenheit spreche. Die Wissenschaft hat Heinzels Seele nicht ausgefüllt, von seinen wissenschaftlichen Interessen tritt wieder nur ein kleiner Teil in seinen Werken zutage — und doch bewegen sich diese Werke auf so verschiedenen Gebieten, daß kaum einer aus der jüngeren Generation der Germanisten imstande ist, sie alle zu beurteilen und zu würdigen.

Wenn ich zunächst einen Abriß von Heinzels Leben entwerfe, so tue ich es, weil ich bei Ihnen das Interesse voraussetze, das die Schicksale teurer Menschen in uns erwecken; keineswegs aber bin ich der Meinung Heinzels Eigenart damit irgendwie zu erklären. Denn eine wahre und echte Persönlichkeit gleicht nicht dem Wasser, das dem Gefäß sich anschmiegt, sondern dem Gestein, das in seine Kristallgestalt schießt, durch Luft und Regen verwittert, aber nicht geformt werden kann.

Heinzel stammt von Vaters Seite aus einer Lehrerfamilie. Sein Großvater, Josef Heinzel, aus dem Budweiser Kreise gebürtig,

---

[1]) Vortrag, gehalten am 26. Mai 1905 im Wiener Neu[...] Vereine.



war Schulmeister zu Raab im Innviertel und der Ahnherr eines zahlreichen Geschlechtes. Von starken und eigenwilligen Charakteren in der Familie berichtet jener Briefwechsel zweier altösterreichischer Schulmänner, den Ludwig und Richard Heinzel herausgegeben haben und der so manches Streiflicht auf die Ferdinandeische Epoche wirft, in der diejenigen Mächte zu erstarken begannen, die nach den Erschütterungen des Jahres 1848 sich die Kraft zutrauten, an Stelle des müde gewordenen josephinischen Absolutismus den Staat vor dem Ansturm der europäischen Revolution zu beschirmen. Raimund Heinzel, ein Priester, hatte seine reformatorischen Ideen, die ihn in erbitterten Streit mit seinem Bischof brachten, durch Gefängnis und Verfolgung zu büßen; sein Bruder Ferdinand, ein einfacher Postbeamter, bot dem Kirchenfürsten, der von ihm die Auslieferung eines an Raimund gerichteten Briefes verlangte, im Bewußtsein seiner Rechte und Pflichten kühn die Stirn.

Der älteste Sohn Josef Heinzels war Wenzeslaus, der trotz der Last des Schulamts und der Sorge um seine schnell anwachsende Familie, der er ein liebevoller Vater und Erzieher war, ferne von aller äußeren Anregung, in einem Städtchen des österreichischen Küstenlandes, die klassischen Studien pflegte und mit Eifer und Verständnis die Ergebnisse der jungen Sprachwissenschaft in sich aufnahm. Er war Humanitätsprofessor, dann Präfekt des Gymnasiums zu Capo d'Istria, zuletzt Gymnasialpräfekt in Görz. Wenige Wochen vor seiner Übersiedlung nach dieser Stadt, am 3. November 1838, wurde ihm, wie er an seinen Freund Enk schreibt, wieder ein Söhnchen geboren, das er Richard taufen ließ. Es sollte sein letztes Kind sein. Schon ein Jahr darauf, im besten Mannesalter, starb er, vier unversorgte Kinder zurücklassend.

Seine Witwe war die Tochter Friedrich Johns, eines Westpreußen, der am Ende des 18. Jahrhunderts sich in Wien ansässig gemacht hatte und hier als Kupferstecher zu Ruhm und Ansehen gelangte. John war ein wunderlicher Mann, dessen pedantische Erziehungsgrundsätze seinen Kindern böse Stunden bereiteten. Seine Tochter Adelheid mußte als Braut ihre Musik- und Sprachstudien fortsetzen und durfte erst dann heiraten, als sie die Staatsprüfung aus Französisch, Italienisch und Harmonielehre abgelegt hatte.

Ihr gereichte jedoch die Schrulle des Vaters zum Segen. Denn nach dem Tode des Gatten ermöglichten es ihr ihre Kenntnisse, allein für sich und die Kinder zu sorgen.

Sie trat als Erzieherin in das Haus des Grafen Scherffenberg und stellte dabei die Bedingung, ihr jüngstes Kind, Richard, bei sich behalten zu dürfen.

Im Scherffenbergschen Hause, als Gespiele der jungen Gräfinnen, nicht in der Luft des Studierens, hat Heinzel seine Kinderjahre und später die Schulferien zugebracht und stets ist er mit

den Mitgliedern der gräflichen Familie in freundschaftlichem Verkehr geblieben.

Die ersten Gymnasialstudien legte H. in Marburg a. d. Drau, dann am Wiener Akademischen Gymnasium zurück, das Obergymnasium absolvierte er als Internist des Löwenburgschen Konvikts bei den Piaristen in Wien. An die Konviktszeit dachte er höchst ungerne zurück. Wie stark diese unangenehmen Eindrücke der ersten Jünglingsjahre in ihm hafteten, mag folgende Tatsache beweisen. Als ich ihm vor wenigen Jahren den kürzesten Weg von einem Punkte der Josefstadt zu seiner Wohnung zeigen wollte und wir vor der Maria Treu-Kirche vorbeikamen, sagte er mir, den Weg kenne er wohl, aber er vermeide ihn, so peinlich sei ihm die Erinnerung an die Zeit, als er hier das Gymnasium besuchte.

Im Jahre 1856 bestand H. die Maturitätsprüfung mit Auszeichnung und bezog die Wiener Universität, um klassische und deutsche Philologie zu studieren. Professor der deutschen Sprache und Literatur war damals Karl Aug. Hahn, der jedoch schon im Februar des folgenden Jahres starb. Sein Nachfolger war Franz Pfeiffer. H. hat mit ihm näher verkehrt, aber kaum von ihm stärkere Anregungen erhalten. Ein einziger unter seinen Lehrern scheint auf ihn Eindruck gemacht zu haben, nämlich Johannes Vahlen, der 1858 als junger Mann von 28 Jahren an unsere Universität berufen wurde und von dessen Tätigkeit und Aussprüchen im Seminar Heinzel gerne erzählte. Aber, wie er selbst öffentlich bekannte, was gelehrte Arbeit heißt, hat er mehr als von seinen Lehrern von seinem Studienkollegen Wilhelm Scherer gelernt, als dessen ersten Schüler er sich bezeichnete.

Im Herbst des Jahres 1860, unmittelbar nach Ablegung der Lehramtsprüfung, kam H. für ein Semester als Supplent an das Gymnasium zu Triest. Zu seinen Kollegen an dieser Anstalt zählte Robert Hamerling, der ihm jedoch nicht sonderlich sympathisch war. Das Triester Semester scheint H. in das Probejahr eingerechnet worden zu sein; den zweiten Teil dieses Jahres verbrachte er am Akademischen Gymnasium zu Wien. 1861—1864 war er Supplent am Linzer Gymnasium. Für seine geistige Ausbildung waren, wie er sagte, diese drei Jahre verloren. So muß man es als Glück betrachten, daß ein der akademischen Tradition wohlbekanntes Ereignis dem Linzer Aufenthalt ein Ende bereitete. Ein Professor betrug sich ungebührlich gegen H. und wurde von ihm gezüchtigt. Die nähere Ursache des Streites hat mir H. nicht erzählt, aber den Eindruck habe ich wohl gewonnen, daß er noch nach 40 Jahren sein Vorgehen nicht bedauerte.

Die mythenbildende Phantasie läßt auf jenen Vorfall unmittelbar Heinzels Berufung zum akademischen Lehramt folgen. Aber minder pointenreich als die Sage ist die Wirklichkeit. H. wurde aus dem Schuldienst entlassen, sein Gegner nach Siebenbürgen versetzt. So erzählte mir H. selbst; wer auf die amt-

lichen Quellen angewiesen wäre, stünde vor einem Rätsel. Im Programm des Linzer Gymnasiums vom Jahre 1864 erscheinen noch H. und sein Gegner im Personalverzeichnis, H. wird noch besonders der Dank wegen seiner Verdienste um die Schülerbibliothek ausgesprochen; im Jahre 1865 sind beide Männer verschwunden und man sucht vergeblich in der Chronik des Gymnasiums und den amtlichen Erlassen nach ihrem Verbleib. *ᾠχέσθην ἀίστω ἀπύστω.*

Erst im Herbst des Jahres 1865 trat H. wieder in den Schuldienst, diesmal als Supplent am Wiener Kommunalgymnasium in der Leopoldstadt. Die Zwischenzeit verbrachte er in der Walachei als Hofmeister im Hause des Fürsten Sutsos. Er erinnerte sich gerne an diese Zeit, in der die eigenartige Umgebung, sowie Reisen seinen Gesichtskreis erweiterten und er interessante Männer kennen lernte, so den später berühmt gewordenen Midhat Pascha.

Bis zum Schluß des Schuljahres 1867/68 verblieb H. am Leopoldstädter Gymnasium, seit 1866 als Professor. Inzwischen war Franz Pfeiffer gestorben. Sein Lehrstuhl ward geteilt und zu Professoren wurden der Wiener Privatdozent Wilhelm Scherer und der Grazer Professor Karl Tomaschek ernannt. Tomascheks Grazer Stelle erhielt Heinzel. Nach Scherers Abgang an die neu gegründete Straßburger Universität wurde Heinzel, nachdem M. Lexer einen Ruf abgelehnt hatte, am 4. Februar 1873 zum ord. Professor an unserer Universität ernannt, gegen den Willen der Fakultätsmehrheit, die Bartsch oder Weinhold vorgezogen hätte, aber entsprechend den Wünschen des nächsten Fachkollegen Tomaschek, des bedeutendsten Mitgliedes des Kollegiums, Franz Miklosich, und anderer angesehener Professoren.

Vom Jahre 1873 bis zu seinem Tode hat H. an unserer Universität gelehrt. Wohl nur wenige seiner Zuhörer haben sich der imponierenden Macht seiner Gesamtpersönlichkeit entziehen können. Bewunderung, ja auch Liebe erringt so mancher akademische Lehrer; der unbestrittene Respekt, der H. entgegengebracht wurde, dürfte nur selten einem anderen zuteil geworden sein.

Durch künstlerische Form oder rednerisches Pathos wirkte H. nicht, wenn er auch in seinen Kollegien, in literarischen Charakteristiken, weit öfter wärmere Töne anschlug, als in den Schriften seiner späteren Jahre. Wenn man ihn sah, wie er vorne an dem Geländer des Podiums stehend den Blick auf seine Aufzeichnungen gerichtet hielt, mochte man glauben, er lese. Aber das war ein Irrtum. Seine Kollegienhefte enthalten nur Schlagworte. Er formte den Gedanken während der Vorlesung. Wenn man dies weiß, so wird einem das eigentümliche, starke Spiel der Gesichtsmuskeln begreiflich, das H.s Vorträge zu begleiten pflegte und das ja bei energischer Denktätigkeit so häufig sich einstellt.

Rhetorische Genüsse fand also der St[illegible]
aber vom ersten Augenblick an gewann er d[illegible]

vor ihm ein Mann stand, der seinen Gegenstand souverän beherrschte. Es ist in unseren Tagen eine schwere Aufgabe geworden, die Fortschritte der ganz verschiedenartigen Disziplinen zu verfolgen, die herkömmlich dem Professor der älteren deutschen Sprache und Literatur anvertraut sind. H. hat sich selbst einmal öffentlich über das Verhältnis von Sprachwissenschaft einerseits und Philologie und Literaturgeschichte anderseits ausgesprochen. Er hat wohl die Bedeutung hervorgehoben, welche eine Disziplin als Hilfswissenschaft der andern hat, aber doch auch angedeutet, daß es nur der Usus ist, der beide in denselben Lehrauftrag einbezieht.

Obwohl nun H. es durchaus ablehnte, als Sprachforscher bezeichnet zu werden, hat er doch sein Kolleg über historische Grammatik stets auf der Höhe der Zeit erhalten und mit solch erfolgreicher Pflichttreue die Ergebnisse der letzten Forschungen sich zu eigen gemacht, daß Fernerstehende in den Glauben gerieten, auf dem Gebiete der Linguistik liege eigentlich der Kreis seiner wissenschaftlichen Interessen.

Den Anfänger führten H.s systematische Vorlesungen besser als irgend ein Handbuch in die einzelnen Wissenszweige ein; dem reiferen Studenten boten die Interpretationskollegien und das Seminar die reichste Anregung. Hier konnte man lernen, was wahre Philologie ist; denn H. betrachtete, wie mein Freund Kraus mit Recht gesagt hat, die alten Dichter nicht als Vorwand, um allerlei Antiquitäten vorzubringen, für ihn war selbstverständlich, was manche unter schmetterndem Fanfarenton der sündigen Welt glauben ins Gewissen rufen zu müssen, daß Kritik und Exegese das Um und Auf der Philologie sind.

H. hat es für seine Pflicht gehalten, durch unablässige Lektüre sein Sprachgefühl zu schärfen. Lange Jahre hindurch hat er sich's zum Grundsatz gemacht, jeden Tag eine bestimmte Anzahl mhd. Verse zu lesen. Aber in den Dienst seines Lehramtes stellte er auch die in den Jünglingsjahren begonnene und in den schlafarmen Nächten des Mannes- und Greisenalters fortgesetzte Beschäftigung mit nichtgermanischer und moderner Literatur. Von seiner Belesenheit bekam schon eine Ahnung, wer ihn einen alten Schriftsteller interpretieren hörte; bewundern und anstaunen mußte sie, wer ihm persönlich näher kam. H. hat sich mit den meisten europäischen Sprachen und ihrem Schrifttum beschäftigt; von der deutschen, französischen, englischen und italienischen Literatur besaß er eine Kenntnis, wie ihrer nur wenige für eine dieser Literaturen sich rühmen können. Ebenso las er bis in seine letzte Lebenszeit eifrig die alten, namentlich die römischen Autoren. Er war ein [illegible] ...ner, dessen Hilfe zur Erklärung schwie[illegible] ohne Erfolg anrief.

[illegible] auf einer achtunggebietenden [illegible] Schwächling [illegible]tnis der

elementaren Dinge verriet, so genügte es, wenn H. mit einem Blick auf den Nagel seines kleinen Fingers sagte: 'Das steht alles ganz bequem im mhd. Wörterbuch zusammengestellt', und man konnte sicher sein, daß der Sünder in sich ging oder wenigstens nicht mehr störte.

Dem schüchternen Anfänger verdichteten sich freilich die Eindrücke von H.s überragender Persönlichkeit zu dem Gefühl seiner Unnahbarkeit. Ich selbst habe es erst am Schluß meines zweiten Studienjahres gewagt, H. zu besuchen. — Den Einzelnen zu packen, nicht loszulassen, vorwärts zu stoßen, auf die rechte Bahn zu bringen, das war nicht die Art H.s, der sogar Dissertationsthemen seinen Zuhörern nur ungern empfahl, und es entsprach auch nicht seinem Ideal akademischen Lehrens. Er hat mir öfters gesagt, Scherer sei ein pädagogisches Genie gewesen, das habe aber seine Nachteile gehabt, denn so mancher, aus dem Scherer das einzige, was er zu geben wußte, herausholte, hätte sich dann später als vollkommen unfruchtbar gezeigt. Wenige Wochen vor seinem Tode bemerkte er, man werde wohl wieder vom seminaristischen Unterrichte zurückkommen, aufs Katheder steigen und es jedem Einzelnen überlassen, sich seine Anregungen zu holen, und mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit tadelte er es, daß ich und andere in unseren Übungen von jedem Vorbereitung verlangten und jeden zur tätigen Teilnahme zwingen wollten. Das sei, meinte er, gegen die akademische Freiheit und das hätte er sich als Student nicht gefallen lassen.

So lag es ihm auch ganz ferne, eine Schule, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, gründen zu wollen. Wenn in den letzten Wochen so oft von einer Wiener Germanistenschule die Rede war, so ist das wahrhaftig nicht so zu verstehen, als ob wir jemals auf bestimmte Lehrmeinungen eingeschworen oder zu gewissen Arbeitsmethoden getrieben worden wären. Für Cliquen, Sekten, Parteien war H. nicht zu haben. Das ging freilich gegen die Gewohnheiten und gegen die Neigungen der gelehrten Menge, und so wurde H.s Verhalten von den Kurzsichtigen verkannt und von den schärfer Blickenden als kalt getadelt. Unbegreiflich oder unbehaglich war es ihnen, daß H. von der geraden Linie abwich, die unsere beiden Lieblingspunkte enthält, den richtigen, auf dem wir stehen, und den falschen, der uns als Ziel unserer Angriffe teuer und unentbehrlich ist. Wir werden sehen, daß dieses eindimensionale Denken auch H.s wissenschaftlicher Tätigkeit nicht gerecht wurde.

Von wohlmeinender, aber schlecht unterrichteter Seite ist behauptet worden, H. sei Zeit seines Lebens ein treuer Anhänger der Berliner Schule geblieben. Nichts kann falscher sein. Wenn man angeben sollte, welches Band denn die einzelnen Lehrsätze der Berliner zusammenhielt, die bis in die achtziger Jahre mit den Schülern Zarnckes in heftiger Fehde lagen, man wäre

wahrlich in Verlegenheit. Die Bedeutung Scherers, des einen Hauptes der Schule, lag in seiner Tätigkeit als Sprachforscher und Literarhistoriker. Hier konnte er gar nicht an Berliner Traditionen anknüpfen, worunter ja Lachmanns und Haupts, nicht etwa der Brüder Grimm Überlieferungen zu verstehen sind. Vielmehr macht es gerade einen seiner Ruhmestitel aus, daß er dem Reich der deutschen Philologie die Provinz der Literaturgeschichte einverleibt hat. Und in der Sprachforschung ist sein unmittelbarer Vorläufer Rudolf von Raumer. An Scherer knüpfte wieder die Mehrzahl der sogenannten Junggrammatiker an, und es sind doch eigentlich nur persönliche Zerwürfnisse gewesen, die den geistigen Ahnherrn zum Angriff auf seine Familie trieben. Die Bedeutung Müllenhoffs, der Scherers linguistischer Methode ohne eigentliches Verständnis gegenüberstand — ich darf wohl verraten, daß er in einem Brief an Heinzel bekannte, daß die ganze Lautphysiologie ihm wie ein Hokuspokus vorkomme — Müllenhoffs Bedeutung liegt wieder vor allem auf dem Gebiete der Altertumskunde. Nur der Glaube an die Liedertheorie, um einen kurzen Ausdruck zu gebrauchen, das Vertrauen auf die Stärke der höheren Kritik war allen Gliedern der Schule gemeinsam. Und gerade in diesem Punkte brach H. öffentlich mit der Lachmannschen Tradition. Seine Besprechung von ten Brinks Beowulf, die im Jahre 1889 erschien, scheint in Deutschland großes Aufsehen erregt zu haben. Als ich im Herbste desselben Jahres ins Reich kam, sagte mir ein Gelehrter, der nicht eigentlich Germanist war: 'ich höre, daß H. sich in neuerer Zeit der Richtung von Paul und Braune angeschlossen hat'. Nichts kann besser als dieser Ausspruch das erläutern, was ich früher als eindimensionale Denkweise bezeichnet habe.

Allmählich und nicht ohne innern Kampf scheint H. seine Abkehr vollzogen zu haben. Die ersten Spuren seiner Skepsis kann man schon in seiner 1883 erschienenen Besprechung von Rönnings Beovulfs-kvadet wahrnehmen, und doch erinnere ich mich deutlich, daß ich nicht allzulange vor dem Erscheinen der ten-Brink-Rezension H. gegenüber den Standpunkt vertrat, daß Widersprüche nichts gegen die Einheit eines Gedichtes beweisen, und von ihm die zögernde Antwort erhielt: er glaube doch, daß Widersprüche für diese Frage von Bedeutung seien. Nachdem aber jene Rezension erschienen war, verteidigte er mit einer gewissen Lebhaftigkeit den neuen Standpunkt. So schrieb er einmal, es sei lächerlich, daß jemand in mhd. Gedichten verschiedene Verfasser wahrnehmen wolle, wenn er im Demetrius nicht merke, wo Schiller aufhört und Laube einsetzt, oder über die Dingelstedtschen Einlagen in Shakespeares Heinrich V. weghört, ohne einen Ruck zu empfinden.

Daß ein Gelehrter an Vorgänger anknüpft, ist begreiflich, um so begreiflicher, wenn die Macht persönlicher Bekanntschaft hinzukommt. So wundert es uns nicht, daß H. am Anfang seiner wissen-



schaftlichen Tätigkeit auf das stärkste durch Scherer beeinflußt war. Dieser Einfluß war ein günstiger; er hat bewirkt, daß H., was er in seinen späteren Schriften nie wieder tat, in wohlgerundeter Form liebevoll ausgeführte Schilderungen literarischer Persönlichkeiten und Gattungen entwarf. Ich erinnere an die Einleitung zum Heinrich von Melk, an die schöne, von — nicht Nachempfindung, sondern Mitempfindung zeugende Charakteristik Gottfrieds von Straßburg, an die bekannteste Schrift Heinzels, seine Abhandlung über den Stil der germ. Poesie. Vor allem aber ist hier zu nennen das glänzendste, was H. je geschrieben hat, seine Charakteristik der deutschen höfischen Dichtung und ihres Gegensatzes zur französischen. Dieser Charakteristik der mittelalterlichen Epik, auf der die Darstellung in Scherers Literaturgeschichte beruht, ist bis zum heutigen Tage nichts Gleiches an die Seite gestellt worden.

Aber selbst in der Zeit der stärksten Beeinflussung durch Scherer verbirgt sich Heinzels Eigenart nicht. Heinzel ist wohl niemals so aus sich herausgetrieben worden, wie damals, im Jahre 1874, als er in der Deutschen Zeitung das Wort nahm, um Scherer gegen eine Rezension seiner Vorträge und Aufsätze zu verteidigen. Heinzel als Mitarbeiter einer Tageszeitung. Heinzel als Polemiker, wir jüngeren können es uns kaum vorstellen. H. wies sehr scharf die Angriffe des Rezensenten zurück, der vom patriotischen Standpunkte aus über Scherers wissenschaftliche Abhandlungen den Stab gebrochen hatte. Allein gegen Schluß des Artikels finden wir einen Absatz, der den ganzen Heinzel und den Gegensatz seiner und Scherers Art auf das Klarste kennzeichnet.

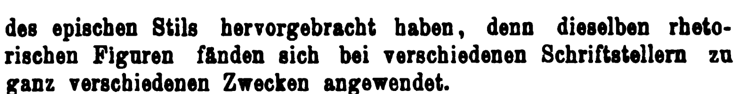
„Aber allerdings“, schrieb Heinzel, „Scherer hat es mitverschuldet, wenn die kleinen Leute seine Arbeiten für politische Flugschriften ansehen, durch einige Stellen des Buches selbst, wie durch sein Verhältnis zum öffentlichen Leben in Österreich. Die politische Tätigkeit, welche sich dem Privatmann als Nebenbeschäftigung darbietet, ist der gerade Gegensatz zu der Arbeit des Gelehrten. Die Kritik der Tatsachen, die vorsichtige Beobachtung, welche durch das Experiment zuerst alle nebensächlichen Umstände beseitigt und die Fehlerquellen in Betracht zieht, ist der Privatmann, also auch der Abgeordnete, politischen Dingen der Gegenwart gegenüber anzuwenden nicht imstande. Die Geschichte des preußischen Parlaments belegt das, glaube ich, zur Genüge. — Es ist, als ob der Glaube, der sich von dem lieben Gott ins Universum geflüchtet hat, auch dort schief angesehen, in der Politik seine letzte Zuflucht, hoffentlich nicht auf immer, gefunden hat. Dieselben Männer, welche in politischen Dingen felsenfeste Überzeugungen aussprechen und betätigen, würden das Gewicht der Gründe, auf welche sie sich hiebei stützen, für bei weitem nicht genügend erklären, um, wenn es eine physikalische oder historische Frage gälte, auch nur die behutsam ausgesprochene Annahme einer Wahrscheinlichkeit zu gestatten.“

Und drei Jahre früher, gelegentlich einer Besprechung des Neudrucks der Grimmschen Grammatik, hatte H. sich sehr scharf gegen Scherers Behauptung gewendet, daß Grimms linguistische Tätigkeit aus seiner Liebe zum deutschen Volke hervorgewachsen sei. Dem gegenüber betonte H., daß theoretische Interessen Grimm zur Erforschung seines Gegenstandes antrieben. H. ist hier dem nationalen Einschlag in Grimms Tätigkeit nicht ganz gerecht geworden; aber charakteristisch ist die Äußerung für H. selbst. In ihr spiegelt sich sein Widerwille gegen jede Einseitigkeit, gegen die Unterordnung aller geistigen Betätigung unter ein einziges, herrschendes, eifersüchtiges Prinzip.

H. hat einmal Scherers linguistische Studien als eine glänzende Episode seiner gelehrten Tätigkeit bezeichnet. Eine Episode bilden die sprachwissenschaftlichen Arbeiten auch in H.s Lebenswerk. Allerdings hat er auch in späterer Zeit sich immer auf das Lebhafteste für die Sprache interessiert, aber was ihn vornehmlich anzog, war die Beobachtung dessen, was man gemeiniglich die innere Form zu nennen pflegt, das Verhältnis des Gedankens zum Ausdruck, und die letzte Arbeit, die er in Angriff zu nehmen gedachte, war eine Vergleichung altfranzösischer und mittelhochdeutscher Syntax und Stilistik, für die er seit langer Zeit, angeregt durch Miklosich' Gedanken einer mittelalterlichen Syntax, Material gesammelt hatte. Aber der vergleichenden Lautlehre, auf die bis gegen das Ende des 19. Jahrhunderts das Sprachstudium fast ausschließlich gerichtet war, wollte er nicht mehr als selbständiger Forscher näher treten.

H.s sprachwissenschaftliches Hauptwerk ist seine Geschichte der nfrk. Geschäftssprache. Er stellte sich hier die Aufgabe, die Sprache zu beschreiben, die in den Kanzleien von Mainz abwärts bis in die Niederlande geschrieben wurde. Aber das Buch enthält auch sehr ausführliche Exkurse über die wichtigsten Fragen des germ. Vokalismus und Konsonantismus. Daß H. dabei überall von Scherers Arbeiten ausging, ist selbstverständlich, denn das mußte damals, im Jahre 1874, jeder tun, der in der germ. Grammatik einen Fortschritt erzielen wollte. Aber auch hier gewahren wir die eigentümlichen Züge seiner wissenschaftlichen Physiognomie. Scherer strebte darnach, die sprachlichen Veränderungen aus dem Volkscharakter abzuleiten. Auch H. hielt es für eine Aufgabe der Wissenschaft, die etwa der Lautverschiebung zugrunde liegenden Seelenbewegungen zu erforschen. Aber seine Untersuchung schließt mit keinem Resultat. Schon hier verrät sich die Skepsis gegen jenen Standpunkt, den Scherer später selbst [illegible]lassen und dessen Unhaltbarkeit H. gegenüber versch[illegible] [illegible] letzten Jahren hervorgetretenen Erneuerungsvers[illegible] [illegible] — Noch stärker zeigt sich übrigens [illegible] über den Stil der altgerm. Poesie, w[illegible] die Seelenbewegungen zu ergründen, [illegible]





des epischen Stils hervorgebracht haben, denn dieselben rhetorischen Figuren fänden sich bei verschiedenen Schriftstellern zu ganz verschiedenen Zwecken angewendet.

Das Buch über die nfrk. Geschäftssprache muß schon zur Zeit seines Erscheinens wegen seiner knappen Form schwer lesbar gewesen sein. Es ist dies noch mehr heute, wo unsere grammatischen Anschauungen durch die großen Entdeckungen der siebziger Jahre gänzlich umgestaltet sind. H. sprach nicht gerne von diesem Buche, aber er war doch zu stiefväterlich gegen sein Kind. Abgesehen von einzelnen Erkenntnissen, die hier zuerst ausgesprochen sind, werden eine Menge Probleme aufgeworfen, die erst in späterer Zeit wieder aufgegriffen wurden. So bespricht H. die Erscheinung, daß benachbarte Sprachen öfters gleiche Lautveränderungen erfahren, er erörtert die Frage, in welcher Weise eine Sprache durch den Verkehr des täglichen Lebens auf die andere wirkt; er erwägt dabei die Möglichkeit, daß ein Volk die Sprache eines anderen erlernt und sie nach den Normalbewegungen der eigenen Sprache umgestaltet, worauf dann diese barbarische Sprache, sei es wegen der Überzahl der sie sprechenden, sei es wegen ihrer sozialen Stellung sich allgemein durchsetzt. Namentlich ist aber hervorzuheben, wie H. darauf ausgeht festzustellen, ob irgend eine Sprachveränderung sich innerhalb einer Sprachgenossenschaft oder durch Kulturübertragung vollzogen hat.

Heinzels Arbeit wurde dadurch in Schatten gestellt, daß kurze Zeit vor ihr Braunes Abhandlung „Zur Kenntnis des Fränkischen“ erschien, die, was Heinzel verabsäumt hatte, auch die lebenden Mundarten heranzog und die Tatsachen viel einfacher und übersichtlicher darstellte. Heute können wir in einem wichtigen Punkte Braune nicht mehr so unbedingt zustimmen, wie es eine Zeitlang geschah. H. irrte in der Annahme, daß jedem Typus der Kanzleisprache auch ein Typus der Umgangssprache der Gebildeten entspreche. Was ihn aber hauptsächlich von Braune trennte, war, daß er die Kanzleisprache und die ihr entsprechende gebildete Sprache vom gemeinen Dialekt unterschied und zur Erklärung ihrer Erscheinungen in hohem Grade die Kulturübertragung heranzog, während Braune die Meinung vertrat, daß im Mittelalter vor dem Eindringen der nhd. Gemeinsprache Mundart und Kanzleisprache sich so ziemlich deckten. Wenn nun auch Braune hinsichtlich der Lautverschiebungsstufen recht gehabt haben wird, den Satz von der Identität der Kanzleisprache mit der Mundart wird heute kein Urteilsfähiger mehr aufrecht erhalten. Wir haben, namentlich durch die bahnbrechenden Arbeiten R. Brandstetters, gelernt, daß das schriftsprachliche Problem ein ungemein verwickeltes ist, daß im Mittelalter oft an demselben Ort neben der Mundart eine, manchmal auch zwei von ihr verschiedene Kanzleisprachen bestanden, daß die Kanzleisprache Beeinflussung von außen, also Kulturübertragung erlitt, und die Erkenntnis kommt

allmählich zum Durchbruch, daß der Gegensatz von geschriebener und gesprochener Sprache nicht das ganze Sprachleben erschöpft, daß auch im Mittelalter die verschiedenen Stände verschieden sprachen und auch die gesprochene Sprache Beeinflussung von außen erfuhr.

Seit den achtziger Jahren wendete sich H. ganz von linguistischen Arbeiten ab. 1880 erschien seine Beschreibung der isländischen Saga. Unter Beschreibung versteht H. hier die Ordnung der Eindrücke und Empfindungen, die der Leser der isl. Saga empfängt. Es ist eine Technik des isländischen historischen Romans, die hier geliefert wird. H. fragte, w a s stellt die Saga dar, wie beschaffen sind die Träger der Handlung, die Charaktere, und welcher Art sind die Handlungen selbst, die Ereignisse und Dinge; ferner w i e v i e l stellt der Erzähler dar, in welcher Anordnung bringt er seinen Stoff vor, welcher sprachlichen Mittel bedient er sich, endlich welches sind die ästhetischen Wirkungen auf den Leser oder Hörer. Genau zusammen mit dieser Arbeit gehört H.s 18 Jahre später erschienene Beschreibung des geistlichen Schauspiels im deutschen Mittelalter. Auch hier stellt sich H. auf den Standpunkt des Publikums und ordnet dessen Eindrücke nach gewissen Kategorien. Dabei wird, was bei der Beschreibung der isl. Saga nicht anging, zwischen ersten und zweiten Eindrücken unterschieden. H. versteht unter ersten Eindrücken die Gesichts- und Gehörswahrnehmungen an sich, denen sich erst später, öfters nach einer meßbaren Zeit, als zweiter Eindruck das Erfassen der Bedeutung des Wahrgenommenen hinzugesellt.

Zwischen diese beiden Beschreibungen fällt eine Reihe von Schriften ganz anderer Art. Handelte es sich in den Beschreibungen darum, die einer Gruppe gleichartiger Literaturwerke gemeinsamen Eigenheiten herauszufinden und zu ordnen, so besteht die Aufgabe der s a g e n g e s c h i c h t l i c h e n Studien darin, die einzelne Sage in ihre Elemente zu zerlegen, die Herkunft dieser Elemente zu erforschen und die Ursachen ihrer Verknüpfung zu ermitteln.

In diesen sagengeschichtlichen Studien tritt eine Seite von H.s Wesen hervor, die wohl nur wenigen deutlich geworden ist. Ich glaube, den meisten von Ihnen wird es paradox vorkommen, wenn ich sage, daß H. einen starken Zug zum Phantastischen gehabt hat. Auch ich hätte es noch vor wenigen Jahren nicht geglaubt, bis mir in einem Gespräch, das ich mit H. über politische Dinge führte, diese Erkenntnis blitzschnell kam. Sie wurde mir durch spätere Beobachtungen bestätigt. H.s Lieblingsgestalt in der neueren Geschichte war der abenteuerliche Held Garibaldi, von dessen Memorie er sagte, sie seien in einem schlechten Journalistenstil geschrieben, aber ihren Inhalt könne nichts umbringen. H. interessierte sich lebhaft für die bunten Verschlingungen des Traumlebens und führte über seine eigenen Träume Aufzeichnungen. Er hat Novellen geschrieben, von denen man mir sagte, daß ihnen



ihr charakteristisches Gepräge das Vorwalten einer starken Phantasie gibt. Eben diese Phantasie, freilich gebändigt durch kritischen Verstand und unterstützt durch eine gewaltige Gelehrsamkeit, befähigte H. zu den scharfsinnigen Kombinationen, die wir in seinen Untersuchungen über die Sagen bewundern.

In seiner Schrift über die Nibelungensage suchte H. zu ermitteln, wie es kam, daß die mythische Siegfriedssage sich mit der historischen Burgundersage verband, und glaubte zeigen zu können, daß das Mittelglied eine dritte Sage abgab, deren Helden sowohl mit den Personen der Siegfriedssage als auch mit den Personen der Burgundersage Ähnlichkeit hatten. In der Abhandlung über die Hervararsaga zeigte H., daß der Erzählung dieser Saga von der Hunnenschlacht die Erinnerung an die berühmte Niederlage Attilas auf den katalaunischen Gefilden zugrunde liege. Die Schrift über die ostgotische Heldensage weist den Ursprung der einzelnen Erzählungsmotive nach, namentlich wird hier erklärt, wie die Sage dazu kam, in Theoderich, dem Eroberer Italiens, einen vertriebenen italischen Prinzen zu sehen, der sich vergeblich bemüht, sein Erbe wiederzugewinnen. In Berichten der alten Historiker über verschiedene Ereignisse der Völkerwanderungszeit erspähte H. die Elemente, aus denen die Sage von Walter und Hildegund sich zusammengesetzt hat. In einer seiner gelehrtesten Abhandlungen, der Schrift über das Gedicht vom König Orendel, erwies er dieses Werk, in dem man Spuren altgerm. Mythologie gesucht hat, als die Umbildung christlicher Legenden zu einem Kreuzzugsroman. Die große Untersuchung über die Gralromane suchte die Gestalt und die Herkunft der Vorstellungen zu ermitteln, die die verschiedenen Schriftsteller vom Gral hatten.

Der literargeschichtlichen Forschung gehört die Schrift über Wolframs Parzival an. Hier stellte sich H. dieselbe Aufgabe, wie 25 Jahre früher in seiner Abhandlung über die Quellen Gottfrieds von Straßburg. In beiden Fällen galt es die verlorene Quelle eines deutschen Gedichtes zu rekonstruieren. Denn H. hielt im Gegensatz zu der Mehrzahl der Germanisten daran fest, daß Wolframs Vorlage nicht der Perceval Crétiens von Troyes sei, sondern ein Gedicht, das mit dem Perceval aus derselben Quelle stammt.

Heinzels letztes Werk war die Edda. Zur Würdigung dieser Leistung bin ich nicht kompetent. Aber auch derjenige, der nicht Fachmann ist auf dem Gebiete der nordischen Philologie, darf seine Bewunderung aussprechen über die Fülle von syntaktischen und stilistischen Beobachtungen, die in dem Kommentar aufgespeichert sind.

Keine leichte Arbeit bereitet H. den Quartiermachern der Geistesgeschichte, die jedem Dichter, Philosophen, Gelehrten genau seine Stelle anzuweisen wissen, bei ihren Wanderungen freilich oft in die gefährliche Nähe des Grenzrains geraten, der die Biblio-

graphie von der Wissenschaft scheidet. H. hat nie ein Lehrbuch veröffentlicht. Wir haben ihn oft gebeten, eine mhd. Syntax zu schreiben. Aber er war dazu nicht zu bewegen. Nicht, weil ihm Interesse an der Systematik gefehlt hätte. Sein Syntaxkolleg, das ich in seiner ausgeführten Form nicht gehört habe, soll auch in dieser Beziehung eine Musterleistung gewesen sein. Aber er hätte neben seinen eigenen Beobachtungen doch auch vieles Bekannte bringen müssen, und das mochte er nicht. Ich bedauere diese Weigerung, welche die gelehrte Welt um die Früchte eines jahrelangen Sammelns und ihn um die Anerkennung gebracht hat, die bei dieser Arbeit ihm sicher war. Denn ganz anders wirkt der dogmatische Vortrag des Lehrbuches als der untersuchende Ton einer Monographie, namentlich einer Heinzelschen Monographie.

Wir dürfen es uns nicht verhehlen, so große Achtung H. auch in der wissenschaftlichen Welt genoß, seine einzelnen Schriften haben selten ungeteilte Zustimmung gefunden. Zum Teil lag die Schuld an ihm, an der Form seiner späteren Arbeiten, in denen nicht bloß die eigene Person ganz im Hintergrund blieb, sondern auch alle Kunst der Darstellung absichtlich verschmäht war. Aber das hängt genau gerade mit dem edelsten in seiner Natur zusammen. Nichts widersprach seinem Lebensideal so, wie jenes Gehaben, das er gerne mit dem Ausdruck *pour la galerie* bezeichnete, jene unadelige Bedürftigkeit, die ein Publikum braucht, das sie mit ihren Empfindungen behelligen, dem sie ihre Empfindungen preisgeben darf. Und noch ein anderes kam hinzu. Wie jener Fürst den Sieg nicht mochte, den der Zufall schenkt, so wollte H. nicht durch die Form überreden, statt durch den Inhalt überzeugen. Er sagte mir einmal gelegentlich einer Polemik, die ich führte, 'Wenn man Ihnen beistimmt, so wird es nicht geschehen, weil Sie tatsächlich recht haben, sondern weil Sie besser schreiben als ihr Gegner'.

Diese scharfe Scheidung zwischen den Ursachen des literarischen Erfolges ist sehr charakteristisch für H., dessen kritischer Verstand stets zu trennen wußte, was nicht zusammengehört, und der alle Verworrenheit verschmähte. H.s Sachlichkeit, seine Zurückdrängung persönlicher Erwägungen war bekannt; dazu gehört aber nicht bloß Redlichkeit und starker Wille, sondern vor allem ein klarer Kopf, der die Stimme der Leidenschaft als solche erkennt. H. wußte die großartige Folgerichtigkeit der katholischen Kirche oder die Glaubensstärke eines Luther zu würdigen, aber die modernen Versuche der Versöhnung von Glauben und Wissen wies er weit von sich. Keine Gnade fand vor ihm die Vermischung ästhetischer Kriterien mit gesellschaftlichen Konventionen und geringschätzig blickte er auf die Pedanten, die sichs herausnahmen, Künstler wie Ovid oder Boccaccio mit der bürgerlichen Elle sexueller Wohlanständigkeit zu messen. Aber ebenso lehnte er es ab, die dichterischen Qualitäten eines Schriftstellers einzig und allein nach

jenen sprach- und verstechnischen Feinheiten zu bewerten, deren Beobachtung die Freude des Philologen bildet.

Allein man kann nicht leugnen, daß H. in seinem Verzicht auf künstlerische Darstellung zu weit gegangen ist. Seine Abhandlungen sind überaus schwer zu lesen und zudem versteckte er mit einem gewissen Eigensinn die Ergebnisse mühevoller Forschung an Orten, wo sie nicht bald jemand sucht.

Aber nicht nur die Bequemlichkeit des Verständnisses wurde durch die Form seiner Abandlungen gestört, sein scharfer Geist schonte auch nicht die Bequemlichkeit des Denkens. Ich habe selbst von Verehrern H.s sagen hören, daß es ihm an Wahrscheinlichkeitssinn fehle. Es ist freilich bequemer, oder wie man sagt, einfacher, die gerade erhaltenen Literaturdenkmäler als einzige Größen der Rechnung zu betrachten, es ist bequemer, den Perceval Crétiens mit dem Parzival W.s zusammenzubringen, als unbekannte Quellen zu erschließen. Aber wie gefährlich dieses Zutrauen auf eine im Zufall der Bibliotheksbrände waltende prästabilierte Harmonie ist, mag das Beispiel des Wirntschen Wigalois lehren, der mit der größten Sicherheit für eine bloße Umgestaltung des franz. Gedichtes vom bel inconnu erklärt wurde, während es jetzt bewiesen ist, daß Wirnt ein für uns verlorenes franz. Gedicht übersetzt hat, dem die Quellen des bel inconnu und des franz. Prosaromans von Papagei zugrunde lagen.

Wenn man H. die Erwägung entfernter Möglichkeiten zum Vorwurf macht, so überträgt man mit Unrecht ein Prinzip naturwissenschaftlicher Hypothesenbildung auf das Gebiet der Geisteswissenschaften. Die naturwissenschaftliche Hypothese hat keinen andern Zweck, als die uns unmittelbar zugänglichen Tatsachen möglichst bequem zu ordnen und voraussehen zu lehren. Daher muß sie einfach sein; aber von ihrer Wahrheit kann man eigentlich so wenig sprechen, wie von der Wahrheit einer Maschine. Es ist gleichgiltig, sagt ein berühmter französischer Naturforscher, ob es Atome gibt, wenn sich die Tatsachen nur so verhalten, als ob es Atome gäbe. In den historischen Wissenschaften handelt es sich dagegen meistens darum, Tatsachen zu erschließen, die den uns unmittelbar zugänglichen vollständig gleichartig sind; und da ist es eine ganz unberechtigte Annahme, daß in der Welt dieselbe Einfachheit herrsche, die wir in unserem Denken lieben.

Endlich hat der Anerkennung H.s das geschadet, was ich die Abneigung gegen den dritten Standpunkt nennen möchte, die Unlust, sich in eine fremde Anschauung zu versetzen. Ich habe erwähnt, daß H. in seinen Beschreibungen darauf ausging, die Eindrücke, die das Publikum empfängt, zu ordnen. Das ist nicht die einzige Art literarischer Betrachtung. Man kann auch vom Dichter ausgehen und sehen, wie er das gestaltet, was in seinem Innern ruht. Aber man glaube nur nicht, daß damit nicht bloß eine andere Erkenntnis gewonnen werde, sondern d i e Erkenntnis im

Gegensatz zur bloßen Kenntnis, daß man auf diesem Wege bis ins Wesen der Dinge gelange, als ob uns in dieser Welt der Erscheinungen etwas anderes vergönnt wäre als nach unseren wechselnden Zwecken die gegebenen und erschlossenen Tatsachen zu ordnen.

Auch der Standpunkt, den Heinzel in der Edda-Ausgabe einnahm, ist getadelt worden. Er wollte die alten Lieder so darstellen und erklären, wie sie gebildete Isländer und Norweger am Ende des 13. oder im Anfang des 14. Jahrhunderts gelesen, verstanden und gewürdigt haben. Auf diesen Standpunkt hat Heinzel gewiß auch die Skepsis gegen die an der Edda geübte höhere Kritik geführt. Inwieweit diese Skepsis gerechtfertigt und Heinzels Editionsprinzip gerade bei der Edda durchführbar ist, darüber kann ich nicht urteilen. Aber den Einwand kann ich nicht gelten lassen, daß wir die Edda hundertmal besser verstehen und würdigen als gebildete Isländer des 13. Jahrhunderts. Noch immer kleben der Philologie die Eierschalen ihrer Herkunft an, vermöge deren sie zum Werkzeug nicht der historischen Erkenntnis, sondern der ästhetischen Erbauung bestimmt war. Das ursprüngliche Wort des Dichters muß immer besser sein als die Bearbeitung durch Fremde. Dieses ursprüngliche Wort herzustellen und zu erläutern, das erscheint vielen als die einzige Aufgabe der Philologie. Es ist eine ihrer Aufgaben. Außerhalb des Gebietes der sogenannten schönen Redekünste ist man minder engherzig. Ich möchte doch wissen, ob sich's heutzutage noch jemand beifallen läßt, die Beschäftigung mit der mittelalterlichen Philosophie zu verbieten, weil wir den Aristoteles besser verstehen als die Scholastiker, oder ob man die Beschäftigung mit der patristischen Exegese aus dem Kreis gelehrter Tätigkeit auszuschalten wagt durch den Hinweis auf irgendwelche wirklichen oder angeblichen Resultate der modernen Bibelkritik.

Aber, meine Herren, gerade die Tatsache, daß die einzelnen Arbeiten Heinzels so häufig kühler Aufnahme begegneten in Verbindung mit dem hohen Ansehen, das er trotzdem genoß, gibt uns, wenn anders wir ihrer noch bedürften, die Gewähr für den Wert seiner Persönlichkeit. Denn

> Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
> Zahlen mit dem, was sie tun, edle mit dem, was sie sind.

Wien. M. H. Jellinek.





Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Hennings P. D. Ch., Homers Odyssee. Ein kritischer Kommentar. Berlin, Weidmann 1903. 603 SS.

Ein Veteran der Homerforschung, der bereits 1858 durch seine Studie über die Telemachie sich als tüchtiger Kritiker einführte, bietet hiemit einen fortlaufenden kritischen Kommentar zur Odyssee, der umso willkommener geheißen werden muß, als der bekannte Anhang zu Homers Odyssee von Ameis-Hentze seiner ganzen Anlage nach weit weniger eingehend über die Leistungen der höheren Kritik orientiert, als der Anhang zur Ilias, wo die jedem Gesange vorausgeschickte allgemeine Einleitung über den Stand der jedesmaligen Fragen bequem und gründlich unterrichtet. Während man ferner zur Ilias einen modernen kritischen Kommentar in Ehrhardts Buch über die Entstehung der homerischen Gedichte (Leipzig 1894) hatte, fehlte ein solcher zur Odyssee. Das Buch von Hennings füllt diese Lücke aus. Es behandelt im ersten Abschnitt eine Anzahl „Vorfragen“ der Homerkritik in etwas tumultuarischer Weise; wenn darunter ein Paragraph über die Bedeutung der Widersprüche bei Homer handelt, so liefert Hennings selbst einen unfreiwilligen Beitrag zum Beweise des Satzes, daß man mit Widersprüchen in einem Epos nicht allzu scharf ins Gericht gehen darf, indem man S. 15 liest: „in der ὑποβολή (gemeint ist der von Solon eingeführte Vortrag ἐξ ὑποβολῆς) liegt jedenfalls die Gewißheit, daß man den Homer geschrieben besaß, daß man ihn ganz kannte“, dagegen S. 27: „Peisistratos hat von dem Homer Stücke vortragen lassen, die man gerade hatte und wählte; aufgeschrieben und öffentlich in Athen niedergelegt ist er durch den Dichterfreund, seinen Sohn Hipparchos“.

Der eigentliche Kommentar gliedert sich in die Abschnitte: Telemachie, Phäakenlieder (ε—θ), Irrfahrten, Tisis (ν 185—χ) und Schluß der Odyssee. Als Anhänger der Erweiterungstheorie bespricht Hennings in logisch-analytischer Weise die Komposition des Epos. Sehr zweckmäßig ist es, daß er hiebei der Besprechung

der meisten Gesänge eine bei aller Knappheit doch sozusagen von Vers zu Vers vorschreitende Prosaparaphrase als Dokument der Gewissenserforschung vorausschickt und es nicht verschmäht, auch vom Gegner im einzelnen Falle Belehrung anzunehmen. Wer demnach auch nicht mit den Gesamtresultaten des Verfassers, die am Schluß übersichtlich zusammengestellt werden, einverstanden ist, wird im einzelnen viele richtige und beherzigenswerte Gedanken finden. Mit Befriedigung muß man auch konstatieren, daß die Analyse nicht ausschließlich eine rein verstandesmäßige ist, sondern neben dem Gelehrten auch den Dichter über den Dichter zu Wort kommen läßt, indem W. Jordan oft als Eideshelfer angerufen wird und das psychologisch-ästhetische Moment der Erklärung auch sonst mehr Berücksichtigung findet als es gewöhnlich bei Nicht-Unitariern der Fall ist.

Das Buch kann demnach als bequeme Fundgrube alles dessen, was die Homerforschung auf dem Gebiet der höheren Kritik der Odyssee Nennenswertes geleistet hat, bestens empfohlen werden.

Wien. A. Engelbrecht.

Sophoclis Antigone ed. J. Holub. Editio correctior. Pars I textum continens. Pars II commentarium et metra continens. Vindobonae, Caroli Gerold filius 1904. Preis zusammen 80 h.

Der Herausgeber, dessen Arbeiten über Sophokles in diesen Blättern bereits wiederholt Gegenstand der Besprechung waren, steht bezüglich der Textkritik auf dem heutzutage wohl nur mehr von wenigen geteilten Standpunkt, daß der *cod. Laurentianus* XXXII 9, und zwar seine älteste Textgestalt, als alleinige Textquelle zu gelten hat; alle Korrekturen, selbst die anscheinend alten, und alle übrigen Handschriften werden verschmäht. Diesen Text sucht Holub um jeden Preis, selbst um den der Richtigkeit von Sinn, Sprache und Versbau, festzuhalten. So gibt er in v. 920, statt die einleuchtend richtige Lesart des *Parisinus A* aufzunehmen, auf Grund der Textentstellungen im *Laur.* mit einer einzigen leichten Änderung das in jeder Beziehung unmögliche Gebilde *ζῶσ' εἰς θάνατον ἔρχομαι κατὰ σφαγάς*. Ähnlich steht die Sache vv. 557, 979, 1025 u. ö. Dem ältesten Text des *Laur.* zuliebe läßt der Herausgeber im Dialog Trimeter von der Gestalt – – ⏑ – – – ⏑ – ⏖ ⏑ – (v. 33, um das überlieferte *τοῖς* für *τοῖσι* zu retten) oder – – ⏖ ⏖ ⏑ – ⏑ – ⏑ – (v. 1015, weil *ταῦτα* im *Laur.* erst von zweiter Hand eingesetzt ist) und ähnliche zu; v. 382, wo im *Laur.* *βασιλείοις* statt *βασιλείοισιν* steht, wird ein Anapäst ⏑ ⏖ ⏑ ⏑ – gebildet. Wo der Herausgeber dann doch zur Konjektur greift, geschieht dies leider meist in unglücklicher Weise dabei werden auch Stellen geändert, an denen man jetzt fa[st]

σ' ἀτιμάζει πατήρ, was erklärt wird ὦ ὡς (τὰ)
(= τὴν Ἀντιγόνην), Αἵμων .... ὁ σὸς πατὴρ ἀτι
αὐτὴν κακὴν γυναῖκα).

Der äußerst knappe lateinische Kommentar be
aus fruchtlosen und vielfach, wie der eben angeführte
Erklärungsversuchen unmöglicher Lesarten; dazwische
einige gute Winke zur Andeutung des Gedankengs
Reden. In der Übersicht über die angewendeten M
der iambische Trimeter noch in sechs Füße abget
(v. 1265) ist ein Dochmius (◡ш–∧); die seltsame T
zwingt in den lyrischen Partien zu der Annahme gr
in Versbau und Responsion.

Wien. He

Plato Laches, Euthyphron. Zum Gebrauch für Schüler
von Dr. Albert v. Bamberg. Text XIV und 86 S
32 SS. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing 19
1 Mk., Kommentar 50 Pf.

Wie in Deutschland gehört auch an unseren ös
Gymnasien außer Apologie, Kriton, Phädon und P
Dialog Euthyphron zu den am häufigsten gelesenen Sc
Das Gleiche kann nicht von Laches gesagt werden, s
Echtheit dieses Dialoges von Gelehrten in Frage ges
es daß manche Lehrer glauben, daß die Ausbeute, die
bietet, zu den Schwierigkeiten seiner Lektüre in keinem
hältnisse stehe. Bamberg glaubt diesen Schwierigkeit
größere Anzahl von Hilfen in seinem Kommentar

und über die Stellung, die er zu den philosophischen Anschauungen seiner Vorgänger, der Naturphilosophen (Herakleitos), Eleaten und Pythagoreer eingenommen hat. Vielleicht wird mancher trotz der gelegentlich eingestreuten Bemerkungen einen kurzen Abriß über die Entwicklung der griechischen Philosophie bis zu Sokrates und den Sophisten vermissen. Jedenfalls würde er das Interesse und Verständnis der Schüler erhöhen.

Bamberg sieht nach dem Dialog Euthyphron in der Frömmigkeit „die Art der Rechtschaffenheit (*τὸ δίκαιον* im weiteren Sinne), die sich bewußt in den Dienst der Götter stellt, um ihnen zur Herstellung (*ἀπεργασία*) des Guten behilflich zu sein (*θεραπεία ὑπηρετική*)“ (vgl. XIV). Diese Definition scheint mir das Wesen der Sokratischen Erklärung nicht vollkommen zu erschöpfen. Ich habe schon vor Jahren die wesentlichen positiven Resultate der Platonischen Untersuchung in folgende zwei Punkte zusammengefaßt: „Die Frömmigkeit ist ein Teil (*μέρος*) des Gerechten (vgl. c. 14), der den Göttern die schuldige Ehre (in Gebet, Opfer) erweist, um von ihnen als den Gebern des Guten dieses zu erhalten (vgl. c. 17—19). Zugleich wird die *ὁσιότης* als *ἐπιστήμη αἰτήσεως καὶ δόσεως θεοῖς* bezeichnet (vgl. c. 17). Da man aber von den Göttern nichts verlangt, was man nicht bedarf, ihnen aber als den Gebern alles Guten nichts zu geben imstande ist, so folgt indirekt daraus, daß auch die Frömmigkeit der *ἐπιστήμη* des Guten gleich zu stellen ist. Somit wird die Frömmigkeit als besondere Tugend auf die allgemeine Tugend als die Kenntnis des Guten und Schlechten zurückgeführt“ (vgl. Zeitschrift f. d. österr. Gymn. 1902, S. 206).

S. XIV schreibt Bamberg zu Platos Laches: „Als das Wesen der *ἀνδρεία* als einer Art (*μέρος, μόριον*) der Tugend (*ἀρετή*) ergibt sich eine auf sittlicher Einsicht (*ἐπιστήμη, σοφία*) beruhende Beharrlichkeit (*καρτερία*)“. Plato scheint mir auch in diesem Dialoge viel weiter gegangen zu sein. Indem Sokrates in dem Gespräche mit Nikias (vgl. 194 D fgd.) auf die Erklärung dieses berühmten Feldherrn, es sei die *ἀνδρεία* eine *ἐπιστήμη τῶν δεινῶν καὶ θαρραλέων*, eingeht und die beiden Begriffe *τὰ δεινὰ* und *τὰ θαρραλέα* prüft, kommt er zu den Schlußfolgerungen, daß, wer dieses Wissen besitzt, auch das Gute und Schlechte kennt, sich somit auch im Besitze aller anderen Tugenden, so der *σωφροσύνη, δικαιοσύνη* und *ὁσιότης* befindet. Es schließt daher der Besitz und das Wissen dieser bestimmten Tugend auch den Besitz und das Wissen der ganzen Tugend (*σύμπασα ἀρετή*) in sich (vgl. 199 C fgd.). Es führt darnach die Untersuchung in beiden Dialogen, im Euthyphron und Laches, zu demselben Ziele, zu dem Nachweise, daß alle Tugend auf Wissen beruht und ihrem Wesen nach eins ist.

Mit der Textausgabe ist ein für die Schüler ausreichendes Verzeichnis der Eigennamen verbunden. Die Erklärungen genügen

ebenfalls (vgl. S. 79—84). S. 85 fgd. findet der Lehrer die für die Textgestaltung notwendigen Bemerkungen.

Die Gliederung des Gespräches ist mit dem Kommentar verflochten. An der Spitze einzelner Abschnitte stehen kurze Bemerkungen, die den Schüler über den Inhalt des folgenden orientieren und so die Übersicht über den ganzen Dialog, vor allem über die Beweisführung erleichtern.

Soweit ich den Kommentar eingesehen habe, scheint er allen Bedürfnissen der Schule zu entsprechen und den angestrebten Zweck zu erfüllen.

Der Druck ist im allgemeinen fehlerlos. Die Größe der Lettern und die dem Auge wohltuende Anordnung des Stoffes machen wie die schöne Ausstattung auch äußerlich die beiden Büchlein empfehlenswert.

Wien. Dr. Josef Kohm.

Das Jambenbuch des Horaz im Lichte der eigenen und unserer Zeit. Von Theodor Plüsz. Leipzig, Teubner 1904.

Das Buch zerfällt in drei Teile. Im I. Teil — Vorfragen und Voraussetzungen — verlangt Plüsz für die Reste der archilochischen Spottdichtung sowie für die Epoden des Horaz eine künstlerische, nicht eine praktische Ausdeutung. Im allgemeinen stehe man in der Interpretation der horazischen Epoden noch auf dem Standpunkt Frankes, der die Epoden in den Jahren 41—30 entstanden sein lasse; wie unsicher das sei, zeige die verschiedene Datierung des einzelnen Gedichtes. Das Wesen der Epoden finde man zwar im Aggressiven, aber einer ganzen Reihe von Gedichten müsse man eine Ausnahmestellung zuerkennen, da sie ganz harmlos, ja Elegien in iambisch-epodischer Form seien. Schuld an solchen Irrtümern seien falsche Voraussetzungen wie: persönliche Verbitterung sei die Quelle bitterer Poesie, ohne welche es der Hohndichtung an Wahrheit und Kraft fehle; aggressive Dichtung gehöre in die Jugendzeit. Diese realistische, ja materialistische Deutung habe er schon anderweitig bekämpft und wolle nun den Epoden künstlerisch gerecht werden.

Der II. Teil behandelt die einzelnen Epoden der Reihe nach, nur die erste als Einleitungsgedicht am Schluß. Dabei ist folgende Gedankenreihe eingehalten: Disposition des Gedichtes, darauf folgt regelmäßig eine Auseinandersetzung mit Kießling und anderen Erklärern zu deren Ungunsten, hernach wird der dichterische Gehalt, der Zweck, die Form — hier betont der Verf. einerseits, daß der erste Vers den Eifer, das Drängen, den Ernst usw. ausdrücke, während der folgende iambische Teil das parodierende Element bilde, anderseits stellt er bei gewissen Gedichten den Satz auf,

daß Elegien im iambischen Versmaß ein Unding seien — und die Abfassungszeit besprochen; überall zeigt sich Plüsz neu und originell. Bei der großen Menge von Gedanken ist es hier nicht möglich, alles zu besprechen. Nur einzelnes Charakteristisches möge angeführt werden.

Das zweite und dritte Gedicht bringt der Verf. in Zusammenhang mit Vergils *Georgica*, die aber noch nicht erschienen sein mußten. Für den parodierenden Zweck des Dichters habe es genügt, daß die Sprache der Liebe zum Landleben bekannt klinge. In der vierten Epode werde dargestellt, wie ein eifersüchtiger Altbürger — nicht Horaz, denn dieser sei auch ein Freigelassener — einen Freigelassenen, der bessere Leute in den Schatten stellen wolle, sozialethisch vernichten wolle. Eigenartig ist die Auffassung der fünften Epode: Canidia will durch den alten Varus eine römische Ehe vernichten — das zeige auch das eingeführte unschuldige Kind an — und das vielleicht politische Haus dem allgemeinen Gespötte preisgeben. Die Verwünschung des Kindes am Schlusse bezeichne den Widerstand gegen das Hexenwesen, der bis jetzt noch frommer Wunsch sei. In der Ausdeutung denkt Pl. an den weltgeschichtlich-politischen Ehebruch des Antonius im Jahre 32; im Namen Canidia findet er Canidius, den General der Kleopatra, bezw. des Antonius, wieder, der zwischen 43 und 31 eine Rolle gespielt hat. In der sechsten Epode sprechen zwei Personen, etwa ein Staatsmann und ein Dichter, wobei an Mäcenas und Horaz — dieser unter dem Bilde des schlechten Hundes und reizbaren Bockes — mitgedacht sei. Die Epode 7 falle nicht nach dem Frieden zu Misenum, sondern in die Zeit des Sieges bei Actium; denn nur hier hätten Römer mit Römern gekämpft. In dem achten Gedicht kämpfe Natur gegen Unnatur und so gefaßt könne der Gegenstand sogar ethisch ein höheres Interesse beanspruchen. Ref. konnte diesen Eindruck nicht gewinnen; er hält das Gedicht für einen Scherz, den sich Dichter, ohne roh zu sein, erlauben können und erlaubt haben. Die Ansicht, daß die Epode wegen des Inhaltes nicht unbedingt den frühesten Jahren zugewiesen werden müsse, teilt Ref. mit dem Verf. Besondere Mühe verwendet Pl. darauf, in der neunten Epode, welche Mäcenas nicht nachgeschickt worden sei, lückenlose Gedankenfolge herzustellen. Die Verse 23 ff. versteht er von Jugurtha und — mir wenig wahrscheinlich — von Hasdrubal. In Epode 10 wende sich der Dichter gegen Leute wie Mevius, welche für den vergilisch-horazischen Gesellschaftskreis alles repräsentierten, was in der literarischen Opposition gegen die neue nationale, von Cäsar, Mäcenas und Pollio geförderte Friedenskultur Gemeines und Gehässiges war. Die 11. Epode parodiere die elegische Erotik der eigenen griech.-römischen Zeit und Welt humoristisch; das Metrum habe, dem Stoff entsprechend, einerseits etwas Dramatisch-Komisches (Iambus), anderseits etwas Elegisches (halber Pentameter). In der 12. „verkehrten Epode“ geißle Horaz ein St

verkehrter Natur — wie Epode 8 — und stelle in stark elegischen Rhythmen eine Kehrseite elegischen Lebens dar. Die 13. Epode sei eine Parodie ernster Empfindungen und Gedanken aus der Zeit nach dem aktischen Krieg und Cäsars Rückkehr, der Zeit enttäuschter Erwartung und unmutvollen Harrens. Epode 14 habe mit der Ablehnung eines Wunsches, das Epodenbuch zu vollenden, nichts zu tun. Vielmehr sei der Dichter angeklagt und führe seine Verteidigung: 1. eine höhere Macht hindere die Ausführung des gegebenen Versprechens, 2. als Zeugenaussage werde der Präzedenzfall Anakreon angeführt, 3. Appell an Mäcenas. Auch Ref. meint, *carmen* könne sich nicht auf das Epodenbuch beziehen. Daß die 15. Epode humoristisch zu verstehen sei, lehre sowohl Metrum als Inhalt — eine junge Hetäre schwört ewige Liebe, so lange Feindschaften bestünden, Spiel mit den Worten: *Neaera, virtus, vir, Flaccus.* — Die 16. Epode werde eine Elegie romantischer Sehnsucht nach einem glücklicheren Lande genannt; jedoch es widerspreche allem Römersinn, aus Rom freiwillig auszuziehen. Vielmehr parodiere dieses Gedicht die politisch-soziale Elegie. Das Bild der glückseligen Inseln wirke insofern humoristisch, als um den Preis einer Ozeanfahrt ein urväterlich bescheidenes Bauern- und Hirtenleben, nur ohne die landwirtschaftlichen Sorgen und Nöte erworben werde; zugleich drücke die Epode die Unzufriedenheit und die agrarischen Klagen der vornehmsten Männer der römischen Bürgerschaft aus, welches Elend man damals ziemlich allgemein gefühlt und auf Besserung gehofft habe. Die 17. Epode erinnere in Metrum, Sprache und Dialektik an die Tragödie. Zweck sei nicht eine Verspottung Canidias, sondern Horaz habe den Mißerfolg gewisser aktueller Lebenskämpfe dargestellt, in denen er selbst mitgestritten; angeregt könnte sie durch damalige Zeitströmungen sein (Ep. 5) sowie etwa durch Krankheit oder Gedrücktheit des Dichters, wobei Freunde ihn etwa geneckt hätten, das sei die Strafe Canidias, oder dem Canidiaunwesen sei durch Cäsars Heimkehr ein Ende gesetzt worden. Wegen der gedrückten Stimmung in dieser Epode und dem zweiten Odenbuch möchte Pl. auch dies Gedicht zu gleicher Zeit mit den genannten Oden gedichtet sein lassen (bis zum Beginn der römischen Reformen) und sie so auch zeitlich als letzte ansetzen. Die bisherigen Erklärungen der ersten Epode seien unrichtig; sie falle in die Regentschaft des Mäcenas zu Rom und Horaz biete sich humorvoll an, an dessen Seite in Rom Kriegsdienste zu leisten. In diesem Sinne sei sie auch als Einleitungsgedicht am Platze.

Der III. Teil des Buches umfaßt allgemeine Ergebnisse und Schlußfolgerungen. Pl. findet, daß alle Gedichte mit Ausnahme des 12. mehr oder weniger iambische Elemente enthielten und alle mit Ausnahme des 17. epodisch gebaut waren. Warum sollte da — so möchte man fragen — nicht auch ein oder das and[...] haltlich anders geartet sein, nicht höhnisch, sondern e[...]

Gelang es doch dem Verf. bei einzelnen nur sehr schwer, sie als parodistisch oder humoristisch nachzuweisen. Ferner seien die Gedichte dramatisch gehalten, wobei der Sprecher mit Horaz nur verwandt sei. Die Stoffe gehörten dem persönlichen (1., 3., 13., 15.), literarischen (10., 11., 14., 17.), sozial-ethischen (2., 4., 6., 8., 12.) und politisch-sozialen (5., 7., 9., 16.) Leben an. Das einigende Band bilde eine freilich in den verschiedensten Graden humorvolle Stimmung, welche jeden praktischen Zweck ausschließe; nur künstlerische Absichten hätten Horaz und sein Vorbild Archilochos geleitet. Entstanden seien die Epoden in der glücklichsten Lebenszeit des Dichters, als er Mäcenas, der die Stadt hütete, zur Seite stand, während des aktischen Krieges (1—10) und bald nach demselben (11—17).

Das Buch zeugt von inniger Hingabe an den Gegenstand. Daß wir oft ungläubig den Kopf schütteln, das liegt mit an der Schwierigkeit, ja oft Unerweislichkeit des Problems. Besonders scheint dem Metrum und den oft ganz vagen Stimmungen doch zu große Bedeutung beigemessen zu sein und man wird gut tun, recht vorsichtig die Hypothesen zu benützen. Dessenungeachtet wird das Buch sicherlich dazu beitragen, die Epoden auch aus einem anderen Gesichtspunkte als bisher zu betrachten.

Wien. Dr. Jos. Pavlu.

Rasi Pietro, Saggio di alcune particolarità nei versi eroici e lirici di S. Ennodio. Rendiconti del R. Instituto lombardo di scienze e lettere. Serie II, Vol. XXXVII. 1904.

Der Reihe von Abhandlungen über den Versbau des Ennodius (vgl. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1905, S. 322 ff.) hat nun Rasi den letzten abschließenden Teil folgen lassen und mit einem ausführlichen Index die Übersicht über seine Arbeiten erleichtert. In diesem letzten Teile kommen nun noch die prosodischen Eigentümlichkeiten, soweit sie nicht schon früher erwähnt wurden, und die Figuren der Häufung asyndetischer Ausdrücke und der Alliteration zur Sprache.

Was die Kürzung von naturlangen Silben anbelangt, können gewiß nur die Beispiele aus dem heroischen Versmaße und aus den Logaoeden mit Sicherheit als solche angeführt werden. Denn wenn Rasi bereits in seiner dritten Abhandlung (*Bolletino della Società Pavese di Storia Patria,* p. 188) darauf aufmerksam macht, daß der katalektische trochäische Tetrameter durch das häufige Zusammenfallen von Wort- und Versfußende mit '*ineleganza grande*' gebaut erscheine, wenn sich dann, wie eben die vorliegende Abhandlung zeigt, gerade in diesem Verse, obwohl er viel seltener als andere Metra verwendet ist, eine nicht geringe Anzahl solcher Kürzungen findet, wenn sich ferner Ennodius hier auch den Hiatus gestattet, wie beispielsweise in den Versen (p. 404, 19; 20 ed. Hart.):



Abstinens manu pudorem aure et ore verbero
Quidquid ars habet pavendum, ars loquendi temperat,

so möchte ich eher den Schluß auf eine Vernachlässigung der Gesetze dieses Versmaßes als auf eine Außerachtlassung der Gesetze der Quantität für berechtigt halten. Denn daß sich Ennodius z. B. im Verse II 107, 6:

Mundi faece qui fucantur hunc tenere nesciunt

gleich zwei Fehler, wenn wir so sagen dürfen, gegen die Prosodie gestattet habe, kann ich mir nicht einreden. Er dürfte hier schon ein anderes Gesetz des trochäischen Tetrameters befolgt haben, das in seiner ursprünglichen Strenge gemildert ist. Ja ich möchte sogar noch weiter gehen und behaupten, daß wir mit diesem Verse bei Ennodius schon hart an der Grenze des accentuierenden Versbaues stehen.

Aber auch abgesehen von diesen Fällen finden sich bei ihm trotzdem auch in den übrigen Metren Verstöße gegen die Quantität. Wir finden: *nŏluit* (I 4, 34), *ŏtiis* (I 4, 50), *nŏminasse* (I 4, 67), *victimă* (abl. I 4, 110), *dotĕs* (? I 5, 11), *visŭs* (gen. I 9, 15), *revĭviscit* (I 9, 19), *locŭturum* (I 9, 32), *possidĕs* (I 9, 126), *fĕralem* (I 17, 20), *immŏbilis* (II 98, 2; 128, 12). Ich brauche hier wohl nicht zu erwähnen, daß die Kritik fast an all diesen Stellen eingesetzt und durch eine große Zahl von Konjekturen die scheinbaren Gebrechen zu heilen versucht hat.

Weniger häufig als die Kürzung einer langen Silbe findet sich die Dehnung einer ursprünglichen Kürze. Ich führe da an: *rēmissa* (I 4, 68), *mūljerem* (I 4, 90), *lītamus* (I 4, 110), *congrēditur* (I 14, 15), *stātus* (II 9, 8), *adtonitūs* (I 4, 114). Dazu kommen noch Freiheiten im Gebrauche von Eigennamen und Fremdwörtern wie: *Pēgāseo* (I 5, 6), *Stēphano* (I 14, 1), *Ambrōsium* (I 15, 1), *Medīolanum* (I 18, 26), *Māriae* (I 19, 2), *ēvangelicis* (I 9, 122).

Auf den Einfluß des nachfolgenden *h* ist wohl die Dehnung zurückzuführen an folgenden Stellen: *feriām* || *hac* (p. 404, 11 ed. Hart.), *pelagūs* || *hominum* (I 5, 39), *habēt* || *homo* (I 13, 16), *operīs haec* (II 8, 3), *libēt hinc* (403, 18).

Für die Häufung asyndetischer Ausdrücke — „*displicere non quidem metricas ob causas, sed ut pedestri magis sermoni apta*", wie L. Müller (*De re metr.* p. 278) sagt —, welche die jüngeren lateinischen Dichter in Nachahmung nicht der Dichter der klass. Zeit, sondern der ältesten Dichter vielfach angewendet haben, führt der Verf. eine große Anzahl von Beispielen an. Ebenso beliebt ist auch die Figur der Alliteration.

Wir können hier zum Schlusse nur wiederholen, was wir früher schon gesagt haben, daß sich der Verf. mit seiner mühevollen Arbeit Verdienste erworben hat, die bei allen Metrikern dankbare Anerkennung finden werden.

Kremsmünster. Dr. Adalbero Huemer.

A. Biese, Römische Elegiker (Catull, Tibull, Properz, Ovid) in Auswahl für den Schulgebrauch herausgegeben. 2. Aufl. Leipzig, G. Freytag; Wien, F. Tempsky 1905. Preis 1 Mk. 20 Pf. = 1 K 50 h.

An der Spitze der Sammlung geht Catull einher auf 19 Seiten, während Tibull und Properz sich mit je 10 Seiten (8 + 8 Gedichten) begnügen müssen. Von Ovid sehen wir ab, da der größte Teil der hier begegnenden Gedichte, in Österreich wenigstens, in die Klassenlektüre einbezogen ist. Aus Catull sind bloß die kleineren und kleinsten Gedichte, darunter die glühendsten Lesbialieder (auch c. 11 mit V. 17 ff.), aufgenommen. Es ist nun zwar richtig, daß in diesen Schöpfungen die dichterische Individualität des Catull am klarsten sich offenbart. Trotzdem wird es niemand billigen, daß das bekannte hexametrische Epithalamium (c. 62) ausgeschlossen ist. — In der Einleitung wird der Schüler kaum verstehen, was unter den „Bahnen der Alexandriner" und unter „alexandrinischer Kunstrichtung" gemeint sei, zumal da hiefür keine Proben aus Catull dargeboten werden. S. 11 (c. 14) ist es nicht richtig, daß Catull die schlechten Gedichte zurücksendet (es hieße sonst V. 21 *redite*, nicht *abite*), er jagt sie *in malam rem (abire in m. r.)*. S. 12 ist die Auffassung von c. 49 zumindest (trotz Morawski, Catulliana et Ciceroniana, Krakau 1903) nicht erweisbar. Bei Tibull hätte bemerkt werden sollen, daß seine Begeisterung fürs Landleben nicht allzu ernst genommen werden dürfe, was I 26 *nec semper longae deditum esse viae* deutlich bezeugt. Übrigens faßt sich B. über Tibull, Catull und Ovid auffallend kurz. — In der Übersicht der Versmaße des Catull S. 18 fehlt auf der Basis des phaläkischen Verses der Iktus (⏑́ ⏑̄ und ⏑ ⏑́) Ad 2 fehlt die genauere Bezeichnung der „reine" iamb. Trimeter. — Was den Text anlangt, so wollen wir über textkritische Dinge mit dem Verf. nicht rechten. Aber Catull I 9 (und auch sonst) ist doch das Komma nach *qualecumque* unerläßlich, III 6 möchte ich doch lieber *in* (oder *ut*) *solaciolum*... schreiben. Unter II ist die äolische Psilose und Barytonose nicht konsequent durchgeführt (ὄστις und ὐπακούει trotz ἰζάνει und ἆδυ, πλασίον und ἰμερόεν trotz θέοισιν und λέπτον usw.). Von XXV hätte der schöne Schluß nicht fortgelassen werden sollen. — Auch am Kommentar gibts manches auszusetzen, so gleich in der ersten Note zu Catull I: wenn hier *quoi dono* gleich mit dem Verse Goethes belegt wird, so kommt kein Schüler darauf, daß man *donem* erwartet. — Zu II 11 ist *geminā (nocte)* gewiß keine Hypallage: doppelte Nacht ist pechschwarze, vgl. Ovid Met. XI 521. — IV 18 wird auf die Deminutivbildung *turgiduli* der Finger gelegt, dieselbe aber in der Übersetzung nicht berücksichtigt. — V 5 heißt *semel* nicht 'ein für allemal' sondern *cum semel* = ἐπεὶ ἅπαξ. — XVII 3 heißt *delicatos* nicht 'üppig', sondern 'fein, geistreich'. — XVIII 9 *litterator* nicht 'Halbwisser', sondern 'Schreiberseele' (Anspielung auf 'schreibselig'). — XXIX 3 *neque nequisse:* hier wäre eine



genauere Erklärung für Schüler sehr erwünscht. — XXX 14 *cachinnorum* nicht 'Gelächter', sondern 'Lachgeister', wie in meinem Kommentar steht, den Verf. doch auch sonst auszunutzen sich nicht scheute. — XXXIII 5 ff. ist die schwierige Stelle ungenügend erklärt. — XXXV 2: warum wird Hesiod zitiert statt Homer (Ilias I 70)? usw. usw. Hoffentlich genügen diese Proben als Richtschnur für weitere Verbesserungen.

Wien. Hugo Jurenka.

Ciceros Reden für M. Marcellus, für Q. Ligarius und für den König Deiotarus. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Fr. Richter und Alfred Eberhard. 4. Auflage. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1904. 119 SS. gr.-8°. Preis geh. Mk. 1·20, geb. 1·70.

Die Kritik dieser drei Reden Ciceros, der sogen. *orationes Caesarianae,* hat durch das Erscheinen der englischen Ausgabe von A. C. Clark (Oxford 1901) geradezu eine Umwälzung erfahren (vgl. des Ref. Besprechung dieser Ausgabe in der Berliner philol. Wochenschr. 1903, S. 618—23) und man darf ruhig behaupten, daß alle früheren kritischen Ausgaben, die C. F. W. Müllers mit eingeschlossen [1]), in der Methode sowohl wie in den Resultaten durch Clarks Ausgabe dermaßen überholt wurden, daß sie heute nur mehr einen recht geringen Wert beanspruchen können. Der englische Gelehrte hat in dem von ihm wiederentdeckten *cod. H H(arleianus),* bekanntlich dem alten verschollenen *Coloniensis,* eine Handschr. von erlesenster Güte der Cicero-Kritik zugeführt und nebst dieser noch andere treffliche Handschr. für die *oratt. Caesarianae* verglichen und so, gestützt auf seine vollständigere Kenntnis des handschr. Apparates den strikten Nachweis erbracht, daß die handschr. Grundlage aller dieser drei Reden durchaus die gleiche sei, während man früher, entsprechend der verschiedenen Sorgfalt, welche die Herausgeber der Züricher Ausgabe, Baiter (für die Reden *pro Marcello* und *pro Ligario*) und der viel gewissenhaftere Halm (für die Rede *pro rege Deiotaro*) angewendet hatten, auch an eine ganz verschiedene handschr. Grundlage des Textes dieser Reden geglaubt hatte.

Die vorliegende Ausgabe Eberhards beruht denn natürlich vollständig auf Clarks grundlegenden Nachweisungen und weicht demgemäß an zahllosen Stellen von der im J. 1885 erschienenen 3. Auflage und C. F. W. Müllers kritischer Ausgabe ab. Ich lasse hier nunmehr zur Orientierung des Lesers eine Auslese wichtigerer Stellen folgen, an denen sich Eb. jetzt, im Gegensatze zu seiner früheren Auffassung, an die Handschr.-Klasse α, d. i. die von

---

[1]) Nur in Nohls Ausgabe der Rede *pro rege Deiotaro* zeigten sich Spuren einer richtigeren Erkenntnis.

Clark als die beste bezeichnete Klasse, anschließt. Recht erschwert wurde dem Ref. diese Arbeit dadurch, daß Eberhards Ausgabe kein kritischer Anhang beigegeben und ein solcher auch von der Verlagsbuchhandlung trotz der Ankündigung bisher nicht nachgeliefert wurde. So gestaltete sich das Zusammensuchen des erforderlichen Materials äußerst mühselig und zeitraubend. Ich führe also hier die wichtigeren Abweichungen an:

Marc. § 3 *ad bene de re publica sperandum*[1])] *a. b. de omni r. p. sp.;* § 4 *tanta vis tantaque copia*] *t. v. tanta c.;* § 8 *ea tamen vicisti*] *sed tamen ea v.;* § 11 *hunc tu diem*] *h. t. igitur d.;* § 15 *nemo erit tam iniustus*] *n. iam e. t. i.;* § 17 *si posset*] *s. fieri p.;* § 20 *in conservandis viris bonis*] *i. c. bonis viris* mit umgekehrter Stellung, die hier weit weniger dem Sprachgebrauch gemäß ist. § 23 *quem deum ... opitulari posse credimus*] *q. d. o. p. credamus.* Daß aber der lateinische Sprachgebrauch in derartigen Fragen, die wir im Deutschen durch eine Wendung mit 'wohl' oder 'muß' wiedergeben, den Indikativ fordere, bemerkt jetzt Eb. in der Note zu dieser Stelle mit Recht, wie dies schon früher Seyffert zu Cic. Lael. § 24 *(quid arbitramur — facturos fuisse)* eingehend erörtert hatte. Daß daher an unserer Stelle auch ein so feinfühliger Latinist, wie es C. F. W. Müller ohne Zweifel war, den Konjunktiv *credamus* in den Text gesetzt hatte, ist auffällig, da dieser sogar *vel invitis codicibus* in den Indikativ zu ändern war. Übrigens ist diese Stelle ein schöner Beweis für die Güte und Verläßlichkeit der Handschr.-Klasse α hinsichtlich der Modi, wofür ich auch in der oben genannten Anzeige der Ausgabe Clarks (a. a. O. S. 621) einige Beispiele angeführt habe. § 25 *addam etiam*] *addo e.* Das seltenere *addam* in α, das aber doch durch sichere Beispiele bei Cicero gestützt wird, hier aufzunehmen, gebietet die *ratio;* § 26 *parumne inquies*] *p. igitur i.,* hier wie noch in einigen anderen Fällen wird in den geringeren Handschr. eine entbehrliche Partikel hinzugefügt, so auch gleich § 30 *erat obscuritas quaedam*] *e. enim o. q.;* § 32 *ut vitae, ut saluti tuae*] *u. v. tuae et s.,* α entschieden viel gewählter; § 34 *tua in me innumerabilia merita*], hier geht Eb. in der Befolgung dieser La. der besten Handschr.-Klasse sogar über Clark hinaus, der sich an dieser Stelle für die La. der geringeren Handschr. *t. i. m. unum i. m.* entscheidet, was Eb. nicht mit Unrecht bemängelt. — *Lig.* § 3 *ad privatum deferebatur*] *privato d.,* ebd. *qui fugeret*] *q. cuperet effugere,* jeder sieht, daß die La. in α viel ursprünglicher klingt. § 7 *hunc nuntium perferente*] *n. p.* (ohne *hunc*); ebd. *salutem se putavit dare*] *se s. p. reddere;* § 9 *in eadem provincia*] *i. e. Africa;* § 12 *nota*

[1]) Die an erster Stelle genannte La. ist die neue, die Eb. nunmehr, Clarks Vorgang folgend, rezipiert, die an zweiter Stelle stehende die frühere Vulgata.



mihi sunt] *n. m. s. omnia;* interessant ist hiebei, daß diese bestbeglaubigte La. *(nota mihi sunt)* von Zielinski ('Das Klauselgesetz in Ciceros Reden', Leipzig 1904) als eine schlechte Periodenklausel bezeichnet und abgelehnt wird. Über die Stichhältigkeit dieser Werturteile Zielinskis hinsichtlich der Überlieferung wird Ref. wohl noch Gelegenheit haben, sich in diesen Blättern auszusprechen. § 20 *facilius fuit Ligario ... exire*] *f. f. Ligarium e.;* § 30 *erravi, temere feci*] *erravit, t. fecit;* § 31 *qui fruantur*] *q. fruuntur,* die Modusassimilation in α an das *verbum regens* ⟨*ut beatiores illi*⟩ *videantur* ist wohlbegründet. § 33 *quodvis exilium*] *nam q. e.,* doch ist das Asyndeton auch hier viel kräftiger, vgl. oben zu Marc. § 26; ebd. *minabantur*] *minabamur.* § 36 hält Eb. mit Recht das bestüberlieferte *eum* in dem Satze *nihil egit aliud, nisi ut tui eum studiosum iudicares* fest gegen Clarks Konjektur: *tui se studiosum,* womit sichtlich Cicero selbst korrigiert würde, der wie Lebreton (Études sur la langue de Cicéron p. 126 ff.) zeigt, eine stattliche Anzahl von Fällen einer derartigen ungenauen Verwendung des Pronomens *is* statt des Reflexivums aufweist. Ebd. *tot talibus*] *t. ac t.,* doch wird die La. der führenden Handschr., worauf ich schon längst aufmerksam gemacht hatte, geschützt durch Stellen wie Cic. Phil. II 71 *rebus tantis talibus gestis.* — In der Rede *pro rege Deiotaro* weicht Eb. mehrfach mit Unrecht von α ab, immerhin aber folgt er ihr an folgenden wichtigen Stellen: § 8 *quodque dicerent*] *cumque d.;* § 12 *nomen illius*] *n. eius;* § 19 *quae saepe*] *q. semper;* § 21 *transire non possent*] *transferri n. p.,* eine Stelle von hervorragender Wichtigkeit für die Beurteilung der Güte von Clarks α. Ich habe (Berl. phil. Wochenschr. a. a. O.) nachgewiesen, daß nur *transire* dem geforderten Sinn entspricht, ja es erscheint nicht recht verständlich, wie jenes *transferri* so lange unbeanstandet bleiben konnte. § 28 *qui missi essent*] *quos misisset;* § 34 *quem nos clementissimum in victoria ducimus*] *q. n. cl. i. v. ducem vidimus.* Bezüglich dieser Stelle glaube ich in meinen 'Textkritischen Bemerkungen zu Ciceros Reden', Progr. des Nikolsburger Gymn. 1891, den Nachweis erbracht zu haben, daß der Zusammenhang mit Notwendigkeit auf *ducimus* hinweist, weil nur dann ein verständlicher Gegensatz ausgedrückt, nämlich das Urteil der Römer *(quem nos clementissimum ducimus)* dem Urteil jenes Barbaren *(is Blesamio tyrannus videri potest)* passend gegenübergestellt wird.

Indessen entschlägt sich Eb. keineswegs des eigenen Urteils und weicht doch auch ziemlich oft von Clark und α ab, so: Marc. § 2 *meam vocem et auctoritatem vobis et rei publicae conservatam ac restitutam puto,* während Clark nach α jene Worte *conservatam ac* nicht in den Text setzt. Es scheint mir nicht zweifelhaft, daß die La. von α trotz ihrer schlichteren Form wirksamer ist und auch dem vorausgehenden Gliede *Marcellum vobis et r. p.*

reddito genauer entspricht als die volltönende Fassung in den übrigen Handschr. Marc. § 4 *est vero fortunatus ille, cuius*], Cl. ohne jenes *ille,* das auch entbehrlich ist. ebd. *ullo laudis genere praestantior*], Cl. *u. l. in g. p.,* was ich vorziehen möchte. ebd. *nullius dicendi tanta vis*], Clarks *nulla d. t. v.* ist besser beglaubigt und trotz des vorausgehenden *nullius tantum flumen ingenii* nicht zu beanstanden. § 8 *haec qui facit*], hier war mit Cl. die bessere Überlieferung *h. q. faciat* entschieden vorzuziehen, da *α*, wie schon betont wurde, bezüglich der Modusformen weit verläßlicher ist; auch C. F. W. Müller hatte schon zu *faciat* bemerkt '*fort. recte*'. § 11 ist das von Eb. aus den geringeren Handschr. eingefügte *aliquando (quod non aliquando conficiat vetustas)* entbehrlich. § 13 *at scelere certe liberati sumus* (nach Klotz); die von Clark gebilligte Schreibung in *α* '*ab scelere cet.*' befremdet wohl einigermaßen, doch ist sie nicht ganz ohne Beispiele. Jenes *ab* jedoch völlig zu tilgen, wie zumeist geschieht, widerspricht der Methode. § 21 ist der Satzbau sicherlich geschlossener, wenn mit Eb. an der Vulgata festgehalten wird: *tua cautio nostra cautio est, ut, si .. peccandum sit, malim,* als wenn man mit Clark nach *α* statt jenes *ut si* vielmehr *quodsi* schreibt. § 26 streicht Eb. das gut überlieferte *cives (in suos cives)* ohne ausreichenden Grund. § 29 schreibt Eb. nach eigener Vermutung *inservi igitur eis iudicibus,* Cl.: *servi i. e. i.* § 30 *ut quidam falso putant* tilgt Eb. nach Weiske jenes *falso* als eine Glosse, wie mich dünkt, mit Recht. Denn da Cäsar selbst die Anschauung der Epikureer, daß der Tod eine völlige Vernichtung sei, höchst wahrscheinlich teilte (vgl. Sallust B. Catil. c. 51, § 20), so würde hier Cicero sicherlich sehr unfein und unklug handeln, wenn er durch den Beisatz *falso* über jene epikureische Anschauung so scharf aburteilte. *Falso* ist ohne Zweifel ein Zusatz eines christlichen Abschreibers. — Lig. § 8 *non audeam confiteri*], Cl.: *audeam dicere;* § 21 *verborum ipsorum pondus*] richtig; Clark *virorum i. pondus,* allein hier haben wir es in *α* sicher mit einem bloßen Verschreiben zu tun. Zu *verborum pondus* verweise ich auf De or. II 72 *verborum ponderibus est utendum,* ähnlich Verr. IV 1 *suo, non nominis pondere penditote.* § 23 *esset etiam probata*], Cl. *e. e. eadem pr.;* § 28 *tu certe praecipue*], Cl.: *tu certe,* ich wäre auch geneigt, jenes *praecipue* für einen Zusatz zu halten. § 30 *iam est totus animo tuus*], Cl. ohne jenes *iam est,* das eine glänzende Konjektur Madvigs ist für das überlieferte *tametsi;* dann ist aber das Eindringen der Korruptel *tametsi* kaum verständlich. § 32 *nosti optimos homines*], Cl.: *n. optime h.* § 38 *praesentibus te his omnibus daturum*], Cl. ohne jenes *omnibus,* das nicht nur in *α*, sondern auch noch in einer anderen Handschr.-Klasse fehlt, daher äußerst wenig Beglaubigung in Anspruch nehmen kann. Auch ist es augenscheinlich, daß ohne dieses fragliche *omnibus* der Aufbau des Satzes *si illi absenti salutem*





dederis, praesentibus te his daturum ebenmäßiger und der Gegensatz zumal in der strengen chiastischen Gegenüberstellung schärfer zum Ausdruck kommt. Durch jenes *omnibus* würde das eine Glied überlastet, eine Laxheit, die in dieser so streng gefeilten Rede wenig wahrscheinlich ist.

Deiot. § 5 hätte Eb. doch nicht *intra domesticos parietes* in den Text setzen sollen. Das bestüberlieferte *intra parietes* ist, wie Eb. ja in der Note selbst zugibt, allein dem Sinne angemessen. Über das störende *domesticos* bemerkt Nohl richtig: '*quasi domi suae Cicero hanc orationem habuerit*'. Ebd. ist bei Eb. *mea (ad te unum omnis spectat oratio)* ein ziemlich überflüssiger Zusatz aus den geringeren Handschr. § 8 ist *adflictum quibusdam incommodis* weniger angemessen als das besser beglaubigte *adfectum q. i.*, da sich Cicero hier über das frühere schroffe Verhalten Cäsars gegen Deiotarus offenbar geflissentlich schwächerer Ausdrücke bedient. Unnötig ist auch § 11 das von Eb. nach geringeren Handschriften in den Text gesetzte *sibi (quiescendum sibi esse arbitrabatur)*. § 15 stimme ich Eb.s Schreibung *cuius tantae ferocitatis* zu. Die Umgebung *(cuius tanti furoris, cuius tam inhumani animi)* zwingt doch wohl zu der Annahme, daß *tantae* in *α* ausgefallen sei. Ebenso ist es auch § 28 geboten, mit Eb. gegen Clark (und *α*) zu schreiben *iam exacta aetate,* in *α* fehlt *exacta*, daß vor *aetate* leicht übersehen werden konnte. Aber der Gegensatz zu dem vorausgehenden *ab ineunte aetate* fordert unbedingt auch hier das Attribut *exacta*. Auch § 32 wird von Eb. das offenbare Schreibversehen in *α cum esset productus* (scil. *testis*), das Clark nicht hätte aufnehmen sollen, mit gutem Grunde nach den übrigen Handschr. in *perductus* geändert.

Eberhards Neigung, Interpolationen und Glossen anzunehmen, ist bekannt. Davon finden sich auch in dieser Ausgabe Beispiele genug und nur in ganz vereinzelten Fällen ist die Begründung halbwegs ausreichend. In der Rede *pro Marcello* war bei der Entfernung schwulstiger oder nicht streng logisch geformter Ausdrücke und sonstiger Unebenheiten doppelt Vorsicht geboten, da ja darüber kaum ein Zweifel bestehen kann, daß uns die Rede nicht in überarbeiteter Gestalt vorliegt, sondern einfach 'als unvorbereitete Gelegenheitsrede, vielleicht gar nur in der Niederschrift von Tachygraphen'. Erwägt man dies, so wird man Streichungen wie Marc. § 22 *incertos eventus valetudinis* oder § 25 die Tilgung der Worte *si tibi soli viveres* nicht billigen. Ganz irrig und gewaltsam ist die Annahme, daß § 31 *qui in acie cecidit* eine unpassende Glosse sei. Cicero sagt: Undankbar und ungerecht ist der Bürger, der, wiewohl *armorum periculo liberatus*, dennoch dem milden Sieger grollend und haßerfüllten Herzens gegenübersteht *(animum tamen retinet armatum)*, und fährt nun fort: *ut etiam ille sit melior, qui in acie cecidit, qui in causa animam profudit.* Sinn: Besser als das Verhalten solch heimtückischer

Gegner sei das Verhalten jener, die bis zum letzten Blutstropfen ehrlich gekämpft, die ihre offene, ehrliche Feindschaft mit ihrem Tode in der Feldschlacht besiegelt hätten. Das ist eine vortreffliche Gegenüberstellung, an der gar nichts auszusetzen ist. — Desgleichen werden in derselben Rede § 33 die Worte *nam omnes idem sentiunt* und *quia non est omnibus stantibus necesse dicere* von Eb. mit Unrecht eingeklammert. Daß namentlich der Satz *quia non — dicere* eine 'lächerliche Begründung' sei, beruht auf einer Einbildung des Herausgebers. Nach einer Interpolation aber sieht der ganz eigenartige Satz wahrhaftig nicht aus. Auch ein Anlaß zu einer derartigen Glosse ist ganz undenkbar. Und doch sagt Vahlen irgendwo ganz treffend: '*ne unquam inquirere supersedeamus, quae falso addita esse editores affirmant, ea qua de causa aut quo consilio ducti addidisse videantur, qui addiderunt*'. — Soviel über die Gestaltung des Textes.

Was den Kommentar selbst betrifft, so ist dieser bei allen drei Reden vollständig umgearbeitet worden. Er ist sehr ergiebig besonders an sprachlichen und stilistischen Erläuterungen und Beobachtungen, die von der großen Belesenheit des Verfassers und seiner Beherrschung der gesamten einschlägigen Literatur Zeugnis ablegen. Daß diese Anmerkungen mit ihren zahlreichen Hinweisen auf wissenschaftliche Quellenwerke nicht für Schüler bestimmt sind, liegt auf der Hand. Aber der Studierende der Philologie, ja jeder Lehrer des Lateinischen wird mannigfache Belehrung und Anregung aus dem Kommentar schöpfen. Nur selten begegnet man überflüssigen Bemerkungen wie etwa Marc. § 5 zu *celeritate conficiendi* 'das Gerundium behält aktiven Sinn'. Daran kann doch nie jemand zweifeln, da dies zu den elementaren Kenntnissen im Latein gehört. — Gut ist die Beobachtung Marc. § 10, daß Cicero das Wort *conservare*, ein Lieblingswort Cäsars, in dieser Rede besonders häufig gebrauche. Ein paar Belege für die häufige Verwendung des Wortes bei Cäsar wären hier ganz am Platze, vgl. b. G. II 12, 15, 28, 31, 32; VII 41; b. c. I 85, II 22, III 11, 27, 98. — Unzutreffend ist die Note zu § 11 *ceterae (res) duce te gestae magnae illae quidem, sed tamen multo magnoque comitatu*. Eb. meint nämlich, das logische Verhältnis wäre schärfer, wenn *magnae* fehlte, weil *gestae* im ersten Teil Attribut, im zweiten Prädikat sei. Doch ist jene Ergänzung von *gestae* im zweiten Glied gar nicht hart, *magnae* aber ist ein durchaus wesentlicher Begriff, der nicht fehlen darf. Sinn: Die anderen unter Deiner Führung vollführten Taten, so groß sie auch waren, wurden doch nur dadurch ermöglicht, weil Dir ein mächtiges Heer zur Seite stand. — Sonderbar oder vielmehr direkt falsch ist die Behauptung, daß § 17 in dem Satze *ut dubitare debeat nemo, quin multos ab inferis excitaret* der Konjunktiv *excitaret* 'in doppelter Abhängigkeit' stehe. Wieso? Der Irrealis *excitaret* steht in einem *Qu*[illegible] das ist ja doch keine 'doppelte' Abhängigkeit, da ja de[illegible]



keinerlei Abhängigkeitsverhältnis ausdrückt. Recht ungenau ist auch daselbst die Belehrung, daß statt des coniunct. ppf. in solchen Fällen 'oft, aber nicht notwendig, part. fut. mit *fuerit*' eintrete. Diese Anmerkung ist unbrauchbar. Denn bekanntlich bleibt die passive Form des Irrealis stets unverändert. Für den aktiven oder deponentialen coni. ppf. tritt jedoch in solchen Fällen regelmäßig die Umschreibung mit *-urus fuerit* ein und Ausnahmen sind recht vereinzelt. — Zu Marc. § 18 *non modo armatis, sed etiam otiosis minabantur* wäre es sehr instruktiv und zweckmäßig auf Caes. b. c. I 33 zu verweisen *Pompeius discedens ab urbe in senatu dixerat eodem se habiturum loco, qui Romae remansissent et qui in castris Caesaris fuissent.* — Unzutreffend ist die Note zu Marc. § 21 *tantus in ullo furor* 'Die *casus obliqui* dieses Wortes *(ullus)* stehen bisweilen substantivisch für die von *quisquam,* auch im Singular'. Richtig sollte es heißen, daß für den äußerst selten gebrauchten Ablativ von *quisquam* regelmäßig *ullo* gesetzt werde. Wie sehr der Ablativ von *quisquam* gemieden wurde, können zwei interessante Beispiele aus Cicero zeigen: Phil. II 38 *an ille quemquam plus dilexit, cum ullo consilia saepius iniit?* Lael. 52 *ut neque diligat quemquam neque ipse ab ullo diligatur.* — § 24 *fieri prohibuisset,* dazu bemerkt Eb.: 'Den inf. pass. hat Cicero nicht häufig bei *prohibes*'. Eine recht sonderbare und ganz unverständliche Note. Legt Eb. etwa auf die Bezeichnung 'passiv'[1]) das Hauptgewicht? Oder will er überhaupt den Infinitiv bei *prohibeo* als eine bei Cicero seltene Konstruktion bezeichnen? Beides ist abzuweisen. Wir haben vielmehr allen Grund zu lehren, daß *prohibeo cum infinitivo* die normale (bei Cäsar die ausschließliche) Konstruktion sei. — § 29 *erit inter eos etiam, qui nascentur, sicut inter nos fuit, magna dissensio* (näml. *de Caesaris laudibus*). Zu diesem *fuit* bemerkt nun Eb.: 'Nicht als wäre die *dissensio* jetzt vorüber', sondern = 'hat sich auch bei uns (gelegentlich) gezeigt (*ἐγένετο*)'; sicher eine irrtümliche Erklärung. Cicero will vielmehr hier wirklich den Gedanken aussprechen, daß es unter den Lebenden jetzt keinen Streit mehr gebe über Cäsars Verdienste, daß alle darin einig seien. Das ergibt sich klar aus den eigenen Worten des Redners § 32: *omnis dissensio exstincta est aequitate victoris;* auch § 30 deuten die Worte *diversae voluntates civium fuerunt distractaeque sententiae* deutlich darauf hin, daß Cic. jene *dissensio* als einen Zustand bezeichnen will, welcher der Vergangenheit angehört. — Bei einer Wortstellung wie § 29 *stabilita tuis consiliis et institutis erit* ist neben der rhetorischen 'Sperrung' auch die Vermeidung des Hiatus

---

[1]) Gerade der passive Infinitiv findet sich häufiger, wo man wie z. B. nach *verbis postulandi* eine andere Konstruktion erwartete, vgl. Cic. in Cat. I 27 *in vincula duci, ..rapi mactari imperabis,* vgl. Halm zu Verr. IV 151, auch *postulas dari* Caecil. 34.

(stabilitas oris) maßgebend gewesen. — Daß § 33 *precibus et lacrimis* die *lacrimae* ein 'lediglich rhetorisches' Moment seien, häufig so von Cicero angebracht, kann nicht zugegeben werden. Eb. vergißt als kühler Norddeutscher, daß die Tränen des Südländers rascher fließen. — Lig. § 34 *an potest quisquam dubitare, quin, si Q. Ligarius in Italia esse potuisset, in eadem sententia futurus fuerit.* Hiezu Eb.: In einigen Handschr. ist *futurus fuerit* nach *potuisset* in *fuisset futurus* umgeschrieben. Dies wäre aber nur in einer abhängigen Frage richtig gewesen (!). Das ist eine durchaus falsche Behauptung. Auch wenn die Apodosis eine abhängige Frage wäre, würde, wie jeder leicht sieht, *futurus fuisset* unter gar keinen Umständen statthaft sein, weil das *verbum regens* ein Präsens ist *(potest dubitare)*.

Doch diese nur Einzelheiten betreffenden Ausstellungen können das Gesamturteil nicht umstoßen, daß Eberhards Ausgabe der *orationes Caesarianae* als der zur Zeit einzige Kommentar, welcher den gegenwärtigen Stand der Forschung darstellt, allen zum Studium empfohlen werden muß, die sich mit diesen Reden eingehender beschäftigen wollen. Nur möge der bislang ausständige kritische Anhang doch noch nachgetragen werden.

Wien. Alois Kornitzer.

H. Luckenbach, Olympia und Delphi. München und Berlin, R. Oldenbourg 1904. Preis Mk. 2·50.

Zu den bereits früher erschienenen Wandtafeln: Forum Romanum und Akropolis von Athen treten zwei neue Wandtafeln und ein Erläuterungsheft Olympia und Delphi, die als ein treffliches Hilfsmittel für den Unterricht in der Topographie dieser zwei Hauptstätten antiken Lebens zu begrüßen sind. Pädagogisches Geschick, gründliche archäologische Bildung und Geschmack des Herausgebers zeigen sich in der Zusammenstellung alles dessen, was für die beiden Orte zu wissen nötig ist. Die Grundlage für Olympia bildet das große Werk von Curtius und Adler: in vier Abschnitten wird ein brauchbarer Führer durch Olympia geboten, der auch dem Nichtarchäologen willkommen ist. Abschnitt I behandelt Lage und Bedeutung von Olympia und gibt einen Überblick über die Bauten; Abschnitt II ist überschrieben: In der Altis; III: Außerhalb der Altis; Abschnitt IV behandelt den Untergang von Olympia und seine Ausgrabung. Auf S. 10 und 11 ist die große Wandtafel (Ansicht des Festplatzes von Olympia aus der Vogelschau und Grundriß) im kleinen wiederholt, so daß der Schüler auch zu Hause die Ansicht vor Augen haben kann. Der Text i[illegible] fesselnd geschrieben und mit vielen Bildern geschmückt, die üb[illegible]

die Bauten und Kunstwerke Aufschluß geben. Neues mußte für Delphi geschaffen werden und der Herausgeber verdient unseren Dank und unsere Anerkennung für den Mut und das Geschick, womit er daran ging, auch für Delphi einen brauchbaren Führer zu bieten. Er hatte sich dabei der Unterstützung des besten deutschen Delphikenners, H. Pomtow, zu erfreuen und so ist es ihm gelungen, ein anschauliches und treffendes Bild des heiligen Bezirkes zusammenzustellen und eine fühlbare Lücke auszufüllen. Abschnitt I behandelt die Lage und Bedeutung von Delphi und gibt einen Überblick über den heiligen Bezirk, Abschnitt II behandelt den heiligen Bezirk und Abschnitt III den Untergang Delphis und seine Aufdeckung. Auch hier finden wir eine Wiedergabe der Wandtafel im kleinen (S. 44 u. 45), die die Ansicht des heiligen Bezirkes von C. Schuster und den Grundriß von Pomtow bietet. Der reiche Bilderschmuck wird umsomehr begrüßt werden, als das bildliche Material für Delphi schwerer zugänglich ist als das für Olympia. Der Text ist klar und verständlich geschrieben. Auf Einzelnheiten kann nicht eingegangen werden; Ref. bemerkt nur, daß er alle vier Bilder mit gutem Erfolge im Unterrichte benützt und sie aufs wärmste empfehlen kann.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Karl Luick, Deutsche Lautlehre. Mit besonderer Berücksichtigung der Sprechweise Wiens und der österreichischen Alpenländer. Leipzig u. Wien, Deuticke 1904. 8°, XII u. 103 SS. Preis 3 K.

Luicks Buch vereinigt in glücklicher Weise die allgemeine Lautlehre mit der Lehre von der guten und richtigen Aussprache. Die Darstellung nimmt Rücksicht auf die Sprechweise Wiens und der österreichischen Alpenländer; es ist vorausgesetzt, daß der Leser so spricht. Auf dieser gegebenen Grundlage ist die Lautbildung leicht verständlich zu machen und die richtige Aussprache zu fordern, indem die Abweichungen von der Wiener Sprechweise zum klaren Bewußtsein gebracht werden. Die Unterweisung knüpft ans Bestehende und Bekannte an, was bei allen Lautstudien von besonderer Wichtigkeit erscheint.

Im ersten Hauptstück (S. 8—55) werden die Laute nach Art und Ursprung im einzelnen und im Zusammenwirken geschildert; im zweiten Hauptstück (S. 56—97) die Regeln einer guten deutschen Aussprache erörtert und S. 98/9 kurz zusammengefaßt. Daraus ergibt sich, worauf der Wiener vornehmlich zu achten hat, um gutes Deutsch zu sprechen. Die in der Aussprachlehre vorgetragenen Grundsätze kann ich nur billigen. Luick scheidet zwischen der Umgangssprache, wo man sich keinen Zwang auferlegt, und der Vortragssprache, die in der Hauptsache mit der Bühnensprache zusammenfällt, indem sie auf Reinigung von allem

merklichen mundartlichen Anflug und auf Deutlichkeit bedacht ist. Der Umgangssprache steht landschaftliche Färbung wohl an und macht sie traulich und heimlich. Die Vortragssprache strebt nach reiner, feierlicher Kunstform. Aber es ist zu achten, daß die Redekunst nicht künstlich wird. „In der Vortragssprache kommt zwar ein Hinausstreben über die Umgangssprache zur Geltung, aber dies hat doch auch seine Grenzen. Entfernen wir uns zu weit von dem Ortsüblichen, so erscheinen wir affektiert, wohl gar lächerlich. So würden uns die stimmhaften b, d, g der Bühnensprache, namentlich im Anlaute, gemacht dünken. Damit ist allen Bemühungen um ein besseres Deutsch eine Grenze gesetzt: wir können nur eine Annäherung an die Bühnensprache vollziehen, die über jene Grenze nicht hinausgeht. . . . Überall ist von der ortsüblichen gebildeten Umgangssprache aus zum abstrakten Bühnendeutsch eine Linie zu ziehen und auf ihr so weit vorzudringen, als es, ohne affektiert zu werden, möglich ist. Weiter aber dürfen wir nicht gehen und, die Bühnensprache stets vor Augen behaltend, sie doch nicht selber erreichen wollen." Wo der Sprachgebrauch schwankt, darf eingegriffen werden mit leiser Richtung zur Bühnensprache. Nach diesen allgemeinen Grundsätzen nimmt nun Luick die Laute der Wiener Umgangssprache im einzelnen vor, stellt fest, wo sie vom Bühnendeutsch abweichen, und bestimmt, wie weit sie diesem Vorbilde anzunähern sind.

Den Wert des Luickschen Buches erblicke ich in der Anlage und im Verfahren. Es unterrichtet trefflich über das Wesen der Laute und über die Anforderungen der guten, gemeindeutschen Aussprache; es bringt jedem diese alltäglichen Vorgänge zum Bewußtsein und regt zu eigenem wissenschaftlichen Nachdenken an. Der Fachmann aber erfährt daraus das Verhältnis der gebildeten Umgangssprache eines bestimmten Mundartgebietes zur gemeindeutschen Vortragssprache. Hoffentlich findet Luicks Büchlein auch für andere Mundartgebiete des Ober- und Mitteldeutschen bald Nachfolge, da aus solchen Darstellungen mannigfacher praktischer und wissenschaftlicher Vorteil erwächst.

Rostock. Prof. Dr. W. Golther.

Dr. Albert Bachmann, Mittelhochdeutsches Lesebuch mit Grammatik und Wörterbuch. 3. Auflage. Zürich 1904. XXXIV und 287 SS. Preis br. 4 Mk.

Das Buch ist eine erfreuliche Erscheinung in der Reihe der zur Einführung in die mhd. Literatur bestimmten Bücher. Daß es in 12 Jahren drei Auflagen erreichte, ist an sich ein Beweis für die wissenschaftliche Berechtigung und die praktische Bewährung der Arbeit. Das aus drei Teilen bestehende Buch ist in allen gleich

trefflich. Die Einführung in die mhd. Grammatik ist bei aller Kürze wegen der Klarheit und Übersichtlichkeit musterhaft zu nennen und übertrifft darin manchmal noch ihre Vorlage, die Grammatik von Paul. Die stetige Rücksicht auf das Neuhochdeutsche — jedem Kapitel ist eine Betrachtung der nhd. Verhältnisse angehängt — und die zahlreichen Beispiele für jeden Gebrauch empfehlen das Buch besonders für Schulen und zum Selbstunterricht für Studierende. Das Lesebuch ist sehr reichhaltig. Wir finden alle Dichtarten und alle wichtigeren mhd. Werke vertreten. Das Volksepos, die höfische Epik in ihren größeren und kleineren Erzeugnissen, die Lyrik in ihren Hauptvertretern, die Didaktik nach Spruch und Fabel, geistliche, geschichtliche und rechtliche Prosa sind mit geschickter Hand ausgewählt; beiläufig bemerke ich, daß die bekannten Erzählungen vom Baue der Habsburg sowie von Graf Rudolf und dem Geistlichen aus einer alten Züricher Chronik ausgehoben wurden. Zu den Texten treten durchgehende Anmerkungen unter dem Striche, die, ohne Gelehrsamkeit auszubreiten, sachlichen, sprachlichen und metrischen Erläuterungen dienen. Sie scheinen mir für den Schulbetrieb vollkommen zweckentsprechend. Das Wörterbuch von 44 Seiten ist eine sorgfältige Arbeit. Ich habe in 'Reinhart Fuchs' einen Abschnitt von etwa 200 Versen darauf hin nachgeschlagen und vermißte nur *âl*, *gevater*, *knie*, *tîch*, *gevriesen* und *übervriesen*, also nur Wörter, die kaum jemand nachschlagen wird.

Für eine Neuauflage merke ich an: Im § 12 der Grammatik wird die Verschiebung von germ. *k* zu *k* oder *ch* angeführt. Für mhd. Verhältnisse sollte schon wegen der Analogie zu *p* und *t* und mit Rücksicht auf § 11, wo mhd. *k* alemannisch richtig als Affricata bezeichnet wird, auch *kh* eingesetzt oder wenigstens in der Anmerkung begründet werden, umsomehr als in dem Verwendungsgebiete des Buches an die noch lebendige Lauterscheinung (*khind* usw.) angeknüpft werden kann. — Im § 19 ist der Ausdruck: „*ȥ* ist geschwunden in *lân* für *lâȥen*“ irreführend, da *lân* Analogiebildung zu *gân*, *hân*, *vân* usw. sein wird. — Im § 44 vermißt man in der Tabelle der Präteritopräsentia wohl aus Gründen des Satzes die neuhochdeutschen Bedeutungen, die von dem Studierenden erst aus dem Wörterbuche zusammengesucht werden müssen.

Das Buch ist in erster Linie ein treffliches Schulbuch, kann aber nicht minder den Studierenden an der Hochschule und jedem, der sich selbst ins Mittelhochdeutsche einlesen will, wegen der durchaus zweckmäßigen Anlage und der reichen Auswahl an Lesestoff empfohlen werden.

Leitmeritz. Alois Bernt.

Heinrich Weil, Die Quellen von Alxingers „Doolin von Mainz". Sonderabdruck aus dem fünften Jahresbericht des n.-ö. Landes-Real- und Obergymnasiums in Mödling. 30 SS.

Der erste Abschnitt dieser sehr sorgfältigen und nach schönsten philologischen Prinzipien angelegten Arbeit gibt einen Überblick über die vielen Zeugnisse für die große Beliebtheit und Verehrung, deren Wieland in dem josephinischen Österreich und insbesondere in Wien genoß, und die Schriftsteller wie Blumauer und Alxinger aneiferte, in Wieland das Vorbild ihrer eigenen dichterischen Produktion zu sehen. Knapp und treffend stellt Weil dabei zusammen (S. 4), was alles Alxinger an Wieland vornehmlich nacheifernswert erscheinen mußte, und bringt dadurch, daß er auf die im Hinblick auf Wielands Vorbild vorgenommene Stoffwahl hinweist, seine Quellenuntersuchung sehr geschickt mit der allgemeinen Einleitung in enge Verbindung. Der Gang dieser Quellenuntersuchung selbst ist ein streng einheitlicher und zielbewußter. Der Verf. charakterisiert zunächst die Quelle, den im 4. Band von Reichards „Bibliothek der Romane" enthaltenen deutschen Auszug aus dem französischen Ritterroman von Doolin von Mainz, und deutet zugleich mit einer kurzen Inhaltsangabe an, was Alxinger an diesem Auszug fesseln mußte. Dann folgt Schritt für Schritt die Feststellung aller der Veränderungen, welche Alxinger mit seiner Quelle vornahm, um den Roman für seine Zwecke brauchbar zu machen. Er hat, wie Weil glücklich ausführt, der Handlung, die in der Vorlage in einzelne Abenteuer auseinanderflattert, größere äußere und innere Einheitlichkeit zu geben getrachtet; er hat sich bestrebt, die Handlung innerlich geschlossen zu gestalten und in allen ihren Teilen wohl zu motivieren — ein Bestreben, das die größten Veränderungen mit sich brachte und sogar die Neueinführung von zwei handelnden Personen veranlaßt hat; er änderte die Charaktere ganz ins Ernste und Heldenhafte um und mußte endlich gerade infolge dieser Aus- und Umgestaltung der durch die Quelle gebotenen Charaktere eine umfassende Überarbeitung der in dem Roman gegebenen Handlung vornehmen.

Dieser Teil der Untersuchung zeigt Weils sorgfältige philologische Methode im besten Lichte. Insbesondere sind die Abschnitte über die Umgestaltung der Charaktere und über die Überarbeitung der ganzen Handlung zu loben. Historische Beurteilung vereint sich schön mit der ästhetischen; so hält Weil an entscheidenden Stellen nicht mit seinem Tadel zurück (S. 11, S. 13 u. ö.) und konstatiert mehrmals die Überlegenheit des liebenswürdig-anmutigen Originals gegenüber dem trockenen, ernsten Alxinger. Gelegentlich der Besprechung der Neueinführung mächtiger Zauberer, deren Geschicke mit denen der Menschen verknüpft werden, unterzieht er das Verhältnis Alxingers zum „Oberon" und zu Wieland überhaupt einer resultatreichen Beleuchtung (S. 10 f.).





Es folgt eine Zusammenstellung dessen, was Alxinger zur Ausgestaltung seiner Dichtung aus andern Werken entlehnt hat. Namentlich kommen hiefür A. Fr. Büschings „Neue Erdbeschreibung", Saxo Grammaticus, des Thomas Bartholinus II. „Antiquitates Danicae" und die „Historia de gentibus septentrionalibus" von Olaus Magnus in Betracht. — Ein schönes Seitenstück zu diesem Abschnitt bildet der nächste, achte, der dartut, mit welchen selbstständigen Zügen Alxinger die durch die historischen Quellen erweiterte Handlung zu beleben wußte. Ein Hinweis auf die aus anderen in der „Bibliothek der Romane" enthaltenen Romanen entlehnten Einzelheiten bildet den Übergang zu dem Kernkapitel der ganzen Abhandlung, das der Beeinflussung einzelner Stellen des „Doolin" durch Wieland gewidmet ist. Interessant ist da namentlich, was der Verf. auf S. 26 f. über die überhäufige Erwähnung gleichzeitiger Ereignisse und Persönlichkeiten sagt, insbesondere die Anspielung auf Montgolfiers Luftschiffahrtversuche (S. 27).

Zum Schluß stellt Weil Reminiszenzen an andere poetische Vorbilder zusammen, so den in Alxingers Dichtung sich aussprechenden Tyrannenhaß und die Einführung eines Gottesleugners, die er beide auf den Einfluß Klopstocks zurückführt, und ein paar Anklänge an Homer und Vergil.

Ein abschließendes Kapitel faßt die durch die Untersuchung erreichten Resultate kurz zusammen. — Abgesehen von der großen Reichhaltigkeit der Arbeit, der glücklichen Disposition des Stoffes, der Sorgfalt der Durchführung in der überzeugenden Darstellung ist des Verf.s Belesenheit besonders anzuerkennen. Die entsprechende Literatur ist lückenlos verwertet, die zeitgenössischen Rezensionen, die immer so vielen Wert besitzen, aber nur zu oft von der Forschung unterschätzt oder übersehen werden, hat er in Fülle zur Untersuchung herangezogen. Er hält mit berechtigter Polemik nicht zurück (z. B. S. 4, S. 28) und hat sicherlich Recht mit seiner (S. 4 f.) Verurteilung des unglaublichen Mißgriffes, den der Herausgeber des „Doolin von Mainz" in der „Deutschen Nationalliteratur" begangen hat. In den Anmerkungen insbesondere birgt sich allzubescheiden viel Wertvolles und manches sichere Resultat.

Und so ist denn diese Schrift als eine das Verständnis österreichischer Literatur, wie die Kenntnis Wielands fördernde Studie rückhaltlos willkommen zu heißen.

Wien. Egon v. Komorzynski.

Schulbibliothek französischer Prosaschriften von Bahlsen und Hengesbach. Nr. 50: Pour l'Empire des Mers! von Dr. J. Hengesbach. 165 SS. und Nr. 51: Médaillons, Biographies de quelques Françaises d'autrefois par Th. Sance et M. Bondois. 160 SS. Berlin, Weidmann 1903 und 1904.

Das erste Bändchen, ein Auszug aus den *Guerres maritimes sous la République et l'Empire* des gelehrten Marineoffiziers Jurien de la Gravière, gibt eine pragmatische Darstellung der Seekämpfe zwischen Frankreich und England am Ausgang des XVIII. und im Beginne des XIX. Jahrhunderts und läßt als den eigentlichen Begründer der Disziplin und Seetüchtigkeit der englischen Matrosen den Admiral Jervis erkennen, ohne dessen vorhergehende Tätigkeit auch Nelsons Erfolge nicht möglich gewesen wären. Bei dem Interesse, welches jetzt allenthalben dem Seekriegswesen entgegen gebracht wird, verspricht das Bändchen, das noch dazu von einem guten Kommentar begleitet und durch ein Bild Nelsons, zwei Schlachtpläne und die Abbildung einer Fregatte illustriert ist, bald eine gesuchte Lektüre der männlichen studierenden Jugend zu werden. Die reifere weibliche Jugend erhält dagegen in Nr. 51 eine ebenso bildende wie erziehende, zum Teil auch erbauliche Lektüre. Zur letzteren rechnen wir die beiden ersten Lebensbeschreibungen, Auszüge aus den *Femmes illustres de la France* von Havard, von welchen die eine uns das Bild werktätiger Nächstenliebe in Mlle Le Gras, der Begründerin des Ordens der Filles de la Charité, die andere das frommer Ergebung und angesichts des Henkertodes bewahrter Seelenstärke in Mme Élisabeth, der Schwester Ludwigs XVI., bewundern läßt. Die vier anderen biographischen Notizen stammen aus der Feder der beiden Herausgeber des Werkchens, zweier Professoren an französischen Mädchen-Lyzeen. Sie behandeln das Leben der Mme Roland, welche keine unbedeutende Rolle während der Revolution spielte und gleichfalls auf dem Schafott endete; der Mme Vigée-Lebrun, einer einst gefeierten Malerin (hier hätte in den französisch geschriebenen und recht guten Anmerkungen die Stelle S. 68 *pour peu que vous le désiriez ...* und der Ausdruck S. 88 *papillons noirs* berücksichtigt werden können); dann der bekannten Mme de Staël (hier auffällig S. 109: *Elle partit en Italie*) und endlich der Mme Guizot, einer nicht unbegabten Schriftstellerin, welche auch später ihrem Manne bei seinen Arbeiten behilflich war: kein Zweifel, daß die hier so lebendig vorgeführten Persönlichkeiten mit ihren hohen moralischen Eigenschaften erhebend auf das empfängliche Gemüt der jungen Lesewelt einwirken werden und ist auch von diesem Standpunkte die Veröffentlichung dieser Biographien eine pädagogische Tat.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.





Outline of the History of the English Language and Literature.

For the use of schools edited by Professor Dr. J. Klapperich. Berlin, Weidmann 1904. 52 SS. Preis: 80 Pf.

Dieser für höhere Lehranstalten bestimmte kleine Leitfaden bringt nach guten Quellen das Notwendigste aus der Geschichte der englischen Sprache und Literatur. Trotz des geringen Umfanges des Büchleins wird besonders markanten Gestalten der englischen Literatur ein etwas breiterer Raum gewidmet; so Chaucer (1½ SS.), Shakespeare (4 SS.), Milton (¾ S.), Dryden (¾ S.), Pope (¾ S.), Burns (¾ S.), Wordsworth (¾ S.), Scott (1½ SS.), Byron (1 S.). In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind die Namen so zahlreich, daß selbst berühmte Schriftsteller nur kurz abgehandelt werden: so muß sich Dickens mit einer halben Seite begnügen und Macaulay, Tennyson, Thackeray umfassen zusammen kaum eine Seite. Auffallend ist es, daß der Verf. zwar den noch lebenden Jugendschriftsteller Ascott R. Hope erwähnt (S. 41), aber ältere, bewährte Romanschriftsteller, wie Charles Kingsley und Anthony Trollope ganz verschweigt. Auch der amerikanischen Literatur wird die ihr gebührende Aufmerksamkeit geschenkt (S. 41—44). — Den Schluß des Büchleins bilden „*Notes on English Prosody*" (S. 45—46) und ein Anhang über „*The Future of the English Language*" (S. 47—50). Der Verf. führt aus, daß die vier großen Zweige der englischen Sprache, nämlich: I. das europäische, II. das amerikanische, III. das südafrikanische, IV. das australische Englisch sich zwar in ihrem Wortschatze unterscheiden, daß aber diese Unterschiede niemals so bedeutend sein werden, um die Entwicklung dieser Zweige in selbständige Sprachen herbeizuführen.

Ein „Index" erleichtert die Benützung des praktischen Leitfadens.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Th. Achelis, Abriß der vergleichenden Religionswissenschaft.

(Sammlung Göschen). Leipzig 1904. 163 SS.

Die Verlagshandlung Göschen in Leipzig fand für die kurze Zusammenfassung des sehr interessanten Themas eine Kraft ersten Ranges. Von den zahlreichen Werken des Verf.s dürfte „Die Entwicklung der modernen Ethnologie" am bekanntesten sein. Im Vereine mit Dieterich läßt er das „Archiv für Religionswissenschaft" erscheinen, von dem kürzlich der VII. Band publiziert wurde. Philologie, Ethnographie und Theologie sind die drei großen Gebiete, welche hier vorzüglich in ihrer Wechselbeziehung zu einander gepflegt werden. Ägypten, Assyrobabylonien, Indien, Indonesien, Afrika und Amerika werden religionswissenschaftlich durchforscht, in Vergleichung gezogen und die wechselseitige Abhängigkeit der

Überlieferungsstoffe nachgewiesen. Hervorragende Fachleute, wie Wiedemann, Bezold, Oldenburg, Juynboll, Ankermann, Preuß u. a., sind mit der Sichtung des fast ins Unermeßliche anschwellenden Materiales beschäftigt.

Es ist fast selbstverständlich, daß bei der verhältnismäßig noch jungen vergleichenden Religionswissenschaft viele Hypothesen entwickelt werden, die sich im Ernste nicht verfechten lassen. Die Assyriologie beispielsweise ist in einzelnen ihrer Vertreter noch immer nicht aus den Kinderschuhen der Sensationslust herausgekommen (vgl. Kittel, Die babylonischen Ausgrabungen und die biblische Urgeschichte, Leipzig 1903, S. 6). Eben die Beziehungen Israels zu Babylon bilden seit einiger Zeit ein viel umstrittenes Gebiet und die Frage, ob Israel die Überlieferungsstoffe, die es selbständig und umgreifend ausgestaltete, von Babylon entlehnte oder umgekehrt, oder ob beide dieselben Erzählungskomplexe gemeinsam besaßen, ist auch heute noch lange nicht geklärt, obwohl in jüngster Zeit Lehmann (Babyloniens Kulturmission einst und jetzt [1903]) und Jeremias (Das Alte Testament im Lichte des alten Orients [1904]) die dunkle Frage zu erhellen bemüht waren.

Achelis' Abriß wird, seiner ganzen Auffassung nach, ebenso von katholischer wie von protestantischer Seite abgelehnt werden. Eine Verständigung ist gänzlich ausgeschlossen. Um eine Verbindung zwischen der Gegenwart und längst entschwundener Zeiten herzustellen, werden mitunter sehr gewagte Behauptungen gemacht. Daß der „Priester der Sitz der Gottheit sei“, mag ab und zu geglaubt worden sein. Aber weder in Israel noch in Hellas oder in Rom läßt sich in historischer Zeit dieser Glaube nachweisen. Umsoweniger geht es an zu schreiben, daß „im unfehlbaren Papste und ebenso im untrüglichen Dalai-lama in Lhassa die Idee einer Inkarnation der Gottheit Tat und Wahrheit geworden sei“ (S. 78). Die Inkarnation der Gottheit im jeweiligen Papste ist bis jetzt in keiner Schule, auf keiner Kanzel und in keinem Buche gelehrt worden.

Während der Verf. einerseits Anschauungen tiefstehender Volksstämme zu einem Lehrsatze der Katholiken umstempelt, verweist er anderseits das von allen christlichen Konfessionen angenommene Dogma vom Abstiege Christi in die sogenannte Vorhölle in das Bereich der Mythe (S. 18).

Das in Aufschwung kommende Bestreben, Christentum und Buddhismus in eine Linie zu stellen, wird vom Verf. gebührlich besprochen. Der Vergleich fällt bei ihm zu Gunsten des ersteren aus, obwohl er eingesteht (S. 119), daß wir uns, abgesehen von den rein persönlichen Stimmungen, unbewußt in dem Banne unserer ganzen Erziehung und geistigen Entwicklung befinden, wodurch unser wissenschaftliches Urteil verfälscht wird. Er findet zwischen den beiden Religionen nicht nur keine Ähnlichkeit, sondern mit Rücksicht auf die Richtung ihrer Gedanken eine himmelweite Verschiede





„Bei Buddha die nachdrückliche, ja ausschließliche Betonung der Erkenntnis, bei Christus die des Gemüts und Willens; dort eine Erlösung der Persönlichkeit, hier eine Befreiung aus den Banden der Sünde und des Egoismus; bei Christus die Erhaltung des Lebenswertes, bei Gautama das Truggespinnst des pessimistischen Nihilismus“ (S. 120). „Gewiß soll das Mitgefühl mit den armen, von der Not des Daseins erdrückten Menschen nicht in dem Werk und Beginnen Buddhas geleugnet werden, aber doch fehlt seiner wesentlich metaphysisch - psychologischen Weltauffassung der belebende Hauch barmherziger Menschenliebe... Es ist sehr charakteristisch, daß wir ganz im Gegensatze zu Christus im Leben des indischen Religionsstifters nie von einer zornigen Aufwallung des sittlich empörten Gemütes etwas hören“ (S. 132). Die buddhistische Weltanschauung liegt der Ansicht des Verf.s nach nicht in der allerbarmenden Liebe, vielmehr in einem klar durchschauenden und erfassenden Verstande, in Spekulation und Erkenntnis. Christus ist ihm ein vorsichtiger und besonnener Reformator, der alles Irdische im unaufhörlichen Kampf der Gegensätze läutern und veredeln wollte. Wenn er ihn weiter als einen „Optimisten“ bezeichnet (S. 133), so wäre die Auffassung wohl nur insoferne berechtigt, als er die Veredlung und Erhebung der menschlichen Natur für möglich, ja sogar für geboten hielt. Insoferne er sich hierin nicht täuschte, kann auch in dieser Richtung der Grundton nicht optimistisch genannt werden. Daß seine Lehre später einmal zum Siege gelangen werde, hat er vorausgeahnt und seinen Anhängern bestimmt vorausgesagt. Aber ebenso gewiß fühlte er seinen kommenden Sturz. Wir finden in dieser Prognose nichts von Optimismus: Lästerungen, Verfolgung und ein böser Tod sind zu gewärtigen. Er sieht das Verhängnis immer näher schreiten; zeitweilig verbirgt er sich in den Steppen jenseits des Jordan; den Behörden ist sein Aufenthalt unbekannt; in der Hauptstadt wird ein Steckbrief gegen ihn erlassen. Bei der letzten Fahrt nach Jerusalem werden alle Gefahren auf ihren richtigen Wert eingeschätzt; schon meint er, auch nicht seinen engsten Freunden trauen zu dürfen; vorübergehend wird der Plan erwogen, etwa mit bewaffneter Hand sich noch einmal durchzuschlagen, aber ebenso schnell wieder fallen gelassen. Wir haben nicht den Eindruck gewonnen, daß eine optimistische Auffassung der Sachlage vorliege. Eher ließe sich erweisen, daß durch die häufigen und fast katastrophalen Durchbrüche von Schwermut und durch die öfters kundgegebenen Todesahnungen auch die Zuversicht der Jünger erschüttert wurde und mit der allgemeinen Panik am Ölberg endigte.

Achelis rechnet sich nicht zu den Orthodoxen, vielmehr schwärmt er für eine freie Entfaltung des Geistes und verurteilt jede Orthodoxie als eine brutale Vergewaltung der freien, sich diesem Zwange und Drucke widersetzenden Persönlichkeit, gleichgiltig ob sie sich bei den Juden, den Mohamedanern, den Budd-

bisten oder Christen findet (S. 135). Es ist sonderbar, wie dieselbe Erscheinung bei verschiedenartigen Menschen verschieden wirkt. Achelis wähnt sich durch jede Orthodoxie persönlich beengt, wenn er auch zugibt, daß der in dieser religiösen Gemeinschaft schon auf Grund der uralten sympathischen menschlichen Triebe erfolgte Zusammenschluß ganz natürlich und löblich sei (S. 136). Christine, die Königin von Schweden, hingegen fühlte sich hauptsächlich auch dadurch zur katholischen Kirche hingezogen, weil sie den Trost hatte zu glauben, was so viele edle Geister sechzehn Jahrhunderte lang geglaubt (L. v. Ranke, Die röm. Päpste, III 60).

Pilsen. G. Juritsch.

A. Bigelmair, Zeno von Verona. Münster i. W. 1904. VI und 162 SS. 8°.

Diese überaus reichhaltige, Prof. Alois Knoepfler zugeeignete Habilitationsschrift kann mit Recht das Verdienst beanspruchen, die seit der Zeno-Ausgabe der Ballerini 1739 sehr spärlich angestellte Forschung über diesen Kirchenvater aufs Neue belebt zu haben. Bei der eigenartigen Überlieferung der 93, bezw. 104 Traktate (Predigten), die Zeno zugeschrieben werden, und bei dem fast gänzlichen Mangel beglaubigter Nachrichten über das Leben Zenos, den auffälligerweise weder Hieronymus noch Genadius nennen, ist die Forschung begreiflicherweise vielfach erschwert und nur zu oft gezwungen, die Lösung der Fragen der Hypothese zu überantworten. Es findet zwar Dupinius, der Zenos Autorschaft überhaupt leugnete, heutzutage wohl keine Zustimmung mehr, allein der gesicherten Ergebnisse waren bis jetzt nicht gerade viele, woran auch die letzte, Leo X. gewidmete Ausgabe Zenos von Giuliari (1883) nichts zu ändern vermochte. Mit sicherem Griff setzt nun Dr. Bigelmair ein, ausgehend von den Zeugnissen über die große Verehrung, die Zeno nicht nur in seinem Bischofssitze Verona, sondern auch außerhalb, selbst in deutschen Landen genoß, und behandelt in sieben größeren Abschnitten die Geschichte der Zenonianischen Traktate und deren Einheit, charakterisiert den Verf. derselben und die Quellen der Traktate, bezw. ihre Veranlassungen und schildert Zeno einerseits als Theologen, anderseits als Redner und Prediger, woran sich ein historischer Rückblick auf die Veroneser Kirchengemeinde am Ausgange des 4. Jahrhunderts anreiht. In einem kurzen Schlußworte wird das Lebenswerk des zu den Heiligen der katholischen Kirche erhobenen Seelenhirten mit schlichten, frommen Worten gewürdigt.

Wenn auch das theologische Interesse des Verf.s sich allenthalben gebührend betätigt, ja in einzelnen Kapiteln die Unter-



suchung fast ausschließlich beherrscht, so benützt doch die ganze Schrift das Rüstzeug der philologisch-historischen Kritik, auf deren Methode und Ergebnis die nachfolgenden Bemerkungen beschränkt werden.

Durch eine Reihe sprachlicher Beobachtungen wird die nicht unangefochtene Einheit der Traktate verteidigt. Hiezu werden Wendungen und Ausdrücke von auffälliger Ähnlichkeit beigebracht, ferner der Gebrauch seltener, in den Traktaten aber häufiger Wörter, der einheitliche alte Bibeltext und die in fast sämtlichen Traktaten nachweisbaren Beziehungen auf Apuleius, Tertullian, Lactanz. Man sieht, daß mit verständiger Hand das kritische Material herbeigeschafft ist, wenn auch manches nicht ohneweiters beweiskräftig sein dürfte. So ist z. B. in den lexikalisch-stilistischen Belegen einzelnes für die Einheitsfrage von geringer Bedeutung, weil auch sonst in der profanen oder der patristischen Literatur nachweisbar, wie *sacra lex* (heil. Schrift), *fragilitas humana*, das u. a. bei Plinius, Curtius, Justinus vorkommt, *non ullus* = *nullus* oder die Stellung von *igitur* am Satzbeginn, neben der doch auch andere Stellungen bei Zeno sich finden. Dieser Teil der Untersuchung hätte sich auf erstklassige Belege beschränken sollen, zumal da eine allerdings wünschenswerte, erschöpfende Behandlung überhaupt nicht beabsichtigt war. Daß die beigebrachten Belege immerhin wertvolle Proben bieten, steht außer Zweifel. Trotz dieser auf Übereinstimmung und Ähnlichkeit gegründeten Einheitsbeweise fehlt es aber nicht an gewissen Verschiedenheiten, an zahlreichen, mitunter wörtlichen Wiederholungen oder Unvollständigkeiten, die B. durch die Annahme zu erklären sucht, Zeno habe seine Traktate nicht selbst veröffentlicht, sondern erst nach seinem Tode sei die Sammlung erfolgt, u. zw. mit solcher Pietät, daß auch unbedeutende Notizen und Entwürfe Aufnahme fanden. Diese Sammlung soll in die Mitte des 5. Jahrhunderts fallen, wodurch die mit Zenos Lebenszeit — er starb um 370 n. Chr. — unvereinbare Zeitangabe in I 5, 4: *ante annos ferme quadringentos vel eo amplius* (gerechnet von der Wirksamkeit des Apostels Paulus) als eine vom Sammler eigenmächtig vorgenommene Korrektur erscheinen sollte. Diese neue Auffassung befriedigt auch nicht, denn sie stimmt nicht mit der dem Sammler zuerkannten Pietät; auch ist nicht einzusehen, weshalb für die zweifellose Verwendung der Zenonianischen Traktate zu liturgischen Zwecken späterhin eine derartige Berichtigung des Zeitabstandes notwendig geworden sei. Ich möchte lieber annehmen, Zeno habe mit der Zahl 400 eine schon durch *ferme* angedeutete runde Zahl gewählt und der Beisatz *vel eo amplius* sei vielmehr späterer Zusatz, der, vielleicht einmal zum chronologischen Ausgleich mit dem Datum einer kirchlichen Rezitation beigefügt, wie eine Randbemerkung in die Sammlung Eingang fand. Ein solcher Zusatz wäre eher begreiflich als eine wörtliche Berichtigung.

Reichhaltig ist Kapitel 3 über Zeno als Verf. der Traktate, seine Heimat, Lebenszeit, Bildung, persönliche Eigenschaften, seinen Tod, seine Grabstätte und die Translation seiner Gebeine. Hier ist das mit erstaunlichem Fleiße zusammengetragene Materiale zu einem vollendeten Ganzen verarbeitet. Das folgende 4. Kapitel behandelt in seinem ersten, größeren Teile die sprachlichen Anklänge Zenos an heidnische Schriftsteller, an Tertullian, Cyprian, Origenes, Lactanz, Hilarius v. Poitiers, seinen Bibeltext, alles dies meist in tabellarischer, die Vergleichung erleichternder Form. Auch hier ist nicht alles beweiskräftig, z. B. die Phrase *infestis mucronibus* muß nicht gerade auf Apuleius zurückweisen; denn sie gebraucht bereits Tacitus Hist. III 85. Immerhin bedeutet auch dieser Abschnitt eine grundlegende Vorarbeit zu einer stilistisch-rhetorischen Charakteristik Zenos, die, allerdings von dem 5. Kapitel „Die Theologie Zenos“ unterbrochen, im 6. Kapitel in Angriff genommen wird. Das sohin Zusammengehörige hätte m. E. nicht getrennt werden sollen, was übrigens ganz gut durchführbar gewesen wäre; denn das 5. Kapitel hätte den zweiten, kleineren Abschnitt des 4. (Begriff *tractatus*, Kampf gegen Photinianer, Arianer) in sich aufnehmen und dann zum 7. Kapitel „Die Christengemeinde in Verona“ überleiten können. Nach einer kurzen, die kirchliche Bedeutung Zenos charakterisierenden Würdigung bietet ein Index brauchbare Verweisungen auf den Gang der Untersuchungen. Die zahlreichen Zitate sind größtenteils verläßlich, bei den Zitaten aus Zeno selbst ist verschwindend weniges ungenau oder verdruckt. S. 87 sind die Kolumnenüberschriften vertauscht: Zeno, nicht Lactanz gehört auf die linke Seite. Ref. kann nicht umhin, diese Anzeige mit dem Wunsche zu schließen, daß die grundlegenden, von Sammelfleiß und kritischer Gewandtheit zeugenden Untersuchungen des Verf.s das Interesse für Zeno von Verona wirksam erneuern mögen.

Wien. K. Ziwsa.

Lehrbuch der Geschichte des Altertums für die oberen Klassen der Gymnasien, von Dr. Adolf Bauer, Professor an der Universität in Graz. Wien, Tempsky 1904[1]).

Es sei mir gestattet, im folgenden vom Standpunkt des klassischen Philologen zu diesem Buche Stellung zu nehmen, der an der Darstellung der Geschichte der Griechen und Römer in einem für Gymnasien bestimmten Buche ein begreifliches und berechtigtes Interesse hat.

[1]) Bei der Bedeutung des Buches schien es angemessen, auch diese uns von einem bewährten philologischen Mitarbeiter zur Verfügung gestellte Anzeige (vgl. die erste vorwiegend anerkennende im Jahrg. 1904, S. 425 ff.) zum Abdruck zu bringen. Die Redaktion.





Das Buch, das von der herkömmlichen Anlage derartiger Unterrichtsbücher mehrfach abweicht, bietet in seiner Darstellung allerdings einen bemerkenswerten Fortschritt, indem der Verf. nicht auf Schlachten und Kriege das Hauptgewicht legt, sondern auch der kulturhistorischen Entwicklung einen breiteren Raum gönnt, insbesondere aber dadurch, daß er sich bestrebt, dem Schüler das Verständnis der zum Teil recht komplizierten sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der antiken Völker zu erschließen. Freilich nehmen die Auseinandersetzungen über wirtschaftliche Verhältnisse oft eine Form an, daß sie sich kaum als Lernstoff für den Schüler eignen. Auf allgemeine Anerkennung darf das Bestreben des Verf.s rechnen, die Resultate der geschichtlichen Forschung für die Schule nutzbar zu machen. Um von der Geschichte des Orientes zu schweigen, wird in der Darstellung der älteren Geschichte Griechenlands und besonders Roms die Überlieferung stets auf ihren historischen Gehalt geprüft und das Sagenhafte von den geschichtlich feststehenden Tatsachen streng geschieden.

In einem seltsamen Gegensatze jedoch zu dieser kritischen Schärfe und wissenschaftlichen Sorgfalt steht eine gewisse Sorglosigkeit und Ungenauigkeit in der Darstellung solcher Partien, wo wir uns auf festgegründetem historischen Boden befinden und die richtige Erkenntnis aus verläßlichen Quellen geschöpft werden kann. Es begegnen da, wie sich gleich zeigen wird, zum Teil befremdende Verstöße und Ungenauigkeiten, die in einem Schulbuch doppelt auffallen.

S. 188 lesen wir in der Erzählung vom Iugurthinischen Kriege: '..Das konnte nicht mehr hindern, daß das Volk bei den Wahlen für das Jahr 107 v. Chr. .. es vorzog, einen Angehörigen des Ritterstandes und Gegner der Nobiles C. Marius zum Konsul zu wählen'. Marius ein Angehöriger des Ritterstandes! Der doch *e plebe infima* stammte, wie es Tac. Hist. II 38 heißt; vgl. auch Plut. Mar. c. 3 *γενόμενος γονέων παντάπασιν ἀδόξων αὐτουργῶν δὲ καὶ πενήτων*. Seine Eltern gehörten zu den Klienten der *gens Herennia*, anfänglich auch er selbst, vgl. Plut. Mar. c. 5 *τοῦ δ' Ἑρεννίων οἴκου τοὺς Μαρίου γονεῖς καὶ Μάριον αὐτὸν ἐξ ἀρχῆς γεγονέναι πελάτας*. — Merkwürdige Dinge stehen auf S. 194, wo es in der Erzählung vom ersten Mithradatischen Kriege heißt: 'Sulla hatte indessen den Feldherrn des Mithr. in Griechenland besiegt, dann Athen 86 v. Chr. erobert, verwüstet, geplündert und zerstört'. Man wird mir zugestehen, daß selbst dann, wenn Sulla Athen wirklich zerstört hätte, in einem Schulbuche der rhetorische Schwulst in den Worten 'erobert, verwüstet, geplündert und zerstört' überflüssig, ja lästig wäre. Und der Verf. meint es mit dieser Zerstörung Athens ernst, wie die Wiederaufnahme der Behauptung S. 219 zeigt (Z. 5 v. u.) 'nach der Zerstörung Athens durch Sulla'. Durch die rhetorisch gesteigerte Ausdrucksweise aber an der erstgenannten Stelle wird der Schüler jedenfalls

zu der Annahme gedrängt, daß die Zerstörung Athens durch Sulla eine vollständige, eine wahre Vernichtung gewesen sei, da es ja beispielsweise S. 175 von der Zerstörung Korinths (146 v. Chr.) ganz kurz und schlicht heißt 'Korinth ward zerstört'. Wer aber hat von einer Zerstörung Athens durch Sulla etwas gehört? Aus welcher Quelle schöpfte B. diese Mitteilung? Wir lesen bei Plut. Sull. c. 12 *ἐπιλειπούσης δὲ τῆς ὕλης* (das Bauholz) ... *ἐπεχείρησε τοῖς ἱεροῖς ἄλσεσι καὶ τήν τε Ἀκαδήμειαν ἔκειρε δενδροφορωτάτην προαστείων οὖσαν καὶ τὸ Λύκειον*. Das Gleiche berichtet auch Appian XII (Mithr.) c. 30. Also während der Belagerung Athens durch S. fielen die schattigen Alleen der Akademie und des Lykeion unter den Äxten der römischen Soldaten. Aber nicht einmal die Verwüstung jener Parkanlagen dürfte so gründlich gewesen sein, wie jenes *ἔκειρε* zu besagen scheint, weil sonst Horaz von dem Athen seiner Studienzeit, die etwa vier Jahrzehnte später fällt als die Sullanische Belagerung, kaum hätte sagen können: *inter silvas Academi quaerere verum* (Epist. II 2, 45). Ein furchtbares Blutbad wurde allerdings von den eindringenden Soldaten in der Stadt angerichtet, geplündert wurde auch und ein Teil der Mauer (*τὸ μετὰ τῆς Πειραικῆς πύλης καὶ τῆς ἱερᾶς*) niedergerissen, aber von einer eigentlichen Zerstörung Athens durch Sulla[1]) weiß kein antiker und natürlich auch keiner der neueren Geschichtschreiber etwas zu berichten; vgl. Mommsen, R. G. II⁹ 291 'Der römische Feldherr ließ die Soldateska in der eroberten Stadt . . . plündern . . .; die Stadt selbst aber erhielt von ihm ihre Freiheit und ihre Besitzungen, sogar das wichtige Delos zurück und ward also noch einmal gerettet durch ihre herrlichen Toten'. — Als ein interessantes Gegenstück hiezu aber erscheint bei B. der Bericht über das Ende des dritten punischen Krieges (S. 177), wo es heißt: 'In blutigen Straßenkämpfen eroberte Scipio Karthago 146 v. Chr.'. Daß die gewaltige Stadt auch vollständig vom Erdboden getilgt und so die beständige Mahnung des Cato Censorius zur Tat gemacht wurde, eine der markantesten und folgenschwersten Tatsachen der alten Geschichte, erfährt der Schüler aus B.s Lehrbuch der alten Geschichte mit keiner Silbe. — Es heißt nun bei B. in der Schilderung des ersten Mithradatischen Krieges a. a. O. weiter: 'Mithr. entschloß sich 85 v. Chr. zum Frieden. Er mußte alle gemachten Eroberungen aufgeben, Kriegskosten zahlen und einen

---

[1]) Der Piräus war damals von Sulla allerdings zerstört worden und lag noch viele Jahre später in Trümmern, wie die interessante Stelle Cic. Epist. ad fam. IV 5, 4 (Trostschreiben des Ser. Sulpicius an Cicero) zeigt, wo es heißt: *Ex Asia rediens cum ab Aegina Megaram versus navigarem, coepi regiones circumcirca prospicere: post me erat Aegina, ante me Megara, dextra Piraeus, sinistra Corinthus, quae oppida quodam tempore florentissima fuerunt, nunc prostrat*[illegible] *ante oculos iacent.*

Teil seiner Flotte abtreten. Sulla züchtigte nun alle, die sich Mithr. angeschlossen hatten. Asien wurde durch hohe Kontributionen bestraft. In Griechenland mußten die Tempelschätze von Delphi und Olympia herhalten'. Allein nicht nach dem Friedensschlusse mit Mithr. 'mußten jene Tempelschätze herhalten', sondern noch während der Belagerung Athens vergriff sich Sulla an den genannten Heiligtümern, da ihm die Geldmittel ausgegangen waren; vgl. Plut. Sull. c. 12 *ἐπεὶ δὲ καὶ χρημάτων ἔδει πολλῶν πρὸς τὸν πόλεμον, ἐκίνει τὰ τῆς Ἑλλάδος ἄσυλα, τοῦτο μὲν ἐξ Ἐπιδαύρου, τοῦτο δὲ ἐξ Ὀλυμπίας τὰ κάλλιστα καὶ πολυτελέστατα τῶν ἀναθημάτων μεταπεμπόμενος· ἔγραψε δὲ καὶ τοῖς Ἀμφικτύοσιν εἰς Δελφούς, ὅτι τὰ χρήματα τοῦ θεοῦ βέλτιον εἴη κομισθῆναι πρὸς αὐτόν.* — Wenn sich dann endlich am Schlusse dieses Absatzes bei B. die Bemerkung findet: 'Die berühmtesten Stätten des alten Hellas, die Rom so lange geschont hatte, lagen jetzt in Schutt und Trümmern', so ist nur richtig, daß Sulla kostbare *ἀναθήματα* aus den Heiligtümern wegschleppen ließ, was dagegen von 'Schutt und Trümmern' gesagt wird, ist unzutreffend. — S. 198 lesen wir: 'Mithradates gelang es 67 v. Chr., sein pontisches Reich wieder zu erobern. Als dieser Umschlag des Kriegsglückes eingetreten war, kehrte eben Pompeius aus dem Kampfe gegen die Seeräuber siegreich nach Rom zurück. Die demokratische Partei stellte daher 66 v. Chr. durch den Tribunen Manilius den Antrag, ihm jetzt das Kommando in Asien zu übertragen'. Pompeius kehrte aber nach Bezwingung der Seeräuber gar nicht nach Rom zurück, sondern blieb in jenen Gegenden Kleinasiens, was in einer Hauptquelle für die Geschichte dieser Jahre als ein besonders wichtiger und vorteilhafter Umstand hervorgehoben wird; vgl. Cic. *imp. Cn. Pomp.* § 50: *quodsi Romae Cn. Pompeius privatus esset hoc tempore, tamen ad tantum bellum is erat deligendus atque mittendus; nunc cum ad ceteras summas utilitates haec quoque opportunitas adiungatur, ut in iis ipsis locis adsit, ut habeat exercitum, ut ab iis, qui habent exercitum accipere statim possit, quid exspectamus?* Vgl. auch § 13 derselben Rede: *hunc (Pompeium) audiebant antea (Asiae civitates), nunc praesentem vident tanta temperantia* cet.; ferner auch Plut. Pomp. c. 30 *ἀπαγγελθέντος δὲ εἰς Ῥώμην πέρας ἔχειν τὸν πειρατικὸν πόλεμον καὶ σχολὴν ἄγοντα τὸν Πομπήιον ἐπέρχεσθαι τὰς πόλεις, γράφει νόμον εἷς τῶν δημάρχων Μάλλιος κτλ.* (folgt der Manilische Gesetzesantrag), ebd. *καὶ κύριος ἀπεδέδεικτο μὴ παρὼν ὁ Πομπήιος ἁπάντων ὧν ὁ Σύλλας ὅπλοις τῆς πόλεως κρατήσας.* Hierauf berichtet Plutarch auch noch, wie dem in Asien weilenden Pompeius das offizielle Sendschreiben überbracht wurde, das ihn mit dem Oberbefehl betraute: *αὐτὸς δὲ δεξάμενος τὰ γράμματα καὶ πυθόμενος τὰ δεδογμένα κτλ.* Man sieht, daß von einer Rückkehr

des Pompeius nach Rom nach Beendigung des Seeräuberkrieges keine Rede sein kann.

S. 200 heißt es: 'Cicero, der persönlich die Verantwortung für die Hinrichtung der Gefangenen' — Lentulus, Cethegus und die übrigen in Rom festgenommenen Katilinarier sind gemeint — 'nicht tragen wollte, berief den Senat. In der Senatsversammlung trat Cäsar in einer Rede gegen Cicero (!!) auf, nach dessen Antrag die Verschworenen — getötet werden sollten. Allein M. Porcius Cato . . . nahm Ciceros (!!) Antrag auf und verhalf ihm zum Siege'. — Es ist mir unverständlich, wie eine solche Behauptung in ein Lehrbuch der Geschichte aufgenommen werden konnte. Wie aus Ciceros vierter Rede gegen Catilina und Sallusts Bell. Catil. c. 50 ff. zu ersehen ist, war es in jener an den Nonen des Dezember des J. 63 abgehaltenen Senatssitzung natürlich nicht der präsidierende Konsul Cicero, der den Antrag auf Hinrichtung der Gefangenen stellte, sondern der zuerst um seine Meinung befragte *cos. des. D. Iunius Silanus*. Cicero selbst aber griff mit der vierten Catilinarischen Rede in die Debatte erst dann ein, als Cäsar mit seinen warnenden Vorstellungen die Senatoren wankend gemacht hatte. — Wenn S. 210 berichtet wird: 'Octavianus marschierte mit seinem Heere nach Rom und ließ sich zum Konsul wählen', so ist diese Darstellung durchaus nicht bezeichnend genug dafür, daß der zwanzigjährige Octavianus nur durch die Gewalt der Waffen das Konsulat vom Senate ertrotzte, vgl. Tac. Ann. I 10 *extortum invito senatu consulatum*; und besonders Suet. Aug. 26 *consulatum vicesimo aetatis anno invasit admotis hostiliter ad urbem legionibus missisque, qui sibi nomine exercitus consulatum deposcerent, cum quidem cunctante senatu Cornelius centurio, princeps legationis, reiecto sagulo ostendens gladii capulum non dubitasset in curia dicere: 'Hic faciet, si vos non feceritis'*. — Ebd. soll der offizielle Titel der Triumvirn '*tres viri rei publicae constituendae* heißen, nicht, wie B. schreibt, *triumviri r. p. c.* — Ebd. begegnet eine Nachlässigkeit in der Schilderung von Ciceros Tode, die beim Schüler ganz falsche Vorstellungen hervorrufen muß. 'Cicero', heißt es da nämlich, 'wurde auf der Flucht eingeholt und bei Gaëta „geköpft" (!). Was muß sich da der Schüler wohl denken, wenn er dies liest? — Von den Kämpfen bei Philippi lesen wir S. 211: 'Brutus und Cassius wurden in zweitägigem Kampfe besiegt, während dessen sie sich selbst töteten'. Wenn schon von der Dauer der Kämpfe gesprochen werden sollte, durften zwei Schlachten, zwischen denen ein Zeitraum von drei Wochen verstrich, nicht als ein 'zweitägiger Kampf' bezeichnet werden. Auch daß sich Brutus und Cassius während dieses Kampfes töteten, ist ungenau, da sich bekanntlich Cassius nach der ersten Schlacht den Tod gab und ebenso Brutus nach seiner drei Wochen später erfolgten Niederlage.



Starke Versehen enthält ein der Literatur der augusteischen Zeit gewidmeter Abschnitt (S. 220 f.). Ich will nicht davon sprechen, daß unter den Dichtungen Virgils neben der *Aeneis* zwar die *Bucolica* genannt werden, nicht aber seine bedeutendste Dichtung, die *Georgica,* die doch mit Recht als 'das vollendetste größere Erzeugnis der römischen Kunstpoesie' bezeichnet worden sind, auch davon nicht, daß Ovid seine Tristien nach griechischem Muster geschrieben haben soll. Aber ein nicht zu entschuldigender Verstoß ist es doch wohl, wenn S. 221 mitten unter den augusteischen Dichtern, 'die bei jeder sich darbietenden Gelegenheit den Ruhm des Augustus als eines Friedensfürsten künden und ihn und seine Freunde Agrippa und Maecenas preisen', wenn direkt 'unter den Dichtern dieser Zeit' — Catullus aufgeführt wird, der um 54 v. Chr. starb und als starrer Republikaner — wie er ja bekanntlich Cäsar so leidenschaftlich angriff — von den Dichtern jener augusteischen Zeit *toto caelo distat.*

Übrigens ist es auch ungenau, wenn gesagt wird, daß die Lyrik in dieser Zeit durch Catull vertreten sei, die Elegie durch zwei ebenso begabte Dichter, Tibull und Properz, da nach der antiken Terminologie weder Catull noch Tibull und Properz, nach der dem Schüler geläufigen modernen jedoch alle drei zu den Lyrikern gehören. Was aber soll man dazu sagen, daß unter den römischen Elegikern Ovid gar nicht genannt wird? — Verschwommen und unbrauchbar ist auch folgender Passus: 'Doch was im augusteischen Zeitalter von den Römern geleistet wurde, reicht an die Tiefe der Gedanken und den bleibenden Wert dessen nicht heran, was die Griechen im V. Jahrhundert, was insbesondere Athen zur Zeit des Perikles geschaffen hatte'. Da man doch nur Gleichartiges miteinander vergleichen kann, ist das Gesagte nicht recht verständlich. Denn es kann hier ja nur von den griechischen Vorbildern der römischen Lyrik die Rede sein; die gehörten aber — wie Archilochos, Alkaios, Sappho — einer viel früheren Zeit oder, wie die Alexandriner, besonders Kallimachos, auf den jedoch als auf das Vorbild der römischen Lyriker hinzuweisen, B. völlig versäumt hat, einer viel späteren Zeit an als dem V. Jahrh. — Auch die Charakterisierung des Livius (S. 221) ist unzureichend. — Wenn B. ebd. erklärt, insbesondere Cicero sei ein Beispiel dafür, daß der Briefwechsel keineswegs bloß dem literarischen Ruhm des Verfassers diente, sondern daß man damit auch politische Zwecke verband, so enthält auch diese Behauptung eine unrichtige Charakterisierung der Cicerobriefe. Denn die allergrößte Zahl der Briefe Ciceros, insbesondere die an Atticus, bieten doch nichts anderes als Augenblicksbilder seiner wechselnden Stimmungen und sind — ganz anders als die Pliniusbriefe — ohne alle Berechnung und Rücksicht auf die Folgezeit geschrieben. Auch das weiß jeder Kundige, daß die Briefe Ciceros gerade infolge dieser ihrer Eigenschaft als Ausdruck seiner

wechselnden Stimmungen Drumann und anderen mißgünstigen Beurteilern des großen römischen Redners so gefährliche Waffen geboten haben und noch bieten, um sein Andenken zu verunglimpfen. — Irrig ist es auch, wenn S. 222 bemerkt wird, Sallust habe bei der Abfassung des *Bellum Catilinae* 'die Tendenz verfolgt, zu beweisen, daß man Cäsar und Crassus fälschlich der Teilnahme und Mitwissenschaft an Catilinas Ruchlosigkeiten beschuldigt habe'. Sallust hatte wohl ein Interesse daran, das Andenken seines Gönners Cäsar gegen Verunglimpfung zu schützen; allein was hätte ihn dazu bestimmen sollen, sich in einer Tendenzschrift auch für Crassus einzusetzen? Die Behauptung B.s ist eine ungerechtfertigte Erweiterung eines von Mommsen ausgesprochenen Gedankens, der das *Bellum Catilinae* allerdings als eine politische Tendenzschrift ansah, die sich bemühe, die demokratische Partei zu Ehren zu bringen und Cäsars Andenken von dem schwärzesten Fleck, der darauf haftete, zu reinigen. Und weil nun bei Sallust Bell. Cat. c. 48 und 49 von den Anzeigen gegen Crassus und Cäsar bezüglich der Teilnahme an der Verschwörung Catilinas gesprochen wird, erklärt B. schlankweg als Tendenz der Schrift auch die Rettung des Crassus. Und doch zeigt schon ein flüchtiger Vergleich der Behandlung beider Männer an jener Stelle, wie ganz anders Sallust sich für Cäsar ereifert: *Q. Catulus et C. Piso neque pretio neque gratia Ciceronem inpellere quivere, uti per Allobroges aut alium indicem C. Caesar falso nominaretur* und etwas weiter: *ubi consulem ad tantum facinus inpellere nequeunt, ipsi — ementiundo quae se audisse dicerent* cet.

Auch sonst ergibt sich, wo immer B. die Literatur in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, Gelegenheit zu kritischen Ausstellungen. So wird beispielsweise S. 124, wo von der alexandrinischen Wissenschaft und Dichtung gesprochen wird, unter den alexandrinischen Grammatikern gerade Aristarch, der allerbedeutendste derselben, dessen Name sprichwörtlich geworden war ('*fiet Aristarchus*' Hor.), nicht genannt. — Über Theokrit liest man S. 125 folgendes: 'Wenn man von alexandrinischer Dichtung spricht, so meint man damit eine höfische, der Verherrlichung der Fürsten und der Damen des fürstlichen Hauses dienende, gelehrte und zierliche Poesie. Die Idyllen des Theokrit, der in Syrakus und am Hofe der Ptolemäer lebte, sind dafür das bekannteste Beispiel'. Nun frage ich, muß dadurch nicht in dem Schüler eine ganz verkehrte Auffassung von dem Inhalt und Zweck der bukolischen Poesie Theokrits hervorgerufen werden? Muß er nicht glauben, daß diese Idyllen hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich, den Zweck verfolgten, den Fürsten und die Damen seines Hofes zu verherrlichen? — Was soll es heißen, wenn S. 181 berichtet wird, daß der 'Zensor' *M. Porcius Cato* die *Origines* schrieb? Das ist doch eine sond-

bare Wiedergabe des '*Censorius*'. — S. 236 werden 'Neros Lehrer Seneca' poetische, rhetorische (!), philosophische und naturwissenschaftliche Werke zugeschrieben. Da ist dem Herrn Verf. hinsichtlich der 'rhetorischen' Schriften eine schlimme Verwechslung mit dem älteren Seneca passiert. — Mit Verwunderung erfährt man auch (S. 238), daß Tacitus eine Schrift über berühmte Redner *(De oratore)* verfaßt habe [1]). Damit ist weder Titel noch Inhalt der vielgenannten und bedeutenden Schrift richtig bezeichnet.

Eine Ungenauigkeit der Erzählung unterläuft in diesem Lehrbuche noch an manchen anderen Stellen. Die Darstellung, die nicht selten belanglose Dinge der Erwähnung wert hält — wie etwa S. 189, daß die Römer im Kimbernkriege die großen Schätze des gallischen Heiligtums zu Tolosa erbeuteten — gleitet häufig über wichtige Dinge einfach hinweg. So ist es nicht zu billigen, daß in der Geschichte Griechenlands die Niederwerfung des ionischen Aufstandes durch die Perser so kurz abgetan und speziell die Zerstörung Milets gar nicht erwähnt wird. Wie schmerzlich ganz Griechenland und besonders Athen den Untergang der blühenden Stadt, die *Μιλήτου ἅλωσις*, empfand, ist bekannt; und auch in kulturhistorischer Beziehung, worauf der Verf. sonst Gewicht legt, war die Zerstörung dieses großen ionischen Gemeinwesens von Bedeutung, da ja mit diesem Ereignis die in Milet zur Blüte gelangte 'naturphilosophische Entwicklung der griechischen Wissenschaft jählings abreißt' (Windelband). — Um noch aus der römischen Geschichte ein Beispiel hiefür anzuführen, sei folgendes erwähnt. S. 165 liest man: 'Hannibal schickte sich an, Sagunt anzugreifen. Die Stadt wendete sich an Rom um Hilfe. Die Römer gingen zögernd auf ihr Ansuchen ein und warteten zu lange, ehe sie zu ihrem Gunsten auftraten; so fiel Sagunt. Jetzt freilich erhoben die Römer die Forderung in Karthago, daß Hannibal ausgeliefert werde'. Jeder denkende Schüler muß da fragen, mit welchem Rechte denn die Römer eine solche Forderung stellen konnten. Die einzige Erklärung hiefür nämlich fehlt in B.s Bericht über den Beginn des zweiten punischen Krieges. Die Auslieferung Hannibals sollte doch nur ein *piaculum rupti foederis* sein. Daß aber Saguntum durch den Vertrag zwischen Rom und Karthago vom J. 226 eine den Römern verbündete Stadt geworden war, hat B. eben nicht erwähnt und dadurch das Verständnis jener Ereignisse wesentlich beeinträchtigt. — Entspricht es weiters wohl der Verpflichtung zu einer den Tatsachen angemessenen geschichtlichen Darstellung, die Sallust (Bell. Cat. c. 3) so schön und bündig ausdrückt in dem Satze '*facta dictis exaequanda sunt*', wenn es von Hannibals Alpenübergang bei B. (S. 166) heißt, daß der punische Feldherr 'nach Überwindung großer Mühsale' in Oberitalien anlangte, die ungeheueren Verluste aber, die mehr als

[1]) Dies hat auch Dr. Stein in d. Zeitschr. 1904, S. 433 bemängelt.

die Hälfte des Heeres verschlangen, mit keiner Silbe angedeutet werden? — Auch die Bedeutung der Schlacht am Trasimenischen See wird nicht genügend gekennzeichnet. — S. 169 endlich heißt es in der Erzählung von der Schlußphase dieses Krieges nach Scipios Landung auf afrikanischem Boden: 'Den Karthagern wurde ein Waffenstillstand bewilligt; sie mußten Mago und Hannibal mit ihren Armeen aus Italien abberufen'. Der Leser kann diese Worte nur so auffassen, daß die Abberufung der beiden Feldherren eine Bedingung des Waffenstillstandes gewesen sei, während sich doch die Sache ganz anders verhielt.

Doch genug nunmehr, wiewohl noch gar manches zu bemerken wäre! An einem Buche, das zweifellos von wissenschaftlichem Geiste durchweht ist und nicht geringe eigenartige Vorzüge aufweist, Mängel aufdecken zu müssen, bleibt eine peinliche Sache; allein es betraf, wie mir hoffentlich jeder Leser der voranstehenden Ausführungen zugestehen wird, Verstöße, die aus einem Schulbuch unbedingt beseitigt werden müssen.

Wien. Alois Kornitzer.

L. Pohle, Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im 19. Jahrhundert. 57. Bändchen der Sammlung „Aus Natur- und Geisteswelt". Leipzig, Teubner 1904.

Ein Buch, das auf verhältnismäßig kleinem Raume in klarer Weise die Grundlagen für das Verständnis der gegenwärtigen wirtschaftlichen Lage des Deutschen Reiches erörtert. Es ist hervorgegangen aus Vorträgen, die der Verf. am Freien deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M. hielt. Die Darstellung gewinnt dadurch besonders an Wert, daß der Verf. in manchen Punkten anderer Meinung ist als Sombart in seiner Arbeit über die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert oder Lamprecht in seinem Buche „Zur jüngsten deutschen Vergangenheit". Er beschreibt im ersten Vortrage den Gesamtverlauf der wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands im 19. Jahrhundert und kommt zur Unterscheidung von drei Perioden. Der ersten gehört die Bauernbefreiung, die Landeskulturgesetzgebung und die teilweise Verwirklichung der Gewerbefreiheit an; die zweite ist gekennzeichnet durch die kapitalistische Produktionsweise; die dritte brachte den „Exportindustrialismus und den Exportkapitalismus". Der Verf. weist den Einfluß jeder dieser Perioden auf Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung nach. Zieht der erste Vortrag die Grundlinien, so beschäftigen sich die folgenden mit der Entwicklung der einzelnen Wirtschaftszweige. Wir lernen zunächst den Einfluß der Agrarreform und der Bevölkerungszunahme auf die Landwirtschaft kennen, wobei der Verf. zu dem Ergebnisse gelangt, daß die gegenwärtige Notlage der deutschen



Landwirtschaft zwar eine Wirkung der gesamten volkswirtschaftlichen Entwicklung überhaupt ist, daß sie aber in dem Augenblicke schwinden wird, in dem mit der Bevölkerungszunahme auch die Produktionskosten in den überseeischen Konkurrenzgebieten sich erhöhen. Im dritten Vortrage werden wir mit der Lage des Handwerks und der Hausindustrie bekannt gemacht. Beide haben die Vorherrschaft, die sie am Beginne das 19. Jahrhunderts besaßen, eingebüßt. An ihre Stelle ist zwar der mechanische Großbetrieb getreten, aber es gibt immerhin noch einzelne Fälle, in denen sie selbst mit diesem in Wettbewerb treten können. Die Entwicklung der Großindustrie, die industrielle Kartellbewegung und die Entstehung der gewerblichen Arbeiterfrage sind Gegenstand des vierten Vortrages. Zum Schlusse zeigt der Verf., welche Umgestaltungen das Verkehrswesen und die Organisation des Warenabsatzes erfuhren. Er findet, daß das deutsche Wirtschaftsleben „eine vollständige Revolution durchgemacht" hat, daß aber gerade dadurch das deutsche Volk freier, mächtiger und reicher geworden ist.

Aus dem Gesagten dürfte nicht bloß die Reichhaltigkeit des Inhaltes, sondern auch die anregende Stoffgestaltung zur Genüge erhellen.

H. Kerp, Landeskunde von Skandinavien (Schweden, Norwegen, Dänemark). Mit 11 Abbildungen und einer Karte. (Sammlung Göschen, Nr. 202). Leipzig 1904.

In der Einleitung beschäftigt sich der Verf. mit Lage, Grenzen, Größe und allgemeiner Gliederung der skandinavischen Länder. Hierauf folgt eine Übersicht über Erdgeschichtliches, Klima und Pflanzen. Der eigentliche Stoff wird in vier sogenannte Natur- und Kulturgebiete zerlegt. Diese sind: 1. Die Küste Norwegens, 2. der Gebirgsrücken Norwegens, 3. das östliche Niederungsgebiet von Skandinavien oder das eigentliche Schweden und 4. die dänischen Inseln nebst der Halbinsel Jütland. Innerhalb jeder dieser Unterabteilungen, die der Verf. auch als Lehreinheiten bezeichnet, findet das Landschaftsbild, die Entstehung des Oberflächenbildes und zuletzt das Kulturbild anschauliche Erörterung, zumal das erstgenannte zunächst in großen Zügen an der Hand einer Reisebeschreibung entwickelt wird. Den Schluß bildet eine wirtschaftliche und politische Übersicht von ganz Skandinavien. Die beigegebenen Illustrationen, nach eigenen Zeichnungen des Verf.s hergestellt, lassen manchmal zu wünschen übrig. Nichtsdestoweniger haben wir es mit einem recht brauchbaren Büchlein zu tun, das der Lehrer nicht ohne wissenschaftlichen und methodischen Gewinn aus der Hand legen wird.

Wien. J. Müllner.

Dr. Anton Becker, Methodik des geographischen Unterrichtes, Ein pädagogisch-didaktisches Handbuch für Lehramtskandidaten und Lehrer. III. Teil des Sammelwerkes „Die Erdkunde", herausgegeben von Maximilian Klar. Leipzig u. Wien, Franz Deuticke 1905. VII und 92 SS.

Es ist eine eigene Sache um die Theorie der Pädagogik: wer die Praxis beherrscht, der braucht sie in der Regel nicht, und wer *in praxi* versagt, dem hilft die Theorie nicht viel. Denn es ist einmal nicht anders, der gute Lehrer wird geboren und lernt wohl noch etwas durch die eigene Erfahrung und weiß sich auch die fremde zunutze zu machen; dem schlechten Lehrer aber, der freilich auch geboren wird, sind eigene und fremde Erfahrung gleicherweise verloren. Und dann: läuft nicht jede „Methodik", „Didaktik" usw. auf die Lobpreisung eines Weges hinaus, wo es deren doch hunderte oder besser so viele gibt, als Lehrer, die diesen Ehrennamen verdienen? Das sind die Bedenken, die ich auch dem Beckerschen Buche entgegensetzen möchte. Es sind die einzigen, aber sie sind praktischer Natur. Im Prinzipe finde ich nur wenige Dinge in dem vorliegenden Werke enthalten, die ich nicht unterschreiben würde. Leider wird wohl ein gut Teil der so wohlgemeinten Ratschläge frommer Wunsch bleiben müssen, so lange zwei Bedingungen nicht erfüllt sind: intensiver Geographieunterricht auf der Oberstufe ist die eine, kleine Klassen sind die andere. Der finanzielle Punkt, so weit er für die geographische Schulsammlung in Betracht kommt, sei mit Stillschweigen übergangen. Was an dem Buche sympathisch berührt, ist der frische Ton und die schöne Berufsfreudigkeit, die ja alle Werke des Verf.s durchzieht. Sehr dankenswert ist endlich der sehr umfassende und, soweit ich sehe, vollständige Quellennachweis. In der Hand von Lehramtskandidaten, die das Zeug zum tüchtigen Lehrer mitbringen und in der Hand tüchtiger Lehrer selbst, die geneigt sind, von anderen ihrer Art zu lernen, wird das fleißig gearbeitete Werkchen manches Gute wirken.

Wien. B. Imendörffer.

Leitfaden für den Unterricht der höheren Mathematik an der k. k. Artillerie- und der Pionnier-Kadettenschule. Von Emanuel v. Budisavljević, Major des Armeestandes, Lehrer an der k. u. k. technischen Militär-Akademie. Mit 215 Textfiguren. Wien, Joh. L. W. Seidel & Sohn.

In einem stattlichen Bande von 618 Seiten hat der Verf. eine treffliche Darstellung und Zusammenfassung alles dessen gegeben, was der angehende Offizier einer technischen Waffe, der eine höhere Ausbildung für seinen Beruf anstrebt, an mathema-







tischem Lehrstoff benötigt und was auch im ganzen das Unterrichtsmaterial an der Wiener technischen Militär-Akademie ausmacht. Es versteht sich von selbst, daß der Wunsch, etwas möglichst Vollständiges zu schaffen, stellenweise eine Abrundung nach oben erforderte. Anderseits merkt man dem Buche an, daß der seiner Aufgabe mit warmer Begeisterung ergebene Autor sich wohl manche schmerzliche Schranke auferlegen mußte, um dem eigentlichen Zwecke seines Werkes zu dienen.

Das Buch zerfällt in vier Teile, u. zw.: 1. Determinantentheorie, 2. Analytische Geometrie, 3. Differential- und Integral-Rechnung, 4. Algebraische Gleichungen. Im ersten Teile werden die elementaren Eigenschaften der Determinanten entwickelt und ihre Anwendung auf die Auflösung linearer Gleichungssysteme gelehrt. — Der zweite Teil sondert sich naturgemäß in zwei Abteilungen, nämlich in die analytische Geometrie der Ebene und die des Raumes. — Die erste Abteilung beginnt mit der Einführung der Grundbegriffe und Fundamentalaufgaben und geht vorerst nicht über die Theorie der Kegelschnittslinien hinaus. — Auch die zweite Abteilung (analytische Geometrie des Raumes) nimmt ihren Ausgangspunkt von der analytischen Darstellung der einfachsten Raumgebilde und schließt mit der Ableitung der Haupteigenschaften der Flächen zweiter Ordnung. Allein obwohl in diesen beiden Abteilungen das Gebiet elementarer Probleme kaum verlassen wird, so sind doch überall die neueren, eleganten Methoden analytisch-geometrischer Untersuchung angewendet, wie dies dem höheren Standpunkte des Buches angemessen ist.

Den Mittelpunkt des gediegenen Werkes bildet der dritte Teil: Einleitung in die höhere Analysis, der sich wieder in mehrere Abschnitte gliedert, u. zw.: 1. Differential- und Integralrechnung, 2. Anwendungen derselben auf die Algebra 3. Anwendungen auf die Geometrie, 4. Differentialgleichungen (mit zwei Variabeln).

Die Differentialrechnung geht von dem Funktionsbegriff und dem Begriff des Grenzwertes aus, woran sich Betrachtungen über die Stetigkeit der Funktionen schließen. Sodann werden die Grundformeln der Differentialrechnung abgeleitet und in aufsteigender Folge die verwickelteren Aufgaben über Differention behandelt.

Der Integrationsprozeß wird als inverse Operation der Differentiation definiert und, nach Herleitung der einfachsten Integralformeln, eine Zusammenstellung der bekannten Integrationsmethoden geliefert, welche dann zur Berechnung der verschiedensten Integrale, zuerst von rationalen, dann irrationalen und endlich von transzendenten Funktionen verwendet werden. — Dem bestimmten Integral ist ein besonderer Abschnitt gewidmet. Es werden die wichtigsten Eigenschaften desselben abgeleitet und zur Auswertung einiger bestimmten Integrale benützt.

Als Anwendung der Differential- und Integralrechnung auf die Algebra ist zunächst eine längere Betrachtung über unendliche Reihen gegeben. Die bezüglichen Untersuchungen gipfeln in der Taylorschen und Maclaurinschen Reihe für eine und für zwei Variabeln, aus denen sich die Reihenentwicklung einiger speziellen Funktionen ergibt. — Ein weiterer Abschnitt behandelt die elementaren Funktionen komplexer Variabeln, speziell die Exponentialfunktion und den Logarithmus, ein anderer die unbestimmten Formen $\frac{0}{0}$, $\frac{\infty}{\infty}$, usw., endlich folgen die Maxima und Minima von Funktionen mit einer und mit zwei Variabeln.

Die Anwendungen der Infinitesimalrechnung auf die Geometrie umfassen: Berührungsaufgaben, Krümmung, Assymptoten, singuläre Punkte und Envelopen, ferner Quadratur und Ratifikation der ebenen Kurven, endlich eine Untersuchung der Raumkurven und Flächen, einschließlich Komplanation und Kubatur der letzteren.

Das Kapitel über Differentialgleichungen hat ausschließlich jene Untersuchungen zum Gegenstande, welche auf die Integration derselben hinzielen. Es werden die allgemeinen und partikulären, die gewöhnlichen und die singulären Integrale erörtert und eine Reihe von Anwendungen, besonders zur Ermittelung von Kurven mit vorgeschriebenen Eigenschaften, von Orthogonal-Trajektorien und Evolventen gegeben.

Der vierte und letzte Teil des Buches enthält eine kurzgefaßte Theorie der algebraischen Gleichungen mit besonderer Berücksichtigung der numerischen Berechnung ihrer Wurzeln.

Das vorliegende Werk, welches die verschiedensten Kapitel der höheren Mathematik zu einem organischen Ganzen verknüpft, bietet eine sehr schätzenswerte Zusammenfassung aller jener Theorien und Resultate, die dem wissenschaftlich gebildeten Offizier einer technischen Truppe unentbehrlich sind, kann aber auch jedem Techniker als vorzügliches Handbuch empfohlen werden. Die Darstellung ist überall klar und durchsichtig; rein abstrakte Untersuchungen sind tunlichst vermieden, die entwickelten Theoreme meist durch geometrische Veranschaulichung dem Verständnis des Lesers näher gerückt und durch zahleiche praktische, zugleich auch interessante Übungsaufgaben erläutert. Dabei ist der praktische Gesichtspunkt und die stete Rücksichtnahme auf die Anwendbarkeit der vorgetragenen Lehrsätze offenbar ein leitender Grundsatz des Autors gewesen. So erklärt es sich auch, daß beispielsweise in der Integralrechnung bei der Zerlegung rationaler Funktionen in Partialbrüche der Fall wiederholter komplexer Wurzeln (als für die Praxis minder belangreich) weggelassen wurde. — Auch die äußere Ausstattung des Buches ist eine sorgfältige. Zur Erleichterung der Orientierung und besseren Hervorhebung des Wichtigen sind vier verschiedene Abstufungen in der Stärke des Druckes eingehalten:

kleiner Druck, gewöhnlicher Druck, gesperrte Schrift und besonders fetter Druck, und das Buch erhält dadurch eine Übersichtlichkeit, wie sie kaum übertroffen werden kann. — Gleiches Lob verdienen die dem Texte beigegebenen Figuren; kurz, der Verf. hat nichts übersehen und nichts verabsäumt, was dazu beitragen könnte, den Gebrauch des Buches so leicht und so angenehm zu machen, als dies nur immer tunlich ist.

Laibach. Dr. Maximilian Mandl.

Untersuchungen über die radioaktiven Substanzen von Mme. Curie. Übersetzt und mit Literatur-Ergänzungen versehen von W. Kaufmann. Mit eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1904.

Dieses Buch bildet das erste Heft eines im Verlage von Friedrich Vieweg & Sohn seit kurzer Zeit erscheinenden Unternehmens, das „Wissenschaft" betitelt ist und eine Sammlung naturwissenschaftlicher und mathematischer Monographien enthalten wird. Es sollen in den letzteren die Ergebnisse neuer Forschungen einheitlich zusammengefaßt werden, wodurch auch dem Spezialforscher ein Einblick in Nebengebiete ermöglicht wird. Die Behandlung des Stoffes in der „Wissenschaft" soll eine derartige sein, daß nicht nur die allgemein interessanten Ergebnisse mitgeteilt werden, sondern daß auch die experimentellen und theoretischen Wege, auf denen sie gefunden wurden, angegeben erscheinen.

Die vorliegende Arbeit über die radioaktiven Substanzen ist eine Dissertationschrift der Frau S. Curie; es werden in dieser die Radioaktivität des Urans und Thors besprochen und auf einige radioaktive Mineralien aufmerksam gemacht. Die Methode, die Strahlungsintensität zu messen, ist eine sehr einfache und besteht in der Messung der Leitfähigkeit der Luft unter der Einwirkung der radioaktiven Substanzen. Im weiteren wird auf die neuen radioaktiven Substanzen Polonium, Radium, Aktinium aufmerksam gemacht. Wie die Abscheidung der neuen radioaktiven Substanzen erfolgt, wird an dieser Stelle gelehrt. Die Bestimmung des Atomgewichtes des Radiums, sowie die Eigenschaft der Radiumsalze wird auch besprochen. Die Strahlung der neuen radioaktiven Substanzen wurde im allgemeinen nach drei Methoden: der radiographischen, der elektrischen und fluoroskopischen Methode studiert. In der ersten wird die Wirkung der Strahlen auf die photographische Platte, in der zweiten jene die Luft zu ionisieren und leitend zu machen, in der dritten deren Fähigkeit, die Fluorescenz gewisser Substanzen zu erregen, verwendet.

Ausführlich wird auseinandergesetzt, daß die Strahlung der radioaktiven Substanzen sehr komplizierter Art ist, daß man drei Arten von Strahlen unterscheiden muß, die als $\alpha\sim$, $\beta\sim$, $\gamma\sim$-

Strahlen bezeichnet werden. Erstere sind Strahlen, die wenig durchdringend sind und auf die das Magnetfeld sehr wenig einwirkt; die β∾ Strahlen werden weniger absorbiert als die genannten Strahlen und werden im Magnetfeld so abgelenkt wie die Kathodenstrahlen; die γ∾-Strahlen endlich sind durchdringende Strahlen, auf die das Magnetfeld nicht einwirkt; sie sind den Röntgenstrahlen vergleichbar. Das Verhalten dieser drei Strahlengattungen wird nun im folgenden genau untersucht und das Durchdringungsvermögen der Strahlung der radioaktiven Substanzen eingehend studiert.

Zu den Wirkungen der Strahlung radioaktiver Körper, die eingehend besprochen werden, gehören: die ionisierende Wirkung auf isolierende Flüssigkeiten, die Fluoreszenz- und Lichtwirkungen, die chemischen Wirkungen, die Gasentwicklung in Gegenwart von Radiumstrahlen, die Entstehung von Thermolumineszenz, die physiologischen Wirkungen. Von großem Interesse ist auch das über die radiographische Wirkung der neuen radioaktiven Substanzen Gesagte.

Im folgenden wird die induzierte Radioaktivität besprochen; darunter wird die Mitteilung der Radioaktivität an ursprünglich inaktive Substanzen verstanden.

Zum Schlusse wird die Frage nach der Natur und Ursache der Erscheinungen der Radioaktivität gestreift. Ob die Energie in den radioaktiven Substanzen selbst erzeugt wird, ob diese sie von äußeren Quellen entlehnen, darüber sind wohl viele Hypothesen aufgestellt worden, von denen aber keine eine experimentelle Bestätigung erfahren hat.

Die schon derzeit bedeutende Literatur über diesen Gegenstand ist am Schlusse des sehr lesenswerten Buches zusammengefaßt worden.

Das Buch der Natur. Von Dr. Friedrich Schoedler, weil. Direktor der großherzoglich hessischen Realschule I. Ordnung in Mainz. 23. Auflage. Herausg. von Dr. B. Schwalbe und Böttger. Dritter Teil, 1. Abteil.: Astronomie. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn 1904. Preis geb. 7 Mk.

Dem vorliegenden Buche geht ein Lebensbild des Herausgebers Prof. Dr. B. Schwalbe, gewidmet von seinem Sohne Dr. E. Schwalbe, Professor in Heidelberg, voran. Der Erstgenannte hatte unter anderen sehr große Verdienste um die Ergänzung und Vervollständigung des bekannten Schoedlerschen „Buches der Natur“ und es ist ihm die fortdauernde große Verbreitung desselben in den weitesten Kreisen zuzuschreiben.

Nachdem im Buche selbst die Hilfsmittel der astronomischen Beobachtung, also die mathematischen Hilfsmittel, die physikalischen Instrumente und Apparate für die Beobachtung der G-

stirne angegeben worden sind, wird zur Betrachtung der Größe und Gestalt der Erde, zur Einteilung der Himmelskugel, zur Betrachtung der scheinbaren Bewegung der Himmelskörper, der Ortsbestimmung am Himmel, der Orientierungs- und Anschauungsmittel übergegangen. Sodann werden die Himmelskörper im einzelnen besprochen und deren wirkliche Bewegung und Beschaffenheit in sehr ansprechender und klarer Weise zur Darstellung gebracht. Die Astronomie der Monde, Trabanten und Satelliten, der Kometen, Sternschnuppen, Feuerkugeln, Meteorite und Meteore schließt sich an die genannten Abschnitte.

Speziell für den Unterricht in der astronomischen Geographie und der kosmischen Physik werden sich die dem Buche beigegebenen Zusätze lehrreich erweisen. Diese beziehen sich auf die Veranschaulichung der Entfernungs- und Größenverhältnisse im Planetensystem, auf die Beschreibung der in der Astronomie gebräuchlichen Hilfsmittel, ferner auf geschichtliche Daten. In letzterer Beziehung wird auf die Geschichte der Astronomie bis Ptolemäus, dann auf die der Astronomie der Araber und der Astrologie bis zum 12. Jahrhundert, weiters auf die Geschichte der Astronomie im späteren Mittelalter und der Neuzeit eingegangen.

Wertvoll muß auch der beigegebene Anhang zur Astronomie genannt werden. In diesem finden wir eine sehr gelungene Skizze über das Kalenderwesen von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage.

Dem Buche sind zahlreiche Figuren und 13 sehr gut ausgeführte Tafeln beigegeben. Die Darstellung des gebotenen, großen Stoffes ist an allen Stellen eine durchwegs klare und übersichtliche und man erkennt aus dieser, daß dieser Teil von einem Manne verfaßt wurde, der dem Unterrichte so nahe stand und diesem das regste Interesse entgegenbrachte. — Das Buch wird jedenfalls dem Selbststudium auf dem Gebiete der kosmischen Physik wertvolle Dienste leisten. Es wird aber auch in der Hand des unterrichtenden Lehrers sich sehr vorteilhaft erweisen und diesem mannigfache Anregung bieten.

Geheimer Rat Prof. B. Schwalbe konnte das Erscheinen des vorliegenden Teiles des Schödlerschen Werkes nicht mehr erleben; bei seinem Tode war zwar der astronomische Teil im Satze vorliegend, jedoch waren nur die ersten sechs Bogen gedruckt und Prof. Dr. H. Böttger in Berlin ward die Aufgabe zuteil, die Arbeit zu vollenden.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Einleitung in die theoretische Elektrizitätslehre. Von Dr. Ignaz Wallentin, k. k. Regierungsrat und Landesschulinspektor in Wien. (Bd. XV von Teubners Sammlung von Lehrbüchern auf dem Gebiete der mathematischen Wissenschaften mit Einschluß ihrer Anwendungen.) Leipzig, Druck u. Verlag von B. G. Teubner 1904.

Das vorliegende Werk unterscheidet sich in Anlage und Durchführung wesentlich von den jetzt üblichen Darstellungen der Elektrizitätslehre. Es legt gewissermaßen den Nachdruck auf die Darstellung der gesicherten Resultate der Elektrizitätstheorie vor Maxwell. Die Maxwellsche Theorie selbst findet noch eine kurze Darlegung, während die neueste Entwicklung der Elektrizitätstheorie (Elektronentheorie) nicht mehr berücksichtigt wird. Dementsprechend fehlt auch eine Besprechung der Gasentladungen und der Radioaktivität. Wallentins Buch ist also nicht modern. Damit soll aber kein Vorwurf ausgesprochen sein. Im Gegenteil, Ref. hält die Absicht des Verf.s für sehr verdienstlich, den Jüngern der Wissenschaft ein Buch in die Hand zu geben, welches die älteren Resultate, das Fundament der neueren Forschung, in möglichst einfacher, klarer und systematischer Weise entwickelt. Der Verf. war hiezu durch seine eigene wissenschaftliche Schulung besonders vorbereitet. Er ist ein Schüler Stefans, dessen Vorlesungen allen seinen Hörern unvergeßlich geblieben sind, und Stefansche Methode ist es, welche er in seiner Darstellung übt. Daß der Verf. innerhalb der Grenzen, welche er sich gesteckt hat, seiner Aufgabe in vollem Maße gerecht geworden ist, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Aus seinen früheren Publikationen, sowie seiner Bearbeitung des großen Mascartschen Werkes weiß man, daß seine Lebensarbeit dem Gebiete gewidmet war, welches er in dem vorliegenden Buche zur Darstellung gebracht hat.

Wien. A. Lampa.

Dr. E. Wedekind, Stereochemie. Mit 34 Figuren im Text. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1904. 107 SS. (Samlung Göschen Nr. 201).

Das mit übersichtlichen Figuren und Modellprojektionen ausgestattete Bändchen ist inhaltlich sehr reich; mit Geschick werden die wissenschaftlichen Grundlagen der Stereochemie dargelegt unter voller Berücksichtigung der in den letzten zehn Jahren zustande gekommenen neueren Forschungsergebnisse. Das Schriftchen wird infolgedessen nicht nur dem vorgerückten Studierenden von Nutzen, sondern auch dem wissenschaftlichen Praktiker hochwillkommen sein.

Die folgenden Zeilen mögen über den Inhalt kurzen Beri[illegible] bringen. „Unter Stereochemie versteht man jene Kapitel der Che[illegible] in denen zur Erklärung gewisser experimentell ermittelter Tats[illegible]

Betrachtungen über die räumliche Lagerung der Atome unentbehrlich werden, nämlich Betrachtungen über ihre Konfiguration."

Stoffe von gleicher Struktur (Konstitution), aber verschiedener Konfiguration (im Sinne der dreidimensionalen Betrachtungsweise) nennt man stereoisomere. In anschaulicher Weise wird die Unzulänglichkeit der Vorstellung geschildert, als seien die Atome des Moleküls einer Verbindung in einer Ebene angeordnet, also die Unzulänglichkeit der ebenen Formelbilder, und mit wenigen Strichen wird die historische Entwicklung der neuen Theorie (in der Stereochemie) skizziert.

Die Darstellung des Stoffes ist eine äußerst klare, die Sprache durchaus schön.

Als ein wichtiges Ergebnis zahlreicher Arbeiten wird der Satz namhaft gemacht, „daß alle optisch-aktiven Kohlenstoffverbindungen mindestens ein asymmetrisches Kohlenstoffatom enthalten oder — präziser ausgedrückt — molekuläre Asymmetrie aufweisen; dieselben müssen außerdem stets paarweise, d. h. als optische Antipoden auftreten. ... Hingegen gibt es eben viele asymmetrische Körper, die nicht aktiv sind, die sich aber — soweit sie nur e i n asymmetrisches Kohlenstoffatom enthalten — als äquimolekuläre Gemenge der beiden optischen Antipoden darstellen, welch letztere sich durch geeignete Mittel voneinander sondern lassen, ein Problem, das bei symmetrisch konstruierten Substanzen nicht durchführbar ist".

Die Theorie der Verbindungen mit mehreren asymmetrischen Kohlenstoffatomen (S. 19—21) wird in ernster Weise vorgetragen. „Auch d i e s e Theorie steht mit den Beobachtungen im besten Einklang; wenigstens ist die Zahl der möglichen Isomerien niemals überschritten worden."

Die möglichen Fälle werden sowohl an der Hand des Tetraëdermodells als auch durch eine eigenartige Projektion dem Verständnis näher gerückt.

„Was die Synthese von Verbindungen mit mehreren asymmetrischen Kohlenstoffatomen betrifft, so kann dieselbe aus bereits aktiven Körpern, bezw. aus inaktiven Gemischen (mit e i n e m asymmetrischen Kohlenstoffatom) erfolgen oder durch gleichzeitige Einführung beider asymmetrischer Kohlenstoffatome in eine Verbindung ohne molekulare Asymmetrie."

„Die Orts- oder Konfigurationsbestimmung bei Stereoisomeren ist namentlich in der Zuckergruppe mit Erfolg durchgeführt worden, u. zw. in den grundlegenden Arbeiten von Emil F i s c h e r und K i l i a n i." Diese Methode wird an Tetrosen, Pentosen und Hexosen besprochen.

Hierauf folgt die Beschreibung der „drei Methoden, die zur Spaltung inaktiver Gemenge in ihre optischen Komponenten dienen".

Als neuere Forschungsergebnisse auf dem Gebiete der optischen Isomerie des Kohlenstoffs werden angegeben: die Natur der

Radikale ist für den Begriff der Asymmetrie irrelevant, sie ist aber maßgebend für den numerischen Wert des Drehungsvermögens. Die Größe des Drehungsvermögens hängt nicht von den Massen der vier an das asymmetrische Kohlenstoffatom gebundenen Radikalen ab, sondern wird durch Bindungsart, Stellung und Natur der Radikale bedingt. Das Drehungsvermögen sehr schwach aktiver Substanzen (wie das der fetten Oxysäuren) kann durch Zusatz gewisser anorganischer Stoffe, wie z. B. Uranylnitrat, gesteigert werden.

Mit diesen Hilfsmitteln ist die gegenseitige Umwandlung optischer Antipoden ohne Vermittlung der razemischen inaktiven Verbindungen gelungen (optischer Kreislauf).

Große Fortschritte hat die Lehre von den Fermenten und deren Wirkungen gemacht. Mit Hilfe der Enzyme ist das Problem der Totalsynthesen aktiver natürlicher Körper in das Bereich der Möglichkeit gerückt. Sodann wird von der „geometrischen Isomerie des Kohlenstoffes“ gesprochen und eine Zusammenstellung der wichtigsten Beispiele von geometrischen Isomerien geboten. Mit mehreren Beispielen von Ortsbestimmungen von geometrisch-isomeren Körpern und von Umwandlung isomerer Äthylenverbindungen schließt dieser Abschnitt ab.

Der nun folgende Abschnitt handelt von der Stereochemie der ringförmigen Kohlenstoffverbindungen, die in ebenso klarer Weise dargelegt wird wie alles bisher Erwähnte: die Konfiguration des Polymethylens $(CH_2)_n$ ist derjenigen des Äthylens $(CH_2)_2$ analog. Es ergibt sich, daß die Stereoisomerie der Kohlenstoffringe kompliziertere Verhältnisse darbietet als diejenige der Kohlenstoffdoppelbindung; auch die Ortsbestimmung wird in diesen Fällen in mancher Hinsicht erschwert.... Mit einer kurzen Darlegung über die im Hauptsatz der Bayerschen Spannungstheorie ausgedrückten Anschauung und mit der Prüfung der Anschauung an einigen speziellen Fällen (Di-, Tri-, Tetra- und Hexamethylen und endlich Azetylen) findet das Kapitel II seinen Abschluß.

Das III. Kapitel handelt von der Stereochemie des Stickstoffes. Auf Grund von Versuchen ist zu schließen, daß der dreiwertige Stickstoff plan konfiguriert ist, und daß die drei Radikale mit dem Stickstoffatome infolge der richtenden Kräfte des letzteren in einer Ebene liegen.

Eine große Mannigfaltigkeit in Bezug auf Isomerieverhältnisse zeigt der doppelt gebundene Stickstoff, namentlich in der Bindung mit Kohlenstoff. Hier tritt eine häufig beobachtete geometrische Isomerie auf, welche der Stereoisomerie der Äthylenverbindungen in jeder Beziehung an die Seite zu setzen ist.

Nach Erwähnung mehrerer hieher gehöriger Fälle, ihres allgemeinen Charakters und der „Ortsbestimmung“ wird auf Stereoisomeriefälle eingegangen, die sich auf Grund einer Doppelbindung zwischen Stickstoff und Stickstoff ergeben.





Die zweite Hälfte des Kap. III ist der Betrachtung des fünfwertigen Stickstoffes gewidmet. Es werden die Gründe angegeben, warum wir uns noch kein zuverlässiges Bild von der räumlichen Konfiguration des fünfwertigen Stickstoffatomes machen können. Daran werden die wichtigsten Spekulationen geschlossen, die man bisher über diesen Gegenstand angestellt hat.

Kap. IV handelt von der Stereoisomerie der übrigen Elemente und von der Stereoisomerie bei anorganischen Verbindungen.

Kap. V endlich bespricht die Beeinflussung chemischer Reaktionen durch räumliche Faktoren. Das in den letzten Jahren über diesen Gegenstand zusammengetragene Beobachtungsmateriale hat gelehrt, daß die obwaltenden Verhältnisse so kompliziert liegen, daß vorerst auf die Erkenntnis allgemeiner Gesetze nicht gerechnet werden kann.

Wien. Joh. A. Kail.

Direktor Prof. Dr. Thomés Flora von Deutschland, Österreich und der Schweiz in Wort und Bild. 2., verm. u. verb. Auflage. Gera (Reuß j. L.), Verlag von Friedrich v. Zeschwitz 1903.

— — V. Band: Kryptogamenflora (Moose, Algen, Flechten und Pilze) von Prof. Dr. W. Migula. Gera, Verlag von Friedrich v. Zeschwitz.

Dem Ref. liegen von dem wiederholt angezeigten botanischen Werke die Lieferungen 22—30 vor. Mit der letzteren ist der II. Band der in vier Bänden erscheinenden Flora komplett geworden. Die erwähnten Lieferungen enthalten die Naturgeschichte der *Ranunculaceen*, *Pavaveraceen*, *Cruciferen*, *Droseraceen*, *Resedaceen*, *Crassulaceen*, *Saxifragaceen* und einiger anderer Familien. Sowie in den früheren Heften sind auch hier die Bilder durchwegs tadellos, sehr instruktiv und ein vorzüglicher Behelf beim Bestimmen der Pflanzen. Der Umstand, daß z. B. bei den *Cruciferen* nicht bloß die oberen, sondern auch die unteren Stengelpartien abgebildet sind, daß ferner der Frucht und dem Samen die entsprechende Berücksichtigung zuteil wurde, ist nicht genug lobend hervorzuheben.

Im Anschluß an die genannte Flora erscheint bekanntlich Prof. Dr. W. Migulas Kryptogamenflora. Sie hat den Zweck, durch naturgetreue Abbildungen dem Anfänger über die Schwierigkeiten beim Bestimmen usw. hinwegzuhelfen. Von dieser Flora schließt mit Heft 17 die Beschreibung der Moose ab.

Die drei dem Hefte beigegebenen Bilder versinnbildlichen bereits Algen.

Ref. kann beide Werke bestens empfehlen. Der Preis (Thomé II. Band geb. 21 Mk., Migula I. Band geb. 19 Mk.) kann bei der Vortrefflichkeit beider Bände als nicht zu hoch gegriffen bezeichnet werden.

Wien. H. Vieltorf.

Leitfaden der Projektionslehre. Ein Übungsbuch der konstruierenden Stereometrie. Von Dr. C. H. Müller, Professor am königl. Kaiser Friedrich-Gymnasium zu Frankfurt a. M., und Otto Presler, Professor an der städt. Oberrealschule in Hannover. Ausgabe *A*. Vorzugsweise für Realgymnasien und Oberrealschulen. Mit 233 Figuren im Text. 320 SS. Preis geb. 4 Mk. Ausgabe *B*. Für Gymnasien und sechsstufige Realanstalten. Mit 122 Figuren im Text. 138 SS. Preis geb. 2 Mk. Leipzig 1903, B. G. Teubner.

Durch die neuen Lehrpläne von 1901 wird in Deutschland zumeist eine stärkere Betonung der konstruktiven Seite des mathematischen Unterrichtes, auch am humanistischen Gymnasium, gefordert. In diesem Sinne sollen die beiden angezeigten Bücher Lehrern und Schülern nützen. Die Ausgabe *B* — für Gymnasien und sechsstufige Realanstalten — ist ein Auszug der größeren Ausgabe *A*. Diese bringt die konstruktive Behandlung eines großen Materiales aus den verschiedenen Teilen des realistischen Lehrstoffes und hofft dadurch dem künftigen „Physiker, Chemiker, Mineralogen, Biologen, Arzte, Archäologen und Juristen (?) eine Anleitung zum Skizzieren zu geben". Die Darstellung zerfällt wesentlich in zwei Teile: 1. Schräge Parallelprojektion und 2. Senkrechte Parallelprojektion. Der erste Teil beginnt mit der Darstellung des Quadrates, der Vielecke und geraden Prismen und handelt ferner von den Bildern des Kreises, des Rotationszylinders und mannigfacher Körperformen mit ihrer Beleuchtung. Angeschlossen sind einfache Durchdringungen und zahlreiche Anwendungen aus dem „System der Stereometrie, der Kristallographie, der mathematischen Erd- und Himmelskunde und aus anderen Teilen der Naturwissenschaft". Zum Schlusse erst folgt einiges aus der Theorie dieser Darstellungsmethode. Ähnlich ist der zweite Teil gegliedert, doch wird hier das Theoretische über Monges Verfahren vorausgeschickt. Man findet darin auch manches über Sonnenuhren, ziemlich ausführlich einige sehr elementar dargestellte Kartenprojektionen und sehr breit ausgeführt die Anfangsgründe der Zentralprojektion im Raume, zum Teil wieder auf Kartenentwürfe angewendet. Das Buch schließt mit 40 der Reihe nach aufgezählten stereometrischen Lehrsätzen und 125 Anmerkungen, die außer einigen Ergänzungen eine reiche Literatur zumeist wenig bekannter Schulbücher und Programmaufsätze bringen. In der Ausgabe *B* werden die Übungsaufgaben, die *A* reichlich bringt, ferner weitergehende Anwendungen, die zentralen Kartenprojektionen, die Beleuchtungsaufgaben, wo sie verwickelter sind, und einige theoretische Erörterungen unterdrückt.

Die didaktische Richtigkeit der Behandlung der schiefen Projektion mit Verzerrungs-Winkeln und Verhältnissen ist fraglich. Der Methode der Verfasser, den ganzen Stoff in 211 Aufgaben zu zerpflücken und nur selten zusammenfassende Erklärungen vorauszusenden, kann aber der Ref. nicht beistimmen. Es erscheint z. B. die einfache Frage nach dem Neigungswinkel der Schnittgeraden zweier Ebenen in der Form: „Aus den observierten Streich- und



Fallwinkeln zweier Gangebenen soll das Streichen und Fallen der Durchschnittslinie bestimmt werden". Geometrische Verwandtschaften werden nirgends erwähnt. Dies ist Ansichtssache. Aber dieselben müssen beim Entwurfe der Figuren unbedingt benützt werden, da sonst unvermeidliche Fehler entstehen, die in ein Lehrbuch der Konstruktionslehre nicht gehören. Man betrachte z. B. die Figuren 11 *b*, 13, 98, 99, 148, 187, ferner die unmögliche Ellipse in Fig. 1 und die ganz verfehlte Kontour der scharfgängigen Schraubenfläche in Fig. 108, für deren Entwurf übrigens von den Verfassern im Texte S. 102 ein schier unbrauchbares Verfahren angegeben wird. Die Konstruktion von Kurven vierter Ordnung hat in einem Buche, welches nicht mehr vorausschickt, ganz zu unterbleiben. Überraschend ist die Neuerungssucht in den Ausdrücken. Man liest von einer „Verfeinerung des optischen Strahlenganges", von „der Ellipse konjugierten Parallelogrammen", von „vierblätterigen Ebenenbüscheln, Dachkanten beim Tetraëder u. a. m.; die Spur einer Geraden heißt „Stichpunkt", die Endpunkte zu einander normaler Kreisdurchmesser „stehen in Quadratur" usw. Dagegen heißt der Rotationskegel noch immer „gerader Kegel" und die „wahre Gestalt" ist nur bisweilen durch die bessere Form „natürliche Gestalt" ersetzt, Geraden liegen brachial, Ebenen lateral usw. Störend wirkt in den Figuren die neu eingeführte Verdickung der vorne gelegenen Teile und besonders die Bezeichnung der Projektionen mit Zeigern, der Spuren mit Akzenten. Das Umgekehrte ist gebräuchlich, gestützt durch die am meisten verbreiteten großen Werke, und wird es wohl bleiben, trotz der Anmerkung 76, welche Emil Hildebrand, weil. Professor in Wiesbaden, als den Urheber der Neuerung bezeichnet, ohne Angabe des Werkes, in dem dieselbe von ihm eingeführt wurde. Mit Entschiedenheit aber muß die Bemerkung des Vorwortes (S. V, Ausg. *A*): „... durch passende Veränderung der Maße und Lagen ist dem so verbreiteten sinnlosen Kopieren sorgfältig vorzubeugen", zurückgewiesen werden, denn der schwere Vorwurf, den sie erhebt, ist ganz unbegründet. Nicht minder unpassend heißt es in der Anm. 8, S. 298 bezüglich der Kavalier-Perspektive: „Bekanntlich wurde diese Perspektive seinerzeit den bequemen französischen Kavalieren, die die Kriegsschule besuchen, zur Anwendung empfohlen!" Politik in der Schule!

Sein Urteil zusammenfassend erklärt der Ref., daß er das Buch wenigstens für österreichische Verhältnisse nicht empfiehlt. Sollte einmal, wie zu hoffen ist, auch unseren Gymnasiasten etwas aus der Projektionslehre geboten werden, dann müßte dies bei der relativ großen Reife der Septimaner und Oktavaner in einer wissenschaftlichen und eben darum ökonomischen Form geschehen. Ref. behält sich vor, darauf nach der Veröffentlichung der Verhandlungen des III. Mathematiker-Kongresses zurückzukommen.

Wien. Suppantschitsch.

Die moderne Malerei in Deutschland. Von Dr. Alfred Koeppen. Mit 136 Abbildungen und einem Einschaltbilde (Band 7 aus der „Sammlung illustrierter Monographien“). Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen u. Klasing 1902. 146 SS. Preis 4 Mk.

Das verflossene 19. und das beginnende 20. Jahrhundert stehen beide im Zeichen der Technik im weitesten Sinne des Wortes. Auch auf dem Gebiete der Künste aller Richtungen ist das technische Moment immer mehr Mittel zum Zweck, ja oft Endzweck selbst geworden, Ausbildung aller manuellen Fertigkeiten, um nach zahllosen Versuchen, nach einem Tasten im Historischen einerseits und im weitestgreifenden modernen Naturalismus anderseits, der sich krampfhaft an den Augenblick klammert, instinktiv zu einem neuen Stil zu gelangen. Daß die technischen Wissenschaften, die im 19. Jahrhundert zu so hoher Blüte gediehen, den mächtigsten Einfluß auf die Praxis der bildenden Künste üben mußten, ist selbstverständlich und nur logisch. Und neben den technischen Wissenschaften ist es besonders die bildende Kunst, die im letzten Jahrzehnt des verflossenen Säkulums von tiefstgehendem Einfluß auf die Volksseele war. Hatten die technischen Wissenschaften in ihrem Bereiche, in dem sie stets vor neue, noch nie dagewesene Aufgaben gestellt waren, ihren eigenen Stil aus sich selbst heraus entwickelt, so mußte die bildende Kunst allmählich nach Abwerfen einer Unzahl traditioneller Erinnerungen sich diesen neuen, ihr und der Zeit entsprechenden Stil erst entwickeln und erobern. Nicht immer war bei diesem Suchen und nervösen Drängen das Heute die logische Konsequenz des Gestern. Es leuchtet ein, daß der moderne Mensch, so weit er nicht in Überlieferungskram und in Fachsimpelei verknöchert ist, und als solcher den Namen „modern“ im guten Sinne auch nicht verdient, daß dieser Interesse haben muß an der Entwicklung der einzelnen, für das ganze Leben und seinen ästhetischen Ausdruck so wichtigen Kulturphase, wie es die bildende Kunst eines Zeitabschnittes ist. Einen Teil einer solchen Kunstepoche will uns das vorliegende Buch zum Verständnis bringen.

Und hier ist wieder ein spezieller Teil besonders berücksichtigt, nämlich die Kunst Deutschlands. Der Verf. will der modernen Kunst Freunde werben und das wird ihm nicht schwer fallen, wenn diese moderne Kunst nur um einige Jahre zurückreicht. Dann ist uns selbst schon das Außergewöhnliche vertraut geworden. Wir erinnern, um ein konkretes Beispiel zu geben, an das Befremdende in Böcklins Werken, das heute selbst dem bloßen Liebhaber schon selbstverständlich erscheint, geschweige denn dem ausübenden Künstler. Der Verf. verwahrt sich dagegen, einen blendenden Stil schreiben zu wollen, um zu gewinnen; er vermeidet das und sucht besonders durch die Illustration zu wirken, der er mit dem sie nie erreichenden Wort ein wenig zu einem wohlwollenden Verständnis des Lesers und des nicht voreingenommenen Kunst-

liebhabers verhelfen will. Denn die gefährlichsten Betrachter eines Kunstwerkes sind immer diejenigen, die mit literarischen Vorurteilen an die Werke der bildenden Kunst herantreten; diesen Ästhetikern stünde besser an, vor Bildern, Plastiken und Architekturen zu schweigen. Dem Verf. gelingt es trefflich, Verständnis und Liebe zu erwecken für die Sache, deren Anwalt er ist.

Wien. Rudolf Boeck.

System der Ästhetik. Von Dr. Johannes Volkelt, ord. Prof. der Philosophie an der Universität Leipzig. I. Band. München, Beckche Verlagsbuchhandlung 1905. 592 SS. gr.-8°.

Seit 28 Jahren befaßt sich der Leipziger Gelehrte mit ästhetischen Fragen — seine erste Schrift „Über den ästhetischen Symbolbegriff" erschien bereits im Jahre 1876, zu Beginn seiner Lehrtätigkeit — und bietet nun in dem vorliegenden ersten Bande seines groß angelegten Werkes nicht bloß den Ertrag reifer philosophischer Untersuchungen, sondern er schöpft auch aus einer ungewöhnlich reichen Erfahrung, dem Ergebnisse seiner Beschäftigung mit der Kunst, soweit sie im Anschauen und Genießen der Kunstwerke besteht. Die Fülle der Beispiele aus allen Gebieten der Kunst der Neuzeit und des Altertums, die zur Illustration bedeutsamer ästhetischer Erscheinungen beigestellt werden, dürfte den vollgiltigen Beweis hiefür liefern.

Das Werk selbst gliedert sich in drei Abschnitte: 1. Methodische Grundlegung der Ästhetik. — 2. Beschreibende Grundlegung der Ästhetik. — 3. Normative Grundlegung der Ästhetik.

Der Standpunkt des Verf.s ist wohl im großen und ganzen der psychologisch-zergliedernde der Ästhetik der Neuzeit überhaupt, daneben wird aber der Zusammenhang mit der sinnlichen Seite der ästhetischen Vorgänge, besonders soweit es sich um Körperempfindungen (Bewegungs- und Gemeinempfindungen) handelt, nicht außeracht gelassen. — Die Bewußtseinsvorgänge, die der psychologischen Zergliederung unterzogen werden, müssen aber einen bestimmten menschlichen Wert besitzen, falls sie den Namen „ästhetisch" verdienen sollen. Die großen menschlichen Werte sind nun nach Volkelt nichts anderes als die dem Menschen innewohnenden Grundbedürfnisse; die Frage spitzt sich also dahin zu: Welchen Grundbedürfnissen der menschlichen Natur entsprechen die Vorgänge des Schauens, Fühlens und Genießens, in denen sich das ästhetische Verhalten äußert? Diese Grundbedürfnisse bilden somit die Normen des ästhetischen Verhaltens. Sie werden in eine doppelte Fassung gebracht, eine subjektive, psychologische und eine mehr gegenständliche; die Vorgänge, die zum Entstehen einer Befriedigung unerläßlich sind, müssen nämlich von einem Gegen-

stande zum Ausdruck gelangen, es muß sich eine jede Norm als eine an den Gegenstand ergehende Forderung ausdrücken lassen. Der Verf. will die Ästhetik nicht unter die Tyrannei einer einzigen aprioristischen Norm gestellt wissen und nimmt daher vier voneinander unabhängige Grundsätze an. Trotz der relativ unabhängigen Ursprünge des Schönen soll aber das Ästhetische nach Zweck und Wert — nach seiner menschlichen Bedeutung — eine strenge innere Einheit bilden. Welches sind nun jene Grundbedingungen, durch die nach Volkelt ein ästhetisches Verhältnis zustande kommt?

1. ästhetische Grundnorm: *a)* in psychologischer „Bezeichnung“: das gefühlserfüllte Anschauen; *b)* in gegenständlicher Bezeichnung: Einheit von Form und Gehalt.

2. „ „ *a)* Ausweitung unseres „fühlenden Vorstellens“; *b)* der menschlich-bedeutungsvolle Inhalt.

3. „ „ *a)* Herabsetzung des Wirklichkeitsgefühls; *b)* das Ästhetische als Welt des Scheines.

4. „ „ *a)* Steigerung d. beziehenden Tätigkeit; *b)* der ästhetische Gegenstand als organische Einheit.

Zu einer Zergliederung sämtlicher vier Grundnormen würde der einer Besprechung zugewiesene Raum bei weitem nicht genügen; wir wollen dies also bloß bezüglich der ersten und zweiten Grundnorm versuchen.

Erste ästhetische Grundnorm. Die Verschmelzung des Gefühlsinhaltes mit der Anschauung begreift man unter dem Namen „ästhetische Einfühlung“. In ähnlichem Sinne gebraucht auch Lipps[1]) das Wort.

Jede Kunst ist, wie der Verf. sagt, bestrebt, die Bedeutungsvorstellungen für den Eindruck des betrachtenden Bewußtseins gefühlsmäßig zu überwinden. An die ästhetische Einfühlung knüpft sich die Lust der Gefühlslebendigkeit, die schon Herder in seiner Kalligone preist, die Erquickung, Erschütterung und Erlösung, die von der Kunst ausgeht, das Andringen von Lebenstätigkeit, wie Stein[2]) es nennt. Wir fühlen, daß beim Betrachten des Schönen ein für das logische Begreifen völlig Undurchdringliches vorliegt. Diese gefühlsmäßige Gewißheit des „Überlogischen“ gibt jedem ästhetischen Gegenstande etwas Geheimnisvolles, in die Tiefe

---

[1]) Grundlegung der Ästhetik. Ebenso in der Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane. Band 22.

[2]) Heinrich v. Stein, Vorlesungen über Ästhetik. Man vergleiche z. B. die elementare Macht der Musik.

Weisendes. Dies war auch die Ansicht der spekulativen Ästhetik Schillers, Goethes, W. v. Humboldts u. a. — In der Einheitsforderung zwischen Form und Gehalt liegt, daß im ästhetischen Gegenstande die Form durchwegs vom Gehalt erfüllt ist; der ästhetische Gegenstand ist formgewordener Gehalt, aber ebensosehr gehalterfüllte, ausdrucksvolle Form. Die formalistische Ästhetik behauptet dagegen, daß neben dem formgewordenen Gehalt auch die reine, leere Form ästhetischen Wert besitze. Eine vernichtende Kritik des ästhetischen Formalismus bietet V. S. 428 und besonders S. 440 ff.; aber auch die reine Gehaltsästhetik Hegels u. a. geht weit über das Ziel hinaus. Die Forderung des formgewordenen Gehaltes erfährt auf einzelnen Kunstgebieten eine gewisse Einschränkung (man vgl. die meisterhaften Erörterungen von S. 400 bis S. 427).

Zweite ästhetische Grundnorm. Wir dürften nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, der Verf. sei zur Aufstellung dieser Norm durch die Auswüchse des Naturalismus in der Kunst bestimmt worden. Welchen Erfordernissen muß also der Gehalt genügen, wenn er einen der großen menschlichen Werte darstellen soll? Dem Anspruche des Menschlich-Bedeutungsvollen wird schon genügt, wenn sich am ästhetischen Gegenstande etwas findet, das für die Natur des menschlichen Lebens und Schicksals von Bedeutung ist: Das Leben als Schauplatz des Guten und Bösen, die Stätte edler und niedriger Bestrebungen und Leidenschaften, von Glück und Mißgeschick. Die „untermenschlichen" Gegenstände erhalten ihren ästhetischen Wert durch die stimmungs-symbolische Einfühlung, indem sie mit dem menschlichen Leben und Schicksal in Beziehung gesetzt werden. Die gesteigerte Form des Menschlich-Bedeutungsvollen nennt V. wohl nach Vischer das Hochbedeutungsvolle; es tritt ein, wenn der Eindruck entsteht, das Kunstwerk sei aus dem Ideenschoße der Natur, aus dem Schöpfungsgedanken selbst, herausgewachsen. — Erreicht wird das Menschlich-Bedeutungsvolle durch Erhebung und Ausweitung des einzelnen Inhaltes in das Allgemeine, Zusammenfassende, ins Typisch-Menschliche. Das „fühlende Vorstellen" erfährt eine Bereicherung durch Hinzutritt von Wertvorstellungen und Wertgefühlen. Das sittliche Wollen sucht z. B. die Außenwelt seinen Zwecken zu unterwerfen, beim religiösen Verhalten tritt die Sehnsucht nach Erlösung, nach Vereinigung mit dem allerwirklichsten Wesen ein.

Eine Fülle scharfsinniger Erörterungen und Begründungen, die Früchte jahrzehntelangen Schaffens und Strebens, werden in dem Buche allenthalben dem Leser geboten. Der eigenen Ansicht gegenüber wird auch auf andere maßgebende Vertreter der Wissenschaft gebührende Rücksicht genommen. Eine Wissenschaft ist nicht das Werk eines Mannes, sondern vieler Kräfte. Sein System scharfsinnig aufbauend, zeigt Volkelt, die Arbeiten seiner Vorgänger zum Teil ablehnend, zum Teil an sie anknüpfend, wie durch

die gemeinsame Tätigkeit vieler Denker der heutige Stand der Ästhetik allmählich hervorgewachsen ist. Der Leser lernt nicht bloß die persönlichen Ansichten des Verf.s, sondern auch die seitherigen Errungenschaften kennen; die Zitate zählen nach hunderten. Unterschiede in der Auffassung sind notwendig und heilsam; sie können die Sache selbst nur klären und fördern. Man kann in vielen Punkten anderer Ansicht sein, ohne daß das vorliegende Werk an Bedeutung verlieren wird. So scharfsinnig z. B. auch V. jede der aufgestellten Grundnormen gegen etwaige Einwände zu verteidigen sucht, dürfte es nicht an Stimmen fehlen, die der Vielheit der aufgestellten Prinzipien nicht beipflichten werden. Der Ref. würde die psychologische und gegenständliche Beziehung der einzelnen Normen einheitlich zusammenfassen; ebenso würde er einer Verknüpfung der ersten und zweiten Grundnorm das Wort reden. — Die Beziehung auf eine Substanz hält Volkelt für eine ursprüngliche Funktion des Bewußtseins; sein „transsubjektiver Schein" ist „die allen Empfindungen innewohnende, unableitbare, schlechtweg ursprüngliche Bewußtseinsfunktion des Empfindens selber" (S. 493). — Der Verf. liebt es, seine Darstellung über den Ton der reinen wissenschaftlichen Untersuchung hinauszuheben und schafft Ausdrücke, die dem gewöhnlichen wissenschaftlichen Sprachgebrauche nicht angehören; seine Auffassung streift oft hart an das Mystische. Den Gebrauch der Fremdwörter sucht er möglichst einzuschränken und entlehnt seine Ausdrücke dem reichen Schatze der deutschen Sprache. Volkelts Ästhetik wird ein wertvolles Inventarstück unserer Bibliotheken bilden. Der arbeitsfreudige Gelehrte möge uns recht bald mit dem zweiten Bande seines Werkes überraschen!

Prag. Emil Gschwind.





Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die Kartenskizze als Merkbild[1]).

Seit dem Erscheinen von Dr. Franz Moßhammers „Geographischen Konstruktionszeichnungen für Mittelschulen und verwandte Anstalten" im Jahre 1900 wurde zu wiederholten Malen der Versuch gemacht, für das vom Verf. eingeschlagene Verfahren eine Lanze zu brechen. Nach dem in der Zeitschrift für Schulgeographie im Jahre 1901 geführten Streite zwischen Dr. Longo und Dr. Imendörffer, in den auch Moßhammer selbst durch den Aufsatz über die „Grundlagen des Entwurfes geographischer Konstruktionszeichnungen" eingriff, schien die Sache erledigt zu sein. Jeder Lehrer hatte aus dem Für und Wider einen derart gründlichen Einblick in das Wesen des neuen Zeichenverfahrens erhalten, daß er sich ohneweiters ein Urteil darüber zu bilden vermochte, ob der Gedanke zweckmäßig und vor allem, ob er im Rahmen des Unterrichtes durchführbar sei. Es hat mich aus diesem Grunde überrascht, daß nach einer so langen Ruhepause Dr. K. Peucker neuerdings den Versuch macht, die Frage aufzurollen. Die Art des in der Zeitschrift für Schulgeographie geführten Kampfes ermutigt zwar nicht, zu dem Gegenstande das Wort zu ergreifen, doch sei es im Interesse der Schule getan!

Schon der Titel des Peuckerschen Aufsatzes „Die Kartenskizze als Merkbild" steht in naher Verwandtschaft zum „memorialen geographischen Zeichnen" Moßhammers. Peucker beabsichtigt, wie er sagt, durch seine Ausführungen eine Versöhnung der „schärfsten Gegensätze" zu bewerkstelligen, das heißt, er will zwischen den erklärten Gegnern und den Freunden des Kartenzeichnens vermitteln. Er geht dabei von der Voraussetzung aus, daß zwischen geschichtlichem und erdkundlichem Unterrichte insoferne eine Verwandtschaft bestehe, als jener die freie Wiedergabe von geschichtlichen Ereignissen durch das Wort, dieser von geographischen

---

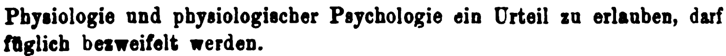
[1]) Vgl. diese Zeitschrift 1905, S. 163 ff.

Tatsachen durch die Skizze zu fordern berechtigt sei. Er erklärt sich dadurch von vorneherein als Anhänger jener Partei, die in dem geographischen Zeichnen Selbst- und Endzweck des erdkundlichen Unterrichtes erblickt. Gewiß kein objektiver Standpunkt für einen Vermittler! Da es keines Beweises dafür bedarf, daß das geographische Zeichnen in der Schule niemals etwas anderes sein kann als ein Mittel zur Erreichung eines weit höher gesteckten Zieles, ergibt sich, daß Peucker auch einen Weg einschlägt, auf dem ihm der Schulmann nicht zu folgen vermag, der Erdkunde im modernen Sinne unterrichtet.

Freilich hat der Verf. eine etwas geringe Meinung von den Lehrern unseres Faches. Er findet, daß ihnen der Mehrzahl nach „selbst das tiefere Verständnis für das Wesen der Karte abgehe“, weswegen sie auch nicht imstande seien, eine „klare Interpretation“ der Karte zu geben. Wir zweifeln nicht, daß das Peucker-Moßhammersche Verfahren geeignet ist, einem derartigen Mangel in der Vorbildung des Lehrers abzuhelfen, aber leider kann dies nur auf Kosten der Schule und der geistigen Entwicklung der Schüler geschehen. Wenn ferner Peucker wie Moßhammer davon ausgeht, daß „der Entwurf der Skizze von den wesentlichsten Merkmalen der geographischen Natur eines Landes“ auszugehen habe und hiebei die geeignete Wahl des Angriffspunktes der Skizze von größtem Werte sei, so sind das gewiß Gedanken, die im geographischen Unterrichte, soferne dieser eben zur Zeichnung greift, Berücksichtigung vollauf verdienen. Den Anspruch, neu zu sein, dürfen sie aber nicht erheben. Liegt doch gerade darin der Begriff der Skizze, daß sie lediglich das Wesentlichste herausgreift. Daß darunter bei einer geographischen Skizze nur in der Natur des Landes gelegene Momente gemeint sein können, liegt auf der Hand. Daß auch eine gewisse Ordnung in dem Nacheinander der gezeichneten Objekte erforderlich ist, ist ebenso selbstverständlich. Neu scheint nur das zu sein, daß dieser Ordnung ein physiologisches Prinzip zugrunde gelegt wird.

Sehen wir gänzlich von der Frage ab, ob es sich vom Standpunkte des Unterrichtsbetriebes, um beim Beispiele des Verf.s zu bleiben, überhaupt empfiehlt, die Küstenlinie Großbritanniens und Irlands in der Schule zeichnen zu lassen, so können wir der Forderung Moßhammers nach einem einfachen Hilfssystem und nach Betonung der von ihm betonten physiologischen Momente bis zu einem bestimmten Grade die Berechtigung nicht versagen. Sie steht trotz alles Sträubens auf dem Standpunkte der Konstruktionsverfahren und teilt mit diesen die Berechtigung ihres Daseins. In ihrer Gänze betrachtet, bedeutet sie für den geographischen Schulunterricht eine so entschiedene Gefahr, daß nur der Umstand Peucker zu entschuldigen vermag, daß er selbst niemals geographischen Unterricht erteilt hat und die Aufgaben der Schule nur durch die Brille des Kartographen betrachtet. Daß ihm seine Erfahrung als „darstellender Geograph“ die praktische Betätigung im Lehramte zu ersetzen vermag, ist nebst anderem ein Beweis für die nicht zu hohe Meinung, die er von dem Lehrverfahren der Schule überhaupt hegt. Ob der Verf. unter solchen Umständen berechtigt ist, sich über die Kenntnisse der Lehrer aus





Physiologie und physiologischer Psychologie ein Urteil zu erlauben, darf füglich bezweifelt werden.

Die Gefahr der Moßhammerschen Ideen liegt, abgesehen davon, daß sie allen methodischen und sachlichen Erwägungen zum Trotze das Zeichnen um seiner selbst willen betrieben sehen möchten, vor allem darin, daß sie zum gedächtnismäßigen Wiedergeben der Skizzen zu führen beabsichtigen. Daß „das geographische Zeichnen aus dem Gedächtnis von größtem Werte für eine gründliche geographische Schulung ist“, dürfte nicht nur nicht „von niemandem“, wie Moßhammer behauptet, sondern vielleicht von gar mancher Autorität auf dem Gebiete der Erdkunde bestritten werden. Es ist dies die falsche Prämisse, auf der sich das Verfahren Moßhammers aufbaut. Ihr kann nur der schon oft von den Gegnern des Zeichnens erhobene Einwand mit Recht entgegen gehalten werden, daß es traurig bestellt wäre, wenn nur der ein tüchtiger Naturhistoriker, Archäologe usw. sei, der die betreffenden Objekte jederzeit aus dem Gedächtnisse zu zeichnen vermöge.

Gelegentlich der Erwähnung der Skizze von Großbritannien und Irland hebt zwar Peucker nach Moßhammer die Markierung der Meerbusen hervor, aber er verschweigt die außerdem noch anzuwendenden Formeln, obzwar gerade diese am meisten geeignet sind, den Lehrer zum eifrigen Nachdenken zu veranlassen. Da es scheint, als sei Moßhammers Verfahren noch immer nicht gründlich genug bekannt, sei es gestattet, diese Formeln mitzuteilen. Sie lauten für die Kartenskizze der genannten Länder folgendermaßen:

$$1.\ a\,b = 3\,t;\ 2.\ \frac{b\,2}{3} = t';\ 3.\ c\,2' = d\,2' = e\,2 = f\,1 = 2\,t';\ 4.\ \frac{a\,f}{3};$$

$$5.\ v\,v';\ 6.\ c\,g = t';\ 7.\ g\,h = t = g\,i;\ 8.\ h\,k = \frac{t}{2};\ 9.\ t = 300\ km.$$

In Worte aufgelöst, lautet dies also: Eine Senkrechte ($a\,b$), einen Meridian vorstellend, wird in drei Teile geteilt. Die Teilungspunkte heißen 1 und 2. Das Drittel zwischen den Punkten b und 2 wird in drei Teile zerlegt; ein solcher Teil heißt t'; die Teilungspunkte zwischen b und 2 werden, von 2 aus gezählt, mit 1′ und 2′ bezeichnet. Nun werden in den einzelnen Teilungspunkten Normale auf den Meridian gefällt, und zwar in der Länge $2\,t'$ vom Punkte 2′ nach Westen zum Punkte c, nach Osten zum Punkte d, vom Punkte 2 nach Osten zum Punkte e, nach Westen vom Punkte 1 nach f. Letzterer Punkt wird mit a durch eine Gerade verbunden und diese sodann in drei Teile geteilt. Durch f und c wird eine Parallele zu $a\,b$ gezogen und mit $v\,v'$ bezeichnet. Auf ihr wird von c nach Norden eine Strecke von der Größe t' aufgetragen und damit der Punkt g erhalten. Von diesem nach Norden die Strecke t auftragend, gelangen wir zum Punkte h, nach Westen auf einer Normalen in g zum Punkte i. Auf einer Normalen in h gegen Westen $\frac{t}{2}$ auftragend, erhalten wir den Punkt k, der mit i verbunden wird.

Das ist das „einfache System von Konstruktionslinien und Zahlen“, von dem Peucker S. 167 spricht! Dazu kommt als Ergänzung Moßhammers

Bemerkung auf Blatt XXVI des ersten Teiles seiner Arbeit, dahin lautend, daß die „zahlreichen Buchten an der Ost- und Westküste im nördlichen und südlichen Drittel korrespondieren, während das Mittelstück einseitig gegliedert ist“.

Ich glaube bei unbefangener Beurteilung wohl kaum auf Widerspruch zu stoßen, wenn ich behaupte, daß derjenige, der die Umrißlinie des Inselstaates nicht ohnedies schon zu zeichnen imstande ist, auf diesem Wege trotz aller Physiologie und physiologischen Psychologie, trotz aller physiologisch optisch-motivierten Linien, trotz der verschiedenen Grade ihrer „Zügigkeit“, ja selbst trotz „der hervorragenden Rolle“, die beim memorialen geographischen Zeichnen „dem Verstande“ (!) zufällt, ein brauchbares Bild von Großbritannien und Irland nicht zuwege bringen wird. Was sagt ihm beispielsweise die Formel über die Größe der Ausbuchtung bei Peterhead nach Osten, was über die Größe des Bogens von Norfolk, was über die Cardiganbay, was über Breite und Länge von Kintyre? Wie groß sind die Hebriden, wie groß Skye und Mull zu zeichnen? Welche Anhaltspunkte hat er für die Zeichnung der Westküste Irlands, die doch als schwerzügig bezeichnet wird? Wie weit liegt Kap Mizenhead von *i* entfernt? usw. Wir denken dabei gar nicht daran, welche Hilfen für die Zeichnung der Gebirge, Flüsse und die Lage der Ortszeichen zu Gebote stehen.

Nicht genug damit, daß das Gebotene zur Erreichung des angestrebten Zieles bei weitem nicht auslangt, wird überdies noch vom Schüler gefordert, daß er sich die Formeln gedächtnismäßig aneigne und wohl auch die Zeichnung so oft übe, bis er sie frei, d. h. aus dem Kopfe, zu entwerfen vermag. Vergessen wir dabei nicht, daß jedes Land nach Moßhammer über eine Reihe solcher Formeln verfügt und im ersten Teile seiner Arbeit, welcher die Weltteile und Staaten Europas enthält, über 300 Ausdrücke als Merkstoff verzeichnet sind! Wann diese durchaus mechanische Arbeit geleistet werden soll, darüber schweigt Peucker ebenso wie Moßhammer. Glauben sie wirklich, daß die Schule bei der beschränkten Zeit, über die der geographische Unterricht verfügt, bei dem hohen Aufschwunge, den die Wissenschaft genommen hat, bei dem immer mehr sich bahnbrechenden Streben, Geist und Herz des Schülers zu bilden, nichts anderes zu tun hat, als geographische Konstruktionszeichnungen bis zur Erschöpfung zu üben? Oder halten sie derartige Übungen etwa gar für eine Aufgabe des häuslichen Fleißes? Glauben sie in der Tat an eine Weckung psychologischer Momente, wenn der Schüler von einem starren Formelwust, den ihm kaum ein anderer Gegenstand auferlegt, geistig erdrückt wird? Sind sie wirklich der Überzeugung, daß sie durch ihr Verfahren das Interesse am Gegenstande erhöhen und die Freunde unseres Faches vermehren werden?

Durch das genetische Moment wurde unser Gegenstand in glückverheißende Bahnen geleitet, durch die Einführung des Konstruktionszeichnens, das der Unterricht bereits so oft abgelehnt hat, würde er auf jene alten Wege zurückgelenkt werden, auf denen er sich in der Beschreibung der äußeren Formen erschöpfte. Will unser Fach seine Höhe



behaupten, will es seine Stellung im Rahmen der gesamten Lehrverfassung allmählich günstiger gestalten, dann darf es nie vergessen, daß die freihändige Skizze im Sinne der Konstruktionszeichner niemals Endzweck des Schulunterrichtes sein kann. Daß dieser von Moßhammers Verfahren möglichst wenig beeinflußt werde, liegt daher im Interesse unseres Gegenstandes und seiner Stellung an der Mittelschule.

Wien. J. Müllner.

Pädagogische Literatur.

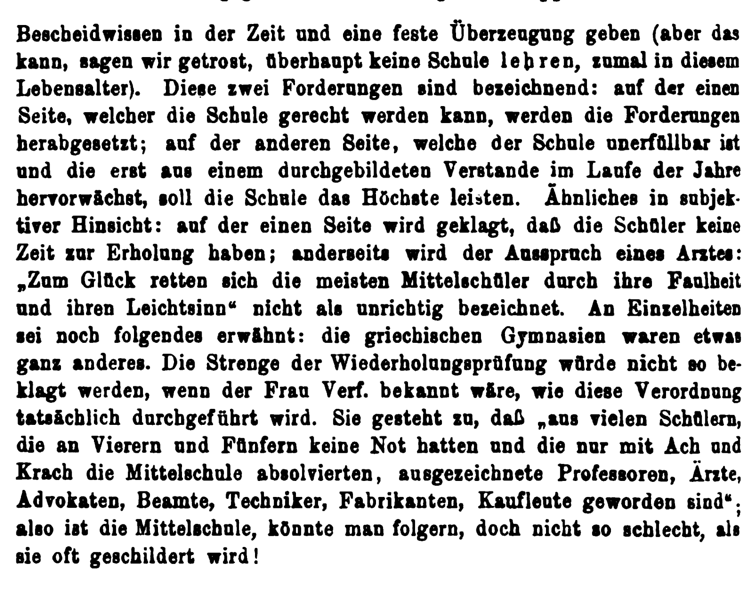
Gleich trefflich wie seine Vorgänger ist der 752 Seiten (8°) starke XVI. Jahrgang (über das Jahr 1901) der seit 1886 erscheinenden Jahresberichte über das höhere Schulwesen, herausgegeben von K. Rethwisch (Berlin 1902, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung H. Heyfelder). Der reiche Inhalt ist nach 16 Abschnitten geordnet: Schulgeschichte, Schulverfassung, evangelische Religionslehre, katholische Rel., Deutsch, Latein, Griechisch, Französisch, Englisch, Geschichte, Erdkunde, Mathematik, Naturwissenschaft, Zeichnen, Gesang, Turnen, Schulgesundheitspflege. Hieran schließt sich ein Schriftenverzeichnis, nach den genannten Abschnitten gereiht. Diesmal fehlen die drei Abschnitte über Schulgeschichte, katholische Religionslehre und Gesang. In den einzelnen Abschnitten besprechen bewährte Kräfte neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Methodik und des Inhaltes nach den Hauptpunkten, geben wohl auch ein Urteil über deren Wert nach den gemachten Erfahrungen oder anderen Schriften ab, das Gute hervorhebend und anderes verwerfend. So werden II 43 f. die bei uns geltende Einrichtung des philosophisch-propädeutischen Unterrichtes und die Instruktionen hiezu als eine mustergiltige Arbeit bezeichnet. Teilweise sind schon die neuen Ordnungen im höheren Schulwesen Preußens aus den Jahren 1900—1902 berücksichtigt. — Wie bereits aus dem obigen Beispiele sich ergibt, sind auch die österreichischen Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur und Organisation einbezogen. Es begegnen da die Verfassernamen A. Hoffmann, Höfler, Schipper, v. Haymerle, Thumser, Kummer, A. Mayer, Duschinsky, Smolle, Simon, Strach, Kubik, Loebl, Hula, Hauler, Hergel, Polaschek, Fetter, Halban, Wagner, Czuber, Pichler, Hočevar, Gredler, Twrdy, Pawel, Glas, Wallentin usw. VII 23 f. wird die Privatlektüre (nach der Schrift Malfertheiners) eingehend besprochen, VI 35 die neue Auflage der Instruktion für Latein (nach Strach), ja sogar der naturgeschichtliche Lehrplan für Mädchen-Lyzeen XIII 8.

Im Anschlusse daran besprechen wir gleich auch den XVII. Jahrgang über das Jahr 1902 des genannten Werkes, das nunmehr wie die Firma R. Gaertners Verlag (H. Heyfelder) an die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin übergegangen ist. Es fehlen diesmal die Berichte über Englisch und Gesang. — Bei der Durchsicht der bisherigen 16 Bände hat der Ref. sein Augenmerk stets auch auf die Berücksichtigung der

österreichischen Schule und Literatur gerichtet und dabei im allgemeinen gute Bekanntschaft mit unseren Schulverhältnissen nach Organisation, Lehrbüchern, methodischen und wissenschaftlichen Leistungen und in manchen Punkten unumwundene Anerkennung des Besseren in Österreich gefunden, worauf auch in den Referaten öfters verwiesen worden ist. Dies gilt auch von dem XVII. Jahrgange: auch hier wird Österreich eingehend berücksichtigt und es hat wahrlich sein redlich und trefflich Teil zur pädagogischen Literatur beigetragen, und zwar in sämtlichen Abschnitten außer diesmal in evangelischer und katholischer Religionslehre, Griechisch und Gesang. Zum Beweise dessen sei diesmal der Kürze halber nur auf folgende Stellen verwiesen: I. Abschnitt (Schulgeschichte) S. 3, 19, 22, 26 f., 33; II. (Schulverfassung) 8 (auch VI 2), 22, 24, 36, 39, 47, 51 ff.; V. (Deutsch) 15, 22, 42, 52, 53, 54, 58, 68, 71; VI. (Latein) 1, 9, 21, 31, 32, 34 f., 42 f., 52, 55, 57, 59, 63, 68; VIII. (Französisch und Englisch) 2, 20 f., 37 ff., 46; X. (Geschichte) 3, 23, 24, 35; XI. (Erdkunde) 13 f., 15, 25 f., 30; XII. (Mathematik) 33; XIII. (Naturwissenschaft) 2, 4, 9, 15, 23, 24, 25, 28 f., 31, 33, 35, 38, 42 f., 46—48, 52, 63 f., 81; XIV. (Zeichnen) 8 ff.; XVI. (Turnen und Schulgesundheitspflege) 22, 27. Umsomehr sah sich der Ref. überrascht, als er II 22 las: „So reformbedürftig aber auch die Mittelschule in Österreich-Ungarn ist“ usw. Diese Worte stehen in der Besprechung der — dem Ref. unbekannten — in Preßburg erschienenen Schrift Ivan von Simonyis „Die vollständige Umgestaltung der Mittelschule, eine unserer dringendsten Aufgaben“ und entspringen wohl nur der irrtümlichen Identifizierung der österreichischen Mittelschule mit der ungarischen, wie sich unzweifelhaft aus dem Schlußworte jener Besprechung ergibt: „Dies mag zur Kennzeichnung des Standpunktes, den der Verf. in der Schulreformfrage in Österreich einnimmt, genügen“.

Hainisch Marianne, Aufwand und Erfolg der Mittelschule vom Standpunkte der Mutter. Vortrag, gehalten am 25. Jänner 1904. Wien, Fr. Deuticke 1904. 27 SS. 8⁰. Preis 60 h.

Unbeirrt durch den Mißerfolg der „hochinteressanten“ Enquete der „Wage“, spricht Frau Hainisch für die Einsetzung eines Komitees, das ständig seine Aufmerksamkeit der Mittelschulreform zuwenden solle. Zu diesem Zwecke schildert sie zunächst die Mittelschulverhältnisse — „ohne Übertreibung“, wie sie sagt. Daran schließt sich die Untersuchung, ob die Resultate der Mittelschule den Aufwand von sieben oder acht Jahren lohnen. Wie man sieht, gelten beide Arten der Mittelschule (auch das Realgymnasium) als ungenügend. Um einiges anzudeuten: auf der einen Seite solle man bei der Maturitätsprüfung „nur leichte schriftliche Aufgaben geben, eventuell die Kompensation einführen“ (aber wäre so die Mittelschule als eine zwischen Volks- und Hochschule stehende Mittelschule mit dem Ziele allgemeiner Bildung haltbar?); auf der anderen Seite soll die Mittelschule ihren Schülern u. a. einen klaren Blick, ein vorurteilsfreies Urteil, Kenntnis der Bildungsschätze der Kulturvölker,



Bescheidwissen in der Zeit und eine feste Überzeugung geben (aber das kann, sagen wir getrost, überhaupt keine Schule lehren, zumal in diesem Lebensalter). Diese zwei Forderungen sind bezeichnend: auf der einen Seite, welcher die Schule gerecht werden kann, werden die Forderungen herabgesetzt; auf der anderen Seite, welche der Schule unerfüllbar ist und die erst aus einem durchgebildeten Verstande im Laufe der Jahre hervorwächst, soll die Schule das Höchste leisten. Ähnliches in subjektiver Hinsicht: auf der einen Seite wird geklagt, daß die Schüler keine Zeit zur Erholung haben; anderseits wird der Ausspruch eines Arztes: „Zum Glück retten sich die meisten Mittelschüler durch ihre Faulheit und ihren Leichtsinn" nicht als unrichtig bezeichnet. An Einzelheiten sei noch folgendes erwähnt: die griechischen Gymnasien waren etwas ganz anderes. Die Strenge der Wiederholungsprüfung würde nicht so beklagt werden, wenn der Frau Verf. bekannt wäre, wie diese Verordnung tatsächlich durchgeführt wird. Sie gesteht zu, daß „aus vielen Schülern, die an Vierern und Fünfern keine Not hatten und die nur mit Ach und Krach die Mittelschule absolvierten, ausgezeichnete Professoren, Ärzte, Advokaten, Beamte, Techniker, Fabrikanten, Kaufleute geworden sind"; also ist die Mittelschule, könnte man folgern, doch nicht so schlecht, als sie oft geschildert wird!

Berliner Schulreform. Von K. Eickhoff, Mitglied des Reichstages. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1902. 25 SS. 8°. Preis 50 Pf.

Indem wir den besonderen Teil, der sich auf die Berliner Verhältnisse bezieht, hier übergehen, sei nur der Inhalt des allgemeinen Teiles angedeutet. Hier werden das Wesen und die Bedeutung der Reformschule nach dem bekannten Frankfurter System einer eingehenden Prüfung unterzogen; dieselbe weise Vorzüge nach sozialer und pädagogischer Richtung auf: dort besonders hinsichtlich der Zeit der Berufswahl, hier weil so nach dem Fundamentalsatze der pädagogischen Psychologie vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Leichteren zum Schwereren fortgeschritten werde. — Würde das auch zutreffen, wenn an Stelle unseres Gymnasiums die Frankfurter Reformschule gesetzt würde? Nein. Denn in Berlin würde die Entscheidung über den künftigen Beruf „vielleicht drei Jahre, bis zum vollendeten zwölften Lebensjahre" (wie es S. 8 heißt) vertagt, bei uns treten die meisten Schüler tatsächlich mit dem vollendeten elften, viele mit dem zwölften Lebensjahre in die Mittelschule ein. Damit ist auch die größere geistige Reife gegeben, welche dem deutschen Knaben fehlt.

Von den 7 Artikeln der Zeitschrift: Hammer, Monats-Blätter für deutschen Sinn (August 1902. Leipzig, Theod. Fritsch) interessiert uns hier der 3 (!) Seiten lange Aufsatz von M. Bewer, Was dem Gymnasium fehlt. Nach scharfer Kritik des gegenwärtigen Gymnasiums und seiner Resultate, wobei es an Übertreibungen nicht fehlt (woher weiß z. B. der Verf., daß die hellenischen Gymnasiasten mit 17—20 Jahren ausnahmslos feldschlachtfähig waren?) wird als das Fehlende „der Rhap-

sode, oder wenn man lieber will, der Rhetor" bezeichnet. Es solle durch Ministerial-Reskript verfügt werden, „daß von jedem Dichter nur etwa 100 Verse, von Horaz nur 3 Oden, von jedem Prosa-Schriftsteller etwa 6 Kapitel grammatikalisch durchgenommen werden dürfen". „Ist diese grammatikalische Einarbeitung fertig, so lasse man den Rhetor einspringen, der im großen Zug in deutschen Übersetzungen die herrlichsten Gesänge, Dichtungen und Prosastücke der Klassiker den lauschenden Schülern vorzutragen hätte, damit sie in unvergeßlich schönen Stunden, in phantasieanregender Weise den Geist des klassischen Alters frei und leicht in sich einatmen." „Der fest angestellte Rhetor müßte zudem die Aufgabe haben, den Schülern die Zunge zur eigenen Rede zu lösen." — Wäre das ernste, sich vertiefende Geistesarbeit, an und zu welcher die Schule heranbilden soll?

Schütz J. H., Die Gerechtigkeit gegenüber den Schülern an den höheren Lehranstalten. Zur geneigten Erwägung für Schulbehörden, Lehrer und Eltern. Berlin, Verlag des „Leo-Hospiz" (ohne Jahreszahl).

Die eingehende Besprechung der Zensurfrage ist nach den Worten des Verf.s dadurch veranlaßt, daß an manchen höheren Lehranstalten parteiische und ungerechte Lehrer „vegetieren". So wird es getadelt, daß in Deutschland der Lehrer „zumeist (!) das Hauptgewicht auf die Klassenarbeiten (= schriftliche Schularbeiten) legt"; an einer anderen Stelle aber heißt es, daß vielfach gerade die mündlichen Leistungen den Ausschlag geben; und an einer dritten Stelle wird geklagt, daß manchmal die Gesamtleistungen (Semestralleistungen, wie sie bei uns heißen) nach einer Probe- oder Prüfungsarbeit beurteilt werden. Sollte es wirklich so schlimm stehen im Deutschen Reiche? Oder guckt nicht aus der Arbeit Schwarzseherei und — will uns bedünken — etwas Wichtigtuerei heraus? Warum sollte es dort nicht auch solche Lehrer geben? — Neues bietet die Abhandlung in zwei Punkten. Für größere Anstalten wird die Einführung eines neuen Schulbeamten beantragt, den man Inspektor oder Kontrolleur nennen könne und der eine Wechselbeziehung zwischen Schule und Haus herbeiführen solle, mit der Vorbildung eines Polizei-Kommissärs (!) und einem Gehalte bis zu 5000 Mark. Zur Erzielung gerechter Klassifikation wird die französisch-belgische Zensurmethode, ein Punkten-System, empfohlen (also etwa so, wie es bei uns bei Viehprämiierungen stattfindet). Wer sich dafür interessiert, möge die Abhandlung lesen! Hier sei nur erwähnt, daß der Lehrer sofort jedem Schüler nach ganz bestimmten Regeln in Punkten den Wert seiner Antwort mitzuteilen hat, daß hiebei die Schüler die Zensur der Mitschüler sich notieren und geradezu den Lehrer „monieren", wenn er nicht die richtige Punktenzahl angibt. Gott bewahre die Schule vor einem solchen doppelten (Beamter und Schüler!) Spitzelsystem! — Das Schriftchen hat besonders in zweierlei Hinsicht unser Interesse erregt. Es wird hier (das Punkten-System abgerechnet) im allgemeinen eine Klassifikationsmethode





vorgeschlagen, wie sie bei uns besteht, und gegen Auswüchse und Irrtümer angekämpft, die bei uns durch Ministerial-Verordnungen bereits beseitigt sind. Der zweite Punkt betrifft den „Handkatalog". Bekanntlich wurde, als bei uns die Frage des Prüfens und Klassifizierens eingehend und vielseitig verhandelt wurde, auch gesagt, Deutsche Schulmänner hätten mit einem Gefühle der Überlegenheit erklärt, daß sie keinen Handkatalog brauchen. Dieses Schriftchen gibt uns eine Antwort: der Verf. sieht darin eine Quelle von Ungerechtigkeit („gerade die fraglichen Originallehrer sind zu gemütlich zum Schreiben"). — Ein lapsus calami ist: „Remedur gegen Unparteilichkeit".

Ein treffliches Büchlein bietet

Dr. H. Vockeradt, Ein letztes Wort in der Abschiedsstunde. Paderborn, F. Schöningh 1902. 108 SS. kl.-8°.

Dasselbe vereint zwölf Ansprachen, welche bei der Entlassung der Abiturienten des Gymnasiums zu Recklinghausen im Laufe der Jahre gehalten worden sind, und bildet so ein Vademecum für die Jünglinge, die nach Beendigung der Gymnasialstudien an die Universität übertreten, wichtige Lehren für die nächste oder die ganze folgende Zeit enthaltend. Die Überschriften der Ansprachen sind: *Non scholae, sed vitae discendum. Sapere aude, incipe* (nach Horaz). Das Abschiedswort eines Heldenvaters (Hippolochos an Glaukos). Das Wahre, Gute und Schöne. Der Geist des klassischen Altertums in seiner Bedeutung für das Leben. Über die Freiheit. Über die Ehre. Über Jugendfreundschaften. Über Wissen und Charakter. Drei Jungfrauengestalten (Jungfrau von Orleans, Iphigenia, Antigone). Ein Blumenstrauß (aus Horaz). Die Abschiedsstunde. — Es sind durchwegs für den Zeitpunkt passende Themen. Dasselbe uneingeschränkte Lob verdient die sachliche Durchführung und der Ton der Sprache. Nicht oft genug kann der Verf. Auswüchse des akademischen Studentenlebens als solche aufdecken.

Dr. H. Weimer, Geschichte der Pädagogik. Sammlung Göschen. Leipzig 1902. 168 SS. kl.-8°.

Zweck und Ziel der Sammlung Göschen ist bekanntlich, dem gebildeten Laien eine klare, leicht verständliche Einführung in sämtliche Gebiete der Wissenschaft und Technik in engem Rahmen, auf streng wissenschaftlicher Grundlage und unter steter Berücksichtigung des neuesten Standes der Forschung zuverlässige Belehrung zu bieten. Das trifft auch auf das vorliegende Bändchen zu. Es beschränkt sich der Hauptsache nach auf geschichtliche Darstellung der deutschen Pädagogik und berücksichtigt die pädagogischen Leistungen anderer Völker (besonders der Griechen und Römer und der englischen und französischen Theoretiker) nur insoweit, als sie auf die Entwicklung des Erziehungs- und Unterrichtswesens in Deutschland eingewirkt haben. Die Hauptrichtungen der Theorie besonders Quintilian, die Ratio der Jesuiten, Francke, Rousseau, Pesta-

lozzi, Herbart-Ziller) und der Praxis (Volksschule, Mittelstufen, Universität, Mädchenschule) sind nach den wichtigsten Punkten charakterisiert. Auch das österreichische Schulwesen findet Berücksichtigung (Maria Theresia und Kaiser Josef, der Organisations-Entwurf, das Volksschulgesetz von 1869).

Dr. A. Fischer, Über das häusliche Leben der Schüler. Groß-Lichterfelde, B. Gebel 1902. 28 SS. kl.-8°.

Das Schriftchen ist für Eltern der Mittelschüler (nach unserem Sinne) verfaßt und behandelt in klarer, einfacher Sprache und mit feinem Verständnisse für das körperliche und geistige Gedeihen der Jugend einige Punkte, in denen erfahrungsgemäß nicht selten gefehlt wird, so: Autorität der Schule und der Eltern, Tageseinteilung, Schädlichkeit des Alkohols, Turnen und Turnspiel, Art des Arbeitens, häusliche Lektüre, Theater und Zerstreuungen, Taschengeld, Reisen.

Dr. H. Gaudig, Didaktische Ketzereien. Berlin und Leipzig, Teubner 1904. 140 SS. 8°.

Das interessante Buch fußt auf gründlicher Kenntnis der pädagogischen Literatur und bringt manche „Ketzereien", d. h. Grundsätze für die Lehrtätigkeit, welche von denjenigen abweichen, die jetzt im Schwange sind. Seine Grundforderung ist, daß der Unterricht von Anfang an darauf angelegt sein muß, zur Selbsttätigkeit und zur Selbstbildung hinzuführen; die Schule müsse immer mehr ein Denkenwollen und freies Denkenkönnen erzielen, während an der jetzigen Schule der Lehrer zuviel lehrt und der Schüler zuviel weiß („Der Enzyklopädismus", heißt es an einer anderen Stelle, „ist eine der schwersten Gefahren unseres gesamten Bildungswesens"; dagegen fordert der Verf. „Weniger Stoff — mehr Kraft!"). Wie das zu verstehen, sei an einem Beispiele gezeigt. Jeder Schülerin — der Verf. denkt zunächst an eine „höhere Mädchenschule" — werde ein besonderes Drama, eine besondere Erzählung, ein besonderer Lyriker usw. in die Hand gegeben (wobei man auch der Individualität gerecht werden kann); die Schülerin hält dann über ihr Thema einen Vortrag, die Mitschülerinnen haben das Recht der Frage und freien Bemerkung; dabei sei der Lehrer — tunlichst passiv („nur zur Verbesserung des Falschen auffordernd, Abschweifungen verhindernd und schließlich das Wichtige heraushebend"); außerdem bietet der Lehrer nur das Allgemeine über das Wesen des Dramas, der Lyrik usw. Hiemit ist teilweise schon angedeutet, wie eine andere „Ketzerei" zu verstehen, daß nämlich die Hausarbeit mehr in die Schule und die Schularbeit mehr ins Haus hineingenommen werden müsse. Eine weitere „Ketzerei": Die Psychologie muß nicht Unterrichtsfach, sondern Unterrichtsprinzip sein; besonders Religion, Deutsch, Geschichte müssen von Anfang an so gelehrt werden, daß das Seelenleben der Menschen erschlossen werde. Eine weitere „Ketzerei" handelt vom Totfragen der Intelligenz; „unter der Despotie der Frage leidet unsere deutsche Schule in allen ihren Zweigen"; ja die

Frage kann eine Brutalität sein, z. B. wenn an einer Dichtung oder an Worten der Heiligen Schrift „zergliedernd herumgefragt wird". Endlich sei noch die „Ketzerei" angeführt, die vom Sprechen in einer Fremdsprache handelt: eine der Hauptvoraussetzungen dafür sei das Sprechenwollen; dieses aber entstehe oft nicht, wenn durch eine Frage der Sprachzwang ausgeübt werde; dagegen sei so zu verfahren: nachdem das Verständnis eines Abschnittes gesichert, gebe man den Schülerinnen *plein pouvoir* auszusprechen, was ihnen zu diesem Abschnitte einfällt. Auch diese „Ketzerei" scheint uns sehr beachtenswert. — Das interessante Buch sei besonders den Kollegen an Mädchenlyzeen empfohlen, da an mehreren Stellen die Eigenart des Mädchengeistes und dessen Verschiedenheit vom Knabengeiste dargelegt wird.

Wien. J. Rappold.

Enzyklopädisches Handbuch der Schulhygiene. Herausgegeben von Dr. R. Wehmer, Regierungs- und Medizinalrat, unter Mitwirkung von weiland Prof. F. W. Büsing bei der techn. Hochschule (für Bauhygiene) und Prof. Dr. phil. H. Krollick (für Pädagogik), sämtlich in Berlin, sowie einer größeren Anzahl von Mitarbeitern. Leipzig und Wien, A. Pichlers Wwe. & Sohn 1904. VIII und 1056 SS. gr.-8° mit 439 Abbildungen. Preis 30 K, in Leinwand geb. 32 K.

Enzyklopädische Handbücher haben notwendig einen der besonderen Form anhaftenden Vorteil und Nachteil: der erstere liegt darin, daß die lexikalische Anlage sofort den gewünschten Artikel finden läßt, ohne erst den Index zuhilfe nehmen zu müssen, der Nachteil ist darin begründet, daß Dinge, welche zusammengehören, beiweitem nicht immer nebeneinander stehen und die Beziehungen der Artikel zueinander bei umfangreichen derartigen Werken nicht zufriedenstellend hergestellt zu werden pflegen, so daß die Benützung eines Sachregisters schließlich doch auch notwendig wird. Das vorliegende Buch hat jenen Nachteil dadurch zum Teil umgangen, daß die Zahl der Artikel nicht groß ist (za. 200). — Für die Schulhygiene kommt noch im besonderen in Betracht die Schwierigkeit, welche durch die Vielseitigkeit des Gebietes gegeben ist (Medizinisches, Pädagogisches, Technisches, Physikalisches usw.), wobei die Spezialisierung in gewissen der genannten Anteile die Behandlung des Stoffes recht erschwert, nicht zu reden von der Berücksichtigung der tatsächlichen Zustände in verschiedenen Kulturländern und der Vielsprachigkeit der einschlägigen Literaturanteile. Ref. darf sich auf ausgiebige eigene Erfahrung berufen.

Da die Schulhygiene keine eigenen Lehrkanzeln hat und in absehbarer Zeit gewiß auch keine haben wird, so ist es begreiflich, daß die großen selbständigen Handbücher — das vorliegende ist das vierte derartige in deutscher Sprache — durchwegs von mehr als einem Autor abgefaßt sind.

Der als ausgezeichneter Fachmann bekannte Medizinalrat Wehmer hat nun die Sache so angefaßt, daß er — wie bei Enzyklopädien üblich

— eine ganze Reihe von Mitarbeitern wählte, außer dem im Titel zitierten Techniker und Pädagogen einige ärztliche Spezialisten für besondere Einzelgebiete sowie weitere Bearbeiter für die Verhältnisse einzelner Länder.

Unter den im ganzen za. 40 Beteiligten, von welchen die eingangs genannten drei viel zum Buche beigetragen haben, gehört eine Reihe zur Gruppe der auf dem Gebiete der Schulhygiene vorteilhaft bekannten Autoren. Büsing, der besonders durch sein Werk über Städtereinigung hervorragende Fachmann, hat das Erscheinen der „Enzyklopädie" nicht mehr erlebt — er ist am 25. Februar v. J. verstorben. — Selbstredend haben große Zahlen von Mitarbeitern ihre kritische Seite; dadurch ist es z. B. hier bedingt, daß Illustrationen überflüssigerweise sich wiederholen statt eines Hinweises von späterer Stelle, daß innerhalb der Abhandlungen über Verschiedenes Punkte aus den verschiedenartigsten Themen von Neuem in den Kreis der Erörterung gezogen werden, wodurch die sachliche Übersicht leidet, ein Übelstand, dem übrigens durch ein Sachregister abzuhelfen gesucht wird. Bemängeln möchte Ref., daß das Buch manches enthält, was, an sich recht gut, nicht zur Schulhygiene gehört, oder auch Zustände aus der Ferne, welche dem Wißbegierigen, der sich über Schulhygiene belehren will, nicht praktisch Brauchbares bieten.

Die Ausstattung anlangend, muß das schöne Papier und die nette Illustrierung zwar gerühmt werden, doch ist der saubere Druck leider gar nicht hygienisch — recht klein und gedrängt; auch die Bezeichnungen auf den (übrigens nicht immer glücklich gewählten und in der Ausstattung wechselnden) Illustrationen lassen in dieser Hinsicht wiederholt viel zu wünschen.

Ref. war nicht in der Lage, das ganze Werk zu lesen; die an verschiedenen Stellen gemachten Stichproben genügen jedoch, sagen zu dürfen, daß das Buch als Ganzes ein vortreffliches und warm zu empfehlendes ist. Wehmers „Enzyklopädisches Handbuch der Schulhygiene" ist eine tüchtige, sehr anerkennenswerte Leistung und reiht sich würdig den anderen derartigen Sammelwerken (Turnen, Blindenwesen) des renommierten Verlages an.

Wien. L. Burgerstein.





Vierte Abteilung.

Miszellen.

Die Huldigung der Künste.

Schillers letzte größere Dichtung war bekanntlich das Festspiel „Die Huldigung der Künste". Er verfaßte dasselbe zur Galavorstellung im Hoftheater in Weimar 12. November 1804 anläßlich der Vermählungsfeier des Erbprinzen Karl Friedrich mit der russischen Großfürstin Maria Paulowna. Ansehnlich war die Zahl der Fürstlichkeiten, welche der Aufführung dieser zartsinnigen dramatischen Allegorie anwohnten, sichtlich der Eindruck, den die anmutige Dichtung auf das bräutliche Paar und die erlesene Gesellschaft der Gastgeladenen ausübte. Hätte das allgemein menschliche Los den Dichter nicht allzu früh dem irdischen Dasein entrückt, der bleibenden Dankbarkeit der Förderung seines Schaffens und Ruhmes durch die Großherzogin Großfürstin hätte er sicher sein können. Die Helle ihres Geistes, die Güte des Herzens, ihr unwandelbar edles, wahrhaft landesmütterliches Bestreben, in allen Dingen, wo es sich um Förderung und Unterstützung aller Anstalten und Einrichtungen für Wissenschaft, Kunst, Erziehung und Wohltätigkeit handelte, anzuregen, zu ermuntern, zu vermitteln, spiegelte den Geist jener großen Zeiten wieder, in denen Goethe, Schiller, die beiden Humboldt dem Leben in Haus, Familie und Gesellschaft einen idealen erzieherischen und veredelnden Inhalt gaben. Hätte Kanzler v. Müller, der nach Karl Augusts Tode sein Bemühen, Weimar das edle, geistig regsame Leben zu erhalten, nur umso eifriger fortsetzte, sich entschließen können, in seinen Lebenserinnerungen über alle Vorgänge in Weimars höfischen und gelehrten Kreisen, auch die intimeren, Licht zu verbreiten, anstatt in allzu ängstlichem Zartgefühle gerade über dasjenige hinwegzugleiten, was uns auch Persönlichkeiten in hervorragenden Stellungen menschlich näher rückt und begreifen lehrt; hätte Staatsminister Dr. Schweizer, berühmt als begeisternder Rechtslehrer in Jena, als Freund und Kampfgenosse Fichtes auf geistigem Gebiete, dann durch seine Teilnahme am Wartburgfeste und seine Adelsablehnung überhaupt Memoiren hinterlassen; wären uns wenigstens einige der Musenalmanachs und Spiegelkalenderchen erhalten geblieben, jene damals üblichen Neujahrsangebinde, deren Notizblättern die Damen ihre Erlebnisse und Eindrücke anzuvertrauen pflegten, wir hätten da ein ungemein wertvolles Materiale zur Literaturgeschichte jener Jahrzehnte, welche der Epoche von Anna Amalia, Karl August, Wieland, Herder, Schiller, Goethe unmittelbar nachgefolgt sind. War auch mit des letzteren sterblichen Überresten jene Glanzperiode zu Grabe getragen

worden, der Geist jener Tage waltete noch fort; noch blühten die literarischen Zusammenkünfte, noch wirkten die Unterhaltungen über Wissenschaft und Kunst fesselnd und belebend und die belehrenden Vorlesungen im Familienkreise des Großherzogs verschafften jeden Winter der gebildeten Gesellschaft genußreiche Abende. Auch blieb keine Gelegenheit unbenützt, die Liebe des Fürstenhauses für Wissenschaft, Literatur und Kunst zu betätigen. Das alles hatte man vor allem der Großherzogin Maria Paulowna zu verdanken. Wie vielseitig anregend ihr Wirken war, wie sie Rat und Tat zu verbinden wußte, Zutrauen und Offenheit zu erwecken verstand, ohne jemals ihrer hehren Würde das geringste zu vergeben, ist einer schlichten Skizze des in diesen Blättern mehrfach schon genannten Freiherrn v. Biedenfeld zu entnehmen, eines Schriftstellers, der mit Scharfblick und gesundem Urteil strenge Rechtlichkeit und Wahrheitsliebe verband.

Elf Jahre hatte Biedenfeld, welchen mit Schillers ältestem Sohne Karl innige Freundschaft bis zu dessen 1857 erfolgtem Tode verband, in Weimar verlebt, fern vom Hofe, in Arbeiten und Studien vertieft, auf der Jagd, in den Gärten Weimars, Jenas, Erfurts, Gothas stets wieder Erfrischung und Ermutigung findend, als er zum Vorstand der Weimarer Gartenbaugesellschaft gewählt wurde. Als solcher durfte er sich der Pflicht nicht entziehen, bei der Schutzfrau der Gesellschaft, der Großherzogin sich zu melden, um ihre Wünsche und Befehle zu erbitten. Die hohe Frau war u. a. auch von dem Verlangen beseelt, daß nichts verabsäumt werden sollte, um der Bevölkerung das kostbarste Gut, die Gesundheit, zu erhalten. Die Anpflanzung von großen staubfreien Gärten und Wiesenplätzen als ebensovielen wohltätig wirkenden Luftreservoirs war einer jener Pläne, welche sie unablässig beschäftigten. Sie war zu den größten Opfern bereit, zu dieser Wohlfahrtseinrichtung für die Salubrität der Bevölkerung das ihre beizutragen, meinte aber, daß auch die Regierung allen Grund habe, dieses Unternehmen ausgiebig zu fördern.

* * *

In nichts weniger als gehobener Stimmung wanderte damals Herr v. Biedenfeld die herrliche Kastanienallee entlang, die von der alten Ilmstadt mit seiner nicht großartigen, immerhin aber heiteren Umgebung nach dem großherzoglichen Lustschlosse Belvedere führt. Er erinnerte sich, daß ihm die ehrwürdige Charlotte von Ahlefeld, welche am Weimarer Hofe sozusagen die Rolle der Vorsehung spielte, wiederholt schon zu verstehen gegeben hatte, daß man in höchsten Kreisen über sein Zögern, sich vorstellen zu lassen, einigermaßen befremdet sei. Kein Wunder, daß der Audienzwerber in seinem Gewissen einigermaßen beunruhigt war. Fassung und Zuversicht fand er erst wieder, als die Flügeltüre in das Audienzzimmer sich öffnete und unter Vortritt der Obersthofmeisterin Gräfin Fritsch und des Kammervorstehers Herrn von Bjelke die Großherzogin erschien, ein Bändchen „Buch der Rosen“ für Gartenliebhaber betitelt, dessen Verfasser der Freiherr war, in der Hand. Oft hatte er die hohe Frau gesehen, im Theater, im Park, im Belvedere, aber jetzt erschien sie ihm, Auge in Auge, in voller Fürstenwürde und Frauenanmut. Nachdem den üblichen Formeln des Empfanges Genüge geschehen, die Begleitung sich zurückgezogen, begann die Fürstin:

— Wie lange wohnen Sie nun hier?

= Bald elf Jahre, Hoheit.

— Da müssen Sie bekennen, daß es sehr lange währte, bevor man Sie zu Gesicht bekam. Darf ich fragen, weshalb sie uns das Vergnügen, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, so lange entzogen haben?

Die Antwort auf diese Frage voll gnädigen Vorwurfes war keine leichte. Aber der Befragte hatte nicht den Mut, ihr mit einer nichtssagenden Redensart auszuweichen und sagte beherzt:

= Die Hofetikette hielt mich ab, um Gewährung eines sehnlichen Wunsches zu bitten.

— Die Hofetikette? Ja, sind Sie denn ein so abgesagter Feind der Formen? Haben denn die Formen etwas gar so Drückendes an sich, kann die gute Gesellschaft ohne Formen bestehen?

= Hoheit, ich bin verheiratet.

— Ich weiß das, und hörte oft schon zu meiner Freude, daß Sie glücklich verheiratet sind. Was hat aber die Hofetikette mit Ihrem Eheglück zu schaffen?

= Meine Frau ist nicht von adeliger Herkunft; die Hofetikette verwehrt ihr also den Zutritt und mir mein Zartgefühl die Teilnahme an jeder Gesellschaft, zu welcher meiner Frau die Türen verschlossen sind.

Huldvoll lächelnd meinte die Großherzogin, das sei eine Empfindung, welche, wenn auch nicht gerade den Verstand überzeugen, so doch dem Herzen wohltun müsse.

Hiemit war die Einleitung zur Besprechung: Förderung und Veredlung des Gartenwesens angebahnt, die dann später noch viele praktischen Zwecken geltenden Verhandlungen nach sich zog, namentlich auch den Anschluß des Gartenbauvereines an die vom Staate unterstützte landwirtschaftliche Gesellschaft und dann die Einigung aller für Salubrität und Volkshygiene wirkenden Vereine der Thüringischen Lande zu einem großen Ganzen. Das Ministerium Watzdorf hat dann diesem Bemühen Energie und Schwung verliehen, besonders dadurch, daß diesen Unternehmungen Verständnis und Wertschätzung in den Augen des Volkes verschafft wurden, ohne welche eine umfassende, durchgreifende Wirksamkeit nirgends möglich ist.

Den Gleichmut ihrer edlen Seele bewahrte die Fürstin auch inmitten der stürmischen Bewegung des Jahres 1848, als die irregeleitete Masse die Entlassung des Staatsministers Schweizer erzwang. Als man der Großherzogin zu verstehen gab, im Vereine der Tagarbeiter Weimars, dessen Bestrebungen zur Herstellung gesunder, billiger Arbeiterwohnungen ihre Aufmerksamkeit und Teilnahme besonders erweckt hatten, hätten einige Schreier sich unmutig darüber geäußert, daß die Fürstin den entlassenen Minister Schweizer noch zuweilen huldreich empfange, und dahinter Reaktionsgelüste gewittert, entgegnete sie wehmütig lächelnd: „Je nun, darauf mußte ich gefaßt sein; aber deshalb werde ich meinem Herzen keinen Zwang antun. Mein Gemahl und seine Minister regieren, ich habe mich stets nur redlich bemüht, dem schönen Namen und Beruf einer Landesmutter nach Kräften zu entsprechen und in dieser Sphäre zu wirken. Dabei stand mir Minister Schweizer stets als verläßlicher, besonnener Ratgeber zur Seite. Mag er immerhin als Staatsmann geirrt haben, in meinem Wirkungskreise erwies er sich stets treu und ergeben. Dafür bin ich ihm Dank schuldig. Dieses Gefühl dem Gefallenen jetzt zu verheimlichen oder vorzuenthalten wäre feig und unedel". Man fordere jetzt überall, setzte die hohe Frau in bemerkbarer Erregung bei, der Freiheiten so viele und vielseitige und da dürfe wohl auch eine Frau die Freiheit in Anspruch nehmen, ein Gefühl des Wohlwollens und der dankbaren Anerkennung zu offenbaren, Einflüsterungen der Bosheit oder Beschränktheit zu verachten. Betreffen auch diese und ähnliche von Biedenfeld nach jeder Audienz bei der Großherzogin gemachten Aufzeichnungen Gegenstände, die manchem nicht bedeutend genug erscheinen mögen, so werfen sie doch ein Streiflicht auf den Geist und den Seelenadel dieser hochbegabten Frau, wie auf Schillers prophetische Gabe, als er in der „Huldigung der Künste" den Genius in die Zukunft schauend von Maria Paulowna sagen ließ:

Ein schönes Herz hat bald sich heimgefunden,
Es schafft sich selbst stillwirkend seine Welt.
Und wie der Baum sich in die Erde schlingt

Mit seiner Wurzeln Kraft und fest sich bettet,
So rankt das Edle sich, das Treffliche
Mit seinen Taten an das Leben an.
Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande:
Wo man beglückt, ist man im Vaterlande.

Innsbruck. Dr. F. Lentner.

Literarische Miszellen.

Präparation zu Horaz' Oden. Buch I—IV in Auswahl, nebst dem Jahrhundertlied. Von Dr. A. Chambalu, Oberlehrer am Königl. Gymnasium an Aposteln zu Köln. [Krafft und Rankes Präparationen für die Schullektüre, Heft 88.] Hannover, O. Goedel 1902. 8°, 123 SS. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Schon äußerlich unterscheidet sich vorliegende 'Präparation' von den sonstigen Krafft-Rankeschen Heften: es ist ein förmliches Buch. Auch die innere Einrichtung bietet gegenüber der übrigen Sammlung manches Bemerkenswerte. Vorausgehen auf dem knappen Raume von vier Seiten 'Vorbemerkungen: Zur Sprache der Oden'. Kurz, aber ausreichend und vor allem unter Aufstellung der richtigen Gesichtspunkte behandelt Ch.: I. die lyrische Kürze, u. zw. 1. die Verkürzung der Gedankenreihen, 2. das Überwiegen der Nomina, 3. die vereinfachte Syntax, 4. die Verkürzung der grammatischen und lexikalischen Form. Es folgen unter II. Bemerkungen über Wortschatz, Anschaulichkeit und Schönheit. — Die Präparation zu jeder Ode trägt deren Inhalt in Form einer bezeichnenden Überschrift an der Spitze, desgleichen die Angabe der Abfassungszeit. Der Charakter des Vokabulars ist festgehalten, doch findet sich daneben, allerdings in weitgehender Kürze an sachlichen und sprachlichen Bemerkungen so ziemlich alles, was der präparierende Schüler bedarf. Das 'Jahrhundertlied' enthält eine verhältnismäßig eingehende Einleitung, in der auch die Ausgrabung der Festakten bei der Tiberregulierung 1890/91 erwähnt wird. — Den Schluß des Buches bildet eine Übersicht der Dichtungsarten des Horaz mit Angabe ihrer Abfassungszeit und eine Zeittafel, welche die Lebenszeit des Dichters 65—8 v. Chr. umfaßt. Über die vorgenommene Auswahl bemerkt der Verf.: 'Die Gefühlslyrik mußte zu Gunsten der mehr geschichtlichen Gedichte zurücktreten. Dies bot auch den Vorteil, daß gewisse Derbheiten von selbst wegfielen'.

Wien. J. Golling.

E. Stemplinger, Horaz in der Lederhos'n. München, Lindauer. 54 SS. 8°. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Freunden derben Humors werden diese 25 Travestien eine Stunde voll Spaß machen. Sie sind aber sehr ungleich. Einiges, wie I 29, III 9, ist herrlich nachempfunden und hinterläßt tatsächlich jenen tiefen Eindruck, den der Verf. nach dem Vorwort wünscht. Allein die große Mehrzahl der Gedichte zerrt banale Dinge herein, die die Stimmung ruinieren. Das ist für die Sache schädigend, die der Verf. ebenso lebhaft vertritt wie ich. Der volkstümliche Nachdichter kann und s[illegible] bleiben. Möge uns St., der sein Oberbayrisch kennt (S. 40, Z. [illegible]t' wohl nur Druckfehler für kunnt'), noch recht viele Hor[illegible]ingen,

'wiar eahm da Schnabl g'wam is', aber ernst, bitten wir, ohne die Grundstimmung des Originals zu stören und etwas enger an der Vorlage.

Daß das geht und zwar mit Beibehaltung alles, selbst des kleinsten Details, dafür erlaube man mir ein Muster vorzulegen (Oberösterreichisch):

Da Seppei schickt sei' Schnadahüpfln mit oan kloan Briaferl an oan bekannt'n Graf'n.

Mei Schutz und Schirm [1]) aus ald'n G'blüat,
Mei guada, liaba Graf,
Hast allweil scho' a freindli G'müat,
Geh, los a wengerl af.

Enk noblig'n Herrn tragt's Ehr' und G'spaß,
Wenn oans bein Renna g'wingt,
Mit'n Roß voll Staub und waschlnaß
Resch üba d' Grabna springt.

A andra spitzt scho' mentisch dra'f,
In 'n Reichsrat mecht' a gern
's mag oans in spedan Leb'nsla'f
Dann leicht Minista wer'n.

A Großbau'r vo' da Welsa Hoad
Stopft schier sein Stadl in Ruah
Und baut oan jadn Langst sei Troad,
Den bracht' ka Mensch dazua —

Und wenn eahm oans 's Tiroland
Wia d' Maultasch schenka tat —
Daß ar a Schiffmann wurd'. Dö Schand!
Fürcht'st d' eppa 's Dona'bad?

Do schiaßt a Trauna z' G'mund'n gach
Duri d' Schloiß'n abi — mein!
Da gibt's deant do neamd, was nöt sprach:
„Wollt' in mein Derferl sein".

Da bald a hoamkimmt, flickt a si
Sei Plett'n wida z'recht;
Mi zimmt, a fürcht sist nixi nie
Wia d' Armut; s' is a schlecht.

A Zipfa Biar g'freit d' mehran grad
Und enta oan Feicht'nbam,
Wo 's Wasserl wischpelt, still und stad
Ausranzen, wia im Tram.

Au häufti Freid' macht's Militär
Mit Trommel und Trompet' —
Und deant: Wia druckt der Kriag so sehr!
Bet, du arm's Müaderl, bet.

Hat eahm da Waldl an Bock wo g'spüart
Und a auskemm'ne Sau,
Da wacht da Jaga in Wald und friart,
D'hoam liagt alloani d' Frau.

Mi g'freit 's Sinniern halt ganz alloan
In Himmei höbt's mi schier,

---

[1]) Hochdeutsche Phrase, aus dem Gebet *sub tum praesidium confugimus* allgemein bekannt. Vgl. die Alliteration in *dulce decus*.

Bald i in Wald, wo d' Schretln schroan,
'n Waldfrauerln nachspazier'.

Wos harben mi dann d' andern Leit?
Is' nur mei' Zidan da,
Mei Fotz'nhob'l nöt zak'heit,
Hilf, Sankt Zezilia!

Und moanst du, eppa oan Wert hätt' do
Mei' g'hoame Dichtarei —
I' fahret alser a Lebeta scho'
Vor Freid' ins Himmelrei'.

Wien. J. M. Stowasser.

Die für die Schule wichtigen französischen Synonyma. Von Karl Schiewelbein, Professor an der königl. Oberrealschule auf der Burg zu Königsberg i. Pr. 2. Aufl. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing 1904. 49 SS. Preis kart. 60 Pf.

Dies ist die 2. Auflage eines Werkchens, das ursprünglich als Beilage zu dem Ostern 1890 veröffentlichten Programm des königl. Realgymnasiums auf der Burg zu Königsberg erschien und aus der Lehrpraxis hervorging. Es behandelt, vom Deutschen ausgehend, 109 Synonyma, die für die Schule genügen dürften. Die Beispiele sind meist gut gewählt, die etymologischen Angaben für Realschüler überflüssig. Das Register ist wieder französisch. Das praktische, handliche und billige Büchlein wäre auch österreichischen Schülern zu empfehlen.

Wien. Dr. A. Würzner.

Übungsbuch der deutschen Sprache für die IV. Klasse der Mittelschulen (polnisch). Verfaßt von L. German und K. Petelenz. IV und 144 SS. gr.-8°. Hiezu ein Wörterbuch. 137 SS. Lemberg 1904, Verlag von K. S. Jakuborski.

Nunmehr liegt das Übungsbuch in 3. Auflage vor. Der Unterschied gegen die erste und zweite Auflage ist kein erheblicher: einige wenige Lesestücke wurden ausgeschieden, einige andere neu aufgenommen, die Anlage blieb unverändert. Die Mängel der früheren Auflagen wurden nicht beseitigt. Den größeren Teil nehmen Prosastücke ein, die mit ihren Härten in Sprache und Satzbau dem Bedürfnis und der Fassungskraft der Schüler, für die das Buch bestimmt ist, widerstreiten und das Interesse derselben nicht fesseln. An das Übungsbuch muß doch die Forderung gestellt werden, daß es wirklich nur Mustergiltiges aufnehme. Die Lesestücke sind meist nach inhaltlich zusammengehörigen Gruppen geordnet. Maßgebend war also nicht der formale, sondern der stoffliche Gesichtspunkt. Ohne hier näher auf die Frage der Zweckmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit einer solchen Anordnung eingehen zu wollen, muß Ref. doch erwähnen, daß die Lesestücke in einem Schulbuch für Untergymnasiasten derart gestellt werden sollen, daß man von leichterem zu schwierigerem fortschreite, sonst muß die Tätigkeit des Lehrers zu einer Sisyphusarbeit werden.

Jasło. [illegible] Erben.

Dr. Fr. Heiderich, Länderkunde von Europa. 2. verb. Aufl. Sammlung Göschen 1904.

Die Gliederung des Stoffes ist die gleiche wie in der ersten Auflage. Ergänzungen und Verbesserungen treten in großer Zahl entgegen. Weggelassen wurden einige Diagramme. Dagegen finden sich unter den statistischen Tabellen nunmehr auch eine Zusammenstellung der europäischen Großstädte mit über 100.000 Einwohnern, ein Verzeichnis der Eisenbahnlängen im Jahre 1902, sowie zwei volkswirtschaftliche Übersichten. Das schon in seiner ersten Ausgabe empfehlenswerte Büchlein vermittelt auch in seiner neuen Gestalt einen auf wissenschaftlicher Grundlage fußenden und trotzdem leicht verständlichen Einblick in die geographischen Verhältnisse unseres Erdteiles.

G. Freytags Welt-Atlas. 55 Haupt- und 23 Nebenkarten nebst einem alphabetischen Verzeichnis von mehr als 15.000 geographischen Namen und statistischen Notizen über alle Staaten der Erde. 2. vermehrte Aufl. Wien und Leipzig, G. Freytag & Berndt 1904.

Der Atlas ermöglicht eine rasche topische Orientierung. Auch in technischer Beziehung wird er nicht zu hoch gestellten Anforderungen gerecht. Aufgefallen ist dem Ref. das besondere Namensverzeichnis zur Karte von Marokko, das doch dem allgemeinen hätte einverleibt werden sollen, sodann die keineswegs das Zurechtfinden erleichternde Bemerkung auf jeder Seite des „Geographischen Namensverzeichnisses", daß „bei der Aufsuchung von Namen die Kartennummern von 46 angefangen um Eins zu erhöhen sind". Macht sich hier ein fühlbarer Mangel geltend, so läßt der Inhalt hie und da die gewünschte Sorgfalt vermissen. So fehlt beispielsweise auf Karte 49 die Bezeichnung der Gradfelder durch Buchstaben und Ziffern, so heißt es auf K. 45 und 46 Tamagrut, im „Geogr. Namensverzeichnisse" Tamagruf, im speziellen Verzeichnisse zur Karte von Marokko Tamaruft, so auf K. 36 Tekutschiu, im Namensverzeichnisse Tekutschin, auf K. 28 Albula, im N.-V. Albuler Alpen, auf K. 34 statt Galdhöpig Goldhöpiggen, im N.-V. Goldhöppiggen. Daß die Karten nicht durchwegs den Standpunkt des auf dem Titelblatte angegebenen Jahres vertreten, erhellt z. B. aus dem Bahnnetz von Ostsibirien und der Mandschurei auf den Karten 37 und 40. Auch der Flächeninhalt des Fürstentums Monaco (22 statt 1·5 km^2) beweist nebst einigen anderen statistischen Angaben, daß einer 3. Auflage des Atlasses noch Verbesserungen vorbehalten bleiben.

Wien. J. Müllner.

Dr. Fr. Umlauft, Namenbuch der Straßen und Plätze Wiens. Wien, A. Hartleben 1905.

Das im Auftrage der Gemeinde Wien verfaßte Büchlein wird einem tatsächlichen Bedürfnisse gerecht. Wie wenig Leute wissen eine Erklärung für die oft abenteuerlich klingenden, mit Geschichte oder Sage verbundenen Straßen- und Platznamen der Kaiserstadt an der Donau? Es ist eine Art Anschauungsunterricht in historisch-topographischer Hinsicht, den der Verf. mit seiner bequem lexikalisch geordneten Aufzählung der einzelnen Objekte bietet; in bunter Reihe folgen da urälteste Namen, welche geblieben sind, trotzdem das Äußere der Straße oder des Platzes sich im Laufe der Zeit völlig verändert hat, und solche, die mit der

allerneuesten kraftvollen Erweiterung des Körpers der Stadt in Beziehung stehen. Wer Umlaufts Buch recht oft aufschlägt, um sich in zweifelhaften Fällen zu orientieren, eignet sich eine vielseitige Kenntnis der Lokalgeschichte an. Der Verf. hat sich denn auch redlich Mühe gegeben, der Sache allenthalben auf den Grund zu kommen.

Wien. Dr. Karl Fuchs.

Scherz und Ernst in der Mathematik. Geflügelte und ungeflügelte Worte. Gesammelt und herausgegeben von Dr. W. Ahrens in Magdeburg. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner 1904.

Beim Lesen dieses Buches wird man des sprichwörtlichen Ausdruckes „Bienenfleiß" ganz und gar inne. Denn gleichwie die Biene von Blüte zu Blüte fliegt, das Süßeste und Duftigste aus ihrem Kelche saugend um es dann in ihrem Heim zu einem edlen Erzeugnisse zu verarbeiten, so mußte wohl der Verf. von einem Buche zum anderen, von einem Werke zum anderen der hervorragendsten mathematischen Forscher alter und neuer Zeiten wandern, aus jedem das Schönste und Beste herausgreifend und zu einem einzigen Werke von solcher Art vereinigend, desgleichen bis jetzt kein anderes besteht. Nicht vermöchte treffender eine ausführliche Lebensbeschreibung dieser großen Denker eine Vorstellung von ihrem Wesen und ihrer Bedeutung zu geben als die hier mitgeteilten Aussprüche, die ein jeder von ihnen in Vorlesungen und Vorträgen, in Gesprächen mit Freunden und Schülern und Briefen an Fachgenossen getan. Welch eine Fülle geistiger Anregung und Erquickung quillt wie ein unerschöpflicher Born aus dieser Sammlung von Aussprüchen jener Männer hervor, deren stille, nur wenigen bekannte Arbeit all die großen naturwissenschaftlichen Entdeckungen vorbereiten half, die heute alle Welt staunend bewundert. So möge denn dieses unvergleichlich schöne, mehr als 500 Großseiten umfassende Buch wohlverdientes Ansehen in den Kreisen, für die es bestimmt ist, erlangen.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Der Deutsche Universitätskalender, begründet von Prof. Dr. Ascherson, nach des Verfassers Tod mit amtlicher Unterstützung herausgegeben von Dr. Th. Scheffer und Dr. G. Zieler. 67. Ausgabe. I. Band: Die reichsdeutschen Universitäten, Mk. 1·50; II. Band: Die ausländischen Universitäten, Mk. 1·20. Beide Teile in einem Band geb. 3 Mk. Verlag von K. G. Th. Scheffer in Leipzig.

Die neue Ausgabe des Deutschen Universitätskalenders weist wieder eine Reihe von Verbesserungen auf. Die wichtigsten sind kurz folgende: In dem vorliegenden Bande sind zum ersten Male die Geburtsdaten bei fast sämtlichen Dozenten hinzugefügt worden. Die noch vorhandenen Lücken, die meist auf das verspätete Eintreffen der Antworten zurückzuführen sind, werden im nächsten Bande ohne Zweifel verschwinden. Ferner ist nun bei allen emeritierten, bezw. beurlaubten Dozenten das von ihnen vertretene Lehrfach angegeben und ist bei der [illegible] Fakultät bezeichnet, der sie angehören.

Erheblichere Bereicherungen hat die Statistik e[illegible] vorigen Bande angekündigte Personalchronik der Univers[illegible] bereits in diesem Bande. Man findet in dieser Zusammen[illegible]

der angehängten Liste der neuen Habilitationen und der Todesfälle sämtliche Veränderungen, die seit Erscheinen des vorhergehenden Bandes im Personalstande der deutschen Universitäten eingetreten sind. Diese nützliche Chronik soll förder regelmäßig gegeben werden. Die statistischen Verzeichnisse über Lehrer und Studierende ist ebenfalls bereichert worden. Die Zahl der Lehrer wird diesmal bei allen Universitäten für jede Fakultät gesondert angegeben; neu ist auch die Tabelle der immatrikulierten Studierenden nach ihrer Staatsangehörigkeit. Endlich wird zum erstenmal eine die akademische Presse Deutschlands betreffende Übersicht veröffentlicht.

Druckversehen, wie S. 231 Weymann (st. Weyman) oder S. 255 Askanaszy (dagegen S. 138 und 230 Askanazy), sind sehr selten.

Die dankenswerten Neuerungen werden gewiß die Zahl der Freunde des bekannten und beliebten Universitätskalenders noch erhöhen.

Wien. E. H.

Programmenschau.

33. W. A. Hammer, Der französische Konjunktiv vom psychologischen Standpunkte. Progr. der Landes-Oberrealschule zu Römerstadt 1903. 23 SS. gr.-8°.

Ausgehend von der Tatsache, daß der Gebrauch der jetzigen Schriftsteller hinsichtlich der Verwendung des Konjunktivs nicht immer im Einklang mit den herkömmlichen Regeln der Grammatik steht, versucht der Verf. im Anschluß an die Bemühungen wissenschaftlicher Syntaktiker feste Gesichtspunkte für die Setzung des Konjunktivs zu gewinnen und seinen eigenen Standpunkt in dieser Frage zu entwickeln. Im Gegensatz zum gewöhnlichen Vorgange der Grammatiker, wonach der Konjunktiv des Nebensatzes durch bestimmte Ausdrücke des Hauptsatzes hervorgerufen wird, will der Verf. in Sätzen wie *il paraît qu'il a trouvé son argent* und *il est possible qu'il ait trouvé s. a.* das im Hauptsatz enthaltene Urteil als ein Ergebnis des im Nebensatz Gesagten betrachten. Vom psychologischen Standpunkt sei die Meinung des Redenden allein maßgebend, die aber nicht immer im übergeordneten Hauptsatze, sondern nur im Modus des Nebensatzes ihren Ausdruck finde. Er betrachtet hierauf die verschiedenen Arten des Konjunktivs der herkömmlichen Grammatik und reduziert sie nach seinem Schema auf drei Hauptvorstellungen, nämlich die der Annahme, der Erwartung und des Zweifels (für konjunktivische Hauptsätze fällt letztere Vorstellung weg). — Es ist nicht zu leugnen, daß der Verf. seinen Stoff samt der einschlägigen wissenschaftlichen Literatur vollkommen beherrscht. Doch würden seine Ausführungen durch eine schärfere Gliederung an Klarheit und Übersichtlichkeit gewonnen haben.

34. Dr. J. B. Schlachter, Neufranzösisches. Progr. der k. k. III. Deutschen Staatsrealschule in Prag-Neustadt 1903. 33 SS. gr.-8°.

In recht verständiger Weise wird der Zuwachs, den der französische Wortschatz in unserer Zeit erhalten hat und der noch nicht in den großen Wörterbüchern, vor allem denjenigen Sachs-Villattes, verzeichnet ist, unter folgenden Gesichtspunkten besprochen und zusammengestellt: 1. Neubildungen, mit Hilfe verschiedener Suffixe, Präfixe und durch Wortverkürzung entstanden; 2. Substantivierung von Redeteilen

und Wortverbindungen; 3. Wiederbelebung veralteter Ausdrücke; 4. Entlehnungen aus der Vulgärsprache. Der Verf. gibt hier die Früchte einer ausgebreiteten Lektüre der Zeitungen und Tagesschriftsteller. Seine Zusammenstellung ist eine höchst anerkennenswerte Ergänzung zu den vorhandenen Wörterbüchern, auch dem Supplementbande zu Sachs-Villatte und zu Lotsch' „Wörterbuch zu den modernen französischen Schriftstellern". Die Arbeit soll noch eine Fortsetzung erhalten, in welcher syntaktische und stilistische Neuerungen des Französischen zur Behandlung kommen.

35. Dr. J. Österreicher, Die Gespräche des Petrus Alfonsi und ihre haggadischen Bestandteile. Progr. der deutschen Landes-Oberrealschule in Göding 1908. 40 SS. gr.-8°.

Den Hauptzweck dieser klar und vorurteilslos geschriebenen Abhandlung bildet der Nachweis der thalmudischen oder midraschischen Quelle der von Petrus Alfonsi in seinen „Dialogen" benützten Haggadoth. Vorher wird alles über das Leben dieses der Wende des 11. und 12. Jahrhunderts angehörenden, in Spanien lebenden Konvertiten Auffindbare zusammengestellt, wie auch die Entstehungsgeschichte dieser apologetischen, den Grund des Übertrittes ihres Verfassers zum Katholizismus aufzeigenden Schrift gegeben.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

---

36. Dr. K. Osvald, Zur Phonetik des Dialektes von Polstrau. Progr. des k. k. Staatsgymn. zu Görz 1904. 16 SS.

Eine solid ausgearbeitete, allerdings etwas zu knapp gehaltene Übersicht des Lautbestandes dieses slovenischen Dialektes in Südsteiermark auf Grund eines Vergleiches mit dem Altslovenischen. Der Verf. scheint ein feines Gehör zu haben, was bei den slovenischen Dialekten wegen ihrer feinen Vokal-Nuancen unumgänglich notwendig ist; unangenehm berührt es aber, daß der Verf. auf S. 10 in einem bestimmten Falle nicht zu entscheiden weiß, ob man ein ǫ oder ein ą höre, weil die beiden Laute „so ziemlich gleich artikuliert werden"; also war eines der beiden Zeichen vielleicht doch überflüssig! Ebensowenig kann ich mich mit der Bestimmung der Betonung einverstanden erklären: „. . . man hört nur die beiden Hauptarten der exspiratorischen Betonungsweise, den starken und den schwachen Accent (S. 2)"; wenn O. damit Sievers' stark und schwach geschnittenen Accent meint, so dürfte er in Bezug auf den Dialekt von Polstrau kaum das Richtige getroffen haben, denn sein 'starker' Accent ist der gewöhnliche lange Accent des Slovenischen, während sein 'schwacher' Accent der kurze, bezw. mittellange Accent ist; stark und schwach geschnittene Accente sind aber etwas ganz anderes! In Bezug auf die Einteilung des Stoffes hätte ich zu bemerken, daß auch die einheitlichen Reflexe für altslov. *o* und *ą* hätten zusammengenommen werden können, da dies aus demselben Grunde bei den ebenfalls einheitlichen Reflexen für altslov. *i* und *y* getan wurde. Wo es not[illegible] ist, gibt O. für die einzelnen Erscheinungen auch zumeist ganz [illegible] Erklärungen; manches dürfte aber weniger richtig sein: so glau[illegible] daß die Form *cirkva* 'Kirche' kroatischen Ursprungs und vo[illegible] standen sei; hier ist vielmehr die ursprüngliche Lautfolg[illegible] *kirihha* beibehalten. Wenn aber (S. 11) Formen wie *mirio*[illegible] nicht aufgehobenem Hiatus (was mir jedenfalls sehr zweifelha[illegible]

möglich sind, warum soll in *živjo*, *nòsjo* usw. der Hiat durch ein *j* aufgehoben worden sein? Können die Formen nicht direkt aus *živio*, *nosio* entstanden sein? Trotz dieser kleineren Mängel ist eine Fortsetzung der Darstellung dieses Dialektes sehr erwünscht.

37. Aug. Žigon, Zapuščinski akt Prešernov. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Krainburg 1904. 53 SS.

Der „Verlassenschafts-Akt Prešerens", welcher hier zum erstenmal abgedruckt wird, ist ein interessanter Beitrag zur Biographie dieses genialen slovenischen Dichters; besonders hervorzuheben ist das von dem Dichter auf dem Sterbebette mündlich formulierte Testament (S. 18), sowie das Verzeichnis seiner bescheidenen Bibliothek (S. 29—35); willkommen ist uns aber noch manch anderes Detail, so die Daten über den anfangs sehr geringen Absatz der *Poezije* des Dichters (S. 9) und über den Tag, an welchem der Dichter die Redaktion der Ausgabe beendete (S. 8).

Wien. M. Rešetar.

---

38. Dr. Raimund Müller, Antonius Philosophus — ein Protektor der Christen? Eine Einführung in die Selbstgespräche Mark Aurels. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Teschen 1904. 14 SS.

Die Schwierigkeiten der Beschaffung der für einen Historiker nötigen Literatur, will er auch nur eine Abhandlung im Umfange eines Druckbogens schreiben, sind gleich auf der ersten Seite vorliegender Publikation zu erkennen. Der Verf. klagt, daß er die einschlägigen Werke von Watson, Renan und Desverges aus der Wiener Universitäts-Bibliothk nicht bekommen konnte. Der Inhalt der Monographie beschränkt sich auf eine kurze Angabe der wichtigsten Anklänge der stoischen Philosophie des Kaisers an christliche Lehren (S. 6—9) und den Nachweis, daß sie nicht dem Evangelium entnommen wurden, da dieser als echter Römer die Christen und deren Lehre hassen mußte und sie daher auch verfolgte (S. 9—14). Neue Resultate werden uns in der sonst schätzenswerten Abhandlung nicht übermittelt. Die Stellung des Kaisers zum Christentum wurde bereits vor fünfzehn Jahren von Neumann in seinem Werke: Der römische Staat und die allgemeine Kirche bis auf Diokletian (Leipzig 1890) eingehend erörtert. Inzwischen ist die von M. nicht allseitig beachtete Literatur reichlich vermehrt worden. Wir nennen: Weiß (Christenverfolgungen, München 1899) und Conrat (Christenverfolgungen im römischen Reich vom Standpunkte des Juristen, Leipzig 1897). Außer den vom Verf. in Anm. 11 (S. 6) angeführten Werken über die Stoa wären noch zu erwähnen gewesen: Barth, Die Stoa, Stuttgart 1903 in Frommans Klassiker der Philosophie, herausgegeben von Falkenberg XVI.; Rausch, Die Stoa, in „Neue Jahrbücher, herausg. von Ilberg (1903)", VI. Jahrg., S. 385 ff.; bekannt wird dem Verf. sein, daß die *Stoicorum veterum fragmenta* von Prof. v. Arnim herausgegeben werden, von denen jüngst (1903) der dritte Band erschien, enthaltend: *Chrysippi fragmenta moralia*. In Anm. 12 (S. 6) hätte verwiesen werden können auf Grupp, Kultur der römischen Kaiserzeit. I. Untergang der heidnischen Kultur (München 1903).

Pilsen. G. Juritsch.

39. Dr. Karl Partisch, Über die Glaubwürdigkeit der Historia Hierosolymitana des Albertus Aquensis. Progr. des Staatsgymn. in Arnau 1903. 58 SS.

Albert bezeichnet sich selbst als „*Aquensis*“. Ob nun Aachen oder Aix in Südfrankreich darunter zu verstehen sei, könnte strittig sein. Nach den Darlegungen des Verf.s, die völlig überzeugen, kann kein Zweifel bestehen, daß Aachen gemeint ist, wo Albert als Domherr in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts lebte; daß er auch aus dieser Stadt stammte, kann nicht erwiesen werden. — Das Werk Alberts umfaßt die Geschichte des ersten Kreuzzuges und die des Königreiches Jerusalem bis 1119. P. nimmt gegen Kugler und andere an, daß der letzte Teil des Werkes „bald nach 1119“ niedergeschrieben worden sei, nicht erst nach 1124; die „historia“ entstand übrigens „abschnittweise“, also nicht in einem Zuge.

Diese in Kap. 4 und 5 der Abhandlung enthaltenen Ausführungen hätte nun der Verf. nach Ansicht des Ref. an die Spitze stellen sollen und nicht die Polemik gegen Sybel, der Ref. nicht beistimmen kann. Heinrich v. Sybel hat nämlich in seiner „Geschichte des ersten Kreuzzuges“ 1841 und neuerdings 1881 eine recht geringe Meinung von Albertus Aquensis als Historiker des I. Kreuzzuges; nur „hie und da“ kämen richtige Angaben vor und nur nach mündlicher Überlieferung, geschöpft aus dem Munde rückkehrender Kreuzfahrer, arbeite Albertus. Er selbst hat den Kreuzzug nicht mitgemacht. Jene mündlichen Berichte sind vielfach phantastisch. — P. schließt nun aus der Stelle „*Comperimus etiam illic non ex auditu solum, sed ex veridica relatione eorum, qui participes fuere*“, daß hier mündliche Nachrichten (*ex auditu*) zu schriftlichen (*ex relatione*) in Gegensatz gebracht seien. Relatio könne hier „wohl nur“ schriftliche Nachrichten bedeuten. Er nimmt überhaupt eine ziemlich rege Korrespondenz zwischen den Kreuzfahrern und der Heimat an und dies sei die zweite Quelle, die relatio des Albertus, eine Annahme, der Ref. nicht beipflichten kann, die wohl für einen modernen Feldzug zutrifft, nicht aber für das 11. und 12. Jahrhundert. Der Autor selbst scheint von seiner Hypothese nicht völlig überzeugt zu sein, was das etwas schüchterne Diktum, relatio könne „wohl nur“ schriftliche Nachrichten bedeuten, beweist. Umso schmerzlicher berührt es den Ref., wenn vier Zeilen später einer Autorität wie Sybel vorgeworfen wird: „Sybel geht also von einer falschen Voraussetzung aus, wenn er die Quellen des Werkes hauptsächlich in der mündlichen Überlieferung sieht“ und später (S. 8) „sein Blick war von allem Anfang an getrübt“, während doch P. selbst S. 9, Anm. 5 Sybel die Anerkennung durch die Worte „Sybels Forschung, die natürlich meinen eigenen Untersuchungen im wesentlichen zugrunde liegt“ nicht versagen kann. Soll Ref. seine Meinung äußern, so möchte er sagen, daß „ex auditu“ hier nichts anderes bedeute als „vom Hörensagen“, also vage Gerüchte und „ex veridica relatione“ seien „glaubwürdige Berichte“, aber darum noch keineswegs schriftliche. Daß Sybel selbst zugibt, Albertus könne schriftlich aufgezeichnete Kreuzzugslieder benützt haben, scheint mir kein Argument gegen Sybel zu sein, da eine schriftliche Aufzeichnung von Liedern, die in ihrer verhältnismäßigen Kürze technisch leichter möglich war und Tausende interessierte, eher geschehen konnte, als Aufschrei[illegible] langer Berichte Einzelner.

Gerade wo er Unglaubliches und Fabuloses bringt, stützt Albertus auf Gewährsmänner, deren Mitteilungen er das Dargestellt[illegible] danke; dort, wo logisch Einleuchtendes gesagt wird, tut er dies [illegible] P. meint, Albertus habe damit die „Verantwortlichkeit auf diese [illegible] wälzen wollen“. Ref. glaubt nur, daß Albertus das Bestreben hatte, glaubwürdiges von vornherein zu stützen, was ihm bei klar klinge-

Nachrichten nicht nötig schien. Damit kann übrigens die von P. angenommene Absicht des Albertus ganz gut Hand in Hand gehen.

Der zweite Teil vorliegender Abhandlung bildet eine kritische Untersuchung über das I. Buch des Albertus Aquensis, namentlich in Bezug auf die anderen Quellen zum I. Kreuzzug. Ref. glaubt, daß dieser Teil für eine kritische Darstellung der Ereignisse im Vortrab des Kreuzheeres von großem Nutzen sein wird. Auch dem was P. (S. 18) über die Beweggründe der Abfassung der „Historia Hierosolymitana" sagt, kann Ref. beistimmen.

Wien. Dr. Jos. Schwerdfeger.



40. Andreas Trum, Gegenseitige Verwandtschaft der Kegelschnittslinien. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Arnau 1904. 21 SS.

Der Verf. wünscht die Polargleichung der Kegelschnitte durch eine Descartessche zu ersetzen, welche alle Formen der Kegelschnitte in sich birgt und dabei dem Obergymnasiasten verständlich bleibt. Er wählt die Gleichung

$$x^2(1-\varepsilon^2)-2px+y^2+p^2=0,$$

in welcher ε die numerische Exzentrizität und p den Abstand eines Brennpunktes von seiner Polare bedeutet. Diese Polare und die Hauptachse des Kegelschnittes bilden das Koordinatensystem. Die Wahl ist glücklich. Die Gleichung wird spezialisiert und transformiert.

Der Übergang auf den Kreis ist jedoch unpassend angedeutet. Man kann vielmehr die Gleichung sehr leicht auf den Brennpunkt parallel transformieren und dann stellt sie für die uneigentliche Gerade als Polare desselben eine ganze konzentrische Kreisschar vor, wie es sein muß. Das Symbol $x^2=0$ bezeichnet nicht die $y=$ Achse, sondern ein in derselben vereinigtes Geradenpaar. Störend wirkt auch die sehr mangelhafte Ausführung der zahlreichen Figuren.

Wien. Suppantschitsch.

Erklärung.

Im Hinblick auf die in meiner Besprechung zweier im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S. erschienenen Bücher von Fr. Blaydes (im Märzhefte dieser Zeitschrift, S. 200) vorkommende Bemerkung „dann öffnet ihnen die Franckesche Stiftung eine Schleuse" berichtige ich, einem Wunsche der genannten Buchhandlung entsprechend, daß die Franckeschen Stiftungen an den Publikationen in keiner Weise beteiligt sind, d. h. nicht die Mittel dazu hergeben; vielmehr erteilt Herr Bl. der Buchdruckerei des Waisenhauses einen Druckauftrag und trägt selbst die gesamten Herstellungskosten. Die fertigen Bücher bekommt dann die Buchhandlung des Waisenhauses zum Vertrieb.

Wien. Siegfried Mekler.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Zur Frage über die historischen Quellen der *Octavia*.

Die römische Tragödie *Octavia*, die einzige *fabula praetexta*, welche auf uns gekommen ist, behandelt die Verstoßung Octavias, der Tochter des Kaisers Claudius, durch ihren Gemahl Nero, ein Ereignis, über das wir hauptsächlich durch Tacitus (Ann. XIV 59—64) unterrichtet sind. In dem Stücke tritt auch der Lehrer Neros, der Philosoph *L. Annaeus Seneca*, auf und diesem Umstande ist vielleicht auch dessen Erhaltung zu danken; es ist uns in der interpolierten Handschriftenfamilie der Senecatragödien überliefert. Doch kann die Prätexta nicht vom Philosophen herrühren, der höchstwahrscheinlich der Autor fast aller dieser Tragödien ist; denn abgesehen davon, daß während der Regierung Neros ein solches Stück kaum geschrieben, jedenfalls aber nicht veröffentlicht worden sein kann, finden sich an zwei Stellen des Stückes (V. 619—631 und V. 733[1]) deutliche Anspielungen auf Neros letzte Stunden und dessen Tod am 9. Juni 68, der Philosoph Seneca aber starb im J. 65. Dazu kommen noch andere Gründe, welche ich in der Abhandlung *De Octavia praetexta* Wien 1891 *(Dissert. philol. Vind.* III 1), S. 5 f. zusammengestellt habe. Als *terminus post quem* für die Vollendung der Prätexta muß also das Jahr 68 angenommen werden.

Über die Abfassungszeit der Tragödie gingen die Meinungen sehr auseinander. Zunächst setzte man sie ins I. oder in die erste Hälfte des II. Jahrhunderts; einige wußten sogar bestimmte Autoren zu nennen, wie in älterer Zeit I. Caesar Scaliger den Tragiker *Scaevus Memor* unter Domitian, G. J. Vossius den Rhetor *P. Annius Florus* unter Hadrian und Fr. Ritter in seiner Ausgabe der

---

[1]) Die Beziehung dieses Verses ist allerdings angezweifelt worden; doch hoffe ich, später zeigen zu können, daß dies mit Unrecht geschehen ist.

Octavia (Bonn 1843) den Tragödien- und Prätextatendichter *Curiatius Maternus;* und zwar meinte Ritter, der aus der Art, wie die historischen Tatsachen in dem Stück erwähnt werden, auf einen zeitgenössischen Verfasser schloß, die Prätexta sei zur Zeit Domitians mit Beziehung auf diesen Herrscher geschrieben worden, ohne zu bedenken, daß damals ein solches Stück ebensowenig veröffentlicht werden konnte wie unter Nero. Dagegen glaubten Fr. Vater (Jahns Archiv Suppl. XIX [1853], S. 565 f.) und W. Braun (Die Tragödie *Octavia* und die Zeit ihrer Entstehung, Kiel 1863) beweisen zu können, daß die historische Quelle der Prätexta die Annalen des Tacitus seien, das Stück somit nach 116/7 geschrieben sein müsse. Während sich Vater darauf beschränkte, das Drama in unbestimmte Zeit nach Trajan zu setzen, behauptete Braun, es sei im Mittelalter, wahrscheinlich im XIV. Jahrh. entstanden, über dessen Mitte die Handschriften nicht hinaufreichen; nach 117 wußte er eben keinen Zeitpunkt im Altertum mehr anzugeben, in dem die Entstehung eines solchen Stückes wahrscheinlich sei. Aber man kannte die *Octavia* schon vor dem XIII. Jahrh.; denn *Vincentius Bellovacensis* zitiert in seinem um 1250 verfaßten *Speculum historiale* l. VIIII, c. 113 die V. 428, 434 und 435 der *Octavia* (vgl. Fr. Leo, *Commentat. in honor. Bücheleri, Useneri ed.* 1873, S. 29 f.) und die Rezension der Handschriften, welche die Prätexta enthalten, geht bis in das IV. Jahrh. zurück. Doch Rud. Peiper und Franz Richter nahmen (in der Teubner-Ausgabe der Senecatragödien, 1. Aufl. [1867], p. XIII) als erwiesen an, daß Tacitus die Quelle des Dichters sei, und setzten die Abfassung des Dramas ins IV. Jahrh., in dem eben jene Handschriftenrezension entstanden sein sollte; desgleichen Th. Birt (Rhein. Mus. XXXIV [1879], S. 559). Ohne auf jenes Argument Vaters und Brauns Rücksicht zu nehmen, erklärten Luc. Müller (*De re metr. Rom.*[1] p. 53) und Fr. Bücheler (Rhein. Mus. XXVII [1872], S. 474) unter Zustimmung von Leo (Ausgabe der Senecatragöd. [1878] I, S. 1) und E. Bährens (*Miscell. crit.* [1878], p. 114) kurzweg, die *Octavia* sei bald nach Nero in der Zeit der Flavier entstanden; ins Jahr 69 oder 70 setzte sie Karl Meiser (Über histor. Dramen der Römer, Festrede, gehalten zu München am 15. Nov. 1887) und gab der Hoffnung Ausdruck (S. 15), daß es noch gelingen werde zu beweisen, daß die *Octavia* vor den Annalen des Tacitus entstanden sei. Diesen Nachweis nun glaubte ich in der oben erwähnten Arbeit erbracht zu haben. Ich war zu folgenden Resultaten gekommen: Ein Vergleich des Stückes mit den historischen Nachrichten ergibt, daß weder Tacitus noch sonst ein erhaltener Bericht dem Drama zugrunde liegt; nichts zwingt uns, die Benützung einer bestimmten historischen Quelle anzunehmen. Die Art, wie das Tatsächliche erwähnt wird, verrät einen Dichter der Neronischen Zeit; er zeigt sich bis ins Detail unterrichtet und gibt ein paar Einzelheiten (V. 196 und 945), die wir sonst nirgendsher wissen. Weiter be-

weist die Zusammenstellung der Anklänge an die Senecatragödien, daß von einer Nachahmung in dem Sinne, daß der Dichter sich an bestimmte Stellen der anderen Tragödien wörtlich angeschlossen hätte, fast nirgends[1]) die Rede sein kann. Zwischen der *Octavia* und den Senecatragödien besteht dasselbe Verhältnis wie zwischen diesen untereinander, es ist derselbe Wortschatz, es begegnen dieselben Wortverbindungen, der Stil ist der gleiche. Auch dies weist auf einen Autor der Neronischen Zeit; denn wer sollte sich später so in den Stil der Senecatragödien eingelebt haben, daß er an keiner Stelle seine Zeit verriet? Für die Zeit bald nach Nero spricht auch die Benutzung der Prosaschriften des Philosophen Seneca in den Szenen, in welchen er auftritt. Die *Octavia* ist endlich auch ein durchaus rhetorisches Werk wie die anderen Tragödien und zeigt im allgemeinen dieselbe Ökonomie, Prosodie und Metrik wie diese. Sprachliche und metrische Eigentümlichkeiten lassen nicht auf eine andere Zeit, höchstens auf einen anderen Autor schließen. Die *Octavia* ist also, worauf schon die Wahl dieses Sujets hinweist, kurz nach Neros Tod, wenn auch nicht gerade im J. 69 oder 70, von einem durch und durch rhetorisch gebildeten Menschen geschrieben worden, möglicherweise in einer Rhetorenschule entstanden.

Gleichzeitig mit meiner Arbeit erschien ein Aufsatz Gustav Nordmeyers (*Schedae philol. H. Usener .... oblatae,* Bonn 1891, S. 94—101)[2]), in welchem der Nachweis versucht wurde, daß nicht die Annalen des Tacitus, sondern die Geschichtswerke des *Cluvius Rufus* und *Fabius Rusticus*, die bekanntlich Tacitus als Gewährsmänner anführt, vom Dichter der *Octavia* benützt worden seien; überdies müsse die Prätexta vor dem Erscheinen der *Institutio oratoria* des Quintilian, also vor 96 (nach Vollmer im Rhein. Mus. XLVI [1891], S. 343 f.), geschrieben sein; denn dieser spreche hier so, als ob Seneca als Musterschriftsteller von ihm schon beseitigt sei. Kurz darauf hat sich Schanz (Gesch. d. röm. Lit. II [2][1892], S. 274) dahin ausgesprochen, daß die *Octavia* nicht lange nach Nero zu setzen sei, da nur ein Zeitgenosse die dargestellte Katastrophe so hätte schildern können, und ähnlich

---

[1]) Meist mußten zu einer Stelle der Prätexta mehrere aus anderen Stücken herangezogen werden; ein Hemistichium nur scheint ganz entlehnt zu sein: V. 234 hat Bothe (nicht Is. Pontanus, wie Richter auch noch in der 2. Aufl. der Teubnerausg. [1902] anmerkt) hergestellt: *regit Bootes frigore* (statt des überlieferten *frigido*) *Arctoo rigens* und Med. 683 liest man: *Taurus cohercet frigore Arctoo* [illegible] ähnlich Oed. 546 *frigore aeterno rigens.* Fast gleich sind [illegible] chien Oct. 692: *cur genae fletu madent?* und Phaed. 11[illegible] *genae?*

[2]) Meine Arbeit wurde 1888 der [illegible] nnte aber erst 1891 gedruckt werden. Nordmeyer [illegible] r angeregt, der im Rhein. Mus. XXVII [1872], S. [illegible] tte: *ego perparvo (Octaviam) intervallo a N*[illegible] *ante Tacitum scriptam esse scio.*

äußerte sich Ribbeck (Gesch. d. röm. Dichtung III [1892], S. 84). Nordmeyer aber bemühte sich nochmals, nun schon unter Berücksichtigung der von mir gewonnenen Resultate darzutun (Fleckeis. Jahrb. XIX. Suppl. [1893], S. 257 ff.)[1]), daß gewisse Übereinstimmungen zwischen der *Octavia* und den Annalen des Tacitus nur durch die Annahme einer gemeinsamen Quelle, wahrscheinlich des *Cluvius Rufus,* zu erklären seien. Wenn es aber der Dichter nötig gehabt habe, Historiker einzusehen, so werde er die behandelten Ereignisse nicht als Zeitgenosse erlebt haben. Hingegen sei es höchst wahrscheinlich, daß Quintilian in der verlorenen Schrift *De causis corruptae eloquentiae* vom J. 92[2]) Seneca auch als Dichter hergenommen habe; daß aber jemand nach dieser Schrift noch ein derartiges Stück ganz im Stil der Senecatragödien geschrieben hätte, sei nicht anzunehmen. So kommt denn Nordmeyer zu dem Schlusse, daß Fr. Ritter die Prätexta mit Recht in die erste Zeit Domitians gesetzt habe; auch darin stimmt er ihm bei, daß die gegen Nero und die Gewaltherrschaft überhaupt gerichteten Äußerungen in dem Stücke auf Domitian zu beziehen seien, gibt aber nicht zu, daß Domitias Verstoßung im J. 83 zur Dichtung Anlaß gegeben habe, was Ritter vermutet hatte.

Die Frage nach der historischen Quelle der *Octavia* hat dann noch durch A. Gercke (Fleckeis. Jahrb. XXIII. Suppl. [1896], S. 195 f.) weitere Behandlung erfahren. Er konstatiert zunächst, daß Einigung darüber erzielt sei[3]), daß die Prätexta nicht allzu lange nach Neros Tod verfaßt ist, unabhängig von Tacitus. Doch nach ihm kann die *Octavia* ebensogut um 80 als um 100 gedichtet worden sein; ich hätte zwar, meint er, mit Recht die Benutzung eines der erhaltenen Geschichtswerke geleugnet, sei aber zu weit gegangen mit der Behauptung, daß der Dichter wahrscheinlich ein solches Werk überhaupt nicht benützte. Der Autor nun, auf den er Übereinstimmungen der Prätexta mit Tacitus und Dio Cassius zurückführt, ist nicht *Cluvius Rufus,* sondern der ältere *Plinius;* mit dem Erscheinen des Werkes *A fine Aufidii Bassi* (77/9), zu dessen ersten Lesern vielleicht der Dichter gehört habe, sei ein *terminus* für die *Octavia* gegeben, ja, der jugend-

[1]) In seiner aus dem erwähnten Aufsatze erweiterten Dissertation. Zu Gunsten Nordmeyers hatten Alf. Pais und Ludw. Tachau auf die Behandlung desselben Themas verzichtet.

[2]) Nach Vollmer im Rhein. Mus. XLVI [1891], S. 348; A. Reuter, *De Quintil. libro .. de causis corr. eloq.*, Gött. Diss. 1887, p. 51 setzt die Schrift zwischen 87 und 89.

[3]) Die Rezensenten meiner und Nordmeyers Arbeiten haben, soviel ich weiß, mit Ausnahme Steinbergers (Blätter f. d. Gymnasialschulwesen XXX [1894], S. 124 f.), der übrigens meine Arbeit nicht kennt, dem Ansatze vor Tacitus zugestimmt; vgl. zuletzt Schlees Rez. meiner Arbeit in Bursians Jahresber. (1897) 93, S. 162 f., H. Peter, Die gesch. Literatur über die röm. Kaiserzeit ... (1897) 1, S. 183, O. Roßbach in Pauly-Wissowas R.-E. I 2245.

liche Verfasser des Stückes sei vielleicht eben durch die Lektüre des neuerschienenen Werkes zu seiner Dichtung angeregt worden.

Trotz dieser Aufstellungen blieb Schanz in der 2. Auflage der Literaturgeschichte (1901) II 2, S. 60 bei der früher ausgesprochenen Ansicht [1]), die vollkommen mit meinen Resultaten übereinstimmt, und bemerkte nur, daß die Versuche Nordmeyers und Gerckes hinfällig seien, ohne sie zu wiederlegen, während Richter in der neuen Ausgabe der Senecatragödien (1902) S. 395 erklärte: *De Octaviae tempore quod Buecheler . . statuit ante Tacitum scriptam esse fabulam, certissimis argumentis comprobaverunt Ladek et Nordmeyer . . . certum hoc unum post Senecae* (besser *Neronis*) *obitum ante Tacitum scriptam esse praetextam; certiora sequi lubricum.* Aber auch, was hier als ganz sicher bezeichnet wird, hat in allerletzter Zeit Antonio Cima in Zweifel gezogen (*La tragedia Romana „Octavia" e gli „Annali" di Tacito,* Pisa 1904) [2]); er nimmt wegen der Stellen hauptsächlich, um deretwillen Nordmeyer den *Cluvius Rufus* als gemeinsame Quelle der *Octavia* und des Tacitus vermutet hatte, die Ansicht Vaters und Brauns wieder auf, daß der Prätexta die Darstellung des Tacitus zugrunde liege, und setzt das Stück in das II. oder III. Jahrhundert.

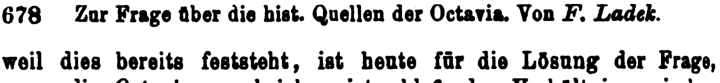
Demnach scheint es nunmehr geboten zu untersuchen, ob die Meinung, daß das Stück gleich nach Neros Tod verfaßt sei, aufgegeben werden müsse.

Die Überlieferung der Prätexta, die Wahl des Stoffes, die Sprache und Metrik, das Verhältnis des Stückes zu den Tragödien und Prosaschriften des Philosophen Seneca, endlich die Geschichte der römischen Tragödie überhaupt, all dies weist auf eine Zeit nächst der, in welcher die Senecatragödien entstanden sind. Nur

---

[1]) Zu derselben Meinung war C. Hosius durch eine Vergleichung der *Octavia* mit Lucans *Pharsalia* gelangt (Fleckeis. Jahrb. CXLV [1892], S. 355); er fand, daß der Verfasser der *Octavia* nur die ersten Bücher der *Pharsalia* genauer gekannt habe, und da schon vor *Valerius Flaccus* das ganze Werk Lucans in den Händen der Welt gewesen sei, müsse die *Octavia* kurz nach Neros Tod verfaßt sein. Mir scheint Nordmeyer a. a. O. S. 315, Anm. 2 mit Recht zu bemerken, daß Hosius nichts bewiesen hat; die Stellen nämlich, die Nordmeyer aus den späteren Büchern Lucans anführt, sind zwar geringer an Zahl als die von Hosius aus den ersten Büchern herangezogenen, beweisen aber ebensoviel oder ebensowenig. Ernstlich kommen m. E. außer der schon von Bentley bemerkten Übereinstimmung zwischen Oct. 71: *magni resto nominis umbra* und Luc. Phars. I 135: *stat magni nominis umbra* nur ganz wenige Stellen in Betracht.

[2]) Cima bemerkt gleich in der Einleitung (S. 3 f.) unrichtig: *Che appunto non abbia attinto a Tacito l'autore dell' Octavia, fu sostenuto recentemente da F. Ladek in una dissertazione magistrale. Le sue conclusioni furono poi rincalzate da un' altra dotta dissertazione di G. Nordmeyer, e ottennero l'approvazione autorevole dello Schanz.* Er scheint den ersten Aufsatz Nordmeyers, obwohl ihn Schanz zitiert, und die 1. Aufl. von Schanz' Literaturgeschichte nicht zu kennen, sonst müßte er wissen, daß beide unabhängig von mir zur gleichen Ansicht gelangt sind.



weil dies bereits feststeht, ist heute für die Lösung der Frage, wann die *Octavia* geschrieben ist, bloß das Verhältnis zwischen der Prätexta und den Berichten der Historiker in Betracht zu ziehen. Sonst würde z. B. auch völlige Verschiedenheit von dem Taciteischen Berichte keinen *terminus ante quem* geben können; denn es ist doch nicht anzunehmen, daß Tacitus sofort alle anderen Historiker verdrängte[1]). Daher wird aber auch im Falle, daß deutliche Beziehungen zwischen der Prätexta und historischen Berichten bestehen, was ich glaubte in Abrede stellen zu müssen, doch erst zu erwägen sein, ob nicht der *Octavia* die Priorität zuzuerkennen ist. Cima hat daher Unrecht, wenn er meint, mit der Entscheidung der Frage nach dem Verhältnisse des Stückes zu den Annalen könne jede andere Erwägung ihren Wert verlieren[2]). Bei einem Zusammenhang zwischen der Prätexta und den Annalen werden die anderen Umstände für die Erkenntnis des Grundes dieses Zusammenhanges in Betracht kommen müssen.

I.

Ich will zunächst die Stellen besprechen, welche nach Cima die längst als erledigt betrachtete Ansicht Vaters und Brauns

---

[1]) Nach Nordmeyer S. 275, Anm. 2 habe ich (S. 48) zu vorsichtig geurteilt, wenn ich behauptete, daraus, daß in der Prätexta Tacitus nicht benützt erscheine, folge noch nicht notwendig, daß sie vor Tacitus Annalen geschrieben sei; doch man lese, was jetzt Schanz, Gesch. d. r. Lit. II 2², S. 247 ff. über das Fortleben des Tacitus ausführt. Wenn aber Cima in der Einleitung seiner Abhandlung S. 3, Anm. 1 zur Bestätigung seiner, wie mir scheint, ungenauen Formulierung der Frage, die Worte anführt, die ich S. 48 gebraucht habe *(si quis posterioribus illis temporibus, quibus Richter aliique hanc fabulam scriptam esse statuerunt, res Neronis aetate gestas tractare voluisset, vix scriptorum opera ante Taciti annales composita inspexisset aut inspicere potuisset)*, so hätte er den Leser darüber aufklären sollen, daß Richter und Birt die *Octavia* ins IV. Jahrh. gesetzt haben; denn meine Worte beziehen sich auf diese späte Zeit und nicht, wie Cima zu glauben scheint, auf die Zeit nach dem Erscheinen der Annalen überhaupt. Selbst wenn z. B. *Cluvius Rufus* als Quelle der *Octavia* erwiesen wäre, würde daraus nicht folgen, daß die Prätexta vor den Annalen des Tacitus geschrieben sei; denn das Werk des *Cluvius* konnte gewiß auch nach Tacitus noch gelesen und benützt werden. Merkwürdig ist übrigens, daß Cima, wo er die heute von niemand mehr gehegte Meinung erwähnt, die Prätexta sei im Mittelalter entstanden, Braun nicht nennt, auf den er sich bei jeder Gelegenheit stützen muß, da er dessen Ansicht über die Abhängigkeit der Prätexta von Tacitus wieder aufnimmt. Schämt er sich dieses Ansatzes seines Gewährsmannes?

[2]) Cima sagt nämlich S. 4: *I due dotti tedeschi confortano la loro opinione con alcune osservazioni riguardanti lo stile della tragedia, la scelta dell' argomento e la conoscenza dei tempi neroniani dimostrata dal poeta dell' Octavia; ma di tuttociò toccheremo brevemente in seguito, dopo che avremo discusso la tesi principale: quali rapporti, cioè, intercedano tra la tragedia e gli Annali; dalla soluzione della quale acquista o perde valore ogni considerazione secondaria.*

erweisen sollen, daß Tacitus die Quelle der Prätexta sei; bei den wichtigsten dieser Stellen werde ich der Einfachheit wegen gleich auf das eingehen, was Nordmeyer über sie vorgebracht hat[1]).

In zwei aufeinander folgenden Kapiteln, dem 63. und 64., des XIV. B. der Annalen des Tacitus finden sich die Stellen, mit denen Verse der Prätexta besondere Ähnlichkeit zeigen sollen. Kap. 63 fährt Tacitus nach den Worten *(Nero) insula. Pandataria Octaviam claudit* fort: *non alia exul visentium oculos maiore misericordia affecit. meminerant adhuc quidam Agrippinae a Tiberio, recentior Iuliae memoria obversabatur a Claudio pulsae. sed illis robur aetatis affuerat; laeta aliqua viderant et praesentem saevitiam melioris olim fortunae recordatione allevabant.* Die hier erwähnte Julia ist die jüngste Tochter des Germanicus und der vor ihr genannten Agrippina, die, schon von Caligula verbannt, von Claudius zurückberufen, dann aber auf Betreiben Messalinas unter Anschuldigung des Ehebruchs verbannt und getötet wurde. Im letzten Akte der Prätexta singt der Chor, während Octavia fortgeführt wird, um nach Pandataria gebracht zu werden (V. 924 f.):

regitur fatis mortale genus
nec sibi quisquam spondere potest
firmum et stabile
. . . .
animum firment exempla tuum,
iam multa domus quae vestra tulit:
quid saevior est Fortuna tibi?
tu mihi primum
tot natorum memoranda parens,
nata Agrippae, nurus Augusti,
Caesaris uxor, cuius nomen
clarum toto fulsit in orbe,
utero totiens enixa gravi
pignora pacis,
mox exilium, verbera, saevas
passa catenas, funera, luctus,
tandem letum cruciata diu[2]).
felix thalamis Livia Drusi
natisque ferum

---

[1]) Die Beurteilung von Verschiedenheiten zwischen Tacitus und der Prätexta hängt natürlich davon ab, wie man über die Stellen urteilt, die eine Beziehung zwischen Tacitus und dem Stücke verraten sollen. Wer also wie Cima neuerdings die Benützung des Tacitus erweisen will, darf nicht die Verschiedenheiten aus der Absicht des Dichters zu erklären suchen, bevor er durch Übereinstimmungen wahrscheinlich gemacht hat, daß der Dichter aus Tacitus schöpfte.

[2]) Agrippina die ältere, Schwiegertochter des Tiberius (*Augusti*), Gemahlin des Germanicus, dem sie sechs Kinder geboren hatte, darunter drei Söhne (*pignora pacis*), wurde im J. 29 nach Pandataria verbannt, in Ketten gelegt, geschlagen (Suet. Tib. c. 53 *oculum [Agrippinae] per centurionem verberibus excussit*), mußte den gräßlichen Tod ihrer Söhne Nero und Drusus (*funera, luctus*) erleben und starb erst 33 den Hungertod (*tandem letum [passa], cruciata diu*).

ruit in facinus poenamque suam[1]).
Iulia matris fata secuta est;
post longa tamen tempora ferro
caesa est, quamvis crimine nullo[2]).
quid non potuit quondam genetrix
tua quae rexit principis aulam
cara marito partuque potens?
eadem famulo subiecta suo
cecidit diri militis ense[3]).
quid cui licuit regnum in caelum
sperare, parens tanta Neronis?
non funesta violata manu
remigis ante,
mox et ferro lacerata diu
saevi iacuit victima nati[4]).

Diese Worte verraten die genaueste Kenntnis des Geschickes der erwähnten Frauen in allen Details, wie ich durch die Anmerkungen zeigen wollte. Der Dichter prunkt aber nicht mit seiner Gelehrsamkeit, es ist nur das erwähnt, was an der Stelle zu erwähnen passend war, und in einer Weise, welche auch beim Leser das volle Verständnis, dieselbe Kenntnis der Einzelheiten voraussetzt. Allerdings konnte sich der Dichter dieses Wissen durch die Lektüre eines Werkes, wie das des Tacitus war, aneignen, es muß wohl alles das — bis auf ein Detail vielleicht — in den Büchern V —XIV der Annalen erwähnt gewesen sein; aber gewiß wäre ein sehr eingehendes Studium nötig gewesen. Der Chor hebt also zum

---

[1]) Livia Iulia, des älteren Drusus Tochter, Schwester des Germanicus, also Schwägerin der eben genannten Agrippina, zunächst Gattin des Caius Caesar, des Enkels des Augustus, dann des jüngeren Drusus, Sohnes des Tiber, dem sie die im folgenden genannte Iulia und die Zwillinge Tiberius und Germanicus gebar (*felix thalamis natisque*), erlag schließlich den Verführungskünsten Sejans (von Tac. Ann. IV 3 zu dem J. 23 erwähnt, wo Livia bereits 34—37 Jahre alt war), ließ sich von ihm zum Morde ihres Gatten anstiften (*ferum ruit in facinus*) und erhielt nach dem Sturze Sejans ihre Strafe noch im J. 31, im J. 32 erfolgte die *damnatio memoriae.*

[2]) Iulia, Tochter der eben genannten Livia und des jüngeren Drusus, zunächst mit Nero, dem Sohne des Germanicus, ihrem Vetter, verheiratet, dann wahrscheinlich mit Sejan verlobt (nach Zonar. XI 2), seit 33 mit Rubellius Blandus vermählt, im J. 43 von Kaiser Claudius getötet.

[3]) Messallina, allmächtig am Hofe durch die Liebe ihres Gatten, des Kaisers Claudius, dem sie Octavia und dann Britannicus gebar, den ersten πορφυρογέννητος des Iulisch-Claudischen Hauses. Claudius war so verliebt in sie, daß man befürchtete, er werde ihr sogar die verrückte Hochzeit mit C. Silius (*famulo subiecta suo*) verzeihen. Sie wird im J. 48 auf den Befehl des Narcissus im Lucullischen Parke von einem Tribunen (*dirus miles*) niedergestochen.

[4]) Die jüngere Agrippina nahm unter allen röm. Kaiserinnen eine ganz besondere Stellung ein (Tacitus Ann. XII 42); vgl. Groag in Pauly-Wissowas R.-E. III 2810 f. (Claudius). Sie konnte hoffen, wie Livia, des Augustus Gattin, unter die Götter erhoben zu werden (*regnum in caelum*); beim Schiffsunfall, den Nero herbeigeführt haben soll, durch einen Ruderschlag verwundet, wird sie durch das Schwert eines Centurio [illegible] soldaten getötet.

Troste Octaviens hervor, daß die Schicksalsgöttin so viele andere Frauen ihres Hauses schon aus Glück und Macht in Unglück und Verderben gestürzt habe und erwähnt Agrippina die ältere, Livia Drusi, Iulia, Messalina und Agrippina die jüngere.

Auf den ersten Blick scheint wirklich eine Beziehung zwischen Tacitus und der Prätexta vorhanden zu sein. Tacitus sagt, so manche derer, die Octaviens Geschick mitansahen, erinnerten sich noch Agrippinens der älteren und deren Tochter Iulia, die sich doch mit der Erinnerung an bessere Tage trösten konnten, in der *Octavia* erinnert der Chor an jene fünf Frauen, unter denen Agrippina die ältere an erster, eine Iulia an dritter Stelle erscheint. G. A. Swoboda (Übersetzung der Senecatrag. III, S. 376), Vater und Braun hatten gemeint, daß unter Iulia an unserer Stelle der Prätexta dieselbe wie bei Tacitus zu verstehen sei, und deshalb schlossen sie auf eine Benützung der Worte des Tacitus durch den Dichter der *Octavia*. Ich habe aber a. a. O. S. 38 ff. nachgewiesen, daß die Worte der Prätexta nur auf Iulia, die Tochter der unmittelbar vorher genannten Livia Drusi und des jüngeren Drusus, passen, daß nur diese allein und nicht die Iulia Germanici, die Tochter der älteren und Schwester der jüngeren Agrippina, gemeint sein könne. Da dieser Nachweis von allen, die sich bis jetzt mit der Sache beschäftigten, soviel mir bekannt ist[1]), gebilligt wurde, von Nordmeyer, der das Richtige vermutet hatte, mit besonders freundlichen Worten (S. 277, Anm. 1) und auch von Cima, so habe ich keinen Grund, ihn hier zu wiederholen und zu bekräftigen. Tacitus und die Prätexta haben tatsächlich nur den einen Namen der älteren Agrippina gemein. Mit jenem Nachweise glaubte ich aber die Behauptung, daß der Dichter aus Tacitus geschöpft habe, ausreichend widerlegt (S. 43); ich fügte nur noch hinzu: *Tacitus disertis verbis dicit eis, qui Octaviam vidissent, Agrippinae et Iuliae mentionem iniectam esse. non igitur Tacitus ipse harum feminarum meminerat, sed eo tempore, quo Octavia domo Augusta expulsa est, Romae homines ceterarum feminarum eiusdem domus meminerant. nonne ergo Octaviae scriptor id quod in omnium mente erat ipse commemorare potuit?* Und nun kommt Cima abermals mit der Behauptung, daß Tacitus die Quelle sei. Man sollte denken, daß er irgend ein neues Argument vorbringt. Man höre, was er zu sagen weiß. Nach dem Zitat aus Tacitus fährt er fort: *Lo stesso pensiero soccorre al Coro nella medesima situazione;* das klingt so ähnlich wie die Worte, mit denen ich die Besprechung der Stellen auf S. 42 eingeleitet habe: *Tacitus ... Agrippinam et Iuliam Germanici filiam ... coniunctas commemorat simili*

[1]) Auch bei Dessau, *Prosopographia imper. R*[illegible] Nr. 422 ist Oct. 944 als Belegstelle für den To[illegible] vgl. auch noch Groag in Pauly-Wissowas R[illegible] III 2795.

ausschrieb, was läßt sich dafür geltend machen, daß auch der Dichter aus demselben schöpfte? Nordmeyer meint, die zwei Frauenreihen müßten auf eine[1]) Quelle zurückgehen, weil es unwahrscheinlich sei, daß zwei Schriftsteller *suo ingenio* auf denselben Vergleich gekommen seien. Das ist der oben widerlegte Irrtum, den Nordmeyer begeht, trotzdem er meine Bemerkungen zu diesen Stellen der *Octavia* und der Annalen des Tacitus ausdrücklich gebilligt hat. Wenn Tacitus hier aus einem Historiker geschöpft hat, so stand bei dem eben auch, daß sich *quidam visentium* an Agrippina und Iulia erinnerten, oder dieser Schriftsteller wies selbst auf die beiden hin als einer der Augenzeugen; in keinem Falle ist der Vergleich von dem Schriftsteller *suo ingenio* erfunden. Übrigens scheint es mir gar nicht so unwahrscheinlich, daß mehrere unabhängig voneinander darauf kamen, das Geschick Octavias mit dem anderer Frauen des kaiserlichen Hauses zu vergleichen. Nordmeyer behauptet dann weiter, von den zwei Reihen mache die bei Tacitus den Eindruck der ursprünglichen; denn nach dem, was vorangehe, erwarteten wir die Aufzählung von Frauen, die Octavia trösten könnten, weil sie auch verbannt worden seien. Das ist nicht richtig. In der Prätexta erwarten wir nach den die Aufzählung einleitenden Worten (V. 924 f.) nur Beispiele für die Unbeständigkeit Fortunas. Das ist an dieser Stelle viel passender und natürlicher, als den Chor sagen zu lassen, Octavia solle sich trösten, andere Frauen ihres Hauses seien auch schon verbannt worden. Der Dichter hätte übrigens dann mit Iulia, der Tochter des Augustus, beginnen können, die auch nach Pandataria verbannt wurde, hätte deren Tochter Iulia (Agrippae), die 20 Jahre als Verbannte auf der Insel Trimerus lebte (Tac. Ann. IV 71), erwähnen können, dann die beiden von Tacitus angeführten, die Iulia Germanici, die Nichte der eben erwähnten Iulia Agrippae, und die Mutter der Iulia Germanici, die ältere Agrippina, zugleich Schwester der Iulia Agrippae. Also drei Iulien, Agrippina, Octavia; am Anfange Mutter und Tochter, dann Tochter und Mutter, dann Octavia als Enkelin der letzten. Der Autor brauchte also über die Frauen des kais. Hauses nur zu wissen, was bei Tacitus zu lesen ist — und daß er soviel wußte, hat noch niemand bezweifelt —.

---

[1]) *Quis fuerit auctor Taciti*, sagt Nordmeyer S. 277, *nescimus. Id certissimum est non fuisse Octaviam fabulam.* Warum Nordmeyer den Gedanken ganz abweist, daß Tacitus die Prätexta gekannt habe, ist nicht klar; es kommt ihm offenbar absurd vor, daß ein Tacitus etwas aus einem solchen Stücke herübergenommen haben sollte. Weil aber nach seiner Überzeugung die Worte der Tragödie irgendwie mit Tacitus zusammenhängen, Tacitus jedoch nicht die Quelle der *Octavia* gewesen sein kann, so bleibt ihm nur übrig, eine gemeinsame Quelle anzunehmen. Da m. E. ein Zusammenhang zwischen Tacitus und der Prätexta auf Grund dieser Stelle nicht angenommen zu werden braucht, so ist es überflüssig, hier zu erörtern, ob Tacitus sonst irgendwie verrät, daß er die Tragödie gekannt hat.

sich erinnerten, das kann man glauben, selbst auch, daß er es irgendwo gelesen hat, nur gerade, daß er es bei Tacitus gelesen hat, das kann man nicht glauben. Denn erstens, wie ich schon a. a. O. S. 43 gesagt habe, hätte er die Iulia Germanici erwähnt — wohl ein berechtigter Schluß *ex silentio* —, er hätte passend verbinden können: Agrippina I und ihre zwei Töchter Iulia und Agrippina II —, zweitens, was ich seinerzeit nicht hinzufügte, er hätte doch den Gedanken herübernehmen müssen, daß sich jene Frauen über ihr Unglück mit ihren besseren Tagen trösten konnten, Octavia aber nur Leid erfahren habe[1]). Diesen Gedanken hätte ein von Tacitus angeregter Dichter einem klagenden Chore in den Mund gelegt. Nun sagt aber der Chor der Octavia gerade das Gegenteil von dem, was Tacitus meint, nämlich: Für jene Frauen war das Unglück noch größer, da sie eine so glänzende Stellung hatten, so lange glücklich waren. Da wäre also der Dichter von Tacitus angeregt worden — das Gegenteil auszusprechen. Es scheint mir demnach verkehrt zu glauben, daß erst die Anführung der zwei Namen gerade an dieser Tacitusstelle den Dichter der Prätexta, der doch unleugbar über das Geschick der Frauen des Kaiserhauses — gleichgiltig, woher — genau unterrichtet war, auf den Gedanken bringen mußte, fünf Frauen (und darunter nur eine nach Tacitus) zu erwähnen.

Das letztere muß in etwas anderem Sinne allerdings auch gegen Nordmeyer bemerkt werden, der aus den beiden Stellen auf eine gemeinsame Quelle schloß (S. 277 f.). *Quo 'meminerant' illud Taciteum spectat?,* sagt er, *sine dubio ad fontem aliquem, e quo Tacitus sua sumpsit. Hoc recte Ladek p. 43 cognovit.* Das ist ein Mißverständnis; ich habe von einer Quelle des Tacitus nichts gesprochen, sondern nur gesagt, daß nach Tacitus Bericht die Erinnerung an Agrippina und Iulia (nicht ihm, sondern) denen aufgestiegen sei, die die Octavia wegführen sahen. Allerdings muß Tacitus das von irgendwoher haben, da er selbst im J. 62 erst etwa 8 Jahre alt war; aber wer kann sagen, ob er das aus einer schriftlichen Quelle entnahm[2]) oder gesprächsweise erfahren hatte? Erfunden dürfte er das *meminerant quidam* nicht haben, wie oben bemerkt wurde. Die folgenden Worte: *sed illis robur* usw. sehen wie ein eigener Zusatz des Tacitus aus, obwohl man nicht bestreiten darf, daß er auch diesen Gedanken entlehnt haben könnte. Also zugegeben, daß Tacitus hier einen seiner Gewährsmänner

---

[1]) Cima hat allerdings — wohl unabsichtlich — die letzten Worte der vorher zitierten Tacitusstelle nicht mehr ausgeschrieben. Ich h[illegible] die Worte nicht zur Widerlegung Brauns herangezogen, weil er si[illegible] angeführt hatte, Nordmeyer hat sie fälschlich anderen Versen der [illegible] (100 ff.) gegenüber gestellt.

[2]) Auch Steinberger (Blätter f. d. Gymnasialschulw. XXX[illegible] S. 125) scheint es zu gewagt, aus *meminerant* auf eine Quelle des [illegible] zu schließen.

der [illegible] in ganz [illegible] Weise zum Ausdruck [illegible]: [illegible] wie in der [illegible]: „[illegible] [illegible] Sinne [illegible]". Wenn auch die [illegible] Folge [illegible], die für Bühne und Leser [illegible], so ist der Dichter doch [illegible] Züge hervorgehoben, die man [illegible] als [illegible] empfinden mußte. Agrippina die Ältere und ihre Schwägerin Livia Drusi, beide Gattinnen von Söhnen des Tiberius, waren glücklich in der Ehe, reich mit Kindern gesegnet[1]; die Livia Drusi und ihre Tochter Iulia trifft das gleiche Geschick, nur ist hier die erstere schuldig, die letztere unschuldig; durchs Schwert endlich wie Iulia sterben Messalina und Agrippina die jüngere, beide als Kaiserinnen und Mütter der künftigen Kaiser [illegible]. Das ist doch nicht ganz ungeschickt verbunden, jedenfalls nicht [illegible] angedeutet. Nun ist aber auch klar, warum der Dichter nicht Iulia, des Germanicus Tochter, aufgenommen hat, an die er sich, wie jene quidam [illegible] des Tacitus, auch erinnert haben wird, zumal sie ja auch Veranlassung zu Senecas Verbannung gewesen sein soll; als Beispiel wechselnden Geschickes wäre sie ja ganz gut zu erwähnen gewesen. Es ergab sich für sie keine passende Stelle in der Reihe. Hätte der Dichter sie mit ihrer Mutter, Agrippina d. ält., verbunden, so hätte er, abgesehen von aller Chronologie, die beiden Rivalinnen getrennt; hätte er sie gleich nach der Livia Drusi angeführt, so hätte er wieder diese und ihre Tochter trennen müssen und zwischen Livia und der Iulia Germanici einerseits und zwischen dieser und der Iulia Drusi oder Messalina anderseits keine passende Verbindung gehabt[2]; er hätte dann füglich die Iulia Drusi weglassen müssen, um nicht zu verwirren und zu lang zu werden. Aber gerade die Iulia Drusi brauchte er und sie steht vortrefflich in der Mitte der Reihe, weil von ihr allein gesagt werden konnte *quamvis crimine nullo;* der Dichter bringt so den Gedanken zum Ausdruck, daß Fortuna auch Schuldlose verderbe und hat eine treffliche Analogie zwischen der dritten und sechsten in der Reihe, Octavia selbst; bei der Iulia

---

[1]) Beide mußten die Hoffnung aufgeben, Kaiserin zu werden, die erstere ohne, die letztere durch ihre Schuld.

[2]) Durch die Octaviastelle **allein** wissen wir, daß die Iulia Drusi durch das Schwert, und dadurch auch, daß die Iulia Germanici durch Hunger starb; darüber vgl. meine Arbeit S. 40 f. Vor dem Nachweis, daß in der Prätexta die Iulia Drusi gemeint sei, wußte man nur, daß eine der beiden Iulien durchs Schwert, eine durch Hunger starb. Es ist denkbar, daß in den uns verlorenen Büchern der Annalen die Todesart der beiden Iulien bestimmt angegeben war; doch scheint es mir nicht wahrscheinlich, nicht, weil es zu meiner Annahme von der Entstehungszeit der Prätexta paßt, sondern weil nirgends sonst, wo der Tod der beiden Iulien erwähnt wird, weder bei Tacitus selbst noch bei Sueton noch bei Dio noch in der Apocolocyntosis Senecas eine genauere Angabe steht. Auch unser Dichter erwähnt die Todesart (*ferro*) zufällig nur wegen der passenden Verbindung mit Messalina und Agrippina.

Drusi ist übrigens allein unter den erwähnten Frauen von Kindern nicht die Rede. Nach der Iulia Drusi aber konnte der Dichter die Iulia Germanici nicht erwähnen, erstens weil er die chronologische Folge gestört hätte, ohne eine passende Verbindung mit den anderen Frauen zu haben, zweitens weil er die durch die gleiche Todesart zwischen der Iulia Drusi, Messalina und Agrippina hergestellte Verbindung zerstört hätte, und drittens weil es unpassend gewesen wäre, die Iulia Germanici durch die Messalina von ihrer älteren Schwester Agrippina, der Mutter Neros, getrennt zu erwähnen. Das sind wohl die Gründe, warum die Iulia Germanici in der Prätexta nicht erwähnt ist, und nicht, wie Cima (S. 20, Anm. 1) bemerkt — und das ist der einzige selbständige Gedanke Cimas in der Erörterung dieser Stellen —, daß der Dichter, nachdem er von der Iulia Drusi gesagt hat *quamvis crimine nullo,* es nicht mehr für entsprechend gehalten habe, die andere Iulia anzuführen, die keine „Blüte der Keuschheit“ *(fiore di castità)* gewesen sei. Das ist lächerlich; denn auch die nach dieser Iulia Drusi erwähnte Mutter Octavias war keine Frau, die man als *fiore di castità* bezeichnen konnte, ebensowenig wie die Livia Drusi vorher. Was aber hier bezüglich der Iulia Germanici zu zeigen versucht wurde, gilt natürlich nicht für einen durch die Tacitusstelle angeregten Dichter; denn der hätte ja, wie oben erwähnt wurde, mit einer anderen Reihe von Frauen — ähnlich jener von mir zusammengestellten der Verbannten — einen anderen Gedanken ausgedrückt. Jedenfalls wird man nach all dem Gesagten zugeben, daß unser Dichter zur Exemplifizierung des von ihm am Schlusse des Stückes betonten allgemeinen Gedankens vom Walten Fortunas, der, wie wir später sehen werden, das ganze Stück durchzieht, entsprechendere Beispiele in geschickterer Anordnung kaum hätte anführen können. Daß aber ein Dichter, der eine Tragödie über das Geschick Octavias dichtete, nicht erst durch irgend jemanden dazu angeregt zu werden brauchte, das Geschick der Tochter des Claudius mit dem der anderen Frauen des Iulisch-Claudischen Hauses zu vergleichen, wird man wohl ohneweiters zu glauben geneigt sein.

Übrigens hat Cima die geringe Beweiskraft der Gegenüberstellung der Worte des Tacitus und der Prätexta gefühlt oder besser — dem Nordmeyer nachgefühlt. Während dieser in der Form der Präteritio S. 277 sagt: *ut omittam non uno hoc, sed tribus locis congruere videri Tacitum et fabulam,* erklärt Cima, man müsse umsomehr an eine Anregung des Dichters durch die Tacitusstelle glauben, wenn man bedenke, *che la coincidenza di ciò che segue in Tacito con altri passi del poeta è anche più evidente.*

Tacitus fährt nämlich fort (Ann. XIV 63): *huic primum* (wohl besser als *primus,* was Nipperdey-Andresen nach Lipsius aufnahm) *nuptiarum dies loco funeris fuit, deductae in domum, in qua nihil nisi luctuosum haberet, erepto per venenum patre et statim fratre; tum ancilla domina validior et Poppaea non nisi*



in perniciem uxoris nupta, postremo crimen omni exitio gravius. Hier gibt also Tacitus einen Rückblick auf das Geschick Octaviens von dem Zeitpunkte ihrer Hochzeit an; die *ancilla* ist die freigelassene Acte, bekanntlich Neros Geliebte vor Poppaea Sabina, das *crimen* ergibt sich aus dem, was Tacitus unmittelbar vorher (c. 62 und Anf. 63) berichtet: Anicetus, damals Kommandant der Flotte bei Misenum, gesteht vor einem *consilium amicorum* einen Ehebruch mit Octavia und Nero gibt in einem Edikt bekannt, er habe Beweise, daß Octavia, um die Flotte für sich zu gewinnen, den Anicetus zum Ehebruche verführt und im Bewußtsein dieser Schuld die Frucht des ehebrecherischen Umganges abgetrieben habe.

Dieser Stelle wurden von Braun die Worte Octaviens gegenübergestellt, in welchen diese — gleich im ersten Akte des Dramas — ihr trauriges Leben als Kaiserin zusammenfassend schildert. Auf die Aufforderung der Amme nämlich, sich in ihrem Unmute doch zu beherrschen, sagt sie V. 100 ff.:

toleranda quamvis patiar, haud umquam queant
nisi morte tristi nostra finiri mala.
genetrice caesa, per scelus rapto patre,
orbata fratre, miseriis luctu obruta,
maerore pressa, coniugi invisa ac meae
subiecta famulae luce non grata fruor,
trepidante semper corde non mortis metu,
sed sceleris — absit crimen a fatis meis,
mori iuvabit; poena nam gravior nece est
videre tumidos et truces miserae mihi
vultus tyranni . . .

Den Sinn der Stelle, der für die ersten Worte von Leo in seiner *Mantissa vindiciarum* am Schlusse der Ausgabe II, S. 385 festgestellt worden ist, mag die Übersetzung deutlich machen:

„Ich trage, was ich leide; doch es kann ja nur
Ein herber Tod das Ende meines Lebens sein.
Der Vater nach der Mutter Mord entrissen mir
Durch ein Verbrechen und des Bruders auch beraubt,
In Elend, Trauer und von Gram gebeugt, verhaßt
Dem eig'nen Gatten, meiner Dienerin untertan,
Leb' ich ein Leben, das mir nimmer lieb sein kann.
Es zittert stets das Herz mir, nicht in Todesangst,
Ich fürchte das Verbrechen — doch sei jede Schuld
Von meinem Leben fern, der Tod, er soll mich freu'n.
Ich sterbe lieber von des Mörders Faust, als daß
Das aufgeduns'ne Antlitz des Tyrannen ich
Und seine grimmen Züge seh' . . . .“

Ich hatte diese Stellen nicht einmal ausgeschrieben und nur bemerkt (S. 20), daß an beiden die Ermordung des Claudius und Britannicus und Neros Verhältnisse mit Acte und mit Poppäa Sabina erwähnt seien. Doch das alles, meinte ich, mußten eben beide Schriftsteller bei passender Gelegenheit erwähnen. Ich bemerkte noch, es sei eigentlich sonderbar, daß in der *Octavia* weder hier noch sonst ausdrücklich von der Anschuldigung des Ehe-

bruches, die man gegen Octavia erhob, die Rede sei, da ja in der Tragödie den Anlaß zur Verbannung Octaviens ein Aufruhr des Volkes bilde. Schließlich vermutete ich, daß in den Worten *absit crimen a fatis meis* eine Anspielung auf diese Beschuldigung vorliege, die dem Dichter doch bekannt gewesen sein müsse. Nordmeyer legte jedoch diesen Stellen große Bedeutung bei; er bemerkte in den *Schedae* S. 103: *hos locos adfinitate quadam conexos esse quis non sentit?*, worauf er in der zweiten Arbeit (S. 278) mit den Worten zurückkommt: *censui cohaerere eos locos artissime neque rem posse evolvi, nisi ex eodem fonte utrumque hausisse putemus.* Mit der bloßen Anführung der Stellen begnügt sich Cima.

Es ist allerdings begreiflich, daß hier eine Beziehung zwischen Tacitus und der Tragödie angenommen wurde; man vergleiche *erepto per venenum patre et statim fratre* mit *per scelus rapto patre, orbata fratre; ancilla dominā validior* mit *subiecta famulae; absit crimen a fatis meis* mit *crimen omni exitio gravius.*

Ich muß gestehen, daß ich durch eine falsche Interpretation der Worte der Prätexta und zwar an zwei der eben herausgehobenen drei Stellen selbst mit Anlaß gegeben zu haben glaube, daß man an einem Zusammenhang zwischen Tacitus und der Prätexta festgehalten hat; ich habe in das Stück den Tacitus sozusagen hineininterpretiert und Nordmeyer wie Cima, der erstere zögernd [1]), der andere ohne Bedenken, sind mir gefolgt. Cima sagt (S. 7, Anm. 1) von dem *crimen adulterii* gegen Octavia: *A tali accuse essa allude genericamente colla parola 'crimen'* (cf. 107). *La ragione di ciò fu intravveduta anche dal Ladek* und nun zitiert er meine Worte. Er sagt zwar *anche dal Ladek,* aber er möge verzeihen, wenn ich nicht glaube, daß er selbst auf diese falsche Erklärung gekommen ist, und es auf mich nehme, sie ziemlich lange, bevor er sich mit der Sache beschäftigt hat, vorgebracht zu haben. Das *crimen* in der Prätexta hat mit dem *crimen* bei Tacitus gar nichts zu tun. Das wird selbst Cima, hoffe ich, gleich zugeben.

Octavia schildert ihren augenblicklichen Zustand, während Tacitus, wie oben bemerkt, all das Unglück, das Octavia im Hause Neros erlebt hat, darstellt; daher ist auch bei Tacitus der Messalina nicht gedacht, während in der Prätexta das Unglück hier wie an anderen Stellen vom Tode Messalinas hergeleitet wird. Acte, die Tacitus erwähnt *(ancilla),* welcher eben die Ereignisse vom Hochzeitstage an überblickt, ist in der Tragödie hier nicht erwähnt, da sie zum Unglücke Octavias nichts beiträgt; denn Poppäa ist an ihre Stelle getreten. Es war sein Irrtum von mir, daß ich unter *famula* die Acte verstand; ich habe als Grund

[1]) Nordmeyer sagt vorsichtig (S. 264 f.): *Neque crimina sterilitatis* (er hätte hinzusetzen sollen *et adulterii*) *commemorantur, nisi ... cum Ladekio ...* v. 105 sq. *ad crimina illa spectare putamus, quamquam nimis incerta haec omnia sunt.*

angeführt (S. 20, Anm. 3), daß Poppäa Sabina nicht *famula* genannt werden kann, ohne zu bemerken, daß Poppäa V. 657 *(non invisos intrare mihi | thalamos famulae)* von Octavia gerade als *famula* bezeichnet wird, wie C. Silius V. 950 als *famulus* der Kaiserin Messalina[1]). Also die *ancilla* bei Tacitus ist Acte, die *famula* in der Prätexta Poppäa Sabina. Bei diesem Leben, sagt Octavia, ist auch ein gewaltsamer Tod *(mors tristis, nex)* für mich eine Freude; ich zittre nicht aus Todesfurcht, sondern aus Angst vor einem Verbrechen — aber *absit crimen a fatis meis;* das *sceleris* kann jedoch hier nicht heißen „vor einem Verbrechen an mir“, da Octavia ausdrücklich fortfährt *nece gravior poena est videre ... vultus tyranni,* sondern es kann nur bedeuten „vor einem Verbrechen, das ich begehen könnte[2]) — doch jede Schuld sei fern von mir, ich sterbe lieber“. Unmöglich aber kann das Verbrechen, das sie zu begehen fürchtet, ein Ehebruch sein. An welches Verbrechen also denkt Octavia, indem sie es gleich von sich weist? Sie sagt es selbst bald darauf. Nachdem die Unglückliche eine anschauliche Darstellung ihres jammervollen Daseins gegeben hat und von der Amme durch die Schilderung aller Greueltaten im Hause des Claudius in ihrer Hoffnungslosigkeit noch bestärkt worden ist, bricht sie in höchster Erregung in die Worte aus (V. 174): *exstinguat et me, ne manu nostra cadat;* da denkt sie wieder daran, das Verbrechen zu begehen, das sie kurz zuvor in Gedanken von sich gewiesen hat, — Nero zu ermorden. Wie der Dichter dazu gekommen ist, Octavia einen derartigen Gedanken fassen und aussprechen zu lassen, wird später erörtert werden; daß aber diese Worte (V. 174) die früheren (V. 107 f.) aufhellen, scheint mir nicht zweifelhaft[3]). Nun ist klar, was mit *metus sceleris — absit crimen a fatis meis* gemeint ist. Daß an der Stelle bei Tacitus wie in der Prätexta das Wort *crimen* vorkommt, was besonders auffiel, ist ein reiner Zufall und aus der zweifachen Bedeutung, die *crimen* haben kann, leicht erklärlich; bei Tacitus bedeutet es „Anschuldigung“, in der Prätexta „Schuld“. So bleibt denn als an beiden Stellen erwähnt übrig: Der Tod des Claudius

[1]) Auch der zweite von mir geltend gemachte Grund, daß es dann erst im folgenden hieße (V. 125): *adice his superbam paelicem,* daß also gesagt werde, zu dem Unglück komme Poppaea noch hinzu, ist nicht gerechtfertigt, da sich *his* nur auf das unmittelbar Vorhergehende, das Verhältnis Octavias zu Nero und deren Träume von Britannicus, bezieht. Übrigens sehe ich jetzt, daß auch Stahr (Agrippina die Mutter Neros, S. 275, Anm. 1) das *famula* fälschlich auf Acte bezogen hat.

[2]) Natürlich kann *metus sceleris* nicht heißen „Furcht vor einem Verbrechen, das man mir etwa (ohne Grund) vorwerfen könnte“, sondern eben nur „Furcht vor einem Verbrechen, das ich begehen könnte“ oder „das an mir begangen werden könnte“.

[3]) Gelegentlich eines Vortrages über diesen Gegenstand im *Eranos Vindob.* teilte Prof. Hauler mit, daß er bei der Interpretation der Prätexta im Wiener philolog. Seminare gegen meine früheren Aufstellungen die V. 105—107 ebenso erklärt habe wie ich jetzt.

und des Britannicus und die Herrschaft Poppäens; von all dem ist schon bis zum Vers 100 in der Prätexta mehrmals die Rede. Um aber *per scelus rapto patre* sagen zu können, brauchte der Dichter nicht *erepto per venenum patre* bei Tacitus zu lesen.

Und zum Überflusse läßt sich noch weiter zeigen, daß Tacitus mit jener Stelle der Prätexta nichts zu tun hat. Der Gedanke *huic nuptiarum dies loco funeris fuit* findet sich an der Stelle des Dramas nicht[1]) und gerade die Herübernahme eines so passenden Gedankens müßten wir doch von dem erwarten, der diese Tacitusstelle ausbeutet; die Tatsachen von Claudius, Britannicus und Poppäa sind ja von Tacitus an anderen Stellen genugsam besprochen und in der Prätexta oft erwähnt, dieser Gedanke ist hier neu und der Aufnahme wert, statt dessen soll der Verfasser des Stückes *erepto per venenum patre* in *per scelus rapto patre* umgedichtet haben. Also von Tacitus als Quelle der Prätexta kann hier gar keine Rede sein. Wenn der Dichter diese Tacitusstelle gekannt hätte, hätte er auf das *crimen adulterii*, auf das Tacitus so viel Gewicht legt, indem er es als *omni exitio gravius* bezeichnet, etwas geben müssen[2]), und er hätte wohl auch Poppäa, die im Drama zum Verderben Octavias nicht das Geringste beiträgt, eine ganz andere Stellung zuweisen müssen; denn diese Zusammenfassung des Tacitus mußte doch für den, der nach ihm ein Drama dichtete, geradezu den Ausgangspunkt bilden.

Nachdem, wie ich glaube, gezeigt ist, daß zwischen jenen Stellen auch nicht der geringste Zusammenhang besteht, kann auch von einer gemeinsamen Quelle nicht die Rede sein, abgesehen davon, daß erst wahrscheinlich gemacht werden müßte, daß Tacitus

---

[1]) Einen ähnlichen Gedanken enthalten die Worte Octavias V. 23 f.:

> *illa, illa (Agrippina) meis tristis Erinys*
> *thalamis Stygios praetulit ignes;*

ebenso lassen sich mit den Worten des Tacitus *Poppaea non nisi in perniciem uxoris nupta* die Worte Octavias V. 131 f. vergleichen:

> *inimica victrix imminet thalamis meis*
> *odioque nostri flagrat et pretium stupri*
> *iustae maritum coniugis poscit caput.*

Diese Stellen hätte Cima anführen können. Die Übereinstimmung ist natürlich eine rein zufällige.

[2]) Eine Anspielung auf das *crimen adulterii* könnte vielleicht jemand in den Worten Neros (V. 536 f.) finden: *incesta genetrix detrahit generi fidem.* Zunächst wird man aber mit Rücksicht auf die vorangehenden Worte Senecas (V. 533 f.) *implebit aulam stirpe caelesti tuam | generata divo Claudiae gentis decus* in jenen Worten Neros Zweifel über die Echtheit der Abkunft Octavias ausgedrückt finden müssen. Wenn Seneca erwidert (V. 538 f.) *teneris in annis haud satis clara est fides, | pudore victus cum tegit flammas amor*, sieht man allerdings, daß er jenes *fides* anders auffaßt, und es kann auch das *detrahit fidem* vom bösen Beispiele Messalinas verstanden werden.

auch jenen Überblick aus einer Quelle abgeschrieben hat; gerade solche Zusammenfassungen müssen doch wohl von ihm herrühren[1]).

Das folgende Kapitel des Tacitus (64) beginnt mit den Worten: *Ac puella ... inter centuriones et milites praesagio malorum iam vitae exempta nondum tamen morte acquiescebat. paucis dehinc interiectis diebus mori iubetur, cum iam viduam se et tantum sororem testaretur communesque Germanicos et postremo Agrippinae nomen cieret, qua incolumi infelix quidem matrimonium, sed sine exitio pertulisset.* Es folgt die Schilderung des Mordes.

In der Prätexta fordert Octavia, als sie am Hochzeitstage Neros und Poppäens den Palast verläßt, den Chor auf, durch zu deutliche Kundgebungen der Liebe zu ihr nicht den Grimm des Tyrannen zu reizen (V. 646 f.), und fährt fort:

> *non hoc primum*
> *pectora vulnus mea senserunt:*
> *graviora tuli; dabit hic nostris*
> *finem curis vel morte dies:*
> *non ego saevi cernere cogar*
> *coniugis ora,*
> *non invisos intrare mihi*
> *thalamos famulae:*
> *soror Augusti, non uxor ero.*
> *absint tantum tristes poenae*
> *letique metus.*
> *scelerum diri, miseranda, viri*
> *potes hoc demens sperare memor?*
> *hos ad thalamos servata diu*
> *victima tandem funesta cades.*

Der Vers 658 *(soror Augusti, non uxor ero)* ist natürlich schon von Vater und Braun geltend gemacht worden. Dagegen habe ich S. 34 bemerkt: *Ex Oct. 658 et Tac. Ann. XIV 64 ... videmus homines Octaviam reapse talibus verbis se defendentem finxisse. sed nisi iam inter nos constat Octaviae tragoediam post Taciti Annales conscriptam esse, ex tali similitudine nemo iure elicere poterit fabulae scriptorem ex Tacito pendere; immo statuamus oportet ea ad communem quendam fontem redire.* Ich mußte die Worte hersetzen, weil Nordmeyer sie a. a. O. S. 278 zitiert und hinzufügt: *quibus verbis addendum nihil est.* Nordmeyer hat mich aber mißverstanden; wenn ich hier von einer gemeinsamen Quelle sprach, so meinte ich keinen Historiker, wie ich S. 48 ausführte, überhaupt keine schriftliche Quelle, sondern die mündliche Mitteilung eines Augenzeugen. Das hätte ich allerdings sagen können, aber ich konnte eben nicht ahnen, daß man der Stelle noch irgend eine Bedeutung beilegen würde. Cima weiß zu

---

[1]) Vgl. über die Quellenfrage bei Tacitus: Schanz, Gesch. d. röm. Lit. II² 2, S. 240 und Andresen in Nipperdeys Annalen des Tacitus, 10. Aufl. (1904), Einl. S. 31 f.

diesen Stellen nur zu sagen, daß in der *Octavia* die Worte *soror Augusti* ... bei anderer Gelegenheit gesprochen werden als bei Tacitus. Doch, meint er, verringere dies nicht die Bedeutung der Übereinstimmung. Dem ist aber nicht so.

Daß Octavia Schwester und Gattin zugleich gewesen sei, wird in der Prätexta oft betont (V. 46 f., 219 f., 282 f., 535, 658, 828, 910), darunter an drei Stellen so, daß Octavia mit Iuno verglichen wird. Es ist durchaus natürlich, daß Octavia in dem Momente, wo sie das Kaiserhaus verläßt, sagt, sie werde in Hinkunft nur mehr Schwester sein; als sie zum Schiffe geführt wird (am Ende des Dramas V. 910), sagt sie: *hac (rate)* .... *thalamis expulsa soror miseranda vehar.* Und es ist merkwürdig, daß weder Braun noch Cima diese Stelle herangezogen haben. Jene Worte Octaviens sind also an ihrer Stelle durchaus passend und natürlich, abgesehen davon, daß sie möglicherweise eine Reminiszenz an Sen. Herc. F. V. 1 f. enthalten, wo Iuno sagt:

> *soror Tonantis, hoc enim solum mihi*
> *nomen relictum est*[1]).

Ganz anderen Sinn als in der Prätexta haben die Worte bei Tacitus entsprechend der Gelegenheit, bei der sie Octavia gebraucht haben soll. „Ich bin ja doch nur mehr Schwester", sagt sie, „also nicht mehr hinderlich"; in der Prätexta: „Ich werde nur mehr Schwester sein, nicht mehr mit den Verhaßten zusammen kommen müssen". Man muß doch fragen, warum der Dichter, wenn er seine Anregung Tacitus verdankt, die Octavia nicht eben, als sie zu Schiffe geführt wird, jene Worte sagen läßt — das tut er ja, wird Cima sagen, nachdem ich ihm V. 910 zitiert habe — und zwar in demselben Sinne wie bei Tacitus, warum er sie weiters die *communes* Germanici und Agrippina nicht anrufen läßt. Ja, die letzten Worte Octaviens bei Tacitus, welche Cima wohlweislich[2]) nicht ausgeschrieben hat, stehen in grellem Widerspruche zur Prätexta, in welcher Agrippina von Octavia nur als die böse, haßerfüllte Stiefmutter bezeichnet wird. Es läßt sich dies nicht anders erklären als damit, daß eben der Dichter Tacitus nicht benützt hat. Auch wenn der Dichter an jener einzigen Stelle das doppelte Verhältnis, in dem Octavia zu Nero stand, berücksichtigt hätte, auch wenn die Senecastelle (Herc. F. V. 1 f.) nicht existierte, auch wenn die Worte Octaviens genau in demselben Sinne wie bei Tacitus gesprochen wären und genau bei derselben Gelegenheit, auch dann würde ich sagen, was ich früher gesagt: „Daraus

---

[1]) Vgl. Vergil, Aen. IV 323 f.

> *cui me moribundam deseris, hospes?*
> *hoc solum nomen quoniam de coniuge restat.*

[2]) Und doch hätte er noch — für ihn recht passend — mit [illegible] Worten *qua incolumi infelix matrimonium, sed sine exitio pertul*[illegible] vergleichen können Oct. V. 100 f. *toleranda quamvis patiar.*

kann man erst dann schließen, daß der Dichter Tacitus benützt hat, wenn es sonst nachgewiesen ist". Cima nennt das einen *circulus vitiosus;* er hat nicht beachtet oder beachten wollen, daß ich die Bemerkung gerade zu dieser Stelle gemacht habe. Wie soll man denn, meint er, anders nachweisen, daß Tacitus der Vorgänger war, als auf diesem Wege? Da muß man eben mehr Stellen haben als die, zu der ich das gesagt habe. Und vor allem, man muß Stellen haben, wo nicht Tacitus selbst zitiert; denn was Tacitus hier sagt *(testaretur),* das hat ja nicht er erfunden, sondern selbstverständlich aus schriftlicher oder mündlicher Quelle. Uns interessiert die Quelle nicht; denn da sie auch die Anrufung der *communes* Germanici und Agrippina enthielt, kann sie nicht die des Dichters gewesen sein, wenn dieser überhaupt eine Quelle gehabt hat; wie oben bemerkt, macht es ganz den Eindruck, daß die Worte Octaviens in der Prätexta nur für die Stelle erdichtet sind. Schwebt dem Dichter eine Äußerung vor, wie sie Octavia nach Tacitus unmittelbar vor ihrem Tode auf Pandataria gemacht haben soll, so kann er sie von einem Ohrenzeugen gehört oder sonst gesprächsweise erfahren haben, wie ja Tacitus Bericht, wenn etwas Wahres daran ist, in letzter Linie auf einen Ohrenzeugen zurückgehen muß. Von einer schriftlichen historischen Quelle, sei es Tacitus oder sonst einer, ist an unserer Stelle, wie sich zufällig mit Evidenz, wie mir scheint, zeigen läßt, keine Spur[1]).

Wenn Nordmeyer und Cima zu des Tacitus Worten *praesagio malorum iam vitae exempta* auf Oct. V. 652 f.:

> *dabit hic nostris*
> *finem curis vel morte dies*

und V. 100 f.:

> *toleranda quamvis patiar, haud unquam queant*
> *nisi morte tristi nostra finiri mala*

verweisen, so hätten sie schließlich auch die folgenden Verse anführen können:

V. 20 *lux es tenebris invisa magis,*
V. 70 f. *nunc in luctus servata meos*
magni resto nominis umbra,
V. 108 *mori iuvabit,*

---

[1]) Cima, der fälschlich meine Worte so zitiert, als ob sie für alle diese Stellen gälten, hat infolgedessen meine Meinung mit der Nordmeyers konfundiert und behauptet S. 21 ohneweiters: *la coincidensa di questi passi è tale, che per negare che alla mente del poeta sia stato presente il testo di Tacito, bisogna ricorrere, come appunto fanno il Ladek e il Nordmeyer, all' ipotesi d'un fonte comune*; die Bemerkung, die er anknüpft, daß Tacitus seine Quellen nicht wörtlich ausgeschrieben haben wird, erledigt sich für uns von selbst; auch wenn er an unserer Stelle wörtlich eine Quelle ausgeschrieben hätte (vgl. Th. Mommsen im Hermes IV 295), mit der Prätexta hat sie nichts zu tun.

V. 123 f. *tunc tremor et ingens excutit somnos pavor*
renovatque luctus et metus miserae mihi,
V. 131 f. *inimica victrix ... pretium stupri*
iustae maritum coniugis poscit caput,
V. 174 *exstinguat et me,*
V. 663 f. *hos ad thalamos servata diu*
victima tandem funesta cades,
V. 903 f. *sin caede mea cumulare parat*
luctus nostros, invidet etiam
cur in patria mihi saeva mori?
sed iam spes est nulla salutis:
fratris cerno miseranda ratem ...
V. 958 f. *me quoque tristes mittit ad umbras*
ferus et manes ecce tyrannus
. . . .
rapite ad letum quis ius in nos
Fortuna dedit.

Wo Octavia auftritt, spricht sie von dem ihr bevorstehenden Tode. Und die Anregung hiezu soll jene Stelle des Tacitus gegeben haben!

Das sind alle die Stellen, bezüglich derer Cima S. 19 sagt: *il Ladek ... pare a me ... abbia chiuso gli occhi di proposito su certi passi dell'Octavia, in cui è manifesta l'origine tacitiana.* Es scheint mir eher, daß Cima die Augen nicht weit genug geöffnet hat, allerdings nicht *di proposito.* Die Stellen zeigen allesamt nicht nur nicht, daß Tacitus die Quelle der Octavia ist, sondern sie beweisen gerade, daß der Dichter den Tacitus nicht gelesen hat.

Cima fügt aber, um die Ansicht Brauns zu stützen, deren Berechtigung er durch die eben besprochenen Stellen erwiesen zu haben glaubt, noch ein paar Stellen hinzu, die den Luchsaugen Brauns *(sguardo linceo)*[1]) entgangen seien; ich denke, es läßt sich zeigen, daß sie sämtlich mit gutem Grunde von Braun nicht angeführt worden sind.

Mit Rücksicht auf die Worte des Tacitus (Ann. XIV 59): *Nero ... posito metu nuptias Poppaeae ob eiusmodi terrores dilatas maturare parat Octaviamque coniugem amoliri, quamvis modeste ageret, nomine patris et studiis populi gravem* läßt nach Cimas Meinung der Dichter der Prätexta Octavia beim Verlassen des Kaiserpalastes ihre Anhänger auffordern (V. 646 f.):

parcite lacrimis, urbis festo
laetoque die ne tantus amor
nostrique favor principis acres
suscitet iras vobisque ego sim
causa malorum.

Aber Cima merkt gar nicht, daß die darauf folgenden Worte den Chor zu dem Tumulte geradezu aufreizen, der einigen das Leben

[1]) Wie scharf ist doch da der Blick Cimas! Und nun sind wir noch imstande, ein paar Stellen aus Tacitus anzuführen, die Cima unbeschadet der Unrichtigkeit seiner Annahme hätte zitieren können.



kostet und Octavia selbst ins Verderben stürzt, er denkt nicht daran, daß die Octavia der Prätexta im Gegensatze zu jenen Worten des Tacitus und zu dem, was in den Ann. XIII 16 steht: *Octavia, quamvis rudibus annis, dolorem caritatem, omnis affectus abscondere didicerat*, ein haßerfülltes Weib ist, das den Zorn nicht zurückhalten kann (V. 47 f.), alle Ratschläge, sich ruhig zu verhalten (also *modeste agere*), zurückweist (V. 52 f., 98 f.), das den Nero sogar mit eigener Hand umbringen will (V. 174), ihm flucht (V. 227 f., 247) und den Haß dem Gatten auf unzweideutige Weise zu erkennen gegeben hat (V. 541 f.). Wenn das alles der Dichter auf Grund jener Worte des Tacitus so dargestellt hat, dann hat er ihm absichtlich widersprochen. Zu *nomine patris gravem* hätte übrigens Cima außer auf V. 35 f. und 286 f. noch auf 278 f., 534 f., 789, 803 und zu *studiis populi gravem* auf V. 183, die Chorlieder 273 f., 669 f., 877 f., den Botenbericht 780 f. und dann auf V. 572 f., 866 hinweisen können.

Der durch die Worte des Tacitus (Ann. XIV 60): *inde* (nach der Verstoßung Octaviens) *crebri questus nec occulti per vulgum, cui minor sapientia et ex mediocritate fortunae pauciora pericula sunt* gekennzeichneten Situation entsprechen nach Cima die Worte des Chores (V. 669 f.), in denen dieser beklagt, daß durch Poppäa die Tochter des Claudius verdrängt worden, daß die alte Römertugend dahin geschwunden sei, und endlich den Entschluß faßt, Poppäas Bilder zu zertrümmern, sie selbst aus dem Palast zu reißen und diesen in Brand zu stecken. Cima billigt meine Widerlegung Brauns (a. a. O. S. 38), der die Worte des Chores, in denen dieser die Gefährlichkeit der Volksgunst erweist (V. 877), auf die Tacitusstelle bezogen hatte, und sieht unbegreiflicherweise nicht, daß das, was gegen Braun gesagt ist, auch gegen ihn gilt; aus den bei Tacitus folgenden Worten ergibt sich nämlich, wie Cima, mir folgend, selbst sagt, daß jene *crebri questus* an und für sich den Untergang der Octavia nicht herbeiführten, während die Worte des Chors den Aufstand und dann den Untergang Octavias zur Folge haben. Cima berücksichtigt weiters nicht, daß im direkten Widerspruch mit den Taciteischen Worten *cui ... ex mediocritate fortunae pauciora pericula sunt* in der Prätexta eine Anzahl[1]) von Anhängern der Octavia getötet wird (V. 846) und Nero den Römern Brand und Hungersnot in Aussicht stellt (V. 826 ff.).

---

[1]) Wenn der Dichter den Präfekten V. 846 f. sagen läßt:

> *populi furorem caede paucorum, diu*
> *qui restiterunt temere, compressum affero,*

so soll nicht der Aufstand als unbedeutend hingestellt werden, sondern der Dichter läßt den Präfekten sich rühmen, daß er mit geringem Blutvergießen diesen gefährlichen Aufstand unterdrückt habe, um zu zeigen, was Nero für ein blutdürstiger Tyrann sei, der auf diese Meldung die Frage hat: *et hoc sat est?* ...

Das hat Braun wohl gesehen und deshalb an diese Beziehung nicht gedacht.

Von einigen Stellen, welche Poppäa Sabina betreffen, muß Cima S. 24 f. zugeben, daß man nicht sagen kann, der Dichter habe eine bestimmte Tacitusstelle nachgeahmt; aber eine bezeichnende Stelle glaubt er wieder gefunden zu haben, die sogar Braun übersehen hatte; bei Tacitus heißt es Ann. XIII 45 von Poppäas Mutter: *mater eius, aetatis suae feminas pulchritudine supergressa, gloriam pariter et formam dederat; opes claritudini generis sufficiebant* und Oct. V. 199 von Poppäa:

> *sit licet forma eminens,*
> *opibus superba, gaudium capiet breve.*

Man staune! *Forma* und *opes* zusammen erwähnt! Wenn Cima die Prätexta genauer gelesen hätte, hätte er V. 544 f.: *dignamque thalamis coniugem inveni meis genere atque forma* auch zitieren können, wo — man staune abermals! — *genus* und *forma* zusammen erwähnt sind (die *forma Poppaeae* noch V. 700, 773 f.). Ich denke nicht, daß Braun diese Stellen entgangen sind, er besaß doch so viel Geschmack, solche Stellen nicht heranzuziehen. Über den Unterschied zwischen der Poppäa in der Prätexta und bei Tacitus wird später zu reden sein.

In Tacitus Ann. XIV 57 verdächtigt Tigellinus den Faustus Cornelius Sulla Felix, den Gemahl der Antonia, der Tochter des Claudius (seit 58 verbannt), und den Rubellius Plautus, den Sohn der Iulia, der Tochter des jüngeren Drusus (seit 60 in Kleinasien): *Non se (Tigellinum) ut Burrum diversas spes, sed solam incolumitatem Neronis spectare; cui caveri utcumque ab urbanis insidiis praesenti opera: longinquos motus quonam modo comprimi posse? Erectas Gallias ad nomen dictatorium, nec minus suspensos Asiae populos claritudine avi Drusi. Sullam inopem* usw. In der Prätexta gibt Nero bei seinem Auftreten einem Präfekten den Befehl, ihm die Köpfe des Plautus und Sulla zu bringen, und rechtfertigt dann Seneca gegenüber sein Vorgehen mit den Worten:

> *An patiar ultra sanguinem nostrum peti,*
> *inultus et contemptus ut subito opprimar?*
> *exilia non fregere summotos procul*
> *Plautum atque Sullam, pertinax quorum furor*
> *armat ministros sceleris in caedem meam,*
> *absentium cum maneat etiam ingens favor*
> *in urbe nostra, qui fovet spes exulum.*

Diese Stellen hat Braun verglichen und ich bemerkte S. 33 gegen ihn: *apud Tacitum . Tigellinus Neronis suspicionem et invidiam movet, in Octavia autem Nero ipse a nullo incitatus talia profert.* Cima sieht nun wie einst Braun nicht ein, warum der Dichter dem Nero nicht habe dieselben Gedanken *(i medesimi concetti)* in den Mund legen können, die bei Tacitus Tigellinus ausspreche. Das hätte der Dichter gewiß tun können; aber es sind eben nicht



dieselben Gedanken[1]), welche bei Tacitus von Tigellinus und in der *Octavia* von Nero ausgesprochen werden. Tigellinus betont nämlich ausdrücklich, daß der Kaiser in der Stadt so ziemlich sicher sei, Aufstände in der Ferne könne man nicht dämpfen; nur von solchen wird bei Tacitus gesprochen, während Nero in der Prätexta ausdrücklich von meuchelmörderischen Anschlägen in der Stadt spricht. Das ist doch etwas anderes und beweist eben, was nicht mehr bewiesen zu werden braucht, daß der Dichter mit Tacitus nichts zu tun hat; denn es wäre unbegreiflich, warum der Dichter, durch Tacitus angeregt, den Nero nicht von gefährlichen Revolutionen im Reiche sprechen lassen sollte.

Mit Rücksicht auf die Beseitigung des Sulla und Plautus sagt Tacitus Ann. XIV 59: *posito metu nuptias Poppaeae ob eiusmodi terrores dilatas maturare parat Octaviamque coniugem amoliri;* Cima glaubt darauf aufmerksam machen zu müssen, daß auch in der Prätexta der Tod der beiden als eine Bedingung der Hochzeit mit Poppäa hingestellt wird. Nicht einmal das ist richtig; denn in dem Stücke denkt Nero zugleich an die Beseitigung der beiden und an die Ermordung Octaviens. Nero fährt nämlich nach den eben zitierten Worten über die Mordanschläge des Sulla und Plautus V. 469 f. fort:

tollantur hostes ense suspecti mihi,
invisa coniunx pereat et carum sibi
fratrem sequatur. quicquid excelsum est cadat.

Davon, daß der Tod der beiden eine Bedingung für die neue Hochzeit wäre, ist in der Prätexta keine Rede. Nach der Darstellung des Dichters kann sogar der Tod des Plautus und Sulla nicht vor der Hochzeit erfolgen. Nero gibt dem Präfekten den Befehl, Leute zu senden, die ihm die abgeschnittenen Köpfe der beiden Verwandten bringen sollen. Natürlich wird der Dichter gewußt haben, was Tacitus (Ann. XIV 57 und 59) erzählt, daß nämlich die Köpfe der Ermordeten dem Nero gebracht wurden und daß er sogar über sie gewitzelt haben sollte; aber er ist geschmackvoll genug, nicht Soldaten, welche die abgeschnittenen Köpfe

---

[1]) Ich sagte auch *talia* und nicht *eadem profert.* Da passiert Cima in seiner Flüchtigkeit ein komisches Versehen. Er bemerkt S. 26, Anm. 1: *Poichè evidentemente il praefectus che compare nell' Octavia non è Tigellino, il Ladek* (p. 32) *congettura che sia l'altro prefetto, di cui parla Tacito, Fenio Rufo.* Der Präfekt aber in dem Stücke, fährt er dann fort, sei keine historische Figur und Faenius Rufus wäre bei Nero schon in Ungnade gefallen gewesen. Nun habe ich aber gerade an dieser Stelle (S. 32) gegen Braun dasselbe, wie er hier, bemerkt: *is qui Octaviam conscripsit, in singularum personarum moribus describendis non fidei historicae, sed artis rhetoricae praeceptorum rationem habuit... qua de causa dubito, num scriptor .. Faenium Rufum respexerit.* Also Cima verwechselt *dubito, num* mit *dubito, an* (!) und gebraucht dann meine eigene Begründung (mit dem Zusatze *parmi probabile*) gegen die von mir bekämpfte Ansicht.

bringen, auftreten zu lassen, sondern er verletzt lieber die Chronologie, was ja für ihn nichts bedeutet. Die Mörder müssen erst zu den *exules procul summotos* (V. 464) gelangen, während Nero schon seine Hochzeit feiert und Octavia fortschleppen läßt, was eben im Stücke in den nächsten zwei Tagen nach dem diese beiden Verwandten betreffenden Mordbefehle geschieht. Natürlich sehen wir in dieser Verschiebung keine Abweichung vom Berichte des Tacitus. Bezeichnend aber ist es, daß jeder Versuch irgend eine Stelle oder ein Motiv der Prätexta auf Tacitus zurückzuführen, bei genauerem Zusehen sich nicht nur als vergeblich herausstellt, sondern geradezu das Gegenteil beweist.

V. 831 f. droht Nero in seiner Wut über den Volksaufruhr:

> *mox tecta flammis concidant urbis meis*
> *ignes ruinae noxium populum premant*
> *turpisque egestas, saeva cum luctu fames.*

Zu dieser Stelle schrieb Braun die bekannten Worte aus dem Taciteischen Berichte über den Brand Roms Ann. XV 38: *sequitur clades forte an dolo principis incertum.* Ich hob nur die Unterschiede hervor, daß nämlich in der *Octavia* der Brand mit dem Volksaufruhr in Verbindung gebracht wird und daß Nero wie bei anderen Autoren als Urheber des Brandes erscheint, während Tacitus allein dies als zweifelhaft hinstellt. Dazu sagt nun Cima S. 29: *dell' allusione all' incendio di Roma il L. giudica che non possa risalire ad una tal fonte, perchè il poeta avrebbe dovuto, secondo lui, tener conto di tutte e due le versioni significate da Tacito con quelle parole. Ma non si comprende come mai il poeta potesse pensare ad attribuire nello stesso tempo la causa dell' incendio e al caso e alla frode di Nerone.* Ja, das begreife auch ich nicht, ich habe aber auch solch einen Unsinn gar nicht verlangt, sondern nur die Verschiedenheiten konstatiert, welche doch klar machen, daß nichts dafür spricht, daß der Dichter Tacitus kennt; daß er ihn unmöglich gelesen haben kann, läßt sich natürlich aus dieser Stelle nicht beweisen. Bemerkenswert ist, daß wir hier wohl das älteste Zeugnis für jene fälschlich gegen Nero erhobene Anschuldigung haben, vgl. Nordmeyer S. 266. Gercke weist a. a. O. S. 199 darauf hin, daß diese Verbindung des Brandes mit den gegen Poppäa gerichteten Tumulten zwar freie Erfindung des Dichters sei, daß aber bei Dio Cassius (LXII 13) die Verstoßung Octaviens kurz vorausgehe. Bei Dio-Xiphilinus ist jedoch (in zwei Kapiteln) das schamlose Treiben Neros noch weiter geschildert und dann erst (c. 16) die Erzählung vom Brande angeschlossen.

Um Cimas Verdienst nicht zu schmälern, will ich noch erwähnen, daß er zu Oct. V. 139 f.:

> *qui (Claudius) nato suo*
> *praeferre potuit sanguine alieno satum*

außer der von Braun angezogenen Stelle Tac. A[illegible]
(Claudius) triennio maiorem Domitium filio antepo[illegible]



glichen haben will Ann. XII 69: *Testamentum (Claudii). haud recitatum, ne antepositus filio privignus iniuria et invidia animos vulgi turbaret*[1]). Wie lange wird wohl der Dichter über den beiden Stellen gesessen sein, um endlich, damit man erst in später Zeit auf seine Quelle komme, *filio anteponere* durch *nato praeferre* zu ersetzen! Ebenso stammt noch von Cima — leider hat ihm Braun schon fast alles weggenommen — die Vergleichung von Oct. V. 240 f.:

hic hostis deum
hominumque templis expulit superos suis
civesque patria

und Tacitus Ann. XV 45: *Inque eam praedam* (es ist die Plünderung Italiens und der Provinzen unmittelbar vorher erwähnt)[2]) *etiam dii cessere, spoliatis in urbe templis egestoque auro, quod triumphis, quod votis omnis populi Romani aetas prospere aut in metu sacraverat.* Er meint, der Dichter habe diese Plünderung — er spricht natürlich stets so, als ob er irgendwo bewiesen hätte, daß Tacitus die Quelle der Prätexta sei, — als Konfiskation der Güter der Götter aufgefaßt und die Götter daher mit den Exilierten verglichen. Der Dichter sagt aber ausdrücklich *templis expulit deos suis civesque patria,* da ist von Tempelraub nicht die Rede. Eher hätte Cima die bei Tacitus folgenden Worte zitieren können: *per Asiam atque Achaiam non dona tantum, sed simulacra numinum abripiebantur.* Vgl. übrigens Sueton, Nero 32 und Dio LXIII 11, 3. Aber wozu sollen wir noch Stellen anführen, die Braun nicht anführen wollte und Cima übersehen hat? Sie sind alle bedeutungslos. Diese Verse der Prätexta sind bereits von Nordmeyer (S. 292 und 299) richtig erklärt durch den Hinweis darauf, daß Nero den Tempel, welchen Agrippina dem Claudius zu bauen begonnen hatte, niederreißen ließ (Suet. Vesp. 9). Als Tempelräuber ist Nero schon mit *hostis deum* allgemein bezeichnet.

Es sind nunmehr die Stellen besprochen, welche man neuerdings für die Ansicht geltend gemacht hat, daß Tacitus die Quelle der Octavia sei, und zwar ist keine Stelle[3]) übergangen worden,

---

[1]) Vgl. nach Tac. Ann. XIII 14: *Britannicum veram dignamque stirpem suscipiendo patris imperio, quod insitus et adoptivus per iniurias matris exerceret* mit Oct. V. 249: *Nero insitivus* (die Handschr. *nisi divo* oder *insidivo*), *Domitio genitus patre.*

[2]) Es sei übrigens nicht vergessen, daß Cima die der obigen Stelle vorangehenden Worte: *Interea conferendis pecuniis pervastata Italia, provinciae eversae sociique populi et quae civitatium liberae vocantur* aus eigenem mit Oct. V. 626 f.:

mittat immensas opes
exhaustus orbis, ...regna divitias ferant

verglichen hat.

[3]) Die Stellen, die Cima sonst noch aus der Zahl der von Braun und mir besprochenen hervorhebt, zählt er selbst zu denen, die erst in Betracht kommen, wenn Tacitus als Quelle der Prätexta erwiesen ist. Da nun dieser Beweis m. E. vollständig mißlungen ist und Cima über

weil ja in einer solchen Frage auch eine schon von entscheidender Bedeutung sein kann. Es hat sich uns jedoch ergeben, daß aus keiner einzigen Stelle auch nur mit der geringsten Wahrscheinlichkeit geschlossen werden kann, daß der Autor der Octavia die Darstellung des Tacitus gekannt oder benützt hat, und man wird wohl diese Ansicht jetzt als endgiltig abgetan betrachten dürfen. Wir haben aber auch gesehen, daß man mit Unrecht nach einigen dieser Stellen eine gemeinsame Quelle für Tacitus und die Octavia angenommen hat. Doch sind für diese Meinung noch andere Stellen und sonstige Gründe vorgebracht worden, die wir im folgenden besprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Wien. Dr. Friedrich Ladek.

Eine neue Methode für sprachstatistische Untersuchungen.

Die gegenwärtig herrschende philologische Behandlung der neueren deutschen Literatur strebt nach möglichst exakten Resultaten. Ihr genügt es nicht mehr wie den von ihr abgelösten philosophischen und historischen Perioden, durch weitblickende Übersichten und eine weniger streng begründende als oft gefühlsmäßige, ahnende, subjektiv konstruierende Methode die Massen der Einzelerscheinungen auf höhere Gesichtspunkte zu bringen. Getragen von der unerläßlichen Grundlage jeder Philologie, der Akribie, und einer schier allzuweit vorgeschrittenen Arbeitsteilung benutzt sie mit Erfolg Methoden, die moderne Wissenschaften groß gemacht haben: die peinlich genaue „Beschreibung" des Einzelfalles (im Sinne R. Heinzels), das Fortschreiten vom sorgfältig beobachteten Einzelfall zum Gesetze, die sozusagen bio-

---

diese Stellen nichts weiter zu sagen weiß, brauche ich nicht zu wiederholen, was ich a. a. O. bereits erörtert habe. Nur eine Bemerkung über ein Detail sei mir noch gestattet. Cima begreift nicht (S. 30, Anm. 3), warum ich nicht für wahrscheinlich halte, daß der Dichter für die V. 231 f.

vidimus caelo iubar
ardens cometam pandere infestam facem,
qua plaustra tardus noctis aeterna vice
regit Bootes

aus Senecas Quaest. nat. VII 21 und 29 geschöpft habe, wo die Bahn des Kometen vom J. 60 beschrieben ist. Warum ich die Quaestiones nat. ausnehme, da doch der Dichter andere philosophische Werke Senecas benützte? Cima scheint auf einmal vergessen zu haben, daß ich den Verfasser der Octavia für einen Zeitgenossen Neros hielt. Von einem solchen schien es mir eben unwahrscheinlich, daß er erst die Quaesti[illegible] nat. habe durchlesen müssen, um von dem Kometen, den er selbst e[illegible] sagen zu können: „Wir haben am nördlichen Himmel einen [illegible] gesehen". Übrigens sind die philosophischen Werke Senecas nur [illegible] Szenen benützt, in denen Seneca auftritt.



logische Erklärung des Individuums aus den Einwirkungen der Umgebung, der Textstelle aus der Situation, die Vergleichung und die Parallele — alles dies rein empirisch mit möglichster Ausschaltung persönlicher Einflüsse des Forschenden. Für grammatische, stilistische, metrische Untersuchungen ergibt sich aus der induzierenden Betrachtung der Einzelfälle von selbst die statistische Beobachtung, die aus den Massenerscheinungen durch ziffernmäßige Betrachtung und tabellarische Gruppierung Schlüsse zieht. Freilich beweist auch hier die Zahl nicht alles, besonders nicht bei metrischer Statistik — ganz abgesehen von dem Mangel allgemein anerkannter Grundlagen in der neuhochdeutschen Metrik, der sich in dem heute fast unversöhnlich scheinenden Gegensatz der einzelnen Schulen zeigt. Die Mängel und Gefahren metrischer Statistik hat J. Minor in seiner Polemik „Über Stichreim und Dreireim bei Hans Sachs“ (Euphorion III. IV.) erwiesen. Für die feinen, oft imponderablen metrischen Qualitäten beweist die sorgfältige Erfassung des einzelnen Falles, also Beispiel und Belegstelle, immer noch mehr, als statistische Zählungen und Rubrizierungen, die wegen der unwägbaren Unterschiede des scheinbar unter eine Gattung Fallenden oft unfruchtbar, oft überhaupt nicht möglich sind. Es würde z. B. eine rein statistische Betrachtung der Betonung und des Enjambements des Goethischen fünffüßigen Jambus zu falschen Vorstellungen führen und dem Hauptziele jeder metrischen Untersuchung, der Darlegung des Ethos der Versart, nur wenig dienen. Auch beweisen Zahlen, wie Minor zeigt, nur, wenn sie mit zweifelloser Sicherheit erhoben und richtig sind. „Man kann auch in Zahlen und in Zitaten ohne Kopf und ohne Gewissen arbeiten und hinter dem winkelvollen Rüstzeug der exakten Methode findet der Irrtum oft seine sichersten Schlupfwinkel.“

Bei dieser Unsicherheit ist ein statistisches Verfahren um so mehr zu begrüßen, das diesen Fehlern aus dem Wege geht. Ein solches scheint das von K. Marbe in seinem Vortrage: 'Über den Rhythmus der Prosa' vorgeschlagene zu sein[1]).

Die Untersuchung ist dem Rhythmus des prosaischen Stils gewidmet und erschließt durch statistische Betrachtung rhythmischer Formen den grundverschiedenen Charakter des Stils verschiedener Schriftsteller. Marbe betrachtet den dynamischen, stärkeabstufenden Accent, durch welchen die dominierenden Silben markiert und gleiche Zeitteile zu einem Ganzen zusammengefaßt werden. Das musikalische, tonhöheabstufende Element ist mit Recht ausgeschaltet, denn den Satzrhythmus bedingt in erster Linie der dynamische Accent.

---

[1]) 'Über den Rhythmus der Prosa', Vortrag, gehalten auf dem 1. deutschen Kongreß für experimentelle Psychologie zu Gießen von K. Marbe, a. o. Prof. der Philosophie zu Würzburg. Gießen, Rickersche Verlagsbuchhandlung (Alfred Töpelmann) 1904.

Diese Art sprachlicher Statistik läuft nicht leicht Gefahr, unfruchtbar zu werden, da sie sich einzig von dem selten irreführenden Gefühl für natürliche Betonung des Wortes und des Satzes leiten zu lassen hat, also eine peinlich genaue, individuelle Erwägung der einzelnen Stelle nicht erfordert. Ferner darf sie, weil für ihre Zwecke Wort- und Satzaccente homogene Faktoren sind, von dieser Unterscheidung, sowie von der von Haupt- und Nebenton absehen. Auch erweckt das vorsichtige Weiterschreiten, ja Tasten der mühevollen Untersuchung Marbes Vertrauen, die Operationen sind logisch und mathematisch unanfechtbar, es finden sich in den Tabellen absolut keine findigen Taschenspielerarrangements von Ziffern, so daß auch die von verschiedenen Beobachtern angestellten Berechnungen gleichstimmende Ergebnisse liefern. Es erscheint also Marbes schematisierende statistische Methode an sich als der Beachtung wert.

Marbe wurde auf seine Untersuchung durch die Beobachtung geführt, daß ihm bei der Lektüre der Goethischen Schrift „Sankt Rochusfest in Bingen" gewisse, durch eine Gleichförmigkeit des Rhythmus in den gelesenen Partien bedingte Erlebnisse — „Bewußtseinslagen" — immer wiederkehrten, die spezifisch verschieden waren von den bei der Lektüre der Heinischen „Harzreise" hervorgerufenen rhythmischen Eindrücken. Über diesen allgemeinen Eindruck ästhetischer Art suchte er sich durch ein sprachstatistisches Verfahren Klarheit zu schaffen. Er teilte die Anfänge beider Schriften in Abteilungen von etwa 1000 Worten und accentuierte diese zum Teil selbst nach der natürlichen Betonung, zum Teil ließ er sie zur Kontrolle von anderen accentuieren. Dann berechnete er durch Bestimmung des arithmetischen Mittels (m), daß im „Rochusfest" durchschnittlich weniger unbetonte Silben zwischen je zwei betonten stehen als in der „Harzreise", und durch Bestimmung der mittleren Variation (v), daß im Goethischen Text durchschnittlich weniger Silben von diesem arithmetischen Mittel abweichen als im Heinischen. Der Goethische Text zeigt also größere rhythmische Gleichförmigkeit als der Heinische — ein Resultat, das durch die von den anderen Beobachtern durchgeführten Untersuchungen bestätigt wurde.

Hierauf untersuchte Marbe, wie viel unbetonte Silben zwischen je zwei betonten in beiden Texten vorkommen. Als häufigste rhythmische Form ergaben sich in beiden Texten zwei unbetonte Silben zwischen zwei betonten, also die Form $\acute{-} \smile \smile \acute{-}$. Dieser Normaltypus tritt bei Goethe häufiger hervor als bei Heine. Dagegen ist das Vorkommen von mehr als zwei unbetonten Silben zwischen zwei betonten in der „Harzreise" häufiger. In den Goethischen Texten stehen auch viel seltener als bei Heine eine größer[e] Zahl unbetonter Silben (9 oder 10) zwischen zwei betonten. Sch[on] die bisherige Untersuchung ergibt also für den untersuch[ten]

Goethischen Text konstantere rhythmische Verhältnisse als für den Heinischen. Beide Texte zeigen wesentliche Verschiedenheiten, die charakteristisch für das individuelle rhythmische Gepräge beider Texte und statistisch konstatierbar sind. Wie der Ausgangspunkt der Untersuchung zeigt, bleiben diese rhythmischen Verschiedenheiten nicht ohne Einfluß auf die ästhetische Wirkung der Texte. Diese Ergebnisse scheinen von der individuellen Verschiedenheit der rhythmischen Auffassung eines Textes unabhängig zu sein, denn die von Marbes Gehilfen unabhängig skandierten Texte ergaben wieder stimmende Tatsachen.

Kommen in diesen für das „Rochusfest" und die „Harzreise" gewonnenen Resultaten Eigentümlichkeiten der Goethischen und der Heinischen und der neuhochdeutschen Prosa überhaupt zum Ausdruck? Die weiteren Untersuchungen Marbes und seiner Gehilfen scheinen die Frage zu bejahen, da die Untersuchungen umfangreicherer Texte zu denen der engeren Untersuchung stimmen. Es wurden nach denselben Prinzipien Texte aus verschiedenen Zeiträumen untersucht: ein Vortrag Volkelts über „Fausts Entwicklung vom Genießen zum Handeln in Goethes Dichtung" (Neue Jahrbücher f. d. klass. Altert. u. s. f., XI. Bd., 7. Heft), ein Brief Goethes an Friedrike Oeser (1769), an Schiller (1798), an Zelter (1816), eine Rezension über eine Sulzersche Schrift (1772), die beiden ersten Kapitel von Wilhelm Meisters Lehrjahren; von Heine ein Brief an Steinmann (1820), an Campe (1851), der Anfang der Schrift „Börne" (1840). Diese Texte zeigen dieselben Verhältnisse wie die zuerst untersuchten. Wieder zeigte sich als der am häufigsten vorkommende Normaltypus: die zwei unbetonten Silben zwischen zwei betonten. Bei allem Schwanken der Werte für m, das arithmetische Mittel, das uns die durchschnittliche Anzahl der unbetonten Silben zwischen zwei betonten anzeigt, und für v, das durchschnittliche Abweichen von diesem Mittel, ergibt sich eine sehr überraschende Konstanz in dem Verhältnis $v:m$, dem Endergebnis der durch 13 anschauliche statistische Tabellen illustrierten Beweisführung. Diese Werte von $v:m$ differieren nur sehr wenig von einander, scheinen also nur in geringem Grade vom Text und von der Individualität der Beobachter beeinflußt zu sein. Die Konstanz dieses Verhältnisses hängt offenbar mit rhythmischen Eigentümlichkeiten der neuhochdeutschen Prosa zusammen, die in diesem Verhältniswerte ihren statistischen Ausdruck finden. Freilich muß hier vorsichtig eingeschränkt werden: insoweit es sich um Textabteilungen in der Größe der untersuchten handelt.

Diese Einschränkung behält Marbe immer im Auge. So sehr die Resultate für die beobachteten Stellen stimmen und so wahrscheinlich es ist, daß wirklich die rhythmischen Verhältnisse des Stils eines Schriftstellers statistisch konstatierbar sind, so wäre es doch vorschnell, die bisherigen Ergebnisse zu generalisieren

und sie als individuelle Eigentümlichkeiten des Goethischen und Heinischen Stiles überhaupt oder der ganzen neuhochdeutschen Prosa zu betrachten. Erst wenn die Untersuchung Marbes auf weit umfangreicheres Textmaterial ausgedehnt würde, wäre seine Methode erhärtet. Dabei ist zu berücksichtigen, daß der Stil eines Schriftstellers in verschiedenen Perioden verschieden ist und die Stilisierung auch von der Textgattung und anderen Einflüssen abhängt.

Angenommen nun, auf Grund von Marbes so einfacher Methode sei es wirklich möglich, durch Untersuchung größerer Textpartien die rhythmischen Eigentümlichkeiten des Stils eines Schriftstellers statistisch zu fixieren — und solche Versuche werden nach den überraschenden Ergebnissen von Marbes auf ein kleineres Gebiet beschränkten Untersuchungen nicht ausbleiben —, so wäre damit ein neues, philologisch brauchbares und sehr schätzbares Kriterium gegeben. Jetzt wäre möglich ziffermäßig darzustellen, einerseits welche spezifischen rhythmischen Eigentümlichkeiten dem Stil eines Schriftstellers zukommen, anderseits welchen Einfluß die Textgattung und andere Einflüsse auf den Prosarhythmus eines Schriftstellers ausüben.

Jetzt könnte man den Echtheitsfragen mit einem neuen Werkzeug an den Leib rücken, hätte zum mindesten eine Ergänzung und ein Korrektiv zu den bisherigen zur Entscheidung von Echtheitsfragen benutzten Kriterien des Satzbaues, der Wortwahl, der zeitlichen und persönlichen Termini u. a. Marbe selbst weist darauf hin, wie fruchtbar eine intime Kenntnis des Goethischen Prosarhythmus und besonders des Rezensionsrhythmus für die Entscheidung der Echtheitsfrage der zweifelhaften Rezensionen aus den Jahren 1772 und 1773 werden könnte.

Darüber hinaus könnte man durch Untersuchung des Stils einer größeren Anzahl von Schriftstellern zur Feststellung der rhythmischen Eigentümlichkeiten der neuhochdeutschen Prosa bei verschiedenen Schriftstellern vorschreiten und so eine universelle Kenntnis des neuhochdeutschen Prosarhythmus überhaupt vorbereiten. Daraus ergäben sich überaus fruchtbare Gesichtspunkte. So die Frage über das Verhältnis der üblichen Versmaße zum Rhythmus der neuhochdeutschen Prosa. Ohne Zweifel bedingt doch in erster Linie die Rhythmik der Sprachen die nationalen Metra der Völker. „Homers Vers, so umfassend wie der blaue Himmel und so vielfach sich mitteilend allem, was unter ihm wohnet, ist kein Schulen- und Kunsthexameter, sondern das Metrum der Griechen, das in ihrem reinen und feinen Ohr, in ihrer klingenden Sprache zum Gebrauche bereit lag und gleichsam als bildsamer Leim auf Götter- und Heldengestalten wartete", sagt Herder in der Vorrede zum zweiten Teil der „Volkslieder".

Marbes Methode könnte auch auf andere Sprachen angewendet werden. Prof. Schneegans in Würzburg hat die Anfänge von Chateaubriands „Atala" und von Zolas „Rome" nach Marbes





Prinzipien untersucht und ist natürlich zu Werten gelangt, die spezifisch verschieden sind von den für den deutschen Rhythmus erschlossenen. Gelänge es, den Rhythmus mehrerer verwandten Sprachen festzustellen, so dürfte wohl auch die vergleichende Sprachwissenschaft Nutzen ziehen.

Es hindert gar nichts, das einfache Verfahren Marbes auch auf die Quantität der Silben zu beziehen, womit für die Betrachtung des Rhythmus quantitierender Sprachen, wie des Lateinischen und Griechischen, ein wichtiges Hilfsmittel gegeben wäre. Besonders der jetzt so aktuellen Frage der künstlichen Rhythmisierung der griechischen und römischen Kunstprosa (Norden, Blass) käme dieses neue und sehr förderliche Prinzip der Betrachtung zugute. Damit wäre der Vorteil verbunden, daß die zeitraubenden, aber durchaus nicht schwierigen statistischen Berechnungen für umfassende Textgebiete leicht von philologischen Anfängern durchgeführt werden könnten, während die Zusammenfassung und Nutzbarmachung für die wissenschaftlichen Probleme den philologischen Fachgelehrten überlassen bleiben könnte[1]). Auch auf den musikalischen Accent prosaischer und poetischer Erzeugnisse könnte das Verfahren ausgedehnt werden.

Zum Ganzen: Marbes auf einen beschränkten Textkreis sich beziehende Untersuchung hat für diesen überraschende Resultate ergeben und scheint ein neues, vielseitig brauchbares Prinzip für die Sprachbetrachtung darzubieten. Aufgabe der fachlichen Forschung ist es, ihre allgemeine Verwendbarkeit durch analoge Betrachtung größerer Textkreise zu ermitteln.

Mährisch-Trübau. Dr. Franz Spina.

Schiller-Übersetzungen in Österreich-Ungarn.

(Nachträge).

Im IV. Heft des laufenden Jahrganges dieser Zeitschrift haben wir das von M. Koch in Goedekes 'Grundriß' V angelegte Verzeichnis von Übersetzungen Schillerscher Werke mit Beschränkung auf die Österreichisch-Ungarische Monarchie (in ihrer jeweiligen Ausdehnung) und auf in Buchform erschienene Werke ergänzt und fortgesetzt. Freundliche Hinweise der Herren Maddalena und Ostojić sowie Einsicht in den „Památník" der böhmischen Akademie (1898) IV 76 und die Aufsätze von C. Fasola („Schillers Werke in italienischer Übersetzung", Euphorion VIII 116 ff.) und B. Saphra („Schiller in hebräischem Gewande", Ost und West V 305 ff.) ermöglichen uns nachstehende Zusätze.

---

[1]) Marbes Methode würde auch andere bisher verwendete statistische Verfahren stützen, z. B. Dittenbergers u. a. auf Grund statistischer Betrachtung der Partikeln versuchte Datierungen Platonischer und Xenophontischer Schriften.

Čechisch.

1859 *Parasita*, ü. Jos. Barák. (Prag?)
1895 *Píseň o zvonu*, ü. K. Dostal Lutinov. Ebda.?

Hebräisch.

1847 Taucher, ü. Israel Ball. Jaroslau.
1851 Mädchen aus der Fremde, ü. David Rapaport. Lemberg.
1852 Hero und Leander, ü. ders. Ebda.
„ Bürgschaft, ü. J. S. Ebda.
1871 Räuber, ü. Moses Schulbaum. Ebda.
1879 Turandot (1. Akt), ü. Josua Atlas. Przemysl.
1883 Macbeth, ü. Isaak Barb. Drohobycz.
1884 Resignation, ü. J. Brüstiger. Lemberg.

Italienisch.

1821 *Amore e Raggiro*, ü. Michele Leoni. Venedig = Bd. 15 des Giorn. teatrale (1. Druck *Florenz 1817).
1822 *Sperimento di alcune poesie di F. Schiller*, ü. Giovanni Rasori. Mailand (Götter Griechenlands, Glocke u. a.).
1826 *Poesie scelte da migliori classici tedeschi recate in prosa italiana*, ü. Luigi F. A. Argenti. Ebda. (Punschlied, Polykrates u. a.).
1832 *Saggio di letteratura alemanna*, ü. A. Bellati. Ebda. (Amalia u. a.).
1839 *Il trionfo d'amore*, ü. B. Barozzi. Feltre.
„ *La campana*, ü. ders. Ebda.
1844 *La gita alla fornace*, ü. ders. Belluno.
1845 *Fantasia a Laura*, ü. ders. Ebda.
„ *Le illusioni*, ü. Casimiro Varese. Rovigo.
1847 *Poesie di Luigi Uhland*, ü. Nicola Negrelli (darin Schillers Disticha „Die Flüsse").
1851 *L'ostaggio*, ü. Priamo Venier. Graz.

Magyarisch.

1898 *A messinai menyasszony*, ü. Anton Váradi. Budapest = Nr. 43 von Magyar Könyvtár.

Serbokroatisch.

1844 *Parazit ili veština sebe srećnim učiniti*, ü. Gjorgje Maletić. Neusatz.
1850 *Fijesko, ili buna u Genui*, ü. Julije Radišić. Wien.
Die von uns bereits a. a. O. zitierte Übersetzung der Maria Stuart von Spiro Dimitrović aus Cattaro ist um 18[illegible] Pančova erschienen.

* * *



Auch diesmal können wir an einem paradigmatischen Beispiel zeigen, wie bibliographische Irrtümer sich festsetzen und, Rostflecken gleich, immer größer werden. 1837 veröffentlichte der Jičíner Gymnasialprofessor Šimon Karel (nicht Js. Sim., wie Grundr. V 223) Macháček eine Übersetzung der Jungfrau von Orleans; hierüber brachte Dullers Phönix 1838 Nr. 5 eine (uns nicht zugängliche) Notiz und aus dieser wurde 1841 in Mosers „Verzeichnis von Übersetzungen Schillerscher Werke" (Serapeum II 88): „Eine böhmische Übersetzung der dramatischen Werke Schillers hat Simon Machacek, Humanitätsprofessor zu Gitschin, vollendet (!), wovon der erste Band, der die Jungfrau von Orleans enthält, 1837 erschienen ist"; auf Grund dieser Angabe statuiert nun Kipka (Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte, Ergänzungsheft 1905, S. 244) „Machaceks Übersetzung der Werke Schillers 1837 ff." Tatsächlich hat Machacek († 1846) von Übersetzungen Schillerscher Werke mehr als die „Jungfrau" weder veröffentlicht (vgl. Jungmann, *Historie literatury české* [2]1849, S. 595 f.) noch ausgeführt (vgl. *Ottův slovník naučný* XVI 626); eine Übertragung des „Wallenstein" hatte er zwar geplant, aber aus Furcht vor der Zensur wieder aufgegeben.

Auch sonst hat Kipka (a. a. O.) darauf verzichtet, die altehrwürdigen Angaben des Serapeums zu kontrollieren oder kontrollieren zu lassen. Moser vermutet čechische Schiller-Übersetzungen „wahrscheinlich in J. N. Stepaneks böhmischer Schaubühne, bis 1825 neun Bände", von denen er offenbar aus Jungmann[1] weiß; Kipka wiederholt dies, nur „wahrscheinlich" zu „möglicherweise" abschwächend. Und doch ist da gar nichts zu vermuten; bei Jungmann[2] S. 408 ff. können wir den Inhalt aller sechzehn Bände (1820—1832) von Štěpáneks *Diwadlo* und das Fehlen Schillers konstatieren. — A. a. O. S. 245 schreibt Kipka: „Die beste böhmische Übersetzung Schillers, die höchst wahrscheinlich auch die 'Maria Stuart' enthalten wird, ist nach Weddingen S. 146 von dem Dramatiker Jos. P. Kolár verfaßt"; aber Josef Jiří (nicht J. P.) Kolár hat nicht „Schiller" (d. h. doch wohl dessen mehr oder weniger vollzählige Werke), sondern nur 1859 Kabale und Liebe, 1866 f. unter dem freilich weitherzigen Titel „*Dramatická díla*" Räuber und Wallenstein übertragen. — Endlich: die von Kipka a. a. O. S. 245 angeführte magyarische Übersetzung (1899) rührt nicht von „Sukowszki", sondern von Josef Sulkowski her und erschien erstmals schon 1890. — Seine Maria Stuart-Bibliographie wird Kipka aus unserer hier ergänzten Studie mehrfach bereichern können.

Wien. Robert F. Arnold. Ivan Prijatelj.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Engelbert Drerup, Homer. Die Anfänge der hellenischen Kultur (Weltgeschichte in Charakterbildern herausg. von Franz Kampers, Sebastian Merkle und Martin Spahn. Erste Abteilung: Altertum). Mit 105 Abbildungen. München (Kirchheim) 1903. 8°, 145 SS.

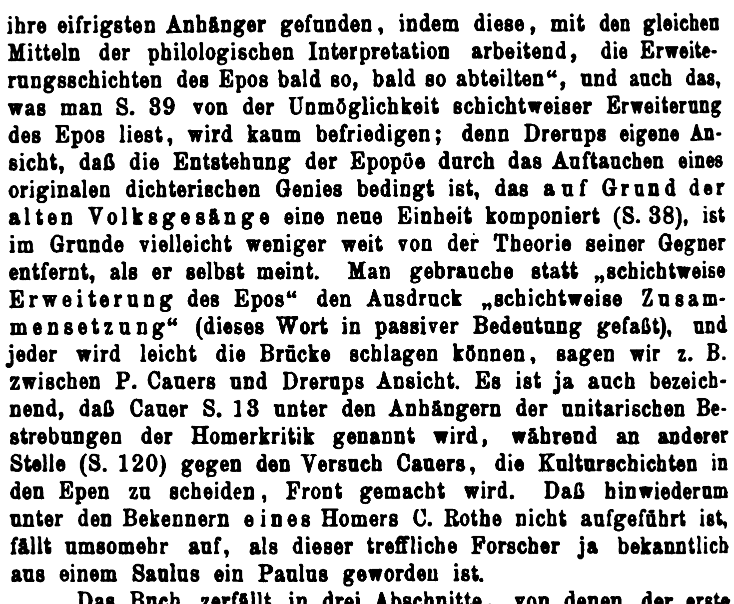
Das Buch soll nach den Intentionen des Verf.s die Mehrzahl der Leser, als die er sich humanistisch gebildete Laien denkt, in ein historisches Studium des Homer erst einführen, nebenbei auch den Fachgenossen eine in einigen Punkten neue Auffassung der homerischen Fragen vermitteln. Wenn demnach auch mit Recht bei den Lesern detailliertere Kenntnis des Inhaltes der homerischen Gedichte vorausgesetzt werden durfte, so mußte doch der Verf., schon um dem Titel des Buches vollständig gerecht zu werden, es zu Anfang um ein Kapitel erweitern, das den Inhalt (Komposition) der Epen in logisch-analytischer Weise derart zu besprechen gehabt hätte, daß in möglichst voraussetzungsloser Weise ebenso die für eine einheitliche Konzeption der Epen sprechenden Momente zur Geltung kamen als die bedeutsamsten Widersprüche und Inkongruenzen der Darstellung nicht verkleidet wurden. In seiner jetzigen Anlage trifft das Buch der scheinbar paradoxe Vorwurf des alten Praktikers Oskar Jäger[1]) nicht ganz mit Unrecht, daß in ihm über alles andere, nur nicht über Homer gehandelt werde. Das, was im Buche geboten wird, ist allerdings erstaunlich viel: jede einzelne der an Homer sich knüpfenden zahlreichen Fragen prinzipieller und aktueller Art wird berücksichtigt und im Anschluß an die neuesten Forschungen in knapper Weise zu ihr Stellung genommen. Freilich gereicht die durch den Charakter des Buches bedingte Knappheit der Darstellung der Sache oft nicht zum Vorteil. So kann man doch nicht die Lehre zahlreicher und hervorragender Forscher mit den Worten abtun (S. 13): „Die Erweiterungstheorie hat eine prinzipielle Widerlegung gerade durch

---

[1]) Homer und Horaz im Gymnasialunterricht. München 1905.







ihre eifrigsten Anhänger gefunden, indem diese, mit den gleichen Mitteln der philologischen Interpretation arbeitend, die Erweiterungsschichten des Epos bald so, bald so abteilten", und auch das, was man S. 39 von der Unmöglichkeit schichtweiser Erweiterung des Epos liest, wird kaum befriedigen; denn Drerups eigene Ansicht, daß die Entstehung der Epopöe durch das Auftauchen eines originalen dichterischen Genies bedingt ist, das auf Grund der alten Volksgesänge eine neue Einheit komponiert (S. 38), ist im Grunde vielleicht weniger weit von der Theorie seiner Gegner entfernt, als er selbst meint. Man gebrauche statt „schichtweise Erweiterung des Epos" den Ausdruck „schichtweise Zusammensetzung" (dieses Wort in passiver Bedeutung gefaßt), und jeder wird leicht die Brücke schlagen können, sagen wir z. B. zwischen P. Cauers und Drerups Ansicht. Es ist ja auch bezeichnend, daß Cauer S. 13 unter den Anhängern der unitarischen Bestrebungen der Homerkritik genannt wird, während an anderer Stelle (S. 120) gegen den Versuch Cauers, die Kulturschichten in den Epen zu scheiden, Front gemacht wird. Daß hinwiederum unter den Bekennern eines Homers C. Rothe nicht aufgeführt ist, fällt umsomehr auf, als dieser treffliche Forscher ja bekanntlich aus einem Saulus ein Paulus geworden ist.

Das Buch zerfällt in drei Abschnitte, von denen der erste sofort die sog. homerische Frage behandelt, indem vorerst über die Homerstudien in alter und neuer Zeit, freilich in allzu aphoristischer Weise, berichtet wird; dann bespricht der Verf. in einem sehr lesenswerten Kapitel das Wesen und Werden des epischen Gesanges bei den verschiedensten Volksstämmen, um schließlich mit Hilfe der hiebei gewonnenen Analogien seine Auffassung von der Entstehung der griechischen Epopöe vorzutragen. Ilias und Odyssee sind in der uns vorliegenden Form ionische Schöpfungen, ihr Ursprung aber muß in dem epischen Einzelgesange einer älteren, um Jahrhunderte zurückliegenden Periode gesucht werden: mit diesem Satze in seiner Allgemeinheit kann sich Freund und Feind ohneweiters einverstanden erklären, *cetera ignorantur*.

Bevor sich der Verf. der Besprechung der besonderen homerischen Probleme, wie der Erklärung der epischen Kunstsprache, des sagengeschichtlichen und poetischen Gehaltes der Epen u. a., zuwendet, findet er es mit Recht für notwendig, jene Kulturperiode Griechenlands zu schildern, die man als den ursprünglichen Nährboden des epischen Gesanges bezeichnen möchte, das Heldenzeitalter der Griechen, die Zeit der heute allerdings nicht mehr richtig so genannten mykenischen Kultur. Diesem Abschnitt ist der weitaus größte Raum im Buche überlassen: er handelt über die Urgeschichte Griechenlands mit ihren beiden wichtigsten Problemen, der dorischen Wanderung und der Pelasgerfrage, verbreitet sich über die Zeit, Entstehung und wichtigsten Fundstätten der mykenischen Kultur, wobei bereits die neuesten Ausgrabungen auf Kreta

gebührend berücksichtigt werden, schildert die Erzeugnisse der mykenischen Kunst und läßt zwei weitere Kapitel über die Entstehung der griechischen Religion und über die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse der griechischen Vorzeit folgen. Der Zusammenhang mit dem Thema Homer ist in dem ganzen Abschnitt eingestandenermaßen ein ziemlich loser: wie schade, daß der Verf., anscheinend mit Absicht, darauf verzichtet hat, zahlreichere Illustrationsfakta aus Homer beizubringen! Sind solche doch reichlich genug vorhanden und, wo das Original fehlt (ich denke da zunächst an das Kapitel über die Religion), ist selbst ein nicht ganz scharfes Spiegelbild *faute de mieux* unentbehrlich. Die Studie Noacks über die homerischen Paläste (Leipzig 1903) konnte der Verf. wohl nicht mehr einsehen; sie hätte ihn sonst zwingen müssen, dem Begriff „homerische Kultur" näher zu treten als es tatsächlich geschehen ist.

Der dritte Abschnitt wendet sich wieder den beiden Epen zu, von denen die Ilias hübsch als mykenischer Heldengesang, die Odyssee als mykenischer Märchengesang bezeichnet wird. Der homerische Dialekt wird durch die Wanderung des Heldengesanges von seiner thessalisch-äolischen Heimat über die mykenischen Herrensitze von Argos und Athen, wo das Vorhandensein einer lokal differenzierten äolisch-ionischen Mundart, in der das äolische Element überwog, angenommen wird, nach dem kleinasiatischen Ionien erklärt: Sprache und Sagenstoff weisen in ihrer schließlichen Ausgestaltung die deutlichen Spuren dieser Wanderung auf. Die troische Sage führt Drerup auf in mykenischer Zeit stattgefundene Kolonisationskämpfe äolischer Thessaler, die auf die mythische Person des Achilleus übertragen wurden, zurück; sie wurde von den in den Peloponnes vordringenden Griechen mitgenommen und hier durch die Verschmelzung mit dem Helenamythos um- und ausgestaltet; den letzten Schliff bekam sie auf kleinasiatischem Boden durch Einfügung mancher Details, die der regen Phantasie der Ionier verdankt werden. In außerordenlich bestechender Weise wird die Entstehung der Odysseussage mit Kreta in Verbindung gebracht: hier, wo der Heldengesang versagte, blühten die Schiffermärchen. Die Minossage erweist Kreta als den Mittelpunkt eines gewaltigen Seereiches, das mit Krieg und Kämpfen wenig oder nichts zu tun hatte — die kretischen Paläste haben deshalb auch keine Befestigungsanlagen —, dessen Schifffahrt treibende Bewohner aber die verschiedensten Abenteuer auf dem Meere und in fremden Ländern erlebten. Daß man in solchen kretischen Schiffererzählungen gerne die Anfänge des Odysseusepos sehen möchte, ist begreiflich: Mykene—Troia, die reale Basis für den homerischen Heldengesang, Kreta—Ithaka, die Wiege der homerischen Odysseuserzählung! *Ad vocem* Ithaka bemerke ich noch, daß Drerup entschiedener Anhänger von Dörpfelds bekannter Leukas-Hypothese ist.



Die dem Buche beigegebenen Abbildungen sind gut ausgewählt, doch kann ich einige Bemerkungen hiezu nicht unterdrücken. Für die Placierung der Bilder dürfte der Autor der Druckerei wohl freie Hand gelassen haben: nur so kann ich mir erklären, daß nicht einmal die Pläne von Troia, Mykene, Tiryns, Knosos, Phaistos dort eingefügt sind, wo der Text sie bespricht. Manche Clichés konnten ohne Schaden zurückgestellt werden (z. B. Nr. 6, 9, 52, 61, 62), während man ungern eine Karte von Kleinasien und Griechenland entbehrt. Dieses oder jenes Bild von den troianischen Ausgrabungen wäre besser durch die instruktive Zeichnung des bekannten schematischen Durchschnittes durch den Burghügel von Hissarlik zur Verdeutlichung des Umfanges und der Art der einzelnen Schichten ersetzt worden. Was soll der Leser mit den Abbildungen 14 und 15 ohne jegliche Erklärung anfangen? In einem Buche über Homer hätten an ihrer statt die von Kluge (Jahrb. f. Phil. u. Päd. 1892, S. 369 ff.) behandelten Proben mykenischer Gravierkunst (die beiden Zweikampfszenen) richtiger Platz gefunden. Während im allgemeinen die Reproduktion der Bilder einwandsfrei ist, muß die Abbildung der eingelegten mykenischen Schwertklingen (Abb. 31) als mißlungen bezeichnet werden; die Goldbecher von Vaphió (Abb. 54) durften nicht in so starker Verkleinerung geboten werden.

Das Buch wird als handliche Einführung in den ganzen Komplex der homerischen Fragen ohne Zweifel zahlreiche Leser und Käufer finden; auch jede Gymnasialbibliothek sollte es besitzen.

Wien. A. Engelbrecht.

Sophoclis Oedipus Rex ed. J. Holub. Editio correctior. Vindobonae, Caroli Gerold filius 1904. Preis 60 h.

Holubs Ausgabe des „König Ödipus" weist dieselben charakteristischen Züge auf wie die der Antigone: teils starrsinniges Festhalten an der ältesten Textgestalt des *Laurentianus* auch an offenbar verderbten Stellen, teils eine nicht eben glückliche Konjekturalkritik. Immerhin ist zuzugeben, daß in dieser schon durch die Überlieferung weniger geschädigten Tragödie auch in der vorliegenden Ausgabe weniger Unheil angerichtet worden ist. Die Lesart des *Laur.* wird z. B. gegen den Sinn festgehalten in *ἐρυσάμην* v. 72 für *ῥυσαίμην*, in *ἔχειν* v. 311 für *ἔχεις*, in *διπλαῖς* v. 730 für *τριπλαῖς*, gegen das Metrum z. B. in *γ'* v. 857 für *γ' ἄν*, *συνῆκας* für *ξυνῆκας* v. 360 u. dgl.; an allen diesen Stellen bietet der *Paris. A* das Richtige. In v. 349 wird *εἶναι* ausgelassen, weil es im *Laur.* fehlt, so daß ein fünffüßiger Trimeter entsteht (der Herausgeber vindiziert ihm freilich die Gestalt – – ◡ – – – ◡ – ◡ –); ebenso wird v. 440 das im *Laur.* fehlende

σύ fortgelassen; der *Paris.* hat auch an diesen Stellen die richtige Lesart erhalten. Warum aber in v. 630 das Wort *πόλεως*, auf das es gerade ankommt, auch gegen den *Laur.* ausgeschieden wird, ist nicht einzusehen. An Konjekturen mögen erwähnt werden *ἀνδρὸς* v. 314 für *ἄνδρας* und *πρὸ ἐντρέπων* v. 358 für *προυτρέπω* der ersten Hand des *Laur.* — der *Paris.* und die Scholien haben richtig *ἄνδρα δ'*, bezw. *προυτρέψω* —, v. 478 *πέτρας μόνος ὡς ταῦρος* für *πετραῖος ὁ ταῦρος*, eine Konjektur, die sich dem Metrum nicht fügt; übrigens hat Wilamowitz (zu Aesch. Choeph. v. 275) gezeigt, daß hier gerade die älteste Lesart des *Laur.* die einzig richtige ist. Ferner schreibt Holub v. 636 *ἴδι' ἀν' οἰχνοῦντες κακὰ* für das *ἴδια κινοῦντες κακὰ* der übrigen Handschriften, ebenso v. 1180 *ἢ ξυναλλάξας τι ἐπ' οὓς* für *ξυνήλλαξας τί πω*, das sich aus den übrigen Handschriften herstellen läßt usw. Völlig unverständlich ist auch *πότν(α)* für *ποτ(έ)* v. 1085. Eine Überraschung bieten die Verse 1060—62 und 1084 f. auch dadurch, daß sie als — trochäische Tetrameter analysiert werden. Die metrische Analyse der Chorlieder weicht in dieser Tragödie von der sonst üblichen weniger ab als in der Antigone; ein Kommentar ist nicht beigegeben.

Wien. Henr. Siess.

Ausgewählte Reden des Demosthenes. Erklärt von Anton Westermann. 1. Bändchen. 10. verbesserte Auflage. Besorgt von Emil Rosenberg. Berlin, Weidmann 1902. 8°.

Die Vorzüge dieser Ausgabe der Demosthenischen Reden sind so bekannt, daß Ref. von einer Aufzählung derselben absehen zu können glaubt. Was aber jene Vorzüge anlangt, durch die sich etwa die Rosenbergsche Bearbeitung von der früheren von E. Müller und A. Westermann besorgten abhebt, so sind dieselben in der in diesen Blättern (Jahrg. 1892, S. 118 fg.) erschienenen Rezension der 9. Auflage gebührend gewürdigt worden. Ref. möchte nur noch die umfassende und gleichmäßige Berücksichtigung der einschlägigen neueren Literatur, in der auch eine Reihe von in Österreich entstandenen und erschienenen Ausgaben und Erklärungsschriften einen ziemlich breiten Platz einnehmen, besonders betonen.

Die Abweichungen vom Texte der früheren (9.) Auflage halten sich in bescheidenen Grenzen. Die schöne Vermutung A. Deuerlings *'Αμφίπολις γ' ἂν ληφθῇ* Ol. II 28 für das ganz unpassende *κἂν* der Überlieferung darf wohl auf unbedingte Zustimmung rechnen, ebenso die Einschiebung des Wörtchens *οὖν* nach *τοὺς μὲν* Phil. II 15. Der letztere Einfall scheint auch Deuerlings Eigentum zu sein, der sonderbarerweise denselben nicht im Texte seiner Ausgabe, sondern bloß in der Anmerkung zu dieser Stelle verwertet



hat. Ebenso wie an den eben genannten Stellen wird auch an anderen durch die Aufnahme kleiner Änderungen der logische Zusammenhang deutlicher oder überhaupt erst ersichtlich, so Ol. III 7, wo für *ὁ πάντες ἐθρύλουν τοῦτο* — *καὶ ἅπαντες ἐθρ. τ.*, und ebenda 35, wo für *πλὴν μικρῶν* — *πλὴν μικρόν* nun wieder gelesen wird. Das *ποιησάμενος*, das übrigens schon in der 7. von E. Müller besorgten Auflage zu lesen war, für *ἐποιήσατο de Pace* 8 verlangt ebenfalls der Zusammenhang. Leider blieb in der Anmerkung zu dieser Stelle das letztere stehen. Erwünscht war auch die nun aufgenommene Vermutung Dobrees *οὐδὲν ἀπολείπετε* Phil. I 40. Des Verf. Konjekturen *οὐδένας* für *οὐδένα de Pace* 14 und *θεραπεύει τι τούς* für das schwer verständliche *θερ. τινάς* (Rhedantz schreibt *τίνας*) Phil. II 18, endlich die Schreibung *συλλαμβάνειν* nach Weil mit Blass für das frühere *συμβάλλειν* ebenda 15 erscheinen als mehr oder minder notwendig. Wenn nun noch die Wiederherstellung des handschriftlichen *κεκλεισμένων* für *κεκλημένων* Ol. II 16, *τεθήκασι* für *τεθείκασι* Ol. III 12, *Ἐρχομενόν* für *Ὀρχόμενον de Pace* 22 und Phil. II 13, *κακοδαιμονῶσι* für *κακοδαιμονοῦσι* Chers. 16 und endlich das in alle Ausgaben aufgenommene *φέρεσθαι* für *στέρεσθαι* ebenda 67 erwähnt wird, so ist die Zahl der nennenswerten Abweichungen erschöpft.

Die vorstehenden Änderungen aufzuzählen, hielt Ref. für seine wichtigste Aufgabe; er fügt nur noch zum Schlusse seiner Anzeige den Wunsch hinzu, es möchten die zahlreichen störenden Druckfehler und Versehen, die den Text sowohl wie besonders die Anmerkungen dieser Auflage entstellen, in der folgenden Auflage getilgt werden. Der kleine Druck der Anmerkungen endlich macht sich besonders bei Lesung der Accentzeichen in unangenehmer Weise fühlbar.

Linz. E. Sewera.

Dr. Gustav Schneider, Schüler-Kommentar zu Platons Phaidon. Leipzig, Freytag, Wien, F. Tempsky 1905. 108 SS. Preis 1 Mk. = 1 K 20 h.

Der vorliegende Kommentar schließt sich an Christs in demselben Verlage erschienene Textausgabe von Platons Phaidon an. Infolge dessen hat Schneider alles weggelassen, was der Schüler in dieser Ausgabe finden kann. Dagegen hielt er es mit Recht für notwendig, den Zusammenhang zwischen den einzelnen Unsterblichkeitsbeweisen und die Weltanschauung des Philosophen darzulegen.

Wir leugnen nicht, daß die Lektüre des Phaidon besonders geeignet ist, dem Schüler „den Zusammenhang zwischen unserer Kultur und der hellenischen zu erschließen", da Plato in ihm die „erhabensten und edelsten Anschauungen" der Griechen auf dem

Gebiete der Ethik und Religion „in einheitlicher Form und künstlerischer Gestaltung" niedergelegt hat (vgl. III fgd.).

Beachtenswert ist der Nachweis, wie Plato im Phaidon die Anschauung des Anaxagoras von dem *νοῦς* und seinem Verhältnis zur Materie weiter entwickelt hat und wie der *νοῦς*, indem zu ihm noch der *θυμός* und die *ἐπιθυμία* hinzukamen, zur *ψυχή* mit ihren verschiedenen Eigenschaften geworden ist (vgl. S. 2 fgd.).

Den Kreislauf des Werdens, die Ideenlehre, die Präexistenz der Seele, die Erschaffung der Welt durch Gott als den Urquell der Wahrheit und unserer Erkenntnis, das alles hat Schneider in einer für den Schüler verständlichen Weise auf wenigen Seiten dargestellt (vgl. S. 4—7). Dasselbe kann auch von dem inneren Zusammenhange gesagt werden, der zwischen den einzelnen Beweisen für die Unsterblichkeit der Seele besteht (vgl. S. 7). Sch. nimmt hiebei Bezug auf seine Bemerkungen „zur Komposition und zum Inhalte von Platos Phädon" (vgl. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. Bd. LV [1904], S. 392 fgd.), in denen er gegen Windelbands Hypothese Stellung genommen hat. Einzelnes ist daraus wörtlich entlehnt. Meine Anschauung über die Art der Beweisführung in diesem Dialoge habe ich bereits anderwärts in Kürze skizziert; vgl. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. LIV [1903], S. 892.

Die Erklärungen, Übersetzungshilfen einzelner Wörter oder ganzer Stellen, lateinische und deutsche Zitate sind, soweit ich mich überzeugen konnte, vollkommen zweckentsprechend und den Kenntnissen der Schüler angemessen, so daß auch der Kommentar geeignet ist, das Verständnis dieses für die Beurteilung der Platonischen Philosophie so bedeutenden Dialoges zu fördern.

Wien. Dr. Josef Kohm.

C. Lucilii carminum reliquiae. Recensuit, enarrauit Fridericus Marx. Volumen prius. Lips. Teubner. MCMIV. CXXXVI und 169 SS. 8°.

Einem Lebenswerk wie dem vorliegenden gegenüber wird die Aufgabe des Referenten schwer. Denn eigentlich müßte man das ganze Buch abschreiben, so viel des Bemerkenswerten fällt dem Leser auf. Ein Menschenalter ununterbrochener ernster Arbeit ist ja dahin, seit Marx sich mit den '*Studia Luciliana*' unter allgemeiner Anerkennung als den langersehnten Interpreten der Luciliusfragmente in die gelehrte Welt einführte. Schon damals legte er den Schwerpunkt seiner Behandlung des Dichters auf die sachliche Seite und dieser Auffassung ist er mit vollem Rechte treu geblieben. Die Argumentationen also werden wir zum Teil erst in dem im Druck befindlichen zweiten Band finden[1]; die Resul-

---

[1]) Jetzt (August 1905) bereits in meinen Händen.

tate liegen aber für den mit Lucilius besser Vertrauten in aller Schärfe und Knappheit dargestellt bereits in diesem Bande vor. Seinerzeit werden wir nicht zögern, unsere stellenweise abweichende Auffassung einzelner Details mitzuteilen, gegenwärtig wäre dies verfrüht und verstieße gegen den ausdrücklichen Wunsch des Verf.

Aber neidlos und rückhaltslos sprechen wir dem Buche und seinem Verfasser bewundernde Anerkennung aus. Fragmentbehandlung — die schwierigste Aufgabe des Philologen an sich — wird dreifach schwierig gegenüber einem so kapriziösen Gesellen wie es der Alte von Suessa gewesen ist. Aber mit dem gesamten Rüstzeug profunder Kenntnis der Zeit- und Literaturgeschichte versehen, mit einem nie versagenden Scharf- und Spürsinn begabt und mit einer bis zum Virtuosen gesteigerten Technik der Kritik operierend deckt Marx allerlei geheime Zusammenhänge und Bezüge auf, so daß die stellenweise so dunklen Worte und Dinge plötzlich in helles Licht gerückt erscheinen, daß in ihnen überall die persönliche Note durchschlägt und sie zu Konfessionen des Dichters stempelt. Und das Resultat ist, daß wir von seiner Arbeit beinahe die Worte des Horaz gebrauchen können:

quo fit, ut omnis
uotiua pateat ueluti descripta tabella
uita senis.

Überblickt man die von Marx gewonnenen Resultate seiner Forschung (übersichtlich p. CXXXV als *fasti Luciliani* zusammengestellt), so ist es hauptsächlich der Nachweis der drei (nicht mehr zwei) *Corpora* Lucilianischer Poesie, der die Kritik aus dem ungewissen Tasten und Suchen in feste, genau umschriebene Bahnen lenkt. Mochte Müller noch in der metrischen Gestalt der späteren und früheren Bücher die ordnende Hand schematisch anreihender Grammatiker suchen [1]), heute wird wohl kaum mehr jemand zweifeln, daß hier die Entwicklung des Dichters selbst deutlich zutage tritt, der von Septenaren als volkstümlichstem Maße beginnend und zu Senaren übergehend (Mimiamben) endlich zum Hexameter gelangte, einem Versmaß, an dem er in dem erweislich bekanntesten nachscipionischen *corpus* '*unum et uiginti librorum*' (nach Varros Zeugnis) unentwegt festhielt. Die Nachweise der chronologischen

[1]) Ähnlich führt auch M. p. LIV die Entstehung der Vulgata auf das Ordinärschema der Alexandriner (*hex. dist. iamb.*) zurück. Sollte nicht die Anordnung der drei *corpora* zu einem den tieferen Sinn haben, daß der unbekannte Ordner die eigentlich berühmte und gelesene Sammlung, auf der des Dichters Ruhm beruhte, an den Anfang stellte, dann den literarischen Nachlaß — als *clou* seiner Ausgabe — beifügte und schließlich um der Vollständigkeit willen die „Jugendgedichte“ ebenso anhängte, wie dies bei unseren Schriftstellern Brauch, und zwar wohlberechtigter Usus ist? Die Annahme einer chronologischen Ausgabe (p. LIII) dürfte wohl wenig Anhänger finden, [illegible] bedarf stärkerer Stützen, als M. bisher beibringen konnte.

Ordnung in den einzelnen Büchern sind durchaus unwiderleglich und setzen daher der Interpretation gewisse Schranken, die nach keiner Richtung überschritten werden dürfen, dafür aber die Resultate gegen alle Anfechtung sichern.

An zweiter Stelle wird die Methode der Kritik nachdrücklich gefördert durch die sorgfältigen Untersuchungen über die Zitiermethode des Nonius. Ich gestehe ganz offen, daß ich mit L. Müller ursprünglich sehr skeptisch über die ersten Anfänge dieser Untersuchungen dachte. Die von Schottmüller *(Symb. phil. Bonn.)* vorgebrachten Resultate befriedigten auch nur teilweise und Paul Schmidt, *qui ... in auctoribus Nonii indagandis operam et oleum mihi ⟨quoque⟩ uidetur perdidisse* (M. LXXX), vermochte auch in dem anderen Teile seiner Schrift gleichfalls nicht gründlich zu überzeugen. Denn immer waren gewisse Zitatenreihen widerhaarig und wollten sich nicht fügen, so daß die Ausnahme Regel wurde. Und so mußte man auch Lindsay trotz aller Anerkennung der Gründlichkeit seiner Untersuchungen mit Zweifeln aller Art begegnen. Erst seit Marx in seinem Akademievortrag „Über die metrische Komposition des XXVIII. und XXIX. Buches des Lucilius" die rückläufige Anordnung der exzerpierten Bücher und Schriftsteller an Horaz und Ciceros Episteln klargelegt und ihre Entstehung aus der antiken Rollenform mit allem Schein dargetan hatte, fielen auch mir die letzten Zweifel weg. Somit sind wir heute über die Abfolge der Fragmente zum großen Teile gut unterrichtet und Marx hat es nicht unterlassen, durch eine *in margine* beigefügte σημείωσις die Anordnung genau kenntlich zu machen.

An dritter Stelle geht die Ausgabe über ihre eigentliche Aufgabe hinaus und wird von allgemeiner Bedeutung für die Literaturgeschichte durch die überaus scharfsinnigen Untersuchungen über die Geschicke des Luciliustextes bis zu dessen völligem Untergang etwa um den Beginn des IV. nachchristlichen Jahrhunderts. Wir haben hier eine vorzügliche Parallele in der deutschen Literaturgeschichte. Denn just so wie unsere Vorklassiker — Pfeffel, Gellert, Lichtwer *e tutti quanti* nach ihrem Verschwinden vom Büchermarkt noch eine Zeitlang künstlich durch Anthologien und Schulbücher galvanisiert wurden und ein Scheinleben fristeten, bis rascherer Puls der Zeit sie gänzlich wegfegte, so erwies sich die klassische Periode ihrem Vorläufer durch Anthologien wie die des Florus dankbar (Porphyrio zu Hor. Epi. I 3, 1), die den ins Vergessen geratenden Autor noch einige Zeit über Wasser hielten.

Und nun zur Sache selbst. Es gibt keine Frage auf dem weiten Gebiete dessen, was mit Luc. zusammenhängt, die in diesem schönen Buche nicht in vorzüglicher, fein durchdachter und (mit verblüffender Anlehnung [illegible] stilistisch meisterhafter Darstellung zur [illegible] on ist ohne ein Wort der Erläuter[illegible] der verständlich und siche[illegible] orfen, so z. B. die





gesamte Metrik und Grammatik. Die eingehenden Exkurse historischen und sachlichen Inhalts, wie z. B. in der Lupus-[1]) und Metellusfrage in ihren Resultaten, wie mich dünkt, unanfechtbar, sichern dem Buche seinen Wert und seine Anerkennung über die Kreise der Lucilianer hinaus.

Es war der Traum meiner Jugend, selbst den Lucilius zu erklären; allein die Lebensverhältnisse und die bald gewonnene Einsicht der persönlichen Unzulänglichkeit rissen mir die Feder aus der Hand. Nichtsdestoweniger habe ich allzeit alles, was sich auf L. bezieht, mit Eifer aufgenommen und glaube urteilsfähig zu sein. Und so sage ich kurz: Marx ist zu dem stolzen Worte berechtigt (p. CXVII), mit seiner Ausgabe *non finitam esse poetae difficillimi interpretationem, sed coepisse.* Was an Witz und Wissen von mir noch zu leisten ist, will ich nach Erscheinen des II. Bandes zu leisten versuchen; hier sei das Buch allen Latinisten als ein *aureolus libellus* ans Herz gelegt; dem Verf. aber mögen diese Zeilen künden:

fauitorem tibi me, amicum, amatorem puta!

Wien. J. M. Stowasser.

I. Auswahl aus Ciceros philosophischen Schriften herausgeg. von Oskar Weißenfels. 1. Heft: Text, 2. Heft: Kommentar, 3. Heft: Hilfsheft. Leipzig 1903.

II. M. Tulli Ciceronis Cato Maior de senectute. Herausgeg. von Oskar Weißenfels. Kommentar. Leipzig 1903 (B. G. Teubners Schülerausgaben griech. und latein. Schriftsteller).

Der feinsinnige Kenner Ciceros und insbesondere seiner philosophischen und rhetorischen Schriften bietet hier zum zweiten Male eine den Schulzwecken dienende Auswahl aus Ciceros philosophischen Schriften. Die frühere im gleichen Verlage (1893) erschienene Auswahl war weit umfangreicher und bot bloß den Text ohne jeden Kommentar, für den bloß eine gründliche Einleitung und überleitende Erörterungen zwischen den einzelnen Stücken Ersatz bieten sollten. Einen ganz anderen Zweck als jene frühere Auswahl, in die manche philosophische Schrift Ciceros auch vollständig aufgenommen worden war, verfolgt die vorliegende. Sie will statt einer Nebeneinanderstellung ganzer Bücher und längerer Abschnitte, aus denen der Lehrer selbst die seinen Zwecken ent-

---

[1]) Unbegreiflich ist mir, daß M. Frg. 3 das *ducis in re p.* bei Servius Aen. X 104 angreift, in dem ja doch die gesunde Parallele steckt zu dem *Lupus princeps senatus fuit* bei Pseudacro zu S. II 1, 67. Als *index* ist Lupus in dem ersten Corpus geschildert, hier im zweiten Corpus bekämpft er ihn als „politischen Parteiführer", als *ducem in re p.* Ich dächte doch.

sprechende Auswahl treffen soll, eine methodische Zusammenstellung sich gegenseitig ergänzender und fortführender Teile bieten.

Dazu war es natürlich erforderlich, die vom erziehlichen Standpunkt besonders wichtigen Partien aus Ciceros philosophischen Schriften herauszufinden und in angemessener Reihenfolge dem jugendlichen Leser vorzuführen. Und es ist nun wirklich eine Freude zu sehen, mit wie richtigem Urteil und feinem Takt W. es verstanden hat, diese Aufgabe zu lösen, dergestalt, daß diese Auswahl wirklich nur das Allerwichtigste und Bedeutsamste enthält. Schön und durchaus angemessen verbreitet sich W. im Vorwort über den hohen bildenden Wert der philosophischen und rhetorischen Schriften Ciceros für reifere Jünglinge auf der obersten Stufe des Gymnasiums. Von ihren formalen Vorzügen und ihrem enthusiastischen Charakter, der die Jugend so anziehe, ganz abgesehen, seien die in ihnen erörterten Fragen keineswegs solche, über die der moderne Mensch mit überlegenem Lächeln hinweggehen könne. Während die Anfänge der exakten Wissenschaften im Altertum für uns heute nur ein sekundäres Interesse hätten — ein meiner Ansicht nach sehr berechtigtes Urteil über große Partien des 'Griech. Lesebuches' von Wilamowitz —, sei das, was Sokrates und Plato über Sinn und Wert des Lebens gedacht, der rauhe Tugendstolz der Zyniker, das Lebensideal der Stoiker und Epikureer, die Glückstheorie Aristipps, die milde, allen Bedürfnissen des menschlichen Inneren Rechnung tragende Ethik des Aristoteles, das alles seien Fragen von ewig jungem Interesse. 'Diese und ähnliche Gedanken, denen auch in einer ältlichen Zeitperiode jeder einigermaßen nachdenkliche Mensch in seiner Jugend immer von Neuem zustrebt, sind von dem alternden Cicero mit Frische und sympathischer Jugendlichkeit behandelt worden. Und was den philos. Schriften Ciceros an fachwissenschaftlicher Vollkommenheit abgeht, ist ihren Vorzügen gegenüber von geringem Gewicht, wie es auch für die Schule kaum in Betracht kommt'. — Ich unterschreibe hier jedes Wort dieser Ausführungen des wohlerfahrenen und gedankenreichen Herausgebers. Denn was die nörgelnde Fachwissenschaft über den geringen wissenschaftlichen Wert der philos. Schriften Ciceros sagt, hat in der Tat mit der Bedeutung dieser Schriften für die erziehlichen Zwecke der Schule nichts zu tun.

Der 184 Groß-Oktavseiten umfassende Text ist in folgende Abschnitte gegliedert: Zunächst als eine Art Einleitung: Übersicht der philos. Schriften Ciceros (nach *De div.* II 1—4, 2, 6 und 7). Dann die Beweggründe zur Abfassung seiner philos. Schriften (nach *De off.* II 1, III 1, *Tusc. disp.* III 1), Ciceros philosoph. Standpunkt (nach *De nat. d.* I 3 und *Tusc. disp.* V 4, 10 und 11). — Es folgt dann (II.) ein Kapitel: Der Segen der Philosophie, aus verschiedenen Partien der *Tusc. disp.* zusammengestellt. III. Die menschliche Anlage, die Tendenz derselben, das Göttliche



in ihr, der βίος θεωρητικός. IV. Die Pflichtenlehre, eine treffliche, wohl durchdachte Auswahl aus den Büchern *De officiis*. V. Die Lehre von den Leidenschaften, aus verschiedenen Partien der *Tusculan. disp.* gebildet. VI. Glück und Tugend, im wesentlichen eine dialektische Begründung der stoischen Lehre von der Selbstgenügsamkeit (αὐτάρκεια) des Weisen. Einen hübschen Abschluß dieses Teiles bilden Ausschnitte aus Laelius, wo die Freundschaft als Quelle des Glückes geschildert wird. VII. Über Tod und Unsterblichkeit (nach *De re publ.* und *Tusc. disp.*). VIII. Die Lehre von den Göttern, eine Auswahl schöner Abschnitte aus *De natura deorum*, in welchen Epikurs und der Stoiker Lehre von den Göttern dargestellt wird. Den Abschluß bildet Kap. IX, die Lehre vom Staate; hier wird eine Charakteristik der einzelnen Verfassungsformen und der ihnen eigentümlichen Krisen und das Vorbildliche der römischen Staatsverfassung erörtert (Auswahl aus *De re publ.*).

Man ersieht aus dem Vorgeführten die Reichhaltigkeit und auch die wohlüberlegte methodische Anlage der in der Auswahl gebotenen philosophischen Betrachtungen.

Auch der Kommentar, der das Gebiet der sachlichen wie sprachlichen Erklärungen in gleicher Weise umfaßt, verdient uneingeschränktes Lob. Die Anmerkungen sind bei ihrer bündigen Kürze ausgezeichnet durch Schärfe und Klarheit. Auf Beibringen von Belegstellen und Zitaten wurde fast vollständig verzichtet. Manchmal würde man doch wohl gern eine Verweisung sehen, so S. 29 zu *iure fetiali*, wo von den Fetialen als den Hütern des Völkerrechtes die Rede ist. Hier wäre doch wohl ein Hinweis auf die klassische Stelle Liv. I 32, die dem Schüler wohl bekannt sein dürfte, willkommen. Daß den einzelnen ausgewählten Stücken keine Dispositionsschemata beigegeben sind, ist durchaus zu billigen. Diese nützliche Gedankenarbeit überläßt W. mit Recht der gemeinsamen Tätigkeit von Lehrer und Schülern.

Stark entlastet ist die sachliche Erklärung im Kommentar durch das 'Hilfsheft', auf welches die Anmerkungen beständig verweisen. Das 67 Seiten umfassende Heft gibt nicht bloß eine kurze Würdigung der philosophischen Schriften Ciceros (S. 1—12), sondern auch eine zusammenfassende Darstellung der Philosophie bei den Griechen in ihren Hauptvertretern und zugleich eine Erörterung der wichtigsten Probleme der griechischen Philosophie. W. versteht es vortrefflich, gerade das Wesentliche und Bedeutsame mit klarer Bestimmtheit dem jugendlichen Leser vorzuführen.

Alles in allem darf die vorliegende Auswahl aus den philosophischen Schriften Ciceros dem Besten an die Seite gestellt werden, was an 'Schülerausgaben' bisher geboten worden ist, und die Freunde Ciceros haben allen Grund, dem Herausgeber hiefür dankbar zu sein. Sollte etwa irgendwo die Privatlektüre der Schüler auf Ciceros philosophische Schriften gelenkt werden, so gäbe es

wohl nicht leicht einen zweckmäßiger eingerichteten Behelf hiezu als diese von W. veranstaltete Auswahl.

II. Auch der Spezial-Kommentar zu Ciceros *Cato Maior* zeigt die charakteristischen Vorzüge der Weißenfelsschen Erklärungsweise. Nur darauf berechnet, dem Schüler bei der Präparation die wünschenswerten Erleichterungen zu bieten, löst er diese mit bemerkenswertem Geschick, ohne der Arbeit des Lehrers in der Schule vorzugreifen, die auf die Vertiefung des durch die Präparation Gewonnenen gerichtet sein muß. Den Hauptvorzug bilden auch hier die mustergiltigen Übersetzungswinke, die den Schüler zu einer wahrhaft formvollendeten Übertragung des latein. Ausdruckes anleiten. Wer da weiß, wie W. die Sprache meistert, dürfte gerade in dieser Beziehung Treffliches von ihm erwarten und diese Erwartung erfüllt sich denn auch in vollstem Maße. Wahrhaftig, nicht bloß der Schüler kann von W. lernen, wie eine wirkliche 'Musterübersetzung' beschaffen sein soll, die, ohne dem deutschen Sprachgeiste zu widerstreben, dem Original treu bleibt, freilich in höherem Sinne, nicht in jener vielfach noch geübten sklavischen Art, die womöglich jede Partikel auszudrücken, jede Wendung ängstlich nachzuformen sich bemüht.

Ich kann mir's nicht versagen, einige Proben der W.schen Übersetzungskunst hier den Lesern vorzulegen, so § 3 *tu occurrebas dignus eo munere* 'da mußte ich an dich denken, du schienst mir einer Gabe würdig', § 15 *earum causarum rerum quanta quamque sit iusta unaquaeque videamus* 'wir wollen diese Gründe einzeln nach ihrem Gewicht und ihrer Berechtigung prüfen'. § 26 *quas sic avide adripui* 'ich habe mich mit einer Gier darauf geworfen', wozu dann noch eine treffende Bemerkung gemacht wird über die Verschiedenheit der Ausdrucksweise in beiden Sprachen. § 45 *quod minimum est, id maxime probare videntur* 'was durchaus Nebensache ist, scheinen sie zur Hauptsache zu machen'. — Auch zur Erklärung des *Cato Maior,* zur richtigen Erfassung des Gedankens, insbesondere wo dieser aus dem ursprünglichen Wortsinn entwickelt werden muß, liefert W. manchen hübschen, selbständigen Beitrag. — Der bekannten intimen Vertrautheit des Herausgebers mit Horaz dankt der Kommentar manche schöne Parallelstelle aus diesem Dichter, die den kundigen Leser erfreut und auch für den Schüler von Interesse ist. So wird dieser Schülerkommentar sicherlich viel Nutzen schaffen.

Noch mögen hier folgende, Einzelheiten betreffende Bemerkungen Raum finden: S. 26, Z. 5 soll es 'asyndetisch' heißen statt 'asynthetisch'. — Ebd. Z. 22 heißt es in der Note zu *constantis aetatis* am Schluß versehentlich: 'aber nicht *media*', statt 'aber nicht *virilis*'. — Ebd. Z. 28 wird die stilistische Erscheinung, daß in dem Satze (§ 33) *infirmitas puerorum et gravitas constantis aetatis et senectutis maturitas suo tempore percipi debet* das Verbum *percipi* wohl zu *gravitas* und *maturitas,* nicht



aber zu *infirmitas puerorum* paßt, mit dem Ausdruck ἀπὸ κοινοῦ bezeichnet. Doch hier liegt natürlich nichts als ein sogenanntes Zeugma vor. — Die Stelle aus Platos Staat (I 3), die Cicero im Kap. 3 nachbildet, kann man doch nicht gut als 'Parallelstelle' bezeichnen, wie dies W. tut S. 16, Z. 20. — c. V, § 13 kann ich mich mit der Interpretation der Stelle *est etiam quiete et pure et eleganter actae aetatis placida senectus,* wie sie W. bietet, nicht einverstanden erklären. W. will in *pure acta aetas* nicht die moralische Reinheit sehen, sondern ein 'einfaches Leben, dem der Schmuck großer Taten fehlt', wie *argentum purum* eine glatte Arbeit ohne Zierat bezeichne; *eleganter acta aetas* sei ein auf das Geistige gerichtetes Leben im Gegensatz sowohl zum βίος πρακτικός wie auch zum βίος ἀπολαυστικός. Bei dieser Auffassung aber käme, von allem anderen zunächst abgesehen, die vom Sprechenden sicher beabsichtigte scharfe Trennung der drei Begriffe, besonders aber die Bedeutung des *quiete,* nicht zu ihrem Recht. Denn in *quiete* liegt doch ganz offenbar die Bezeichnung der ruhigen, geräuschlosen Lebensführung im Gegensatz zu dem aufgeregten, tatenreichen Leben der Staatsmänner und Feldherren. Daß dies der Sinn von *quiete* ist, zeigt, wenn dies überhaupt eines Beweises bedarf, eine andere Stelle des *Cato Maior* (§ 22) mit genügender Klarheit: *non solum in claris et honoratis viris, sed in vita etiam privata et quieta.* Jenes in die Mitte gestellte *pure* aber kann hier unmöglich etwas anderes bezeichnen als die sittliche Reinheit der Lebensführung, die doch eine Kardinalbedingung der *placida senectus* ist und unter keinen Umständen, wie dies nach der Auffassung von W. der Fall wäre, nur so nebenher durch *aetas eleganter acta* auch bezeichnet sein kann. Aber nicht bloß wird hier die Bedeutung *pure* = rein, fleckenlos (in ethischer Beziehung) von dem Sinn der Stelle unbedingt gefordert, sondern es ist dies auch die durchaus und zwar auch bei Cicero herrschende Bedeutung des Wortes, daher seine so häufige Verbindung mit *integer* oder *castus,* vgl. Tusc. I 41 *integriora ac puriora,* Cato M. 80 *animus purus et integer,* De nat. d. II 71 *pura, integra, incorrupta mente* oder mit *castus: castus animus purusque* Div. I 121, *castos, puros, integros* fr. IX 12. Hingegen ist die von W. statuierte Bedeutung von *pure:* 'einfach, schmucklos' bloß dichterisch, neben *quiete* überhängend und könnte, was mir als das Wichtigste erscheint, kaum von irgend einem Leser erraten werden. Es ist mir darum nicht verständlich, weshalb W. durch eine so gekünstelte Interpretation von der natürlichen und durchaus sinngemäßen abgewichen ist. — § 22 wäre es gut, das zu *vita quieta* angeführte *mersari civilibus undis* doch als Horaz-Zitat zu bezeichnen (Epist. I 1, 16). — § 24 ist *quae sciunt nihil ad se pertinere* nicht zutreffend wiedergegeben mit 'woraus ihnen keinerlei Gewinn zufließt'. Hier fehlt in der Übersetzung das wesentliche Moment, daß sie dies auch wissen. Also

etwa: 'woyon sie keinerlei Gewinn mehr für sich erwarten' o. ä. — § 44 zitiert W. zu *exstructis mensis* das Horazische '*exstructis in altum divitiis*', wo jedoch der Gebrauch von *exstruere* ein völlig verschiedener ist und mit der Konstruktion an unserer Stelle gar nichts gemein hat. Doch möchte ich auf eine andere Horaz-Stelle aufmerksam machen, die hinsichtlich des Gebrauches von *exstruere* allerdings der unserigen sehr ähnlich ist: Sat. II 6, 105 ⟨*fercula*⟩, *quae procul exstructis inerant hesterna canistris.* — § 59 sieht die Bemerkung zu *Cyrum minorem, Persarum regem* 'er war nicht König der Perser, sondern nur ein persischer Prinz' wie eine Korrektur einer irrigen Behauptung Ciceros aus; aber bekanntlich hat ja *rex* auch die Bedeutung 'Prinz', vgl. Cic. Verr. IV 27 *Reges Syriae, regis Antiochi filios pueros scitis Romae nuper fuisse.* — § 79 könnte zu *etiamsi nullum videbitis* ein Wort über dieses *nullum* gesagt werden, daß nämlich durch *nullus* oft eine besonders starke Verneinung ausgedrückt werde (= *omnino non*), vgl. Cato M. 67 *qui si nulli fuissent,* Cic. in Cat. I 7 *quae tibi nulla debetur.* Daß diese ausdrucksvolle Form der Negation bei Cicero gar so selten sei, wie Schmalz zu Sallust. Cat. c. 52, 21 behauptet, kann nicht zugegeben werden, vgl. Eberhard zu Cic. in Cat. I 7. — Wenn ich schließlich noch erwähne, daß W. da und dort eine für die Schule jedenfalls unerwünschte Neigung zum Gebrauch von Fremdwörtern bekundet, wie wenn § 35 *tenuis valetudo* übersetzt wird 'schwache Konstitution', § 52 *lapsu erratico* 'bizarre Windungen', § 54 *sollers* 'ingeniös', so hätte ich alles angeführt, was mir an dem sonst trefflichen Schülerkommentar einer Änderung bedürftig erscheint.

Wien. Alois Kornitzer.

Audollent Augustus, Defixionum tabellae quotquot innotuerunt tam in graecis Orientis quam in totius Occidentis partibus praeter Atticas in Corpore inscriptionum Atticarum editas. CXXVIII und 568 SS. Paris, Fontemoing 1904.

Als Ergebnis zehnjähriger Arbeit bietet Audollent, jetzt Professor an der Universität zu Clermont-Ferrand, in der vorliegenden Pariser Doktordissertation ein stattliches Buch, das nach einer Einleitung von 128 Seiten etwa 300 Texte mit kritischen und exegetischen Bemerkungen sowie ausführliche Indices enthält.

Da die in mehr als einer Richtung merkwürdigen „Fluchtafeln" manchem Leser dieser Zeitschrift noch fremd sein dürften, will ich mich im folgenden nicht auf Referat und Kritik des Neuen beschränken, sondern zugleich eine flüchtige Übersicht des bunten Inhaltes der wichtigsten Texte geben, wobei natürlich mehrfach Bekanntes wiederholt werden muß.





Im ersten Abschnitt seiner Einleitung zählt Verf. die um dieses Gebiet hauptsächlich verdienten Gelehrten auf. Die erste Fluchtafel hat der französische Gesandte Fauvel in Athen entdeckt und Visconti 1812 veröffentlicht. Eine wesentliche Bereicherung erfuhr unser Besitzstand durch die Ausgrabungen in Cnidus (1862), dann durch einen von Miss Macdonald behandelten Zisternenfund von Curium auf Cypern (1890). 1894 erwarb Richard Wünsch in Athen von Rhusopulos eine Sammlung attischer Bleitäfelchen als Grundlage seiner *Defixionum tabellae Atticae (CIA, appendix)*, die aber in der vorliegenden Ausgabe leider nicht abgedruckt worden sind. Von demselben Gelehrten wurden kurz darauf die „Sethianischen Verwünschungstafeln" wiederentdeckt und herausgegeben. In den letzten Jahren hat sich besonders der Boden Afrikas fruchtbar erwiesen; viele dieser schwer lesbaren Texte werden von Audollent in dem vorliegenden Buche zum erstenmal bekannt gemacht. Nebenher gingen und gehen stets fort Einzelfunde aus fast allen Ländern der griechisch-römischen Welt. Dem Verzeichnis jener Orte, die in dem Werke Audollents vertreten erscheinen (p. II sq. und CVII sq.), sind noch Chalcis auf Euboea (*Ἐφ. ἀρχ.* 1902, 113 no. 10), Arcesine auf Amorgus (*Bull. de corr. Hell.* XXV 412), Siscia (*Vjestnik* III 191, V 125) sowie Aquileia (unpubliziert, *tabella circensis?*) hinzuzufügen.

Der zweite Abschnitt führt die bezeichnende Überschrift: *Quid non sit defixio, disputatur.* Den Versuch einer Definition, der sich hauptsächlich auf das in fast allen Texten deutlich hervortretende Formelwesen gründet, lesen wir p. XXXII: *intendisse homines ... quendam sibi inimicum necessitate* f i x u m *et immotum tenere deosque certis simul formulis* o b l i g a r e, *ut in eundem saevire cogerentur.* In dieser Definition verquickt Audollent augenscheinlich die beiden Begriffe des *καταδεῖν* und des *defigere*, ohne vorher zu untersuchen, was diese beiden Wörter ursprünglich besagten und ob sie ihre ursprüngliche Bedeutung auch später behalten haben. Denn wenn p. LV bemerkt wird, daß der Schreiber *licio ligaverat scriptum inimici nomen*, so trifft das allerdings in einigen wenigen Fällen zu, wenn ich recht sehe, nur no. 96, 124, 138 (vgl. Wünsch, *Defix. tab. Att.* 45 *a*, 2: *καταδῶ ἐν δεσμῷ μολυβδίνῳ*); aber ich sehe keinen Grund, diese Ausnahmen für Rudimente eines alten Brauches zu halten. Meines Erachtens (vgl. *Jahreshefte* VII 141) soll der *κατάδεσμος* ursprünglich und vielfach auch später (*tabellae circenses*, Cypern usw.) den Gegner nur „mundtot" machen oder „lähmen", wie nach Hesiod (bei Athenaeus X 428 *c*) der Wein die Sinne lähmt: *σὺν δὲ πόδας χεῖράς τε δέει, γλῶσσάν τε νόον τε δεσμοῖς ἀφράστοισι*; das *defigere* dagegen, das allerdings gewöhnlich auf die in der älteren Zeit durchaus nebensächliche Durchbohrung der Bleitafel bezogen wird, ist von den an einer Figur aus Ton, Wachs oder Blei vollzogenen symbolischen Handlungen (*πράξεις*, p. LXXV) zu verstehen.

Der Liebeszauber (*φιλτροκατάδεσμος*) gehört eigentlich einem anderen Gedankenkreise an, da es hier nicht auf ein *καταδεῖν*, sondern auf ein *καταδεῖσθαι* (Theokrit 2, 3) abgesehen ist. In späterer Zeit gehen freilich diese drei Gattungen vielfach ineinander über. *Defixio* und *κατάδεσμος* faßt der Lateiner in dem Worte *devotio* zusammen, das allerdings in der älteren Literatur einen religiösen Staatsakt bezeichnet. Als direkte Fortsetzung dieser privaten *devotiones* sind die von Audollent nur beiläufig (p. XXXIV) erwähnten *φυλακτήρια* und in letzter Linie die Exorcismen der katholischen Kirche anzusprechen; „Bienensegen" auf Blei zu schreiben, wird in deutschen Handschriften des XIV. und XV. Jahrhunderts empfohlen (Schönbach in den *Analecta Graeciensia* S. 29, no. 2 und 3); einen auf Blei in griechischer und altbosnischer Sprache geschriebenen Exorcismus des XV. Jahrhunderts, anscheinend zum Schutz der Feldfrüchte, hat vor kurzem M. v. Rešetar im *Archiv für slav. Philologie* XXVII 258 veröffentlicht; vgl. über diese jüngsten Ausläufer auch Wünsch, *Def. tab. Att.* p. XXXII und namentlich Homolle im *Bull. de corr. Hell.* XXV 482. Eng verwandt sind den Fluchtafeln auch die in Stein gehauenen Flüche gegen Mörder (vgl. p. XXXIII sq. und LVII, Anm. 2).

Der dritte Abschnitt behandelt das Formelwesen der antiken Fluchtafeln, als deren auffallendstes äußeres Merkmal das Blei zu bezeichnen ist. Die wenigen Ausnahmen hat Audollent p. XLVII zusammengestellt. Zu streichen ist in diesem Verzeichnis no. 196 nach Mancinis ausdrücklicher Berichtigung der Angabe des CIL; andere Fälle sind zum mindesten recht fraglich (103, 127, 136, 262). No. 200—207 (aus Pozzuoli) gehören zwar sachlich hieher, sind aber keine *tabellae*, sondern rohe Tonpuppen, die den Namen der Verfluchten auf Brust und Rücken tragen. Nachzutragen ist der neue Text aus Chalcis, der auf dem Boden eines irdenen Kantharos angebracht ist, und die auf Papyrus geschriebene Klage der Artemisia (Wünsch, *Def. tab. Att.* p. XXXI). Die Klage der Artemisia bildet auch in anderer Hinsicht eine Ausnahme, indem nämlich der Schreiber sonst in der Regel seinen Namen verschweigt. Nicht alle diese Ausnahmen (p. XLV, dazu *Jahreshefte* VII 143, Anm. 7) lassen sich befriedigend erklären. Ohneweiters verständlich sind jene nicht seltenen Fälle, wo eine förmliche Klage bei den Göttern eingereicht wird; denn diese Art der Selbsthilfe konnte unmöglich Anstoß erregen (s. u. die Inschrift aus Koloe). Im Liebeszauber war der Deutlichkeit halber die Nennung beider Namen, denen häufig der mütterliche Name beigefügt wird (p. LI), unerläßlich.

Bei der Besprechung des eigentlichen Formelwesens hat der Verf. vornehmlich die afrikanischen Texte im Auge, indem er hier, wie sonst anscheinend, die gehaltvolle Praefatio Wünschs zu den *Def. tab. Att.* als bekannt voraussetzt. Daher wird in seiner Darstellung die ältere Zeit entschieden nicht eingehend genug behandelt, während wir über die Geheimnisse der späteren Zauberei,





wie Ἐφέσια γράμματα, βάρβαρα ὀνόματα, χαρακτῆρες *(signa magica),* πράξεις u. dgl. gründlich unterrichtet werden; daß diesen Formeln zwingende Kraft innewohne (p. LXVIII), suchte noch um 1200 ein Philosoph in einem Buch *De virtute verborum et caracterum* nachzuweisen (nach Guilielmus Parisiensis p. 88) und ist auch in der Folgezeit Volksglaube geblieben (man vgl. z. B. Scheibles *Kloster* V 1059 ff.).

Im vierten Abschnitt spricht Audollent *De varia defigendi ratione pro regionum diversitate.* Verf. unterscheidet zunächst: 1. *tabellae iudiciariae,* 2. *in fures, calumniatores et maledicos conversae,* 3. *amatoriae,* 4. *circenses.* Nicht alle diese Gattungen sind überall gleich häufig anzutreffen. Aber mit der Erkenntnis, daß die beiden ersten der Mehrzahl nach von Griechen stammen, die *tabellae circenses* nur in den Hauptstädten Rom, Karthago und Hadrumet zu Hause sind, die *tabellae amatoriae* dagegen an verschiedenen Orten sich finden, ist m. E. nicht viel gewonnen. Wünschenswert wäre eine Untersuchung über die historische Entwicklung dieser Literaturgattung bis in die Gegenwart hinein gewesen, wie sie zum erstenmal in großen Zügen Wünsch gegeben, bezw. angedeutet hat. Für Spezialuntersuchungen mag die Zusammenstellung der Formeln der *tab. circenses* (nach p. XCVIII) von Nutzen sein.

Die große Masse der Fluchtafeln wurde, wie im letzten Abschnitte dargelegt wird, in Gräbern geborgen oder an Grabsteinen mittels eines Nagels befestigt. Die gegen *bestiarii* gerichteten karthagischen Texte (no. 246—254) stammen aus dem Amphitheater. Nur wenige sind in fließendem Wasser oder Zisternen gefunden worden; hieher gehört vielleicht auch eine Bleitafel, die im athenischen Kynosarges zum Vorschein gekommen ist *in a circular shaft foulded up in three and pierced through with a hole* (*Annual of the Brit. School at Athens* III 112), obwohl der Wortlaut des Textes dagegen zu sprechen scheint. Die knidischen Tafeln waren nicht, wie Newton und die anderen Herausgeber glaubten, an der Tempelwand angenagelt, um so den Verbrecher zu tätiger Reue zu bewegen; denn Audollent betont (p. CXVI und zu no. 1—13) mit Recht, daß nach Newtons Ausgrabungsbericht die Bleiplättchen zusammengerollt waren und nur eines ein Loch aufweist, das allenfalls zur Befestigung gedient haben könnte; die meisten sind überdies auf beiden Seiten beschrieben, u. zw. so, daß der Text von der einen auf die andere Seite übergreift. An eine öffentliche Ausstellung ist also hier nicht zu denken; vielmehr wurde der ausschließlich für die Göttin bestimmte Brief ohne jede Heimlichkeit in ihrem Heiligtum niedergelegt oder ihrer Priesterin übergeben.

Eine kurze Bemerkung über das Alter der Texte (p. CXVII, vgl. S. 556) schließt diesen Abschnitt. Die ältesten stammen aus dem fünften und vierten vorchristlichen Jahrhundert, u. zw. ist ihre Zahl, wie vor kurzem Adolf Wilhelm (*Jahreshefte* VII 105)

nachgewiesen hat, beträchtlich größer, als bisher angenommen wurde; um 400 n. Chr. sind mit Wünsch die „sethianischen" Verwünschungstafeln anzusetzen. Mit dieser zeitlichen Umgrenzung decken sich ungefähr die literarischen und inschriftlichen Zeugnisse, die Audollent a. a. O. zusammenstellt; sie reichen von Plato bis Hieronymus. In dieser Aufzählung vermisse ich nur die an die Spitze zu stellenden *ἀναλύται* des altattischen Komikers Magnes sowie eine merkwürdige — übrigens schon von Newton, *Die griech. Inschriften* S. 85, Anm. 97, herangezogene — Inschrift aus Koloe in Lydien (CIG 3442): *Μηνὶ Ἀξιοττηνῷ. ἐπ⟨ε⟩ὶ Ἑρμογένης Γλύκωνος καὶ Νιτωνὶς Φιλοξένου ἐλοιδόρησαν Ἀρτεμίδωρον περὶ οἴνου, Ἀρτεμίδωρος πιττάκιον ἔδωκεν. ὁ θεὸς ἐκολάσετο τὸν Ἑρμογένην. καὶ* (sc. Hermogenes) *εἱλάσετο τὸν θεὸν καὶ ἀπὸ νῦν εὐδοξεῖ*; ob dieses *πιττάκιον* aus Blei war, ist natürlich nebensächlich.

Anhangsweise folgen p. CXXV *recentiorum defixionum exempla nonnulla*, die der neuesten Zeit entnommen sind, wo aber weniger deutlich als etwa im Ausgang des Mittelalters der Zusammenhang mit dem antiken Zauberwesen hervortritt, das noch im *Malleus maleficarum* und ähnlichen Büchern bekämpft wird. In diese Lücke mag hier ein den *Epistolae obscurorum virorum* (II 42) entnommener Liebeszauber treten: *Quando amatis unam mulierem, tunc debetis querere, quomodo vocatur ipsa et quomodo vocatur mater eius ... Deinde faciatis unam imaginem de cera virginea ... Deinde dicatis istam coniurationem super imaginem: coniuro te, cera, per virtutem Dei omnipotentis, per novem choros angelorum, per virtutem Cosdriel, Boldriach, Tornab, Lissiel, Farnach, Pitrax et Stornial, quod velis mihi representare in omni substantia et corporalitate Barbaram Elsae, ut obediat michi in omnibus quae volo. Postea scribatis circum caput imaginis haec nomina cum stilo argenteo: „Astrap + Arnod + Bildron + Sydra +". Et sic ponatis imaginem in ollam et aquam et ponite ad ignem et dicatis istam coniurationem: Coniuro te, Barbara Elsae, per virtutem dei omnipotentis ... quod statim incipias amare me ita quod sine tardatione velis ad me venire quia amore langueo;* die symbolische Erklärung dieses Vorganges lesen wir bei Vergil (*Buc.* 8, 80): *haec ut cera liquescit ... igni, sic nostro Daphnis amore.* Das Rezept der Dunkelmänner ist nicht etwa erfunden und steht auch nicht vereinzelt da; ähnliches findet man z. B. in den Faustbüchern, in den Schriften Johann Weyers (Wierus, lebte 1515 bis 1588) und verstreut an anderen Orten.

Die Texte, zu denen wir nunmehr übergehen, sind mit zwei Ausnahmen (no. 286 f.) in Minuskelschrift wiedergegeben, da dem Verf. die Mittel zur mechanischen Reproduktion nicht verfügbar waren. Der Leser kann sich daher z. B. von dem Aussehen der „sethianischen" Verfluchungstafeln mit ihren magischen Zeichen und Figuren trotz der genauen Beschreibung Audollents keine





tige Vorstellung machen und bleibt über die Buchstabenformen völlig im unklaren; wer über das von ihm Gebotene hinaus will, muß zu den Originalpublikationen greifen, die ihn allerdings auch oft im Stich lassen werden. Immerhin wären wenigstens einige Beispiele aus verschiedenen Ländern und Zeiten willkommen gewesen. Der Apparat ist nach meinen Stichproben sehr sorgfältig gearbeitet und strebt nach Vollständigkeit. So gibt der Verf. den oskischen Text no. 192 in der Lesung und Übersetzung von Zvetaieff, v. Planta und Huschke, ebenso das einzige punische Sprachdenkmal dieser Art (no. 213 aus Karthago) in der Übersetzung von Berger, Clermont-Ganneau und Lidzbarski.

Das Hauptverdienst Audollents besteht m. E. darin, daß er über fünfzig Texte zum erstenmal gelesen und in seinem Corpus veröffentlicht hat. Davon sind die meisten afrikanischen Ursprungs; no. 107 (ein unbedeutendes Bruchstück) stammt aus Reims, no. 15 f. aus Fik (im Ostjordanland?), schwer lesbar und kaum verständlich; man kann beiden Texten kaum mehr entnehmen, als daß sie gegen einen gewissen Hyperechios (Sohn des Rhemmachos?) gerichtet sind, der als *ἔμμολλος τοῦ μέρους τοῦ καλλαεινου (aemulus factionis Venetae)* bezeichnet wird; an anderen Stellen wird er aber *ὀρχηστής* genannt, wir lesen von einem *χορός*, von *ὀρχηστῆσαι*, von einem *θέατρον* und einer *ἐπίδειξις* (vielleicht auch 16 I 3: *τῇ* [*με*]*λωδία?*), was alles den Gedanken an eine pantomimische Darstellung oder an ein *theatrici carminis certamen* (Augustin, *Confess.* IV 2, 2) nahe legen könnte.

Leichter war die Aufgabe Audollents bei der Lesung der Tafeln von Karthago; denn hier bleibt der Wortlaut so ziemlich der gleiche und es wechseln nur die Wagenlenker und die Rennpferde, die übrigens mit wenigen Ausnahmen (kaum sechs unter etwa 250) männliche Namen tragen. Der Schreiber ruft zunächst den ungenannten Toten an, in dessen Grab er seine Tafel hinterlegt (237): *ἐξορκίζω σε, νεκυδαίμων ἄωρε, ὅστις ποτ' οὖν εἶ, κατὰ τῶν κραταίων ὀνομάτων σαλβαθβαλ ....., κατάδησον τοὺς ἵππους, ὧν τὰ ὀνόματά σοι καὶ τὰς εἰδαίας* (= *ἰδέας*) *ἐν τούτω τῷ σκεύει παρακατατίθημε· Ῥόσεον, Σιλουανὸν κτἑ.* Im weiteren Verlauf der Beschwörung lernen wir die Bezeichnungen einzelner Teile des Zirkus kennen: *κατάδησον αὐτοῖς τὸν δρόμον..., ἵνα μὴ δυνασθῶσιν... ἐξελθεῖν τοὺς πυλῶνας τῶν ἱππαφίων* (der *carceres*) *μήτε προβαίνειν τὴν ἀρίαν* (= *aream*) *μήτε τὸν σπάτιον* (= *spatium*) *κτἑ.* Der Schluß erinnert an den Sophokleischen Botenbericht vom Tode des Orestes: *κατάδησον αὐτοῖς* (den Lenkern) *τὰς χεῖρας..., ἵνα πεσέτωσαν μόνοι ἐμ παντὶ τόπω τοῦ ἱπποδρόμου συρόμενοι, μάλιστα δὲ ἐν τοῖς καμπτῆρσιν* (den *metae*). Auch in Karthago treten wie sonst vier Zirkusparteien auf, die sich zeitweilig zu zwei Parteien zusammenschließen; nur halten sonst die Weißen zu den Grünen (Marquardt-Wissowa, *Staatsverw.* III² 518), hier finden wir die

Blauen mit den Grünen verbunden (no. 234 und 238). Daher möchte ich no. 237, wo nach Audollent die Roten mit den Grünen gehen, *ῥοσεον* eher mit Delattre für einen Pferdenamen halten (vgl. no. 272 f.), wofür auch die Zahl der Pferde (mit Roseus 12) sprechen dürfte.

Die Texte aus dem karthagischen Amphitheater, die Audollent gleichfalls teils zum erstenmal abgeschrieben, teils neu verglichen hat, beziehen sich auf die Tierhatzen, z. B. no. 247: *obliga Gallicu, quen peperit Prima, ut neque ursu neque tauru singulis plagis occidat neque binis plagis occidat neque ternis plagis occidat tauru ursu; per nomen dei vivi omnipotentis ut perficeatis; iam, iam, cito cito.*

In Hadrumetum standen den Agitatores hauptsächlich zwei Formulare zur Verfügung. Das eine bietet außer verschiedenen *βάρβαρα ὀνόματα* kaum mehr als Namen (283): *Privatianu cadat vertat, Salutare cadat vertat* usw. Das andere berührt sich in den einleitenden Worten einigermaßen mit den karthagischen Texten (293 B): *adiuro te, demon quicunque es et demando tibi ex hanc die, ex hanc ora* (vgl. italienisch *ancora*), *ex oc momento, ut crucietur (Lynceus); adiuro te per eum qui te resolvit ex vite temporibus deum pelagicum aereum altissimu Ἰαὼ οι ου ιαιαα....* Dieser Gott des Wassers, der Luft und des Himmels ist es vielleicht, den wir daneben, auf einem Kahn stehend, abgebildet sehen mit einem Eimer und einer an einer langen Stange befestigten Lampe (oder vielmehr dem Zeichen des Lebens und dem Szepter?) in den Händen.

Bei der Wiedergabe der an der Via Appia in den Sarkophagen einer Gruft gefundenen „sethianischen" Verfluchungstafeln hat sich Audollent im wesentlichen an die grundlegende Ausgabe Wünschs gehalten. Ihre von Wünsch herrührende Bezeichnung ist freilich wohl unrichtig; denn der Name Seth ist nur an einer Stelle mit Sicherheit nachgewiesen und die Beziehung eines auf den Tafeln fast regelmäßig dargestellten tierköpfigen Dämons auf diesen Gott nicht ohne Grund bezweifelt worden. Die Texte beginnen mit der Anrufung unbekannter Götter: *ὑμῖς δέε Φρυγια* (oder *Φυδρια*) *δέε Νυφεε Εἰδωνεα* (oder ähnlich) *νεενκωρωκατοικουσε* (= ...*ἐν χώρῳ κατοικοῦσαι*??), *ἐξορκίζω ὑμᾶς κατὰ τῆς δυνάμεως τῆς ὑμετέρας, ἵνα καταοχῆτε τοὺς ἵππους τοῦ πρασίνου κτέ.* Diesem Befehl wird Nachdruck verliehen durch die wiederholte Beschwörung: *ὁρκίζω ὑμᾶς κατὰ τοῦ ὑπὸ τὴν Ἀνάγκην, τοῦ κατέχοντος κύκλα* (nach Wünsch ist hier Seth gemeint). Bildliche Darstellungen sind auf diesen Tafeln häufiger als anderswo; neben dem angeblichen Typhon-Seth finden wir namentlich eine schlangenumwundene Mumie (ihre Deutung auf Osiris scheint mir zweifelhaft), eine Protome auf einem Untergestelle, einigemale gefesselte Wagenlenker, außerdem *χαρακτῆρες* (astrologische Zeichen) und die übl



βάρβαρα ὀνόματα, dann Vokalreihen aus den je siebenmal gesetzten sieben Vokalen *α, ε, η, ι, ο, υ, ω* und die verschiedensten Permutationen des Zauberwortes oder Götternamens *ευλαμων*. Der im ganzen übereinstimmende Wortlaut der meisten dieser Texte läßt an eine gemeinsame schriftliche Vorlage denken und diese Vermutung wird bestätigt durch das Wörtchen *λόγος*, das der eigentlichen Fluchformel zumeist vorgesetzt wird. Dieses Wort ist hier ebenso wie *ὅτι* am Anfange des Hauptsatzes *ὅτι ὁρκίζω ὑμᾶς κτἑ.* sinnlos, nicht aber in den Vorschriften der Zauberpapyri, wo es darauf ankam, *πρᾶξις* und *λόγος* auseinander zu halten. Andere Fälle gedankenlosen Abschreibens findet man bei Audollent p. XLV 10 und LI 12, vielleicht auch in den Fluchinschriften von Rheneia (*Jahreshefte* VII, *Beibl.* 19): *ἐπικαλοῦμαι καὶ ἀξιῶ τὸν θεὸν τὸν ὕψιστον, τὸν κύριον τῶν πνευμάτων καὶ πάσης σαρκὸς, ἐπὶ τοὺς δόλωι φονεύσαντας ἢ φαρμακεύσαντας τὴν ταλαίπωρον ἄωρον κτἑ.*

Außer den *tabellae circenses* befanden sich in derselben Gruft andere Texte, die mit ganz ähnlichen Formeln Rache für erlittenes Unrecht suchen. So überantwortet ein Ungenannter (no. 155) den Göttern (*δέε Φρυγια κτἑ.*) einen gewissen Cardelus, Sohn der Folgentia, dem die Schimpfworte *δυσσεβὴς καὶ ἄνομος καὶ ἐπικατάρατος* angehängt werden, *κατὰ κράβατον τιμωρίας* (hier darf wohl an den Rost des heiligen Laurentius erinnert werden) *τιμωρισθῆναι, κακῷ θανάτῳ ἐκλιπῆν εἴσω ἡμερῶν πέντε.*

Selbst in Liebesangelegenheiten sollen Götter und Dämonen helfend eingreifen. Ganz unverblümt wendet sich ein Verliebter (no. 230 aus Karthago) an *Νοχθιριφ*, *qui cogens daemon, coge illa mecun coitus facere.* In einem langen Briefe (no. 271 aus Hadrumet) vertraut Domitiana ihre Liebesschmerzen einem Toten an, den sie sich durch *ἀβραϊκα ὁρκίσματα* (vgl. no. 41) gefügig zu machen sucht: *Horcizo se, daemonion pneuma to enthade cimenon, to onomati to hagio Ἀὼθ Ἀβαὼθ, τὸν θεὸν τοῦ Ἀβραὰν καὶ τὸν Ἰαὼ τὸν τοῦ Ἰ(σ)άκου, Ἰαὼ Ἀὼθ Ἀβαὼθ, θεὸν τοῦ Ἰσραὴλ ..... apelthe pros ton Orbanon hon ethecn Urbana καὶ ἄξον αὐτὸν πρὸς τὴν Δομιτιανὴν, ἣν ἔτεκεν Κάνδιδα, ἐρῶντα μαινόμενον ἀγρυπνοῦντα, ἐπὶ τῇ φιλία αὐτῆς καὶ ἐπιθυμία καὶ δεόμενον αὐτῆς ἐπανελθεῖν εἰς τὴν οἰκίαν αὐτοῦ σύμβιον γενέσθαι. ὁρκίζω σέ, τὸν μέγαν θεὸν τὸν αἰώνιον ... ὁρκίζω σε τὸν κτίσαντα τὸν οὐρανὸν καὶ τὴν θάλασσαν· ὁρκίζω σε τὸν διαχωρίσαντα τοὺς εὐσεβεῖς· ὁρκίζω σε κτἑ.*

Gern wendet man sich von diesem wüsten Zauberspuk später Jahrhunderte den älteren und ältesten Zeiten zu. Zunächst kommt hier Attica in Betracht; denn die Täfelchen aus dem euböischen Styra (no. 80) kann ich nicht als *defixiones* anerkennen. Es sind dies etwa fünfhundert kleine Bleiplättchen (4—8 *cm* breit, 1—1½ *cm* hoch), die auf beiden Seiten je einen Namen im Nominativ, vielfach über einem anderen vorher getilgten, aufweisen.

Sie wurden, wie Alfred Körte (*Rhein. Mus.* 1904, 620) gebührend hervorhebt, nicht in einem Grabe gefunden, sondern ὡς λέγεται ... περὶ τετραγωνικόν τι μνημεῖον (Ἐφ. ἀρχ. 1862, p. 272; auch bei Vischer, *Kl. Schriften* II 116). Über den Fundort wissen wir also nichts; die Täfelchen waren weder gefaltet noch durchbohrt; die Buchstaben sind auffallend groß: somit fehlt fast jedes äußere Merkmal der Fluchtafeln. Stutzig machen muß außerdem die unverhältnismäßig große Zahl der Verfluchten, unter denen sich zudem kein einziger weiblicher Name mit Sicherheit nachweisen läßt. Endlich ist es doch sehr auffallend, daß alle diese Tafeln in einem Topf (ἐντὸς κάλπης πηλίνης) niedergelegt wurden; wir werden wohl bis auf weiteres dabei bleiben müssen, daß sie zu Abstimmungen irgend welcher Art gedient haben dürften.

Die älteren Fluchtexte zeichnen sich zunächst durch ihre Kürze aus; vielfach werden bloß die Namen aufgezählt, allenfalls mit einem angehängten τούτους πάντας καταδῶ. Bilder und χαρακτῆρες, βάρβαρα ὀνόματα, ägyptische und jüdische Götternamen treten erst spät auf. Eine Häufung solcher Namen finden wir zuerst in der ersten Nekyia Homers, zwar nicht in unseren Ausgaben, wohl aber in einem erst seit kurzem bekannten Bruchstück der κεστοί des Iulius Africanus, das Arthur Ludwich nach den *Oxyrhynchus Papyri* III, no. 412 in der *Berliner philologischen Wochenschrift* 1903, Sp. 1467 wieder abgedruckt hat. Die Götter, an die sich Odysseus hier wendet, sind fast ausnahmslos fremder Herkunft, wie Ἄνουβις, Φθᾶ καὶ Φρηι (in den sethianischen Texten Φρη oder Φρι), Ομοσωσω (vgl. σοχοσομοχομ p. 500) — Ἀβλαναθὼ (vgl. αβλαναθαναλβα p. 500) usw. Iulius Africanus, der uns dieses Bruchstück ἅτε κτῆμα (so wird statt des abgeschmackten κύημα zu lesen sein) πολυτελέστερον aufbewahrt hat, war der Architekt des Kaisers Alexander Severus; seine drei interpolierten Handschriften müssen auf eine ältere Vorlage zurückgehen, machten vielleicht selbst einen ehrwürdigen Eindruck. Also dürfen wir wohl annehmen, daß etwa um Christi Geburt dieses Zauberwesen bereits in Blüte stand; vgl. Plutarch (*De superst.* p. 166 B): ἀτόποις ὀνόμασι καὶ ῥήμασι βαρβαρικοῖς καταισχύνειν καὶ παρανομεῖν τὸ θεῖον καὶ πάτριον ἀξίωμα τῆς εὐσεβείας und Lukian (*Dial. meretr.* 4, 5): ἐκ τοῦ κόλπου προκομίσασα ῥόμβον ἐπιστρέφει ἐπῳδήν τινα λέγουσα ἐπιτρόχῳ τῇ γλώττῃ βαρβαρικὰ καὶ φρικώδη ὀνόματα. Bei Theophrast (π. δεισιδαιμονίας), Theokrit (*Idyll.* 2) und Horaz (*Epod.* 5) ist davon noch nichts zu spüren.

Nur selten finden wir eine Angabe über die Veranlassung des Fluches; aber schon die so häufige Erwähnung von σύνδικοι, συνήγοροι usw. in attischen Texten sowie die nicht seltene Nennung mehrerer Männer und Frauen auf einer Tafel lehr[illegible] diesen Verfluchungen oft gerichtliche Streitigkeiten zugrund[illegible] Die knidischen Täfelchen sind gegen Verleumder, Diebe [illegible]

richtet, ebenso einzelne aus anderen Gegenden (p. XC). In einem schon früher erwähnten Papyrus des vierten vorchristlichen Jahrhunderts verklagt Artemisia bei Oserapis und seinen Beisitzern den (merkwürdigerweise nicht genannten) Vater ihres Kindes. Ein Amorginer begründet seine Klage in ausführlicher Darstellung und wendet sich dann an Demeter mit der Bitte: *φίλη Δημήτηρ, ἐγὼ ταῦτα παθὼν ἔρημος ἐὼν ἐπὶ σὲ καταφεύγω σοῦ εὐγιλάτου τυχεῖν καὶ ποῆσαί με τοῦ δικαίου τυχεῖν* (*Bull. de corr. Hell.* XXV 413). Ein Athener beginnt seine Klageschrift sogar mit der Anrufung: *θεοί· τύχη ἀγαθή* (*Ἐφ. ἀρχ.* 1903, 57, no. 5; ähnlich *Def. tab. Att.* no. 158). Man geht also wohl nicht fehl mit der Annahme, daß der Brauch der Fluchtafeln dem echten Glauben an eine göttliche Gerechtigkeit entsprungen ist; daß schon früh Zauberer auftreten, welche versprechen *μετὰ σμικρῶν δαπανῶν ὁμοίως δίκαιον ἀδίκῳ βλάψειν, ἐπαγωγαῖς τισὶ καὶ καταδέσμοις τοὺς θεούς, ὥς φασιν, πείθοντές σφισι ὑπηρετεῖν* (Plato *Repub.* II 364), braucht uns in dieser Meinung nicht irre zu machen.

Es erübrigt nunmehr nur noch die Aufgabe, über die umfangreichen Indices (S. 427—568) zu berichten. So gern ich den staunenswerten Fleiß und die gute Absicht des Verf.s anerkenne, muß ich diese Zusammenstellungen doch als höchst unpraktisch angelegt und für viele Zwecke geradezu unbrauchbar bezeichnen. Dieses harte Urteil sei in wenigen Worten hier begründet. Die Indices zerfallen in 12 Hauptgruppen, diese wieder in Unterabteilungen, im ganzen etwa 100. Außerdem aber ist jede dieser Unterabteilungen geographisch gegliedert; nur die Eigennamen der Menschen und Pferde sind inkonsequenterweise durchgehend alphabetisch geordnet. So sind die Indices, insoweit sie nämlich zum Nachschlagen dienen sollen, nur für den von Wert, der sich über bestimmte Einzelheiten eines geographisch eng begrenzten Gebietes unterrichten will; jedem anderen verursacht das mühselige Suchen *febris frigus tortionis palloris sudores* (no. 140).

Im ganzen muß das Buch Audollents als eine fleißige und verdienstliche Arbeit bezeichnet werden, die freilich keine wesentlich neuen Gesichtspunkte eröffnet und doch wohl etwas zu breitspurig angelegt ist.

Wien. Rudolf Münsterberg.

Fasti sacerdotum p. R. publicorum aetatis imperatoriae.

Scripsit Georgius Howe. Leipzig 1904. 96 SS. 8°.

Die gewaltige, in den großen Sammelwerken aufgespeicherte Inschriftenmasse, die sich überdies von Jahr zu Jahr vermehrt, wird uns bald in die Lage setzen, das „Haus-, Hof- und Staatshandbuch“ der römischen Kaiserzeit nicht allein in großen Zügen, sondern oft selbst im einzelnen zu rekonstruieren. Die Berliner

Akademie, der man die Sammlung der Inschriften zum größten Teil verdankt, hat auf diesem Gebiete auch mit ihrer Verwertung den Anfang gemacht. In den drei ersten Bänden der *Prosopographia imperii Romani* besitzen wir die alphabetische Liste der geschichtlich oder sozial hervorragenden Persönlichkeiten des Prinzipats. Der vierte Band soll die Verzeichnisse der Reichsbeamten enthalten, wofür in den Fasten Waddingtons, Pallu de Lesserts, Cantarellis, Josef Kleins und Julius Jungs, Ritterlings und der beiden Altmeister Borghesi und Willems ausgezeichnete Vorarbeiten existieren. Die vorliegende Schrift Howes tritt dem Programm der Prosopographie ergänzend zur Seite und bildet gleichfalls einen nützlichen Beitrag zum kaiserlich römischen Staatskalender, dessen Rekonstruktion, wie ich in diesem Zusammenhang vielleicht erwähnen darf, auch eine von mir angelegte chronologische Senatsliste dienen wird, die ich in nicht allzu ferner Zeit dem Druck übergeben zu können hoffe.

Howe schickt seinen Fasten eine Reihe von Bemerkungen allgemeiner Natur voran, ohne jedoch damit die Fragen, die sich an das Staatspriestertum der Kaiserzeit knüpfen, zu erschöpfen. Um nur eines zu erwähnen, wäre z. B. eine Untersuchung der Gesichtspunkte, nach denen die Aufnahme in die Kollegien erfolgte, wie ich meine, nicht ganz aussichtslos. Eine vereinzelte Bemerkung, die sich mir aus dem Material ergab, mag dies rechtfertigen: bei der Aufnahme unter die *XV viri sacris faciundis* scheint man besonderes Gewicht auf literarische Tätigkeit oder literarisches Interesse gelegt zu haben — begreiflicherweise, da die Aufgabe dieser Priesterschaft war, die griechisch geschriebenen sibyllinischen Bücher zu befragen und auszulegen. Man vergegenwärtige sich z. B. die Zusammensetzung des Kollegiums in der Zeit Domitians und Traians. Damals gehörten der Korporation, soweit wir sie rekonstruieren können, folgende Persönlichkeiten an (vgl. Howe p. 34 f. [1]): *A. Caesennius Gallus; C. Bellicus Natalis Tebanianus; Ti. Iulius Celsus Polemaeanus*[2]), der Gründer der jüngst von Heberdey aufgedeckten Bibliothek in Ephesus; *Cornelius Tacitus*, der große Geschichtsschreiber; *L. Arruntius Stella*, den Statius und Martial als Poeten feiern; *C. Valerius Flaccus Setinus Balbus*, der Dichter der *Argonautica; A. Didius Gallus Fabricius Veiento*, gleichfalls (wenigstens in seinen Jugendjahren) literarisch tätig (vgl. Tac. Ann. XIV 50); *T. Aquillius Proculus (?); C. Iulius Proculus*, der als Quaestorier das Amt *ab actis imperatoris Traiani Aug.* bekleidete; *Q. Pompeius Falco*, von dessen literarischen Interessen die Briefe des Plinius

---

[1]) Der unter Nr. 40 von Howe angeführte *Calpurnius [P]iso Frugi Licinianus* ist der Adoptivsohn Galbas, den er bereits unter Nr. 36 genannt hatte.

[2]) Von Howe, der die neugefundene Inschrift dieses Mannes (Jahreshefte Beibl. VII 1904, 56) noch nicht kennen konnte, nicht erwähnt.



Zeugnis ablegen, endlich *Sex. Minicius Faustinus Cn. Iulius Severus* und ein Unbekannter (Bull. hell. III 272): demnach unter zwölf Männern sieben, bei denen wir noch heute konstatieren können, daß sie an dem literarischen Leben ihrer Zeit teils schaffend, teils fördernd Anteil nahmen.

Die Priesterlisten selbst sind, wie mir Stichproben bewiesen, auf Grund genauer Fach- und Literaturkenntnis angelegt. Ihren Benützern werden einzelne Berichtigungen und Ergänzungen (zum Teil auf Grund des neuen, inzwischen zugewachsenen Materials) vielleicht nicht unerwünscht sein; Vollständigkeit ist hiebei nicht beabsichtigt.

Fasti I n. 30 identisch mit n. 52.
„ „ „ 31 ff. Hier hätte man der Vollständigkeit halber die Gentilnamen a l l e r Pontifices (bezw. Flamines) der Jahre 101/102 erwartet, die uns die Kalatorenliste (CIL VI 31034.32445) kennen lehrte, nicht bloß jener, die sich identifizieren lassen.
„ „ „ 46 *Eppuleius,* nicht *Appuleius.*
„ „ „ 64 war nicht der Vater des *XV vir Pollienus Auspex,* sondern der Schwiegervater von dessen Enkel, ist daher später einzureihen.
„ „ „ 112 *Salvius Iulianus* ist der berühmte Jurist, gehört demnach nicht zu den *pontifices aetatis incertae.*
„ „ „ 114*a* *P. Ve ... Attianus* (Not. d. sc. 1903, 580).
„ IV n. 2 soll *Domitia (?) Pollionis filia* heißen.
„ „ „ 9 Tac. Ann. XV 22, nicht IV 22.
„ „ „ 11 *Aeliae Oculatae* vgl. CIL III Add. p. 2328, 65.
„ „ „ 26 *Terentia Rufilla* war im Jahre 257 noch nicht *Virgo Vestalis maxima* (vielmehr *Flavia Publicia,* CIL VI 2135).
„ „ „ 31 *Praetextata* statt *Praetexta* (vgl. noch CIL XV 7127).
„ „ „ 31*a* *Bellicia Modesta* (CILXV 7129).
„ V n. 15 vgl. jetzt auch IG XII 2, 219.
„ „ „ 19 in der Inschrift des *Metellus Creticus,* die man nicht mehr nach Wilmanns, sondern nach dem CIL zitieren wird (X 7581), ist kein Priesteramt erwähnt.
„ „ „ 36 Vespasians *duplex sacerdotium* (Suet. Vesp. 4) war — wie aus des Verf. eigenen Ausführungen (S. 11 f.) hervorgeht — natürlich nicht Pontificat und Augurat.
„ „ „ 39 heißt *Duvius Avitus.*
„ „ „ 42 Frontin war im J. 70 *praetor urbanus,* nicht *praefectus urbi.*

Fasti V n. 53 vgl. Ritterling Korr. Bl. d. Westd. Ztschr. XXII 1903, 214 ff.
„ „ „ 65*a* *C. Arrius Calpurnius Longinus* (Rev. arch. XXXIII 1898, 442 n. 111).
„ „ „ 65*b* *[Sex. Catius (?). .] alerius Claud(ius) .... Acilius Priscillianus [Clementianus (?)], augur, Laurens Labinas* vgl. v. Domaszewski Rhein. Mus. LVIII 1903, 538 ff.
„ „ „ 79 war, wenn die Lesung überhaupt richtig ist, munizipaler Augur.
„ „ „ 81 gehört wohl der republikanischen Zeit an.
„ „ „ 83 ist der berühmte Besieger des Mithradates.
„ VI n. 40 = n. 36.
„ „ „ 40*a* *Celsus Polemaeanus,* s. o.
„ „ „ 45*a* Unbekannter (Bull. hell. III 272).
„ „ „ 52 sicher unter *Antoninus Pius* (vgl. Rev. arch. XXXIV 1899, 318).
„ „ „ 58 Konsul in unbekanntem Jahr; der Konsul des Jahres 197 hieß *T. Sextius Lateranus.*
„ „ „ 108 *Sex. Caecilius Aemilianus* (Rev. arch. XXXV 1899, 172) kehrt an der richtigen Stelle VII n. 39 wieder.
„ „ „ 112 *praetor urbanus,* nicht *praefectus urbi.*
„ „ „ 115 *Attius* statt *Atticus.*
„ VII n. 1*a* *L. Munatius Plancus* (CIL X 6087).
„ „ „ 21*a* *Marius Priscus* (Plin. Ep. II 11, 12).
„ „ „ 28 vielleicht eher *[curi]o* als *[VII vir epul]o.*
„ VIII n. 30*a* Unbekannter (Bull. hell. III 272).
„ IX n. 3*a* Unbekannter (Dessau I 1020).
„ X n. 20 *Insteius* statt *Iustaeus.*
„ XIV n. 57 *Tampius* statt *Tanissius.*
„ XVI n. 36*a* *Q. Tineius Sacerdos* (CIL VI 1978).
„ „ „ 79*a* *...ius L. f. Pom(ptina) ....* (CIL XI 1837).
„ XVII n. 4 identisch mit n. 6.
„ XVIII n. 9*a* hier fehlt, worauf mich Stein aufmerksam macht, der spätere Kaiser *M. Opellius Macrinus* (Hist. Aug. Macr. 7, 2).
„ XXII n. 15*a* s. o. V 65 *b.*
„ „ „ 19 *Mussius* statt *Museius.*
„ „ „ 20*a* *L. Aconius Callistus* (CIL XI 7217).

Wien. Edmund Groag.



Zeiten des Reiches: ein staatlicher Postverkehr in unserem Sinne existierte nie, da selbst in der Kaiserzeit nur für die Reisen staatlicher Funktionäre vorgesorgt war; der Privatverkehr hatte für seine Bedürfnisse selbst zu sorgen.

Der zweite Teil des Buches (*passeggiata da Roma ad Albano*) bringt die Hauptsache: in vier Abschnitten die Beschreibung der an der Straße liegenden Denkmäler (S. 81—261). Nach einigen Ratschlägen über die zweckmäßigste Art, sich die ungefähr 21 *km* lange Strecke für den Besuch ein- und abzuteilen, beginnt im Kap. I dieses 2. Teiles die Schilderung der Straße von Rom bis zum Grabmal der *Caecilia Metella.* Sie beginnt aber nicht, wie man erwarten sollte, bei der *Porta Capena* (bezw. einer der vermeintlichen Stellen), sondern dort, wo die Osteria di Monte d'Oro liegt, also bei der Einmündung der *Via della Ferratella* in die *Via di porta S. Sebastiano.* Daher werden die Thermen des Caracalla nur kurz erwähnt als wunderbar schöne Überreste aus dem Altertum, deren Anblick den englischen Dichter Shelley zu seinem Drama „Prometheus unbound" und den Toskaner Giosuè Carducci zu seiner herrlichen Ode „Vor den Thermen des Caracalla" begeistert hat; eine Beschreibung dieser so bedeutenden Überreste wird aber nicht gegeben.

Das erste Denkmal, von dem ausführlich gesprochen wird, ist die Kirche S. Cesareo in Palatio und von dieser weg bis Albano entgeht allerdings kein Stein und keine Inschrift den scharfen Augen der beiden Verff.

Die Beschreibung der in der Vigna Codini aufgedeckten drei Columbarien findet sich schon auf S. 43; ein Verweis darauf wäre S. 86 wohl am Platze gewesen. Bei Erwähnung des Drususbogens wird wieder die Meinung aufgenommen, er sei ursprünglich ein Bogen einer alten Wasserleitung gewesen. Bei den beiden das Tor flankierenden Säulen hätte neben dem Materiale auch wohl die Säulenordnung angegeben werden können.

Den Inhalt des II. Kapitels (S. 117—220) bildet die Beschreibung der Denkmäler an der Strecke vom Grabmal der Caecilia Metella bis zum Casal Rotondo. Auch dieser Teil der *Via Appia* trägt noch den Charakter einer Sepulkralstraße; doch finden sich hier besser erhaltene größere Denkmäler nicht mehr vor. Ausführlicher beschrieben sind unter anderm das sog. Grabmal des Seneca, das der Söhne des Sextus Pompeius, das Ustrinum, die sog. Grabmäler der Horatier und Curiatier, die Trümmer der Villa der Quintilier und endlich das Grabmal des Cotta, das eben genannte Casale Rotondo. Dadurch, daß außerdem auch die geringsten und unbedeutendsten Bruchstücke von Inschriften, Architekturresten und Standbildern mit in den Kreis ausführlicher Beschreibung einbezogen wurden, u. zw. in ziemlicher Anzahl, wirkt dieser Teil des Buches für den Leser in der Ferne wenigstens — an Ort und Stelle mag es besser sein — etwas ermüdend.

Kap. III (S. 221—259) beschäftigt sich mit der Strecke bis Frattocchie. Wir finden neben vielen anderen folgende größere Denkmäler beschrieben: *Torre Selce,* Tempel des *Hercules* (und vielleicht des *Silvanus*), *Berretta da prete* = *Palombaro, Ruzzica d'Orlando* u. a.

Kap. IV (S. 261—264) führt uns an geringen antiken Resten vorüber nach Albano. — Vom *Albanum* des Domitian wird uns aber nichts erzählt.

Der dritte Teil endlich enthält eine ausführliche Bibliographie in fünf Kapiteln, von denen Kap. 1—4 die Werke, die auf den I. Teil, Kap. 5 jene, die auf den II. Teil Bezug haben, aufzählen. Die zitierten Werke sind auch kurz charakterisiert. — Ein kleiner Index mit den wichtigsten Namen ist angehängt.

Das Buch ist mit außerordentlichem Fleiße gearbeitet. In den Anmerkungen ist das *Corpus inscr. Lat.* gewissenhaft benützt; zu den geschichtlichen Daten sind die Belegstellen aus den Autoren in reicher Menge beigebracht; die einschlägige Literatur ist gut verwertet.

Bei der Betrachtung der einzelnen Denkmäler ist häufig das historische Moment gegenüber dem architektonischen stark in den Vordergrund gerückt. In der Regel ist nur der gegenwärtige Bestand der Ruinen genau beschrieben; wünschenswert wäre es aber, wenn wenigstens bei den größeren Monumenten der Versuch gemacht worden wäre, die Bauwerke zu rekonstruieren, sie gleichsam vor unseren Augen wieder auferstehen zu lassen. Es liegen in dieser Beziehung gute Muster vor, so das größere Werk von L. Canina und dann G. Bohnsacks kleines, aber höchst interessantes Werk: „Die *Via Appia* von Rom bis Albano" (Wolfenbüttel 1886).

Die typographische Ausstattung des Buches ist sehr gefällig. Vielleicht wäre durch die Verwendung größerer Buchstaben für die Schlagwörter und Namen auch größere Übersichtlichkeit erreicht worden. Wenn aber nur — für den Text wenigstens — nicht das Kunstdruckpapier benützt würde, das durch seinen speckigen Glanz besonders bei künstlichem Lichte das Auge so stark belästigt! Doch diese Klage trifft nicht bloß das vorliegende Buch, sondern leider eine überaus große Zahl Bücher und Zeitschriften überhaupt. — Die in den Text eingestellten Bilder in der ungefähren Größe von $9 \times 6^1/_2$ *cm* sind von ungleicher Güte, einige tatsächlich aber ein netter Schmuck des Buches. Freilich das kleine Format läßt nicht viele Details in der Zeichnung zu und daher eignen sich die Bilder wohl mehr zur Orientierung als zum Studium. — Der Druck ist gut überwacht worden. Doch sind im Index einige Fehler stehen geblieben: zur Basilica di San Sebastiano sind zwei Seitenzahlen zu lesen: 49 und 100; ebenso zu den *Colombari della Vigna Codini:* 45 und 85; ferner lese man beim Grabmal des *Licinius* 157 statt 151, bei dem des *Marcus Servilius Quartus*





131 statt 121 und bei *Ruzzica d' Orlando* als Hauptstelle 250 neben 256.

Auch wird wohl jeder Leser und jeder, der mit diesem Buche in der Hand die *Via Appia* besucht, die Beigabe einer Karte oder einer Planskizze vermissen; die Brauchbarkeit des Werkes wäre dadurch gewiß noch erhöht worden.

Übrigens sollen diese Bemerkungen nicht die Wertschätzung des Buches beeinträchtigen; denn es ist mit Geschick und vor allem mit warmer Liebe zur Sache geschrieben.

Linz. Franz X. Lehner.

Lateinisches Elementarbuch für Reformschulen von Dr. H. Lattmann. *A.* Übungsbuch. — *B.* Lesebuch mit zwei Karten und einem gesonderten Hilfsheft. Göttingen, Vanderboeck & Ruprecht 1904.

Der Vater des Verf.s des vorliegenden Elementarbuches machte im Jahre 1880 im Clausthaler Programm, um die sich immer mehr geltend machenden Gymnasialreform-Bestrebungen in geregelte Bahnen zu leiten, den Vorschlag, den fremdsprachlichen Unterricht in der I. Klasse mit einer modernen Sprache (Französisch oder Englisch) zu beginnen, mit dem Lateinischen aber erst in der II. Klasse anzufangen. Ein bis ins Einzelne ausgeführtes Bild dieses Planes gab er in einem ein Jahr darauf erschienenen Lehrbuche, auf welches bald Fortsetzungen folgten. Die Urteile darüber lauteten ziemlich übereinstimmend, daß die Bücher gut, aber zu schwer seien. Da aber nunmehr an den Reformgymnasien mit dem Lateinischen erst in der Untertertia begonnen wird, bestimmten eben diese Beurteilungen den Verf., das Buch seines Vaters, welches für den Sextaner und Quintaner gut, aber zu schwer war, für die Untertertianer der Reformschulen zu bearbeiten.

Seine Bestandteile sind dieselben wie früher; doch mußte der Lesestoff, der, ursprünglich für drei Klassen berechnet, den Schülern eine zusammenhängende Kunde der griechischen und römischen Geschichte bis zum 2. punischen Kriege bieten sollte, bedeutend gekürzt werden; dagegen kommt die den alten Lattmannschen Büchern eigene induktive Methode überall zur Geltung.

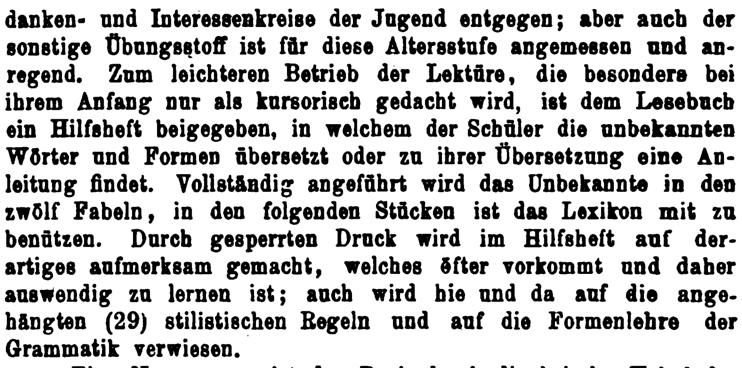
Zwölf, die Lektüre einleitende Fabeln und ebenso viele griechische Sagen sowie die *res Asiaticae* sind im Übungsbuche zu der induktiven Gewinnung der Formen und Vokabeln verwendet; von den folgenden Lesestücken enthalten sowohl die über die römische Sagenzeit als auch die ersten 14 Nummern der *res Graecae* die Induktionsbeispiele für den syntaktischen Übungsstoff Nr. 42—56 (Nominales Prädikat, Partic. coniunctum, Abl. abs., Nom. u. Acc. cum Inf., Gerundium und Gerundiv), während die späteren Stücke nicht mehr zur Induktion herangezogen werden.

Zur Einübung gelangt die Formenlehre zunächst in fünf Nummern mit lateinischen, in 19 mit lateinischen und deutschen, endlich in 12 Nummern mit ausschließlich deutschen Sätzen. Von Nr. 42—56 (Schluß) wird der erwähnte syntaktische Lehrstoff in deutschen Einzelsätzen und zusammenhängenden Stücken eingeübt. In den letzten 12 (deutschen) Nummern über die Formenlehre (Stammformen der konsonantischen Stämme, Präpositionen, Konjugationswechsel, Konjunktiv, Komparation, Adverbia, Pronomina, Komposita von *sum*, Deponentia, Ordinalzahlen, unregelmäßige Verba) werden zum Ersatze lateinischer Beispiele lateinische Formen und Vokabeln, die durch Induktion aus Lesestücken gewonnen sind, herangezogen. Bei dieser Induktion, über deren Wert auch die Reformschulmänner verschiedener Meinung sind, wird dem mündlichen Unterrichte, dessen Regsamkeit in den Reformschulen Dr. Lattmann rühmend hervorhebt, zur Erzielung größerer Übersichtlichkeit und relativer Vollständigkeit ein weiter Spielraum gelassen. Man kann es dem Verf., da es galt, in dem Lehrbuche für einen Jahrgang das grammatische Pensum zweier Klassen zu verwerten, nicht verargen, daß er sich bei der Feststellung des Lehrstoffes hinsichtlich der Unregelmäßigkeiten in Deklination und Konjugation Beschränkung zum Grundsatze machte, soweit dieselbe nicht die Gefahr eines erschwerten Betriebes der Lektüre zur Folge hat. Daß von der regelmäßigen Formenlehre das Neutrum der 4. Deklination, die Distributivzahlwörter und die *Coniugatio periphrastica* ausgeblieben sind, findet wohl seine Erklärung nur darin, daß nichts davon in den Lesestücken vorkommt.

Die Anordnung des Lehrstoffes ist den entwickelteren Fähigkeiten der Schüler auf dieser Stufe angepaßt. Der stete Wechsel von Deklination und Konjugation ermöglicht eine größere Mannigfaltigkeit des Ausdruckes und beugt mechanischem Übersetzen vor. Nach den notwendigen Vorbemerkungen beginnt mit Nr. 5 die Darstellung der 1. und 2. Deklination, wozu der Wortbestand in Nr. 1 und 2 niedergelegt ist, wo aus dem Lateinischen entnommene Fremdwörter und urverwandte Wörter des Deutschen und Lateinischen aufgeführt sind. In diesem Abschnitte kommen auch leichtere Verbalformen der 1. Konj., welche jedoch nicht zu memorieren sind, zur Verwendung, um die folgende systematische Konjugation vorzubereiten.

Das Übungsbuch setzt den Gebrauch der kurzgefaßten lateinischen Grammatik von Lattmann-Müller voraus, deren Paragraphen vor jedem Abschnitt zitiert sind. Trotzdem sind der Übersichtlichkeit wegen alle Lektionen mit geeigneten Überschriften oder Musterbeispielen versehen. Die Vokabeln sind bis Nr. 29 vor den Übungsstücken angegeben, in den folgenden, ausschließlich deutschen Stücken werden bereits verwendete oder in der Lektüre vorgekommene gebraucht. Die deutschen Beispiele lehnen sich mehr oder weniger eng an die Lesestücke an und kommen so dem Ge-





danken- und Interessenkreise der Jugend entgegen; aber auch der sonstige Übungsstoff ist für diese Altersstufe angemessen und anregend. Zum leichteren Betrieb der Lektüre, die besonders bei ihrem Anfang nur als kursorisch gedacht wird, ist dem Lesebuch ein Hilfsheft beigegeben, in welchem der Schüler die unbekannten Wörter und Formen übersetzt oder zu ihrer Übersetzung eine Anleitung findet. Vollständig angeführt wird das Unbekannte in den zwölf Fabeln, in den folgenden Stücken ist das Lexikon mit zu benützen. Durch gesperrten Druck wird im Hilfsheft auf derartiges aufmerksam gemacht, welches öfter vorkommt und daher auswendig zu lernen ist; auch wird hie und da auf die angehängten (29) stilistischen Regeln und auf die Formenlehre der Grammatik verwiesen.

Eine Neuerung weist das Buch durch die bei den Vokabeln, Wortgruppen und syntaktischen Regeln durchgeführte Verwertung des Französischen für den lateinischen Lehrstoff auf. Dadurch wird für das Gedächtnis der Schüler eine Stütze geschaffen, was besonders bei einem Lehrbuche für Reformschulen, wo infolge des großen Umfanges des Jahrespensums höhere Anforderungen an die Leistungsfähigkeit gestellt werden, von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. So ausgerüstet wird das Buch, welches, wie oben dargetan wurde, auch durch den Anschluß an die Lektüre die Schwierigkeiten mindert, in der Hand eines tüchtigen Lehrers schöne Erfolge zeitigen und eventuell an den Lateinkursen unserer Realschulen Verwendung finden können.

Teschen. Hermann Bill.

Helmbrecht. Ein oberösterreichisches Gedicht aus dem 13. Jahrhundert von Wernher dem Gartner. Übertragen von Dr. Konrad Schiffmann. Linz, Selbstverlag 1905. Preis 1 K 50 h.

> Man hört und liest der Dinge mancherlei,
> Was der gesehn, wie's dem ergangen sei.
> Man singt von Liebe, Glück und Geld und Gut
> Und mancher auch von hohem, frischem Mut.
> So hört denn jetzt, was ich einmal erlebt,
> Das mir so klar noch vor der Seele schwebt.

Die kulturgeschichtlich so wertvolle Geschichte von dem oberösterreichischen Bauernsohne, der ein Ritter hatte werden wollen und als Räuber ein schmähliches Ende gefunden hat, verdient stofflich und poetisch vollauf die Beachtung, die ihr seit jeher zuteil geworden ist. Schiffmann hat sich mit der Übertragung dieser Erzählung — Panzers Ausgabe ist zugrunde gelegt — ein Verdienst um Wissenschaft und Schule erworben. Die Wissenschaft muß es begrüßen, daß die gehaltvolle Dichtung in so ansprechender Form weiteren Kreisen zugänglich gemacht wird,

und die Schule unseres Vaterlandes muß für diese Bereicherung ihrer Hilfsmittel dankbar sein.

Schiffmann übersetzt nicht bloß, sondern sucht das Gedicht nach Form und Darstellung modernem Geschmacke anzupassen. So trägt die Bearbeitung den Charakter einer freien Übersetzung, und mit Recht. Der höfische Stil jener Zeit konnte auch bei den besten Meistern der Flickverse nicht entraten. Und der Versuch, die Dichtung wörtlich wiederzugeben, würde die neuhochdeutsche Darstellung unnütz verbreitern und steife und veraltete Wendungen wären schwerlich zu umgehen. In dem mhd. Singen und Sagen klingt das Ganze in einen Ton zusammen und man empfindet sogar die ermüdende Breite geringerer Kunst weniger störend. So hat Schiffmann mit richtigem Empfinden die freiere Übersetzung gewählt und die 1934 Verse des Originals in 1513 fünffüßigen gereimten Iamben wiedergegeben. Der fünffüßige Iambus ist gegenüber den unserem Ohre immer dürftig klingenden vierhebigen Reimpaaren des Mittelalters der richtige Erzählervers und die Reime der Übersetzung geben dem Ganzen fast die Wirkung von Stanzen, nur fehlt der Diktion das Feierliche.

Und damit kommen wir zum Tone der Übersetzung. Ein frischer Geist durchweht das Ganze. Der gefällige Ausdruck, überraschend geschickte Wendungen verraten den an guten Mustern geschulten Bearbeiter. Man merkt dem Werkchen das Behagen am Stoffe und die satirische Ader des Dichters und seines Bearbeiters an. Der flotte Ton und die völlige Beherrschung der Mittel gefälliger Darstellung machen die Übersetzung zu einem kleinen Kunstwerk, das vergnüglich zu lesen ist. So wird das stoffliche Interesse des Lesers durch das poetische Behagen unterstützt.

Kleine Unebenheiten des Ausdrucks kann eine zweite Auflage bessern. So die ungewöhnliche elliptische Wendung: „Helmbrecht hatte dem Bauern eine Kuh davon“ 58, 10. „Daran essen“ 28, 28. „Um den Daumen drehen“ 32, 18. Anders ausgedrückt wünschte man auch 18, 16 f. 24, 10. 37, 2. 47, 25. Zu weit steigt der Ausdruck herunter in „mit allen Salben geschmiert sein“ 30, 10. „Den Schweif einziehen“ (ein Dieb) 51, 16. „windelweich prügeln“ 60, 3. Vgl. auch 48, 26. Manche Wendung klingt zu modern: „die Maske fallen lassen“ 26, 12. „Manche Flasche ausstechen“ 29, 9. — Die Reimbindungen sind öfter unrein. Kürze reimt mit Länge: hat : Pfad, spat, Saat, Rat; besann : getan; erwählt : schnellt; läßt : bläst; mehr : Herr; geziemt : nimmt; Ruhm : herum. Qualitativ ungleiche Bindungen: Held : Welt; Zeit : betreut. Allerdings wirkt der mundartliche Gebrauch ausgleichend in Blick : Glück; sie : Müh; euch : Teich; schied : bemüht. Dasselbe ist der Fall in Bindungen wie sehn : nähn; steht : genäht; trägt : bewegt : legt. Wir wollen diese laxere Behandlung der Reime dem Autor nicht zum Vorwurf machen; er könnte uns Muster aus allen Gauen Deutschlands entgegenhalten.

Ref. glaubt, manchem Lehrer am Gymnasium entgegen zu kommen, wenn er den Wunsch ausspricht, daß dieses interessante Werkchen höfischer Epik unseren Schülern, besonders denen Innerösterreichs, nicht vorenthalten werde, sei es, daß der Lehrer einige Schulstunden zur Besprechung und Lektüre verwendet oder daß er es der Privatlektüre der Schüler empfiehlt. An der Hand von Schiffmanns Übertragung wäre der Versuch, diesen Ausschnitt mittelalterlicher Kulturgeschichte aus der Zeit des Interregnums dem Gesichtskreise der Schüler näher zu bringen, leicht durchführbar. — Die vom Verf. dem Bändchen beigegebenen Anmerkungen bieten willkommene Belehrung. — Die Ausstattung des Werkchens ist eine vornehme, der Preis billig.

Leitmeritz. Alois Bernt.

Beowulf mit ausführlichem Glossar herausgeg. von Moritz Heyne. 7. Aufl. besorgt von Adolf Socin (Bibliothek der ältesten deutschen Litteraturdenkmäler. III. Bd. Angelsächsische Denkmäler, 1. Teil). Paderborn, Ferdinand Schöningk 1903. VIII und 298 SS. 8°.

Dieser ags. *tractatus nobilissimus poetice scriptus* (Handschr. des X. Jahrhunderts, *cod. Cotton. Vitellius* A 15, Brit. Mus.), wie ihn Wanley in seinem *Catalogus historico-criticus,* Oxford 1705, bezeichnet, liegt nunmehr in der 7., nach M. Heyne von Adolf Socin[1]) besorgten Ausgabe vor. Ihr sind gegenüber der 6. noch die Beiträge Trautmanns nutzbar gemacht worden, während schon diese die einschlägigen, zwischen 1888 und 1898 erschienenen Arbeiten zum Beowulf berücksichtigt hatte. Das Verfahren des Herausgebers ist ein konservatives geblieben, das Korrekturen von Halbversen des Originals, die sich den Rhythmustypen der wissenschaftlichen Metrik nicht fügen, ablehnt und das weitergehende, auf Vermutungen gegründete Änderungen des Textes in die Anmerkungen verweist. Diese füllen 38 an den Text geschlossene Seiten; die bequemere Anordnung als Noten am Fuße des Textes, wie sie unsere kommentierten Ausgaben altsprachlicher Literatur gewähren, ist nicht in Anwendung gebracht worden.

Ein willkommenes Namenverzeichnis, das mehr als ein solches ist, da es auch über Personen, Orte und die zugehörigen Textstellen unterrichtet, und ein sorgfältiges, 166 Seiten betragendes Glossar ermöglichen die Lektüre des Liedes, an das am Ende das Bruchstück vom Überfall von Finnsburg gehängt ist, auch ohne Zuhilfenahme eines größeren ags. Wörterbuches, das aber freilich für kritische Bewältigung des Textes trotzdem nicht entbehrt werden kann.

---

[1]) † zu Basel 6. Februar 1904.

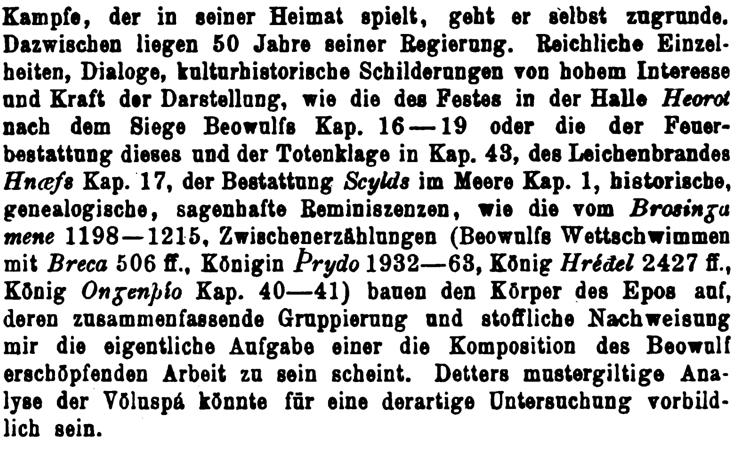
Was die äußere Darstellung betrifft, ist zu bedauern, daß der Verleger sich nicht zum Umdruck des Ganzen mit den ags. Typen entschlossen hat, die wir aus grammatischen Schriften gewohnt sind. Man vermißt ungern die Type ȝ für die ags. Gutturalis, bezw. Palatalis, man nimmt wohl leicht direkten Anstoß an der Wiedergabe des ags. kurzen *æ* durch das im ags. unhistorische *ä* der nhd. und schwed. Orthographie; für das Paar *ä* und *æ* des Druckes zöge man das herkömmliche Paar *æ* und *ǽ* entschieden vor.

Die Scheidung der Längezeichen in Circumflex bei einfachen Vokalen *Scêfing* und Akut bei Diphthongen *ofteáh* entspricht keinem Bedürfnisse, die Stellung des Akutes auf dem zweiten Vokal des fallenden Diphthongen statt auf dem ersten ist eine Besonderheit, die gleichfalls zu dem wohlerwogenen Gebrauche unserer grammatischen Schriften im Widerspruche steht. Die Trennung der Composita mit einem zwischengesetzten Striche *hron-râde* ist zwecklos und noch eher im Glossar zu dulden, wo sie die etymologische Erfassung des Wortes fördern kann, als im Texte, wo sie störend wirkt. Durch Rücksicht auf ein Bedürfnis von Anfängern kann diese Besonderheit nicht befürwortet sein, denn Lektüre für solche ist der Beowulf überhaupt nicht.

Die ergänzten Buchstaben und Textteile sind durch kursiven Druck kenntlich gemacht. Ich hielte es für wünschenswert, die Ergänzungen von Wörtern und Satzteilen, die in der erhaltenen Handschr. niemals gestanden haben, typographisch von jenen zu scheiden, die bloße Verletzungen der Handschr. füllen, d. h. diese kursiv zu drucken, jene aber zwischen Winkelklammern zu setzen, oder umgekehrt.

Nach den beiden Vorworten wünschte man eine Einleitung, die das Nötigste über die Handschr., die Ausgaben, den Sagenstoff, die Komposition des Liedes sagte. Die letzte Frage ist im Vorworte Heynes gestreift, in dem die nach Analogie der Homerischen auch auf den Beowulf angewandte Liedertheorie im wesentlichen zurückgewiesen wird. Da aber in der Zwischenerzählung von Sigemund und Fitela 876 ff. ein selbständiges Lied exzerpiert scheint und die Finnepisode 1070—1160 ausdrücklich als *ȝid oft wrecen* eingeführt wird, das der *Hróþȝáres scop* vorträgt und von dem es zum Schlusse abermals heißt *léoð wæs asunȝen, ȝléomannes ȝyd*, so sieht man wohl, daß die Frage, inwieweit in den Beowulf vorher geformte poetische Stücke hineingearbeitet worden seien, allerdings eine Stellungnahme des Herausgebers nicht müßig erscheinen ließe.

Der Inhalt des gesamten Gedichtes gipfelt in zwei Kämpfen des Helden mit feindlichen mythischen Wesen, dem mit dem Wasserdämon Grendel und dessen Mutter in seiner Jugend und dem mit einem Drachen in seinem Alter. Den ersten Kam[illegible] der bei den Dänen stattfindet, besteht Beowulf siegreich [illegible]



Kampfe, der in seiner Heimat spielt, geht er selbst zugrunde. Dazwischen liegen 50 Jahre seiner Regierung. Reichliche Einzelheiten, Dialoge, kulturhistorische Schilderungen von hohem Interesse und Kraft der Darstellung, wie die des Festes in der Halle *Heorot* nach dem Siege Beowulfs Kap. 16—19 oder die der Feuerbestattung dieses und der Totenklage in Kap. 43, des Leichenbrandes *Hnæfs* Kap. 17, der Bestattung *Scylds* im Meere Kap. 1, historische, genealogische, sagenhafte Reminiszenzen, wie die vom *Brosinʒa mene* 1198—1215, Zwischenerzählungen (Beowulfs Wettschwimmen mit *Breca* 506 ff., Königin *Þrydo* 1932—63, König *Hrêðel* 2427 ff., König *Onʒenþio* Kap. 40—41) bauen den Körper des Epos auf, deren zusammenfassende Gruppierung und stoffliche Nachweisung mir die eigentliche Aufgabe einer die Komposition des Beowulf erschöpfenden Arbeit zu sein scheint. Detters mustergiltige Analyse der Völuspá könnte für eine derartige Untersuchung vorbildlich sein.

Wie manches in Betreff der Auffassung des Textes noch zweifelhaft sei, lehren die Anmerkungen, zu denen ich einige flüchtige Beobachtungen beisteuern will.

Im Eingange des Kap. 2 ist vom Dänenkönig Healfdene die Rede, der, solange er lebte, *ʒamol ond ʒúðréouw* (58, 1) gnädiglich über die Scyldinge geherrscht habe. Nach der Lesung des Textes *ʒúðréow* und der Erklärung des Glossars zu diesem Worte sowie zu *blódréow* 'blutgierig' 1720 müßte man das Paar der Adjektiva 'alt und kampfbegierig' übersetzen. Aber weder diese Übersetzung noch das 'kampfwild' des Glossars paßt auf die Schilderung des bis zum Abende seines Lebens milden Fürsten, eher erwartete man 'kampfberühmt', wie 609, 1 *ʒamolfeax ond ʒúðróf* gebunden ist.

Doch *róf* für *reouw* herzustellen, das z. B. in *siʒeróf kyninʒ* 620 mit dem Werte 'berühmt' anzuerkennen ist[1]), ist graphisch ebenso bedenklich wie die Bedeutung 'wild' inhaltlich und es scheint daher angebracht, das Wort *réouw*[2]) hier nicht aus ags. *hréoh, hréow, hréo,* dem nach got. **riggws* ursprünglich anlautendes *h* wohl gar nicht gebührt, sondern vielmehr aus ags. *hréow,* ahd. *hriuwa* 'Kummer, Schmerz, Reue' zu erklären, so daß die bahuvrîhische Komposition **ʒúð(h)réow* etwa den Sinn 'kampfmüde, des Kampfes satt' enthält.

---

[1]) Sievers Ags. Gramm.[3] § 295 übersetzt *róf* als 'tüchtig'; es ist aber zweifellos, daß dieses auch as. bezeugte Adjektiv mit an. *róf* n. und ahd. *ruaba* stf. 'numerus' zusammengehöre. Seine Bedeutung, die von ahd. *mâri,* mhd. *mære* nicht allzuweit abliegt, wird als solche auch durch ahd. *ruopont vel cellant, keruobôn* 'reminisci' Graff 2, 361 sichergestellt.

[2]) Die orthographische Darstellung in der Handschr. mit *u* + wenrune statt der rune allein ist etymologisch durchaus belanglos.

Das letzte Wort in 62, 2 *ond Hálȝa til* versteht das Glossar S. 127 als Beinamen. Das ist nicht gut möglich, da in diesem Falle die swm. Form **Tila* stehen müßte. Von den prädikativischen Setzungen des Adjektivs *til* 'bonus, aptus', wie 1305 *newæs þæt ȝewrixle til* und 1251 *wæs séo þéod tilu* ist allerdings abzusehen, aber die Apposition 2722 *þeȝn unȝemete till*, zu der sich mhd. *degen küene unde guot* vergleicht, stimmte, nur daß sie in unserem Falle nicht zu einem Appellativum, sondern zu einem Personennamen konstruiert wäre.

Hálȝa til könnte also wohl 'der gute Hálga' sein. Da aber mit diesem Namen die Reihe der drei Söhne des Healfdene schließt — der Name der Tochter folgt in besonderer, von Kluge nach den Angaben der Hrólfs saga Kraka hergestellter Wendung —, kann man *til* auch als northumbr. Vertretung des Adverbs *tó* verstehen und übersetzen 'und Hálga dazu' oder auch beide jüngeren Brüder zusammenfassend 'und Hróđgár und Hálga dazu'. Ein gewisser Kontrast zwischen dem ältesten Sohne *Heoroȝár*, der mit der Bezeichnung *weoroda rǽswa* eingeführt wird — d. i. wohl ein Titel gleich *hererǽswa*, nhd. *herzog* —, zu den beiden jüngeren scheint beabsichtigt, da die Handschr. nach *Heoroȝár* Punkt setzt.

Daß es nahe liege, in der auf Grendel gehenden Stelle 118 —20 *fand þa ðær inne* | *æþelinȝa ȝedriht* || *swefan æfter symble;* | *sorȝe necúđon,* | *wonsceaft wera...* die überlieferte Form *wera* in einen zum Verbum *necúđon* stimmenden nom. pluralis **weras* zu verwandeln, soll nicht geleugnet werden. Aber der Plural des Verbums kann auch aus dem pluralischen Begriffe der *ȝedriht* verstanden werden und es ist daher nicht unmöglich, daß *wera* zu *æđelinȝa* paralleler gen. pl. sei, so daß also die Stelle **sorȝe necúđon... wera ȝedriht* verstanden werden darf.

In Vers 910 trennt die Ausgabe *sé þe him bealwa tó* | *bóte ȝelýfde* und bezieht *tó* auf *him;* aber die Wendung *tó bóte*, mhd. *ze buoze* 'in emendationem', die aus der Rechtssprache stammt, ist u. a. auch aus ags. Segen allzu bekannt, daß man nicht 'malorum in emendationem' verbände und den Vers mit Caesur nach *bealwa* läse *sé þe him bealwa* | *tó bóte ȝelýfde* 'der auf ihn zur Steuerung der Übel vertraute'.

Die Lesung der Handschr. 977 *in mid ȝripe* an der Stelle, da Beowulf von der Überwindung Grendels berichtet: 'nicht länger lebt der Übeltäter mit Schuld beladen, denn die Verletzung hat ihn . . . unentrinnbar in verderbliche Fesseln gelegt' hat Bugge auf Grund von got. *naudi-bandi* zu **in nýdȝripe* verbessert, während andere es mit einer Herstellung **in nídȝripe* versuchten. Mir scheint die Präposition *in* beim Instrumentalis, der ja einer solchen überhaupt nicht bedarf, stilistisch nicht glatt, man sollte eher *mid* erwarten. Auch ist das graphische Verhältnis der hsl. Form *in mid* zu den beiden Herstellungen wegen der Notwendig-

keit, eine Hasta zu streichen, ungenügend gesichert. Ich ziehe vor, ohne die Zahl der sieben Hasten zu vermindern, **nimidʒripe* zu lesen, die ganze Stelle 976, 1 bis 978, 1 also: *ac hyne sár* || *hafað nimidʒripe* | *nearwe befonʒen* || *balwon bendum,* und erkläre **nimidʒrip* aus **nimendʒrip* als Compositum mit dem part. praes. *nimende* im Sinne von 'hinwegraffender Griff', wobei sich die *n*-Synkope wie ähnlich im praet. *benemde* zu *benemnan* verhält, d. h. wir haben es keineswegs mit unzureichender graphischer Darstellung, sondern mit einer lautlichen Entwicklung von *nimend* zu *nimid* im fertigen Compositum zu tun. Da man verlangen muß, daß die Herstellung sowohl der Allitteration als dem Metrum genüge, kann man von einer Lesung **mundʒripe,* obwohl auch diese der Zahl der Hasten gerecht würde, hier keinen Gebrauch machen, wogegen sie allerdings vorher 966 ff. *þæt he for handʒripe* | *minum scolde* || *licʒean lífbysiʒ* an Stelle des nicht allitterierenden *hand,* das ohne Zweifel sekundärer Worttausch ist, mit Recht eingesetzt wird. Eine Erscheinung, die nicht vereinzelt ist, wie z. B. 84, 1 an Stelle des ursprünglichen, auch 1739 bezeugten, zu 84, 2 *áþumswerian* allitterierenden *ecʒhete* 'Schwerthass' der Ausgabe von der Handschr. das mit *secʒ* stf. 'Schwert' gebildete, also gleichbedeutende Compos. *secʒhete* geboten wird.

Zu 1097 ff. ...*Fin Henʒeste* || *elne unflitme* | *áðum* (Handschr. *aðū*) *benemde* mit folgendem Objektsatze *þæt hé þá wéaláfe* | *weotena dóme* || *árum heolde*... verweist das Glossar auf *unhlitme* 1130 und übersetzt den Ausdruck an unserer Stelle als Adverb 'unbestreitbar'. Der Verweis ist insoferne zutreffend, als hier wie dort eine adverbiale Bindung *elne* mehr einem bahuvrîhischen *un*-Compositum mit identischer Flexion gegeben ist, dessen Basis außerdem in völlig gleicher Weise mit nominalem *mi*-Suffixe gebildet ist. Daß aber *unflitme* ein anderes Wort sei als *unhlitme,* kann doch keineswegs bezweifelt werden. Ich betrachte es als deverbale Bildung von *fléotan* 'auf dem Wasser treiben', wonach sich für *unflytm* der Sinn von 'festsein' ergibt; *elne unflitme* heißt also 'sine ulla labefactione', bezw. 'unverbrüchlich'. Daß der Instrumentalis *elne,* so 894 u. ö., *mid elne* 1494, 2538 ursprünglich gleich 'mit Kraft', hier auf die Bedeutung des bloßen adverbialen 'sehr, very' eingegangen sei und das folgende instrumentale Adverb steigere, also nicht etwa *unflitme* adjektivisch zu *elne (ellen)* konstruiert oder mit diesem parallel gefaßt werden dürfe, scheint mir sicher. Ich übersetze die adverbiale Kombination mit einem Adjektiv wiedergebend: 'Finn versprach dem Hengest mit unverbrüchlichen Eiden, daß er die traurigen Reste nach dem Urteile der Räte in Ehren hielte'.

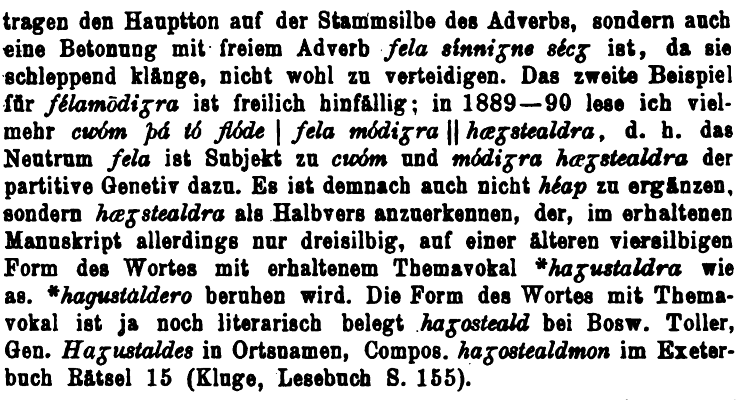
Zu 1128, 2 ff. *Henʒest ðá ʒyt* || *wælfáʒne winter* | *wunode mid Finne* || *elne unhlitme* | *eard ʒemunde* || *þeah þe he nemeahte* | *on mere drífan* || *hrinʒedstefnan*... wird sich gegen die haplographische Auffassung des *e* in *Finnel* der Handschr. und gegen

die Ausfüllung des Komplexes *el* zu *elne* ebensowenig etwas einwenden lassen, wie gegen die Herstellung eines *ne* in *nemeahte* (Handschr. nur *meahte*), wo eine Aussprache **þeah þe he n'meahte* die vorliegende Schreibung verschuldet haben mag. Man halte hiezu das haplographische *e* in *windȝeardweallas* Handschr. 1225 für *windȝe eardweallas* (Deiche) edd. sowie *ȝeséon nemeahton* 649, Handschr. ohne *ne*, gleichfalls aus *n'meahton* zu begreifen[1]). Daß das Wort *unhlitme* deutliches *m* enthalte, versichert Zupitza, der die obere Kommissur der beiden ersten Hasten dieses Buchstabens als noch sichtbar bezeichnet. Das Faksimile spricht wenigstens nicht dagegen. Zur Erklärung des Textes möchte ich bemerken, daß mir *wælfáh* bei Bosw. Toller nach dem zweiten ags. *fáh* zutreffender als 'deadly hostile' übersetzt erscheint, denn im Glossar unserer Ausgabe mit 'blutgefärbt' nach dem ersten — der Winter ist ja in der volkstümlichen Auffassung ein Feind — daß ferner eine Übertragung von *elne unhlitme* mit 'unbestritten' wenig befriedigt. Auch hier scheint mir Bosw. Tollers Umschreibung 'and his lot was not a happy one' dem Sinne näher zu kommen. Für *unhlitme* ist zu erwägen, daß in 3127 die Wendung *on hlytme* steht: *næs dá on hlytme* | *hwá þæt hord strúde* 'es lag da nicht am Loose, wer den Schatz plünderte', die also soviel wie 'nach dem Loose, dem Loose gemäß' bedeutet und ein deverbales stm. *hlytm* zu *hléotan* neben einfachem *hlyt* m., ahd. *hluz* mn. 'Loos' ergibt, das wegen des Umlautes *mi*-Suffix **hlutmi-* haben muß und sich formell wohl wie *cierm* 'Klage' aus **karmi-* verhält. Demnach ist **unhlytm* als negatives bahuvrīhisches Compositum 'Unloos, Mißgeschick' zu betrachten, dessen adverbialer Instrumentalis *unhlitme* an unserer Stelle wieder durch *elne* gesteigert wird. Ich übersetze den Passus: 'Hengest blieb da noch den totfeindlichen Winter hindurch infolge großen Mißgeschickes; er gedachte der Heimat, wenn er auch den Panzersteven nicht in See stechen lassen konnte. Die Flut war vom Sturme bewegt, sie kämpfte mit dem Winde, der Winter verschloß das Meer mit Fesseln aus Eis, bis daß das folgende Jahr ins Land kam...'

Daß 1380, 1 in *felasinniȝne secȝ* das Adverb *fela* als sekundärer Zusatz gestrichen werden müsse, scheint mir allerdings einleuchtend, denn nicht nur *félamōdiȝra* 1638 und *félahrōr* 27

---

[1]) Elision eines geschriebenen unbetonten *e* im wirklichen Vortrag ist auch in 344, 1 *willẹ ic asecȝan*, 1823, 1 *ȝif ic þonnẹ on eorþan*, 1825, 2 *donnẹ ic ȝyt dyde*, 1999, 1 *þæs dẹ ic dé ȝesundne*, 2033 *mæȝ þæs þonnẹ* (Handschr. *þōn*) *ofþyncan* anzunehmen und es ergeben sich in diesen Fällen enklitische Verhältnisse *will-ic*, *þonn-ic*, *þæs-d-ic*, genauer vielleicht *þæs-t-ic*, nicht anders wie *he-n' meahte* an der besprochenen Stelle. Zuweilen findet sich als umgekehrte Erscheinung falsche orthographische Ausfüllung wie 2077 *hilde onsǽȝe* für richtiges **hild onsǽȝe*, wozu man bair. Otloh *ruofi ih*, aufgelöst aus **ruofih*, d. i. **ruofọ ih*, vergleichen kann.



tragen den Hauptton auf der Stammsilbe des Adverbs, sondern auch eine Betonung mit freiem Adverb *fela sinnigne séc* ist, da sie schleppend klänge, nicht wohl zu verteidigen. Das zweite Beispiel für *félamōdigra* ist freilich hinfällig; in 1889—90 lese ich vielmehr *cwóm þá tó flóde* | *fela módigra* || *hægstealdra*, d. h. das Neutrum *fela* ist Subjekt zu *cwóm* und *módigra hægstealdra* der partitive Genetiv dazu. Es ist demnach auch nicht *héap* zu ergänzen, sondern *hægstealdra* als Halbvers anzuerkennen, der, im erhaltenen Manuskript allerdings nur dreisilbig, auf einer älteren viersilbigen Form des Wortes mit erhaltenem Themavokal **hagustaldra* wie as. **hagustaldero* beruhen wird. Die Form des Wortes mit Themavokal ist ja noch literarisch belegt *hagosteald* bei Bosw. Toller, Gen. *Hagustaldes* in Ortsnamen, Compos. *hagostealdmon* im Exeterbuch Rätsel 15 (Kluge, Lesebuch S. 155).

Ebenso kann in der Stelle 1926—27 *bold wæs betlic* | *bregoróf cyning* || *hea healle* das letzte im Instrumentalis zu *bregoróf* zu konstruierende Wort Compositum **héaheal* wie *héaburh*, *héahsele* sein und als Halbvers, wenigstens im Typus, auf eine frühere Form mit erhaltenem Themavokal *heahe-*, got. *hauha-* zurückgehen, die die metrisch vermißte Senkung enthielt. Auch der Halbvers *on flett gǽd* 2035, 2 und 2055, 2 weist wohl auf eine ältere zweisilbige Form des Verbums **gǽið* zurück sowie 1117, 2 *ond on bǽl dón* vielleicht auf **dóan*. Ähnlich liegen wohl die Verhältnisse der Muspilliverse 20, 2 *kerno tuo* und 23, 1 *heizzan lauc*, die gleichfalls, wenigstens im Typus, auf älterem **kerno tuoe*, **heizzana lauc* beruhen mögen.

Einen interessanten Versuch, das scheinbar gestörte Metrum herzustellen — die Tatsachen können zum mindesten so gedeutet werden —, finden wir in 1981, 2—82 *meoduscencum hwearf* || *geond þæt side reced* | *Hæredes dohtor*, indem *side* nachträglich über *reced* gesetzt wurde. Auch die Ausgabe behält die hier angenommene, in der Handschr. durch einen Punkt nach *hwearf* vorgezeichnete Verstrennung bei, setzt aber als Ausfüllung des Halbverses *geond þæt reced* an Stelle von *síde* 'das weite' um der Allitteration willen das auch 68 vorkommende Compos. *healreced*. Allein die Verstrennung kann sehr wohl ursprünglich *meoduscencum* || *hwearf geond þæt reced* | *Hæredes dohter* gewesen sein, in welchem Falle die Ergänzung eines Wortes vor *reced* überflüssig ist.

Den Vers 2506 *ac in cempan gecrong* | *cumbles hyrde* der Handschr. möchte ich nicht mit den Ausgaben zu **in campe* abändern; *in cempan gecringan* kann ja eine fehlerhafte Form oder Konstruktion für *cempum* enthalten und 'unter den Kämpfern' übersetzt werden.

Zu 2523—25 *ac ic ðǽr headufýres* | *hátes wéne* || *rédes ond háttres* | *fordon ic me on hafu* || *bord ond byrnan...* stellt die Ausgabe eine Lesung **andháttres* (Handschr. ɿ *hattres*) her, die im

Glossar als mn. **andhátor* 'entgegenkommende Glut' erklärt wird. Die Notwendigkeit, wegen der Allitteration zu *ōn hafu* ein Compositum mit Hochton auf *ond* anzunehmen, entfällt, wenn man das *h* von *háttres* prothetisch faßt, was umsomehr geschehen kann, als es in der Handschr. durch einen über die zweite Hasta gesetzten Punkt sogar getilgt zu sein scheint. Da es sich im folgenden um den Kampf mit dem feuerschnaubenden und giftigen Wurm handelt, ist *áttor* 'uenenum' sachlich in Ordnung und wir werden die Stelle wohl übersetzen dürfen: 'Aber ich versehe mich da der Hitze des Kampffeuers, der fürchterlichen, und des Giftes, deshalb habe ich an mir Schild und Brünne'.

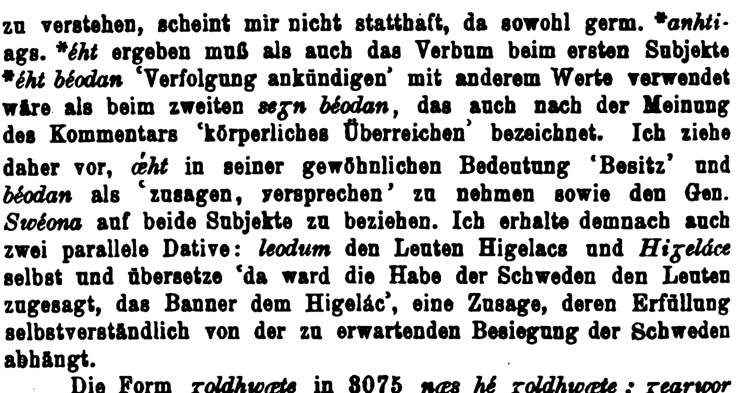
In dem Abschnitte 2568, 2 bis 66, 2 'das Schwert erhob zuvor der gute Kampfkönig, das alte Erbe *ecʒum unʒleaw,* jeder der beiden hatte, der auf Übel sinnenden, Furcht vor dem anderen' bietet die Ausgabe für *unʒleaw,* dessen *e* nach Thorpe angeblich radiert ist[1]), die Lesung **unslaw,* im Glossar als 'nicht stumpf' angegeben, während die Bedeutung des anderweitig bezeugten Wortes 'impiger, praepes' ist. Da indessen *ecʒas* nicht notwendig die zwei Schneiden des Schwertes bezeichnen muß, sondern als plurale tantum auch 'das Blatt, die Klinge' sein kann, braucht man von der handschriftl. Form nicht abzugehen, sondern kann *ʒléaw,* dessen Bedeutung nach der Bindung im Ortsnamen *ʒléucester, ʒléawanceaster* ursprünglich eine sinnliche 'licht, hell' gewesen sein muß, woraus 'prudens, sapiens' als 'geistig hell' erst sekundär entwickelt ist, vom Schwerte gesagt sehr wohl als 'hell, glänzend', das negierte Adjektiv also als 'matt' verstehen. Es ist zu beachten, daß *ʒomele láfe* || *ecʒum unʒléaw* dieselbe Paarung von 'alt und grau' enthält, die in 2682—83 *sweord Bíowulfes* || *ʒomol ond ʒrǽʒmǽl* gewählt ist.

Weshalb 2570—71, 1 *ʒewát đá byrnende* | *ʒeboʒen scríđan* || *to ʒescipe scyndan* (Handschr. *to ʒ̄ſcipe*) nicht heißen könne 'er (der Drache) begann da feuerspeiend, gekrümmt zu kriechen, dem Geschicke entgegen zu eilen', sondern vielmehr *tó* als Adverb zu *scríđan,* zugleich mit Verlegung an das Versende *scríđan tó* || bezogen und *ʒescipe* in **ʒescífe* abgeändert werden solle, ist mir unklar, da doch *ʒewát... scríđan* und *(ʒewát)... scyndan* syntaktisch verständlich ist und *ʒescipe* ohne erhebliche Bedenken als *i̯o*-Erweiterung des gewöhnlichen Neutrums *ʒesceap* 'fatum' beansprucht werden darf. Gemeint ist damit das sich im Kampfe erfüllende Schicksal, bezw. der Kampf an sich.

Das Wort *ǽht* in 2958, 2: *þá wæs ǽht boden* || *Swéona léodum* | *seʒn Hiʒeláce* als Entsprechung zu ahd. *âhta* 'persecutio'

[1]) Das Faksimile Zupitzas London 1882, Bl. 186*b*, Z. 1 v. u. läßt nichts dergleichen erkennen, wohl aber wird das *l* durch eine Fortsetzung der oberen Querhaste des *ʒ* gekreuzt, ohne daß doch der ganze Buchstabe den Eindruck eines in unserer Handschr. allerdings auch im Anlaut vorkommenden geschlungenen *s* machte.





zu verstehen, scheint mir nicht statthaft, da sowohl germ. **anhti-ags.* **éht* ergeben muß als auch das Verbum beim ersten Subjekte **éht béodan* 'Verfolgung ankündigen' mit anderem Werte verwendet wäre als beim zweiten *segn béodan*, das auch nach der Meinung des Kommentars 'körperliches Überreichen' bezeichnet. Ich ziehe daher vor, *ǽht* in seiner gewöhnlichen Bedeutung 'Besitz' und *béodan* als 'zusagen, versprechen' zu nehmen sowie den Gen. *Swéona* auf beide Subjekte zu beziehen. Ich erhalte demnach auch zwei parallele Dative: *leodum* den Leuten Higelacs und *Hiȝeláce* selbst und übersetze 'da ward die Habe der Schweden den Leuten zugesagt, das Banner dem Higelác', eine Zusage, deren Erfüllung selbstverständlich von der zu erwartenden Besiegung der Schweden abhängt.

Die Form *ȝoldhwæte* in 3075 *næs hé ȝoldhwæte : ȝearwor hæfde...*, die ja metrisch erwünscht ist, erkläre ich als eine im Compositum eingetretene *ȝo*-Erweiterung des einfachen *hwæt*, streiche also das *e* keinesfalls. Die Bedeutung des zusammengesetzten Adjektivs 'goldgierig' aus 'scharf' erläutert sich aus nhd. dial. 'scharf auf etwas'.

Auch zur Erklärung einiger Phrasen und zur sachlichen Begründung einzelner Ausdrücke seien ein paar Worte gestattet.

Da *rún* in Beowulf 172 *ȝesæt rice tó rúne*, von der Reichsversammlung gesagt, 'Beratung, Besprechung' ist, eine Bedeutung, die auch in *rúnwita*, etwa 'secretarius' erkennbar ist, während 'der Buchstabe' mit dem Compos. *rúnstæf* ausgedrückt wird, kann die Phrase **beadurúne onbindan* 'einen Streit anfangen' in 501 nicht auf eine Handlung basiert werden, in der ein einzelnes Runenzeichen eine Rolle spielte. Es muß vielmehr angenommen werden, daß *beadurún* der zuständige Ausdruck für den dem Kampfe vorausgehenden Wortstreit und *onbindan* 'aufbinden' im Sinne von 'los machen, los lassen' wie von einem auf jagdbares Wild losgelassenen Rüden zu verstehen sei, so daß *onband beadurúne* soviel heißt wie 'er ließ die Streitrede los'.

In dem Abschnitte 715—17 *wód ... tó þæs þe he winreced* | *ȝoldsele ȝumena* | *ȝearwost wisse* || *fǽttum fáhne* von Grendel, der darauf ausgeht, sich aus dem Hause *Hróðȝárs* seine Opfer zu holen, möchte ich *ȝoldsele* nicht mit dem Glossar als Saal, in dem Gold verteilt wird, erklären, sondern eher als Saal mit Dekoration in Gold, wie wir auch nhd. Gelasse nach ihrem vorwiegenden Dekorationscharakter als 'Silbersaal, gelber Saal, weißes, rotes, blaues Zimmer' bezeichnen. Das Bild des goldgeschmückten Saales wird durch *fǽttum fáh* noch näher ausgeführt, ohne daß allerdings über die Art der Zier in unzweifelhaften Ausdrücken gesprochen würde. Doch ist es nach der sonstigen Bedeutung von *fǽt* und *fǽted* wahrscheinlich, daß es sich um aufgelegte Leisten und Felder in Gold an den Wänden handeln werde.

Der Ausdruck *fǽt*, der in unserem Gewerbsnamen nhd. *fassmaler*, d. i. Dekorationsmaler und Vergolder, fortlebt, ist die Grundlage für das got. Verbum *fetjan* 'schmücken' und ich glaube, daß eine kurzvokalische Ableitung des Stammes in ahd. *vizzilfêh* erhalten sei.

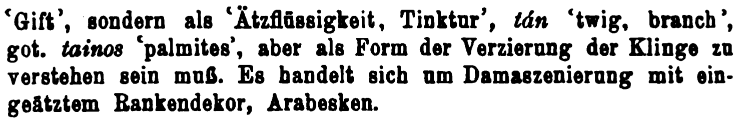
Das Substantiv zu 10—11 *scolde* ‖ *ʒomban ʒyldan* setzt das Glossar als stm. oder stn. *ʒom-ban* 'Kopfsteuer, Zins' an, d. h. der zweite Teil wird auf ahd. *ban* bezogen. Das ist allerdings neu, aber kaum richtig; denn das Wort kann man von as. Hel. 355—6 *sulika gambra* (Acc.) | *so im skolda geldan gihwe* ‖ *helido fon is hôbda* nicht trennen und es ist die Analogie von *watar* zu *wato*, ὕδωρ, ai. *udār* zu ὕδα-τος aus **udn-tos* anzuwenden, wonach das as. Wort ein ursprüngliches Neutrum **gambar*, das ags. aber dazu die swn. Nebenform **ʒombe* gewesen sein wird.

Die Ausdrücke *ʒeatwe* und *ʒetáwe*, beide stf. pluralia tantum 'Ausrüstung, Schmuck', könnte man für Accentdoubletten halten. Aber sie haben in Wahrheit nichts miteinander zu schaffen. Zum zweiten *on wíʒʒetáwum* 368, *ðá ʒúðʒetáwa* 2637 stimmt ahd. **gizou*, belegt *gizauua* n. a. sing. 'supellex', *zauua* f. 'tinctura', das seinerseits zum Verbum ahd. *zouuitum* 3 pl. praet. 'exercebant' (Cyclopes ferrum) Graff 5, 713, urnord. *tawidō* 1 sing. praet., got. *taujan* 'machen', ags. *tawian*, *-ode* 'to dress or prepare material' gehört, zum ersten vergleichen sich die pluralia tantum ags. *frætwe* stf., as. Dativ *fratahun*, sowie ahd. *azzasi* aus **atuesi̯a*, das auf einem neutralen *s*-Stamm **atues*, **atwiz* beruht und gleich got. *aqizi*, ahd. *achus* sekundäre Erweiterung mit einem vokalischen *jod*-Suffixe erfahren hat. Demnach repräsentieren sich das ags. und as. Wort als präfixale Erweiterungen mit *ga-* und *fra-* einer Nebenform zu **atwiz* ohne das *es*-Suffix, also wohl eines ursprünglichen *u*-Neutrums **atu* und es begreift sich die Form in 395, 2 *in éowrum ʒúðʒeatawum* zu 2363 *hildeʒeatwa* stimmend als Zerdehnung mit Sekundärvokal vor *w*, der nur hier wie im as. Worte als *a* erscheint, während er in 963 *on frætewum* als *e* auftritt. Das *h* aber im as. *fagaron (-un) fratahun* Hel. 380 und 4545, auch im Participium *fagaro gifratahod*, erweist sich deutlich als sekundäre Hiatusfüllung nach dem ausgefallenen *w*.

Der erste Teil des Fem. *ǽʒweard* zu 241 'Wache an der See' enthält die langvokalische Form zu *ahwa*, die auch im an. *ǽʒir*, deutsch in den Flußnamen auf *-āia*, *-ēia* z. B. *Stubai*, *Alzei* vertreten ist.

Das Wort *átertán* zur Stelle 1460: *ecʒ wæs íren átertánum fáh* ‖ *ahyrded heaþoswáte* .... erläutert das Glossar 'vergiftete Schwertschneide', woraus man nicht imstande wäre, sich ein zutreffendes Bild zu machen. Aber in den Anmerkungen S. 99 wird an. *eggjar eitrdropum fáđar* und ags. Andreas *earh áttre ʒemǽl* verglichen, woraus sich sofort ergibt, daß *áttor* 'Eiter' hier nicht als





'Gift', sondern als 'Ätzflüssigkeit, Tinktur', *tán* 'twig, branch', got. *tainos* 'palmites', aber als Form der Verzierung der Klinge zu verstehen sein muß. Es handelt sich um Damaszenierung mit eingeätztem Rankendekor, Arabesken.

Den Ausdruck in 1898 *naca* ... *hrinȝedstefna* erklärt das Glossar als 'am Steven mit eisernen Ringen (Klammern) beschlagenes Fahrzeug' und vergleicht dazu Friđþiófs saga vom Schiffe Elliđi: *borđit var spengt iarni.* Da ist es doch offenbar, daß in *hrinȝed* nicht die Bedeutung des einzelnen Ringes wie in *hrinȝed byrne* 'aus Ringen geflochtene Brünne', sondern die des Collectivums *hrinȝas* 'Panzer' liege, daß also *hrinȝedstefna* 'mit Panzersteven versehen' sei. Die Art der Panzerung mit aufgenagelten Eisenspangen ergibt sich aus der beigezogenen an. Stelle. Aber der Terminus *hrinȝmǽl* 2038, von Rüstungsstücken gesagt, geht allerdings von den einzelnen Ringen aus und bezeichnet ringförmige Ornamente, entweder damaszeniert oder auf der Herstellung des Stückes aus geschmiedeten Eisenringen — vgl. den Ausdruck 'Nageleisen' — beruhend.

Die *sioleđas* 2368 in *oferswam þa sioleđa biȝonȝ* | *sunu Ecȝþéowes* erklären die Anmerkungen S. 110 zutreffend aus got. *anasilan* 'sich legen' vom Winde, schwed. *sil* n. 'stilles Wasser in einem Flusse'. Dazu gehört wohl auch das deutsche Wort in den Ortsnamen *Mittersill, Niedernsill.* Die dentale Ableitung ist in Fluß- und Meeresdetails produktiv wie ags. Beowulf noch *farođ* 'die Strömung' und *warođ* 'das Gestade', nach dem Plural *warođas* ein starkes Masculinum, sich finden.

Daß die Ausgabe in 2437 'es war dem Ältesten ungerechterweise durch die Anschläge der Blutsverwandten das Mordbette gestreut' das plastische Bild des *bed stréȝan* nicht verläßt und Riegers matte Emendation **stýred* für *stréd* nicht berücksichtigt, wird man nur billigen.

Aus der Bindung *sanȝ ond swéȝ* 1064 ergibt sich auch der Gewinn für das Nhd., daß das zweite Wort in unserer Entsprechung *Sang und Klang* soviel wie Musik bedeuten müsse. Aus *ná þu mínne þearft hafalan hýdan* 445—6 'non tibi opus est caput meum custodire' wird der Sinn des nhd. *hauptwache,* ags. *héafodweard,* der uns durch die steigernde Bedeutung des nhd. *haupt-* verdunkelt ist, in seiner ursprünglichen Verknüpfung als körperliche Bewachung des Hauptes eines Anführers, von *Leibwache* kaum unterschieden, enthüllt.

In 1066 findet sich der Ausdruck *ȝid oft wrecen* für ein populäres, vielgesungenes Lied. Das Glossar übersetzt, kaum zutreffend, *ȝid wrecan:* 'eine Rede tun, loslassen'. Ich meine, daß hier wie in dem analogen *spel wrecan, awrecan* ein technischer Terminus für die Rezitation eines zusammenhängenden Textes gegeben ist, der wohl anschaulich wird, wenn man sich das stufen-

weise Verfolgen des Textes von Wort zu Wort, von Satz zu Satz oder Vers zu Vers vergegenwärtigt.

astīʒan in 1119: *ʒúđrinc astáh*, von dem auf dem Scheiterhaufen Verbrennenden gesagt, ist ein Ausdruck von packender Kraft, während dem gleichen Verbum in 1161 *ʒamen eft astáh* das nhd. *steigen* der Studentensprache vom 'sich Erheben' eines Gesanges an die Seite gestellt werden kann.

Die Phraseologie wie 2589 *ʒrundwonʒ* ... *ofʒyfan*, nhd. etwa 'das Feld räumen', *bendum befón* zu 976—8 'in Fesseln schlagen', 1084 *wīʒ* ... *ʒefeohtan* 'eine Schlacht liefern', 1725 *wunder is to secʒanne* 'es ist ein Wunder zu sagen', *fréondum befeallan* 'der Freunde verlustig gehen' zu 1127, *ellen fremman* 'uirtute uti' zu 3, *on fréan wǽre* 'sub domini tutela' 27 ist ebenso anziehend wie die dem Konversationstone angehörigen Vorstellungsformeln, Anreden und Fragen: *Béowulf is mín nama* 343, *wine mín Béowulf* 457, *we synt Hiʒeláces béodʒenéatas* 342, *eart þú sé Béowulf*... 506, *aris ríces weard!* 1391, oder die stehenden Bindungen von beschreibenden Adjektiven z. B. *ʒomol ond ʒrǽʒmǽl* 2683 vom Schwerte, *eald ond infród* 2450 von Personen, die feinen Umschreibungen wie *unʒyfeđe* 'versagt', eigentlich 'unverliehen', der Reichtum an Synonymen wie *lanʒe hwíle, þráʒe, tíd*. Insbesondere erhellt die hohe Bildlichkeit der Sprache des Denkmals aus den appellativischen Ausdrücken ursprünglichen Gepräges, die es gewährt.

Bezeichnungen von Kultursachen wie *ǽledléoma* 'das Brandlicht' neben der Entlehnung *candel*, *bǽlwudu* 'Scheiterhaufe', *bencþelu* 'Diele für die Bänke', dann die umschreibenden Composita z. B. für die 'Harfe' *ʒamenwudu* und *ʒléobéam* beweisen ebenso die schöpferische Kraft der Volkssprache, die sich in ihrer eigenen Fülle auslebt, wie etwa im Nhd. die ma. Parallelen für Musikinstrumente *winselholz* 'Geige', *picksüsses hölzel* 'Flöte', *wimmerkasten* 'Leierkasten' oder 'Klavier'.

deáđwíc ist wie an. *nóatún* zu verstehen, d. i. ohne Zweifel ein Terminus für den Friedhof, und eine Art überlegenen Humors steckt in dem Euphemismus *ʒewát* ... *déađwíc ʒeséon* für 'mortuus est' Beow. 1276.

Ebenso anschaulich kommt die plastische Kraft der Sprache zur Geltung in den anatomischen Ausdrücken wie *báncofa, bánhus, bánloca* 'Körper', *benʒeat* 'Wundöffnung', *blondenfeax* 'grauhaarig', *bundenheord* 'mit geknotetem Haupthaare'; *heađoswát* 'Blut das im Kampfe vergossen ist', wie nhd. *schweiss* gleich 'Blut', in den Ausdrücken der Jägersprache *hǽđstapa* 'Hirsch', *ánhaʒa* 2329 wie ahd. *einluzzo*, *eoforspréot* wie nhd. 'Saufeder', *áttorsceađa* 'Giftschlange', in denen der Kriegersprache, den Pferdenamen, in den Wörtern der Rechtssprache und der Sitte: *inʒenʒa* und *mearcstapa* 'der unrechtmäßig eine Grenze überschreitet', *hám sécan*

nhd. *heimsuchen* 'feindliches Eindringen in ein fremdes Gebiet', den mit *þeȝu* gebildeten Terminis für Empfänge *béahþeȝu, béorþeȝu,* den auf *-ila* gehenden swm. nominibus agentis *dǽdla, mánfordǽdla, ȝeǽhtla, ferhtȝenídla,* endlich in den mannigfachen Standeswörtern und Titeln *ealdor, aldor* zu *eald* 'senex', begrifflich gleich den roman. Wörtern aus lat. *senior, bealdor, baldor* 'Herr', eigentlich 'fortior', was aus Tac. Germ. Kap. 7 über die *duces* erläutert werden kann, ferner *strenȝel* 'Machthaber' und *ȝlædman,* wozu sich älter nhd. die Bezeichnungen *der gestrenge, der gnädige herr* und die Anreden *Euer Gestrengen* und *Euer Gnaden* vergleichen, *kyninȝwuldor* 666, das deutsches 'königliche Hoheit' vertritt, oder *ríces hyrde* 2038 wie nhd. 'Reichsverweser'. Beachtenswert sind weiters *ȝéo-méowle* gleichsam 'Exjungfrau' für 'Matrone' und *ȝéoman* 'Mann von einst', das, insoferne es von noch Lebenden gebraucht wird, an nhd. 'gewesener Verwalter' u. dgl. erinnert, d. h. die Eigenschaften und Leistungen des Mannes als ein zurückgelegtes Dienstverhältnis auffaßt. Der Titel *frumȝár* macht uns die germ. Personennamen mit *gêr* im zweiten Teile verständlich.

Landschaft und Leute des Epos sind ausgemacht nordisch. Gauten *Ȝeatas* und Dänen *Dene* vor allem treten in den Vordergrund, aber auch Schweden, Jüten, Nordfriesen spielen eine Rolle. Von den kontinentalen germanischen Stämmen werden die Franken als *Francan, Húȝas,* was vielleicht mit dem pagus *Hugmerchi* zwischen Dollart und Zuidersee zu verbinden ist, und *Hetware* genannt, die Westfriesen, Gepiden als *Ȝifðas* (belegt Dat. *Ȝifðū* 2495), die Langobarden als *Heaðobeardan.* Von den alten festländischen Dynastien erscheinen der Gotenkönig *Eormenríc* und die fränkischen *Merewioinȝas.* Alle Namen tragen echt ags. Gepräge, d. h. sie sind nicht etwa erst in ags. Zeit aus nordischen oder südgermanischen Quellen entlehnt, sondern haben innerhalb der ags. Überlieferung die entsprechenden lautlichen Wandlungen durchgemacht.

Von kleineren nordischen Stämmen treten die *Helminȝas* zu 621 auf, die an die *Helmil,* d. i. **Helmiʀ* des Jordanes erinnern, die *Raumar* als *Heaþorǽmes* (d. i. *-as*) 516, die *Healfdene* zu 1070, *Hócinȝas* und *Secȝan* umfassend, die *Hǽne* 1984 Beleg *Hǽnū,* an. *Heinir,* ferner *Brondinȝas* zu 521 und *Wilfinȝas* 461 Beleg *Wilfinȝū,* an. *Ylfingar* im östlichen Gautlande, von denen die beiden letzteren auch im Wídsíð genannt sind. Überlieferungen von besonders hohem Alter bergen sich in dem Beinamen der Dänen **Ingwine,* nur im Gen. bezeugt *eodor Ingwina* 1045 und *fréan Ingwina* 1320, der sich mit dem westfränk. Personennamen *Ingoinus* deckt und als Compos. mit *wine* 'amicus' formell anscheinend gleich *mǽȝwine* 'blutsverwandter Freund' oder *fréawine* 'fürstlicher Freund' zu [illegible] ist. Dieser Beiname knüpft doch vermutlich in irgend [illegible] röm.-germ. [illegible]

(proximi Oceano) des Tacitus Germ. Kap. 2, die *Inguaeones* des Plinius IV 96 und 99 an, wenn auch das Verhältnis beider zueinander sowie zu dem nach Tacitus' Angaben über die westgerm. Stammsage zu fordernden und im ags. Runenliede *Inʒ wæs ǽrest mid Éastdenum* || *ʒesewen secʒun* sowie im got. Buchstabennamen *enguz* glaublich belegten Gottnamen noch der vollen Klarheit entbehrt. Soviel allerdings ist deutlich, daß dieser ags. Beiname der Dänen auch in dem nord. Gottnamen *Ingunarfreyr* als genetivus epexegeticus fortlebt, daß also in diesem Freyr, der **Ingunn*, **Ingwiniʀ* heißt, der Volksname zum Gottnamen erhoben ist, wie nicht anders in dem Beinamen Óđins: *Gautr*; daß ferner der röm.-germ. Volksname *Inguaeŏnes*, dessen *ae* wir vielleicht als vulgäres *ĕ* gleich *ĭ* bewerten dürfen, auch in dem gleichzeitigen german. Personnamen *Inguiomerus* gelegen sei und im Beowulf allem Anscheine nach in dem ersten Teile des Schwertnamens *incʒeláf* 2578, mit *láf* stf. 'Erbe' im zweiten, reflektiert werde. Das *cʒ* aus *gui* verhält sich ja genau so wie in *secʒ* aus **saguia*, so daß wir diesen Namen ohne Zögern in röm.-germ. Form als **inguiolaeba* ansetzen dürften.

Zu den Obliquen des Volksnamens Gen. *Eotena* 1073, 1089, 1142, Dat. *Eotenum* 903, 1146 wird S. 126 ein Nom. **Eotenas* angegeben. Da aber der Gen. und Dat. mit vokalischer Mittelsilbe sich auch durch *Frésena* 1094 neben Synkope *Frésna* 2416 sowie in den S. 95 zitierten appellativischen Formen *nefenum, oxenum* neben *oxnum, scotenum* zu *nefa, oxa, scota* nachweisen läßt, ist es angezeigter, einen nom. pl. **Eotan*, sing. **Eota* anzusetzen, der der latinisierten Form des Jütennamens *Euthiŏnes* bei Venantius Fortunatus gemäß ist und die eine ags. Form darstellt, während eine zweite mit *-i* statt *-ion* in **Ýte* (Beleg *Ýtum*) aus **Íete*, **Éoti* entsprechend den *Saxŏnes Eucii* 'Jüten in Kent' gegeben ist und eine dritte Ælfréds *ʒótan, Jótum* in der Sachsenchron. auch nach dem Verhältnis von ags. *iú* zu *ʒéo, ʒío* 'einst' mit *u*-Vokal: *Jútna, Jútum*, latinis. *Iuti, Iutae* bei Bæda das anlautende *i* der an. *Jótar* zeigt, somit Accentverschiebung innerhalb des Diphthongen vom ersten auf den zweiten Vokal erfahren hat.

Syntaktisch interessiert die Enklise von *lá* beim pronomen demonstrativum *þæt la* 1701 wie bair. *derl, dåssl* oder der Gebrauch von Volksnamen im Genetiv zur Bezeichnung der Herkunft, worauf schon Sievers aufmerksam gemacht hat, wie *Béowulf ʒéata* 677, *Hiʒelác ʒéata* 1203 gleichsam 'e stirpe Gautorum', identisch mit dem bekannteren patronym. Genetiv singularis von Personennamen, formell die Ableitung des dynastischen Geschlechtsnamens *Merewioinʒ* 2922, der sich wie die Patronymika *Tǽtwainʒ, Sceldwainʒ, Cúþainʒ, Hráþrainʒ* der Sachsenchronik, Parkerhandschr. Kluge Leseb. S. 38, zu den Primitiven *Tǽtwa, Sceldwea, Cúþa* verhält, somit einen Personennamen *Merewio* voraussetzt, der nach *bearo*

Beachtenswert ist ferner der formale Unterschied von *Frésnaland* 2916 'Westfriesland', gleich *Finnaland* 580 mit dem Gen. eines Volksnamens, hier *Frésena* gebildet, und *Frýsland* 1127 'Nordfriesland' sowie *Fréswæl* 1071 'das Schlachtfeld der Dänen und Friesen' mit thematischer Zusammensetzung. Man hat den Eindruck, als ob die Determination im zweiten Falle gar keine ethnographische, sondern wie bei *Swéoþéod, Swiorîce* eine appellativische wäre.

Der Name der Halle *Heorot* erscheint als Ortsname auch im Widsið 49 *æt Heorote*. Mit dem Gen. von Tiernamen sind gebildet *Hronesnæs* 2806, 3137 etwa 'Walfischkap' sowie *Earnanæs* 3032 'aquilarum promunturium' im Gautenlande, etymologisch gleich dem *Arnanes* in Norwegen FMS 7, 142, endlich *Hrefnawudu* 2926 und *Hrefnesholt* 2936, wozu sich an. *Hrafnsholt, Ramshólmr* FMS 10, 52, 53, d. i. 1. Insel in Ránríki, 2. Ramsöe in Schweden vergleichen.

Auch die Lautverhältnisse bieten manche anziehende Erscheinung.

Beachtenswert ist der *ʒ*-Schwund am Ende des Adjektivs in *wonsǽli wer* 105 und *fámiheals* 218, die Darstellung des *ī* durch *iʒ*, nicht nur in *biʒ* 'bei', sondern auch in *wiʒʒe* 1657 neben *wiʒe* 1085 zu *wiʒ* 'Kampf'; ferner die *w*-Synkope in *Onʒenþéoes* 1969, *Ecʒđíoes* 2000, *morđbeala máre* 136 für **bealwa*, der *đ*-Ausfall in *Hǽne* zu 1984, an. *Heinir* und *Headabearna* 2038 neben korrektem *Heađobeardna* 2033.

Der *h*-Einschub in *Eaha* Finnsb. ersetzt ein *w* und führt auf einen dem ahd. *Auwo, Owo* Fstm. nbch. I² entsprechenden Namen, **Eawa* zu dem der tacit. Volksname *Auiones*, ags. Widsið **Éowan* (Beleg *Eowum*) verglichen werden mag.

Die Assimilierung *ʒimme rîce* 466 gegen *nn* im Accusativ des Adjektivs *ʒynne* 1552 weist wohl wie ahd. *nemmen* neben *nennen* auf eine ursprüngliche Wortbildung mit *mn*, so daß das Adjektiv *ʒin* vermutlich den germ. mediopartizipialen Bildungen **ʒimna-* aus **ghi-məno-* zum Verbalstamm *ghī̆* 'hiare, dehiscere, patere' anzureihen sein wird.

Der *r*-Einschub, Anticipation, in *æt hrærʒtrafum* 175 zu *herʒ*, an. *hǫrgr* und *træf* aus lat. *trabem* ist geeignet, die gleiche Erscheinung in ags. *ʒrorn* neben der *n*-Anticipation *ʒnorn* aus *ʒorn*, auch as. *gorn-*, als sekundären Prozeß verständlich zu machen.

Das *io* für *eo* im Anlaute *Iofore* 2994, in der Handschr. heute nicht mehr zu sehen, möchte ich nicht mit *J* darstellen, da die Allitteration vokalischen Einsatz erweist. Der gelegentliche *e*-Schwund in *Swona* 2947 für *Swéona* 2473 kann mit der verdunkelnden Wirkung des *w* zusammenhängen und sich wie in *worod* neben *weorod, werod* verhalten. Auf älterem Diphthong *io* beruht auch der Monophthong in *Brosinʒa mene* 1200. Vorauszusetzen ist eine ältere Form des Geschlechtsnamens mit *u* im Suffixe wie

Scyldungas 2053, an. *Skioldungar*, neben sonstigem *Scyldingas* und *u*-Umlaut des in der an. Form *Brisingar* sowie in bair. pagus und villa *Prisinga*, heute *Langenpreising*, gewährten langen ī, also **Brīosungas* aus **Brīsungas*.

Czernowitz. v. Grienberger.

Lessings Dramen im Lichte ihrer und unserer Zeit. Von Gustav Kettner. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1904. VII und 511 SS. gr.-8°.

Man könnte glauben, daß über Lessings Dramen schon viel zu viel geschrieben worden sei und darum eine neue Darstellung überflüssig sein müsse; vollends mehr als 500 Seiten den drei Hauptdramen „Minna von Barnhelm", „Emilia Galotti" und „Nathan der Weise" allein zu widmen, erscheint auf den ersten Blick bedenklich. Wenn man aber Kettners Buch studiert, wozu man sich bei dem guten Klange seines Namens gern entschließt, dann erkennt man freilich, daß ein geschmackvoller und wohlunterrichteter Lehrer selbst einem vielbehandelten Thema ganz neue Seiten abzugewinnen vermag. Es kommt dem Verf. darauf an, manches scheinbar erledigte Problem nochmals zu prüfen und die feststehenden Ansichten zum Teile zu berichtigen, damit sich nicht Irrtümer schädlich einwurzeln. In der Tat muß man gestehen, daß manches in Kettners Beleuchtung ein anderes Aussehen gewinnt. Ihm gelingt diese Korrektur der *communis opinio* durch Heranziehen eines reichen Vergleichsmaterials; vor allem sucht er Lessings Hauptdramen aus ihrem historischen Zusammenhang zu erklären, um ihre Abhängigkeit von ihren Vorgängern und dann ihre Selbständigkeit schärfer herauszuarbeiten.

Er beginnt darum mit einer kurzen, aber für die folgenden Betrachtungen alles Notwendige bietenden Entwicklung des bürgerlichen Dramas bis auf Lessing, wobei schon vorgreifend manche Fäden aufgedeckt werden, die sich zwischen Lessing und einzelnen englischen und französischen Dramatikern hinziehen. Kettner verbindet mit einem richtigen Urteil über das historisch Wichtige die schärfste ästhetische Kritik, die ihn verhindert, das historisch Wertvolle nun auch als ästhetisch Wertvolles anzusehen. Man lese besonders den Abschnitt über Didérot, um zu sehen, wie ungeblendet Kettner eine gewiß blendende Erscheinung ins Auge fassen kann. Dieselbe unvoreingenommene Nüchternheit bewahrt er sich Lessing gegenüber. Die „Minna von Barn[illegible] z. B. unbarmherzig zerfasert, um dem Lorbeer[illegible] jedes Blatt zu rauben, das ihm nicht [illegible] diese Auseinandersetzungen nicht den [illegible] im Gegenteil, man fühlt allenthalben de[illegible] vor Lessing.

gerade weil er so ehrlich und wahrheitsliebend alle falschen Farben von seinem Bilde wischt, auch wenn sie noch so sehr verschönern. Am stärksten fällt das wohl auf im 5. Kapitel (S. 88 ff.), wo die Verwertung des siebenjährigen Krieges als Hintergrund und die Zeichnung der Soldaten besprochen sind. Während man sich bisher gewöhnt hatte, in Lessings Lustspiel eine patriotische Verherrlichung der Zeit und Preußens zu sehen, zeigt Kettner, wie wenig das zutrifft, wie Lessings Soldaten „weder preußisch noch auch nur Fritzisch gesinnt" seien, und er zieht geschickt „Wallensteins Lager" und die Soldaten Heinrichs von Kleist zum Vergleiche herbei, um den Mangel bei Lessing aufzudecken. Aber er zeigt auch zugleich, worin trotzdem das Bedeutsame der Ethik liegt und wodurch diese Zeichnung des Soldaten Eigenart gewinnt. Treffend setzt er das Einseitige, ich würde sagen, die Verblendung sowohl bei Tellheim als bei Minna auseinander und entwickelt sehr hübsch die Wichtigkeit der scheinbaren Episode mit der Witwe Marloff. Ich kann aber nicht so weit gehen wie Kettner in der Verurteilung Minnas. Kettner scheint mir zu verkennen, daß Minna mit ihren leichten Scherzen über Tellheims Unglück keineswegs überall ihre wahren Ansichten verrät, sondern dem Geliebten durch ihren Humor über seine Verzweiflung hinüberhelfen will. Ich möchte zum Vergleich auf Natalie im „Prinz von Homburg" (IV 4, V. 1306 ff.) hinweisen, die sich auch verstellt, um den Bräutigam zu retten. Allerdings treibt es Minna zu arg, so daß sie von Tellheim verkannt werden muß, aber der Zuschauer und besonders der Kritiker darf sich durch die Maske nicht täuschen lassen. Minna macht sich schlechter als sie ist, versteckt ihre Vorzüge hinter Fehlern, wie der Aristotelische Ironiker; das hat Kettner nicht erfaßt, obwohl Minna ausdrücklich sagt: *„Kann man denn auch nicht lachend sehr ernsthaft sein?"* Er hält sich, wie Tellheim, an das Äußerliche und sieht in Minnas Reden nur „die maßlose Überschätzung ihrer Liebe, durch die sie ihm alles, was das Leben ihm geraubt, ersetzen zu können meint". Das ist eine einseitige Auffassung. Auch darf nicht vergessen werden, daß der Lustspielcharakter gewahrt werden mußte, was dem Stück mit Naturnotwendigkeit gewisse Eigentümlichkeiten aufprägte. Lessing übertrifft das vorausgegangene weinerliche Lustspiel aber dadurch, daß sich bei ihm neben der derberen Lustigkeit zum ersten Male in Deutschland der feinere Humor entfaltet, u. zw. nicht nur in den Reden Minnas, sondern ebenso in der Anlage gewisser Szenen. Kettner hat ganz vergessen, dieser Seite die besondere Aufmerksamkeit zu schenken und auch nur für die Personen den komischen Typus zu entwickeln. Allerdings deutet er an, wie sich historisch eine Franziska aus den Lisetten des sächsischen Lustspiels, ein Just aus den Dienertypen entwickelt und Paul Werner über den Rahmen hinauswächst; doch hätte der Verf. weitergehen sollen. Tellheim erscheint wie Minna als Ironiker, der seine Fehler übertreibt und seine guten

Eigenschaften hinter seinen Fehlern versteckt, auch Werner, selbst Just haben etwas vom Ironiker. Tellheim ist zugleich ein Verblendeter, z. T. auch Minna, und darum ein echter Charakter der Komödie. Riccaut de la Marlinière ist der *ἀλαζών* der Aristotelischen Liste, der Prahler, wie er leibt und lebt. Der Wirt aber erscheint am stärksten als *βωμολόχος*, als Spaßmacher. Die meisten Charaktere machen zudem eine Entwicklung durch. Tellheim wird dahingebracht, und das erreicht die Intrigue, aus dem Ständischen herauszugelangen, das Konventionelle der „Ehre" abzuschütteln und das reinmenschlich Wahre, Echte zu zeigen. Minna, die im Anfang naiv den Mann nicht begreift, wenn er seiner Liebe wegen Kränkung seiner Ehre entsagen will, spielt Komödie, lernt aber durch die von ihr eingefädelte Intrigue erkennen, welcher Charakter sich gerade in dem Verzicht Tellheims auf ihren Besitz aussprach, und so sind Tellheim und Minna durch die weit getriebene Komödie nicht kuriert von irgend einer Eigenschaft — wie die frühere Theorie der Komödie verlangt hatte —, sondern gereift. Das ist das wesentlich Neue dieses ersten deutschen Lustspiels. Selbst die Nebenfiguren machen einen ähnlichen Prozeß durch: Franziska, die als Modernisierung und Nationalisierung der Lustspiel-Lisetten begonnen hatte und als kleine Kokette mit dem Herrn Wachtmeister tändeln wollte, reift zur frischen Weiblichkeit heran und Werner, anfangs schwankend zwischen Soldaten- und Bürgerstand, enthüllt alle köstlichen Eigenschaften seines treuen Wesens und für beide gipfelt das Stück in der prächtigen Schlußszene, die in genialster Umbildung den traditionellen Ausgang des sächsischen Lustspiels: das Einigwerden Lisettens und des Bedienten, bringt; nicht ein flüchtiges Liebesabenteuer, ein festes Eheverlöbnis winkt ihnen (V, 15). Auch der Troßknecht Just wächst und enthüllt allmählich den trefflichen Kern seines rohen Wesens und so trifft der Untertitel des Stückes zu: „das Soldatenglück".

Mehr noch als für die „Minna" lernen wir bei Kettner für „Emilia Galotti"; für sie zieht er höchst fruchtbar die vorangegangenen Virginiadramen herbei, dann Richardsons Romane, besonders die Clarissa, ferner die bürgerlichen Dramen und Didérots Technik, endlich Leibnitzens Psychologie und gewinnt dadurch mancherlei Aufschluß für die Zeichnung der Charaktere, die Entwicklung der Handlung und den Bau wie für einzelne Mängel der Tragödie. Diese Abschnitte (S. 177—225) wirken umso erfreulicher, weil sie als der Hintergrund ausgeführt werden, von dem sich die selbständige Leistung Lessings viel klarer abhebt; vom Erlernten kommen wir zum Persönlichen. Dies wird leider aber viel zu kurz behandelt, wobei stärker das Historisch-Bedingte des Werkes hervortritt. Ausführlicher legt Kettner den Aufbau der Handlung dar und bespricht dabei noch einige Fragen. Freilich ließ er manches unberührt, was bei dieser Tragödie berücksichtigt werden muß, oder geht daran mit leichten Worten vorüber; so vermißt man

z. B. eine nähere Kennzeichnung des Verhältnisses, in dem Emilia zu Appiani steht. Vermutlich wollte der Verf. den vielen Schwierigkeiten, die er in der psychologischen Begründung der Personen findet, nicht noch neue gesellen, aber der Punkt ist so wichtig, daß er nicht unberücksichtigt bleiben durfte. Da ich in meinem Hefte über das Drama (Berlin 1882) näher auf ihn eingegangen bin, kann ich darauf verweisen. Ebenso bleibe ich bei meiner Rekonstruktion der dreiaktigen Bearbeitung; denn was Kettner, ohne mich zu nennen (S. 298 f.), gegen mich einwendet, wird durch seinen eigenen Versuch *ad absurdum* geführt oder es bestätigt, wie das S. 301 f. Gesagte, nur meine Andeutungen. Natürlich weiß ich, daß ein solcher Versuch nicht ein Beweis ist, aber ihn zu wagen war umsomehr erlaubt, als die Analogie des „Nathan" eine starke Stütze bot. Für dieses Drama besitzen wir einen ins einzelnste geführten Entwurf, dessen Vergleichung mit dem vollendeten Werke sehr lehrreich ist. Auch Kettner geht in der Monographie über den „Nathan" näher auf sie ein und gewinnt aus ihr ein sehr wichtiges, für die Gesamtbetrachtung fruchtbares Resultat: daß der „Nathan" in seiner Anlage die typische „Rührkomödie" sei. Der Nachweis am Milieu, den Rollen (mit Ausnahme des Klosterbruders und des Derwisch) und den Motiven der Handlung ist überzeugend und bietet einen ganz neuen Maßstab für die Beurteilung des Stückes, wenigstens für die éine Seite. Für die andere, später im Fragmentenstreit erst schärfer ausgebildete religionsphilosophische zieht Kettner wie vor ihm schon andere Forscher hauptsächlich Voltaire herbei. Die Ringparabel verfolgt er nicht, wie Erich Schmidt in einer glänzenden Episode seines „Lessing" tat, durch die verschiedenen Stufen ihrer Entwicklung, sondern hält sich methodisch nur an jene Fassungen, die Lessing kannte und benutzte: in den *Gesta Romanorum* und bei Boccaccio; er zeigt, wie Lessing das Übernommene umbildete[1]) und welche Geistesverfassung ihn dabei leitete, wobei wir auf Reimarus und Mendelssohn gebracht werden und durch die Rücksichtnahme auf die Aufklärung und den Pietismus manchen neuen Aufschluß erhalten. Diese Partien des Buches wird auch jener mit dem größten Interesse lesen, der manchmal Kettners kritische Folgerungen nicht zu teilen vermag. Man fühlt aus den gelegentlichen Äußerungen und der Gesamttendenz des Verf.s die innerliche Abneigung gegen die Lessingische Idee heraus, deren Größe er sich doch nicht ganz ent-

---

[1]) Für den Vers *„vor Gott und Menschen angenehm zu machen"* verweist er auf 1. Sam. 2, 26 und Luk. 2, 52; es wäre jedoch auch noch Tob. 14, 17 und 1. Tim. 2, 3 zu erwähnen, wo der Ausdruck noch genauer stimmt. Aber auch für den weiteren Zusatz: *„wer in dieser Zuversicht ihn trug"*, konnte auf die Bibel verwiesen werden, auf das ganze 11. Kap. der Epistel an die Ebräer, speziell auf Ebr. 11, 1, wo es vom Glauben heißt: *„eine gewisse Zuversicht daß, was man hoffet, und nicht an dem, das man nicht siehet".*

ziehen kann. Darum unterbleibt der Nachweis, wie im „Nathan" der Fragmentenstreit auf ein anderes Terrain gespielt wird, den man nach dem Eingang der Monographie erwarten durfte. Darum blieb es S. 450 f. bei einem Ansatz zu jenem Wege, den man bei einer Besprechung des „Nathan" beschreiten muß: daß alles in diesem Drama im Begriffe der Liebe gipfelt, nur freilich im Sinne der Predigt Johannis, von der Lessing so tiefsinnig spricht: „Kinderchen, liebet Euch unter einander!" Darauf müßte die Besprechung hinzielen und die verschiedenen Abstufungen aufdecken. Vieles in Kettners scharfer Kritik trifft gewiß zu, einiges dagegen versteht man nicht recht. So nimmt der Verf. S. 452 f. Anstoß an Nathans unermeßlichem Reichtum und will in diesem Zug einen Nachklang der „Comédie larmoyante" sehen; aber obwohl er sehr richtig S. 446 f. die Wahl des Juden „Nathan" als des Trägers der Hauptidee aus der Quelle folgert, vergißt er hier, daß der reiche Jude gleichfalls durch die Quelle gegeben war, weil sonst die Ringparabel ganz anders hätte eingeführt werden müssen als bei Boccaccio oder in den *Gesta Romanorum.* Auch die Charakteristik des Derwisch ist kaum völlig gelungen, weil sie zu sehr am Wortlaut haftet und den tieferen Sinn des Ironikers unberücksichtigt läßt. Aber, wie gesagt, in diesem Teil des Buches sehe ich seinen Hauptwert und kann besonders jedem Lehrer des Deutschen die Lektüre auf das allerwärmste empfehlen. Sie würde freilich noch genußreicher, wenn Kettners Darstellung etwas weniger breit ausgefallen wäre.

Lemberg. Richard Maria Werner.

Deutsches Lesebuch für Mädchen-Lyzeen. Von Dr. Peter Mitteregger. Wien, Franz Deuticke. Zweiter Band: 1903. XV und 290 SS. Preis geb. K 3·40. Dritter Band: 1904. X u. 309 SS. Preis geb. K 3·60. Vierter Band: 1904. XIII u. 384 SS. Preis geb. K 4·50.

Durch das provisorische Statut vom 11. Dezember 1900 ist den Mädchen-Lyzeen vorläufig eine festere Organisation gegeben und im Kreise der Lehrgegenstände wie geziemend dem Unterricht in der Muttersprache eine Hauptrolle zugewiesen worden, ohne daß jedoch das Ziel zu hoch gesteckt worden wäre. Vielmehr wird der Fachlehrer des Deutschen an der Hand eines guten Lesebuches ohne Mühe den Anforderungen des Lehrplanes gerecht werden können — im Gegensatz zu seinen Kollegen an den Gymnasien und Realschulen, die bei knapp bemessener Zeit das Allerhöchste leisten sollen. Als ein solches gutes Lesebuch, das in der Praxis sich bestimmt bewähren wird, erscheint das von Dr. P. Mitteregger. M. hat sich offenbar — dafür sprich[illegible] äußere Ausstattung allein — das vortreffliche Les[illegible] zum Vorbild genommen und tatsächlich [illegible] mannig-

fachen Vorzüge des Lampelschen, insbesondere hinsichtlich der Fülle und Mannigfaltigkeit des Gebotenen. So enthält der zweite Band 266, der dritte 259, der vierte 185 Nummern. Die Auswahl zeugt von gutem Geschmack, auf die weibliche Eigenart ist gebührend Bedacht genommen. Lobend muß anerkannt werden, daß M. auch Dichtungen von Zeitgenossen der Aufnahme gewürdigt hat. Mit Vergnügen begegnet man den Namen Ebner-Eschenbach, Liliencron, Rosegger, Schönaich-Carolath, Baumbach u. v. a. Besonders tritt dieses moderne Gepräge im dritten Bande hervor. Wenn sich nun auch behaupten läßt, daß der Herausgeber bei der Auswahl eine recht glückliche Hand bewiesen hat, so läuft doch hie und da etwas Minderwertiges unter, z. B. Nr. 58 des zweiten Bandes „Heimkehr des Hirten“ von Rob. Reinick. Ref. erwähnt dieses Gedicht deshalb, weil man es als typisch bezeichnen kann für die gezwungen naive, volkstümelnde Poesie, wie sie vorzugsweise in den Lesebüchern der Volksschulen und in Jugend-Zeitschriften ihr Unwesen treibt. Solche „Surrogate“ sollte man von unseren Lesebüchern, die doch Chrestomathien sein sollen, fernhalten, aber auch alte und veraltete Inventarstücke fernhalten, wie „Johann, der Seifensieder“ (Zweiter Band, Nr. 66). Doch als kaum verzeihlich muß es bezeichnet werden, wenn in der unmittelbar folgenden Nr. 67 diese platte Seifensiedergeschichte nochmals in Prosa unter dem Titel „Johann, der muntere Seifensieder. Nach Friedrich von Hagedorn“ aufgetischt wird. Ref. nimmt an, daß der Herausgeber damit einer Forderung des Lehrplanes nachkommen wollte, welcher für die zweite Klasse u. a. „Umgestaltung von Gedichten erzählenden Inhaltes in Prosa“ vorschreibt. Man muß sich wundern, daß in einem amtlichen Lehrplan ein Vorgang verlangt wird, über den schon längst mit vollem Recht der Stab gebrochen worden ist. Wer nicht glauben will, daß der gerügte Vorgang geradezu zu einer Versündigung gegen Dichter und dichterisches Empfinden führen kann, der lese im zweiten Band die zusammengehörigen Nummern 189 und 190: 189 „Das Riesenspielzeug von Chamisso“ und 190 „Das Riesenspielzeug und die Bauern. Von W. Kurtmann“. Wer hätte sich nicht schon als Knabe ganz besonders an den kernigen, sinnvollen Worten der zehnten Strophe erfreut: „Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor; Der Bauer ist kein Spielzeug; da sei uns Gott davor!“ Und was für ein läppisches Zeug lesen wir in der prosaischen Umgestaltung Kurtmanns: „Mein Kind, der Bauer ist darum kein Spielzeug für uns, weil wir mächtiger sind als er, und wir dürfen ihn deshalb nicht verächtlich behandeln. Ich dulde das nicht und augenblicklich trägst du alles wieder an Ort und Stelle. Bestellt der Bauer seine Felder nicht, so haben wir Riesen auf unsern Burgen nichts zu leben und das bitt' ich mir aus (sic!), laß mir die braven Leute künftig in Frieden“. Kann man nun annehmen, daß elfjährige Mädchen mit solchen „Umgestaltungen“ mehr

Glück haben könnten als Kurtmann und andere „Verwässerer"? — Nr. 133 des zweiten Bandes „Der Glockenguß zu Breslau" sollte sich wegen seines grausigen Sujets in keinem Lesebuch finden, am wenigsten in einem für Mädchen. — Hinsichtlich des prosaischen Lehrstoffes war der Herausgeber erfolgreich bemüht, Musterstücke der Darstellung seinem Lesebuch einzuverleiben. Umso unvorteilhafter fallen einige wenige Nummern auf, z. B. im zweiten Bande Nr. 149 „Das Feld" und Nr. 150 „Der Wald". Beide sind dem „Lesebuch für gewerbliche Fortbildungsschulen" entnommen, beide sind gleich schlecht. Ganz abgesehen von sachlichen Verstößen, wie solche in Nr. 149 entgegentreten, sind beide in einem jämmerlichen Deutsch geschrieben. Hauptsätzchen, nichts als winzige Hauptsätzchen vom Anfang bis ans Ende. Kindlich, einfach soll es erscheinen, kindisch ist es, so kindisch, daß man solche stilistische Unmöglichkeiten nicht einmal im Lesebuch des ersten oder zweiten Schuljahres dulden darf.

Der Text ist mit Sorgfalt behandelt worden. Mischformen wie „Tyrtäos" st. „Tyrtäus" oder „Tyrtaios" (IV. Band, S. XIII und in Nr. 68 Aufschrift) sollten vermieden werden, auch ist „Die Messiade" statt „Der Messias" (IV. Bd., Nr. 54 Aufschrift) nicht zu billigen. In Nr. 208 des IV. Bandes wäre statt „das heimelige Rauschen" auch gegen den Autor „das heimeliche Rauschen" zu schreiben. „Naro" (IV. Bd., Nr. 51 Aufschrift) ist Druckfehler statt „Maro" — übrigens fehlt die Erwähnung des Dichters im Autorenverzeichnis.

Die Rechtschreibung ist vorschriftsmäßig, Versehen sind nur in geringer Anzahl zu entdecken.

Ein Gleiches läßt sich leider nicht von der Zeichensetzung behaupten; besonders sind an sehr vielen Stellen die Beistriche falsch gesetzt. Überaus störend wird beispielsweise in Nr. 169 des II. Bandes „Die wandelnde Glocke" die zwar herkömmliche, aber ganz sinnwidrige Interpunktion mancher Stellen empfunden. So ist das Ausrufzeichen in St. 4, 3 hinter „Schrecken" zu setzen und in St. 5, 3 nach „Traum" Beistrich. Ferner verlangt der Sinn in St. 7, 3 nach „Glockenschlag" einen Beistrich.

Über die Zweckmäßigkeit von Anmerkungen in Lesebüchern ist die Meinung noch immer geteilt. Aber das ist wohl nicht zu billigen, daß, wenn ein Herausgeber sich schon für die Beigabe von Anmerkungen entschieden hat, er in vielen Fällen, wo eine Erklärung weniger dringend ist, dieselbe gibt, in anderen schwierigeren Fällen dagegen nicht. In dieser Beziehung wäre manches zu wünschen. So ist im II. Bd. S. 72 „Wasen" zu erklären, weil es nur im bayerisch-österreichischen Dialekt heimisch ist. Ebenso wird S. 127, Z. 83 „Rübsen" nicht allgemein verstanden werden, ferner im III. Band, Nr. 122, St. 3 „Bifröst", St. 6 „Bautasteine". Der Mangel nötiger Anmerkungen macht sich überhaupt in der ganzen Partie Nr. 122 bis 134, welche die germanischen Götter- und Heldensagen betrifft, sehr fühlbar.

Mies i. B. Adolf Hausenblas.

Oberstufe zum Lehr- und Lesebuch der italienischen Sprache. **Mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache von Prof. Romeo Lovera, Dozent an der Handelshochschule in Venedig, vorher in Leipzig. Mit einem Hölzelschen Vollbild: „Die Stadt" und vier Ansichten aus Rom, Venedig, Florenz und Neapel. Leipzig und Berlin, Druck u. Verlag von B. G. Teubner 1904.**

Dieses Buch bildet einen Teil des neusprachlichen Unterrichtswerkes von Dr. Otto Boerner, welcher wegen seiner Leistungen auf dem Gebiete des neusprachlichen Unterrichtes in dieser Zeitschrift schon 1899, VI. Heft die wohlverdiente Würdigung gefunden hat. Im Vereine mit diesem hat Lovera ein Lehrbuch der italienischen Sprache herausgegeben (bei B. G. Teubner, 2. Aufl. 1902). Zur Oberstufe hat Boerner dem Verf. nur seine *Conversations* überlassen und eine Anleitung zur Besprechung des Hölzelschen Bildes „Die Großstadt" gegeben.

Doch hat der Verf. die Methode und Grundsätze Boerners, die mit den neuen preußischen und sächsischen Lehrplänen 1901 in vollstem Einklang stehen, beibehalten. Diese Übereinstimmung ist von großem Vorteile für solche Schüler, die das Französische und Englische nach B.s Lehrbüchern studiert haben und nach seinem System geschult sind. Aber auch dem Lehrer, welcher nach diesem jene beiden Sprachen unterrichtet hat, werden die gewonnenen Erfahrungen sehr zustatten kommen, wie denn auch die Beibehaltung der Bezeichnung von offenen und geschlossenen Vokalen (\` und ´) sehr praktisch ist.

L. teilt also seine 15 Lektionen (S. 1—118), welche der Einübung der Grammatik, besonders der syntaktischen Regeln dienen, ganz genau wie es B. in seinem französischen Lehrbuche tut (Ausgabe *A*), in Übersetzungs-, Sprech- und Aufsatzübungen ein, u. zw. gliedert er jede Lektion in fünf Teile: 1. Grammatik (*Grammatica*) = *Grammaire*. 2. Italienisch-deutschen Übersetzungsstoff (*Esercizio*) = *Exercice*. 3. Deutsch-italienische Übersetzungsübung (*Tema*) = *Tème*. 4. Sprechübung (*Conversazione*) = *Conversation*. 5. Aufsatz (*Composizione*) = *Composition*.

Nach Lektion 15 beginnt der „Anhang". Er enthält: *A*. 21 poetische Stücke, *Poesie* (S. 118—137), *B*. 16 ausgewählte Prosastücke, *Prose scelte* (S. 137—173), *C*. eine gedrängte Darstellung der Freiheitskämpfe Italiens, *Breve storia del risorgimento d'Italia* (S. 173—181), *D*. Themen und Dispositionen zu Aufsätzen, *Temi e tracce di composizioni* (S. 181—199), *E*. Geschäftsbriefe und Handelsformulare, *Lettere e scritture d'affari* (S. 200—206), *F*. Die Großstadt, *La Città*, nebst Bild und Präparation (S. 206 bis 214), *G*. Wörterverzeichnis für die Sprechübungen, *Vocabolario delle conversazioni* (S. 215—229), *H*. Kurze Nachrichten über die angeführten Schriftsteller, *Brevi notizie sugli autori citati* (S. 230 bis 232), Alphabetisches Wörterverzeichnis (S. 233—271), 1. Teil:

Deutsch-italienisch, 2. Teil: Italienisch-deutsch. Zwischen Abteilung *H* und letzterem befinden sich die Photographien von Florenz, Venedig, der Peterskirche in Rom mit den Säulengängen von Bernini, von Neapel. Dies der Inhalt des Buches.

Sein Hauptwert liegt in der wohlerwogenen Anlage, die alle jene Grundsätze berücksichtigt, über welche sich die Anhänger der Grammatik und die Reformer geeinigt haben. Denn daß es zwischen beiden in den Hauptfragen zum Einverständnis gekommen ist, geht sowohl aus vielem anderen als auch ganz besonders aus den Verhandlungen des Kölner Neuphilologentages, 24.—28. Mai 1904, hervor. Bei diesen erklärte Geheimrat Münch, man könne von einem eigentlichen Methodenstreit nicht mehr reden, schwerwiegende prinzipielle Gegensätze seien beseitigt und es sei eine Linie gefunden, auf der sich die verschiedenen Richtungen einigen könnten.

Die Extremen unter den Reformern, wie z. B. Direktor Walter, haben zugegeben, daß die Schüler gerüstet sein müssen, den gelesenen Text in deutscher Sprache wiederzugeben[1]). Die eingetretene Klärung in den Anschauungen spiegelt sich klar in der Oberstufe L.s wieder. Man sieht, er hat sich über die Forderungen, welche die besonnenen und bedeutenden Vertreter des neusprachlichen Unterrichtes an die Schule stellen, genaue Kenntnis verschafft und er bemüht sich, jene systematisch zu verwirklichen.

In erster Linie war er darauf bedacht, zwischen Praxis und Wissenschaft das Gleichgewicht herzustellen, indem er die Sprache als Mittel für die täglichen Bedürfnisse und als Instrument des Denkens auffaßte, eine schon von Wilh. v. Humboldt gemachte Unterscheidung. Während er aber in seinen Konversationsübungen die imitative Methode anwendet, vermeidet er geistlose Wendungen, leeres Gerede. Nachdem nämlich in dem „Lehrbuche" die Schüler in den Stand gesetzt worden sind, sich über das Alltägliche zu äußern, lehrt er sie in der Oberstufe: Begriffen der allgemeinen Bildung mündlich und schriftlich Ausdruck zu geben.

Dies Bestreben also, den Schülern durch Darbietung eines gediegenen Lesestoffes geistige Nahrung zuzuführen, kann von allen Schulen, ganz besonders aber von lateinlosen nur dankbar anerkannt werden. Dabei ist der Verf. dem Utilitarismus bis auf

[1]) Hiezu vgl. Baumann, Auf dem Wege der Verständigung, Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht, III. Band, 4. Heft, ferner die Verhandlungen des Bayerischen Neuphilologen-Verbandes auf seiner III. Hauptversammlung in München am 28., 29., 30. März 1904, in welcher Gymnasialprofessor Dr. Georg Steinmüller aus Würzburg für eine vermittelnde oder gemäßigte Reformmethode eintrat, und sein Gymnasialprogramm (Würzburg, altes Gymnasium) aus dem Jahre 1903, Ed. Koschwitz (gest. 14. Mai 1904), Anleitung zum Studium der französischen Philologie, Marburg 1900, Münch, Das Schwanken der Methode im neusprachlichen Unterricht, Monatschrift III. 227. Der Streit zwischen Grammatik und Reform ist also eine *res iudicata*.

wenige Ausnahmen aus dem Wege gegangen, während noch immer viele die Sucht haben, den „fast bis zur Höhe einer ägyptischen Pyramide aufgehäuften Lesestoff durch neu entdeckten Geist- oder Wissenstoff, durch Perlen zu bereichern“ (A. Bechtel, Zeitschrift für das Realschulwesen, 28. Jahrg., 8. H.). Solche Perlen sind wohl der Frachtbrief für Eilgut, welcher zwei Seiten (200 und 201) ausfüllt, dann die Geschäftsbriefe und Formulare (S. 202—206), welche den Ansprüchen kaufmännischer Schulen nicht genügen, für andere ganz wertlos sind. Im Bedarfsfalle verschafft man sich Einblick in eine der vielen praktischen Anleitungen zum kaufmännischen Briefstil, die leicht und billig zu haben sind, z. B. Booch-Árkossy, Italienische Handelskorrespondenz (Teubner, Preis K 2·50). Stereotype Briefwendungen bieten die in der Oberstufe selbst enthaltenen Briefe. Indessen sollen auch diese in einem Lesebuche nicht als Formularien dienen, sondern als Muster schönen Stiles, sie sollen durch ihren Inhalt das Verständnis für eine geschichtliche Persönlichkeit oder Begebenheit vermehren, irgend eine Erscheinung auf dem Gebiete der Literatur und Kunst zur intimeren Kenntnis bringen. Übrigens sind im Lehrbuche Boerner-Lovera (2. Aufl., S. 185—189) die Briefe selbständig behandelt. Daher empfiehlt es sich, diesen Teil *E* (S. 200—206) zu streichen, ebenso die kurzen Nachrichten über die Schriftsteller *H* (S. 230 bis 232), sie sind Nomenklatur. Dadurch ist Raum für etwas viel Wichtigeres gewonnen, für eine übersichtliche Darstellung der italienischen Literatur, die der Oberstufe mangelt. Auch käme es auf Hinzufügung einiger neuer Seiten nicht an.

Die jetzige Übersicht hat wenig Bildendes; sie dient höchstens zum Nachschlagen der Hauptdaten, welche die Schriftsteller der neueren und neuesten Zeit betreffen. Von den 37 zitierten (unter denen sich L. selbst anführt) sind nur drei ältere: Dante, Galilei, Tasso. Die übrigen stammen aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Sehr viele sind noch am Leben. Offenbar hängt dieses mit der Tendenz des Buches zusammen, das die Bekanntschaft mit dem modernen Italien, mit dem Aktuellen vermitteln, in die reale Gegenwart einführen will. Der Dozent der Handelsschule hat eben Schüler vor Augen, die für das praktische Leben einen gewissen Grad allgemeiner Bildung erhalten sollen. Deutsche Mittelschüler würden dagegen mit gespanntem Interesse das im Originaltexte lesen, wovon ihr Lehrer in der Deutsch- oder Geschichtsstunde so begeistert gesprochen hat, z. B. Verse von Petrarca. Doch auch die Geschichte der italienischen Kunst und die politische des Mittelalters sollte in der Lektüre stärker vertreten sein; ein Lesestück über die Renaissance dürfte nicht fehlen. Alles das würde in der Vorliebe des Deutschen für Italien einen wohlvorbereiteten Boden finden. Ansätze wie *Le origini dell' opera in Italia*, S. 77; *Corradino di Svevia*, S. 130, sind schon da. Vielleicht fürchtete de Verf. den Vorwurf, daß das Buch den Deutschen entnationalisiere

[kö]nnte, wenn es zu viel italienisch-nationalen Lesestoff böte. Des[ha]lb scheint er auch S. 20—24 zwei Lesestücke über den Rhein, [ein]en deutschen Brief aus Berlin, S. 59, die Disposition zum Auf[sa]tze *La patria tedesca*, S. 199, gebracht zu haben. Sollte er [a]ber auf solche Weise den deutschen Schüler dahin bringen wollen, [d]aß er auch Gegenstände der eigenen Heimat und Anschauung in [it]alienischer Sprache darstellen könne, so ist diese Mühe überflüssig, denn die aus dem italienischen Stoffe gewonnenen Sprachkenntnisse befähigen ihn, gelegentlich auch dieses zu tun.

Also möglichst viel Lesestoff, der die Schüler mit dem fremden Lande und Volke, mit seinem Fühlen und Denken bekannt macht. Denn nicht bloß fremde Worte, sondern auch fremde Ideen soll sich die Jugend aneignen und die Eigenart einer anderen Nation verstehen und schätzen lernen. Das soll beileibe nicht durch eine zusammenhängende Darstellung von Realien erreicht werden, sondern durch Lesestücke, welche öfter und besser Einblick in das italienische Kultur- und Geistesleben der Vergangenheit und Gegenwart gewähren als in der jetzigen Oberstufe. So würde auch der andere, besonders humanistische Unterricht an den Mittelschulen gefördert werden. Wenn also die Auswahl des Lesestoffes diesen Gesichtspunkt zu wenig berücksichtigt, so ist anderseits seine große Mannigfaltigkeit vollstens anzuerkennen, ebenso daß er neben dem Herübersetzen das Hinübersetzen (auch produzierendes Übersetzen genannt) einübt und neben zusammenhängenden Stücken, welche ästhetischen Genuß bieten, auch Einzelsätze, welche sich auf die Wirklichkeit beziehen und den Vorteil einer besseren Einprägung der Grammatik gewähren, zur Übersetzung ins Italienische vorliegen. Die deutschen Stücke stehen fast immer mit den entsprechenden italienischen in Zusammenhang. Sehr zu mißbilligen aber ist es, daß ihre Vorbereitung die Erlernung neuer Vokabeln erfordert, da einerseits die Schwierigkeit des Übertragens in die fremde Sprache um eine neue vermehrt wird, anderseits die im ital. Muster gelernten Worte und Wendungen zum großen Teile brach liegen bleiben und so der Vergessenheit zum Opfer fallen.

Inhaltlich wird, soweit Ref. bemerkt, nichts Anstoß Erregendes geboten. Die Darstellung der italienischen Freiheiskämpfe ist manchmal übertrieben, zeigt aber, wie der Italiener von ihnen denkt, und sind insofern lehrreich. Die Rufzeichen jedoch bei der Beschreibung der Reliquien des hl. Andreas zu Amalfi *(S. Andrea! Manna di S. Andrea!! sorprendenti miracoli!!!)* hätten besser wegbleiben sollen, sie gehören nicht in ein Schulbuch.

In den aus der Grammatik Loveras genommenen Beispielsätzen, die sowohl induktive als deduktive Behandlung zulassen, sind leider viele Flüchtigkeiten zu bemerken. Irrige Verweisungen auf die Seite der Grammatik sind nicht selten: 1. Lekt., S. 166 st. S. 169; 2. Lekt., S. 176 st. 167; 4. Lekt., S. 368 st. 268.



nämlich das reflexive Fürwort.

S. 52. *Il ferro è il più utile tra i metalli* *fra i metalli.* S. 52. [423, 4] fehlt der Beistri *Se pecca è per troppa bontà*; 5 hinter Feder: ei schreiben. Ebendaselbst [425, 4] *La musica s* *verbio.* Die Musik veränderte sich zu einer Zank deutsch lauten: „Die Musik artete in eine Zänker

Von den 462 §§ der Grammatik sind 122 holung ausgewählt, also nur etwas mehr als ein Vie ist die Rekapitulation des Lehrbuches, die für übungen angeordnet wird, von 48 Lektionen 42. erstere.

Aber die Einteilung des Stoffes ist sehr manche Konversationen sollen zwei Lektionen wiederholt werden, für die 4. sieben, für die 12. für die 6. keine, für die 5. eine, bei der 15. L stufe fehlt Gespräch und Lektion des Lehrbuches. man eine gewisse Ordnung bei der Wiederholung sollte der Verf. auch hier den Grundsatz der Abwech wollen? Das wäre wohl unrecht. Die Aufsätze zwar im allgemeinen an das Gelesene und Über sie sind zu schwer; ein Thema ist „*Radiotelegr* sprüche an einen freien Aufsatz dürfen wohl nicht werden; man muß sich mit dem Erreichbaren begnü aber immer bescheiden sein. Man lese, was D Brünn in der „Österr. Zeitschrift f. d. Realschulw über die Sprachfertigkeit als Lehrziel im fremdsp richt (S. 320) auf Grund der Erfahrungen mit de bemerkt.

Das Anschauungsbild „Die Großstadt" könn bleiben, da sie dem Schüler schon bekannt ist, wäre eine Karte von Italien einzusetzen.

Der schwächste Teil des Buches ist das W

n vielleicht übersehen hat. Beispielsweise: S. 118, I. *Poesie: tta*, Pfeil *(sagitta)*; II. *pigolio*, Gepiepe; *gronda*, Gefäll; *palpi-e*, pochen; *cigolio*, Gekreisch; *linfa*, Naß *(lympha)*; S. 123, *rtoccio di confetti*, Zuckerdüte; S. 124, *bótta*, Kröte *(Bufo cine-us)*, *cardellino calderino*, Stieglitz, Distelfink *(Fringilla carduelis)*; 125, *scalpello*, Meißel; S. 130, *Svevia*, Hohenstaufen; S. 131 *J cciati*, die Kreuzfahrer; S. 173, *caduta*, Fall; *sovrano*, Herrscher; *attato*, Vertrag; *regolare*, regelmäßig; *cancellare*, aufheben; *ritó-iere* und *ritorre*, zurücknehmen; S. 174, *sfogare*, auslassen (den rn) u. v. a.

Die Unzulänglichkeit des Wörterverzeichnisses geht schon aus ner einfachen Berechnung hervor, indem sich durch sie ergibt, ß auf eine Seite des Schulbücheroktavs durchschnittlich 25 Worte mmen, was bei dem Wortreichtum der italienischen Sprache und r großen Mannigfaltigkeit der behandelten Materien entschieden el zu wenig ist. Worte, die in den Präparationen, im Vokabular r Konversationen stehen, sollten im allgemeinen Diktionär wieder-lt werden oder noch besser, es sollte der Vereinfachung wegen n Gesamtwörterverzeichnis da sein. Bei den starken Zeitwörtern hlen die Hauptformen, welche doch nicht genug oft dem Schüler rzuführen sind *(offrire, offrii* und *offersi, offri-sti, offerto; pre-ndere, pretesi, pretende-sti, preteso)*. Ebenso die Pluralbildung i den in Frage kommenden Hauptwörtern *(casalingo-ghi)*.

Die Konstruktion der Verba ist nicht angegeben, obwohl es twendig wäre, u. zw. sollten dazu die üblichen Abkürzungen . = *qualcosa* = etwas, eine Sache; *qd.* = *qualcheduno* = je-nd verwendet werden. Gewisse Eigentümlichkeiten der Bedeutung ären zu erwähnen, z. B. *scomparso* verschwunden, *scomparito* nter einer Sache zurückgestanden, beides von *scomparize*. Sehr n Platze wäre die Bezeichnung poetischer oder populärer Worte d Phrasen und Angabe des Sinnes mittelst Abkürzungen, wie e sich bei Rigutini-Bulle, Ital.-deutsches Wörterbuch, Teubner-oepli 1896, finden: *poet.* = *poeticamente*; *dispr.* = *dispregiativo* = Geringschätzungswort oder -form; *schez.* = *scherzevolmente* herzhaft u. a. Etymologie, die Gruppierung nach Wortfamilien t der Verf. ganz beiseite gelassen.

Für zweckmäßig würde ich es halten, bei Worten, deren erwandtschaft mit dem Deutschen durchsichtig ist, diese anzu-hren (*guidare* = weiden, *recare* = recken), damit die Bezie-ungen zwischen beiden Sprachen deutlich würden.

An sonstigen Versehen will ich aufmerksam machen: S. VII 34 st. 137; 172 st. 173; bei Luigi Ponci, S. 231, fehlt das eburtsjahr.

Von der Rührigkeit und dem ehrlichen Streben des Verf.s t zu erwarten, daß er diese Oberstufe einer gründlichen Revision terziehen und die vorhandenen Mängel bei der nächsten Auflage

beseitigen wird. Vielleicht unternimmt er es, die Oberstufe für österreichische Gymnasien oder Mittelschulen überhaupt umzuarbeiten.

Druck und Ausstattung des Buches sind sehr gefällig; der Preis, wie bei reichsdeutschen Schulbüchern üblich, wird nicht angegeben.

Bielitz. Eduard Stettner.

Dr. O. Boerners Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache. Für österreichische Realschulen und verwandte Lehranstalten bearbeitet von Al. Stefan, Professor an der k. k. Staatsrealschule im XVI. Bezirke Wiens. I. Teil. Wien, Verlag von Karl Graeser & K. 1904. 128 SS. Preis geb. 1 K 80 h.

Das vorliegende neue Lehrmittel der französischen Sprache ist die Bearbeitung eines weitverbreiteten reichsdeutschen Lehrbuches, u. zw. eine sehr selbständige und sorgfältige Bearbeitung, die mit Rücksicht auf den Lehrplan und die Bedürfnisse der österreichischen Realschule abgefaßt ist und m. E. nicht nur eine Änderung, sondern auch eine Verbesserung der Vorlage bedeutet.

Das Buch zerfällt in zwei Teile und einen Anhang. Der 1. Teil, „Einführung in die französische Sprache“ betitelt, enthält nur eine Laut- und Buchstabenlehre in Wortbeispielen. Zweckmäßiger scheint mir z. B. der Vorgang Bechtels, der in den ersten Lektionen seines Sprach- und Lesebuches vermittelst Satzbeispiele in die Sprache einführt. Angaben darüber, wie die Lautlehre durchgenommen werden soll, wären namentlich für Neulinge — leider liegt der Anfangsunterricht nicht immer in der Hand eines erfahrenen Lehrers — erwünscht gewesen. Boerner will in den „Bemerkungen zur Methode des neusprachlichen Unterrichts“, der Begleitschrift zu seinem Unterrichtswerk, fünf Stunden auf die Einführung in die Aussprache verwenden und dann mit dem in der 1. Lektion gebotenen Sprachstoffe beginnen; unsere Instruktionen wünschen etwa 15—20 Schulstunden für einen vorbereitenden Lautierkurs. Wie will es der Verf. mit seinem Lehrbuche gehalten wissen? Im übrigen hat der 1. Teil in der Bearbeitung Stefans durch die Unterscheidung der Nasaldiphthonge von den anderen Nasenlauten, eine andere Anordnung der Konsonanten und die Berücksichtigung der Liaison, des Accent tonique und der großen Anfangsbuchstaben gewonnen.

Der 2. Teil enthält in 31 Lektionen Übersetzungs- und Sprechübungen. Die Anordnung in den einzelnen Lektionen ist derart, daß auf das Übungsstück mit daran sich schließendem Vokabular die grammatische Ausnützung, das Exercice und zum Schluß eine Sprechübung folgt. Die Texte sind zwar im allgemeinen dieselben wie bei Boerner, aber es finden sich anderseits viele zweckmäßige Änderungen und Umstellungen. Daß kein Gedicht in

die eigentlichen Lehrtexte aufgenommen wurde, werden manche Fachlehrer vielleicht bedauern, aber diese finden im Anhange unter *Lecture*, *B. Poesies* Ersatz. Sonst ist der Sprachstoff durchaus geeignet, die daran sich knüpfenden Übungen vollkommen zweckentsprechend, der Aufbau der grammatischen Kenntnisse lehrplanmäßig und richtig.

Der Anhang bringt die Besprechung des Winter- und Frühlingsbildes aus dem Verlage von Hölzel, sieben prosaische und fünf poetische Lesestücke als '*Lecture*', französische Schulredensarten, die sich übrigens schon zu den Lektionen 1—19 am Fuße der Seite finden, einen nach Redeteilen geordneten Abriß der Grammatik, in dem das Wichtige durch den Druck hervorgehoben wird, und schließlich ein alphabetisches französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterverzeichnis. Der Wortschatz ist der Umgangssprache entnommen und unterscheidet sich betreffs des Umfanges nicht wesentlich von anderen Lehrbüchern ähnlicher Art.

In dem vorliegenden 1. Teile des französischen Lehrbuches von Boerner-Stefan, der für die I. Klasse der österreichischen Realschulen bestimmt ist, sehen wir also ein Lehrmittel, das schon in seiner früheren Gestalt gut und durch vielfache Verwendung erprobt, durch die Bearbeitung noch gewonnen hat und voraussichtlich mit Erfolg in unseren Schulen verwendet werden wird. Freilich muß Ref. sagen, daß ihm eine Notwendigkeit für die Bearbeitung eines ausländischen Werkes insoferne nicht vorhanden schien, als wir in den drei älteren einheimischen Werken von Bechtel, Fetter und Weitzenböck Lehrbücher besitzen, die dem Besten, was Deutschland in dieser Art geliefert, ruhig an die Seite gestellt werden können und die den Bedürfnissen der österreichischen Realschulen wohl genügen. Anderseits ist dieser Überfluß an französischen Lehrbüchern ein erfreuliches Zeichen der didaktischen Tüchtigkeit und Regsamkeit unserer Fachlehrer, und da alle diese Bücher in bezug auf Anlage, Methode, Umfang des Wortmateriales und grammatischen Lehrstoffes sämtlich dem Normallehrplane entsprechen und sich wesentlich von einander nicht zu stark unterscheiden, ist auch die Gefahr, daß die Schüler beim Wechsel der Anstalt durch den Wechsel des französischen Lehrbuches besonders behindert werden, nicht groß.

Wien. Dr. A. Würzner.

Elementary English Grammar. By Gustavus Holzer, Professor at the Heidelberg Oberrealschule. Heidelberg, Karl Winter 1904. VI und 203 SS.

Diese englisch geschriebene Grammatik der englischen Spr[illegible] ist ein Seitenstück zu Gustav Schmidts *Éléments de gramm[illegible] française*. Sie behandelt die Formenlehre und Syntax in v[illegible]

ansprechender Weise und auf Grund der neuesten Forschungen, sonders mit Benützung von Henry Sweet's *New English Gram* Ref. hat nur wenige Ausstellungen zu machen: (S. 70) Die V *to lay, to pay, to stay* sind keine „unregelmäßigen" schwa Verba, wie *to say*; denn während das Imperfekt *said* „sed" gesprochen wird, lautet *laid, paid, staid (stayed)* regelm „lēⁱd, pēⁱd, stēⁱd". — (S. 72): Die Aussprache „āte" von *at* irreführend; „et" wäre die richtige Umschrift. — (S. 140) In Beispielen *I have not heard of this phenomenon being served* usw., *We rely on the money being paid this week, eclipse of the sun is occasioned by the moon passing bet the earth and sun* haben wir es nicht mit einem Gerund sondern mit einem Partizip zu tun. — (S. 165) Das Adje *enough* kann dem Substantiv auch vorangehen, z. B. *enough mo* — Das Adverb kommt nicht „fast niemals" *(scarcely ever)*, son sehr oft zwischen dem Verb und dem davon abhängigen Ob vor; vgl. meine Abhandlung „Zur Stellung des Adverbs und adverbialen Bestimmung" in den „Englischen Studien", Bd. S. 85—101. — (S. 176) Der Verf. sagt nichts über die Umsc bung des Konjunktivs nach *lest*.

Da die „Instruktionen für den Unterricht an den Realsch in Österreich" die Besprechung grammatischer Dinge in englis Sprache empfehlen, so wird Holzers „Elementary English Gramm jedem Lehrer und Lehramtskandidaten des Englischen gute Die leisten. Sie sollte wenigstens in keiner Lehrerbibliothek fehlen

Methode Gaspey-Otto-Sauer. Englische Gespräche (Eng Dialogues) oder Englische Konversationsschule.

Eine me dische Anleitung zum Englisch-Sprechen von H. Runge, Gymna professor in Eisenberg. 2. umgearb. Aufl. Julius Groos' Verlag, He berg, Paris, London, Rom, St. Petersburg 1904. 8°, VIII u. 168

Das Buch besteht aus fünf Abteilungen, die nach dem Gr satze des Fortschreitens vom Leichteren zum Schwereren angeor sind. Die zwei ersten Abteilungen enthalten leichte Gespräche Stoffe des täglichen Lebens, u. zw. zuerst mit Hinzufügung deutschen Übersetzung (S. 1—34), dann ohne diese (S. 35— Die beiden folgenden Abteilungen bringen Gespräche über Reise nach England und einen Aufenthalt in London; die spräche der 3. Abteilung (S. 81—125) werden mit englisc und deutschem Text gegeben, die der 4. Abteilung (S. 126— sind nur englisch. Die letzte Abteilung (152—168) enthält „Sammlung der gebräuchlichsten Wörter" mit angehängten lischen Fragen, die vom Schüler selbst zu beantworten sind. Abteilung zerfällt wieder in eine Anzahl von Stücken, an d Spitze die für die Gespräche des betreffenden Stückes erforderli englischen Wörter mit Aussprache und Bedeutung angegeben wer

Was den englischen Text anlangt, so finden sich darin manche Verstöße gegen Grammatik und Sprachgebrauch. Ich will die mangelhaften Stellen herausheben: S. 9. *He praises diligent pupils. Does he also praise the idle?* (lies: *the idle ones*). — S. 13. *How long was he ill?* (besser: *had he been*); ebenso in der Antwort. — S. 21. *He said that he will not lend me any* (lies: *would*). — *He fears that I might not return it to him* (lies: *may*). — S. 25. *Where have you left it?* (besser: *did you leave*); in der Antwort *I have left it at home* ist *have* zu streichen! — S. 28 *What have you done there?* (lies: *did you do*). — S. 33. *He will probably arrive to-morrow. Does he come alone?* (lies: *will he come*). — S. 34. *Have you pulled it out?* (lies: *Did you pull*). *Where have you put it?* (lies: *Did you put*). — S. 40. *I usually carry it in the waistcoat pocket* (lies: *my*). — S. 55. *Which is your native town?* (lies: *What*); ebenso steht *which* statt *what* in den Fragen: S. 62. *Which flower is called the queen of flowers?* S. 67. *Which birds remain with us?* S. 156. *Which is the most cruel of all animals? Which is the king of beasts?* S. 157. *Which is the bird that crows in the morning? Which is the smallest of all birds?* S. 165. *Which countries provide us with tea?*

Einige Ausdrücke sind unpassend oder wenigstens ungewöhnlich; so heißt „Zifferblatt" gewöhnlich *face*, nicht *dial-plate* (S. 40), „Nacken" *nape (of the neck)*, nicht *neck* (S. 158), „Bauch" *stomach*, nicht *belly*, „Kronleuchter" *lustre*, nicht *chandelier* (S. 54), welch letzteres gewöhnlich „Armleuchter" bedeutet.

Ferner ist zu bemerken, daß *brandy* nicht gewöhnlichen Branntwein, sondern „Kognak" bedeutet und daß *fall* (Herbst) ein Amerikanismus ist.

Die Aussprache ist bei einer ganzen Reihe von Wörtern irrig angegeben: S. 18 *to go to bed* (goᵘ tū bĕd), *numerous* (njŭmeres), *hotel* (hətĕl), S. 42 (160) *pomade* (pəmād), S. 43 *marmelade* (mărmeleⁱd), S. 45 *forehead* (fåəʳhĕ[ı]d), S. 58 *thorough* (þărə), *manifold* (mĕnıfoᵘld), S. 61 (154, 164) *current* (körənt), *onion* (ŏnjen), S. 63 *squirrel* (skwörel), *shoot* (šūt), S. 64 *southern* (sá[*au*]đeʳn), S. 66 *vine-yard* (vainjāʳd), S. 74 *example* (igzæmpl), S. 78 *figure* (fĭgjeʳ), S. 157 *cockchafer* (kăktšeⁱfeʳ), *butterfly* (boteʳflai). Eine Inkonsequenz ist es, wenn ein Laut auf vier verschiedene Arten umschrieben wird: S. 1 *what* (*wh*ŏt); S. 23 *whether* (*hw*ĕđe'); S. 3 *where* (*w*ēeʳ); S. 153 *wheat* [h]wīt. — Die Tonstelle ist in folgenden Wörtern unbezeichnet geblieben: S. 21 *understand*, S. 31 *determination*.

An Druckfehlern habe ich bemerkt: S. 9 *merchant* (mōʳtsent), S. 27 *things*. (þĭñž), S. 46 *last* st. *lost*, S. 51 *fournished* ... *I*, S. 52 *before all* (bıfåeʳ ål) st. bıfåer ål, S. 55 *st*... S. 62 *Hafe* st. *Have*, S. 66 *vintage* (vĭntıdž), S. ...

where-in, S. 72 næsenælıti, S. 74 *language* (læñgwidš), S. 76 *fetch* (fĕtš), S. 78 *lenghth*, S. 79 *equel*, S. 167 *chalk* (tšåk).

Angesichts der aufgeführten Mängel wird das Buch nur unter der Leitung eines guten Lehrers seinen Zweck, in die englische Konversation einzuführen, erfüllen können.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Neue Quellen zur Geschichte des lateinischen Erzbistums Patras. Gesammelt u. erläutert von Dr. Ernst Gerland. Leipzig, B. G. Teubner 1903. VIII u. 291 SS. Mit einer Karte. *(Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana = Scriptores sacri et profani. Auspiciis et munificentia serenissimorum nutritorum almae matris Ienensis ediderunt seminarii philologorum Ienensis magistri et qui olim sodales fuere, fasciculus V.)*

In der Geschichte des alten Hellas während der letzten drei Jahrhunderte des Mittelalters spielt eine eigentümliche Rolle das Erzbistum von Patras, welches nach dem Zerfall des fränkischen Herzogtums Achaia eine Zeitlang eine Art geistliches Fürstentum bildete, einen den orientalischen Verhältnissen sonst ganz fremden politischen Organismus, bis die Byzantiner Patras 1431 wieder eroberten und den Historiker Phrantzes als Gouverneur einsetzten. Dieser Stadt widmete der durch seine Studien in den Kreisen der byzantinischen und venezianischen Historiker wohlbekannte Verf. ein eigenes Buch. Das erste Kapitel schildert die äußere Geschichte des Erzbistums unter griechischer, fränkischer, spätbyzantinischer und türkischer Herrschaft. Ein zweites wichtiges Kapitel (S. 74 bis 107) hat die inneren Zustände zum Gegenstand: Stadt und Umgebung, Feudalismus, Landwirtschaft, Handel und Industrie, Steuern, Gerichtswesen und Kirche. Das dritte Kapitel behandelt die Geschichte der aus den Abruzzen stammenden Familie Leonessa, deren griechische, lateinische und italienische Urkunden (1369 bis 1496) der Verf. aus der Stadtbibliothek von Macerata ans Tageslicht gezogen hat. Bei der Seltenheit von Dokumenten zur Kenntnis der inneren Verhältnisse der hellenischen Landschaften in dieser Zeit ist es ein Fund von großem Wert. Der zweite Teil des Buches enthält bisher unbekannte Urkundentexte (S. 127—242): über die Verhältnisse von Patras (1317 f.) zur römischen Kurie, den Neapolitanern, den Acciaioli von Florenz, den Venetianern, den Johannitern, endlich die Sammlung von Macerata (S. 173—242). Als Anhang folgen Verzeichnisse der venezianischen Statthalter und der lateinischen und griechischen Bischöfe und Erzbischöfe bis zu unserer Zeit, sowie genaue Indices und Glossare. Im Anschluß an die Werke von Fallmerayer, Buchon, Paparrhegopulos, Finlay, Hopf, Gregorovius u. a. ist das lehrreiche Buch ein wertvoller Beitrag zur Geschichte von Griechenland im XIV. und XV. Jahrhundert.

Geschichte des Byzantinischen Reiches. Von Dr. K. Roth. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1904. kl. 8°, 128 SS.

Der Aufschwung der byzantinischen Studien in den letzten Jahren brachte es mit sich, daß bald nacheinander drei kurze Darstellungen der Geschichte des mehr als tausendjährigen christlichen Kaisertums von Konstantinopel erschienen sind: von H. Gelzer in Krumbachers 'Geschichte der byzantinischen Literatur', 2. Aufl. (1897), von R. v. Scala in Helmolts Weltgeschichte (V, 1, 1904) und von K. Roth in der Sammlung Göschen. Es ist keine leichte Aufgabe, einen so umfangreichen Gegenstand neben Zeittafeln und einem alphabetischen Namen- und Sachregister in einem kleinen, klar disponierten Büchlein unterzubringen. Was bei einem solchen gedrängten Umfang aufgenommen und was beiseite gelassen werden sollte, darüber hat jedermann, der mit der Sache vertraut ist, seine subjektive Ansicht.

Einige kleine Bemerkungen für den Fall einer neuen Auflage. Dem Anfänger wäre es gut, gleich anfangs zu erklären, daß der Name „byzantinisch" erst bei den abendländischen Gelehrten der Neuzeit aufgekommen ist; die „Byzantiner" nannten sich selbst Römer oder Rhomäer (auch arab. Rûm), und ihr Reich hieß griechisch, italienisch und slavisch Romania. Ebenso wäre die Bedeutung des damals dicht von Griechen bewohnten Kleinasiens für die Geschichte dieses Reiches zu betonen. Auch das Verhältnis Venedigs zu Byzanz verdient eine nähere Beschreibung. Die Bulgaren (S. 36) waren im VII. Jahrhundert noch nicht slavisiert, höchstens im X. Zu erwähnen wäre (S. 91) der Versuch des Kaisers Manuel, die byzantinische Herrschaft in Apulien nochmals zu erneuern. Die Gründung eines serbischen Großstaates durch Stephan Duschan (S. 112) gehört nicht in die Regierungszeit Andronikos III. († 1341), sondern nach dessen Tod; zu erwähnen wäre die Annexion des Despotats von Epirus und Thessaliens durch Kaiser Andronikos III., eine Erwerbung, die bald (1348) den Serben zufiel. Auch war Bosnien (S. 114) nie ein Teil des serbischen Staates, sondern ein Vasallengebiet der ungarischen Krone. Nicht erwähnt ist die mißlungene Belagerung von Konstantinopel durch die Türken 1422 (S. 116). Neben Markos Eugenikos und Bessarion (S. 124) verdienen auch die letzten vier Historiker eine Erwähnung: Chalkondyles, Phrantzes, Dukas und Kritobulos; mit ihnen schließt die seit Herodots Zeiten nicht unterbrochene hellenische Historiographie. Vermißt wird auch eine Notiz über das Kaisertum der Komnenen von Trapezunt (1204—1461). Störend sind Druckfehler in den Namen: Oinakon für Oinaion 95, Protostator für Protostrator 112, Tpec für Ipek 118, Kunowija für Kunowiza 118. Kilig-Arslan 93 f. wäre besser als Kilidsch-Arslan wiedergegeben (türk. kylydsch Säbel, arslan Löwe).

Wien. C. Jireček.

E. Krauß, Lehr- und Lesebuch für den katholischen Religionsunterricht in den oberen Klassen des Gymnasiums und verwandter Lehranstalten. Erster Teil: Allgemeine Glaubenslehre. Wien, Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn 1905. 8°, 141 u. 24 SS. Preis geb. 2 K 50 h.

Dem gewaltigen Aufschwunge aller Lehrfächer konnten sich auch die Behörden der katholischen Kirche nicht verschließen. Für den Unterricht in der katholischen Religion standen bisher wenige und zumeist schon veraltete Bücher zur Verfügung, weil sich niemand die Mühe nahm, „verbesserte" Auflagen zu besorgen. Jahrzehnte hindurch erschienen sie im „unveränderten" Abdrucke. Der österreichische Episkopat erließ endlich gegen Ende des Jahres 1897 eine „Ausschreibung von Prämien für Religionsbücher für Mittelschulen", wobei gleichzeitig die Gesichtspunkte angegeben waren, „die bei Abfassung dieser Lehrbücher im Auge zu behalten wären". Es wurde gefordert „eine weise Beschränkung des Lehrstoffes, so daß die Studierenden zwar das für jeden Gebildeten erforderliche Maß von solidem religiösen Wissen aus der Mittelschule mitnehmen, ohne jedoch mit allen möglichen Subtilitäten, fast nach der Art der Theologiestudierenden, überladen zu werden. Das '*multum, sed non multa*' soll hiebei der Leitstern sein. Immerhin soll aber nebst den Grundwahrheiten auf jene Lehren besondere Rücksicht genommen werden, die heutzutage am meisten aus dem allgemeinen religiösen Bewußtsein geschwunden sind und am heftigsten angefochten werden." Nachdem der österr. Episkopat im weiteren Gange der Instruktion sich in Klagen über die „Gebildeten" erging, die häufig nicht einmal die sogenannten Hauptstücke der katholischen Glaubenslehre kennen, stellte er für die Ausarbeitung der Religionsbücher die Regel auf: „Mindestens soll, wenn die Behandlung auch eine anders geordnete und wissenschaftlichere ist, doch stets von dem ausgegangen, das immer wieder in das Gedächtnis zurückgerufen werden, was der Katechismus über die gleiche Materie enthält."

Durch diese Direktiven sind feste Geleise gelegt, in denen sich die Verff. von Lehrbüchern halten müssen, wollen sie für diese die kirchliche Approbation erlangen. Und eben daran krankt der Versuch, an Stelle der bisher rückständigen Lehrbücher bessere zu setzen. Die Verff., die sich den Weisungen des Episkopates fügen, werden Bücher liefern, die im großen und ganzen nichts anderes als Umarbeitungen der bisherigen sind. Einerseits nämlich soll in der „Auswahl des Stoffes weises Maß gehalten", anderseits auf alle Lehren „besondere Rücksicht" genommen werden, die bereits aus dem allgemeinen Bewußtsein geschwunden sind. Die Verff. werden mithin ihre Leser künftig ebenso mit den Kapiteln über Wallfahrten, Wahrsagerei, Zauberei und Hexerei bedienen müssen, wie es bisher üblich war. Daran würde wenig liegen. Bedenklicher ist, daß durch das fortwährende

Anklingen an die Worte des Katechismus jedes Lehrbuch ungenießbar werden muß. Darin steckt unseres Erachtens die Wurzel allen Übels. Die Katechismen sind Bekenntnisschriften, die zu Beginn der Reformation bei allen Religionsparteien in Aufnahme kamen, so ziemlich alle dogmatischen Lehrsätze enthielten und in der Stilisierung dem Geschmacke des 16. und 17. Jahrhunderts entsprachen. Katholiken, Lutheraner und Kalviner boten statt der herzerquickenden Lehre Jesu Christi, die in unnachahmlichen Parabeln niedergelegt wurde, Fragen mit festbestimmten Antworten über das ganze dogmatische System. Statt der leichtfaßlichen Lehren Christi wurde das oder jenes theologische System verbreitet. Längst schon ist ferner aus den Mittelschulen die Lehrmethode als wissenschaftlich unhaltbar und gänzlich veraltet ausgeschieden, die sich darauf beschränkt, den Schülern eine Anzahl von Antworten auf bestimmte Fragen auswendig lernen zu lassen; nur in Religion scheint sie, wenn man sich an den Wortlaut der bischöflichen Weisungen hält, vorgeschrieben zu sein.

Wir meinten, diese allgemeinen Bemerkungen vorausschicken zu müssen, um in Beurteilung des vorliegenden Lehrbuches dem Verf. gerecht zu werden. Er hat sein Möglichstes getan. Er wollte nur, wie das Begleitwort sagt, ein brauchbares „Hilfsbuch“ für den Unterricht in der Religion schaffen, das sich nicht zwischen Lehrer und Schüler drängt, die Tätigkeit des Lehrers ungebührlich einschränkt oder gar ersetzen will. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, gibt das Buch in 173 Paragraphen das Gerippe der Vorträge. Aber wenn der Verf. sein Buch durchblättert, so wird er vielleicht selbst fühlen, daß er den Umfang des Lehrstoffes zu weit steckte und, indem er ein Kompendium einer theologischen Disziplin vermeiden wollte, doch nur ein solches lieferte. Das vorliegende Lehrbuch ist ein gut geschriebener Auszug eines theologischen Werkes. Es hätte ja vollständig genügt, beispielsweise in § 19 zu erwähnen, daß die einzelnen Bücher der Heil. Schrift in verschiedenen Sprachen verfaßt wurden oder wenigstens so auf uns gekommen sind. Die Schüler werden aber mit den unbedeutendsten Details bekannt zu machen gesucht. Welche Kapitel des Buches Esdra chaldäisch oder welche Kapitel des Propheten Daniel griechisch geschrieben wurden, ist für einen Theologen sehr interessant, wenn daraus in streng wissenschaftlicher Art Schlüsse auf die Abfassungszeit dieser Teile gemacht werden. Für die Mittelschule aber sollen derlei Erörtungen ausgeschlossen sein. Auch halten wir es für überflüssig und daher auch für verfehlt, Schüler der V. Klasse mit den Übersetzungen der Heiligen Schriften vertraut zu machen oder einen ganzen Paragraphen (21, S. 15) den ältesten Handschriften, in denen der biblische Text erhalten ist, zu widmen. Bei theologischen Vorlesungen finden alle diese Abschnitte herkömmlich ihre Besprechung, obwohl sie auch hier ohne Schaden entraten werden könnten,

zumal von den vortragenden Professoren fast keiner un
Hörern gewiß keiner auch nur eine blasse Vorstellung
äußere Aussehen des *Codex Sinaiticus*, *Vaticanus*, *Ale*
oder *Parisiensis* hat. Auch sonst wäre ein genaueres S
Stoffes erforderlich gewesen. Ein Beweis über die Authen
einzelnen Bücher würde schon deshalb zu entfallen habe
in dieser Kürze überhaupt nicht erbracht werden kann.
kritik allein kann hier das entscheidende Wort sprechen
haben Mittelschüler nicht die geringste Kenntnis.

Hätte der Verf. den Stoff weiser beschränkt und die
genden Teilungen und Unterteilungen der Paragraphen
so würden wir sein Buch, trotzdem häufig die Worte
chismus durchschlagen, uneingeschränkt loben können.
soweit es möglich war, Zitate deutscher und lateinisch
ein, bringt bei Behandlung der „Lehrbücher" (S. 42 ff
gewählte Perikopen und fügt dem eigentlichen Unter
13 vortreffliche „Lesestücke" bei.

Es sind gewiß alle Ansätze für ein besonders brauchb
und Hilfsbuch vorhanden, wenn der sehr strebsame Verf.
neuen Auflage alles Überflüssige ausscheidet und den Re
gut lesbare, zusammenhängende Form bringt. Die Schü
vergessen, daß sie ein Schulbuch „zum Lernen" vor s
Schon in der äußeren Gestalt soll es den anderen Büc
lichst gleichen. Durch die komplizierte Einteilung in Pa
die Unterabteilungen in 1, 2, 3 usw., *a*, *b*, *c* usw., *α*,
führt es sich bei den Studierenden nicht günstig ein. U
der Zufall, daß der Schüler beim ersten Durchblättern
schlägt und im § 123 sub *a* liest: „Die Genesis hat 1
zwei Verse haben lauter auf m endigende Wörter; im ga
Testament kommen Aleph (א) 42377mal, Beth (ב)
Ghimel (ג) 29537mal vor usw. (Masora)", so würden
greiflich finden, wenn er sich fragte, in welchem Zusan
diese Daten mit dem religiösen Gefühle stehen. Wenn
sein Lehrbuch während der Arbeit zu einem theologis
pendium anwuchs, so trägt er vielleicht nicht selbst d
In dem Bestreben, etwas Gediegenes zu leisten, kons
wie uns das Begleitwort verrät (S. VIII), nicht wenige
Theologen, von denen freilich unseres Wissens einige d
schulwesen und der kritischen Wissenschaft gänzlich fe
So mag es gekommen sein, daß das Buch allmählich e
bekam, die mit den ursprünglich anzuerkennenden Inter
Verfassers nicht übereinstimmt.

Pilsen. G. Ju

Eckert M., Grundriß der Handelsgeographie. I. Bd.: Allgemeine Wirtschafts- und Verkehrsgeographie. II. Bd.: Wirtschafts- und Verkehrsgeographie der einzelnen Erdteile und Länder. Leipzig, Göschensche Verlagshandlung 1905.

Nach des Verf. eigenen Worten soll das Werk ein Versuch sein, „die Wirtschafts- und Verkehrsgeographie als ein einheitliches System“ darzustellen, das sich auf den Grundzügen der physikalischen Geographie aufbaut. Auf dem Wege der Vergleichung soll ein dauerhaftes, von den Schwankungen der Zahlen möglichst unabhängiges Bild des wirtschaftlichen Zustandes gewonnen werden. Durch die Zugrundelegung der Verhältnisse des Deutschen Reiches ist eine derartige Vergleichung, aber auch das Verständnis der wirtschaftlichen Lage anderer Staaten außerordentlich erleichtert. Der Versuch des Verf. muß als durchaus gelungen bezeichnet werden. Er hat in mühevoller Arbeit weit entlegene Daten in reicher Menge gesammelt und zu einem anschaulichen Bilde vereint, in dem die Wechselbeziehungen zwischen dem Menschen und der ihm umgebenden Natur allerorts klar zutage treten. Er hat ein brauchbares Hand- und Nachschlagebuch geliefert, zu dem auch der Lehrer der Erdkunde nicht oft genug wird greifen können. Eine kurze Skizze des Inhaltes vermag nur eine beiläufige Vorstellung von dem stattlichen Materiale bieten, das der Verf. in beiden Bänden verarbeitet hat.

Er erörtert im ersten zunächst die mathematisch-geographischen Grundbegriffe, Gestalt und Größe des Erdkörpers, Orientierung auf der Erdoberfläche und die Bewegung der Erde. Es sei darauf hingewiesen, daß beispielsweise in dem Kapitel über die Orientierung nicht nur Mittagslinie und Gradnetz, sondern auch die Schiffahrtslinien, Zeitmaß, Normal- und Einheitszeit, Datumsgrenze, ja selbst die Börsenzeit zur Besprechung gelangen. Einem verhältnismäßig kurzen Überblicke über die Erkenntnis des Weltbildes folgt eine Beschreibung der Luft- und Wasserhülle sowie ihrer Beziehungen zum Menschen. Das Eingehen in die Oberflächenformen des Landes bietet Gelegenheit zu Ausblicken auf ihre wirtschaftliche Bedeutung. Daran schließt sich eine Übersicht über die Wirtschafts- und die in ihnen gelegenen Kulturflächen der Erde. Eine allgemeine Betrachtung der Landbauzonen führt zur Würdigung der Nutzpflanzen im besonderen, und zwar nach Warengruppen und nach der Menge der Produktion. Damit ist die erste Abteilung des Kapitels der Rohstoffe aus der organischen Welt erledigt. Die zweite beschäftigt sich mit den Erzeugnissen der Nutztiere. Beiden Abteilungen stehen die Rohstoffe aus der anorganischen Welt gegenüber. Alle Rohstoffe zusammen liefern das Material für die Erzeugnisse der Industrie. Als deren besonderer Zweig sind Bücher, Zeitungen usw. ausgeschieden. Naturgemäß wendet sich der Verf. nunmehr dem Verkehr, seinen Arten und Mitteln sowie den verschiedenen Verkehrsformen und ihrer geographischen Verbreitung

zu. Damit leitet er zu den Wirtschaftsstufen der ansässigen Völker hinüber, deren Erörterung in der Betrachtung der Weltwirtschaft gipfelt. Ein reiches Literaturverzeichnis und ein ausführliches Register beschließen den ersten Band.

Der zweite geht nach einer kurzen geographischen Skizze Europas sofort in die ausführliche Besprechung des Deutschen Reiches ein. Eingeleitet wird diese durch einen Überblick über seine physikalischen, staatlichen und ethnographischen Verhältnisse. Hierauf werden Naturerzeugnisse, Industrie, Gewerbe, Handel und Verkehr besprochen und zum Schlusse auch die wirtschaftlichen Zustände der Kolonien in den Kreis der Betrachtung gezogen. Das gleiche Schema ist auch bei den übrigen Staaten Europas befolgt, wobei eine Zerlegung in mittel-, west-, nord-, ost- und südeuropäische Wirtschaftsreiche vorgenommen wird. Ähnlich ist der Vorgang bei den selbständigen außereuropäischen Wirtschaftsgebieten. Wie unter den europäischen Großbritannien, so erfreut sich unter letzteren die nordamerikanische Union einer besonders eingehenden Darstellung ihrer wirtschaftlichen Lage. Auch diesem Bande ist ein umfangreiches Register beigegeben.

Hölzels Geographische Charakterbilder. Nr. 38, Die Tundra; Nr. 39, Chinesische Lößlandschaft; Nr. 40, Erdpyramiden bei Bozen.

In erfreulicher Weise hat sich die Hölzelsche Verlagshandlung bestrebt, durch eine neue Serie den Kreis ihrer trefflichen Anschauungsbilder zu erweitern. Leider sind die neuen Bilder von ungleichem Werte. Die Tundra, „nach Originalaufnahmen und unter Anleitung von Prof. J. E. Rosberg in Helsingfors“ gemalt, ist ein schönes, typisches Bild, das im Unterrichte die besten Dienste leisten wird. Auch der von Rosberg verfaßte Text entspricht allen Anforderungen. Es wird nicht bloß der Begriff und die Verbreitung der Tundra, vorzugsweise in Anlehnung an A. E. Brem, Middendorf und Nathorst erläutert, es wird, was für den Lehrer von großer Bedeutung ist, das Bild beschrieben. Als weniger gelungen muß die Darstellung der Erdpyramiden bei Bozen bezeichnet werden, bei der die eigentümliche Farbengebung und die technische Durchführung befremdet, die zu sehr den Charakter schablonenhafter Steifheit an sich trägt. Der von Dr. Kittler verfaßte Text ist gut. Am wenigsten spricht das Bild der chinesischen Lößlandschaft an. Es ist, wie der Titel besagt, nach Originalaufnahmen von F. Leprince Ringuet gemalt. Das zum Erdpyramidenbilde Bemerkte tritt hier in noch stärkerem Maße entgegen. Der Text verbreitet sich, teilweise v. Richthofen folgend, über die chinesische Lößlandschaft im allgemeinen und orientiert nur kurz über den Inhalt des Bildes. Leider vermißt man auf letzterem die im Texte erwähnte „Einförmigkeit, die die Lan

und den großen Linien zeigt“, ebenso wie die „wunderbare Ziselierung“. Das Bild ist eine wenig glückliche Leistung, die gewiß nicht zu dem Besten der Sammlung gehört.

Wien. J. Müllner.

Moriz Schanz, Westafrika. Berlin 1903. Preis 6 Mk.

— —, Ost- und Südafrika. 1902. In schönem Originalband 12 Mk.

— —, Australien und die Südsee an der Jahrhundertwende. 1901. In künstlerisch ausgeführtem Originalband 10 Mk. Sämtliche verlegt bei Wilhelm Süsserott, Berlin.

Infolge der in den letzten Jahren stetig anwachsenden Handels- und Kolonisationstätigkeit der europäischen seefahrenden Völker ist nunmehr der „schwarze Erdteil“ fast schon gänzlich unter sie aufgeteilt. Wer über diese Tätigkeit und über Afrika überhaupt genau unterrichtet sein will, wird in den zwei zuerst angeführten Werken alles Wissenswerte übersichtlich zusammengestellt finden. Das erste Werk über „Westafrika“ bespricht in einem allgemeinen Teile: Küste und Inseln, Bodengestalt, Bewässerung, Klima, Flora, Fauna, Mineralien, Bevölkerung, Rassen, Sprachen, Charakter, Familienverhältnisse, Gewerbe, Religion, Staatswesen, Entdeckungsgeschichte, Handel und Verkehr, die wichtigsten Allgemeinbestimmungen für Handel in Westafrika. Im besonderen Teile bespricht der Verf. die einzelnen Gebiete Westafrikas, derart, daß er wieder jedem Einzelgebiete einen allgemeinen Abschnitt voranschickt, dann die Einzelbeschreibung folgen läßt. Er wird dabei der Erwerbungs- und Entdeckungsgeschichte ebenso gerecht wie den Verwaltungseinrichtungen, dem Handel, der Schiffahrt, dem Bankwesen, den einzelnen Handelsgesellschaften, dem Missions- und Schulwesen. Die statistischen Angaben reichen meist bis zum Jahre 1900 (zum Teile bis 1902) und dürften in dieser Vollständigkeit kaum in einem anderen Werke vereinigt sein. Es gelangen zur eingehenden Beschreibung: Portugiesisch-Westafrika (Guinea, Angola, Madeira, Kap Verden, Thomé und Principe); Spanisch-Westafrika (Rio de Oro, Munigebiet, Kanarien, Fernando Po und Annobon); Liberia, Französisch-Westafrika (Senegal, Guinea, Elfenbeinküste, Dahome, Kongo); Englisch-Westafrika (Gambia, Sierra Leone, Goldküste, Lagos, Nigeria, St. Helena, Ascension, Tristan da Cunha); der unabhängige Kongostaat, Deutsch-Westafrika (Togo, Kamerun, Deutsch-Südwestafrika).

Das zweite eingangs angeführte Werk über „Ost- und Südafrika“ beginnt ebenfalls mit einem allgemeinen Teile und geht dann zur Beschreibung Abessiniens und des italienischen Erythräa über. Daran schließt sich eine kurze Geschichte Ostafrikas und

die Beschreibung des Somalilandes, in dessen Besitz sich die Franzosen, Engländer und Italiener teilen. Dann erfahren wir das Wichtigste über Sansibar, Britisch-Ostafrika und Uganda, dann gelangen Deutsch- und Portugiesisch-Ostafrika und das britische Zentralafrika-Protektorat oder Nyassaland zur Behandlung. In ausführlicher Weise werden dann die Komoren, Madagaskar und die Maskarenen geschildert. Einer ausführlichen Geschichte des Kaplandes folgt dann die eingehende Beschreibung der Kapkolonie, Natals, des Oranjestaates und Basutolandes, Transvaals und des Swasilandes und endlich Rhodesias. Der Entwicklung des Verkehrswesens (Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraphen, Telephon, Kabelanschlüsse usw.) folgen wir mit größter Spannung. Der Band über Ost- und Südafrika ist zugleich mit zahlreichen Bildern geschmückt. Zu beklagen ist nur, daß keinem der beiden Werke eine Karte beigegeben ist, da der Verf. sehr viele Namen gebraucht, die auf den meisten Karten Afrikas nicht aufzufinden sind. Im übrigen seien die beiden Werke namentlich unseren Geographielehrern wärmstens empfohlen, sie sollten auch in keiner Lehrerbibliothek fehlen.

In ähnlicher Weise behandelt der Verf. in dem dritten angeführten Werke Australien und die Südsee. Bei dem Mangel an deutschen Übersichtswerken (Dr. Deaiber, Eine Australien- und Südseefahrt; Leipzig, Teubner) über diese Gebiete ist das Werk von M. Schanz freudigst zu begrüßen. Es führt uns zunächst die Entdeckungsgeschichte, die Kolonisierung durch Europäer, Goldentdeckung, Verfassung und Verwaltung, eine genaue geographische Beschreibung, Bevölkerungs- und wirtschaftliche Verhältnisse im allgemeinen vor, um dann die Einzelgebiete ausführlich zu besprechen. Es gelangen zur Behandlung: Neu-Südwales mit Sydney, Viktoria mit Melbourne, Tasmanien mit Hobarttown, Südaustralien mit Adelaide, Westaustralien mit den Hauptorten (Fremantle, Perth), Queensland mit Brisbane. Dann folgt eine Beschreibung Britisch-Neuguineas im allgemeinen und der Papuas. Der allgemeinen Schilderung Ozeaniens nach Entstehung, Flora, Fauna, Bevölkerung usw. schließt sich die Beschreibung des Fidschi-, Tonga- und Samoaarchipels an. Eine ausführliche Beschreibung Neuseelands schließt das lehrreiche Werk, das mit zahlreichen, sehr anschaulichen Bildern geschmückt ist und die weiteste Verbreitung in allen gebildeten Kreisen verdient.

Marburg a. d. Dr. Julius Miklau.

Mathematische Aufgaben zum Gebrauche in den obersten Klassen höherer Lehranstalten. Aus den bei Reifeprüfungen an deutschen höheren Schulen gestellten Aufgaben ausgewählt und mit Hinzufügung der Ergebnisse zu einem Übungsbuche vereint von Prof. H. C. E. Martus. Dritter Teil: Aufgaben. Zweite Doppelauflage mit vermehrten Aufgaben. Dresden u. Leipzig, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung 1904.

Das rasche Erscheinen der zweiten Doppelauflage beweist, daß auch die Fortsetzung dieses ausgezeichneten Werkes dieselbe Wertschätzung wie der ältere Teil gefunden hat. Da der vorliegende dritte Teil im Jahrgang 1902 dieser Zeitschrift eingehend besprochen wurde, genügt es, auf die Ergänzung aufmerksam zu machen, welche die neue Auflage erfahren hat.

In dieser sind 50 Aufgaben neu hinzugekommen, die ausschließlich vom Verf. selbst gebildet worden sind. Hiebei wurden besonders berücksichtigt in der Trigonometrie der Ankreis, in der Stereometrie die regelmäßige Pyramide mit der ein- und umgeschriebenen und der alle Kanten berührenden Kugel, sowie Anwendungen des „Ablotungssatzes“ (Projektionssatz: $F_1 = F \cos \alpha$), in dem Abschnitte über größte oder kleinste Werte das gleichschenklige Dreieck in Verbindung mit dem In- und den Ankreisen, in der analytischen Geometrie die Hyperbel.

Die Mehrzahl dieser Aufgaben ist für die schriftliche Maturitätsprüfung in jeder Hinsicht vollkommen geeignet. Als ein besonderer Vorzug sei noch ausdrücklich hervorgehoben, daß sie vom Schüler bei mäßiger Schwierigkeit ein selbständiges Arbeiten verlangen. Einige andere Aufgaben hingegen eignen sich nur für die gemeinsame Behandlung im Unterrichte, weil sie entweder zu schwierig sind oder eine spezielle Anleitung von Seite des Lehrers erfordern. Die neuerliche Vermehrung der Aufgaben über die Volumensbestimmung von Rotationskörpern, die durch Umdrehung einer Hyperbel entstehen, kann der Ref. nicht unbedingt billigen, weil in ihnen das eigentümliche Verfahren der analytischen Geometrie zu wenig zur Geltung kommt.

Es braucht bei der bekannten Sorgfalt, mit der die Lehrbücher von Martus ausgearbeitet sind, wohl kaum hinzugefügt werden, daß alle Aufgaben ganz fehlerfrei sind. Nur im Texte der Aufgabe 2623 *A* fällt ein inkorrekter Ausdruck auf. Dort heißt es bezüglich des scheinbaren Sonnenhalbmessers: „Für die Erde ist seine unmerklich sich ändernde Größe $\varrho = 16' 0''$“. Dies kann doch nicht gut von einer Größe gesagt werden, die zwischen 15′ 45·5″ und 16′ 17·8″ schwankt. Es sollte also richtig heißen: „seine mittlere Größe“.

Wien. A. Neumann.

Dr. Hermann Schubert, Vierstellige Tafeln und Gegentafeln. Sammlung Göschen. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung 1903. 128 SS. Taschenformat.

Bei diesen Tafeln tritt als Besonderheit der Umstand auf, daß zu jeder Tafel eine Gegentafel gehört. Es gibt nämlich Tafeln „von der Zahl zum log" und umgekehrt „vom log zur Zahl". Ebenso gibt es nacheinander zweierlei Tafeln „vom Winkel zum log sin (bezw. log cos)", „vom Winkel zum log tg (bezw. log cot)" und zwar immer von 0° bis 90°. Dazu gehören dreierlei Gegentafeln „vom log sin (bezw. log cosec) zum Winkel", „vom log tg (bezw. log cot) zum Winkel" und „vom log sec (bezw. log cos) zum Winkel", wiederum von 0° bis 90°.

Zur Unterscheidung der Logarithmen und Numeri (bezw. Winkel) dienen noch zwei Farben, braun und blau.

c) Die Tafeln sollen (vgl. Einführung) jede Interpolation unnötig machen, insofern einerseits bei den Zahlenlogarithmen zu „vier" Ziffern des Gegebenen vier Ziffern des Gesuchten gehören, anderseits bei den trigonometrischen Tafeln die Mantisse bis auf die „vierte Dezimalstelle genau", bezw. der gesuchte Winkel auf „Minuten genau" bestimmt ist (dies Ziel wurde aber nicht stets erreicht, wie wir sehen werden).

Zusammengestellt sind die Tafeln „für logarithmisches und trigonometrisches Rechnen"; ob und inwiefern zum Schulgebrauche, wird nicht ausdrücklich erwähnt. Das äußere Aussehen der Tafeln ist gefällig.

Vom Standpunkte der Schule läßt sich bezüglich der vorliegenden Tafeln folgendes bemerken:

1. Gegentafeln sind nicht gerade nötig; dem Schüler, der im allgemeinen stets denkend zu rechnen hat, genügen einerlei Tafeln. Die Gegentafeln sollen wohl den Vorteil bieten, rascher als sonst den Logarithmus und die zu demselben gehörige Größe zu finden. Die Gegentafeln des Verfassers sollten aber auch den Bemerkungen im Absatze *c)* genügen. In diesem Falle müßten die Tafeln umfangreicher werden als die vorliegenden es sind. Bei Schubert kommen die Gegentafeln der Zahlen auf 30 Seiten (90—119), die Gegentafeln der trigonometrischen Funktionen auf 23 Seiten (66—88) vor. Erstere Tafeln erreichen das in der Einführung angekündigte Ziel besser als letztere; im allgemeinen sind aber beiderlei Gegentafeln vielfach ungenau, weil sie bloß den nächstliegenden zugehörigen Wert beachten, bezw. Mantissen mit zu wenig Dezimalstellen enthalten. Z. B. log 9212, bezw. 9213, bezw. 9214 gibt die Mantisse 9644 (S. 30), dagegen (S. 118) die Mantisse 9644 gehört zur Zahl 9213; oder log 6608, bezw. 6609 gibt die Mantisse 8201 (S. 22), dagegen (S. 114) die Mantisse 8201 gehört zur Zahl 6608; oder log 4788, bezw. 4789 gibt die Mantisse 6802 (S. 17), dagegen (S. 110) die Mantisse 6802 gehört zur Zahl 4789. Solche Ungenauigkeiten kommen vor auf den

Seiten 109—119. Ähnlich, aber teilweise noch auffallender, verhält es sich bei den goniometrischen Tafeln. Z. B. log sin 18° 0′ = 9·4900, log sin 18° 1′ = 9·4904 (S. 42); dagegen (S. 67) 9·490 = log sin 18° 0′, oder (auf derselben Seite) log sin 18° 2′ = 9·4908, log sin 18° 3′ = 9·4911; dagegen 9·491 = log sin 18° 3′. Oder log tg 85° 28′ = 11·1008, log tg 85° 29′ = 11·1024, log tg 85° 30′ = 11·1040 (S. 59/60); dagegen (S. 80) 11·10 = log tg 85° 28′. Oder log tg 85° 31′ = 11·1056, log tg 85° 32′ = 11·1073, log tg 85° 33′ = 11·1089, log tg 85° 34′ = 11·1105, log tg 85° 35′ = 11·1122, log tg 85° 36′ = 11·1138; dagegen 11·11 = log tg 85° 34′. Es hätte heißen sollen 11·10 = log tg (85° *28′* bis 85° *30′*), 11·11 = log tg (85° *31′* bis 85° *36′*). Oder die Mantisse der Gegentafeln müßte zur genauen Bestimmung der Winkelminuten (wie es sich der Verf. vornahm) eine Dezimalstelle mehr enthalten. So aber zeigen sich Winkelunterschiede bis 8′ (oder auch 9′) bei sämtlichen trigonometrischen Gegentafeln.

2. Die Entwicklung der goniometrischen Tabellen nach zwei Funktionen von 0°—90° mindert einigermaßen die Übersicht. Der Nutzen dieser Einteilung besteht nur darin, Winkel zwischen 45° und 90° leichter ohne Irrtum aufzusuchen. Doch genügen gewöhnliche Tabellen von 0°—45°, bezw. 90°—45° diesem Zwecke auch; Pfeile könnten das sichere Auffinden von Winkeln allerdings fördern.

3. Die Farben, braun und blau, sind vom hygienischen Standpunkte jedenfalls beachtenswert; aber man muß sie nicht haben, um „Irrtümer vorzubeugen“ (vgl. Einführung), weil sich Zahlen, bezw. Winkel, und Logarithmen durch Überschriften und äußeres Aussehen deutlich unterscheiden.

4. Bezüglich des Interpolierens ist es doch wiederum nicht angezeigt, die Zwischenwertsrechnungen beim logarithmischen Rechnen ganz und gar aus der Schule zu entfernen. Schon mit Rücksicht auf die gewisse Ungenauigkeit jeder Tafel, bezw. mit Rücksicht auf die Variation der Logarithmen und der Numeri muß jeder Schüler den Vorteil des Interpolierens kennen. Mittelst log 2 und log 10 ist z. B. sofort log 4 und log 8 gegeben; durch Interpolation kann man nun sofort auf zwei Stellen genau log 9 und daraus log 3 bestimmen, woraus sich log 6 ergibt, und weiter durch Interpolation log 5 und log 7. Ähnlich ist's bei den trigonometrischen Funktionen. Der Schüler soll übrigens auch imstande sein, mit mehrstelligen Tafeln jederzeit arbeiten zu können. Infolgedessen erscheint es schon zweckmäßig, wenn die Tafeln so eingerichtet sind, daß sie oft genug zu Zwischenwertsrechnungen Anlaß geben, und zwar erwünschterweise zu solchen, die möglichst rasch, und hauptsächlich durch Kopfrechnen, erledigt werden.

5. Für die Schule ist das Beste gerade gut genug. Daher wird die Schule auch einheitliche Tafeln wünschen. Die Einheitlichkeit ist bei den vorliegenden trigonometrische

nicht nur im allgemeinen, sondern auch innerhalb einer und derselben Tafel nicht völlig ausgeprägt. So fällt auf, daß dem log sin im Intervall von 5°—30° Differenzen von 1′ entsprechen, dagegen im Intervall von 30°—90° Differenzen von 10′. Im letzteren Fall betragen die Mantissendifferenzen bis 22 Einheiten der vierten Dezimalstelle (und dennoch keine Interpolationsrechnung zur Bestimmung des Winkels auf Minuten genau!). Bei log tg gibt es im Intervall von 5°—15° und 75°—85° Differenzen von 1′, dagegen Differenzen von 10′ im Intervalle von 15°—75°. Die Mantissen-Differenzen betragen im letzteren Falle 25—53 Einheiten der vierten Dezimalstelle (das sollte doch wiederum Anlaß zur Interpolationsrechnung geben!). Hinsichtlich der Gegentafeln will ich nur folgendes erwähnen. Bei log sin wird die Mantisse auf *1, 2, 3, 4, 5* Dezimalstellen, fortlaufend wachsend, angegeben und dafür der entsprechende Winkel in Graden und Minuten bestimmt (die dadurch bestimmten Winkel zeigen in den einzelnen Gruppen Differenzen bis zu 7′, 8′, 9′, 8′, 8′).

Der Anhang enthält Tafeln für die natürlichen Werte der goniometrischen Funktionen nur auf Grade bezogen; ferner Konstante aus der Astronomie und Physik und einige von den mutmaßlich häufiger vorkommenden Größen.

Es ist schwer, die Zugaben zu den eigentlichen logarithmischen Tabellen lobend oder tadelnd zu beurteilen. Die Zahl und der Umfang der Hilfstabellen sollte sich doch nur nach dem Bedürfnisse der Schule richten. Nun hat jeder Lehrer seine besondere Freiheit, auch innerhalb des Rahmens der gesetzlichen Vorschriften. Es wird daher der eine mehr Nebentabellen wünschen, der andere weniger. Anderseits soll der Schüler stets ein Buch in die Hand bekommen, welches er so ziemlich ganz verwerten kann. Wollte man alle möglichen Größen als wertvoll für die Schüler ansehen, so schwillt das Material zu unerwünschtem Umfange an, und wo ist dann das Ende? Darum bereitet es immer eine angenehme Empfindung, wenn Verfasser von Logarithmentafeln sich betreffs der Zugaben einer gewissen Mäßigung befleißen, wie es auch Schubert tut. Sonst aber sollten die speziellen Übungsbücher, ihrem Inhalte entsprechend, stets solche Tabellen aufweisen.

Bei uns in Österreich sind vierstellige Tafeln, soweit es mir bekannt ist, bloß an einer Mittelschule versuchsweise zu Unterrichtszwecken gestattet; natürlich können sich diese Umstände zu Gunsten vierstelliger Tafeln rasch ändern. Ob aber alsdann die vierstelligen Tafeln von Schubert in ihrem jetzigen Zustande ohneweiters empfehlenswert wären, wage ich mit Rücksicht auf meine Ausführungen nicht zu bejahen; sie scheinen zunächst mehr die Bedürfnisse eines Praktikers im Auge gehabt zu haben.

Prag. Joh. Arbes.

Darstellende Geometrie. Von Dr. Robert Haußner, o. Professor der Mathematik an der technischen Hochschule in Karlsruhe. Erster Teil: Elemente, Ebenflächige Gebilde. 2., verm. u. verb. Aufl. Mit 110 Figuren im Texte. Leipzig (Sammlung Göschen) 1904. Preis 80 Pfennig.

Das angezeigte Werk beweist durch die baldige Neuauflage seine Beliebtheit. Dasselbe bringt, wie früher, die Elemente der darstellenden Geometrie in durchaus moderner und sehr klarer Darstellung, deren besonderer Vorzug in der starken Betonung der Überlegung liegt, indessen auch die beigedruckten Figuren sehr elegant sind. Die Terminologie und Bezeichnung ist konsequent und dem Gebrauche entsprechend. Nach einer kurzen Erörterung der Methode des Projezierens im allgemeinen und der Parallelprojektion von Strecken im besonderen untersucht der Verf. sehr mit Recht zunächst die Affinität. Die Lagen in verschiedenen und in vereinigten Ebenen sind sauber getrennt. Es folgt die affine Figur des Kreises. Die weiteren Kapitel bringen die Elemente der darstellenden Geometrie in schiefer, dann in rechtwinkeliger Parallelprojektion, also in der heute beliebten Anordnung. Besonders verbreitet sich der Verf. über das Dreikant und die Durchdringungen ebenflächiger Körper. Diese werden häufig überschätzt und es scheint auch hier zu viel davon geboten zu sein.

Die Abschätzung der Größenänderung der Winkel bei der Projektion (S. 108) leistet zu wenig und kann wohl unterbleiben. Die Spur der Grundebene auf der Bildebene nennt der Verf., wie gebräuchlich Achse schlechthin. Wenn man dieselbe nicht dem französischen Sprachgebrache: *ligne de terre* ähnlich als Grundlinie bezeichnen will, empfiehlt sich das Wort: „Bildachse".

Auf S. 33, Z. 3 von unten lies: BP statt BF! Auf S. 53, Z. 1 von oben soll es richtiger heißen: ..... Strahlen so, daß sie stets in der projizierenden Ebene liegen".

Ich gestatte mir noch ein dogmatisches Bedenken vorzubringen. Der Verf. definiert S. 28 die Ellipse als affine Figur des Kreises und bringt S. 33 einen ausführlichen Beweis dafür, daß diese Figur durch ein paar konjugierter Durchmesser eindeutig bestimmt ist. Auf S. 50 wird die Fokaleigenschaft gezeigt und zu einer zweiten Definition benützt. Jetzt aber ist der erwähnte Beweis illusorisch, wenn nicht nachgewiesen wird, daß auch jede Linie von der Fokaleigenschaft der Ellipse eine affine Figur des Kreises ist. Daher meine ich, daß die zweite Definition am besten ganz unterbliebe.

Wien. Sup[illegible]



Leitfaden der Chemie, insbesondere zum Gebrauch an landwirtschaftlichen Lehranstalten. Von Dr. Heinrich Baumhauer. Erster Teil: „Anorganische Chemie". 4. Aufl. Mit 34 in den Text gedruckten Abbildungen. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung 1904. 8°, 167 SS.

Das Buch ist hübsch ausgestattet; die beigegebenen Abbildungen sind fast durchwegs gelungen, klar und zweckentsprechend.

In der Einleitung sind die notwendigsten Grundbegriffe entwickelt worden, u. zw. möglichst kurz und bestimmt. Die Valenz der Elemente wird erst nach Besprechung des Wasserstoffes, das Allgemeine über Säuren, Salze und Säureanhydride nach der Schwefelsäure behandelt. Auch die Basizität der Säuren, der Unterschied zwischen neutralen und sauren Salzen finden bei passender Gelegenheit ihre Behandlung. Dadurch wird eine zu große Häufung des theoretischen Stoffes vermieden.

Jeder einzelnen Gruppe von Elementen geht eine tabellarische Zusammenstellung der wichtigsten Verbindungen dieser Gruppe voraus, die für die Übersicht dieser Verbindungen, sowie für die Einprägung der wichtigsten Formeln gewiß von Nutzen ist.

Die eingestreuten Angaben historischen Inhaltes sind keineswegs zu verachten.

Daß besondere Rücksicht auf die landwirtschaftliche Bedeutung der Chemie genommen wurde, ist ganz selbstverständlich im Hinblick auf die Bestimmung des Buches; es soll aber ausdrücklich bemerkt werden, daß das Buch sich auch für andere Schulkategorien ganz wohl eignet.

Da das Werkchen nicht die Aufgabe hat, zur Vornahme von Experimenten anzuleiten, sind die anzustellenden Versuche nur so weit beschrieben, als es zur Unterstützung des Gedächtnisses der Schüler erforderlich ist; nur in ganz wenigen Fällen sind Vorsichtsmaßregeln angegeben.

Ref. kann des Verf.s Wunsch, das Buch möge dem Schüler einen sicheren Anhalt für das häusliche Studium bieten, nur billigen und hält die Anordnung des Lehrstoffes nach Vorkommen, Darstellung und Eigenschaften für ganz zweckmäßig. Diese systematisch geordnete Materie wird beim Unterrichte selbst natürlich erst dann durchbesprochen werden dürfen, wenn der Schüler auf Grund von Versuchen mit den Haupteigenschaften des betreffenden Körpers bekanntgemacht worden ist.

Recht ansprechend ist der Abschnitt über Elektrolyse — mit Erwähnung der Jonentheorie — der, wie auch eine kurze Erörterung der Gasspektra und der Spektralanalyse, [illegible] Angaben über elektrochemische Methoden und [illegible] Verfahren in dieser 4. Auflage neu aufge[illegible]

Nach jeder Elementengruppe ist di[illegible] gehörigen Grundstoffe für Pflanzen und Tie[illegible] worden.

[illegible] Von Dr. L. Graetz [illegible]

[illegible] vorliegenden Auflage eine [illegible] Es wurden nicht nur [illegible] die sich auf den wissen[illegible] [illegible]lehre beziehen, sondern [illegible] bezugnehmenden. Schon im [illegible] der Elektronen eingeführt wurden [illegible] Darstellung der elektrischen Erschei[illegible] [illegible] waren.

[illegible] finden wir auch in jenen Abschnitten [illegible] elektrischen Schwingungen, auf den Durchgang der [illegible] Gase und die Röntgenstrahlen beziehen [illegible] Weise sind die neueren und [illegible] dem Gebiete der Radioaktivität [illegible]

Bezüglich der Erklärung der Erscheinungen [illegible] wird an der geistreichen Hypothese festgehalten [illegible] der Körper Zusammensetzungen von Elektronen [illegible] Anordnung seien; es wären dann die radioaktiven [illegible] zu ersehen, deren Elektronen sich [illegible] befinden, so daß das Atom sich selbst [illegible] der Zersetzung und der teilweisen [illegible] Verfasser des vorliegenden Buches [illegible] mit dem Makrokosmos im [illegible] Worten: „Man kann darauf [illegible] größten und schwersten Atome (das [illegible] artige labile Körper sind, ebenso wie [illegible] schen Theorie des Sonnensystems [illegible]

am leichtesten Teile (Monde, Ringe) absondern müssen, ihren Zusammenhang nicht mehr festhalten können." Damit scheint einigermaßen auch ein Versuch Ramsays zusammenzuhängen, nach dem das Helium gewissermaßen ein Dissoziationsprodukt des Radiums ist.

Was die Messungsanordnungen und die Meßinstrumente betrifft, so wurden die neuesten derselben ziemlich eingehend berücksichtigt. So wurden in dem von den Wechselströmen handelnden Abschnitte die Beschreibungen der Torsionselektrodynamometer, der Präzisionsamperemeter und Präzisionsvoltameter für Wechselströme aufgenommen.

In den technischen Anwendungen der Elektrizität, die im zweiten Teile des Buches zur Behandlung gelangen, wurden alle Abschnitte so umgearbeitet und ergänzt, wie es dem neuesten Stande der Elektrotechnik entspricht. In dieser Beziehung seien besonders hervorgehoben jene Bemerkungen, die sich auf die Transformatoren, Umformer und Gleichrichter beziehen, ferner die neuesten Errungenschaften auf dem Gebiete der elektrischen Bogenlicht- und Glühlichtbeleuchtung und der elektrischen Koch- und Heizapparate. Namentlich aber sind die neueren Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiete der drahtlosen Telegraphie berücksichtigt worden. In dieser Beziehung ist auf den gleichzeitig einfachen und sinnreichen Wellenmesser aufmerksam gemacht worden. Interesse erregen wird auch die kurze Darstellung der Anwendungen und Erfolge der drahtlosen Telegraphie.

Das Buch hat nunmehr den Umfang von 652 SS. erreicht. Die Darstellung der einzelnen Abschnitte ist eine meisterhafte und konnte nur von einem Manne in dieser Weise ausgeführt werden, der den theoretischen und praktischen Teil der Elektrizitätslehre in gleich umfassender Art beherrscht. Die Ausstattung auch der vorliegenden Auflage ist eine sehr gelungene; die einzelnen Lehren sind durch sehr gut ausgeführte Figuren unterstützt worden. Ref. empfiehlt auch diese Auflage als beste Darstellung der Elektrizitätslehre, die populär-wissenschaftlich gehalten ist, aufs eindringlichste.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Beiträge zur Frage des Unterrichts in Physik und Astronomie an höheren Schulen. Vorträge, gehalten bei Gelegenheit des Ferienkurses für Oberlehrer der Mathematik und Physik, in Göttingen, Ostern 1904, von O. Behrendsen, E. Bose, E. Riecke, J. Stark und K. Schwarzschild. Gesammelt und herausgegeben von E. Riecke. Leipzig u. Berlin, Druck u. Verlag von B. G. Teubner 1904. 190 SS.

Der erste Vortrag dieser unter der Ägide des Prof. F. Klein herausgegebenen Sammlung führt den Titel: „Grundlagen der Elektrizitätslehre mit Beziehung auf die neuest[illegible] [illegible]ung". [illegible]

ne klare und lichtvolle Darstellung der Elektrizitätslehre vom tandpunkte der Elektronentheorie. Neben dieser wissenschaftlichen rläuterung ist der § 5 des Vortrages von besonderem Interesse, der ich über die pädagogische Brauchbarkeit der älteren und neueren Theorien über das Wesen der Elektrizität beim Unterrichte in der Physik ausspricht. Prof. Riecke äußert sich dahin, daß die Maxwell-Hertzsche Theorie zu einer ersten Einführung in das Studium der Elektrizität selbst für Hörer der Hochschulen wenig geeignet sei, und natürlich noch viel weniger für Schüler von Mittelschulen, und daher der Weg, welcher der historischen Entwicklung folgt, auch auf dem Gebiete der Elektrizität für den Unterricht als der beste gelten könne. Nach wie vor möge man daher in der alten Weise mit der Reibungselektrizität und den fernwirkenden Kräften der Anziehung und Abstoßung zwischen den Teilchen der beiden elektrischen Fluida beginnen trotz Maxwell und Hertz, nach deren Theorie diese nur ein Notbehelf seien und ihnen keine reale Existenz zukomme. Prof. Riecke erzählt zur Illustrierung dieser seiner Behauptung, daß ihm Hertz selbst einmal die Mitteilung gemacht habe, wie er an der Universität während eines Semesters versuchsweise die Elektrizitätslehre von dem neuen Standpunkte aus behandelte, sich aber überzeugte, daß die Studenten das nicht verstanden hätten.

In der zweiten Abhandlung: „Über einige den Unterricht in Physik und Chemie an höheren Schulen betreffende Fragen" stellt O. Behrendsen die These auf, daß, wenn der Unterricht in der Physik in einer dem Standpunkte moderner Anschauungen entsprechenden Weise gegeben werden soll, so daß er für den Schüler und dessen späterem Bedürfnisse direkt nutzbar werde, er auf die Energetik aufgebaut und zu diesem Zwecke die Mechanik vorausgeschickt, also schon in der Obersekunda erledigt werden muß. Diese Forderung ist, was die österreichischen Mittelschulen betrifft, erfüllt. Nach den sowohl für Gymnasien wie für Realschulen geltenden Instruktionen hat der physikalische Unterricht der oberen Stufe, d. i. in der VII., bezw. VI. Klasse mit der Mechanik zu beginnen und ist bei ihm in gehöriger Weise auf die Lehre von der Erhaltung der Energie Rücksicht zu nehmen. Anders ist es an den Lehranstalten Preußens, an denen für die Obersekunda die Durchnahme der Wärme- und Elektrizitätslehre vorgeschrieben ist, während die Mechanik erst in der Unterprima folgt.

Die dritte Abhandlung „Über die Physik in der Schule" von J. Stark enthält manche beherzigenswerte Winke darüber, wie der experimentelle Teil des physikalischen Unterrichtes in der Schule zu gestalten ist. Genetische Entwicklung der zum Experimentieren notwendigen Apparate vor den Augen der Schüler und einfachste und übersichtliche Anordnung derselben sind die Wünsche, die Vortragender hier ausspricht und die erfüllt werden müssen, wenn der physikalische Unterricht seine Hauptaufgabe leisten soll: das in-

duktive und deduktive Denken der Schüler an der Hand des Experimentes auszubilden.

Mit der weiteren Forderung, die der Verf. außerdem stellt, nämlich der Einführung eines obligatorischen physikalischen Praktikums an den Mittelschulen oder der Einrichtung einer fakultativen Schülerwerkstätte, schließt sich der Vortrag an den vierten des Buches an: „Über Kurse in physikalischer Handfertigkeit“ von E. Bose. In diesem wird zum Zwecke der Ausbildung der Mittelschullehrer für derartige Schülerpraktika die Einführung von speziellen Lehrkursen und dem entsprechend auch von besonderen Sammlungen von Schulapparaten an Hochschulen gefordert. Sollen physikalische Praktika tatsächlich an den Mittelschulen eingeführt werden, wie solche in Frankreich und England schon seit langer Zeit und in sehr weitem Umfange bestehen, so ist die erste Bedingung dazu, daß diese Einführung ihren Zweck erfülle, die, daß der Unterricht in der Physik an der Universität gründlich reformiert und hier vor allem dafür Sorge getragen werde, daß der Kandidat für das physikalische Lehramt schon an der Universität das genetische Experimentieren für die Schule kennen lerne und in den praktischen Anwendungen der Physik sich bekannt mache. Nur an der Universität in Göttingen besteht seit einigen Jahren ein solcher Lehrkurs für physikalische Handfertigkeit, dessen Tendenzen und Einrichtungen Vortr. beschreibt. Daß die Einführung derartiger Lehrkurse an allen Universitäten einen großen Fortschritt in der fachgemäßen Ausbildung der künftigen Mittelschullehrer bedeuten und damit zur Hebung des physikalischen Unterrichtes sehr viel beitragen würde, ist klar.

Was die beiden Vorträge für den physikalischen Unterricht für wünschenswert halten, sucht der letzte des Werkes „Astronomische Beobachtungen mit elementaren Hilfsmitteln“ von K. Schwarzschild in gleicher Art für den Unterricht in der Astronomie zu erzielen. Der Unterschied besteht nur darin, daß hier an Stelle der physikalischen Experimente Beobachtungen treten, die der Schüler selbst mit möglichst einfachen Hilfsmitteln anstellen soll. „So sehr“, sagt der Verf. zur Begründung seiner Forderung, „im Jugendunterrichte auch die technischen Anwendungen der Physik und Mathematik mit ihren überwuchernden praktischen Interessen vordrängen, behält die Astronomie doch ihren besonderen Platz, da sie mit der Exaktheit der Naturwissenschaften den Idealismus der Weltabgewandtheit verbindet.“ Die Beobachtungen, die Verf. als mit einfachen Hilfsmitteln ausführbare vorschlägt, sind: Bestimmung des Ganges einer Uhr nach der Olbersschen Methode durch Beobachtung des Verschwindens eines Sternes hinter einer Hauskante, Bestimmung des Standes einer Uhr entweder aus korrespondierenden Sonnenhöhen mit einem einfachen, aus Holz und Pappe herstellbaren Apparat, oder nach der Zwei-Fäden-Methode von Harzer, ferner die gleichzeitige Bestimmung des Uhrstandes, wie der geo-

graphischen Breite des Beobachtungsortes mit Hilfe einer photographischen Kamera durch Photographieren des Zeniths. Doch nicht bloß derartige, mehr schülerhafte, sondern auch direkt wissenschaftlich verwertbare Beobachtungen können von den Lehrern und unter deren Anleitung von den Schülern gemacht werden. Vortr. verweist in dieser Richtung auf einen Aufsatz Argelanders, des berühmten Direktors der Bonner Sternwarte aus dem Jahre 1844, „der eine solche Aufforderung an Freunde der Astronomie zur Anstellung von ebenso interessanten und nützlichen, als leicht auszuführenden Beobachtungen über mehrere Zweige der Himmelskunde“ enthält und damit eine Anregung gegeben hat, die in Deutschland durch die Vereinigung von Freunden der Astronomie und kosmischen Physik verkörpert ist. Auch der Astronomische Kalender der Wiener Sternwarte enthält, wie Ref. zur Ergänzung dieser Bemerkung des Vortr. für erwähnenswert hält, mehrfach solche Aufforderungen an das Publikum aus der Feder des Direktors Weiß.

Als besondere Beobachtungsobjekte empfiehlt der Verf. die Sternschnuppen und die veränderlichen Sterne und zeigt an zwei Beispielen, wie weitgehende wissenschaftliche Schlüsse sich auf Grund ganz elementarer astronomischer Beobachtungen erzielen lassen, wie zu solchen nicht immer die so oft perhorreszierten Hebel und Schrauben eines komplizierten Fernrohres notwendig seien, und trotzdem ihre Ergebnisse die Basis für streng wissenschaftliche Forschungsmethoden bilden können.

Es möge das Buch, das lebhaftes Zeugnis gibt von dem von Prof. Klein angebahnten Bestreben, die Universität mit der Mittelschule in einen innigeren Kontakt zu bringen, und dessen einzelne Abhandlungen mit einer herzerquickenden Frische geschrieben sind, bald weite Verbreitung finden unter den Kollegen. Der Nutzen für den Unterricht wird nicht ausbleiben.

Karolinenthal. Dr. Oppenheim.

Lehrbuch der Zoologie. Begründet von C. Claus; neu bearbeitet von Dr. Karl Grobben, o. ö. Prof. der Zoologie an der Universität Wien. (7., neu bearb. Aufl. des Lehrbuches von C. Claus.) 2. Hälfte. Bogen 31—60. Mit 459 Figuren. [Vorsteck- und Titelblatt, Vorwort, Inhaltsverzeichnis, Register.] Marburg in Hessen, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung 1905.

Auf S. 252—253 des LV. Bandes dieser Zeitschrift wurde das Erscheinen der 1. Hälfte dieses Buches angezeigt, das nunmehr vollendet vorliegt. Die eben zur Ausgabe gelangte 2. Hälfte beginnt auf Bogen 31 mit dem Reste der Spinnentiere, behandelt dann als selbständige Gruppen die Pantopoden, Onychophoren und Tardigraden, ferner die Entracheaten. Letztere werden in Myriopoden, Apterygogenea (Campodeiden, Collembolen und Thysanuren)

und Insekten eingeteilt. Die Insekten sind nunmehr in 17 Ordnungen gegliedert, nämlich: *Orthoptera, Thysanoptera, Corrodentia, Embidaria, Plecoptera, Odonata, Ephemeroidea, Neuroptera, Panorpatae, Trichopetera, Lepidcptera, Diptera, Siphonaptera, Coleoptera, Strepsiptera, Hymenoptera, Rhynchota.* Die neuen Ordnungen sind die *Embidaria* und dann jene, die durch Auflösung der alten Ordnung der Pseudoneuropteren entstanden sind, nämlich die *Corrodentia* (mit den Termitiden, Psociden, Mallophagen und den früher bei den Rhynchoten untergebrachten Pediculiden), die *Thysanoptera* (Thrypsiden), *Plecoptera* (Perliden), *Odonata* (Libelluliden) und Ephemeriden; eine systematische Gruppierung, die zum Teil schon von Claus unter dem Eindrucke der Arbeiten von Fr. Brauer angedeutet war. Ferner erscheinen noch die Panorpiden als selbständige Ordnung aus den Neuropteren ausgeschieden. — Es folgen sodann die Mollusken, die Molluskoiden, unter denen neben den beiden Bryozoengruppen und den Brachiopoden auch *Phoronis* Platz findet, die Echinodermen, Enteropneusten, Chaetognathen, Tunicaten, Acranier und Vertebraten als selbständige Tier- oder Unterkreise. Bei der Vertebratensystematik wäre die unter dem Einflusse von Th. Gill erfolgte Auflösung der Ganoiden in vier selbständige Ordnungen und die völlige Umgestaltung des Systems der Teleostier, der Amphibien und Reptilien im Anschluß an die Arbeiten von G. A. Boulenger hervorzuheben, während bei den Vögeln Anschauungen von Huxley, Carus und Fürbringer zur Geltung kommen. — Die kleinen systematischen Gruppen, Unterordnung, Familie usw. sind, wie früher, auch besonders im 2. Teile des Buches bisweilen in solchem Reichtum aufgezählt und kurz charakterisiert, daß das Werk allenthalben neben dem Zwecke eines Lehrbuches auch den eines im höchsten Grade verläßlichen Nachschlagebuches erfüllt.

Im übrigen gilt alles, was von der 1. Hälfte gesagt wurde, hier womöglich noch in erhöhtem Maßstabe. Die Gesamtzahl der Figuren hat um 77 zugenommen, die Zahl der neuen Abbildungen ist aber weit größer, da viele der früheren fortfielen und hier eine ganz besondere Sorgfalt in der Auslese statt hatte. Der Text ist zwar um 11 Druckseiten kürzer als der der letzten Auflage, gleichwohl wird schon ein flüchtiger Vergleich zeigen, um wie viel reicher der Inhalt geworden ist, da durch Ausmerzung von Wiederholungen, Weitläufigkeiten usw. der aus dem alten Texte stehen gebliebenen Reste sehr viel Raum gewonnen wurde.

Mit sicherem Überblick über den ganzen Stoff hat Claus seinerzeit das Gerüst des Lehrbuches der Zoologie entworfen, und es ist selbstverständlich, daß diese Grundlage auch für die heutige Konfiguration noch maßgebend ist, wie sie ja auf fast alle seither entstandenen Lehrbücher der Zoologie einen gewissen Einfluß ausgeübt hat. Damit hat sie aber auch das Individuell-Charakteristische zum Teil verloren. Und was sich jetzt in der vorliegenden Um-

arbeitung um dieses ursprüngliche Gerüst herumlegt, ist in so reichem Maße neu, daß wohl schon bei der nächsten Auflage zu dem ursprünglichen Buche kaum mehr Beziehungen übrig bleiben dürften, als zwischen Arbeiten einer und derselben Schule überhaupt.

Wir beglückwünschen den Verf. zu der wohlgelungenen Vollendung eines so mühevollen und nicht in jeder Richtung dankbaren Unternehmens, uns selbst aber zu dem Werke, das uns, man kann das mit Sicherheit voraussagen, binnen Kurzem ein ganz unentbehrlicher Behelf bei allen unseren Arbeiten und Studien geworden sein wird.

Wien. Dr. Theodor Pintner.

Dr. W. Bruhns, Kristallographie. Mit 190 Abbildungen. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1904. Preis geb. 80 Pf.

Das vorliegende Bändchen (Sammlung Göschen Nr. 210) soll dem naturwissenschaftlich gebildeten Laien einen Überblick über die Hauptlehren der Kristallographie geben. Nach dem allgemeinen Teile, in welchem über den Begriff Kristall, Kristallmessung, Achsen, Parameter, Zonenverband, Symmetrie u. a. m. gesprochen wird, folgt eine ziemlich eingehende Beschreibung der wichtigsten Kristallformen unter Berücksichtigung der Symmetrieverhältnisse. Ein weiterer Abschnitt bringt ausgewählte Kapitel aus der physikalischen Kristallographie, und zwar werden besonders jene Erscheinungen geschildert, welche den Zusammenhang der physikalischen und geometrischen Eigenschaften deutlich hervortreten lassen.

Dr. Oskar Dähnhardt, Naturgeschichtliche Volksmärchen. Mit Bildern von O. Schwindrazheim. 2., verb. Auflage. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner 1904. Preis geb. Mk. 2·40.

Der allen Freunden volkstümlicher Dichtung wohlbekannte Verf. bietet uns in diesem schönen Buche naturgeschichtliche Volksmärchen. Es sind Märchen, die eine Deutung geben wollen, warum eine Naturerscheinung entstanden oder warum sie gerade so entstanden ist, wie wir sie sehen. So wird uns erzählt, warum die Schweine Ringelschwänze, die Ziegen Stummelschwänze, die Rauchschwalben einen roten Fleck unter der Kehle haben, wie das Wasser im Meere salzig und wie der Wolf erschaffen wurde. Die 1. Auflage dieser Märchensammlung hatte nach Angabe des Verf. die zweifache Bestimmung, ein Buch für Schule und Haus und eine bequeme, wenn auch willkürlich ausgewählte Zusammenstellung für Freunde der Volkskunde zu sein. In der neuen Auflage wurden die volkskundlichen Absichten aufgegeben; daher [illegible] aus dem Buche alles, was dem Wesen eines deutsch[illegible] Hausbuches widerspricht.

Die für die Jugend und das Volk geschriebene Märchensammlung wird in ihrer neuen Gestalt sicherlich überall eine freundliche Aufnahme finden; Ref. empfiehlt sie daher wärmstens.

Wien. H. Vieltorf.

Untersuchungen zur Gegenstandstheorie und Psychologie. Mit Unterstützung des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht herausgegeben von A. Meinong. Leipzig, Barth 1904. 634 SS. gr. 8°. Preis 18 Mk.

Das vorliegende Buch gilt dem Gedächtnisse an den Abschluß des ersten Dezenniums des Grazer psychologischen Laboratoriums, das dort seit dem Jahre 1894 neben dem philosophischen Seminar besteht. Außer der einleitenden Arbeit Meinongs, des Vorstandes des psychologischen Laboratoriums, sind noch zehn Untersuchungen zu einem Gedenkbuche vereinigt, die von Schülern Meinongs herrühren, die dem edlen Zwecke ihre Arbeiten zur Verfügung stellten. Die beigestellten Abhandlungen sind der Reihe nach folgende: 1. Meinong, Über Gegenstandstheorie (S. 1—51); 2. Ameseder, Beiträge zur Grundlegung der Gegenstandstheorie (S. 51—121); 3. Mally, Untersuchungen zur Gegenstandstheorie des Messens (S. 121—263); 4. Frankl, Über Ökonomie des Denkens (S. 263—303); 5. Benussi, Zur Psychologie des Gestalterfassens (S. 303—449); 6. Wilhelmine Liel, Die verschobene Schachspielfigur (S. 449—473); 7. Benussi, Ein neuer Beweis für die spezifische Helligkeit der Farben (S. 473—481); 8. Ameseder, Die Vorstellungsproduktion (S. 481—509); 9. Ameseder, Über absolute Auffälligkeit der Farben (S. 509—527); 10. Wilhelmine Liel, Gegen eine voluntaristische Begründung der Werttheorie (S. 527—579); 11. Saxinger, Über die Natur der Phantasiegefühle und Phantasiebegehrungen (S. 579—606). Ein angefügtes Register zu den behandelten Themen erleichert die Übersicht über die einzelnen Abhandlungen.

Meinong, Über Gegenstandstheorie. — *a*) Objekt, Objektiv; Dasein, Sosein und Pseudoexistenz. — Schon Höfler macht in seiner Logik darauf aufmerksam, daß man einen Unterschied machen muß zwischen Objekt, dem Gegenstande, auf den unser Vorstellen gerichtet ist, und dem Inhalte der Vorstellung, und auch Twardovki erkannte dies in seiner Schrift: Zur Lehre von Inhalt und Gegenstand der Vorstellungen, Wien 1894. Das Erkennen, Urteilen, Annehmen hat seinen Gegenstand; wir können nämlich nicht erkennen, ohne etwas zu erkennen, wie schon eine elementare Betrachtung dieses psychischen Erlebnisses lehrt. Erkennen ist eben eine Doppeltatsache, in der dem Erkennen das Erkannte gegenübersteht, das eben durch den psychischen Akt erfaßt wird. Die Gesamtheit der Erkenntnisgegenstände ist natur-

gemäß unendlich größer als die Gesamtheit des Existierenden. Unser Interesse wendet sich nun mit Vorliebe dem Wirklichen zu; das Nichtwirkliche behandeln wir als etwas, an dem das Erkennen keinen Angriffspunkt findet. Und doch zeigt jede Erkenntnis, die ein Objektiv zum Gegenstande hat, daß wir auch eine Erkenntnis vom Nichtexistierenden haben. Objektive nennt nämlich Meinong jene Gegenstände, die ein Sein sind, z. B. das Farbigsein eines Gegenstandes, die Existenz einer chemischen Verbindung, das Nichtsein eines runden Viereckes, alles das, was der Sprachgebrauch durch Daßsätze ausdrückt. Objekte dagegen sind Farben, Härtegrade, Zahlen, Strecken . . . Es gibt zwei Arten von Objektiven, die Meinong mit den Namen Seins- und Soseinsobjektive bezeichnet. Die Figuren der Geometrie z. B. existieren nicht, aber man kann ihre Eigenschaften, ihr Sosein feststellen; denn das Sosein eines Gegenstandes leidet nicht durch sein Nichtsein. Mally hat zuerst die Unabhängigkeit des Soseins vom Sein aufgestellt. Diesem Gesetze unterliegen nicht nur Gegenstände, die faktisch nicht existieren, sondern auch solche, die überhaupt nicht existieren können (ein goldener Berg, ein rundes Viereck . .). Hierher gehören auch die sensiblen Qualitäten" (Sinnesqualitäten); sie existieren bekanntlich nicht; sie besitzen nach Meinong bloß eine „Idealität". Es gibt keine Farben, Töne, Härten . . . Daher das Paradoxon: „Es gibt Gegenstände, von denen gilt, daß es dergleichen Gegenstände nicht gibt". Eine Existenz kann ihnen natürlich zugesprochen werden, nämlich die Existenz in der Vorstellung; Meinong nennt dies eine Pseudoexistenz. Soll ich über einen Gegenstand urteilen, daß er nicht ist, so muß ich ihn gewissermaßen erst ergreifen, um das Nichtsein ihm zuzuurteilen; um A zu negieren, muß ich vorerst das Sein des A annehmen (Annahme); ich nehme auf ein vorgegebenes Sein des A Bezug. Daß also ein gewisses A nicht ist, ist ebenso gut ein Objektiv, wie das Sein des A. Dem Objektiv „Nichtsein des A" kommt ein „Bestand" zu. Bestand nennt nämlich Meinong das Sein eines Nichtseienden. — Sein und Nichtsein ist dem Gegenstande selbst gleich äußerlich. Der reine Gegenstand ist von Natur aus „außerseiend", obwohl von seinen beiden Seinsobjektiven, dem Sein oder Nichtsein, jedenfalls eines besteht. (Der Satz vom Außersein des Gegenstandes, der das Prinzip von der Abhängigkeit des Soseins vom Sein ergänzt.)

b) Die Gegenstandstheorie und ihre Stellung in der Philosophie. Da das Erkennen ein Erleben ist, so ist es auch der psychologischen Betrachtungsweise zugänglich. Man darf aber nicht vergessen, daß das Erkennen eine Doppeltatsache ist, da dem Erkennen das Erkannte, der Gegenstand, gegenübersteht. Wer auch die zweite Tatsache unter den Gesichtspunkt eines psychischen Geschehens zwängen will, der treibt Psychologismus am unrechten Orte. — Wenn es auch nicht richtig ist, daß jedes Er-

kennen es mit einem Existierenden zu tun hat, so ist doch sicher, daß es von einem Seienden (einer Tatsache) handelt; das Seiende ist aber das vom Denken erfaßte Objektiv, dem ein Sein oder Sosein, ein Bestand zukommt, mag er positiv oder negativ sein. In jedem Sein ein Wirkliches antreffen wollen, das ist eben nach M. Psychologismus. Die Psychologie bildet allerdings einen integrierenden Teil der Erkenntnislehre; denn der Akt des Erkennens gehört der Psychologie an, aber nicht die Theorie des Gegenstandes.

Die Gegenstandstheorie ist eine neue Wissenschaft, die als besondere Disziplin zur Zeit noch nicht existiert, obwohl sie implizite vielfach betrieben wird. Sie wird sich in zwei Klassen von Fragen spalten: *a*) in Fragen, die das Gesamtgebiet der Gegenstände betreffen, *b*) die gewisse spezielle Gegenstandsgebiete angehen. Die spezielle Gegenstandstheorie wird in der Mathematik ganz besonders geübt. Die Erfolge dieser Wisseschaft führten dazu, auch andere Gebiete nach mathematischer Methode zu behandeln; auch die Geometrie gehört hierher; nicht minder sind in jenen Gebieten, die unter dem Namen Funktionentheorie, Ausdehnungs- und Mannigfaltigkeitslehre, Metamathematik bekannt sind, gegenstandstheoretische Momente zu finden.

Gegenstandslehre ist ein Zweig der Philosophie, aber verschieden von Erkenntnislehre und Metaphysik, obwohl beide Wissenschaften viele Sätze aus der Gegenstandslehre entlehnen. Bezüglich der Metaphysik ist eine Grenzmarkierung umso schwieriger, als noch immer keine ausreichenden definitorischen Bestimmungen vorhanden sind. Sie umfaßt Unorganisches, Organisches und Psychisches und ermittelt die Gesetze, die für die Gesamtheit so verschiedener Gebiete Geltung haben, was so ziemlich in der vom Ref. gebrauchten Definition enthalten ist: Metaphysik ist die Wissenschaft von den Gesetzen zwischen dem Physischen und Psychischen; Meinong macht den Vorschlag, Metaphysik als „Allgemeinwissenschaft vom Wirklichen" zu erklären[1]). Die Gegenstandstheorie ist die Wissenschaft vom Gegebenen, ohne Rücksicht auf dessen Sein, indem sie zunächst bloß auf die Erkenntnis seines Soseins Bedacht nimmt. Um das Sein eines Gegenstandes handelt es sich ihr nur insoweit, als es aus dem Sosein erkennbar ist. Die Metaphysik untersucht vom Gegebenen so viel, als für die Erfahrung in Betracht kommt, die gesamte Wirklichkeit.

Meinong schließt seine Untersuchungen, indem er der Überzeugung Ausdruck gibt, daß manches, was er festgestellt zu haben meint, vorgeschritteneren Wissen und entwickelterer Forschungstechnik künftiger Zeiten zum Opfer fallen wird. Auch die von ihm mitgeteilten Darlegungen seiner Schüler wollen keineswegs so verstanden sein, als meinten deren Verff., abschließende Urteile vor-

---

[1]) Höfler bezeichnet sie als Wissenschaft vom Phänomenalen. (Zur gegenwärtigen Naturphilosophie [Sonderausgabe].)

legen zu können; es seien nur vorläufige Ergebnisse, an denen noch manches zu bessern sein mag. Daß in den Arbeiten Ameseders und Mallys vielfache Wiederholungen, Erklärungen, wohl auch Divergenzen vorkommen, daß ferner bezüglich der aufgestellten Terminologie manche Abweichungen sich finden, ist damit zu entschuldigen, daß vom Herausgeber eine Ausgleichung nicht mehr vorgenommen werden konnte, da die für das Erscheinen des Buches bestimmte Zeit einen Zwang auferlegte.

Es drängt sich zum Schlusse noch die Frage auf: Werden Meinongs kritische Untersuchungen auch auf den Schulunterricht belebenden Einfluß üben können? Unsere Jugend sehnt sich nach dem frischen Zuge fortschreitender Erkenntnis; mit lebhaftem Interesse vernehmen sie es, wenn man z. B. in der Lehre vom Urteil ihnen einiges von der „Annahme" mitteilt. Spengler hat im Programm des Staatsgymnasiums im 2. Bezirke in Wien einen interessanten Aufsatz veröffentlicht: „Meinongs Lehre von der Annahme und ihrer Bedeutung für die Schullogik"; es wird gewiß eine dankenswerte Arbeit sein, aus den vorliegenden Aufsätzen des Grazer Gedenkbuches die einzelnen Goldkörner auszulesen und für den Schulunterricht zu prägen.

Prag. Emil Gschwind.

Beiträge zur Logik der Urteile und Schlüsse. Von Ignaz Pokorny. Wien, Deuticke 1901.

Manchmal hört man aus Kreisen, die dem jetzigen Standpunkte logischer Untersuchungen fernestehen, ein geringschätziges Urteil über dieselben, als ob sie ein starres Lehrgebäude darstellten, welches seit Aristoteles keinerlei Vervollkommung erfuhr. Solcher Ansicht gegenüber brauchte man nur auf Pokornys „Beiträge zur Logik der Urteile und Schlüsse" hinzuweisen, die es sich zur Aufgabe machen, „in der logischen Urteils- und Schlußlehre bestehende Meinungsverschiedenheiten sachlich und mit aufrichtigem Streben zur Einigung zu besprechen, damit auf diesem Gebiete möglichst gesicherte einfache und durchgreifende Lehren gewonnen werden".

Dies sucht der Verf. so zu erreichen, daß er zunächst, um bestimmte Richtlinien für die Darstellung zu gewinnen, zu zwei Fragen Stellung nimmt, nämlich zur Frage, ob die Logik die Lehre von der Zweigliedrigkeit des Urteils aufgeben müsse, [illegible] es von Hume und Brentano gefordert werde, und zur Frag[illegible] im Urteile die Giltigkeit des Vordergliedes behauptet wird" [illegible] dann unter fleißiger Benützung der einschlägigen Literatur [illegible] gewissenhafte Überprüfung einer ganzen Reihe logischer L[illegible] aus dem Gebiete der Urteile und Schlußlehr[illegible]

Wenn er nun die erste dieser Vorfragen in der Weise entscheidet, daß er das Aufgeben der Zweigliedrigkeit im Urteil als nicht notwendig bezeichnet, so stimmt Ref. seinen Ausführungen insoweit bei, als er Brentanos Lehre, nach welcher jedes, also auch das kategorische Urteil, ein Existenzialurteil sei, verwirft, gesteht aber durch die Darlegungen über die sogenannten subjektlosen Sätze nicht von der Meinung abgebracht zu sein, daß, wie Marty (Über subjektlose Sätze S. 90) ausführt, z. B. „es regnet" gedanklich einem „Regen ist" gleichkommt und derlei Sätze auf die kategorische Form zu bringen, trotz aller Versuche nicht gelingen werde.

Nach dem Dafürhalten des Ref. läßt uns in dieser Frage die von Kindesbeinen geübte Grammatik auf Irrwege geraten, indem wir den Unterschied zwischen Existenzial- und kategorischen Urteilen immer wieder von rein grammatischem Standpunkte auffassen, während er, wie Meinong[1]) richtig hervorhebt, „doch mehr als sprachliche Bedeutung hat". Daß gerade die rein sprachliche Auffassung in diesem Punkte zu einander entgegengesetzten Resultaten führt, will Ref. an einem Beispiele erweisen. Nach Pokornys Ansicht bleibt bei dem Ausrufe „Feuer!" „das Subjekt bei nominaler Aussage etwa bis auf eine hinweisende Geberde, ganz unausgedrückt"[2]), nach Willmann[3]) wird der Gedanke „durch bloße Setzung des Subjektes ausgedrückt: Regen! ein Blitz! Feuer!" Lassen wir aber die reinsprachliche Frage, ob das Subjekt oder das Prädikat fehlt, beiseite, so werden wir unmittelbar zu rein gedanklichen Erwägungen, wie sie Meinong[4]) angestellt hat, und zur Überzeugung geführt, daß bei jedem Urteile die Zweigliedrigkeit sich nicht wird behaupten lassen. Meinong unterscheidet nämlich das „Sein" als „Bestand" z. B. einer Ähnlichkeit, kurz einer Relation und das „Sein" als Existenz[5]) und unterscheidet dem entsprechend ein Seinurteil über den Bestand einer Relation (Relationsurteil) und das Seinurteil im Sinne eines Existenzialurteiles. Ob nun sprachlich es durch Feuer! Blitz! Regen! oder durch „es brennt, es blitzt, es regnet" ausgedrückt ist, ob wir annehmen, daß das Subjekt oder daß das Prädikat fehlt, bei den sog. Existenzialurteilen funktioniert das Urteil anders nach Meinong als beim kategorischen. Dort „thetisch" oder wie sich Meinong ausdrückt, mit absoluter Transzedenz, hier „synthetisch" oder mit relativer Transedenz. Während die synthetische Funktion sich darin äußert, daß das Urteil dem Begriffe des „Bestandes" gemäß „an zwei Vorstellungen Anschluß sucht, sich gleichsam zwischen die Gegenstände der beiden Vorstellungen stellt

[1]) „Über die Annahmen", S. 145.
[2]) a. a. O. S. 3.
[3]) Logik, S. 75.
[4]) a. a. O. S. 145 f.
[5]) „Über Gegenstände höherer Ordnung."

und diese so im gewissen Sinne mit einander verbindet", ist das Existenzialurteil in ganz anderer Weise auf einen Gegenstand gerichtet.

Die zweite der Vorfragen beantwortet der Verf. in dem Sinne, daß die Giltigkeit des Vordergliedes nicht zum Wesen des Urteiles gehöre, wenn auch viele kausale und manche unserer kategorischen Sätze eine derartige Mitbehauptung enthalten. Obwohl Ref. dem beipflichten kann, so sei doch auf einige Punkte in der Begründung dieser Ansicht hingewiesen, deren Fassung wohl anders sich wird gestalten müssen. Um nämlich zu zeigen, daß die Giltigkeit des Vordergliedes in kategorischen Urteilen vielfach nicht ausgedrückt wird, beruft sich der Verf. auf die Verwandlung kategorischer Urteile in hypotetische (S. 11) durch Verwendung der Umschreibungen mit „wer", „was" (swër, swâz = wenn einer, wenn etwas), „so daß wir „Wer lügt", dessen ursprüngliche Bedeutung war „wenn einer lügt", heutzutage als gleichbedeutend mit „der Lügner", also kategorisch verstehen". Ref. glaubt dem gegenüber, daß „wer lügt" auch heute noch als Vorderglied eines hypothetischen Urteiles im Sinne von ὅς τις ἄν zu gelten hat und eben deshalb nicht gleichbedeutend mit „der Lügner" ist. Während letzteres der Ausdruck eines Begriffes, einer Vorstellung ist, so bietet uns „Wer lügt" das Beispiel eines nicht gefällten oder bloß vorgestellten Urteiles nach Höfler[1]) oder besser gesagt, es ist nach Meinong[2]) der Ausdruck einer Annahme. Bei der Vorstellung „der Lügner" fehlt der Gegensatz von Affirmation und Negation, bei der Annahme ist er vorhanden, wenn auch die Überzeugung, die bei einem Urteile vorhanden ist, mangelt[3]). Auch bei dieser Auffassung ist, wie der Verf. zu beweisen sucht, die Giltigkeit des Vordergliedes nicht behauptet.

Für alle folgenden Darlegungen ist besonders das Kapitel über die verneinenden Urteile grundlegend für die spätere Theorie der Schlüsse. Doch spricht der Verf. nicht von verneinenden Urteilen, sondern von Urteilen mit verneinenden Hintergliedern, was schon eine besondere Theorie der Verneinung einschließt, der sich nicht ausnahmslos zustimmen läßt. Zum Beweise, daß sich nicht beides deckt, kann zwar gegen den Verf. nicht als Argument angeführt werden, daß in dem Urteile „A ist nicht" eine Zweigliedrigkeit überhaupt nicht vorliegt und somit die Verneinung nicht auf ein Hinterglied, das hier gar nicht vorhanden ist, verlegt werden kann. Denn der Verf. glaubt, wie sich später noch zeigen wird, überhaupt nicht an ein eingliedriges Urteil, sondern glaubt, in dem Urteile „A ist" oder „A ist nicht" die Zweigliedrigkeit dadurch retten zu können, daß er die Existenz

[1]) Logik, S. 23.
[2]) Annahmen, S. 2.
[3]) Meinong a. a. O.

oder die Nichtexistenz als prädiziertes Hinterglied auffaßt. Aber auch in verneinenden Urteilen, die wirklich zweigliedrig sind, also vor allem im allgemein verneinenden kategorischen Urteile *Se P* kann nicht zugegeben werden, daß sich dieses seinem Sinne nach genau deckt mit *Sa non P*; die alte Logik hatte solche Paare von Urteilen als äquipollent bezeichnet, worin schon ausgesprochen liegt, daß ein bloßes Äquivalenz-Verhältnis, nicht aber Identität vorliege. Mit jenem Ausdrucke dürfte das psychologische und logische Verhältnis von Urteilspaaren [*SeP* und *Sa non P*] und ebenso wieder [*SaP* und *Se non P*] immer noch am richtigsten bezeichnet sein trotz der von Brentano geradezu zu einer Grundlage seiner ganzen Urteilstheorie gemachten These, es bestehe zwischen diesen beiden Urteilspaaren nicht ein Äquipollenz als Äquivalenz- und somit Folge-Verhältnis, sondern schlechthin Identität. Aber auch dieser Streitpunkt kann gegenüber der Ansicht des Verf.s noch ausgeschaltet werden. Wohl aber dürfte gegen seine Beschreibung des negativen Urteiles *Se P* als einer bloßen Leugnung des *P* das Folgende eingewendet werden. Nicht das *P* wird ja geleugnet, sondern die Koexistenz des *P* mit *S*. Wenn ich sage „der Stein ist nicht lebendig“, so leugne ich ja nicht, daß es Lebendiges gibt, sondern nur, daß der Stein lebendig sei.

Ferner unterscheidet der Verf. bei den allgemeinen Urteilen „reale Urteile ($\underline{S} \frown P$)“ mit tatsächlicher Giltigkeit des Vordergliedes und „nicht reale Urteile ($S \frown P$)“ ohne Behauptung dieser Giltigkeit. Da er aber später (S. 25) selbst hervorhebt, daß diese Tatsächlichkeit des Vordergliedes nicht zum Wesen des Urteiles gehört, so können doch auch Lehren vom Schlusse, welche bloß von „realen“ und nicht von „nicht realen“ Urteilen gelten, wie sie später aufgestellt werden, keineswegs auf der Natur des Urteils beruhen, sondern ihre Begründung wird außerhalb desselben gesucht werden müssen, eine Konsequenz, die im folgenden bei den Konversionsschlüssen noch zu besprechen sein wird. Das scheint der Verf. selbst gefühlt zu haben, weil er im folgenden Kapitel, das über die besonderen Urteile handelt, bei denen er auch zwischen „realen“ und „nicht realen“ unterscheidet, sagt (S. 30 f.): „Bei der Entscheidung, ob ein bestimmtes Urteil real oder nicht real ist, kommt es, wenn die Tatsächlichkeit des Vordergliedes nicht ausdrücklich gesetzt oder geleugnet ist, offenbar in erster Reihe auf den S i n n an, der dem Satze nach all den Umständen, unter denen er ausgesprochen wird, innewohnt und zukommt“.

Zum Zwecke der Einigung in der Auffassung des besonderen Urteiles bezeichnet es Pokorny mit Recht als förderlich, den Ausdruck „mindestens ein“ einzuführen, welches sowohl die Einschränkung „nur einige“ mit einschließen, als auch dem Gedanken „vielleicht alle“ Rechnung tragen würde, dazu sei bemerkt, daß die gleiche Forderung schon bei Höfler[1]) sich findet. Dankenswert

---

[1]) Logik § 46.

ist auch der Hinweis des Verf.s auf das sog. „quantitätslose Urteil“, welches, richtige Ausdrucksweise vorausgesetzt, als ein allgemeines anzusehen ist, weil eben die Beschränkung der Quantität fehlt, während bei ungenauer Ausdrucksweise, z. B. im Satze „Genuß ist nicht Sünde“, von einem allgemeinem Urteile nicht gesprochen werden kann.

Auf diese Ausführungen über die Glieder des Urteiles baut der Verf. eine Lehre von der Umkehrung (Konversion) und Umwendung (besser vielleicht „Umstellung“, da die Kontraposition gemeint ist) auf, welche für allgemeine und besondere Urteile „einheitliche, durchgreifende und auf das Wesen der Urteile (?) gegründete Gesetze“ aufstellen will[1]).

„Alle realen besonderen Urteile lassen sich nach einem und demselben Grundsatze und daher in gleicher Weise umkehren“ (S. 35), ist eine der Umkehrungsregeln für die besonderen Urteile, zu denen der Verf. kommt. Daher sei auch die Umkehrungsregel, daß das besonders verneinende Urteil keine Umkehrung ergebe, falsch. So lasse sich zwar aus dem Satze „Einiges Lebende ist nicht Mensch“ nicht, wie Aristoteles schon hervorhebt, schließen „Einige Menschen sind nicht lebend“, wohl aber: „Auch was kein Mensch ist, kann leben“. Wenn dies auch zugegeben werden muß, so scheint Ref. gerade dieses Beispiel eine Handhabe für die richtige Beurteilung dieser scheinbar neuen Regeln zu bieten. Warum, so muß man fragen, ist das Aristotelische Beispiel ebenso richtig, wie das Beispiel Pokornys? Aus dem einfachen Grunde wohl, weil Aristoteles $S\,o\,P$ in dem Sinne eines Beziehungsurteils auffaßt, welches besagt, daß in einigen Fällen mit S (ob real oder nicht real) P nicht coexistiert, Pok. aber in dem Sinne, daß von S in manchen Fällen ein *non* P ausgesagt wird. Daß aus dem Aristotelischen SoP nie und nimmer PoS sich ergibt, weil in manchen Fällen $P\,i\,S$ wie in unserem Falle, in anderen $P\,e\,S$ mit dem $S\,o\,P$ zugleich wahr sind, aber nicht daraus folgen[2]), ist ebenso unbestreitbar, als daß aus $S\,i$ *non* P, wie wir für das Urteil Pokornys ($S \smile p$) einsetzen können, ein *non* $P\,i\,S$ ($p \smile S$) sich ergibt. Wenn dies aber richtig ist, so scheint einiges daraus für die Beurteilung der Regeln Pokornys zu folgen, zunächst, daß SoP im Sinne eines Beziehungsurteiles wohl nicht zu identifizieren ist mit $S\,i$ *non* P ($S \smile p$), sondern diese getrennt zu behandeln sind, daß ferner die oben angeführte Regel eigentlich nichts anderes enthält, als die alte bewährte Regel, daß aus J durch Konversion J sich ergibt, nur mit dem Unterschiede, daß hier das „*non P*“, „*non S*“ die Subjekts- oder Prädikatsstelle einnimmt. Und wenn, wie mir entgegnet werden könnte, diese Regeln nur von „realen Urteilen“ gelten, so scheinen mir [illegible] schon

---

[1]) S. 32 f.

[2]) Vgl. die Darstellung bei Höfler, L[illegible]

erwähnt, durch die Unterscheidung von „real" und „nicht real" „selbständige Erfahrungen materialer, nicht bloß apriorische Erwägungen logischer (formaler) Art" [1]) hinzuzukommen, die eben zum Schließen mit l o g i s c h e r Notwendigkeit nicht gehören. Von den „nicht realen" besonderen Urteilen, sagt der Verf., gelten die gewöhnlichen Umkehrungsregeln nicht und begründet es durch folgende Beispiele (S. 84): „Das Urteil 'Einer oder einige von unseren etwaigen Gegnern waren bei der Versammlung anwesend' berechtigt nicht zu der Behauptung, daß ein oder einige Anwesende unsere Gegner waren." Allerdings nicht, werden wir antworten, weil doch das erste Urteil, wie der Verf. selbst weiter unten erklärt, so viel bedeutet, als „Wenn wir einen oder einige Gegner haben (= ein oder einige unserer e t w a i g e n Gegner), so waren sie in der Versammlung anwesend", und nun aus der F o l g e nicht auf den Grund geschlossen worden kann. Ferner, wenn der Verf. sagt: „Und wenn man uns auch versichert, daß manche den Spiritisten erschienenen Geister den Selbstmord heftig tadeln, so werden wir doch nicht glauben und sagen, daß einige, die den Selbstmord tadeln, im Sinne der Spiritisten Geister sind", so kann man darauf antworten: Wir werden dies freilich nicht glauben, aber nicht weil uns dieser Schluß als ein formal falscher erscheint, der von einem überzeugten Spiritisten gezogen, für diesen vollständig richtig ist, sondern auf Grund selbständiger „materialer" Erfahrungen, die zum Schlusse nicht gehören.

Durch diese Erwägungen, die noch erweitert werden könnten, wird nach dem Dafürhalten des Ref. ersichtlich, daß Pokornys Unterscheidung der realen und nicht realen Urteile die große Gefahr in sich sich birgt, Elemente in die Schlußlehre zu bringen, die nicht in dieselbe gehören.

In ähnlicher Weise wird auch über die Umwendungs- (Kontraposition) und Umkehrungsregeln der allgemeinen Urteile, die der Verf. S. 38—47 aufstellt, zu urteilen sein. Wiederum ist, um nur bei dem beschränkten Raume des Referates auf ein Beispiel einzugehen, wohl zu verstehen und, wie der Verf. sagt, allgemein anerkannt, wenn die Verwandlung des allgemein verneinenden Urteiles (S. 39) $S \frown p$ in $P — s$ lautet, diese Urteile im Sinne der Beziehungsurteile aufgefaßt, aus *S e P* das *P e S* geschlossen wird, u. zw. durch „Umkehrung". Dafür aber setzt der Verf. folgenden Schluß, um ein Beispiel zu wählen: „Alle rechtwinkligen Dreiecke sind nicht gleichseitig, daher ist alles Gleichseitige nicht ein rechtwinkliges Dreieck." Daß, wie der Verf. hervorhebt, auf diese Weise statt einer Konversionsregel hier eine Kontrapositionsregel

---

[1]) Höfler, Logik S. 442, § 59. Pokorny selbst sagt mit Recht S. 37: „.... es ist zu berücksichtigen, daß die Regel der Umkehrung uns angeben muß, wie wir, auch wenn uns *S* und *P* sonst nicht bekannt sind, verläßlich zu einem richtigen Ergebnisse kommen."

sich ergebe, weil gleichzeitig Qualität und die Stellung der Glieder geändert ist, ist nicht recht abzusehen, da wohl die Glieder geändert sind, wir es aber in beiden Fällen entschieden mit negativer Qualität zu tun haben, ob wir nun die Urteile als Beziehungsurteile oder im Sinne des Verf.s auffassen. Auch ist hier abermals hervorzuheben, daß die Grenze zwischen kategerischem und hypothetischem Urteil zu wenig festgehalten ist.

Denn wenn S. 43 als Beispiel für Umwendung der Überwegsche Schluß angeführt ist: „Wo nicht volle innere Befriedigung, da ist auch keine vollkommene Tugend“, daher „Wo vollkommene Tugend, da ist auch volle innere Befriedigung“, so haben wir hier wohl einen Schluß nach dem *modus tollendo tollens*, aber keinen Kontrapositionsschluß vor uns. Auffallend ist, daß der Verf., eigentlich im Widerspruche mit dem, was mit Bezug auf den Unterschied der realen und nicht realen Urteile zu konstatieren war (S. 46), ganz richtig gegen die reine Umkehrung der sog. reziprokablen Urteile einwendet, die Erkenntnis, daß ein bestimmtes Urteil reziprokabel ist, beruhe doch auch, wenn wir uns ihrer bei Gelegenheit des Versuches der Umkehrung erinnern, nicht auf dieser, sondern ... auf unserer anderweitigen Erfahrung über die Natur und das Verhältnis der Urteilsglieder.

Die Frage „Was sagen die verschiedenen Urteilsformen über das Verhältnis zweier Begriffe oder Urteile aus?“ wird im folgenden beantwortet, nachdem der Verf. die sog. doppelte Negation besprochen und an die Stelle dieses geläufigen Namens die Bezeichnung „Gliederverneinung, Umgliederung“ vorgeschlagen hatte. Dies geschieht in der Weise, daß folgende Verhältnisse zwischen zwei Begriffen oder Urteilen unterschieden werden: α) A mit B und B mit A ist stets mitgiltig, β) mit A ist B stets mitgiltig, aber nicht mit B das A, γ) mit B ist A stets mitgiltig, aber nicht mit A das B, δ) A und B sind unvereinbar und abwechselnd giltig, ε) A und B sind unvereinbar und nicht abwechselnd giltig, ζ) A und B sind vereinbar und abwechselnd giltig, η) A und B sind nicht entgegengesetzt, nicht abwechselnd giltig und keines mit dem anderen immer mitgiltig. Dem Verhältnisse α) entspricht „Gleichgeltung mit der Formel $A = B$, $B = A$ $a = b$, $b = a$[1]); dem β) Über- und Unterordnung, Formel $A \succ\!\!\supset B$, dem γ) Über- und Unterordnung $B \succ\!\!\supset A$, dem δ) Widerspruch $A = b$, $B = a$; dem ε) Widerstreit, Formel $A \succ\!\!\supset b$ oder $B \succ\!\!\supset a$; ζ) Abwechslung ohne Gegensatz, Formel $a \succ\!\!\supset B$ oder $b \succ\!\!\supset A$, dem η) Kreuzung $B \times A$, $A \times B$. Diese Einteilung enthält außer den sonst immer angeführten der Gleichgeltung, Über- und Unterordung Kreuzung, den Widerspruch, Widerstreit und besonders als neu hervorgehoben Abwechslung ohne Geltung (Subkontrarität). Ref. [illegible], daß

---

[1]) $a = non\ A$
$b = non\ B$.

diese drei letzten Glieder der Einteilung in die Reihe der Verhältnisse zweier Begriffe nicht gehören, weil sie schon drei Begriffe voraussetzen. Aus eben demselben Grunde wird auch das sonst zu den vier obigen hinzugenannte Verhältnis der Ausschließung zweier Begriffe nicht etwa durch den Widerspruch zu ersetzen sein, zumal dieser gewöhnlich kontradiktorischer Gegensatz genannt, als Gegensatz zwischen Bejahung und Verneinung im Grunde nur ein Verhältnis von Urteilen und nicht von Begriffen ist.

Abgesehen davon enthält die Darlegung dieser Verhältnisse eine Reihe von tiefgehenden und anregenden Beobachtungen, denen einzeln nachzugehen wohl der enge Rahmen eines Referates verbietet. So ist S. 64 ganz richtig als Leugnung zu „rechtwinkelige Figur" nicht etwa „eine nicht rechtwinkelige Figur", sondern nur „nicht eine rechtwinkelige Figur" nachgewiesen.

Sollte aber daraus nicht auch folgen, daß daher „Manches Dreieck ist nicht eine rechtwinkelige Figur" und „Manches Dreieck ist eine nicht rechtwinkelige Figur" nicht identisch sind, wie der Verf. bei der Einführung der negativen Hinterglieder voraussetzt?

Anläßlich der Darstellung des „Widerspruches" zwischen den thetischen Urteilen „Es gibt Ewiges" und „Es gibt nichts Ewiges" bemüht sich der Verf. (S. 69 f.), um diese Art des Widerspruches mit dem früher über die zweigliederigen Urteile Gesagten in Einklang zu bringen, die Zweigliederigkeit herzustellen, indem er „Es gibt etwas Ewiges" gleichsetzt dem Urteile „Ein oder einiges Tatsächliche ist ewig", das Urteil „Es gibt nichts Ewiges" dagegen gleich dem Urteile: „Alles Tatsächliche ist nicht ewig".

Ref. kann diese Identifizierung nicht billigen. „Es gibt Ewiges" scheint eher dem Satze „Etwas Ewiges ist Tatsache (Tatsächliches)" gleichzusetzen sein. Bedenken wir nun, daß wir von „Tatsache" dann reden, wenn wir an etwas glauben, so scheint Ref. doch, gegen die Ansicht des Verf.s, vielmehr Höfler[1]) Recht zu haben, der „Es gibt einen Gott" gleichsetzt „Gott ist", und der Meinung ist, daß „vielmehr der Begriff der Existenz (in unserem Falle 'Tatsächlichkeit') selbst erst aus der Reflexion auf Existenzialurteile gewonnen ist" oder nach Meinong in uns mit der thetischen Funktion des Urteiles gegeben ist. Dem allgemeinen Sinne des Ausdruckes „Widerstreit" zuliebe scheint der Verf. dem Begriffe des Widerstreites (des konträren Gegensatzes) einen allzu großen Umfang zu geben, indem er sogar Begriffe wie „Bauer und Spielzeug" und ähnliche als im Widerstreite stehend erklärt. Auffallend ist, daß gerade bei diesem Begriffe der Relationstheorie in keiner Weise Erwähnung geschieht. Bei dem Über- und Unterordnungsverhältnisse ist auf eine Inkongruenz zwischen in diesem Verhältnisse stehenden Begriffen und Urteilen aufmerksam gemacht. Seien nämlich A und B Begriffe, u. zw. A der unter- und B der über-

[1]) Logik, S. 109 f.

geordnete, so heiße einem allgemeinen Gebrauche gemäß das entsprechende Urteil A das übergeordnete und B das untergeordnete, welcher Inkongruenz der Verf. durch Einführung des Zeichens $A \succ\!\!\supset B$ zu begegnen sucht, welches mehr auf den Inhalt, auf das Primäre, Rücksicht nehmend so viel bedeute als A enthält B. Denn dann könne man ebensogut sagen „der Begriff Durchmesser enthält den der Sehne", wie man von Urteilen sagen könne „der Satz von der Summe der Winkel im Vielecke enthalte den Satz von der Winkelsumme im Dreiecke. Wieder gelangt der Verf. durch Einführung der Tatsächlichkeit des Vordergliedes zu einer Reihe Umgestaltungen der Subalternationsregeln, die einzeln durchzugehen zu weit führte.

Das Kreuzungsverhältnis charakterisiert Pokorny in der Weise, daß über zwei solche Begriffe kein allgemeines Urteil gelte und plaidiert für die Bezeichnung „von einander völlig unabhängig", während er in ausführlicher Darstellung, die in ihren Hauptzügen auf Höflers Erörterungen zurückgeht, dem terminus „disparat" mit Recht die Tauglichkeit als log. Terminus abspricht.

Nach einem Überblick über die sieben Verhältnisse von Begriffen oder Urteilen geht der Verf. zur Besprechung der Urteile mit zusammengesetzten Gliedern über. Er stellt die Unterscheidung von Vereinung (wo alle Glieder vereint gelten) und von Wahl (wo nur eines gilt) an die Spitze dieser Erörterung. So sei das konjunktive Urteil $S - P_1 P_2 P_r$, durch Vereinung, das disjunktive durch Wahl entstanden zu erklären, aber auch die divisiven Urteile; die kopulativen dagegen sind auf Wahl im Vordergliede des Urteiles zurückzuführen; dabei ist eine knappe oder präzise Wahl und eine knappe oder präzise Vereinung unterschieden, deren erstere nur bei jenen disjunktiven Urteilen statt hat, welche den Sinn haben, daß nur eines der Glieder gelte, und wenn sich die Glieder vollständig ausschließen, deren letztere aber erfordert, daß kein Bestandteil mit einem oder mehreren anderen Bestandteilen mitgiltig oder konsekutiv ist, wie z. B. bei strengen Definitionen.

Sehr empfehlenswert scheinen dem Ref. die Fassung der Regeln für die drei Figuren des mittelbaren Schlusses (S. 110 f.). Sie lauten, u. zw. für die 1. Gestalt: „Mit jeder festen Urteilskette ist ihre Abkürzung stets mitgiltig" (Kettenschlüsse), für die 2. Gestalt: „Gelten zwei allgemeine Urteile mit einander widersprechenden Hintergliedern, so sind ihre Vorderglieder unvereinbar; ist aber von den beiden Urteilen nur eines allgemein, so ist von dem Vordergliede das andere Vorderglied trennbar" (Unterscheidungsschlüsse) und endlich für die 3. Gestalt: „Kommen einem und demselben tatsächlichen Vordergliede zwei Hinterglieder zu, von denen wenigstens eines stets mitgiltig ist, so sind die Hinterglieder untereinander vereinbar (Vereinbarungsschlüsse). Diese Fassung empfiehlt sich besonders aus dem Grunde, weil damit eine übersichtliche Darstellung der Regeln gegeben ist, die noch dazu

den Vorteil hat, daß der Wortlaut derselben auf das Wesen und die praktische Verwendung der Schlußregeln Rücksicht nimmt. An eine wirkliche Erweiterung des Gebietes der Schlußweisen allerdings kann Ref. nicht recht glauben. Wir sehen allerdings z. B. bei der 1. Figur an Stelle der vier geläufigen Modi 16 verschiedene Formen gesetzt; erstaunt liest man auch, daß Regeln, deren Unumstößlichkeit bis jetzt festzustehen schien, verworfen sind, wie die Regel, daß der Untersatz positiv sein muß. Wenn man aber genau zusieht, so ist es wieder der die Funktionen des gewöhnlichen Subjekts- oder Prädikatsbegriffes übernehmende, wie ein positiver Begriff gehandhabte negative Begriff, der diese Wandlung in dem Althergebrachten hervorruft. Wenn z. B. die scheinbar neue Form $S \frown m \frown P$ den Schluß ergibt $S \frown P$, so ist dies offenbar ein Schluß nach Barbara mit dem Mittelbegriffe *non* M statt *M*, also kein neuer Modus. Schade ist, daß der Verf. diese neuen Regeln nicht immer durch konkrete Beispiele illustriert hat. Wenn er aber zum Beweise g e g e n die Regel, daß in der 1. Figur der Untersatz positiv sein müsse, als Beispiel den Schluß aus der 'Hamburgischen Dramaturgie' anführt: „Weißes Richard III. hat gar nichts Edles an sich. Wer dies nicht hat, erscheint den Menschen nicht als Wesen ihres Gleichen. Wer nicht so erscheint, kann kein Mitleid erregen. Wer dies nicht kann, ist kein tragischer Held, also ist Weißes Richard III. kein tragischer Held", so haben wir es mit einem hypothetischen Schlusse zu tun, der obige Regel nicht umstößt. Wir brauchen nur die richtige Stellung den einzelnen Sätzen zu geben, wie folgt: Wenn einer (= wer?) nichts Edles an sich hat, erscheint (er) den Menschen nicht als Wesen ihres Gleichen. Nun hat W.s Rich. III. gar nichts Edles (Grund) und daraus zunächst die Folge: also erscheint er den Menschen nicht als Wesen ihres Gleichen usw.

Dagegen, daß bei den Unterscheidungsschlüssen der Schlußsatz immer verneinend sein müsse, scheint dem Ref. der Beweis durch das Beispiel, das der Verf. anführt (S. 143), nicht erbracht. Er sagt nämlich: „Ein kategorisches Beispiel hiezu wäre folgender Schluß: „Wer das Privateigentum abschafft, vermindert für die Staatsbürger die Antriebe zu wertschaffender Tätigkeit. Wer das allgemeine Wohl nicht außeracht läßt, vermindert nicht für die Staatsbürger die Antriebe zur wertschaffenden Tätigkeit. Wer also das Privateigentum abschafft, läßt das allgemeine Wohl außeracht." Denn dieses letzte Urteil ist erst durch Äquipollenz gewonnen aus dem eigentlichen nach Camestres sich ergebenden Satze: „Wer das Privateigentum abschafft, von dem gilt nicht, daß er das allgemeine Wohl nicht außeracht läßt." Und dieser Satz ist doch negativ.

Auch bei den Vereinbarungsschlüssen [illegible] als Instanz gegen die Regel, daß der Untersatz der [illegible] sein müsse, nicht ein, wenn der Verf. sagt: „[illegible] nicht schließen dürfen: Alle Mollus[illegible] verändern ihren Aufenthalt ni[illegible]

Aufenthalt nicht willkürlich ändert, ist doch ein Tier.“ Hier erscheint mir im Untersatze nur das „willkürlich“ verneint, nicht aber das ganze Urteil, in dem sonst das Verändern verneint werden müßte, so daß wir es eigentlich mit einem positiven Urteil, wie die Regel verlangt, auch hier zu tun haben. Der Verf. bespricht dann auch die 4. Figur, die er mit Recht, wie viele andere abweist.

Ref. kann sich, wie schon oben gezeigt wurde, der Meinung nicht verschließen, daß der Verf. vielfach durch die Vorderglieder, welche durch wer, was (= swer, swâs) eingeleitet sind und nicht als Vorderglied eines kategorischen Urteiles gelten können, gleichsam das hypothetische Urteil in die Reihen der kategorischen Schlüsse einschmuggelt und dann vermeintliche Regeln kategorischer Schlüsse aufstellt, wo eben nur Regeln des hypothetischen Schlusses zur Geltung kommen. Um wieder nur ein Beispiel aus dem Kapitel „Vermeintliche allgemeine Bedingungen für die mittelbaren Schlüsse“, S. 148, anzuführen, gilt dem Verf. der Schluß „Jener Mann hält nicht Wort. Wer dies nicht tut, ist kein verläßlicher Gefährte. Also ist dieser Mann kein verläßlicher Gefährte“ als ein Beispiel gegen die Regel der kategorischen Schlüsse *ex mere negativis nihil sequitur*. Tatsächlich ist es aber ein hypothetischer Schluß, auf den in diesem Falle die Regel keine Anwendung findet. Er lautet: „Wer (= wenn einer) sein Wort nicht hält, (so) ist (er) kein verläßlicher Gefährte. Nun hält der Mann sein Wort nicht, folglich ist er kein verläßlicher Gefährte“. Auch verstößt der Schluß „Manche Wohltaten werden auf Erden nicht vergolten. Alle Wohltaten sollen nicht unvergolten bleiben, also wird manches, was nicht unvergolten bleiben soll, auf Erden nicht vergolten“ scheinbar gegen die Regel, daß aus besonderem Ober- und verneinendem Untersatze nichts geschlossen werden kann, weil der Untersatz trotz oder vielmehr wegen des Litotes „nicht unvergolten“ positiv ist und daher ein Beispiel für Bokardo darstellt. Für die Schlüsse aus mehr als zwei Vordersätzen ergibt die vom Verf. aufgestellte Kettenregel die Vermeidung der Weitschweifigkeit, daß man erst aus den ersten zwei Vordersätzen den Schlußsatz, aus diesem mit dem nächsten Vordersatze einen neuen Schluß gewinnt usw.

Nachdem der Verf. für diese Regeln der mittelbaren Schlüsse die ihnen entsprechenden sog. Substitutionsregeln aufgestellt hat, die dadurch gewonnen werden, daß der eine Vordersatz unter Berücksichtigung des Inhaltes des anderen durch Substitution des S oder des P für M umgestaltet wird, gibt er eine interessante Ausführung der von Brentano aufgestellten drei Hauptregeln, indem er alle bekannten Schlußweisen nach Brentanos Auffassung durchführt. Dabei kommt er zu dem Schlusse, daß Brentano eigentlich [illegible] Regelung des Schlußverfahrens, sondern nur eine Zurück[illegible] 2. Gestalt mit seinen Regeln erreiche, was eigent[illegible]eine. Von den folgenden Kapiteln, welche [illegible]setzten Gliedern“, „Die abgekürzten

sprachlichen Ausdrucksweisen für Schlüsse", „Die disjunktiven Schlüsse" und endlich den Schluß im allgemeinen und dessen besondere Anwendungen zum Gegenstande der Besprechung machen, sei nur hier noch das letzte der Kapitel hervorgehoben.

In demselben ist nämlich die Unterscheidung des richtigen (giltigen) Schlusses, wobei man von der materialen Wahrheit absehen kann und daher wohl nicht mit Unrecht, wie der Verf. meint, von der Schlußform gesprochen werden kann, von der Ableitung einer notwendigen Folge aus einem gegebenen Urteile, wobei die Wahrheit des gegebenen Urteiles und der Folge dahingestellt bleibt (Ableitung z. B. aus einer Hypothese), weiter von der strengen Ableitung (strengen Deduktion) und endlich von dem direkten Beweis als notwendig hingestellt. Wenn auch zugegeben werden muß, daß diese verschiedenen Begriffe der Ableitung im weiteren Sinne als einander unter-, bezw. übergeordnete Begriffe von einander zu scheiden sind, so möchte ich doch nicht mit dem Verf. den sprachlichen Ausdruck des Schlusses durch „wenn — so", also durch die Form eines hypothetischen Satzes für die adäquate Form jeden Schlusses halten, sondern auf die sogenannten Annahmeschlüsse Meinongs, die allerdings dem Verf. bei der Abfassung des Buches noch nicht bekannt sein konnten, hinweisen. Meinong erklärt nämlich die Tatsache, daß bei jeder Art von Schlüssen (Schließgesetzen), für die nur „die stete Mitgiltigkeit des Schlußsatzes" erforderlich ist, ohne daß weder die Wahrheit der Prämissen, noch die des Schlußsatzes vorausgesetzt ist, in der Weise, daß die Prämissen und der Schlußsatz bloße Annahmen, nicht wirklich gefällte Urteile enthalten und mit von Meinong als „relativ" bezeichneter Evidenz eine Annahme im Hinblick auf andere Annahmen gesetzt ist. In diesem Falle nur ist der Ausdruck „wenn — so" möglich; der eigentliche Schluß aber bedarf des sprachlichen Ausdruckes „weil — so".

Mit kurzem Hinweis auf den indirekten Beweis schließt P. seine höchst anregenden Ausführungen. Wenn Ref. nun die Vorzüge des Buches trotz des Raumes, der ihm zugebote gestellt wurde, nicht so hervorzuheben vermochte, wie es wünschenswert gewesen wäre, so wird der Verf. ihm verzeihen in der Erwägung, daß das mehr kritisch angelegte Referat viel besser von dem regen Interesse an seinem Buche zeugt als jedes andere. Übrigens glaubt Ref., daß das Ziel, welches der Verf. sich gesteckt hat, nämlich bestehende Meinungsverschiedenheiten zur Einigung zu bringen, durch seine Ausführungen nicht erreicht ist, wohl aber, was gewiß nicht zu unterschätzen ist, eine Reihe von neuen Ausgangspunkten zu einer fruchtbringenden Diskussion logischer Lehren gegeben ist.

Wien. Gustav Spengler.

Meister der Farbe. Europäische Kunst der Gegenwart. Erstes Heft. Leipzig, E. A. Seemann 1905. 12 Hefte. Preis 24 Mk.

Der laufende Jahrgang hat eine Bereicherung nach der Richtung hin erfahren, daß außer dem jedem einzelnen Dreifarbendruck vorangestellten Begleittext noch einige Aufsätze feuilletonistischer Art sowie Kunstnachrichten und ein Verzeichnis der in der jüngsten Zeit verstorbenen Künstler vorausgeschickt ist. Dabei ist das Prinzip aufrecht erhalten, daß in allen diesen Essays verschiedene mit der bildenden Kunst in innigem Kontakt stehende Persönlichkeiten sich von ihrem Standpunkte aus literarisch äußern können; so kommen wirklich Berufene zum Wort. Heft 1 des zweiten Jahrgangs 1905 bringt in qualitativ hervorragendem Dreifarbendruck u. a. Böcklins „Spiel der Wellen“ aus der Pinakothek, dann das bekannte Werk von Chaplin „Unschuld“, ein Lieblingsbild aller Besucher des Luxembourg, Harburgers „Bierpolitiker“, von Liljefors-Stockholm eine farbenprächtige Marine, „Sonnenaufgang in den Schären“. Von Georges Henry in Glasgow ein Monochrom „Goldfische“ und endlich von L. Pasternak-Moskau ein heute alle Welt interessierendes, in feingestimmtem Lampenlicht flimmerndes Familienbild: „Tolstoj im Kreise seiner Familie“. Die rein künstlerischen Werte dieser Bilder sprechen auf das lebhafteste aus den vorzüglichen Reproduktionen, die den Beifall aller Künstler und Kunstfreunde finden werden. — Kornelius Gurlitt bringt in dem vorausgeschickten feuilletonistischen Teil einen köstlichen Beitrag zur Geschichte von Böcklins „Spiel der Wellen“ und Wilhelm Schäfer räumt gründlich mit alten Vorurteilen auf in dem Essay „Das grüne Gesicht“. — In Heft 2 steht an erster Stelle ein auch uns Österreicher, speziell Wiener stark interessierender Aufsatz von Frau v. Pannewitz, geb. v. Siebold, „Jugenderinnerungen an Anselm Feuerbach“. — Prof. Max Schmid in Aachen charakterisiert den alten Berliner Plastiker Gottfried Schadow, den Zeitgenossen Goethes, einen Mann, der seiner Zeit um viele Jahrzehnte vorauseilte. Nichts charakterisiert diesen Künstler so sehr wie seine Äußerung: „Wer richtig und treu nachahmt, ist auf dem Wege zur Schönheit“. Er war kein Freund von den sogenannten „hochgeschwungenen Seelen“ und entrüstet wies er Goethes Ausspruch zurück: „Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön“. Schadow antwortete ihm: „Homeride sein zu wollen, wenn man Goethe ist — hätte ich doch die Macht, diese unverzeihliche Bescheidenheit zu verbieten“. Goethe hat ihm diese Äußerung entsetzlich übel genommen. — Von den schönen Reproduktionen dieser Serie heben wir Lomonts „Federballspiel“ heraus, des alten Ludwig Richter „Fischerfamilie“, Ernst Liebermanns „Deutsches Land“, Charles Dixons R. I. groß aufgefaßtes Aquarell „Auf der Themse bei Greenwich“ und endlich das reizende Interieur von Albert Belleroche „Der Teetisch“. Besonders hübsch [illegible] literarischen Beiträge zu den letztgenannten [illegible] und Karl Eugen Schmidt-

Paris, welch letzterem wir so viele dankenswerte Aufklärungen über das Pariser Kunstleben verdanken. — Wir können unsere frühere, an dieser Stelle schon geäußerte warme Empfehlung der „Meister der Farbe" nur wiederholen.

Wien. Rudolf Boeck.

---

1. Einwirkungen und Erfolge der Leibesübungen bei der Schuljugend. 2. Übersicht der für die verschiedenen Altersstufen zweckmäßigsten Leibesübungen. Zwei Tafeln von Dr. F. A. Schmidt in Bonn. Leipzig, R. Voigtländers Verlag 1904.

Die uns vorliegenden turnphysiologischen Tafeln des auch in den österreichischen Schul- und Turnerkreisen best bekannten Bonner Arztes und Physiologen Dr. F. A. Schmidt sind ein förmlicher Auszug aus seinem trefflichen Handbuch der Anatomie, Physiologie und Hygiene der Leibesübungen, welches jüngst [1]) sehr zum Vorteil und zur Freude der Fachgenossen in zweiter, neu bearbeiteter und vermehrter Auflage erschienen ist.

Die erste dieser Tafeln gibt in kurzer, übersichtlich recht wirksamer Darstellung ein anschauliches Bild aller bei der körperlichen Pflege der Schuljugend in Betracht kommenden Einwirkungen und Erfolge der Leibesübungen. Nach dem ihnen eigenen Charakter werden sieben verschiedene Übungsarten unterschieden, und zwar: Umfängliche Kraftübungen (Ringen, Hantelstemmen, Gewichtheben), begrenzte oder lokalisierte Kraftübungen (Freiübungen, wenn sie häufig hintereinander wiederholt oder mit langen Halten ausgeführt werden, Gerätübungen im Stütz und Hang an Reck, Barren, Leitern, Ringen, ferner Werfen und Stabspringen), Geschicklichkeitsübungen (zusammengesetzte und schwunghafte Freiübungen, Gerätübungen des gemischten Sprunges an Bock und Pferd, Freispringen), Schnelligkeits- und Dauerübungen (Gehen, Marschieren, Laufen, Hüpfen, Tanzen; Bergsteigen, Leitersteigen, Schwimmen, Rudern; Schlittschuhlaufen, Skilaufen, Radfahren), Aufmerksamkeitsübungen (Ordnungsübungen und Reigen) und schließlich Schlagfertigkeitsübungen (Spiele, Fechten, Ringen). In den nebenanstehenden Spalten werden nun die körperlichen Einwirkungen aller dieser Übungsarten im einzelnen ausgeführt und zwar in ihren Beziehungen auf Lungen und Atmung, auf Herz, Blutkreislauf, Stoffwechsel, auf das Nervensystem und die Muskeln. Die nächsten drei Spalten beschäftigen sich mit dem aus jeder Übungsart hervorgehenden

---

[1]) Unser Körper. Handbuch der Anatomie, Physiologie und Hygiene der Leibesübungen. Von Ferdinand August Schmidt, Dr. med. 2. Auflage, neu bearbeitet und vermehrt. Mit 557 Abbildungen. R. Voigtländers Verlag in Leipzig 1903.

Gewinn, wobei der dauernde körperliche, der moralische und der ästhetische Gewinn in Betracht gezogen wird.

Die zweite Tabelle bringt die Übersicht der für die verschiedenen Altersstufen zweckmäßigsten Leibesübungen. Der Verf. unterscheidet da fünf Altersstufen, und zwar vom 6. bis zum 9. Lebensjahr, vom 9.—12., vom 12.—15., vom 15.—17. und vom 17. bis zum 20. Lebensjahre. Jeder Altersstufe wird der ihr zukommende physiologische Charakter beigegeben, dann das vorwiegende Übungsbedürfnis durch kurze Schlagwörter gekennzeichnet. In Betracht kommen da die Ordnungsübungen, Freiübungen, Geschicklichkeitsübungen an den Geräten, Springen und Werfen, ferner Kraftübungen an den Geräten, umfängliche Gerätübungen wie Ringen und Gewichtheben; dann einfache Bewegungsspiele, feinere Kampfspiele wie Lauf- und besonders Ballspiele; ferner Schnelligkeitsübungen, besonders Wettlaufen, Dauerlaufen, Eislaufen; dann Schwimmen, Rudern, leichtere Dauerübungen wie Ausflüge und Wanderungen und schließlich kräftigere Dauerleistungen wie Märsche, größere Wanderungen und Bergsteigen. Die Zweckmäßigkeit aller dieser Leibesübungen wird im einzelnen in sehr ansprechender Form durch charakterisierende Schraffenlinien veranschaulicht und mit einer abwägenden Genauigkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt.

Dem Verf. ist es gelungen, uns auf beiden Tafeln bei aller Knappheit des Ausdruckes eine ganze Physiologie der Leibesübungen zu geben und mit einer Anschaulichkeit und Klarheit, mit einer fachlichen Gründlichkeit und Gediegenheit, wie sie sonst keinem anderen, auch dem besten Werke seiner Zeit nicht eigen sind. Mögen auch unsere Mittelschulen hievon den nötigen Nutzen ziehen.

St. Pölten. J. Pawel.



Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Briefe des jüngeren Plinius als Klassenlektüre[1]).

Auf Grund ministerieller Bewilligung wurde im Sommersemester 1904/5 in der VII. Klasse des Sophien-Gymnasiums in Wien an Stelle von Ciceros *Laelius de amicitia* eine Auswahl aus den Briefen des jüngeren Plinius nach meinem bei Graeser-Teubner, Wien-Leipzig 1904, erschienenen Kommentare[2]) im öffentlichen Unterrichte gelesen. Die Lektüre wurde nicht nach der handschriftlichen Reihenfolge der Briefe, sondern nach inhaltlich verbundenen Gruppen vorgenommen, indem wir nach einer kurzen literarhistorischen Einleitung, die besonders den vorbildlichen Wert der plinianischen Briefsammlung für die Entwicklung des modernen Feuilletons hervorhob, und nach der daranschließenden Erklärung des Widmungsschreibens (I bei Kukula = I 1 bei C. F. W. Müller) mit den Briefen II, XIV und LVIII (= I 5, II 20, ad Trai. XCVI bei M.) begannen. Der reiche Inhalt dieser Briefe gab Gelegenheit, den Schülern ein Bild des sozialen Lebens der Kaiserzeit im allgemeinen, des Schicksals der Christen im besonderen sowie eine anschauliche Vorstellung von dem Treiben des Delatorentums auf gesellschaftlichem, politischem und religiösem Gebiete zu vermitteln. Hierauf folgte

---

[1]) Der vorliegende Artikel stimmt im wesentlichen mit einem amtlichen Berichte überein, der durch die Lehrerkonferenz des Sophien-Gymnasiums in Wien der Unterrichtsbehörde unterbreitet wurde. Die dargebotenen Ausführungen beschränken sich daher grundsätzlich auf die eigenen Erfahrungen des Berichterstatters und widerstehen der Versuchung, da oder dort auf Äußerungen der pädagogisch-didaktischen Tagesliteratur ausführlicher zurückzugreifen. Lesenswerte Beiträge zur behandelten Frage bieten u. a. Giesen im Gymn.-Progr. Bonn 1885 und Kreuser im Gymn.-Progr. Prüm 1891; neuestens hat L. Gurlitt in der Wochenschrift „Deutschland" 1905, S. 84 ff. und 212 ff., den bisherigen Betrieb altsprachlicher Lektüre am Gymnasium einer temperamentvollen, aber auch extrem-radikalen *κατάκρισις* unterzogen.

[2]) IX. Doppelbändchen der „Meisterwerke der Griechen und Römer in kommentierten Ausgaben"; vgl. Verordnungsblatt des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 1. Juni 1905, Stück XI, S. 245.

die Lektüre der Briefe X, XI, XVIII und XX (= II 11 sq., III 20, IV 25 bei M.). Der große didaktische Wert dieser zweiten Gruppe von Episteln zeigte sich vor allem darin, daß sie dem Lehrer ermöglichten, aus den von Plinius mitgeteilten Ereignissen den Schülern eine abgeschlossene und klare Anschauung der Verhandlungsformen des Senates, seiner Geschäftsordnung, gerichtlichen Tätigkeit und Wahlbefugnis sowie der Rolle des Kaisers und der Konsuln als Vorsitzenden zu erwecken. In ungezwungener Weise war hiemit der Übergang zu Brief XXX (= VI 31 bei M.) geschaffen, der uns Traian in Ausübung seiner richterlichen Gewalt, in seinem Verhältnisse zu den Statthaltern und zu seinen Freigelassenen darstellt. Der Schluß dieser Epistel, aus dem man die private Lebensführung des Kaisers auf seinem Sommersitze in *Civita vecchia* kennen lernt, leitet zu jenen Briefen der Sammlung über, in denen Plinius mit reizvoller Lebendigkeit und in einzig dastehender Ausführlichkeit seine Landhäuser bei *Laurentum*, bei *Tifernum Tiberinum* und am *lago di Como* geschildert hat (XIII, XXI, XLI = II 17, V 6, IX 7 bei M.): die Erklärung dieser Briefe ermöglichte u. a. die Benützung eines wichtigen Anschauungsmittels, da hier das Hensellsche Modell des römischen Hauses dem Unterrichte zugrunde gelegt werden konnte (vgl. Instruktionen II. Aufl. S. 53). Leider reichte die noch verfügbare Zeit nicht aus, um der Klasse noch eine Reihe anderer Briefe in der wünschenswerten Genauigkeit zu erschließen. Immerhin aber konnte noch der Versuch durchgeführt werden, das lebhafte Interesse, das von allen Schülern für Plinius betätigt wurde, dazu auszunützen, um besonders wertvolle Stücke, die von der Mehrzahl privatim gelesen worden waren (z. B. XXVIII f. = VI 16 und 20 bei M. über den Tod des älteren und die Erlebnisse des jüngeren Plinius beim Ausbruche des Vesuvs im J. 79 n. Chr.), in drei Stunden des öffentlichen Unterrichtes vor der versammelten Klasse abzuprüfen und kursorisch zu erklären; dadurch wurde einerseits die private Lektüre in engere, nutzbare Beziehung zur öffentlichen Klassenlektüre gebracht und geradezu in deren Dienst gestellt, anderseits auch jenen Schülern, denen zu privater Lektüre Zeit oder Fähigkeiten fehlten, ein bescheidener Gewinn aus dem Fleiße ihrer begabteren oder arbeitsameren Kameraden zugeführt.

Die Vorteile dieser plinianischen Versuchslektüre gegenüber manchen Werken unseres offiziellen Lektüre-Kanons kamen von der ersten Stunde an nicht bloß dem Lehrer, sondern auch den Schülern selbst zu klarem Bewußtsein. Wenn man die Stimmung, in der sich die Klasse eben noch an Ciceros *Pompeiana* abgemüht hatte, mit dem frischen Eifer vergleicht, den sie gleich darauf an den zierlichen Gaben plinianischer Kleinkunst und ihren mannigfaltigen Themen ausdauernd betätigte, wird man sein Urteil nicht mehr zu Gunsten Ciceros fällen können. Denn hauptsächlich jener inhaltlichen Mannigfaltigkeit, durch die sich Plinius vor Cicero auszeichnet, wird man die erfreuliche Wahrnehmung zuschreiben müssen, daß das Interesse der Schüler fortwährend wacherhalten bleibt und keine Langweile aufkommen kann: hier findet die Jugend endlich einmal auch aus dem häuslichen und dem Friedensleben der Römer Einzeldarstellungen,

die sich leicht zu einem realistischen Gesamtbilde vereinigen lassen und in greifbaren Analogien unserer eigenen Zeiten ihrem Verständnisse nahe liegen; hier schöpft sie Blatt für Blatt wertvolle Nachrichten aus der, soviel ich weiß, auch im Geschichtsunterrichte recht stiefmütterlich behandelten römischen Kaiserzeit; hier liest sie einmal aus heidnischer Feder einen historisch beglaubigten, nicht legendenhaft übersponnenen Bericht über die ersten Erscheinungsformen und Schicksale des Christentums und muß sich zu diesen Quellen neuer Erkenntnis nicht wieder durch uferlose Kriegsgeschichten und Schlachtenberichte hindurchkämpfen oder durch die pathetischen Perioden einer oft aufdringlich moralisierenden „Philosophie" hindurchdrücken, die ihr innerlich doch immer mehr oder weniger fremd bleibt. Denn wenn schon Lessing bekennen durfte, „daß er an der Philosophie des Cicero überhaupt wenig Geschmack finde", und Hebbel gestehen mochte, daß „ihm Cicero ohnehin von jeher zuwider und Catilina interessanter gewesen sei", so wird wohl heute selbst der beste Lehrer mit all seiner überzeugten oder verzweifelten Begeisterung für Cicero und Ciceronianismus unserer modernen Jugend kaum mehr andersartige Empfindungen einimpfen oder suggerieren können. Zugeben wird man vielmehr müssen, daß in einer Zeit, in der wir nicht mehr Lateinschreiben und Lateinsprechen zu lehren haben, der angeblich „größte Stilist" des Altertums mit seiner durchaus rhetorischen Geschmacksbetätigung, die gegen die eigene bessere Überzeugung[1]) stets wieder der Form das Übergewicht über den Gedanken einräumt, seine Berechtigung im öffentlichen Unterrichte zu einem großen Teile eingebüßt hat; zugeben sollte man endlich, daß unter solchen Umständen gerade Cicero, der sich nirgends schwächer erweist als in der philosophischen Deduktion, die er bekanntlich mit sehr seichtem Verständnisse und nicht selten mit großer Flüchtigkeit aus griechischen Quellen zweiten und dritten Ranges ausgeschrieben hat, für unsere Jugendbildung viel an seinem Werte verloren hat. Das liegt nun einmal im Geiste der neuen Zeit begründet und wird gefestigt durch unsere himmelweit von Cicero entfernten Anschauungen über wahre Schönheit: Kunst, nicht Künstelei ist unsere Parole, Tatsachen verlangen wir, nicht Phrasen, und in der Schule wie im Leben dürsten wir nach solider, glaubhafter Natürlichkeit, nach formvollendetem Reichtum des Inhaltes, nicht bloß nach gleißendem Prunk des Gewandes.

Gleichwohl kommt auch beim jüngeren Plinius weder das stilistische Moment noch die Schulung rein abstrakten Denkens zu Schaden oder Beeinträchtigung. Im Gegenteil: gerade Plinius steht mit seiner in Umfang und Ausdruck maßvollen Periodisierung, mit der Menge seiner treffenden Aperçus und mit der strengen, kaum vom grammatischen Rigorismus Ciceros abweichenden Sorgfalt der Formenwahl und Satzbildung unseren eigenen Anschauungen über Schönheit des Stils und Zucht des Gedankens viel näher als Cicero. Und mag man immerhin die Frage, welcher von beiden Autoren „schöner" und „geistreicher" sei, als indiskutable Frage des Geschmackes unentschieden lassen wollen, die eine

[1]) s. die Einleitung zu meinem Plinius-Kommentar S. XVII f.

unumstößliche Sachlage sollten hiebei auch die intransigentesten Freunde Ciceros als „Schulschriftstellers *κατ' ἐξοχήν*“ in ernste Berücksichtigung ziehen: wir haben uns zweifelsohne auf allen Gebieten ästhetischer Unterweisung und künstlerischer Betätigung, besonders auch im neusprachlichen Unterrichte, von Ciceros Kunstempfinden gründlichst emanzipiert, nur just im lateinischen Unterrichte räumen wir eben diesem Cicero, dem eigentlichen Träger und Erreger eines abgetanen und längst verurteilten Kunstgeschmackes, noch immer vor allen anderen Schriftstellern eine überragende Bedeutung und einen Vorzugsplatz ein, auf den er bei folgerichtiger Beurteilung doch jeden gerechten Anspruch verloren haben sollte. Tritt also in diesem Tatbestande eine sehr augenfällige und, wie man weiß, auf Stilgefühl und deutsche Ausdrucksart unserer Schüler verwirrend und verderblich wirkende Inkonsequenz und Rückständigkeit des altsprachlichen Unterrichtes zutage, so mag man sich schließlich doch auch fragen, wie es denn bei Cicero mit der sonst so warm empfohlenen und so nachdrücklich geforderten Konzentration des Mittelschulunterrichtes aussehe. Was kann der Lehrer z. B. bei Ciceros *Laelius* zur Belebung und Vertiefung des Unterrichtes an Realien und Stoffen, die nicht gerade rein „philosophischem“ Wissensgebiete angehören, ungezwungen herbeiziehen? Welcher Lehrer kann sich und anderen einreden wollen, daß er bei Ciceros Rede für *Archias* oder bei *Cato maior* gegen die immer hoffnungsloser schwellende Gleichgiltigkeit seiner Klasse, auch wenn's eine Musterklasse war, mit dem gewohnten dauernden Erfolge anzukämpfen wußte? Dagegen ergibt sich beim jüngeren Plinius viel ausgiebiger und öfter als selbst bei Tacitus und Horaz nicht bloß die Möglichkeit, sondern geradezu die Notwendigkeit, bald auf naturwissenschaftliches, bald auf geographisches, historisches, juristisches, soziales, militärisches, religiöses, technisches, literargeschichtliches, politisches Gebiet usw. einen befreienden Blick zu werfen und das leicht geweckte Interesse an diesen sachlichen Stoffen auch zur Erklärung des sprachlichen Elementes oder zur Verständigung über den abstrakten Gedanken zuhilfe zu rufen. So wirkt in der lateinischen Lektürestunde Plinius vielseitig und anregend, nicht einseitig oder geradezu erschlaffend wie Cicero.

Nein, das Lernen des Latein muß und darf unserer Jugend nicht zur Qual werden! Aber freilich, die „Freude“ und „das Nachempfinden in der Gedankenwelt der Alten, den Reichtum der Anschauungen, die Lebendigkeit und Biegsamkeit des Geistes“ (Harnack) sollte man ihr heute nicht mehr aus der *palaestra rhetorica* ciceronischer Deklamationen, aus *Laelius de amicitia*, aus Virgils *Georgica* und *Bucolica*, aus Cäsars *bellum civile* vermitteln wollen. Durch endgiltigen Verzicht auf alle die mühseligen, eine individuelle Entwicklung des Geschmackes [illegible] grammatisch-stilistischen Bildungsabsichten vergangener Zei[illegible] energische Säuberung unseres Kanons von Werken, die [illegible] wegen ihrer formellen „Schönheit“ oder Verwendbarkeit [illegible] lich hielt, wird man vielmehr den Schwerpunkt unsere[illegible] immer mehr auf das sachliche Verstehen de[illegible]

legen (vgl. Instruktionen II. Aufl. S. 45) und den Kreis unserer Klassenlektüre möglichst erweitern müssen. Das Wichtigste wird dann ohne Zweifel sein, auf Grund solcher vielseitigen Lektüre und reicheren Anschauungsmateriales den Schüler schmerzloser als bisher zu einer plastischeren Vergegenwärtigung der Antike, zu einer treffsicheren Erkenntnis ihrer Zusammenhänge und Analogien mit unseren Zeiten, kurz zu historischem und ästhetisch-kritischem Verständnisse der dargebotenen Stoffe heranzubilden. Kaum ein zweiter Schriftsteller, kaum ein zweites Werk der Römer dürfte aber zur Durchführung dieses Grundsatzes geeigneter erscheinen als die inhaltsreiche Briefsammlung des jüngeren Plinius. Den Weg zum rechten Ziele habe ich in meinem Kommentare zu finden gesucht und darf wohl meinen besten Lohn darin erblicken, daß mir diesbezüglich die Praxis der Klassenlektüre keine Enttäuschung bereitet hat. Das Wort Friedrich Nietzsches: „Die antiquarische Historie entartet in dem Augenblicke, in dem das frische Leben der Gegenwart sie nicht mehr beseelt und begeistert", sollte zum Leitsatze des philologischen Studiums nicht bloß an unserer Mittelschule werden. Es würde uns gewiß nicht in die Irre führen. Denn Licht und dauerhafte Wirkung und langsam wiederkehrende allgemeine Wertschätzung wird heutzutage der altsprachliche Unterricht überhaupt nur dann noch erzielen können, wenn er neben seiner ideellen auch seine reale Berechtigung immer wieder dadurch nachweist und erhärtet, daß er Gegenwart und Antike *vice versa*, die eine aus der anderen, zu erklären versteht und zu diesem vornehmsten Zwecke für die öffentliche Lektüre besonders solche Stoffe auswählt, denen es weder an äußerlichen Zusammenhängen noch an innerlicher Verbindung mit der Kultur der Gegenwart gebricht. Von diesem gewissermaßen schulpolitischen Gesichtspunkte aus kann m. E. die bloße Schönheit oder Anmut mancher Werke, wie z. B. der *Georgica* in einzelnen Teilen, noch keineswegs ihr Verbleiben im Kanon der öffentlichen Lektüre rechtfertigen. Hier muß vielmehr neben, ja unter Umständen vor der „Schönheit" eines Autors seine relative Nutzbarkeit in stofflicher Beziehung und der Grad seiner Anziehungskraft auf jugendliche Leser skeptischer als bisher geprüft und vergleichend abgewogen werden.

Gerade auf Grund solcher sorgfältigen Wägung und Erprobung schiene mir die endgiltige Aufnahme der Plinius-Briefe als der besten Überleitung zu Tacitus und Horaz in den Kanon der öffentlichen Klassenlektüre im höchsten Grade ersprießlich und wünschenswert. Mit der Erfüllung dieses Wunsches wäre zugleich der bescheidene Anfang zu einer für gymnasiale Lehr- und Lernfreudigkeit bedeutungsvollen Revision unseres offiziellen Lesestoffes gemacht, für den sich wohl schon längst eine gewisse Lockerung und Erweiterung nach dem Beispiele reichsdeutscher Lehrpläne sowie eine Scheidung der alten Autoren in gebotene, empfohlene und zulässige als dringendes Bedürfnis geltend macht.

Wien-Graz. R. C. Kukula.

Vom Dresdener Zeichenlehrertage.

Die diesjährige Hauptversammlung des Vereines deutscher Zeichenlehrer fand zu Dresden am 12., 13. und 14. Juni statt. Anläßlich dieser Versammlung wurde auch eine Zeichen- und Lehrmittel-Ausstellung veranstaltet. Vorträge wurden folgende gehalten: I. Von dem Maler und Zeichenlehrer Paul Herrmann in Dresden über Auffassung und Technik. Die Leitsätze des Vortragenden waren: 1. Im Zeichenunterrichte sind die Kinder von Anfang an zu selbständiger Auffassung anzuhalten. 2. Die Zeichnung soll den Grad der Auffassung und die Stärke des Ausdruckes nachweisen. 3. Technische Übungen sind als Willensübungen zulässig. 4. Technische Fertigkeiten zu erzielen ist nicht Aufgabe allgemein bildender Schulen, sondern die der Berufslehre.

II. Der Architekt und Lehrer an der Handwerkerschule in Halle a. S. M. Gabler behandelte das Thema: „Der gute Geschmack im Dienste des Kulturfortschritts" und zwar: 1. Der Zusammenhang des guten Geschmackes mit der Kunst. 2. Die Beziehungen zwischen Form und Inhalt mit Rücksicht auf den guten Geschmack. 3. Der gute Geschmack fördert die Geisteskultur, indem derselbe die Darbietung des Bildungsstoffes veredelt und somit allgemeines Interesse für diesen erweckt. 4. Der fördernde Einfluß des guten Geschmackes auf die wirtschaftlichen Verhältnisse im Gewerbe und seine Bedeutung in Bezug auf die Entwicklung der gewerblichen Arbeit. 5. Die Pflege des guten Geschmackes durch die Erziehung.

III. Der Zeichenlehrer Fritz Weißenborn aus Leipzig über: „Das Formen im Zeichenunterrichte". Seine Leitsätze waren: 1. Das Nachbilden körperlicher Dinge in körperlicher Form (das Formen) ist das wichtigste Hilfsmittel zur Erzielung klarer und tiefer Formvorstellungen. 2. Es legt den Grund zu denjenigen ästhetischen Empfindungen, die durch Körperformen ausgelöst werden.

An jeden dieser Vorträge schlossen sich kleine Debatten, welche jedoch von keiner besonderen Bedeutung waren; z. B. wurde nach dem Vortrage des Lehrers Weißenborn der Unterschied zwischen „modellieren" und „bilden" nahezu eine Stunde lang besprochen. An den Verhandlungen innerer Angelegenheiten des Vereines konnten nur Vereinsmitglieder teilnehmen. Weitaus interessanter war die Ausstellung der Schülerarbeiten. Von Mittelschulen hatten ausgestellt: 1. Das königl. Gymnasium zu Dresden-N. Der Gang des Zeichenunterrichtes an dieser Anstalt ist gegenwärtig folgender: *a*) obligat in V. und IV., im wesentlichen flächenhaftes Zeichnen.

Quinta 2 Stunden. Einfache Lebensformen aus dem Gedächtnis wiedergegeben auf Grund der vorher besprochenen, gerad- und krummlinigen Figuren mit Bleistift, dann Feder, Farbe. Im Winter werden gepreßte Blätter gezeichnet, stilisiert, aus dem Gedächtnis wiederholt und zum Ornament verwandt in derselben Technik. Versuche im Malen und Federzeichnen ohne Bleistiftanlage. [illegible] an der Wandtafel.

Quarta 2 Stunden. Schmetterlinge und frische Blüten mit Bleistift und Feder gezeichnet und gemalt, letztere stilisiert, auch zur Schmückung bestimmter Gegenstände (Wandkalender usw.) verwandt; einzelne Blätter aus dem Gedächtnis wiederholt. Zu dem Begriff des Blatt- und Blütenornamentes tritt im Winter der Begriff des Geometrischen, bei dessen Ausführung ein besonderer Wert auf Farbenzusammenstellung und eigene Farbenwahl des Schülers gelegt wird. *b*) Fakultativ in III *b* bis I *a*.

3. Abteilung III *b* 2 Stunden. Geradlinige Freihandperspektive auf Grund der im Schulhaus, Schulhof und in der Umgebung der Schule gemachten Beobachtungen; Draht-, Papp- und Holzmodelle werden nur zur Belehrung und Ergänzung hinzugezogen. Im Winter wird zur Perspektive des Kreises und der Körper mit gekrümmter Oberfläche fortgeschritten; Früchte, Gefäße, Rüstungsstücke, Muscheln gezeichnet und koloriert, wobei Bestimmung und Form der Gefäße und ihr Zusammenhang besonders betrachtet wird. Neben den Zeichenübungen läuft eine Belehrung über die griechischen Baustile.

2. Abteilung III *a* und II *b* 2 Stunden. Schattenlehre. Im Schulhof wird der Schatten von Stab, Prisma (Kiste), Pyramide und Kugel (Ball) beobachtet und gezeichnet, von Pfingsten ab werden Ausflüge nach dem Dorfe Kadnitz unternommen und Häuser, Hofräume, Brunnen, Kirchen, von den Fortgeschrittenen auch Bäume skizziert. Im Winter beginnt ein Aquarellkurs, dem ausgestopfte Vögel und die in der Untertertia gezeichneten oder angetönten Gegenstände zugrunde gelegt werden. Dazu tritt eine Belehrung abwechselnd in dem einen Jahre über den römischen, altchristlichen, byzantinischen, romanischen und gotischen Baustil, in dem anderen Jahre über die neuzeitlichen Baustile von der Renaissance ab. Eine Führung durch die Stadt sucht die besprochenen Formen nachzuweisen.

1. Abteilung II *a*, I *b* und I *a* 2 Stunden. Bis Pfingsten werden Tiere nach dem Leben gezeichnet und gemalt, dann folgen Ausflüge nach benachbarten Dörfern (im letzten Jahre nach Döltzschen und Roßthal), wobei Häuser, Bäume, Landschaftsausschnitte gezeichnet und gemalt werden. Von Michaelis ab beginnt die Darstellung des Menschen nach dem Leben (hauptsächlich vom Kopf, dann von den Händen und der ganzen Figur), einiges aus dem Gedächtnis wiederholt. Außerdem werden Abschnitte aus der Selbstbiographie eines Künstlers gelesen, dann abwechselnd in dem einen Jahre auf Grund des entsprechenden Bildermaterials die graphischen Künste (Holzschnitt, Kupferstich, Radierung, Lithographie), im anderen Jahre die rein mechanischen Reproduktionsweisen besprochen.

Ziel dieses genannten Unterrichtes ist es, den Schüler dahin zu bringen, daß er Wesen, Form und Farbe eines beobachteten Gegenstandes, auch eines lebenden Wesens, genau erfaßt und richtig wiedergibt und die Zeichnung aus dem Gedächtnis annähernd richtig wiederholt, ferner den Farbensinn und den dekorativen Sinn des Schülers bis zu bescheidener Selbsttätigkeit zu entwickeln, endlich dem Schüler einen Einblick in die Entwicklung der Kunst, besonders der architektonischen Formen und der

[illegible] Künste zu gewöhnen, sowie ein Verständnis einzelner großer Künstler der Vergangenheit und Gegenwart anzubahnen.

Wieweit die Pflege der selbständigen, bildermalenden Phantasie in den Bereich des Unterrichtes zu ziehen sei, ist bisher durch einzelne Proben in den Unterklassen erst zum Gegenstand der Untersuchung gemacht worden, ohne noch zu einem sicheren Ergebnisse geführt zu haben.

König Georg-Gymnasium (Reformgymnasium). Das in der Entwicklung begriffene Gymnasium hatte Ostern 1905 die Quarta abgeschlossen.

Das Ziel des Unterrichtes ist, durch Schärfen und Bereichern der Beobachtungsgabe klar und gewandt im Darstellen wirklicher oder gedachter Formen und Erscheinungen zu werden.

Das Zeichnen selbst gliedert sich in zwei Teile:

1. Freies [illegible] Zeichnen (Zeichnen auf Grund freien Auffassens);

2. strukturelles Zeichnen (Zeichnen nach Erkennen der Gesetze des Baues und der Entstehung der Dinge).

Beide Arten der Auffassung und beide Arten des Zeichnens ergänzen sich dauernd und stehen selten allein. Dennoch herrscht in den unteren Klassen das freie malende Zeichnen vor. Hingegen finden in den oberen Klassen beide Arten zusammen.

Dem Zeichnen aus dem Gedächtnis wird großer Wert beigelegt und zwar besonders bei allen Aufgaben, die das strukturelle Zeichnen fördern sollen. Zur Gewinnung einer lebhaften Auffassung werden aber auch einfache Naturformen gedächtnismäßig gezeichnet. Das freie Gedächtniszeichnen kommt bei der Darstellung von Geschehnissen zum Rechte. Die Farbe wird von Anfang an gepflegt durch Wiedergabe des Beobachteten. Raumverteilung und schmückende Anordnungen üben die Schüler vom ersten Zeichenjahre (VI) an, letzteres auf Gegenständen selbst. Die Technik dient nur dazu, Art und Stärke der Auffassung auszudrücken. Sie wird nicht ihrer selbst wegen geübt. Um die Schüler zum entschiedenen Darstellen zu nötigen, wird auf Pinsel-, Kohle- und Federzeichnung besonderer Wert gelegt.

Annenschule (Realgymnasium). Der Unterricht ist von V bis U II obligat, von O II bis O I fakultativ ([illegible] Stunden).

Das Naturzeichnen wurde nach dem Prinzip der konzentrischen Kreise betrieben, so daß ein Lehrobjekt auf allen oder wenigstens einigen hintereinander liegenden Stufen zur Behandlung kam und nach oben zu eine Vertiefung in der Auffassung erstrebt wurde.

Das geschah im allgemeinen nach folgendem Plane:

1. (V.) Darstellen der Silhouette (schwarz) als freie Malübung.

2. (IV.) Darstellen der Silhouette in Lokalfarben.

3. (U III) Zeichnen der Konturen.

4. (O III) Darstellen der Formwerte (Schattieren, monochrom malen).

5. (U II) Strukturelle Darstellung (Skizzieren, kunstgewerbliche Verwertung).

6. (Fakultativ.) Malerische Darstellung (polychrom malen).

Die Technik wurde dem Zwecke entsprechend gewechselt; sie war nie Selbstzweck. Keine Technik war grundsätzlich ausgeschlossen.

Das schmückende Zeichnen (Ornamentieren) wurde in der Weise geübt, daß behandelte Naturformen vereinfacht, bezw. regularisiert wurden und — zu Reihungen und Gruppen vereinigt — als Schmuck einfacher Gebrauchsdinge (Kästchen, Rahmen, Falzbein, Schlüsselbrett, Almanach, Untersetzer usw.) Verwendung fanden. Hiebei wurde das Verständnis für Materialechtheit zu fördern gesucht.

Die Perspektive wurde von der Unterstufe an beobachtet und nach der Anschauung geübt.

Das Theoretische aus Perspektive, Projektion, Licht- und Schattenlehre und Farbenlehre wurde auf der obersten Stufe des obligaten Unterrichts (U II) dargeboten.

Das Gedächtniszeichnen erfolgte als Orientierungsgedächtniszeichnen (V) und zur Übung des Formengedächtnisses (V bis I).

Das phantasiemäßige Zeichnen (Illustrieren u. dgl.) wurde zeitweise eingeschoben.

Das Formen und Modellieren geschah nach folgendem Plane:

1. (V). In Masse. Einfachste Formen aus dem Gedächtnis (Kugel, Hantel, Ei, Kreisel u. a.).

2. (IV.) In Masse. Früchte nach der Natur.

3. (U III) In Gruppen. Naturblätter.

4. (O III) In Gruppen. Blütenformen, Muscheln, Seetiere).

5. (U II) In Gruppen. Vogelköpfe und -füße.

6. (Fakultativ.) Einzeln. Zweige, Tiere, geographische Profile, Entwürfe, Illustrationen.

III. Städtische Realschule. Arbeiten der Klasse IV: Studium und ornamentale Anwendung der Pflanze.

Der Darstellung der freistehenden Pflanze geht das Zeichnen nach gepreßten Zweigen voraus, da bei diesen die für den Aufbau der Pflanze wichtigen Einzelformen (Blattansätze, Knospen) deutlicher in Erscheinung treten als bei den frischen Zweigen, bei denen die verschieden gerichteten Blätter vieles verdecken. Während bei diesen ersten Arbeiten Federkontur angewendet wird, um die Einzelformen scharf zum Ausdruck zu bringen, erfolgt die Darstellung der freistehenden Pflanze in der Hauptsache in freier Pinselarbeit, die eine rasche und deutliche Wiedergabe der Verkürzungen und Unterscheidungen ermöglicht. Unter Berücksichtigung der Jahreszeit werden nacheinander Kätzchenzweige, Blumen, Gräser, Fruchtzweige, Herbstlaub und Nadelzweige mit Zapfen gemalt, wobei auf die genaue Wiedergabe der Naturfarben besonderer Wert gelegt wird. Die im Anschlusse an die Pflanzenstudien vorgenommenen Farbentreffübungen nach Vogelfedern sollen gleichfalls dazu beitragen, die Schüler im Farbensehen und -treffen und in der Handhabung des Pinsels sicher zu machen. Im letzten Teile des Jahres werden die Schüler angeleitet, Gegenstände kunstgewerblicher Art mit selbständig entworfenen Pflanzenornamenten zu schmücken (Buchdecke, Abreißkalender).

Königl. Lehrerseminar und Seminarschule zu Dresden-Plauen. Am Massenunterricht ist auf allen Stufen prinzipiell festgehalten worden, die Idee, auch den Zeichenunterricht der Auffassungsfähigkeit der Schüler entsprechend in konzentrischen Kreisen zu erteilen, ist durchgeführt. Die Aufgaben sind meist in einer Doppelstunde gelöst. Oftmals, besonders auf der Unterstufe, genügte eine viel kürzere Zeit, um erkennen zu lassen, ob die Schüler das Charakteristische einer Erscheinung aufzufassen und selbständig darzustellen vermochten. Die Technik ist nirgends um ihrer selbst willen geübt worden.

A. Seminarschule (mittlere vierklassige Volksschule mit gehobenen Zielen). Die Kinder bleiben zwei Jahre in einer Klasse. Im zweiten Jahre werden andere Aufgaben von annähernd gleicher Schwierigkeit behandelt.

Auf allen Stufen werden Übungen im geometrischen Zeichnen und im Verwerten geeigneter Formen zu schmückenden Anordnungen vorgenommen. Die freie Kinderzeichnung bildet den Ausgangspunkt und findet fortwährende Berücksichtigung bei der Darstellung von Begebenheiten und Tätigkeiten.

Klasse III (3. und 4. Schuljahr). Verständnisvolle Auffassung und Wiedergabe von einfachen Natur- und Kunstformen in vorwiegend flächenhafter Darstellung soll angebahnt werden. In jeder Stunde arbeitet die eine Hälfte der Klasse mit Kreide auf Linoleumwandtafeln, die andere am Zeichenständer mit Kohle und Buntstift. Es wird vorwiegend aus dem Gedächtnis gezeichnet.

Klasse II (5. und 6. Schuljahr). Bezüglich der Beobachtung und Darstellung des Gesetzmäßigen im Bau und in der Erscheinung der Dinge werden höhere Anforderungen gestellt.

Klasse I. Hauptaufgabe ist die zeichnerische Wiedergabe des Körperlichen im Raume. Das geometrische Zeichnen tritt in den Dienst der darstellenden Geometrie.

B. Lehrerseminar. Der Unterricht beginnt mit wiederholenden Übungen, um alsbald unter steter Berücksichtigung des Seminarzieles besondere Wege einzuschlagen. Übungen in vergrößertem Maßstabe sollen zu scharfer Auffassung und einfacher Darstellung (Wandtafelzeichnen) erziehen.

In Klasse VI bis I kehrt mit zunehmender Schwierigkeit wieder:

a) die geometrische Konstruktion;

b) das Studium des Baues von Gegenständen, Geräten, Pflanzen, Tieren und Menschen im Skizzieren und Wandtafelzeichnen;

c) ornamentale Übungen;

d) kunstgeschichtliche Betrachtungen und Stilstudien;

e) methodische und sachliche Belehrungen.

Auch im Seminar ist der Klassenunterricht bis zur Oberstufe beibehalten. In ihren freiwilligen Arbeiten finden die Schüler Gelegenheit, das im Unterrichte Erlernte selbständig zu verwerten und ihren besonderen Neigungen nachzugehen. Gemeinsame Aufgaben waren: Ernteleben, Weihnachten im Schnee, Anstaltsleben.

Auswärtige Schulen. Realschule zu Grimma. Klasse VI. 2 Stunden. Wiedergabe von flächenhaften Natur- und Kunstgegenständen in geraden Linien (Zeichenmaterial: Bleistift).

Klasse V. 2 Stunden. Der Kreis. Die Schüler bringen nacheinander das Schöllkraut, die Birnblüte, das Buschwindröschen, die Wucherblume, die Sonnenblume mit, an denen in ähnlicher Weise wie in Klasse VI die Vielecke im Kreise geübt werden. Muscheln, Schränke und Treppengeländer geben die Motive zur Darstellung von Ellipsen, Spiralen und Schnecken. Übungen im Pinselzeichnen.

Klasse IV. Blätter, Blumen und Schmetterlinge nach Natur. Zusammenstellen zu Ornamenten nach Angabe und freier Wahl. Übungen im Gedächtnis- und Pinselzeichnen. Die besseren Zeichner zeichnen bereits Verkürzungen und Überschneidungen.

Klasse III. Perspektivische Ansichten von geometrischen Figuren, kleinen Flächenmustern und regelmäßigen Körpern. Licht- und Schattengesetze. Gebrauchsgegenstände.

Klasse II. Zeichnen von Natur- und Kunstgegenständen in breiter Schattenangabe in Kohle und Kreide. Skizzieren nach der Natur.

Klasse I. Zweige und Tiere nach der Natur. Zusammenstellen von Stilleben. Aquarellübungen. Skizzieren.

96. Gemeindeschule zu Berlin. Es waren ausgestellt:

a) Arbeiten einzelner Schüler: „Lehrgang der Oberstufe",

b) Leistungen ganzer Klassen: „Klausurarbeiten aller Schüler", je einer Klasse der Unter-, Mittel- und Oberstufe.

Der Massenunterricht ist auf allen Stufen vorherrschend. Die Unterstufe umfaßt das Gedächtniszeichnen, die Mittel- und Oberstufe das Naturzeichnen: *a*) zweidimensionale Formen, *b*) dreidimensionale Formen.

Farbentreffübungen wurden auf allen Stufen veranstaltet.

Der praktischen Übung geht eine theoretische Erklärung voraus.

Stadtschule zu Agram (Zagreb) in Kroatien. Lehrer: Direktor Ivan Tomasic. An dieser Schule wird außer dem Naturzeichnen das Gedächtnis- und Phantasiezeichnen sehr gepflegt.

Hiemit glaube ich die bedeutendsten Schulen und die an diesen Schulen gepflegten Methoden hervorgehoben zu haben. Mit ganz wenigen Ausnahmen wird der Unterricht in der Bleistifttechnik begonnen und erst später mit Pinselübungen eingesetzt.

Schließlich soll noch bemerkt werden, daß unsere Unterrichtserfolge denen der deutschen Schulen in keiner Beziehung nachstehen.

Freistadt. Franz Sommer.

Ein Schulausflug zur Burg Kreuzenstein.

Während von vielen Methodikern Ausflüge als ein wichtiger Unterrichtsbehelf für verschiedene Fächer bezeichnet werden und von manchen besonders begeisterten Verfechtern dieser Ansicht wenigstens wöchent-

liche Spaziergänge [illegible] ge- fordert werden, erklären [illegible]. [illegible] Unter- richtsausflüge in kleinen [illegible] in der Millionenstadt [illegible]. Die große Entfernung der [illegible] Stadt, der Privat[illegible] stunden genießen, [illegible] Ausflügen [illegible] doppelt schwer zu [illegible] Durchführung von Ausflügen zu [illegible]. Wir meinen nun, daß [illegible] in Wien [illegible] wöchentliche Ausflüge zu Unterrichtszwecken [illegible] lich werden durchführen können, daß aber mindestens für den geo- graphischen Unterricht jährlich ein bis zwei gut vorberei- tete und geleitete Ausflüge sehr nützlich, ja für einen frucht- bringenden Unterricht in der [illegible] Klasse unserer Mittel- schulen geradezu notwendig sind. Um aber zu zeigen, daß ein solcher Ausflug auch unter Wiener Verhältnissen in [illegible] Weise durchführbar sei, wollen wir im Folgenden den mit unseren Klassen (III a und III b der k. k. Staats[illegible] im VII. Bez. mit beiläufig 90 teilnehmenden Schülern im Alter von 1[illegible] bis 1[illegible] Jahren am 16. April 1904 von Wien über Korneuburg nach Burg Kreuzenstein gemachten Aus- flug samt seinen Vorbereitungen recht genau schildern. Vielleicht werden manche Fachgenossen dadurch ermutigt, es auch zu versuchen. Es wird ihnen dann nicht schwer fallen, einige Mängel, die etwa unserem Unter- nehmen anhafteten, zu verbessern.

Nachdem wir am 12. April, Dienstag nachmittags die Burg mög- lichst eingehend besichtigt und uns den Stoff zur Besprechung für die Schüler zurechtzulegen versucht hatten, beschlossen wir, da wir beide unmittelbar nach den Kreuzzügen den Abschnitt über die Burgen und über das Leben der Ritter in unseren Klassen vollendet hatten, die Be- sichtigung also sehr zeitgemäß, das Wetter aber günstig war, gleich am folgenden Samstag trotz der kurzen Zwischenzeit den Ausflug zu unter- nehmen. Infolge eines kleinen Mißverständnisses dauerte es gerade dies- mal etwas länger als gewöhnlich, bis wir, begleitet von einem sehr freund- lichen Schreiben, Samstag früh die Eintrittskarte in die Burg im gräflich Wilczekschen Palais (Wien, I., Herrengasse 5, erhielten. Auch mit der Nordwestbahn wurde unterdessen verhandelt. Sie gewährte uns 50% Fahr- preisermäßigung und es genügte, die beiläufige Anzahl der Teilnehmer 1 Stunde vor Abgang des Zuges telephonisch am Nordwestbahnhofe be- kannt zu geben, damit dann die nötige Anzahl der Wagen — in diesem Falle zwei — angekoppelt werden konnte. Erst nachdem die vorbereiten- den Schritte geschehen waren, verkündeten wir den Schülern, daß wir die Absicht hätten, mit ihnen einen Ausflug nach Kreuzenstein zu machen.

Obwohl den Schülern in Erinnerung gebracht wurde, daß der Aus- flug zu Unterrichtszwecken unternommen werde, daß daher die Unter- haltung Nebensache sei, daß insbesondere in der Burg auf genaue Ein- haltung der Disziplin gesehen werden müsse, war die Beteiligung doch

sehr rege. Wiener Kindern ist eben ein solches Unternehmen etwas Seltenes. Von Seite der Anstaltsleitung wurde der Ausflug dadurch gefördert, daß am Samstag, den 16., in den beiden Klassen der Unterricht bereits um 11 Uhr geschlossen wurde. Vier Mitglieder des Lehrkörpers unterstützten durch die Teilnahme am Ausfluge die beiden Leiter bei ihrem schwierigen Beginnen in freundlicher Weise. Mehrere Schüler erhielten kleine Unterstützungen (K 1 bis K 1·20) aus der Schülerlade. Mäßig berechnet stellten sich die Ausgaben für jeden Teilnehmer auf 1 K 50 h („Elektrische“ 40 h, Eisenbahn 60 h, Trinkgeld 10 h, Jause 40 h).

Zwischen 12 Uhr 15 Min. und 12 Uhr 35 Min. versammelten sich die Teilnehmer in der Vorhalle des Nordwestbahnhofes. Die Schüler nahmen reihenweise Aufstellung: jedes Paar erhielt je eine der Fahrkarten, welche von den Ausflugsleitern gelöst wurden. Dann nahm jede Klasse in einem Wagen Platz. Jeder Wagenteil konnte von einem Mitgliede des Lehrkörpers überwacht werden. — Schon auf der Fahrt bietet sich Gelegenheit, manches zu erklären. Von der Donaubrücke aus erblickt man den Steilabfall der äußersten Ausläufer des Wiener Waldes, welche hier von der Donau senkrecht zu ihrer Streichungsrichtung durchbrochen wurden, so daß der Bisamberg als ein losgelöstes Glied der Sandsteinzone erscheint. Während am rechten Ufer, dort, wo die Millionenstadt zu den letzten Ausläufern des Gebirges allmählich ansteigt, die Verkehrsanlagen (Kai mit Lagerhäusern, Geleiseanlagen) unmittelbar an den Strom heranrücken, breiten sich links, auf der Marchfeldseite, Auen mit toten Armen aus, welche das Imundationsgebiet bilden. Der Strom selbst aber verläuft in einer schwach gekrümmten, künstlich gezogenen Linie: er ist reguliert. Die weitere Fahrt ließ bald erkennen, wie abhängig die Bodenkultur einerseits von der Beschaffenheit des Bodens, anderseits von den Bedürfnissen der Großstadt sei. Noch innerhalb der Stadt, in der Brigittenau, nahmen wir ausgedehnte Gemüse- und Handelsgärtnereien wahr. Nachdem wir das große Fabriksviertel Floridsdorf-Jedlesee durchquert hatten, konnten wir einen Blick auf die weiten Äcker des Marchfeldes werfen. Sobald wir aber in die Nähe des Bisamberges kamen, gewahrten wir an den Gehängen zahlreiche Weingärten, die insbesondere den größten Teil des gegen die Donau (SW) gekehrten Steilabfalles einnehmen. Auch eine Wetterschießhütte konnten wir erspähen. In den weniger besonnten Gräben aber und auf dem Rücken konnte man Wiesen und kleine Wäldchen erkennen. Den Anblick des Stromes raubten uns die hochstämmigen Bäume der Auen, den Raum zwischen der Bahn und dem Bisamberg nimmt der Gassenort Langenzersdorf mit seinen zahlreichen Obstgärten, in denen gerade die Marillen in vollster Blüte standen, ein. Wo sich aber die Donauenge zur kleinen Korneuburger Bucht erweitert, treten wieder Felder an die Stelle der Obstgärten: hier nahm die sehr verbreitete Spargelkultur die Aufmerksamkeit aller in Anspruch. Der Ort Bisamberg schmiegt sich noch enger als Langenzersdorf und Strebersdorf an den Bisamberg.

Unter solchen Betrachtungen erreichten wir Korneuburg um 1 Uhr 15 Min. Ohne in der Stadt Aufenthalt zu nehmen, marschierten wir

gleich die Leobendorfer Straße hinaus, bogen aber dann in die Kreuzensteiner Straße ein, welche bald in einen schlechten Feldweg übergeht. Trotz des schlechten Weges und des heftigen Windes verloren die Schüler ihre gute Stimmung nicht. Wir machten die Schüler auf den ausgebreiteten Landes-Versuchsgarten für Weinbau aufmerksam. Dann konnten wir bei Querung der Linie der Landeseisenbahn Korneuburg-Ernstbrunn die Herstellung eines Eisenbahn-Unterbaues beobachten. Zwei Schottergruben belehrten uns, daß der nicht allzu mächtige Humus auf einer starken Unterlage von Schottern — wohl Donauschottern — aufruhe. In den Gruben stand Wasser: Hier konnte den Schülern der Begriff Grundwasser erläutert werden. Weiter im Norden aber, in der Nähe der inselförmig aus der Ebene aufragenden kleinen Hügel, müssen mächtige Lehmschichten vorhanden sein: denn dort waren Ziegelfabriken, übrigens die größten industriellen Unternehmungen in der kleinen Ebene außerhalb der Stadt Korneuburg.

So wurde auch dieser ödeste Teil der Wanderung plaudernd, freilich mit nicht geringer Anstrengung für die beiden Leiter, durchwandert. Immer prächtiger erhob sich das Ziel unserer Wanderung, die Burg Kreuzenstein, welche wir schon seit Korneuburg erblickten, auf einem föhrenbestandenen Hügel vor unseren Augen. Bevor wir noch den Fuß des Hügels erreichten, eilte Kollege Kříž in den 10 Minuten abseits gelegenen stattlichen Ort Leobendorf und kündigte in einem Gasthaus für 4 Uhr 90 Hungrige und Durstige an. Am Fuße des Burghügels beginnt eine schöne Straße. Einzelne Lichtungen im Föhrenwalde boten den zahlreichen Amateurphotographen Gelegenheit, ein nettes Bildchen des stolzen Baues zu erhaschen.

Nach einer kurzen Wanderung standen wir vor der Burg. Ein tiefer Graben, über den sich eine breite Zugbrücke spannt, umgibt das Gebäude, das mit seinen Türmen, Zinnen, Galerien und Schießscharten einen höchst wehrhaften Eindruck macht. Zunächst erhebt sich da der runde, mit einem Wehrgang versehene Torturm, welcher das eisenbeschlagene und mit einem Fallgitter geschützte Tor, zu dem man über die Zugbrücke kommt, deckt. Ober dem Tore dräut eine Pechnase, die von der daneben befindlichen Pechküche bedient wurde. Links von dem Torturme steht der mächtige, viereckige Bergfried, daneben ragt der schöne gotische Kapellenbau empor, an welchen sich wieder, mit der Front gegen SW gewendet, das Herrenhaus (der Palas) anschließt. Ein langer Gang, nach außen durch eine breite Mauer geschützt, längs welcher wohlgedeckte Galerien zur Verteidigung hinlaufen, führt vom Torturme nach rückwärts in das Innere der Burg und zwar gelangt man durch einen zweiten mächtigen Turm in den Zwinger und von diesem durch ein hohes Spitzbogentor in den eigentlichen Burghof. Hier erregten zunächst die schöne, von zwei Steinbogen getragene Loggia, ferner ein Brunnen, dessen Tiefe 48 *m* betragen soll, sowie die von Überlingen am Bodensee aus dem XVI. Jahrh. stammende Sonnenuhr auf dem Bergfried unsere Aufmerksamkeit. Zugleich empfing uns der Eigentümer des st[illegible] lichen Baues, Se. Exzellenz Graf Johann Wilczek, der seiner Fre[illegible]

das Interesse der Jugend an seinem Werke lebhaften Ausdruck verlieh. Dr. Panagl gab hierauf einen kurzen Überblick über die Schicksale der Burg, wobei er ungefähr folgendes ausführte:

Der Name Kreuzenstein lautete ursprünglich „Grizanestein", was soviel wie kreisrunder Stein bedeutet, ein Name, der wohl zuerst dem Berge, später der auf ihm erbauten Feste gegeben worden ist. Wann letztere erbaut wurde, läßt sich nicht genau angeben. Ihre erste Erwähnung geschieht in einer Urkunde aus dem Jahre 1115 und zwar ist da ein Angehöriger des bayrischen Geschlechtes der Formbacher, das das umliegende Gebiet schon von König Heinrich II. erhalten hatte, Besitzer der Burg. Nach dem Aussterben dieses Geschlechtes ging Kreuzenstein in das Eigentum des gleichfalls bayrischen Geschlechtes der Wasserburger über. Diese scheinen gefährliche Raubritter gewesen zu sein, da sich einer derselben eidlich verpflichten mußte, die Warenschiffe auf der Donau nicht mehr zu belästigen. Nach dem Erlöschen des Geschlechtes der Wasserburger gegen Ende des XIII. Jahrh. wurde unsere Burg landesfürstlicher Besitz und als solcher von Kastellanen oder Burggrafen verwaltet.

In der Zeit der Fehde zwischen den habsburgischen Herzogen Leopold IV. und Ernst zu Anfang des XV. Jahrh. wurde der Wiener Bürgermeister Konrad Vorlauf als Anhänger des Herzogs Ernst auf Kreuzenstein bis zu seiner Hinrichtung in Wien (1408) gefangen gehalten.

Im Jahre 1486 kam die Burg vorübergehend in den Besitz Ulrich Eyczingers, eines mächtigen Gegners Friedrichs III. Auf ihr tagte damals eine Versammlung der Anhänger Eyczingers, um über die Erzwingung der Herausgabe des österreichischen Erbprinzen Ladislaus aus der Vormundschaft Friedrichs III. zu beraten. In dem Kampfe zwischen Friedrich III. und seinem Bruder Albrecht VI. bemächtigte sich der Böhmenkönig Georg Podjebrad Kreuzensteins und sein Feldherr Wenzel Wilczek, ein Ahnherr des jetzigen Besitzers, errichtete damals vor der Feste eine Wagenburg, hinter welcher er lange Zeit den Angriffen des Herzogs Albrecht trotzte.

Im Jahre 1525 erhielt Graf Niklas Salm für seine Tapferkeit in der Schlacht bei Pavia Kreuzenstein. Zum zweiten Male wurde damals die Burg zum Gefängnisse, diesesmal für Dr. Balthasar Hubmaier, einen Apostel der wiedertäuferischen Lehre, die sich um diese Zeit auch in Niederösterreich auszubreiten begann. Da Hubmaier sich keines Besseren belehren ließ, wurde er nach Wien gebracht und daselbst verbrannt.

Von dem Geschlechte der Grafen Salm gelangte dann die Feste für kurze Zeit in das Eigentum der gräflich Hardeggschen Familie und von dieser wieder an mehrere andere Besitzer.

Da kam nun der 30jährige Krieg, in welchem unsere Burg ihr Schicksal erreichte. Die damals stark vernachlässigte Feste fiel zunächst in die Gewalt böhmischer und mährischer Kriegsscharen, nach deren Abzug sie ihr Besitzer wieder in wehrhaften Zustand setzen ließ. Im Jahre 1645 ertönte dann abermals Kriegslärm vor Kreuzenstein. Die Schweden unter Torstenson belagerten die Burg und nahmen sie infolge

der Feigheit ihres Verteidigers, der sich gegen freien Abzug ergab, bald ein. Hier schlug nun der Schwede sein Hauptquartier auf. Als aber seine Versuche, sich Wiens und Brünns zu bemächtigen, mißglückten und Erzherzog Leopold ihm den Rückzug zu verlegen drohte, verließ er die Feste. Vor dem Abzuge aber wurde diese in die Luft gesprengt. Seitdem erhob sich auf dem Kreuzenstein eine Ruine, die dem Zahne der Zeit immer mehr zu Opfer fiel. In der ersten Hälfte des XVIII. Jahrh. kam diese Ruine in den Besitz der gräflich Wilczekschen Familie, deren jetzt lebender Vertreter, von hohem Kunstsinne durchdrungen, die Burg in ihrer vergangenen Herrlichkeit wiedererstehen ließ. Abgesehen von dem hohen Kunstwerte, den dieser Bau repräsentiert, ist er auch in pädagogischer Hinsicht von großer Bedeutung, weil er der studierenden Jugend vergangene Jahrhunderte lebendig vor Augen bringt und ihre Kenntnisse über das Rittertum durch eigene Anschauung vertieft und festigt.

Nach diesen Ausführungen wurde das Innere der Burg einer eingehenden Besichtigung unterzogen. In zwei Kolonnen geteilt, geführt von dem Kastellan und dessen Tochter, durchwanderten wir alle Gemächer und Räumlichkeiten. Ganz besonderes Interesse erregten zunächst die beiden Waffenkammern, die eine Unmenge von Gegenständen enthielten. Den Augen der schaulustigen Jugend boten sich hier Lanzen jeglicher Art, Schwerter, gewaltige Bihänder, Kettenhemden, Stahl- und Schuppenpanzer, Brünnen und Schilde dar, unter letzteren auch einer, den Mathias Corvinus getragen hat. Ferner sah man Kreuzfahrerhelme, ein Beil der heiligen Fehme, dann die anfänglich so ungefügigen Feuergewehre, Stützgabeln, kleine Kanonen, Schlagringe, Fußangeln u. ä. Nur mit Mühe waren die Schüler von all diesen Dingen hinwegzubringen.

Einen großen Kunstwert repräsentiert die Kapelle, die der gräflich Wilczekschen Familie als Gruft dient. An der Vorderwand steht ein herrlicher, gotischer Flügelaltar, geziert mit einer großen Anzahl auf die Verehrung Mariens sich beziehender Tiroler Holzschnitzereien; schöne Malereien und reiche Vergoldung erhöhen noch den Reiz des Altares, in dessen Mitte ein Elfenbein-Christus aus Barcelona prangt. Allgemeine Bewunderung erregten ferner ein romanisches Taufbecken und die Mosaikarbeiten über der Gruft, Nachbildungen der altberühmten venetianischen Mosaikarbeiten, wie sie die Markuskirche in Venedig zeigt. In einer Ecke der Kapelle ist auch die Fahne der Nordpolexpedition Payers und Weyprechts, an der Graf Johann Wilczek teilgenommen hat, angebracht.

Unser Führer geleitete uns hierauf durch eine Reihe im mittelalterlichen Stile gehaltener Zimmer, Stuben und Gänge, an deren Wänden alte Porträts, fast durchwegs Originale berühmter Meister, sowie ergötzliche Turnierbilder fast zuviel zu schauen gaben. Ein reiches Archiv, interessante Urkunden, darunter eine aus dem Jahre 1115 und eine
Rudolf v. Habsburg ausgestellt, eine wertvolle Bibliothek, endlich
Gemach mit prähistorischen Funden aus der Umgebung der Burg, z
welcher schon in dunkler Vorzeit hier ein mächtiger Ringwall best-
haben mag, ergänzten das Gesehene. Hie und da bot ei
prachtvollen Ausblick in die Umgebung. Letzeren kon

sonders genießen, als wir über viele Stufen, vorbei an einem gegen Ost gehenden Söller, den 50 *m* hohen Bergfried erstiegen und auf der Außengalerie des Turmes standen. Der Blick schweift hier nach Norden und Osten über die Leisser Berge und das Marchfeld bis zu den Karpaten; im Süden zieht sich das Silberband der Donau am Fuße der Alpenausläufer entlang, die alten Uferbildungen bei Greifenstein und am Steilabfalle des Leopoldsberges deutlich erkennen lassend. Die Tullner-Ebene, Klosterneuburg und das Häusermeer von Wien erblickt das Auge und aus blauer Ferne grüßt der Ötscher herüber.

Der Wind, der sich in der luftigen Höhe zum brausenden Sturme gesteigert hatte, ließ leider ein längeres Verweilen auf dem Bergfried nicht zu. Auch gemahnte die vorgerückte Zeit an den Aufbruch. So schieden wir denn mit dem Gefühle vollster Befriedigung über das Gesehene von der Burg und wanderten fröhlich weiter nach dem am Südostfuße des Berges liegenden Leobendorf.

Als sich an einer Stelle ein hübscher Ausblick auf Korneuburg und dessen Umgebung bot, benützte dies Prof. Dr. Julius Mayer, um die Aufmerksamkeit der Schüler auf das Städtchen zu lenken, dessen Geschicke mehrfach mit jenen des nahegelegenen Kreuzenstein verknüpft sind. Früh entstand um die Pfarre St. Martin am rechten Ufer der Donau der Ort Neuburg. Schon im Jahre 1118 wird eine zu dieser Pfarre gehörige besondere Siedelung von Kaufleuten und Schiffern erwähnt, welche zuerst auf einer Donauinsel gestanden haben dürfte. Die Lebensfähigkeit dieser Siedelung erhellt aus dem Umstande, daß sie trotz wiederholter Zerstörung und Gefährdung durch das Wasser immer wieder und im Jahre 1212 vielleicht an der jetzigen Stelle erbaut wurde. 1298 wird dieses „Neuburg am anderen Ufer der Donau“ als besondere Stadt genannt. Es wurde mit Mauer und Graben umgeben und mit wichtigen Rechten, insbesondere Marktrechten und Privilegien, ausgestattet, welche es im XIV. Jahrh. immer wieder gegen Stockerau und andere Konkurrenten verteidigen mußte. Während der alte Mutterort von dem mächtigen Kloster bald den Namen Klosterneuburg erhielt, wurde die Neusiedlung vielleicht nach dem Keltergefäß „Kor“ Korneuburg genannt. — Das XV. Jahrh. brachte für Niederösterreich überhaupt und für Korneuburg insbesondere böse Zeiten. Da war zu Beginn dieses Jahrhunderts ein heftiger Streit zwischen den habsburgischen Herzogen Leopold und Ernst ausgebrochen und während desselben wurde die Stadt von mährischen Söldnern besetzt. Im Jahre 1421 wurde sie in eine starke Festung umgewandelt. Die Befestigungswerke hinderten aber nicht nur die bauliche Entwicklung der Stadt, sondern waren auch den Märkten hinderlich, da jetzt die Einfuhr einer eingehenden und zeitraubenden Untersuchung unterzogen wurde, um das Einschmuggeln von Feinden zu verhindern. In den Jahren 1426—29 wurde es von den Hussiten bedroht und seit dem Jahre 1450 hat es in der für Österreich so überaus traurigen Zeit Friedrichs III. eine wichtige Rolle gespielt. Am meisten hatte es wohl im Jahre 1484 während der $7^1/_2$ monatlichen Belagerung durch die Magyaren zu leiden, bis es endlich in die Gewalt des Mathias Corvinus fiel. Während

des 30jährigen Krieges bedrohte Thurn 1618/19 von Kreuzenstein aus die Stadt und am 5. April 1645 wurde sie an Torstenson übergeben, nach drei Monaten aber von den Schweden wieder geräumt. Auch in den Türkenkriegen spielte die Stadt eine Rolle. 1529 lagerte in der Umgebung ein größeres spanisches Heer und am 24. August 1683 wurde ein Teil der Türken hier von Herzog Karl geschlagen. Wiederholt hat die Stadt auch durch schwere Kriegskontributionen und Einquartierungen zu leiden gehabt, so auch in den Franzosenkriegen am Beginne des XIX. Jahrh. Erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat sie einen lebhafteren Aufschwung genommen. Sie ist eine wichtige Garnisons- und Beamtenstadt, besitzt ein Gymnasium und hat auch etwas Industrie. Bei der letzten Volkszählung (1900) hatte sie weit über 8000 Einw. — Die kleine Ebene, welche von Korneuburg buchtförmig in die Höhenzüge eindringt, konnten wir von unserem Standorte gut übersehen. Außer der Stadt enthält sie kaum eine nennenswerte Ortschaft. Diese liegen vielmehr am Saume der umschließenden Höhen, dort wo der Ackerbau der Ebene von der Rebenkultur des Hügelgebietes abgelöst wird. Die Höhen selbst sind noch teilweise bewaldet.

Unter solchen Betrachtungen erreichten wir Leobendorf und hofften, hier eine wohlvorbereitete Jause zu finden. Da hatten wir uns aber getäuscht. Obwohl unsere Ankunft $2^1/_2$ Stunden vorher durch einen Herren angesagt worden war, war weder Käse noch Brot entsprechend vorbereitet. Je länger nun die Vorbereitung dauerte, desto ungeduldiger wurden begreiflicherweise die Jungen, die ja ziemlich ausgehungert waren und immer wieder in die Gaststube einzudringen und etwas Eßbares und Trinkbares zu erreichen suchten. Hier einigermaßen Ordnung zu halten, war für uns die schwierigste Aufgabe des Tages.

Gegen $^1/_2$6 Uhr verließen wir Leobendorf und erreichten nach einer Stunde strammen Marsches Korneuburg. Um jede Unordnung unmöglich zu machen, wurde in Vierer-Reihen durch die Stadt gezogen. Hiebei wurde noch der Stadtturm mit seiner an geschichtlichen Erinnerungen reichen Inschrift und das Wetterhäuschen am Platze besichtigt. Das Kartenlösen und Einsteigen erfolgte in derselben Ordnung wie bei der Ausfahrt in Wien. Als wir gegen $^1/_2$8 Uhr abends im Nordwestbahnhofe ankamen, gab es noch eine Sorge: die Beförderung der Schüler vom Bahnhofe zu ihren ziemlich entfernten Wohnungen, die umso schwieriger schien, als an einem Samstag-Abend die Wagen der „Elektrischen“ ohnehin gewöhnlich sehr besetzt sind. Wir wurden bei dieser Aufgabe wieder von den vier Herren Kollegen, welche uns überhaupt während des ganzen Ausfluges in liebenswürdigster Weise beigestanden waren, unterstützt. Ein Teil der Schüler fand in den über die Franz Josef-Bahn in die Kaiserstraße fahrenden Wagen Platz, ein anderer benützte die Linie durch die Taborstraße, der Rest ging mit Prof. Mayer zum Praterstern und fuhr von hier heim. Erst als alle Schüler eingestiegen waren, verließen die Aufseher, sehr ermüdet, die Einsteigeplätze.

Aus dem Gesagten dürfte sich folgendes ergeben:

1. Ein Ausflug ist der Mehrzahl der Schüler der Wiener Mittelschulen ein so seltenes Vergnügen, daß sie selbst bedeutende Mühen nicht scheuen, um nur an einem solchen teilnehmen zu können.

2. Die Schüler zeigen auch auf einem Ausfluge für Belehrungen, wenn sie in richtiger Weise vorgebracht werden, ein großes Interesse.

3. Die Disziplin läßt sich, wenn man unter diesem Ausdrucke nicht etwa die völlige Einschränkung jeder Freiheit versteht, auch auf einem Ausfluge mit Schülern in jenem Alter, in dem sie zu Tollheiten am meisten geneigt sind — 13 bis 17 Jahren — ganz gut aufrecht erhalten. Beim durchwandern von Orten und bei anderen Gelegenheiten, wo eine strengere Ordnung gewünscht wird, ordnet man die Schüler in Doppelreihen — die Verläßlichsten in den letzten — und marschiert unter militärischem Kommando, etwa ein Lied singend, was den Schülern für einige Zeit immer wieder Spaß macht. Einige Jungen, welche wiederholt die Ordnung zu stören suchten, wurden dadurch gänzlich zur Ruhe gebracht, daß sie vom Maiausfluge ausgeschlossen wurden, worauf sie keine Störung mehr versuchten.

4. Die schwierigste Aufgabe stellt natürlich ein solcher Ausflug an die Leiter. Zur Ermüdung und zur geistigen Abspannung tritt die fortwährende Sorge um die Schüler, die freilich den Leitern durch die Beteiligung von Kollegen, wie in unserem Falle, sehr bedeutend vermindert werden kann. Ein solcher Ausflug kostet aber auch die Leiter bedeutende Opfer an Zeit und verursacht ihnen sogar Geldauslagen. Der Umstand, daß zu den Mühen und Sorgen noch bedeutende materielle Opfer kommen, dürfte den Wunsch rechtfertigen, es mögen den begleitenden Lehrern, welche sich häufig nicht in günstigen materiellen Verhältnissen befinden, die Auslagen für solche Ausflüge von Amts wegen vergütet werden.

Wien. Prof. Dr. Julius Mayer und Dr. Franz Panagl.

Der darstellende Unterricht. Vortrag von Aug. Gräve, Rektor in Hamm i. W. (Sammlung pädag. Vorträge. Bd. XIII, Heft 1. C. Marowsky, Minden i. W.).

Soll ein Unterricht gedeihlich wirken, so muß der Lehrer darauf bedacht sein, das Interesse seiner Schüler zu erwecken und solange als möglich festzuhalten. Solches wird aber weder die analytische noch synthetische Methode allein zu leisten imstande sein, sondern es wird noch eine Unterrichtsform hinzutreten müssen, welche sich dieses Herausholen des kindlichen Interesses zur besonderen Aufgabe macht, „die die Kinder sehen zu glauben macht“. Es ist jene Methode, die schon Herbart in seiner „Allgemeinen Pädagogik“ neben der analytischen und synthetischen als dritte Unterrichtsform aufzählt und als „darstellenden Unterricht“ bezeichnet. Auch Mittel und Wege derselben werden dort schon angeführt, Lektüre, Erzählung und freier Vortrag des Lehrers.

Die vorliegende Schrift befaßt sich weniger mit dem Gegenstande als solchem, sondern verfolgt die Auffassungen und Wandlungen, welche

die Methode des darstellenden Unterrichtes durch Ziller und seine Anhänger erfahren hat, und gibt schließlich eine Kritik der Anschauungen dieser Schule, die, kurz zusammengefaßt, in folgenden Sätzen gipfelt.

Der entwickelnd-darstellende Unterricht, jene Form, welche die Anhänger der Zillerschen Schule allein zulassen, läßt den Schüler nicht so mit den frei aufsteigenden Vorstellungen arbeiten wie der vortragend-darstellende, engt vielmehr das Erfassen des Neuen durch die fortwährende Unterbrechung ein. Vorbereiten zum Verständnisse des darzubietenden Stoffes ist beim vortragend-darstellenden Unterrichte ebensogut möglich wie beim entwickelnd-darstellenden. Werden beim letzteren auch die Kinder zu häufigem Sprechen angeregt, so bietet ihnen anderseits der vortragend-darstellende Unterricht das Muster schönen und korrekten Sprechens.

Als direkte Nachteile dieser Unterrichtsform wird dargelegt:

1. Das unablässige Erinnern an Bekanntes läßt ein ruhiges Versetzen des Kindes in die Lage nicht aufkommen;

2. der entwickelnd-darstellende Unterricht geht zu leicht in ein Hin- und Herraten über;

3. derselbe leitet die Schüler mitunter gerade zum Erdenken unmoralischer Verhältnisse an, macht die Kinder durch die allzu häufige Bildung von Urteilen altklug und frühreif.

Der Herr Verf. schließt noch mit der Darlegung, wie der darstellende Unterricht nach Ziller und Herbart etwa im praktischen Wirken zu verwerten sei.

Prag. Franz Queisser.

Der Stand der Schulhygiene in Deutschland. Vortrag, gehalten am 25. September 1903 in der II. allgemeinen Sitzung der 75. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Kassel von Prof. Dr. med. et phil. H. Griesbach. Leipzig, F. C. W. Vogel 1904. 59 SS. gr.-8°. Preis Mk. 1·50.

Griesbach hat für seinen Vortrag statistisches Material gesammelt 1. über den Status der Gebäude und ihre Einrichtungen in Bezug auf Hygiene, 2. den schulärztlichen Dienst, 3. über das Gebiet der Unterrichtshygiene. Nach einer kurzen historischen Einleitung berichtet Autor über die Resultate dieser Anfragen, welche er in einem ausführlichen Fragebogen an die Verwaltungen der für Schulhygiene besonders interessierten Städte des Deutschen Reiches, ferner an die höheren Lehranstalten sämtlicher Deutscher Bundesstaaten und an etwa 6000 gehobene Volks- und Bürgerschulen gerichtet hatte und auf welche bis zur Vorbereitung des Vortrages ein Antwortmaterial von za. 1400 Anstalten eingelaufen war; zur Zeit der Druckkorrektur lagen bereits die Antworten von einig[illegible] Tausend Schulen vor.

Wie nicht anders zu erwarten, ergibt die materielle Anlage [illegible] Einrichtung der Schulhäuser viel Mangelhaftes, aber auch Fortsch[illegible] wie die große Verbreitung der Schulbäder. — Die Umf[illegible]

der Schularzteinrichtung ergab, daß sich Schulärzte für Mittelschulen (*nobis*) bis damals nur in Sachsen-Meiningen, wo die ganze Frage von Staats wegen gelöst ist, befanden, für niedere Schulen aber in 234 Orten des Deutschen Reiches zusammen 676 Schulärzte vorhanden waren, wovon 506 auf Preußen mit 153 Orten und zwar besonders die Rheinprovinz, Westfalen und Brandenburg entfielen. Autor spricht über die Organisation des schulärztlichen Dienstes, führt tabellarische Ergebnisse der somatischen Untersuchung von Schulkindermaßen durch die Schulärzte an, diskutiert die Statistik der Befunde und erörtert verschiedene interessante, auf das Schularztwesen bezügliche Fragen, lauter Dinge, auf welche in einer Rezension nicht eingegangen werden kann. Nur das eine Moment sei hier erwähnt, daß auf die Frage 28 Griesbachs: Wie denken Sie über den schulärztlichen Dienst in höheren Schulen, insbesondere auch in höheren Töchterschulen? — fast 80% der Leiter von Gymnasien, Realanstalten und insbesonders auch höheren Töchterschulen in zustimmendem Sinne sich geäußert haben. — Zur Unterrichtshygiene führt Griesbach die Stundenpläne von einer Reihe höherer Schulkategorien aus dem Deutschen Reiche sowie das neue (1902) Plansystem der französischen höheren Schulen und Pläne deutscher Reformschulen vor und bespricht dieselben. — Autor klagt darüber, daß die Kinder durch die Summe, Art und Verteilung der Belastung in den höheren Schulen des Deutschen Reiches ungesund beeinflußt und daß ihnen Dinge vorgeführt werden, die für ihre Fassungskraft zu hoch sind, verurteilt die Überlastung der Lehrer, verlangt Abrüstung überhaupt in Bezug auf das in verschiedenen Fächern Geforderte, Freimachen der Nachmittage, Durchführung des biologischen Unterrichtes bis in die oberste Klasse der höheren Schulen, Abschaffung des Abiturientenexamens — für welche Abschaffung sich auch 55% der eingelaufenen Antworten ausgesprochen haben —, Hygiene-Unterricht der Lehramtskandidaten usw. — Den Schluß der Broschüre bildet die Reproduktion des Fragebogens und das Verzeichnis der Namen und Wohnorte der Schulärzte.

Griesbachs Vortrag wird bezüglich seiner Einzelheiten von manchen Seiten entschiedenem Widerspruch begegnen, wie dies nicht anders möglich ist, wenn ausgiebige Änderungen des Bestehenden gefordert werden, es dürfte aber schwerlich einen Leser geben, der nicht mit einzelnen Punkten ganz einverstanden wäre. Wem die modernen unterrichtshygienischen Reformbestrebungen und ihre Literatur nicht bekannt sind, der wird in der Broschüre vieles Interessante finden.

Was ist Kinderschutz? Von Lydia v. Wolfring. Mit einem Anhange: Schutz des Kindes durch die österreichische Justizverwaltung. Wien 1905, Pestalozzi-Verein VIII., Landesgerichtsstraße 15, für den Buchhandel Wien und Leipzig, Karl Fromme. 59 SS. kl.-8°. Preis 20 h, 100 Stück 10 K (Rechtsschutz der Jugend. Populäre Abhandlungen usw. I).

Es wird vielleicht manchem Leser dieser Zeitschrift scheinen, daß vorstehende Broschüre nichts mit Gymnasien zu tun habe; allerdings

dürften bezüglich des Kinder-Rechtsschutzes nur sehr selten Fälle von Mißhandlung oder grober Vernachlässigung der pflichtgemäßen elterlichen Obsorge vorkommen, es sei aber bezüglich der Kinderfürsorge daran erinnert, von welcher Bedeutung für große Städte die Ferienkolonien sind und daß für Mittelschüler durch die besondere verdienstliche Tätigkeit eines der Redakteure dieser Zeitschrift eine erweiterte Aktion im Ferienkolonienwesen der Reichshauptstadt eingeführt wurde, es sei erinnert an die bekannte Schülerquartierfrage für ortsfremde Mittelschulbesucher, eine Frage, welche auf Grund der seinerzeitigen Tatsachenerhebungen unter anderem auch oberstamtliches Eingreifen als notwendig ergeben hat; diese Momente mögen als Beispiele genügen; es werden aber auch jene Herren Kollegen, welche sich für die große Sache des Kinderschutzes überhaupt interessieren, in dem Hefte und der darin angegebenen Literatur vortreffliche Anregungen zu populären Vorträgen finden, geeignet, die Entstehung und den Ausbau verschiedener hiehergehöriger Institutionen zu fördern.

Aus diesen Gründen sei den Lehrerbibliotheken die Anschaffung der wohlfeilen kleinen Schrift der Verfasserin, welche sich, mit bisher schönen Erfolgen, die Hebung des Kinderschutzes offenbar zur Lebensaufgabe gemacht hat, wärmstens empfohlen.

Wien. L. Burgerstein.



Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Die Odyssee in der Sprache der Zehnjährigen **erzählt von Helene Otto. Mit 10 Vollbildern von Fr. Preller und einer Vorrede an Eltern, Lehrer und Erzieher von Bertold Otto. Leipzig, Verlag von K. G. Th. Scheffer 1903.**

Das Büchlein ist ein anerkennenswerter Versuch, die homerische Sagenwelt den Kindern in einer ihrem Verständnisse angepaßten Darstellung zugänglich zu machen. Die Erzählung schließt sich inhaltlich ziemlich eng an das Vorbild an, ohne doch jemals zu sehr ins einzelne zu gehen; die Ereignisse werden in chronologischer Reihenfolge erzählt. Die Darstellung ist frisch und lebendig; selbst wenn es nicht in der Vorrede gesagt wäre, würde man erraten, daß das Buch aus mündlichen Erzählungen hervorgegangen ist.

Bemerkenswert ist die sprachliche Form der Darstellung. Das Buch ist in reiner Altersmundart geschrieben, d. h. es werden nur solche Sprachformen und Redewendungen gebraucht, welche von den Kindern der betreffenden Altersstufe selbst verwendet werden, also zu ihrem geistigen Eigentum geworden sind. Dieses Prinzip ist im ganzen sehr glücklich durchgeführt; die Erzählung ist ungemein leicht verständlich und wird die Kinder vertraut anmuten. Nur wird man darauf bestehen müssen, daß keine grammatisch fehlerhaften Wendungen zugelassen werden: die Sprache des Lesestoffes muß, wenn sie sich auch eng an die kindliche Ausdrucksweise anschließt, doch immer vorbildlich, also vollkommen korrekt sein. „Sie gingen alle hinein" ist wohl nicht schwerer verständlich als „sie gingen rein"; süddeutsche Kinder wird sogar eher die letztere Form befremden. Ebenso wäre die hin und wieder angewendete Umschreibung des Genetivs mit „von" besser ganz vermieden worden.

Die Ausstattung des Buches ist einfach, aber geschmackvoll; an den beigegebenen Bildern besitzt es einen schönen Schmuck. Es scheint also wohl geeignet, der alten Sage unter den Kindern neue Freunde zu werben.

Wien. Henr. Siess.

Hugo Jurenka, Schulwörterbuch zu ausgewählten Gedichten (Metamorphosen und elegische Dichtungen) des P. Ovidius Naso. Mit 82 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Verlag von G. Freytag. Wien, Verlag von F. Tempsky 1903.

Das Vorwort ist vom November 1897 datiert. Das Wörterbuch ist in erster Linie für die Schulausgabe von A. Zingerle = K. Schwertassek bestimmt, doch ist auf Textabweichungen soweit Rücksicht genommen, daß es zu allen gebräuchlichen Ausgaben benützt werden kann. Es erstreckt sich auf die Metamorphosen und auf besonders wichtige Partien in den elegischen Gedichten Ovids ungefähr im Umfange der Sammlung von Dr. Martin Fickelscherer. Der Verf. hat nicht nur die Arbeiten anderer gewissenhaft verwertet, sondern auch die Ergebnisse seiner eigenen Studien darin niedergelegt. Die Anlage des Stowasserschen Wörterbuches zu rezipieren, konnte er sich nicht entschließen. Er hat vielmehr die alte Form beibehalten, aber die einzelnen Artikel so angelegt, „daß der Schüler möglichst viel zu denkendem, mit logischen Operationen verbundenem Suchen veranlaßt und hiebei geleitet wird". Daher befleißigt er sich bei den einzelnen Artikeln möglichster Kürze und Übersichtlichkeit und hat großes Gewicht gelegt auf eine recht klare Entwicklung in semasiologischer Beziehung, damit dem Schüler der Entwicklungsprozeß der jeweiligen Wortbedeutung deutlich vor Augen gestellt werde. Die sog. Grundbedeutung ist nicht überall angegeben. Ich hätte sie auch dort gewünscht, wo sie sich etwa aus dem Dichter selbst nicht belegen läßt, und bei Präpositionen, wo sie in den Zusammensetzungen deutlich hervortritt. Ich führe an (nach Stowasser): *circus* Ring, Kreis (*κίρκος* bei Homer); *emo* nehmen (vgl. *adimo, demo, eximo, perimo, promo, sumo*); *incandesco* weiß erglänzen (vgl. *candeo* und *candesco*); *invideo* scheel ansehen; *lacertus* (Eidechse), Oberarmmuskeln, woraus sich die Bedeutung von *lacertosus* „muskelkräftig" erklärt; *ob* gegen — hin, gegenüber, vor (vgl. *obicio, obiex, obiecto, obsisto, obsto, obstrepo, obstruo, obsum, obverto* u. a.); *orno* ausstatten; *puto* reinigen, bes. Bäume beschneiden (vgl. *putator*); *scribo* reißen, kratzen. Bei *carcer* wird sich als 1. Bedeutung „Schranken, Umfriedung" empfehlen, bei *dies* „Tageslicht". Hie und da wäre auch weiter, als es geschehen ist, die Etymologie eines Wortes, seine Ableitung von anderen, seine Bezeichnung als Lehnwort (aus dem Griechischen) u. dgl. erwünscht gewesen, so bei *atavus* (*ἄττα* bei Homer), *cera* (*κηρός*, Kerze), *columba* (*κολυμβός*), *lorica* (*lorum*), *mensa* (*metior*), *oculus* (*ὀφθαλμός*; vgl. u. *sucus* den Hinweis auf *ὀπός* aus *σοπός*), *paelex* (*πάλληξ*, *παλλακή*), *picus* (Holz)picker, *regia* (sc. *domus*), *religio* (*relego*), *saeculum* (*se-clum, semen*), *sarculum* (*sarire* jäten), *sulcus* (*ὅλκος*), *temo* (*texo* „Deichsel"), *vadum* (*vādo*). Unklar ist das Verhältnis zwischen *lustro* und *lustrum*. Ersteres wird = *luc-stro* gesetzt, „hell machen, beleuchten, daher 1. reinigen, entsühnen (durch ein Reinigungsopfer)"; unter *lustrum* (von *luo* = *lăvo*) heißt es: „1. eig. Morast.... 2. Reinigungsopfer, Sühnopfer". Die Formen *oraclum, periclum, saeclum, vinclum* waren als die älteren vor denen mit *u* anzuführen.

Eine willkommene Beigabe sind die 82 gut gewählten Abbildungen und die Zusammenstellung der wichtigsten Eigentümlichkeiten des dichterischen Sprachgebrauches p. VIII.

Gelegentlich sind mir ein paar Druckfehler aufgefallen, deren B- richtigung S. VII unterblieben ist. S. 25 *appăreo*, S. 56 *circumvēlo*, *dŏno* (Kürzezeichen). p. 328 (u. *usus*) ist die Bedeutung „Notwend Bedürfnis" die 3. (nicht die 4.).

Wien. R. Bitschof

Auswahl aus Ciceros rhetorischen Schriften. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Richard Thiele, kgl. Gymnasialdirektor. Leipzig u. Wien, Verlag von Freytag-Tempsky 1904. 8°, 232 SS. Preis geb. 2 K 20 h.

Die Ausgabe enthält eine ziemlich reich bemessene Auswahl aus den Büchern *De oratore* (S. 55—138), aus dem *Brutus* (S. 150—183) und dem *Orator* (S. 192—225). Den Abschluß bildet die kleine Schrift *De optimo genere oratorum*, die Cicero bekanntlich als Vorrede seiner leider verloren gegangenen Übersetzung der Rede des Aeschines *Κατὰ Κτησιφῶντος* und des Demosthenes *Περὶ στεφάνου* geschrieben hatte. Das gehaltvolle und durch leichten Fluß der Darstellung sich auszeichnende Schriftchen, das den Abschluß seines Streites gegen die Neu- oder Pseudoattiker bildete, ist zugleich ein willkommener Abschluß der vorliegenden Auswahl. — Über den bildenden Wert der rhetorischen Schriften ist wiederholt, besonders treffend von O. Weißenfels gehandelt worden. Sie eignen sich in der Tat sowohl wegen der vollendeten Meisterschaft der Form als auch weil sich 'in ihnen alle Strahlen der antiken Bildung sammeln', vortrefflich zur Lektüre auf der obersten Stufe des Gymnasiums. Als Behelf, der dem Schüler bei dieser schwierigen Lektüre zur Unterstützung dienen soll, bietet Th. zunächst einen Abriß der antiken Rhetorik, der ein Auszug aus der bekannten Darstellung Rich. Volkmanns ist. Dieser Abriß enthält nun eine wahrhaft verwirrende Fülle rhetorischer *termini*, die in ihrer überwiegenden Mehrzahl für die Schule ohne jeden Wert sind. Es ist vielfach nichts anderes als eine dürre Aufzählung der rhetorischen Kunstausdrücke, die entschieden nicht zu dem 'für Schüler Wissenswerten' gehören. Nützlicher sind die Einleitungen zu den einzelnen Büchern *De oratore* und den übrigen Partien der Auswahl. Durch diese wird wirklich das Verständnis der vorgelegten Abschnitte in hohem Grade gefördert. Dennoch möchte ich bezweifeln, ob dies ausreiche, um dem Schüler eine selbständige Präparation auf dieser an Schwierigkeiten aller Art reichen Lektüre zu ermöglichen, sondern es wäre da wohl noch ein den Stand der Schülerkenntnisse sorgfältig berücksichtigender Kommentar recht wünschenswert.

Hinsichtlich der Auswahl selbst darf Th. des Beifalls der Kundigen sicher sein; er bietet wirklich eine Auslese der schönsten und bedeutsamsten Abschnitte aus den rhetorischen Werken Ciceros. Doch was den Text betrifft, kann die Bemerkung nicht unterdrückt werden, daß die verschiedenen Zeichen textkritischer Unsicherheit, wie z. B. Kursivdruck, die berüchtigten Klammern usw. in einem für Gymnasiasten bestimmten Texte nicht nur keinen Wert haben, sondern geradezu als eine Störung beim Betrieb der Lektüre empfunden werden. Natürlich hätte auch die ganze textkritische Note S. 283 zu dem letzten Satze des Brutus, der bekanntlich lückenhaft überliefert ist, zu entfallen. — S. 231, Z. 6 lies *suscipiendum* st. *suspiciendum*.

Wien. Alois Kornitzer.

Dr. J. Hense, Griechisch-römische Altertumskunde. Ein Hilfsbuch für den Unterricht. Unter Mitwirkung von Th. Grobbel, W. Kotthoff, H. Leppermann, E. Schunck, A. Wirmer herausgegeben. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Paderborn, Th. Hense 1905. XIX und 295 SS. Preis geb. Mk. 2·75.

Bald nach dem Erscheinen der Besprechung der 1. Auflage dieses Buches (S. 415 d. Zeitschr.) erhielt Ref. die 2. Auflage von Herrn Direktor Hense zugesendet, wofür er ihm zum Danke verpflichtet ist. Daß nach

kurzer Frist bereits eine zweite Auflage nötig war, spricht für die Trefflichkeit des Buches; die neue Auflage ist eine verbesserte und erweiterte. Vor allem sind die Privataltertümer eingehend behandelt (S. 87 f., 152). Statt der Mythologie erscheint ein Abschnitt: Religionswesen der Griechen und Römer (S. 177), der dem Stande der Wissenschaft entspricht. Bei den „Klassischen Ruinenstätten" finden wir auch Kreta und Delphi berücksichtigt; mit Recht behandelt § 68 (S. 264 f.) die Beziehungen zwischen der sogenannten kretisch-mykenischen und der homerischen Kultur. Das Inhaltsverzeichnis ist reichhaltiger, doch würde ein Index das Buch leichter benützbar machen. Infolge des verspäteten Erscheinens meiner Besprechung konnten einige der geäußerten Bedenken nicht berücksichtigt werden (vgl. S. 68 und 72 bezüglich des Standortes der Schauspieler). θεωρικόν wird S. 67 als „Eintrittsgeld" übersetzt; es wäre wohl richtiger „Schaugeld". Näher kann auf Einzelheiten nicht eingegangen werden; vollen Beifall verdienen die Herausgeber für die nachdrückliche Erklärung, daß das Buch nicht als Lernbuch dem Unterrichte in der Klasse zugrunde zu legen sei. Es möge das besonders aus dem Grunde betont werden, weil noch immer der Unfug herrscht, daß die „Altertümer" einen Gegenstand der Maturitätsprüfung bilden. Möge die 2. Auflage gleiche Anerkennung und Verbreitung finden wie die 1. und mögen die Verfasser darin ihren Lohn finden, den sie für ihren Fleiß und ihre Sorgfalt redlich verdienen!

Wien. Dr. Johann Oehler.

E. Falch, Deutsche Göttergeschichte. Der Jugend erzählt. 2. Aufl. 46 SS. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1904.

Das anspruchslose Büchlein will eine deutsche Göttergeschichte geben, es will, wie das Vorwort sagt, weder eine trockene Aufzählung kalter Namen von Göttern und Göttinnen bringen, noch die Göttergeschichten erklären, noch die Lücken der Überlieferung ausfüllen. Vorerst ist zu sagen, daß der Titel irreführend ist. Von deutscher Göttergeschichte hört man kein Wort; was geboten wird, ist ausnahmslos den Edden entnommen, also nordische Mythologie. So gibt der Verf. nur eine Nacherzählung der krausen Berichte der nordischen Lieder, Kindisches steht neben vieldeutigen Ereignissen. Das Wesen der Götter, ihre Bedeutung für das menschliche Leben darzustellen, wird nicht versucht und doch scheint auch die Jugend, für die das Buch bestimmt ist, schon für solche Fragen empfänglich, und gerade diejenigen, welche eine Göttergeschichte in die Hand nehmen, pflegen mehr zu suchen, als unverstandene Anekdoten und Abenteuer der Götter; denn als solche müssen die meisten Berichte der nordischen Lieder jedem erscheinen, der in den Grund der Mythen zu sehen, nicht geübt ist. Die Absicht, alles Überlieferte ohne Erklärung zusammenhängend zu erzählen, bringt es natürlich mit sich, daß auch fabulose jüngere Entwicklungen der nordischen Mythologie, die Phantasiegebilde der Sänger und Bearbeiter, mit dem ältesten Grundstock gleichwertig nebeneinander stehen. Allerdings wünscht der Verf., daß die Jugend das Erzählte gleichwie alte Märchen in sich aufnehme, aber dazu sind die Erzählungen nicht einfach genug, wenigstens die meisten, ihr Verlauf scheint nicht immer zweckmäßig und die Unmasse der nordischen Namen, denen noch dazu meist die Verdeutschungen zur Seite treten, wirkt verwirrend. Es ist natürlich schwer, gegen den Standpunkt Falchs etwas einzuwenden, er hat zur rechten Zeit und für das rechte Publikum gewiß seine Geltung. Aber ich denke mir, der Verf. unterschätzt die Auffassungskraft und den Wisseneifer der Jugend. Unseren Mittelschülern, für die doch ein solches Buch in erster Linie bestimmt scheint, wäre mit

einer Darstellung des germanischen Heidentums, der Götterverehrung und ihrer Grundbegriffe, einer Besprechung der einzelnen Gottheiten, ihrer Bedeutung und ihrer Geschichte, sowie ihres Verhältnisses zu den Menschen mehr gedient. Daß darin auch alles, was Falch bietet, bis zu einem gewissen Grade — phantastische Neubildungen und Abstraktionen, sowie viele Namen könnten wegfallen — verarbeitet werden könnte, ist sicher.

Die Darstellung des Werkchens ist durchaus ansprechend und für die Jugendlektüre geeignet.

E. Falch, Die Sage von den Wölsungen und Niflungen. Der Jugend erzählt. Leipzig, B. G. Teubner 1904. 40 SS.

Dieses Büchlein geht von denselben Grundsätzen aus wie das voranstehende und doch befriedigt es den Leser mehr und wird seinen Zweck erfüllen. Hier gibt Falch nach den Eddaliedern und der Volsungasaga eine zusammenhängende Erzählung von Sigurds Ahnen und den Geschicken der Niflungen mit dem Ziele, alle Lücken zu verdecken, ohne aber die Sagenberichte in einem wesentlichen Punkte zu ändern. So trat natürlich alle Überlieferung als gleichwertig zusammen, die junge Helgisage oder Gudruns Heirat mit Jonakr und die Swanhildsage, letztere mit starker Kürzung des Hamdirliedes, treten gleichberechtigt zu alten Sagenstämmen. Die Großartigkeit des Todes Brünhilds, sowie ihre Weissagungen hätten mehr in Erscheinung treten sollen.

Das Ganze wird in klarer, abgerundeter Sprache vorgebracht. Der Verf. verschmäht es, seinen Stil mit altertümlichen Wendungen aufzuputzen und erreicht vollkommen den Zweck, der Jugend einen Leitfaden durch den Wirrwarr der nordischen Berichte zu bieten. Sehr vermißt wird aber jede Einführung und Einleitung in den Stoff und sein literarisches Leben, die mir hier fast ebenso nötig erscheint wie in der Göttergeschichte.

Daß Hreidmar seinen Söhnen „keinen Pfennig geben will" oder daß Regin „sich aus dem Staube machen würde" (S. 19), fällt zu sehr aus dem würdigen Tone der Sage heraus. Sigurdrifa und Jonakur zu schreiben, sehe ich keine Nötigung.

Die Ausstattung der zwei Bücher ist sehr geschmackvoll.

Leitmeritz. Dr. Alois Bernt.

Dr. R. Manger, Übungsstoffe zur Wiederholung der ungleichmäßigen Verba. München u. Berlin, Oldenbourg 1904. 71 SS.

Das Büchlein enthält in 24 Kapiteln deutsche Einzelsätze, in einem „Anhang" auch 12 zusammenhängende Stücke, zum Übersetzen ins Französische zwecks Einübung der in Gruppen geteilten unregelmäßigen Verba im Anschluß an Breymanns früher besprochenes „Lehr- und Übungsbuch für Gymnasien". Zur Vorbereitung dienen nebst dem Wörterverzeichnis die aus 54 französischen Einzelsätzen bestehenden „grammatischen Hinweise". Da die genannte Grammatik, sowie die meisten der in Deutschland gebräuchlichen französischen Lehrbücher grammatische und Übersetzungsübungen in hinreichender Zahl bringen und die dem Französischen zugemessene Zeit, namentlich an Gymnasien, keine zu große ist, so dürfte das freilich sonst sorgfältig gearbeitete Büchlein keine „empfindliche Lücke" ausfüllen. Am überflüssigsten dürften die den deutschen Einzelsätzen vorangehenden Satzbruchstücke („obgleich wir darein willigten; ehe ihr fühlt" S. 5 u. ähnl.) sein. Sollte es wirklich in Deutschland Lehrer geben, die solcher Krücken bedürfen?

Dr. K. Kühn, La France et les Français. Bielefeld u. Leipzig, Verlag von Velhagen u. Klasing 1903. XVI u. 292 SS.

Das Buch, in erster Linie für lateinlose und Reformschulen bestimmt, ist nach denselben leitenden Grundsätzen wie die schon früher von uns an dieser Stelle gewürdigten Lesebücher desselben Verf.s angelegt. Da es sich mit jenen auch noch im Stoffe vielfach berührt, so verweisen wir auf das damals Gesagte: 1895, S. 344 f.; 1897, S. 738. Als Neuerungen sind nebst der Vermehrung der Illustrationen und Karten folgende anzuführen: Die auf Frankreich bezüglichen Schilderungen werden durch eine Erzählung zusammengehalten; die erklärenden Zusätze erscheinen in französischer Sprache; schließlich ist ein Wörterbuch mit durchgehender Umschrift (nach dem System der Association phonétique) angefertigt. Im letzteren fielen dem Ref. nur auf das Fehlen von *torchis* (zu S. 8) und von *vagissements* (zu S. 78); ferner ist in den Umschriften von *pierrerie* und *verrerie* das dumpfe *e* zu streichen, in den von *pardessus* und *orphelin* dieses dagegen unbedingt, in den von *delà*, *petit* und dessen Zusammensetzungen in Klammer hinzuzufügen; sodann derselbe Laut in den Transkriptionen von *demain*, *demander*, *demeure(r)*, *Denis*, *Genève*, *genou*, *genouillères*, *guenille*, *menace(r)*, *mener*, *menu*, *mesure*, *tenir*, *tenue* und fast aller mit *re-* und *se-* beginnenden Wörter mit einer Klammer zu versehen, wie dies bei *pelouse*, *penaud* u. a. geschehen ist. Auffällig ist die Aussprache *Guyenne* mit lautendem *u*, die, wenn überhaupt französisch, sicher nicht nachzuahmen ist.

An Druckfehlern scheinen nur stehen geblieben zu sein: S. 158 *embarrassé* mit e i n e m *r* und die Umschrift von *compas* mit unrichtigem *a*-Laute.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Conversations françaises. Stoffe und Vokabular zu französischen Sprechübungen. Von Prof. Dr. F. J. Wershoven. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Cöthen, Verlag von Otto Schulze 1904. 113 SS. Preis geb. Mk. 1·25.

In der vorliegenden 2. Auflage dieses Büchleins ist der Text von Kap. VIII (*Repas. Le dîner*) durch einen besseren ersetzt, Kap. XI (*Postes. Lettres*) und XVII (*Le thermomètre. Le baromètre. Les aérostats*) sind neu hinzugefügt und in Kap. XXIII (*L'enseignement*) wurde die Reform von 1902 berücksichtigt. Im übrigen sind die gelegentlich der Anzeige der 1. Aufl. in dieser Zeitschrift (Bd. LV, S. 990) hervorgehobenen Mängel geblieben.

Eduard Koschwitz. Ein Lebensbild von Max Kaluza und Gustav Thurau. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1904. 50 SS. Preis 1 Mk.

Der Wunsch, das Andenken dieses jüngst verstorbenen Gelehrten durch eine Darstellung seines Lebens und Wirkens zu ehren, hat die Verff., zwei Königsberger Freunde, zur Herausgabe der vorliegenden Schrift vereint. Kaluza bietet einen Abriß von Koschwitz' Leben und Wirken überhaupt, Thurau beschäftigt sich mit seinen Leistungen auf dem Gebiete der romanischen Philologie im besonderen.

Das am Schlusse stehende Verzeichnis der von Koschwitz begründeten Zeitschriften und der von ihm verfaßten Bücher, Aufsätze und Rezensionen gibt ein deutliches Bild der reichen Tätigkeit des Mannes, der auch seine Gegner im Leben ihre Anerkennung nicht versagen werden.

Die Lektüre dieses in warmem und gehaltenem Tone geschriebenen Lebensbildes, das zugleich einen Beitrag zur Geschichte der romanischen Sprachforschung in Deutschland während der letzten 30 Jahre vorstellt, ist den Jüngern dieses Faches angelegentlich zu empfehlen.

Wien. Dr. A. Würzner.

Ule W., Lehrbuch der Erdkunde für höhere Schulen. I. Teil. 5. Aufl. Leipzig, G. Freytag 1905.

Der vierten Auflage des trefflichen Lehrbuches ist rasch eine fünfte gefolgt. Die vorgenommenen Änderungen fallen lediglich in das Kapitel der Berichtigungen und Nachträge. Einige Male begegnen stilistische Verbesserungen.

Nieberdings Schulgeographie. Bearb. von W. Richter. 24. Aufl. Paderborn, Schöningh 1905.

Die Verteilung des Lehrstoffes wurde im Sinne der neuen Lehrpläne derart geändert, daß die Erdteile nunmehr in der Reihenfolge Asien, Afrika, Europa, Amerika, Australien zur Besprechung gelangen. Die Darstellung der Deutschen Kolonien wurde unbedeutend gekürzt. Im übrigen beschränkt sich die Umgestaltung auf die zeitgemäßen Berichtigungen. Das Namenregister am Schlusse wurde weggelassen.

Sohr-Berghaus, Handatlas. 9. Auflage. Lieferung 9. Glogau, K. Flemming.

Die Lieferung enthält im Maßstabe 1 : 9,000.000 eine schöne physikalische Karte von Rußland, die alle Namen in transkribierter russischer Sprache bringt, so daß wir beispielsweise Ladožskoe Ozero und Běloe More, ja auf der Nebenkarte sogar Rossijskaja Imperija lesen. Mit Blatt 1 und 3 der politischen Karte von Südamerika im Maßstabe 1 : 10.000 mit sechs Nebenkarten hat dieser Erdteil in klarer Weise seine politische Darstellung gefunden; die physikalische ist noch ausständig.

Meyers Historisch-geographischer Kalender. 9. Jahrgang 1905. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Der Titel dieses Abreißkalenders (Format 15·5×23 *cm*) deckt sich mit dem Inhalte insoferne nicht vollständig, als sich die Bilder nicht auf das historische und geographische Gebiet beschränken, sondern auch Porträte von Dichtern und berühmten Erfindern geboten werden. Jeder Tag bringt ein anderes Bild, zu dem der betreffende Tagesspruch mitunter in Beziehung steht, außerdem ein Verzeichnis der Gedenktage, Zeit des Sonnen- und Mondes-Auf- und Unterganges, dazu am 1. einen Überblick über die während des Monats sichtbaren Vorgänge am Himmelsgewölbe. Mit Rücksicht auf die große Zahl von zumeist guten Anschauungsbildern verdient der Kalender empfohlen zu werden.

Wien. J. Müllner.

Die Untersee-Kabeln in Wort und Bild. Von O. Moll. Köln 1904. Westdeutscher Schriftstellerverein.

Recht anziehend ist die Bedeutung des Unterseekabels in dem vorliegenden Buche dargelegt worden. In dem ersten Abschnitte „Der Lebenslauf eines Unterseekabels" ist die Herstellung eines solchen beschrieben worden und zwar auf Grund der in den norddeutschen Seekabelwerken in Nordenham an der Weser gemachten Erfahrungen und Beobachtungen; sodann wird die Einrichtung der Kabelschiffe beschrieben und in sehr ausführlicher und anziehender Weise die Legung des deutsch-atlantischen Kabels besprochen. Welche Apparate für den Kabelbetrieb erforderlich sind, wie die Kabelausbesserung bewerkstelligt wird, zeigen die folgenden Darlegungen.

In dem von der Geschichte der unterseeischen Kabeltelegraphie handelnden Abschnitte werden die ersten Kabellegungsversuche von 1811 bis 1869 erwähnt und der Arbeiten gedacht, welche Anderson, Pender und Field auszuführen hatten, um ein Kabel zwischen Europa und Amerika zu legen. Die Bildung des Weltkabelnetzes von 1869 bis jetzt bilden den Gegenstand der in dem Buche folgenden Erörterungen. Die Verdienste der Gebrüder Siemens werden in diesem Abschnitte besonders gewürdigt. Es werden folgende Kabelgruppen unterschieden: die atlantischen Kabel zwischen Europa und Nordamerika, deren Anzahl 15 beträgt; die Kabelverbindungen nach dem Osten und zwar nach Indien, nach Australien, nach China, nach Süd-Afrika, nach Süd-Amerika. Mit dem Jahre 1900 setzte auch Deutschland in der Ausbildung des Kabelnetzes ein. Zunächst wurde das deutsch-atlantische Kabel von Emden über die Azoren nach New-York gelegt, dem im Jahre 1903/4 die Verlegung eines zweiten Kabels auf derselben Strecke sich angeschlossen hat. Die nächsten Abschnitte des Buches handeln von dem deutsch-atlantischen Kabel im allgemeinen, der Telegraphenschule der deutsch-atlantischen Telegraphengesellschaft in Emden in Ostfriesland, einer Seefahrt auf der Strecke des deutsch-atlantischen Kabels, die in sehr anziehender Weise geschildert wird.

Die Bedeutung der Unterseekabel und die deutschen Zukunftsaufgaben auf diesem Gebiete werden im folgenden eingehend gewürdigt. Dem sehr lehrreichen und lesenswerten Buche sind Bilder beigegeben, die sich auf Kabellegung beziehen und Kopien der Originalbilder von Mr. Henry Clifford sind, ferner Illustrationen aus dem Werke von Peake „*Deep Sea sounding in the Pacific*" und aus „*Electrician*". Eine sehr gelungen ausgeführte Karte des Weltkabelnetzes ist geeignet, die im Texte angegebenen Verhältnisse anschaulich zu machen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Das mathematische Pensum des Primaners. Ein Hilfsbuch für Primaner humanistischer und realistischer Gymnasien, sowie für den Selbstunterricht von J. E. Mayer. München, Fr. Paul Lorenz. Leipzig u. Freiburg i. B.

Von den weiteren Lieferungen des an dieser Stelle schon zweimal erwähnten mathematischen Hilfsbuches enthält Heft III/IV die Fortsetzung und Beendigung der Stereometrie, Heft V. Die Lehre von den Gleichungen zweiten Grades mit einer und mehreren Unbekannten, Heft VI/VII Sätze und Aufgaben aus der ebenen Geometrie, sowie die Grundzüge der geometrischen Projektionslehre, Heft VIII die geometrischen Örter; Ellipse, Hyperbel und Parabel mit vollständig gelösten Aufgaben, Heft XIII den binomial und polynomischen Lehrsatz, sowie die arithme-

tischen Reihen höherer Ordnung. — Was von den früheren Heften bemerkt wurde, gilt auch von den vorliegenden. Durch die Einfachheit und Leichtfaßlichkeit der Darlegung werden dieselben dem Studierenden die Wiederholung des mathematischen Lehrstoffes sehr erleichtern.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Prof. Dr. A. Reyschler, Physikalisch-chemische Theorien. Nach der dritten Auflage des Originals bearb. von Dr. B. Kühn. Mit eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1903. 8°, 389 SS.

Das durchaus schön ausgestattete Buch stellt sich zur Aufgabe, die Grundlehren der physikalischen Chemie dem heutigen Standpunkte unserer Kenntnis gemäß, ohne ausgedehnte mathematische Entwicklung in leicht faßlicher und allgemein verständlicher Form darzulegen. Ref. meint aber, daß sich von Studierenden der Pharmazie und Medizin nicht allzu viele der Lesung des Buches mit Ausdauer hingeben dürften; in dieser Richtung wird der Inhalt doch wohl etwas zu schwer sein.

Bei Feststellung eines Begriffes im modernen Sinne wird oftmals hingewiesen auf die früher geltenden Begriffsbestimmungen, oftmals wird auch die Art, wie man experimentell zur Aufstellung eines Begriffes gelangt ist, an Beispielen aus den Originalarbeiten erläutert. In den Fußnoten ist eine Fülle von Literaturnachweisen enthalten. Bezüglich der Namengebung mag erwähnt sein, daß SO_2 und CO_2 mit schwefeliger, bezw. Kohlen-Säure angesprochen werden.

Sonst ist das Buch sehr sorgfältig abgefaßt und bei der großen Stoff-Masse darf es nicht wundern, wenn ab und zu einmal eine Definition nicht ganz scharf gegeben wurde, wie etwa „das Atom ist der kleinste Teil eines Elementes, welches in dem Molekül einer seiner (!) Verbindungen vorkommen kann" (S. 19) oder „Mit Valenz bezeichnet man die Verbindungsfähigkeit der Elemente, gemessen an einem Atom (!) Wasserstoff oder Chlor" (S. 27).

Der Stil ist durchaus lobenswert; einige unpassend gewählte Ausdrücke ändern an diesem Urteile nichts. Daß man einem Alkohol nicht „zwei verschiedene Strukturen erteilen" darf (32) und daß „die Eigenschaften des K nicht mit denen der darüber stehenden Elemente Na und Li zusammenfallen" (86), ist selbstverständlich.

Die 73 eingedruckten Abbildungen tragen recht dazu bei, den Text im besten Sinne des Wortes zu illustrieren.

Zum Schlusse der Anzeige eine Skizze aus dem Inhaltsverzeichnisse: I. Teil. Grundgesetze. II. Teil. Nähere Betrachtungen über den gasförmigen Aggregatzustand. Der flüssige Aggregatzustand. Der feste Aggregatzustand. Die Lösungen. III. Teil. Thermochemie. Elektrochemie. Natur der Salzlösungen. IV. Teil. Chemische Mechanik. V. Teil. Thermodynamik.

Wien. Joh. A. Kail.

Prof. Dr. Moriz Grolig, Aus meiner Büchersammlung. Wien, als Manuskript gedruckt von E. Kainz und B. Liebhart 1904.

In einer nach schnödem Gelderwerb, nach Ehrenstellen und Auszeichnungen hastenden Zeit mutet uns völlig uneigennützige, wissenschaftliche und Sammlertätigkeit, wie sie sich aus dem vorliegenden Schriftchen ergibt, ganz eigenartig an. Der Verf., durch Jahrzehnte am II. deutschen

k. k. Gymnasium in Brünn als Lehrer der Geschichte, Geographie, deutschen Sprache und philosophischen Propädeutik in der verdienstvollsten und uneigennützigsten Weise tätig, im Vereine mit dem Altmeister der mährischen Geschichtschreibung Christian R. v. D'Elvert in der historisch-statistischen Sektion der mähr.-schlesischen Gesellschaft in hervorragender Weise wirkend, sah sich, durch sattsam bekannte Verhältnisse krank geworden, veranlaßt, in den Ruhestand zu treten, seinen Platz *diis minorum gentium* zu räumen und den Schauplatz seiner langen Tätigkeit zu verlassen, um in Wien einzig und allein stiller wissenschaftlicher Arbeit und seiner Büchersammlung zu leben. Diese bildet allerdings selbst für Wien als Privatsammlung eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Sie enthält: 15.224 Bände, 2158 Broschüren, 2114 Blatt Landkarten, 653 Blatt Photographien, 2300 Blatt „*Ex libris*", einige Inkunabeln, Handschriften zur Geschichte Mährens, insbesondere der Stadt Mähr.-Trübau. Besonders zahlreich ist die Literatur nachstehender Gebiete vertreten: Archivwesen, Bibliographie, Bibliothekswesen, Böhmen, Elzevier-Drucke, *Ex libris*, Geographie, Gespräche im Reiche der Toten, Geschichte: Deutschlands, Österreichs, Frankreichs, Rußlands, Josef II., Literaturgeschichte, Marie Antoinette, Maria Theresia, Mähren, Napoleon, Schlesien, Wien.

Das vorliegende Heftchen macht uns in zwei Abschnitten mit den „Erfahrungen eines Bücherfreundes" bekannt: 1. Bücherpreise, 2. Habent sua fata libelli. Im I. Abschnitte teilt uns der Verf., der mit fast allen Antiquariaten der Erde seit Jahren in engster Verbindung steht, eine Fülle wertvoller und oft merkwürdig zufälliger Erwerbungen mit. Im II. Teile erfahren wir das oft ebenfalls ganz eigenartige Schicksal zahlreicher Werke und ihrer jeweiligen Besitzer. Allen Bücherfreunden aber sei das Schriftchen (der Verf. wohnt: Wien, XII$_1$, Tivoligasse 55) wärmstens empfohlen. Dem Verf. aber wünschen wir von Herzen, daß er sich der Früchte seiner unermüdlichen Arbeit noch recht lange erfreuen möge.

Marburg a. d. Dr. Julius Miklau.

Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11.000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildertafeln, Karten, Plänen sowie 130 Textbeilagen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. Band IV (von Chemnitzer bis Differenz) 1903; Band V (von Differenzgeschäfte bis Erde) 1903; Band VI (von Erdessen bis Franzén) 1904; Band VII (von Franzensbad bis Glashaus) 1904; Band VIII (von Glashütte bis Hautflügler) 1904.

Wie die drei ersten Bände (vgl. diese Zeitschr. 1904, S. 367 ff.), so enthalten auch die vorliegenden weiteren fünf Bände eine ganze Fülle wissenswerten Materiales in fast durchaus mustergiltiger Bearbeitung. Die jetzige Auflage bildet sonach einen wesentlichen Fortschritt gegenüber den älteren Ausgaben dieses Riesenwerkes. Eine Reihe von Artikeln, namentlich technischen und naturwissenschaftlichen Inhaltes, sind neu hinzugewachsen, manche andere (so der über Elektrische Anlag[illegible] Verwandtes) erscheinen teils ganz umgearbeitet, teils in stark [illegible] Fassung. Auf die Gliederung großer Artikel (wie Deutschland in [illegible] Frankreich in Band VI) ist große Sorgfalt verwendet, desglei[illegible] klare, allgemein verständliche Darstellung. Die streng fachlichen [illegible] (z. B. die elektrotechnischen Artikel in Band V, das Gehirn des [illegible] in Band VII) sind besonders gut gelungen und er[illegible] lich vollständig angeführte einschlägige Li[illegible] religiösen Fragen ist die Auffassung obje[illegible]

jedermann das Nachschlagewerk ohne Bedenken zurate ziehen kann. In praktischer Hinsicht hat das Lexikon durch seine Sonderbeilagen gewonnen, z. B. über die wichtigsten Erfindungen Bd. VI, die Gerichtsorganisation im Deutschen Reich Bd. VII, die Stammtafel der Habsburger Bd. VIII u. a. m. Den Text beleben ungemein die stark vermehrten Abbildungen, die teils in Holz, teils in Kupferstich, teils in besonders gelungenem Buntdruck ausgeführt erscheinen (prächtige Beispiele bieten die Flaggentafeln in Bd. IV, VI und VIII, die Gartenschädlinge in Bd. VII und Glaskunstindustrie und Glasmalerei in Bd. VIII). Ferner muß der kartographischen Leistungen dankbar gedacht werden. Auch hier wurden viele alte Stiche entfernt und durch neue ersetzt, andere wieder verbessert und geändert. Die vielen Stadtpläne und Umgebungskarten (z. B. Dresden und Elberfeld-Barmen Bd. V, Florenz Bd. VI, Graz und Hamburg Bd. VIII) lassen uns fast den Bädecker vermissen. Ebenso ist der geographische Text jedes größeren Artikels mit so schönen Karten ausgestattet, daß ein Spezial-Atlas leicht entbehrt werden kann (z. B. China in Bd. IV, Europa in Bd. VI). Schließlich darf auch der instruktiven Karten astronomischen (über die Fixsterne Bd. VI), geologischen, landwirtschaftlichen (z. B. über die Verbreitung der Futtermittel Bd. VII), kunsthistorischen (Dionysos Bd. V), tier- und pflanzengeographischen Inhaltes (hierunter die über den Darwinismus in Bd. IV) nicht vergessen werden.

Zur Verbesserung der nächsten Auflage fügen wir wieder folgende Beiträge an: Bei Demokritos ist nicht auf Mullachs unzuverlässige Fragmentensammlung (1843), sondern auf H. Diels, Die Fragmente der Vorsokratiker (1893, S. 365 ff.), für die Darstellung seines Lebens und seiner Lehre auf Th. Gomperz, Griech. Denker I 254 ff. und Zeller, Philos. d. Griechen I[4] 761 ff. zu verweisen. — *Depositum.* Hier wäre zu erwähnen, daß das Zurückgeben des D. eine heilige Pflicht war; wer dieser nicht nachkam, wurde infam. — Bezüglich der Didascalien war E. Reischs Artikel in Pauly-Wissowas Real-Enzykl. zu benützen, wo u. a. auch die für die älteste Kirchenverfassung wichtige *Didascalia apostolorum* (ausgedehnte Bruchstücke einer lateinischen Übersetzung aus einem alten Veroneser Palimpsest hat E. Hauler bei Teubner 1900 veröffentlicht) entsprechend gewürdigt ist. — Diffusion. Hier wurde dem Einfluß der Temperatur auf die Diffusion keine Berücksichtigung geschenkt, obgleich diese bekanntlich bei der Zuckerfabrikation eine wichtige Rolle spielt. — Bei Dióptér wären auch dem Winkeldiopter einige Worte zu widmen gewesen. — Diószeg liegt nicht an der Wien-Budapester Staatsbahn, sondern an den kgl. ung. Staatsbahnen. — Dismembration. Hiebei wäre bezüglich Österreichs das Kommassationsgesetz zu erwähnen gewesen. — Disposition, und zwar alltägliche, ist auch in allen großen Ökonomiebetrieben nötig. Im Falle ungünstiger Witterung werden die zeitlich früh oder am Vorabend getroffenen D. fallweise richtig gestellt. — *Dolus.* Die eigentliche Bedeutung des Wortes ist nicht widerrechtlicher Wille (d. i. *dolus malus*), sondern List. — Drainage. Daß das Verfahren im Altertum „in äußerst primitiver Form“ zur Anwendung gekommen sei, ist, wenn man die frühzeitige Entwässerung des römischen Forums, des Velabrums, des Zirkustales, der Tiefe der *Subura*, des Tales zwischen dem Palatin und Esquilin, des *vicus Ingarius* und *Tuscus* (Liv. I 38, 6) sowie die römische Campagnia u. a. denkt, in dieser Form unzutreffend. Bei den älteren Entwässerungsmethoden hätte auch der Torfdrain Erwähnung verdient. Unter den Arbeitsgerätschaften wären noch anzuführen gewesen: der Drainspatensatz (vier Spaten zum Ausheben der Graben), der Schwanenhals (zum Ausheben der Sohle), der [illegible] (zur Herstellung der Löcher in den Saug- und Sammeldr[illegible] tiellen Entwässerung wäre ebenfalls mit [illegible] paar Worte[illegible] — Drapfarben fehlt. — Bei Dreß is[illegible] [illegible] — Dübel. Hier wäre der Doppelboden [illegible] ebenso wie das Dübeln der Eisenbahn[illegible]

Literaturbeleg fehlt *Walthers* Tierheilkunde. — Düngemittel, bei den relativen D. wäre die Zeit der Verwendung des Chilisalpeters anzugeben. — Eierprüfer, Sartorius' bekannter Eierprüfer fehlt. — Bei den Eisenbahnfahrplänen wäre die Zählung der 24 Stundenzählung der italien. Bahnen als praktisch hervorzuheben. — Eisenbahnhygiene. Hier wäre auch das unentgeltliche Verabreichen warmer Getränke an das Zugs- und Maschinenpersonale im Winter auf österr. Eisenbahnen zu erwähnen. — Eisenbahnverwaltung. Die Verwaltung der Staatsbahnen in Österreich-Ungarn ist je einer Direktion (nicht einer Generaldirektion) übertragen. — Ekelstoffe, in der Rückverweisung auf Duft- und Riechstoffe soll es S. 254 heißen. — Zu wenig gewürdigt ist die Bedeutung des *Q. Ennius* nicht nur in literarhistorischer, sondern auch in sprachgeschichtlicher Hinsicht; über ihn ist jetzt F. Skutschs Darstellung in Pauly-Wissowas Real-Enzykl. V 2589 ff. heranzuziehen. — Zu Epichormos wäre bezüglich der Bruchstücke noch auf Diels, Die Fragmente der Vorsokratiker, S. 89 ff., bezüglich seines Lebens und seiner Dichtungen auf *Xenia Austria* S. 82 ff. hinzuweisen. — Bei Euö als Bakchantenruf fehlt *εὐοῖ*, *euhoe* und *evoë*. — Exhorte als Predigt ist vergessen. — Zu Expedit wäre noch Ausfertigungsstelle anzugeben. — Die Tafel „Faserpflanzen I" ist minder praktisch und schön (vorne und rückwärts) mit Text bedruckt. — Frischling ist nicht nur ein junges Wildschwein, sondern überhaupt ein junges Schwein bis zu einem Jahre. — Der Feuerwerkskörper Frosch fehlt. — Fulda. Eine kurze Erwähnung hätte Christian Fürchtegott Fulda verdient, das Patenkind Gellerts und tüchtiger Philologe (vgl. Deutsche Literaturdenkmäler Nr. 125). — Unter Gartenkunst verdient auch Schönbrunn (Wien) und Eisgrub (in Mähren) eine Erwähnung. — Gekuppelte Maschinen fehlen. — Die Tafeln „Geräte der Naturvölker" sind nicht bequem zur Benützung eingefügt. — Gerichtliche Medizin, unter den Literaturangaben fehlt das bekannte Werk des Prof. Hans Groß. — Gesellschaftsreisen. Die antiken Reisen vieler zu großen Festlichkeiten (wie nach Olympia), die römischer Großer in Bäder und ins Ausland (so z. B. die Reisen Kaiser Hadrians) hätten Erwähnung verdient. Begründer der modernen G. ist nicht L. Stangen, sondern Thomas Cook. Die erste Vergnügungsreise fand in England am 5. Juli 1841 zwischen Leicester und Loughborough (18 *km*) mit 570 Reisenden statt; 1891 die erste Vergnügungsreise um die Welt (vgl. „Das Reisegeschäft" W. Fraser Rae, Wien 1891). — Der Ort St. Gilgen fehlt. — Im Artikel Handelsministerium ist irrtümlich angeführt, daß in Österreich die Generaldirektion der Staatseisenbahnen dem H. unterstellt sei. — Bei Handelshochschule ist die Angabe richtig zu stellen, Österreich habe keine Handelshochschule; derzeit besteht in Wien eine solche unter dem Namen Exportakademie. — Hardys automatische Vakuumbremse fehlt ebenso wie der Artikel Hausnummer. — Der Druck und das Papier wird auch hochgespannten Anforderungen gerecht. Das Werk ist, wie wir wiederholen, eine treffliche Leistung des Bibliographischen Institutes.

Wien. Dr. Karl Hauler.

Programmenschau.

41. Dorsch Josef, Mit Horaz von Rom nach Brindisi. Progr. [illegible] in Prag-Altstadt 1904. 8°, 18 SS.

[illegible] uns die Eindrücke einer 1895 unternommenen [illegible] und da er mit offenem Auge nach rechts [illegible] Reisehandbüchern vertraut ist, so

weiß er uns auch manches geschichtlich oder kulturgeschichtlich Interessante zu erzählen, was zur Vertiefung des Inhaltes des *iter Brundisinum* dienlich ist.

Daß die Gegend der Pomptinen in uralten Zeiten mit 23 Ortschaften besäet gewesen sei, hätte D. (S. 6) dem wenig vertrauenswürdigen Mucianus bei Plinius nicht glauben sollen. Der S. 7 genannte *monte Leone* heißt bei Bädeker (11. Aufl.) und Nissen, Ital. Landeskunde II 640 *Leano*; ein Ort *Vibo Monteleone* findet sich z. B. im südlichen Bruttium (Nissen, ebenda 956). Von der technisch interessanten Verlegung der *via Appia* ans Meer bei *Terracina* (S. 8) gibt Bädeker eine genauere Beschreibung. (Vgl. auch Nissen, II 641.) Warum wird S. 9 statt des modernen Namens *Sperlonga* nicht das ursprüngliche *Spelunca*, wie es bei Tac. Ann. IV 59 steht, gesetzt? — Auffällig ist der Gebrauch überflüssiger Fremdwörter.

42. Zeiner Ernst, Das Säkulargedicht des Horaz.

Progr. des Kaiser Franz Josef-Landes-Real- und Obergymn. in Baden bei Wien, I. Teil 1903, II. Teil 1904. 8°, 19 u. 30 SS.

Der Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, zum richtigen Verständnis des 'carmen saeculare' die Umstände näher zu beleuchten, die bei der Abfassung mitbestimmend waren und gliedert zu diesem Zwecke seinen Stoff in vier Kapitel: Die Reihe der Säkularfeste, Das sibyllinische Orakel, Die Ordnung der Festfeier, Übersetzung und Erklärung.

Mit Heranziehung der einschlägigen Literatur gelangt der Verf. zu dem Ergebnis, daß Augustus nicht sechs Jahre nach, sondern ein Jahr vor dem gesetzmäßigen Termin (738) sein Säkularfest begangen hat und dazu durch die Verhältnisse gezwungen worden sei. Um dem Feste die rechte Weihe zu geben, sei Augustus genau den Vorschriften eines sybillinischen Orakels gefolgt, das kurz vor der Festfeier von Ateius Capito abgefaßt worden sei. Im III. Kapitel wird dann, fußend auf die 1890 in Rom gefundenen Akten, die ganze Anordnung des Festes gründlich besprochen und besonders die Frage erörtert, ob das ganze C. S. auf dem Palatin und wiederum das ganze auf dem Kapitol vorgetragen wurde oder nicht. Den Schluß der fleißigen Arbeit bildet eine Übersetzung und Erklärung des Gedichtes, welche im Grunde entbehrlich war.

Der Lehrer des Horaz wird von dem Mitgeteilten gerne Kenntnis nehmen.

Prachatitz. Franz Hanna.

---

43. Weil Heinrich, Zu Alxingers „Bliomberis".

Progr. des n. ö. Landes-Realgymnasiums in Klosterneuburg 1904. 8°, 19 SS.

Nachdem der Verf. 1902 in einem Mödlinger Programm Alxingers bekannteste Dichtung, den „Doolin von Mainz" (1787), zunächst auf dessen Quellen, aber auch von anderen literarhistorischen Gesichtspunkten aus untersucht hat, wendet er sich in der vorliegenden Arbeit dem 1791 erschienenen zweiten Rittergedicht „Bliomberis" desselben Autors zu und liefert eine methodisch und stilistisch anziehende, lehrreiche kleine Monographie über das heute völlig vergessene große Epos unseres Landsmannes. Als unmittelbare Quelle Alxingers wird von Weil die Novelle „*Bliombéris*" des liebenswürdigen Fabeldichters Jean Pierre Claris de Florian ermittelt, die ihrerseits wieder aus dem großen Stoff-Reservoir der Wieland-Periode, aus Tressans „*Bibliothèque universelle des romans*" herfließt. Alxinger hat sich auch sonst durch Florian (für dessen Einfluß auf die deutsche Literatur Weil bei Goedeke VII 673 ff. reiches Beweismaterial gefunden hätte) mehrfach poetisch anregen lassen. Zu seiner mühevollen, fast

mehr bureaukratisch als poetisch zu nennenden Arbeit am „Bliomberis" zog er neben Florian doch auch Tressan oder dessen Übersetzung in Reichards „Bibliothek der Romane" (1782) heran und nahm, in stetem Hinblicke auf den bewunderten „Oberon", selbständige, doch nicht allzu schwerwiegende Veränderungen und Umordnungen in den Ereignissen und Personen vor, die Idee und die Hauptcharaktere der Dichtung „mit dem schwerfälligen Ernste, der alle seine Werke kennzeichnet" (S. 12), vertiefend, auch mancherlei Tendenzen seines eigenen Zeitalters, Freimaurerei, Tyrannenhaß u. s. f. unter die Tafelrunder und Riesen seiner Roccocoromantik einschwärzend: wird doch im „Bliomberis" sogar gegen den von Schubart und Schiller gebrandmarkten Menschenhandel der Zopfzeit polemisiert. An Reminiszenzen aus Homer, Virgil, Ariost, Wieland ist natürlich kein Mangel; ganz ähnlich haben sich, wie ich hinzufügen möchte, die Traditionen später in Fouqués „Corona" (1814), in Ernst Schulzes „Cäcilie" (1818 f.) und seiner „Bezauberten Rose" (1818), nur freilich schon unter den Auspizien der Romantik, gekreuzt. Über die Aufnahme des „Bliomberis" durch die Zeitgenossen berichtet der Verf. S. 17 ff. und macht auf die 1802 durch Seume für den Göschenschen Verlag besorgte, vorwiegend sprachlich-metrische Überarbeitung aufmerksam. Später ist das Epos 1812 und sogar noch 1861 gedruckt worden. Ein Zeugnis für seine Verbreitung in den Tagen der Romantik dürfte, mein' ich, Platens „Schatz des Rhampsinit" (1824, erschienen 1828) bieten, dessen tragikomischer erster Liebhaber denselben Namen führt wie Alxingers Held.

Wien. Robert F. Arnold.

---

44. Kreibich Emil, Über die Wiener und Milstäter Handschrift der Genesis. Progr. des städt. Ober-Realgymnasiums in Tetschen a. E. 1904. 37 SS.

Ziel dieser Arbeit ist, das Verhältnis der Milstäter Genesis (K) zur Wiener (W) zu untersuchen und dadurch zu der Frage Stellung zu nehmen, ob der Umdichter der Milstäter Hs. in allen Teilen gleich tätig war, wie Scherer (Q. u. F. 1, 70) annahm, oder gegen das Ende des Gedichtes an Kraft und Lust erlahmte, wie Diemer (in seiner Ausgabe der Milstäter Genesis, Einl.) und Bartsch (Germ. 8, 747) meinten. In der Tat ist eine sorgfältige Untersuchung, wie weit und aus welchen Gründen der Umdichter von seiner etwa 80 Jahre älteren Vorlage abwich, ein sehr interessantes und für die Kenntnis der österreichischen Mundarten des 12. Jahrhunderts fruchtbares Unternehmen, da hiebei die Wiener Hs. W die nicht erhaltene gemeinsame Vorlage WK ziemlich ersetzt.

Freilich schied Kr. dadurch, daß er sich auf die Vergleichung des Laut- und Formenbestandes beider Hss. beschränkte, den weitaus ergiebigeren Teil dieser Arbeit, die Untersuchung über Änderungen in Reim, Metrum und Satzbau, aus dem Kreise seiner Beobachtungen aus. Das Maß bewußter Umarbeitung kann natürlich aus einer Laut- und Formenvergleichung nie gewonnen werden, da, wie Kr. selbst zugibt, „die Darstellung der Laute in der Willkür des Schreibers liegt" und zudem eine buchstabentreue Abschrift der gemeinsamen Vorlage WK in W gewiß nicht zu sehen ist. So muß denn z. B. die unternommene Vergleichung des Initialengebrauchs, der Längenbezeichnung und Zusammenschreibung von Wörtern in beiden Hss. ganz ergebnislos bleiben und auch in der [illegible]autlehre hätte eine Gesamtuntersuchung des Lautbestandes beider Hss. [illegible]ere Resultate ergeben als die Gegenüberstellung einzelner korrelater

[illegible]erhaupt wird durch die unsichere Art des Zitierens von Beleg- [illegible] Wert der mühsamen Untersuchung stark beeinträchtigt. Er-

weiß er uns auch manches geschichtlich oder kulturgeschichtlic·essante zu erzählen, was zur Vertiefung des Inhaltes des *iter sinum* dienlich ist.

Daß die Gegend der Pomptinen in uralten Zeiten mit 23 Orts· besäet gewesen sei, hätte D. (S. 6) dem wenig vertrauenswürdig· cianus bei Plinius nicht glauben sollen. Der S. 7 genannte *monte* heißt bei Bädeker (11. Aufl.) und Nissen, Ital. Landeskunde II 640 ein Ort *Vibo Monteleone* findet sich z. B. im südlichen Bruttium (· ebenda 956). Von der technisch interessanten Verlegung der *via* ans Meer bei *Terracina* (S. 8) gibt Bädeker eine genauere Beschr·. (Vgl. auch Nissen, II 641.) Warum wird S. 9 statt des modernen N *Sperlonga* nicht das ursprüngliche *Spelunca*, wie es bei Tac. Ann. steht, gesetzt? — Auffällig ist der Gebrauch überflüssiger Fremdw

42. Zeiner Ernst, Das Säkulargedicht des Horaz. Progr. Kaiser Franz Josef-Landes-Real- und Obergymn. in Baden bei W I. Teil 1903, II. Teil 1904. 8°, 19 u. 30 SS.

Der Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, zum richtigen Verstä· des 'carmen saeculare' die Umstände näher zu beleuchten, die bei Abfassung mitbestimmend waren und gliedert zu diesem Zwecke se· Stoff in vier Kapitel: Die Reihe der Säkularfeste, Das sibyllinische Or·' Die Ordnung der Festfeier, Übersetzung und Erklärung.

Mit Heranziehung der einschlägigen Literatur gelangt der Verf. dem Ergebnis, daß Augustus nicht sechs Jahre nach, sondern ein J· vor dem gesetzmäßigen Termin (738) sein Säkularfest begangen l und dazu durch die Verhältnisse gezwungen worden sei. Um dem Fe· die rechte Weihe zu geben, sei Augustus genau den Vorschriften ein sybillinischen Orakels gefolgt, das kurz vor der Festfeier von Atei· Capito abgefaßt worden sei. Im III. Kapitel wird dann, fußend auf di 1890 in Rom gefundenen Akten, die ganze Anordnung des Festes gründ lich besprochen und besonders die Frage erörtert, ob das ganze C. · auf dem Palatin und wiederum das ganze auf dem Kapitol vorgetragen wurde oder nicht. Den Schluß der fleißigen Arbeit bildet eine Übersetzung und Erklärung des Gedichtes, welche im Grunde entbehrlich war.

Der Lehrer des Horaz wird von dem Mitgeteilten gerne Kenntnis nehmen.

Prachatitz. Franz Hanna.

---

43. Weil Heinrich, Zu Alxingers „Bliomberis". Progr. des n. ö. Landes-Realgymnasiums in Klosterneuburg 1904. 8°, 19 SS.

Nachdem der Verf. 1902 in einem Mödlinger Programm Alxingers bekannteste Dichtung, den „Doolin von Mainz" (1787), zunächst auf dessen Quellen, aber auch von anderen literarhistorischen Gesichtspunkten aus untersucht hat, wendet er sich in der vorliegenden Arbeit dem 1791 erschienenen zweiten Rittergedicht „Bliomberis" desselben Autors zu und liefert eine methodisch und stilistisch anziehende, lehrreiche kleine Monographie über das heute völlig vergessene große Epos unseres Landsmannes. Als unmittelbare Quelle Alxingers wird von Weil die Novelle „*Bliombéris*" des liebenswürdigen Fabeldichters Jean Pierre Claris de Florian ermittelt, die ihrerseits wieder aus dem großen Stoff-Reservoir der Wieland-Periode, aus Tressans „*Bibliothèque universelle des romans*" herfließt. Alxinger hat sich auch sonst durch Florian (für dessen Einfluß auf die deutsche Literatur Weil bei Goedeke VII 673 ff. reiches Beweismaterial gefunden hätte) mehrfach poetisch anregen lassen. Zu seiner mühevollen, fast

der Elementarforschung bewegen, sind äußerst... schwierig und bedürfen der höchsten Sorgfalt, dessen ungeachtet sind auch bedeutenden Forschern Irrtümer unterlaufen." .. Angabe von oberflächlichen Arbeiten, die infolge von Analysenfehlern zu Irrtümern über P, Br, S usw. geführt haben. Besprechung von Methoden, nach denen eine Anzahl von neuen Elementen isoliert worden ist. Aufführung von etwa 20 zweifelhaften Elementen und Angabe des über sie Bekannten. Mitteilungen über Polonium, Radium und Aktinium, als angebliche Bestandteile der chemischen Präparate mit radioaktiven Wirkungen. Aufzählung der wichtigsten dieser Wirkungen. Ansichten, die zur Erklärung der Radioaktivität aufgestellt wurden: Crookes, Frau Curie und Henri Becquerel. Letzterer „betrachtet die Strahlung der radioaktiven Körper als eine Emission materieller Teilchen. Die Emission ließe sich mit der Verdampfung von Riechstoffen vergleichen, bei welcher der Gewichtsverlust der riechenden Substanz infolge seiner Kleinheit ebenfalls der Beobachtung entgeht" (S. 23). Kurze Angabe über die Gewinnungsweise von radioaktiven Substanzen aus dem Uranpecherze.

Näheres über Polonium, Radium und Aktinium.

„Die radioaktiven Substanzen vermögen auch anderen Körpern die Aktivität zu induzieren." „Die Aktivität des induzierten Baryums nimmt mit der Zeit ab. Auch die Verbindung, aus welcher der induzierte Stoff abgeschieden wurde, nimmt an Aktivität stark ab" .. „Die fast inaktiven Produkte hatten aber nach mehreren Monaten ihre Radioaktivität von selbst wieder gewonnen." (24) Erklärungsversuche über den Wiedereintritt der Radioaktivität.

Durch eine Radiumsalzlösung „kann man dem Wasser temporär aktive Eigenschaften ... mitteilen". „Ebenso kann man durch Einschließen mit Radiumpräparaten andere Körper aktivieren, wie Cu, Pt, Pb, Sn, Al, Glas, Papier, Wachs usw." (25).

Crookes Äußerungen über die Bedeutung von Versuchen, die sich zur Aufgabe machen, die seltenen Elemente zu studieren, eventuell neue aufzufinden, seine Ansichten über die Elemente überhaupt, über ihre Entstehung aus einem Urstoffe, dem Protyl, über die Art, wie aus diesem Protyl wohl Elemente mit recht ähnlichen Eigenschaften und wieder solche mit ausgesprochen verschiedenen Eigentümlichkeiten entstanden sein könnten (26).

Crookes hofft ernstlich, daß die Chemie ihren Darwin finden werde wie die Biologie. „Gesetzt nun, man findet heraus, was diese Elemente wirklich sind, man erfahre, wie sie entstehen und warum ihre Anzahl, ihre Eigenschaften, ihre gegenseitigen Beziehungen, die uns jetzt bekannt sind, was ist damit gewonnen? Dann weiß man a priori, was man jetzt durch besondere Untersuchungen auffinden muß; dann sieht man die Erfolge jeder denkbaren Reaktion voraus und unsere Theorien lassen dieselben kraft der Voraussagung gesetzmäßig erscheinen" (27).

47. Prof. W. Demel, Chemische Analyse schlesischer Mineralien. Progr. der Staats-Oberrealschule in Troppau 1903. 20 SS.

Es wird in der vorliegenden Arbeit ein Beitrag zur Kenntnis der Mineralien aus österreichisch Schlesien geliefert, der hauptsächlich die chemische Zusammensetzung von einigen Eisenerzen, von Kalksteinen und Marmor, von Ton, von Zersetzungsprodukten des Basalts und endlich von einigen Braunkohlen betrifft. Da es in österreichisch Schlesien an einer umfassenden Sammlung von Mineralien, von petrographisch und geologisch wichtigen Stücken aus Schlesien fehlt, — aus der doch Wissenschaft, aber auch Industrie, Gewerbe und Künste Nutzen ziehen könnten — „bot es einige Schwierigkeit, das Material zu beschaffen, welches in der vorliegenden Abhandlung verarbeitet wurde, ja es mußten

sogar alte, verlassene Stollen aufgebrochen werden, um Material für diese wissenschaftliche Untersuchung zu erlangen".

Die mitgeteilten chemischen Analysen werden von kurzen Erläuterungen geologischen Inhalts begleitet.

Es werden behandelt: unter I von Eisenerzen aus dem nordwestlichen Schlesien: Magneteisensteine, Roteisensteine und Brauneisensteine; unter II von Eisenerzen aus dem östlichen Schlesien: Toneisensteine und Raseneгze; unter III: Kalksteine von Einsiedel und Hermannstadt und Marmorsorten von Saubsdorf und Setzdorf; unter IV: Verwitterungsprodukte des Basalts von Ottendorf bei Troppau; unter V: Ton von Sörgsdorf und unter VI endlich die Braunkohle von Sörgsdorf.

Der Gang der analytischen Untersuchung wird ausreichend skizziert, die Versuchsresultate werden in Tabellen übersichtlich zusammengestellt und in Kürze besprochen. Die ganze Arbeit ist eine sehr gründliche.

Wien. Joh. A. Kail.

---

48. Ploner P. J., Der stetige Wandel im typischen Bauplane des pflanzlichen Organismus. Progr. des Franziskaner-Gymn. in Bozen 1902. 24 SS.

Der leitende Gesichtspunkt der vorliegenden Abhandlung fußt darauf, „daß der systematische Begriff des Typus nicht absolut starr und unveränderlich ist, sondern, durch biologische Verhältnisse beeinflußt, innerhalb gewisser Grenzen beweglich und veränderlich sein müsse". Solches wird nun an der Veränderlichkeit mancher Blüten, insbesondere an den eigentümlichen bei diesen — sowie auch bei anderen Pflanzenorganen — auftretenden Verwachsungen gezeigt.

Da das Bildungsgesetz der organischen Körper nicht konstant sein kann, so ergibt sich daraus deren Veränderlichkeit von selbst. Abhängig ist letztere von der immerfort und ununterbrochen schaffenden Lebenskraft, welche den Pflanzenorganen und den sie bildenden Zellen, innerhalb gewisser Grenzen, einen mannigfaltigen Formenwechsel einprägt. Einige Veränderungen im Blütenbaue sind ganz unwesentlich, insofern dieselben jene Pflanze nicht „aus der Art schlagen" lassen. Eine nicht normale Anzahl von Blattgebilden in den Blütenquirlen hebt das Erkennen der betreffenden Art nicht auf.

Wesentlicher sind die Abweichungen von den Symmetrieverhältnissen, die Störungen in der Alternanz der Blütenkreise u. dgl., wiewohl auch diese die Artmerkmale nicht zu verwischen imstande sind.

Die Ursachen dieser Veränderungen bei Blüten liegen darin, daß die verschiedenen Faktoren (individuelle Anlage, Vererbung, Lebensverhältnisse, Parasiten) im Vegetationspunkte, „wo die Blüten erzeugt werden, die Spann- und Druckkräfte des jugendlichen Gewebes ändern und dadurch indirekt ihren Einfluß geltend machen; die zunächstliegende, eigentliche, erste und direkte Ursache — nimmt man an — sei die physikalische Veränderung der Kräfte im Innern des Organismus". [Warum dabei chemische Veränderungen völlig übergangen werden, ist nicht klar; werden doch Nahrungsverhältnisse, tierische und pflanzliche Schmarotzer mit zu den verändernden Faktoren gezählt!]

Nun werden kurz die Fälle von Verwachsungen, mit einigen Beispielen, vorgeführt und besprochen: Verwachsungen von Blättern untereinander, der Blätter mit Sprossen, der Sprossen untereinander, der Blütenträger (wohl Fruchtboden!) von *Leontodon Taraxacum,* und ganz besonders mehrere Fälle von Synanthie bei *Prunus spinosa,* welche an sechs Diagrammen erläutert werden; zum Schlusse von Synanthien an *Sambucus nigra, Tussilago Farfara, Paris quadrifolia.*

Bedeutend ist das Schlußwort des Verf.s: „Vielleicht dürfte es der Zukunft gelingen, auf die Verwachsungserscheinungen gestützt, manche verwandtschaftliche Beziehungen im Pflanzenreiche aufzudecken, die gegenwärtig noch unklar und zweifelhaft sind. Möglich, daß ein eingehendes Studium der Entwicklungsgeschichte der Samen zur Lösung hieher gehörender wichtiger Fragen führt, da es ja sein kann, daß bei einzelnen Gattungen und Familien der Angiospermen gelegentlich oder typisch mehrere Embryonen angelegt werden, wie es in der großen Klasse der Gymnospermen ja regelmäßig der Fall ist. Anstatt daß alle davon bis auf einen verkümmern, können dann zwei oder mehrere Embryonen erhalten bleiben und in eine Art Zwillingsbildung eingehen, welche der keimenden und blühenden Pflanze ein eigenartiges Gepräge geben kann, das zufälliger oder typischer Natur ist."

Pola. R. Solla.

Ferialfortbildungskurs für Mittelschullehrer in Prag.

Von einem kompetenten Teilnehmer an diesen Kursen wird uns geschrieben: Nach der heute (am 15. September) erfolgten Schließung der Ferialkurse für Mittelschullehrer erlaube ich mir der Redaktion mitzuteilen, daß der Verlauf des ersten Kurses ein so würdiger und die Teilnahme der Mittelschullehrer aus Böhmen eine so rege war, daß derselbe als in hohem Grade gelungen angesehen werden müsse. Die Zahl der Zuhörer betrug gegen 150, an einzelnen Vorträgen beteiligten sich gegen 80 Zuhörer. Erfreulich ist besonders der Umstand, daß alle Gymnasien und Realgymnasien Böhmens — mit Ausnahme eines einzigen — bei den Kursen vertreten waren; der Zuzug aus Mähren (etwa 10 gegen 140 aus Böhmen) hätte freilich stärker sein können.

Am 31. August versammelten sich die Teilnehmer in der Prager „Měšťanská Beseda" um 8 Uhr abends und wurden vom Obmannstellvertreter des Vereines der böhmischen Mittelschulprofessoren Schulrat Zdeněk herzlichst begrüßt und nach Darlegung der Ziele der neuen Institution und gerechter Würdigung der Verdienste der hohen Regierung um dieselbe ein dreimaliges Hoch auf Seine Majestät dargebracht.

Am 1. September um 7 Uhr früh begrüßte Landesschulinspektor Kastner offiziell die Teilnehmer und die — philologischen — Vorlesungen nahmen ihren Lauf, täglich von 7 bis 12 Uhr. Am Abend des ersten Tages wurde zu Ehren der Teilnehmer im Nationaltheater bei ausverkauftem Hause das herrliche Melodram „Pelops Brautwerbung" von Vrchlický-Fibich aufgeführt.

In den Tagen vom 2. bis 8. September wurden die Vorlesungen, die von den zahlreich versammelten Zuhörern mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgt wurden, programmäßig abgehalten und befriedigten nicht nur die Zuhörer, sondern auch die Herren Universitätsprofessoren in so hohem Maße, daß dieselben ihre Mitwirkung bei eventuellen weiteren Universitätskursen sofort zusagten. Die Vorlesungen waren in jeder Beziehung sehr gelungen, Prof. Králs Vortrag war geradezu ein Musterstück. Am 8. September wurde die erste Serie (philologische Vorlesungen) geschlossen und am 10. September der zweite, historisch-philologische Kurs eröffnet. Auch hier war die Beteiligung eine große, die Vorträge sehr interessant, der des Prof. Drtina geradezu glänzend. Heute (am 15. September) wurde auch dieser zweite Kurs unter zahlreicher Beteiligung der Teilnehmer geschlossen.

Landesschulinspektor Kastner dankte im Namen der Teilnehmer den vortragenden Universitätsprofessoren, Hofrat Strouhal den Teilnehmern und Prof. Dušek im Namen der Teilnehmer der hohen Regierung und der Leitung der Ferialkurse.

Am Vorabend (den 14. September) war abermals in der Měšťanská Beseda eine Manifestationsversammlung der Teilnehmer, wobei seitens des Schulrates Zdeněk nach längerer Ansprache ein dreimaliges Hoch auf Seine Majestät ausgebracht wurde.

Die freien Nachmittage vom 1. bis 14. September wurden durch die anerkennenswerten Bemühungen der Ausschußmitglieder des Zentralvereines der böhmischen Mittelschulprofessoren Schulrates Zdeněk und der Professoren Stýblo und Dušek in für die Teilnehmer recht angenehmer und erbaulicher Weise ausgefüllt. Unter Leitung von Fachmännern wurden besucht: die berühmte Bibliothek des Klosters auf dem Strahow (Interpret Dr. Zahradník), die Bibliothek des königl. böhm. Museums (Interpret Dr. Zíbot), die böhmische Kunstgalerie, das städtische Museum, die reichhaltigen ethnographischen Sammlungen des verstorbenen Naprstek, die Burg Karlstein u. v. a.

Ein Wort über Maturitätsprüfungstaxen.

Daß die bisher übliche Aufteilung der Maturitätsprüfungstaxen nicht im Einklange mit den von den einzelnen Mitgliedern der Prüfungskommission geforderten Arbeiten steht und somit von jedem Unbefangenen und gerecht Denkenden als unbillig bezeichnet werden müsse, ist wiederholt in den Kreisen der Schulmänner betont worden. Die folgenden Zeilen möchten zur baldigen Beseitigung jenes zwar oft beklagten, aber noch immer herrschenden Mißverhältnisses beitragen.

Der Unterricht in der Octava stellt an den Lehrer von Haus aus größere Anforderungen, weil ja neben dem für diese Klasse vorgeschriebenen Lehrstoffe auch älterer wenigstens in den wichtigsten Teilen durchgearbeitet werden muß. Zu dieser für alle Lehrer der Octava geltenden, nicht leichten Verpflichtung gesellt sich für Philologen, Germanisten und Mathematiker als weitere Arbeit die Korrektur der umfangreichen schriftlichen Maturitätsarbeiten. Überdies obliegt es dem Philologen, eine stattliche Zahl von Stellen aus den klassischen Schulautoren auszusuchen; eine Arbeit, die besonders dann nicht unbedeutend ist, wenn ein und derselbe Lehrer Latein und Griechisch in der Octava zu lehren hat. In letzterem Falle führt er auch noch die Geschäfte des Ordinarius und hat somit noch eine Fülle von Schreibereien vor und auch während der Maturitätsprüfung zu besorgen. Der Ausdruck „Fülle von Schreibereien" wird namentlich im Hinblick auf die stark besuchte Octava der Großstädte nicht als übertrieben bezeichnet werden. Ich kann übrigens mit einem konkreten Falle dienen, da ich in dem verflossenen Schuljahre Ordinarius einer 44 öffentliche Schüler zählenden Octava war, in der ich Latein und Griechisch unterrichtete. Es oblagen mir also infolge der Maturitätsprüfungen folgende Arbeiten: 1. die Korrektur von 88 lateinischen und 44 griechischen Arbeiten, 2. das Aussuchen von mindestens je 44 geeigneten Stellen aus lateinischen und griechischen Schulautoren für die mündliche Maturitätsprüfung, 3. hatte ich den Studiengang von 44 Schülern viermal zu schreiben, somit 176 Studiengänge niederzuschreiben, 4. endlich hatte ich auch die Maturitätszeugnisse vollständig auszufertigen.

Vergleicht man diese Reihe von Arbeiten z. B. mit dem, was der Historiker, für dessen Gegenstand es überdies noch Befreiungen gibt, bei der Maturitätsprüfung zu tun hat, so muß man wohl zugeben, daß ein recht greller Unterschied besteht. Angesichts eines solchen fast diametralen Gegensatzes wird das Verlangen nach einer anderen als bisher üblichen Verteilung der Prüfungstaxen nur als ein gerechtes, durchaus billiges angesehen werden. Man wird mir, da ich nicht auf eine bevorstehende, sondern bereits geleistete Arbeit hinweise, nicht den Vorwurf machen können, daß ich nur *pro domo* spreche. Was aber mir begegnete, kann nächstens einen anderen Berufsgenossen treffen. Noch mehr müßte ich mich gegen die Zumutung verwahren, daß ich eine durch den Beruf mir auferlegte Arbeit, und sei sie noch so groß, scheue. Vielmehr wollte das angeführte Beispiel nur beleuchten, welche bedeutende Differenz unter Umständen zwischen der Arbeit, die dem mit den Ordinariatsgeschäften und dem Unterrichte der klassischen Sprachen betrauten Professor zukommt, und der der anderen in der Octava lehrenden Kollegen eintreten kann.

Von der berechtigten Forderung, die Quoten der Maturitätsprüfungstaxen gerechter festzustellen, muß also jeder Unbefangene überzeugt sein. Eine Abhilfe kann nur durch Erhöhung der Prüfungstaxe und gleichzeitig durch Ausschluß der Befreiung von der Entrichtung jener Taxe geschaffen werden. Das Verlangen, keinen Abiturienten von der Zahlung der Taxe freizumachen, wird nicht als etwas Unerhörtes bezeichnet werden können, da auch die Universität keine Befreiung von Taxen bei den Staatsprüfungen kennt. Selbst die vom Kollegiengelde Befreiten müssen Prüfungstaxen zahlen. Wenn übrigens ein armer Gymnasialschüler in Anerkennung seiner Sitten und seines Fleißes acht Jahre hindurch die Wohltat der Schulgeldbefreiung und daneben vielleicht auch manche Unterstützung aus der Schülerlade oder Stipendien genossen hat, so kann, wenn ein solcher armer Schüler einmal eine Prüfungstaxe bezahlen muß, diese Forderung nicht als inhuman bezeichnet werden, selbst dann nicht, wenn diese Taxe von K 12 auf K 24 erhöht wird. Diese Erhöhung wäre aber wünschenswert, wenn die durch die Maturitätsprüfung für die einzelnen Mitglieder der Prüfungskommission sich ergebenden Verpflichtungen in einer eines akademisch Gebildeten würdigen und den einzelnen Leistungen entsprechenderen Form honoriert werden sollen.

Es erübrigt nun noch, einen Vorschlag hinsichtlich der Verteilung der auf K 24 zu erhöhenden Taxe zu machen. Vorher scheint es mir aber nötig, ein Wort über die obligatorische Zugehörigkeit des Religions- und Propädeutiklehrers zur Prüfungskommission zu sprechen. Die Vertreter dieser Fächer erleiden in der Großstadt jährlich, also unter Umständen 30 Dienstjahre hindurch, eine Verkürzung der Ferienzeit im Gegensatze zu anderen Kollegen, die nur zeitweise Mitglieder der Prüfungskommission sind. Der Religions- und Propädeutiklehrer hat also wie der Direktor jedes Jahr das Vergnügen, den Maturitätsprüfungen beiwohnen zu müssen. Während aber der Direktor von der Prüfungstaxe jedes Kandidaten jährlich eine Quote erhält, geht der Religions- und Propädeutiklehrer häufig leer aus. Daß es vielen Religions- und Propädeutiklehrern erwünscht wäre, gleich den anderen Kollegen sich nur fakultativ an der Maturitätsprüfung zu beteiligen, ist ein offenes Geheimnis. So lange aber keine diesbezügliche Verfügung seitens der Unterrichtsverwaltung erfolgt, sollten auch Religions- und Propädeutiklehrer allgemein für die jährliche Teilnahme an den namentlich in der Großstadt wegen der Schülerzahl lange dauernden Maturitätsprüfungen durch eine wenn auch bescheidenere Quote entschädigt werden. An einzelnen Realschulen erhält, wie ich höre, regelmäßig auch der nicht prüfende Chemiker als Mitglied der Prüfungskommission einen Anteil der Taxe. Übrigens fällt bekanntlich neben dem Rektor auch dem Dekan und Promotor, obwohl sie bei der Promotion fast nichts zu tun haben, eine Quote der einzelnen Promotionstaxen zu,

selbst wenn eine sogenannte Massenpromotion erfolgt. Wenn wir also dem Religions- und Propädeutiklehrer vorläufig auch eine bescheidene Quote zuerkennen müssen, so wären meines Erachtens die K 24 in folgender Weise aufzuteilen:

für den Ordinarius:	1 Quote, also K 2 per Prüfling.
„ Latein:	2 Quoten,
„ Griechisch:	2 „
„ Deutsch:	2 „
„ Mathematik:	2 „
„ Physik:	1 „
„ Geschichte:	1 „
„ den Direktor:	$^1/_2$ „
„ Religion:	$^1/_4$ „
„ ph. Propädeutik:	$^1/_4$ „

Sollten Religions- und Propädeutiklehrer aber als ständige Mitglieder der Prüfungskommission wieder ausgeschaltet werden, dann könnten die für jene Kollegen vorgeschlagenen, einer halben Quote gleichkommenden Anteile dem Lateinlehrer, der ja 2 schriftliche Arbeiten zu korrigieren hat, zufallen.

Die Verwirklichung unserer Vorschläge läßt den Staatssäckel ganz unberührt, die Professoren der Mittelschule aber würde sie umso angenehmer berühren, als ein unleugbares Mißverhältnis hiedurch beseitigt würde.

Brünn. Dr. Simon.

Die 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner

wird von Dienstag, den 3. Oktober, bis Freitag, den 6. Oktober 1905, in Hamburg unter dem Vorsitz des Schulrates Brütt und Prof. Wendland stattfinden.

Das Programm ist in den Grundzügen folgendes: Montag, den 2. Oktober. Abends von 8 Uhr an: Begrüßung und geselliges Beisammensein im „Konzerthaus Hamburg" (ehemals Ludwig), St. Pauli, wo auch die allgemeinen und ein Teil der Sektionssitzungen stattfinden. — Dienstag, den 3. Oktober. 10—12 Uhr: Erste allgemeine Sitzung. Begrüßung durch ein Senats-Mitglied. Eröffnung der Versammlung, Nekrolog, Vorträge. Von 1 Uhr an: Konstituierung der Sektionen. 6 Uhr: Festmahl im Zoologischen Garten. — Mittwoch, den 4. Oktober. 9—11 Uhr: Sektionssitzungen. 12—2 Uhr: Zweite allgemeine Sitzung. Vorträge. Nachmittags: Besichtigung von Sehenswürdigkeiten unter sachkundiger Führung. Abends um 7 Uhr: Festvorstellung im Deutschen Schauspielhause. — Donnerstag, den 5. Oktober. 9—11 Uhr: Sektionssitzungen. 12—2 Uhr: Dritte allgemeine Sitzung. Vorträge. Nachmittags: Besichtigung von Sehenswürdigkeiten. Hafenrundfahrt und Mahl an Bord des Dampfers „Patricia" der Hamburg-Amerika-Linie oder an Bord des Dampfers „Cap Ortegal" der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft. Abends: Empfang im Rathause. — Freitag, den 6. Oktober. 8—10 Uhr: Sektionssitzungen. $10^1/_2$—$12^1/_2$ Uhr: Vierte allgemeine Sitzung. Vorträge. Beschluß über Ort und Zeit der nächsten Versammlung. Schlußwort. Nachmittags: Ausflug nach Friedrichsruh. Abends: Bierabend, dargeboten vom Ortskomitee. — Sonnabend, den 7. Oktober. Fahrt in See, ev. bis Helgoland. — Der Preis der Mitgliedskarten beträgt zehn, für Damen sechs Mark. Es wird gebeten, die Mitgliedskarten spätestens bis zum

30. September, bei dem Schatzmeister des Ortskomitees, Herrn W. H. Breymann, zu lösen. Die Zahlungen erfolgen entweder durch die Post an die Firma Breymann & Hübener, Hamburg 8, oder an die Hamburger Filiale der Deutschen Bank für W. H. Breymann als Schatzmeister der Versammlung. Das Empfangsbureau befindet sich am 2. Oktober im Dammtorbahnhof, vom 3. an im Konzerthaus Hamburg. Dem geschäftsführenden Ausschuß stehen Hotelquartiere von Mk. 3·50 an für Nacht und Bett (einschl. Kaffee) und Privatquartiere von Mk. 2·50 an für Nacht und Bett (einschl. Kaffee und Bedienung) zur Verfügung. Anfragen sind jedenfalls bis zum 27. September an Herrn Dr. H. v. Reiche, Hamburg 7, zu richten.

Aus dem Verzeichnis der Vorträge heben wir hervor die *A.* Allgemeine Sitzungen. Bethe: Liebe und Poesie; Conze: *Pro Pergamo*; Diels: Der lateinische, griechische und deutsche Thesaurus; Geffcken: Altchristliche Apologetik und griechische Philosophie; Hiller v. Gärtringen: Geschichte von Priene nach den Baudenkmälern und Inschriften; Kehrbach: Bericht über die Veröffentlichung der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte; Koepp: Die Ausgrabungen bei Haltern (mit Lichtbildern); Lenz: Ziel und Charakter der Politik Napoleons I.; Lichtwark: Künstlerische Bildung auf örtlicher und nationaler Grundlage; Metz: Der Pflichtbegriff innerhalb Goethescher Ethik; Oldenberg: Indologie und klassische Philologie; Paulsen: Noch eine Schulreform; Reinke: Dogmen und Tendenzen in der Wissenschaft. — *B.* Sektionssitzungen. 1. Philologische Sektion (Obmänner: Sudhaus, Schultess, Geffcken). Brinkmann: Die gegenwärtigen Aufgaben der philologischen Textkritik; Corssen: Horaz' Römeroden; Gercke: Heimat und Sprache Homers; E. Hauler: Der Stand der Frontoausgabe; H. Schenkl: Predigt und Schriftwerk in der lateinischen Patristik des IV. Jahrh.; Skutsch: *C. Corneli Galli Ciris.* (Kombinierte Sitzung der philologischen und indogermanischen Sektion): Thumb: Prinzipienfragen der Koineforschung; Zacher: Die dämonischen Urväter der Komödie. 2. Pädagogische Sektion (Obmänner: Wegehaupt, Schlee). Aly: Universität und Schule; Baumgarten: Der Religionsunterricht auf der Oberstufe des Gymnasiums; Gurlitt: Über die Pflege und Entwicklung der Persönlichkeit; Münch: Die Pädagogik und das akademische Studium; Weißenfels: Läßt sich aus Übersetzungen eine den Zielen des höheren Unterrichtes entsprechende Vertrautheit mit der alten Literatur, Geschichte und Kultur gewinnen? Wotke: Die Entwicklung des österreichischen Lehrerstandes bis 1848. 3. Archäologische Sektion (Obmänner: Noack, Klußmann). v. Duhn: „Eine Giebelkomposition aus Neapel“ und „Reiterfigürchen aus böotischen Gräbern“ (mit Lichtbildern); Graef: Ein Kapitel griechischer Plastik (mit Lichtbildern); Petersen: Die *Ara Pacis Augustae* und ihre Vorbilder (mit Lichtbildern); Pick: Numismatische Beiträge zur griechischen Kunst (mit Lichtbildern); Puchstein: Eine syrische Stadt (mit Lichtbildern); Schrader: Zur Entwicklungsgeschichte des ionischen Baustiles; Schreiber: Die neuen alexandrinischen Kapitelle der Ptolemäerzeit; Warburg: Dürer und die italienische Antike (im Anschluß an Handzeichnungen und Kupferstiche der hamburgischen Kunsthalle). (Kombinierte Sitzung der archäologischen, philologischen und historisch-epigraphischen Sektion): Robert: Pandora (mit Lichtbildern). 4. Germanistische Sektion (Obmänner: Gering, Dissel, Rosenhagen). Heusler: Alter und Heimat der eddischen Gedichte; Krumm: Friedrich Hebbel als Tragiker; Meissner: Römische Altertümer in der *Rómverja saga*; Mensing: Über das Schleswig-Holsteinische Idiotikon; Mogk: Volkskunde und deutsche Philologie; Saran: Mystische Theologie [illegible] Sijmons: Das niederdeutsche Lied von Ermenrichs [illegible] *Hampésmól*; Strauch (Halle): Das deutsche W[illegible] Grimm; Uhl: Winileod; Witkowski: Über den [illegible]

lichen Ausgabe von Goethes „Faust". 5. Historisch-epigraphische Sektion (Obmänner: Volquardsen, Ohly, Ziebarth). Hitzigrath: Hamburgischer Handel im XVIII. Jahrh.; Jacob: Gustav Freytags „Ahnen" im Spiegel deutscher Geschichte; Lehmann: Zur auswärtigen Politik der ersten Ptolemäer und Seleukiden; Swoboda: Über die altgriechische Schuldknechtschaft; Soltau: Römische Geschichtsforschung und Bibelkritik; v. Scala: Makedonisch-Hellenistische Beiträge aus Inschriften. (Kombinierte Sitzung der historisch-epigraphischen, archäologischen und philologischen Sektion): Ed. Meyer: Alexander der Große und die absolute Monarchie; Ziebarth: Das Schulwesen von Milet. Außerdem finden in der 6. Romanistischen Sektion (Obmänner: Körting, Tendering) Vorträge von Bouvier, Scheffler, Suchier und Zschesch, 7. in der Englischen Sektion (Obmänner: Holthausen, Wendt) solche von Bradley (Oxford), Creizenach, Hecht, Holthausen, Ispersen und Spies statt. In 8. der Indogermanischen Sektion (Obmänner: Wackernagel, Fritsch-Hamburg) werden Bezzenberger, Hermann, Kretschmer, Streitberg und Solmsen, in 9. Mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion (Obmänner: Thaer, Ahlborn) Bohnert, Grimsehl, Schubert und 10. in der Orientalischen Sektion, verbunden mit der Sitzung der Deutsch-Morgenländische Gesellschaft (Obmänner: Hultzsch, Behrmann), Lidzbarski, Hertel und Kotelmann sprechen.

Entgegnung.

Ich erhalte soeben eine Besprechung meines Lehrbuches der Erdkunde für Mädchen-Lyzeen aus der Feder des Herrn Professors und Privatdozenten Dr. J. Müllner zugesandt. Die Besprechung ist derart gehalten, daß ich sie nicht unerwidert lassen kann.

Meinen Standpunkt gegenüber dem geographischen Lehrbuche, das ich überhaupt für entbehrlich erachte, habe ich in diesen Blättern und an anderem Orte oft genug zum Ausdrucke gebracht. Ich begnüge mich also allen prinzipiellen Einwänden des Herrn Ref. gegenüber darauf hinzuweisen, daß zwischen meiner Auffassung von der Aufgabe des Lehrbuches im erdkundlichen Unterrichte und der des Herrn Ref. offenbar ein grundsätzlicher Gegensatz besteht. Dazu kommt im vorliegenden Falle, daß Mädchen ohnehin in der Regel der Geographie weniger Verständnis entgegenbringen als Knaben, weshalb ich mit voller Absicht allzuviel „Modernität" von meinem Buche ferne gehalten habe. Ebenso absichtlich habe ich aber auch jedem Erdteile eine breite Übersicht vorausgeschickt, weil m. E. alle außereuropäischen Erdteile eine gewisse Distanz der Betrachtung fordern. Einzelheiten sind hier ja nur sehr spärlich zu geben, das Bleibende, im Gedächtnisse Haftende sind daher eben die in der Übersicht enthaltenen Dinge.

Was nun die zahlreichen Ausstellungen des Herrn Ref. anbelangt, die er an einzelne Stellen meines Buches knüpft, sei ihm zunächst zugegeben, daß manches Versehen leider stehen geblieben ist. Allein dieses Schicksal teilt mein Buch, wie eine Durchsicht der Besprechungen in vorliegender Zeitschrift zeigt, mit fast allen Lehrbüchern. In der Tat erklärt sich diese Erscheinung für jeden Eingeweihten leicht aus der Art der Arbeit, die in verhältnismäßig kurzer Zeit ein ungeheures Material bewältigen muß. Aber einige der mir zum Vorwurfe gemachten Verstöße scheinen mir keine solche zu sein oder aber ist die Art ihrer Richtigstellung eine derartige, daß sie meinen lebhaften Widerspruch hervorruft, wie in folgendem ausgeführt werden soll.

Was zunächst die Inkonsequenz anbelangt, deren ich mich schuldig gemacht haben soll, indem ich als äußerste Punkte der britischen Inseln Valentia oder Nord-Amerikas Kap Race anführe, so ist dies eben nur Ansichtssache. Küstennahe, abgegliederte Inseln, die in engstem Zusammenhange mit dem Festlande stehen, werden ja auch anderwärts zu solchen Zwecken beigezogen, wie das Nordkap Europas beweist. Kap *Duncansby* wurde nur deshalb genannt, weil *Dunnet Head* auf unseren Schulatlanten nicht verzeichnet ist und es mir zweckwidrig schien, einen Punkt zu nennen, den der Schüler auf der Karte nicht zu finden vermag, abgesehen davon, daß bisher anstandslos *Duncansby-Head* als Nordpunkt in vielen Lehrbüchern genannt wurde. Was den „Meridian von Prag" (S. 1) anlangt, hätte eine etwas wohlwollende Betrachtung den *lapsus calami* sofort erkennen können; es soll natürlich Parallel heißen. Ebenso ist durch einen Druckfehler aus dem Hügellande im SW Englands das im SO geworden; die in keinem mir bekannten Schulatlas verzeichneten *Cotswold Hills* zu nennen, hatte ich allerdings nicht den geringsten Anlaß. *Kurgan* ist als Merkpunkt gegeben, weil er dicht an der Grenze von Asiatisch- und Europäisch-Rußland liegt; daß es in Europa gelegen sei, behaupte ich ja nicht. Daß die Dimbowitza ein Zufluß der Donau ist, ist doch ganz richtig; allerdings scheint der Herr Ref. Zu- und Nebenfluß als identisch zu betrachten; dafür kann ich nichts. Die von mir gegebene Fassung bezüglich des rumänischen Zweiges der Hohenzollern mag wenig glücklich sein, sagt aber doch im Grunde nichts Falsches. Daß ich S. 26 unter einer Geraden vom Südende des Kaspisees zum Kap Deschnew eben eine Gerade auf dem Kartenbilde meine, dürfte wohl an sich klar sein. Da man zwei Punkte stets durch eine Gerade verbinden kann, ist es mir völlig unverständlich, was hier die Angabe der Projektionsart tun sollte. Daß der Name Mandschu-Küstengebirge nirgends vorkommt, ist richtig und mir natürlich nichts Neues; wohl aber steht auf unseren Schulkarten „Sichota-alin oder Küstengebirge", warum ich zu dem letzteren deutschen Namen den Beisatz Mandschu setze, dürfte darnach wohl zu begreifen sein. Daß der Herr Ref. die Darstellung Asiens als „wenig gelungen" bezeichnet, kann doch wohl nur eine höchst subjektive Anschauung ausdrücken; denn gerade diese wurde mir von fachmännischer Seite besonders gelobt. Überdies gestehe ich gerne, daß ich hier nicht ganz originell bin; ich benütze nur, was ich der Belehrung eines anerkannten Methodikers, des Herrn Schulrates Prof. Dr. Wilhelm Schmidt verdanke, und halte mich dabei überdies ziemlich genau an die Instruktionen. Die Auffassung der Pamir als eines Gebirgsknotens dürfte doch, wie Seidlitz C. 23. B. 1902 und Heiderich, Schulgeographie I., ja wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt (da ich hier in den Ferien das Buch nicht zur Hand habe), auch „Sueß, Antlitz der Erde" beweisen, noch nicht „längst aufgegeben" sein. Daß der Tee teilweise aus anderen Erdteilen stammt, sage ich nicht. Wie man mir aus der angezogenen Stelle einen derartigen Unsinn imputieren kann, ist mir einfach unverständlich. Es heißt bei mir: „Nutzpflanzen, die teilweise aus anderen Erdteilen hierher verpflanzt wurden, ... sind z. B. Kaffee, Tee, Kakao ...." Jedermann sieht deutlich, daß ich nicht sage: ein Teil des Kaffees, Tees usw., sondern einzelne von diesen Pflanzen sind hierher verpflanzt worden, was ja stimmt. Die Ausdrucksform mag nicht ganz klar sein, aber Wohlwollen ist es nicht, das hier einen völligen *Nonsens* hineininterpretiert. Daß der Esel aus Afrika stammt, erlaube ich mir zu bezweifeln, zum mindesten habe ich nirgends einen Hinweis darauf gefunden; Wagner, S. 645 (6. Aufl.) widerspricht dieser Annahme sogar vollständig. Die statistischen Zahlen, die ich angebe, sind den als völlig zuverlässig geltenden Hübnerschen Tafeln für 1902 entnommen, einen neueren Jahrgang konnte ich naturgemäß bei der Arbeit nicht benutzen. Bei den Einwohnern der Union ist mein „fast" allerdings ein Irrtum meinerseits. Wer weiß, wie schwer es ist,

gerade in dieser Hinsicht ein Lehrbuch stets auf dem Laufenden zu halten, wird wohl milde urteilen. Die sibirische Bahn fährt mit Verlaub allerdings „ostwärts zum Amur"; wenn ich Schilka und Stretensk nicht nenne, ist das doch nichts als eine ganz erlaubte Generalisierung. Es konnte mir doch nicht einfallen, ein Verzeichnis aller berührten Stationen und Flußläufe zu geben. 150° für 168° ist, wie schon die Zahlentypen zeigen, ein Druckfehler. Der Itatiaya ist auf den mir bekannten Karten, so auch Kozenn, 39. Aufl. mit 2990 *m* angegeben, so daß die Abrundung 3000 gestattet ist. Warum gerade so bezeichnende Dichteangaben wie $^{1}/_{10}$ oder $^{5}/_{100}$ nicht gegeben werden sollen, kann ich durchaus nicht einsehen. Statt der Delagoa-B. soll es die D.-B. heißen. Der Einwand gegen die auf den Athabaska bezügliche Stelle ist mir unverständlich, Der Limpopo kommt allerdings, wie ich wohl weiß, nicht aus den Drakenbergen selbst, sondern aus dem vorgelagerten Witwatersrand; da ich diesen aber zu nennen nicht für nötig fand, liegt wieder nur eine m. E. völlig zulässige Generalisierung vor. Die Isothermen nenne ich ganz absichtlich erst S. 96, weil ich grundsätzlich gewisse schwierigere Begriffe nur gelegentlich, u. zw. bei der mir am passendsten scheinenden Gelegenheit erwähne. Die Gletscher des Kilima-Njaro und Kenia habe ich keineswegs vergessen, nur erschien mir ihre Bedeutung so gering, daß ich sie ohne Schaden meinte unerwähnt lassen zu können.

Um zum Schlusse zu gelangen: Wie schon gesagt, teilt mein Buch das Schicksal, daß trotz Approbationsverfahren und trotz mehrfacher Korrekturen einige, wie mir dünkt, zumeist wenig belangreiche Versehen stehen geblieben sind. Als solche anerkenne ich alle hier nicht berührten, vom Verf. gerügten Stellen. Viele Einwände aber erweisen sich als Ausflüsse einer grundsätzlich von der meinen verschiedenen pädagogisch-didaktischen Auffassung; dieser gegenüber möchte ich mir das Recht der eigenen Überzeugung wahren. Andere Einwände erklären sich vielleicht auch aus einer allzu kritischen Betrachtung meiner bescheidenen Arbeit.

Wien. Imendörffer.

Erwiderung.

Den Worten des Herrn Prof. Imendörffer habe ich nichts hinzuzufügen. Ich überlasse seine Bemerkungen ruhig dem Urteile des unbefangenen sachkundigen Lesers.

Wien. J. Müllner.

Berichtigung.

In der S. 526 ff. veröffentlichten Besprechung von Theodor Mommsens „Reden und Aufsätzen" sind folgende Druckversehen stehen geblieben: S. 526, Z. 1 lies 1903 statt 1904, auf S. 528 ist das Zitat: Reden, die, wie das Vorwort mit Recht hervorhebt, „in Fülle .... gehören" in Z. 1 nach „gehalten hat" anzufügen.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Zur Frage über die historischen Quellen der *Octavia*.

II.

In dem Chorliede, in welchem der Dichter der Prätexta den Schiffbruch und Tod der jüngeren Agrippina darstellt, ruft diese in der höchsten Gefahr (V. 333 f.):

> *haec (exclamat) mihi pro tanto*
> *munere reddis praemia, nate?*
> *hac sum, fateor, digna carina,*
> *quae te genui, quae tibi lucem*
> *atque imperium nomenque dedi*[1])
> *Caesaris amens.*

Bei Iosephus Flavius aber lesen wir (Ant. Iud. XX 8, 2): *Νέρων δὲ τὴν ἀρχὴν οὕτως παραλαβὼν Βρεταννικὸν μὲν ἀδήλως τοῖς πολλοῖς ἀναιρεῖ διὰ φαρμάκων, φανερῶς δὲ οὐκ εἰς μακρὰν τὴν μητέρα τὴν ἑαυτοῦ φονεύει ταύτην ἀμοιβὴν ἀποτίσας αὐτῇ οὐ μόνον τῆς γενέσεως ἀλλὰ καὶ τοῦ ταῖς ἐκείνης μηχαναῖς τὴν τῶν Ῥωμαίων ἡγεμονίαν παραλαβεῖν.* Beide Schriftsteller bringen denselben Gedanken zum Ausdruck. Doch Nordmeyer, der zuerst auf die Vergleichung dieser zwei Stellen Gewicht legte (Fleckeis. Jahrb. XIX. Suppl. [1892] S. 279), bemerkt selbst, daß dieser Gedanke auch ausgesprochen ist V. 93 f.:

---

[1]) Sonderbarerweise hat Cima (La tragedia Romana 'Octavia' e gli 'Annali' di Tacito) zu dieser Stelle nicht Tac. Ann. XII 64 zitiert: *Agrippina, quae filio dare imperium, tolerare imperitantem nequibat*; er hätte doch an beiden Stellen die Wörter *imperium, dare* und *dedi* durch den Druck hervorheben können. Vgl. übrigens auch Tac. Ann. XIII 14: *quod (imperium) insitus et adoptivus (Nero) per iniurias matris exerceret* zu Oct. V. 248 f.:

> *utinam suorum facinorum poenas luat*
> *Nero insitivus, Domitio genitus patre,*
> *orbis tyrannus, quem premit turpi iugo.*

. . . . licet ingratum
dirae pudeat munere matris
hoc imperium cepisse, licet
tantum munus morte rependat,
feret hunc titulum . . .

und 612 f.:

totum per orbem quem dedit poenam in meam
puero regendum noster infelix amor.

Weiter hätte er statt V. 125 f.:

adice his superbam paelicem nostrae domus
spoliis nitentem, cuius in munus suam
Stygiae parentem natus imposuit rati,

wo nur gesagt ist, daß Nero der Poppäa zuliebe die eigene Mutter getötet habe, besser noch anführen können, was Agrippinas Schatten ruft (V. 600 f.):

. . . reddita est meritis meis
funesta merces puppis et pretium imperi
nox illa qua naufragia deflevi mea.

Dazu kommen noch Dio-Xiph. LXI 14, 1: *οὕτω μὲν ἡ Ἀγριππῖνα . . ὑπ' αὐτοῦ τοῦ υἱέος, ᾧ τὸ κράτος ἐδεδώκει, δι' ὃν ἄλλους τε καὶ τὸν θεῖον ἀπεκτόνει, κατεσφάγη* und Philostrat vita Apoll. IV 38, 3 *οὑτοσὶ δὲ (ὁ Νέρων) καὶ ἐσποιηθεὶς ὑπὸ τῆς μητρὸς γέροντι βασιλεῖ καὶ κληρονομήσας τὸ ἄρχειν ναυαγίῳ τὴν μητέρα ἀπέκτεινε* sowie die Abschiedsworte Neros nach dem Feste der Aussöhnung in Bajä (Dio LXI 13, 2): *μῆτερ ἔρρωσό μοι καὶ ὑγίαινε· ἐν γὰρ σοὶ καὶ ἐγὼ ζῶ καὶ διὰ σὲ βασιλεύω,* die Nordmeyer entgangen sind. Er findet aber, daß die erste Stelle der Prätexta (V. 333 f.) und die Worte des Iosephus eine Eigentümlichkeit aufweisen, die keine andere Stelle zeige. Überall hieße es, Nero habe seine Mutter getötet, obwohl sie ihm den Thron verschafft hatte, nirgends sonst aber werde hinzugesetzt, obwohl ihm die Mutter Licht und Leben geschenkt hatte. Nordmeyer hält also die Übereinstimmung nicht für zufällig, und da es ihm unglaublich scheint, daß der Dichter aus Iosephus schöpfte, meint er, man müsse eine gemeinsame Quelle annehmen u. zw. Cluvius Rufus, den Th. Mommsen (Hermes IV 322 und 324) als Quelle des Iosephus für die römischen Verhältnisse wahrscheinlich gemacht habe.

Der Gedanke beider Stellen ist aber so natürlich, daß er doch von allen gedacht worden sein muß, die von Agrippinas Ermordung hörten; jeder Schriftsteller, der die Tat erwähnte, mußte ihn haben. Das zeigen ja auch die von Nordmeyer selbst angeführten Stellen. Die Prätexta und Iosephus haben nichts Eigentümliches gemeinsam; denn in Worten wie *ὑπ' αὐτοῦ τοῦ υἱέος* (bei Dio) oder *ἐσποιηθεὶς ὑπὸ τῆς μητρὸς . . .* (bei Philostrat) ist doch dasselbe ausgedrückt wie in der Prätexta mit *quae te genui, quae*

tibi lucem . . dedi[1]), da diese Worte *mater* umschreiben. Weil es sich hier um einen ganz naheliegenden Gedanken handelt, der gedacht und ausgesprochen wird, so oft man sieht oder hört, daß Kinder gegen liebevolle Eltern unschön handeln, kann ich nicht einmal glauben, daß Iosephus jene Worte einer Quelle entlehnt hat[2]); ganz abzuweisen aber ist die Annahme, daß der Autor der *Octavia* den an verschiedenen Stellen des Stückes ausgesprochenen Gedanken gerade in den V. 338 f. mit Rücksicht auf eine bestimmte Quelle in Worte gefaßt habe. Damit ist die Vermutung Nordmeyers erledigt, daß Cluvius der Autor sei, den der Dichter benützt habe[3]).

Das Werk des älteren Plinius, *libri a fine Aufidii Bassi,* hatte Nordmeyer aus dem Grunde nicht als Quelle der Prätexta ansehen wollen, weil die Prodigien, welche Plinius mit besonderer Sorgfalt sammelte, in der *Octavia* außer an einer Stelle (V. 231 f.) gar nicht berücksichtigt seien und weil die Bemerkungen, die dieser Autor in seiner Naturkunde über Claudius und Nero macht, dem in der Tragödie Gesagten nicht entsprächen. Dagegen hat nun, wie in der Einleitung bemerkt wurde, A. Gercke gerade den älteren Plinius für die historischen Notizen in der Prätexta verantwortlich gemacht mit der Begründung, es sei von Nordmeyer selbst und von mir nachgewiesen worden, daß die *Octavia* vielfach mit Dio zusammengehe, dessen Darstellung als einheitliche Bearbeitung des Geschichtswerkes des Plinius angesehen werden müsse. Dieser Ver-

---

[1]) Tacitus, dem dieser Gedanke zu gewöhnlich gewesen sein wird, schließt die Erzählung vom Tode Agrippinas wirksamer mit der Prophezeiung der Chaldäer (Ann. XIV 9): *hunc sui finem multos ante annos crediderat Agrippina contempseratque. Nam consulenti super Nerone responderunt Chaldaei fore, ut imperaret matremque occideret; atque illa 'Occidat', inquit, 'dum imperet'.*

[2]) Mit Recht bemerkt Gercke S. 197: „Daß die Mutter ihrem Kinde das Leben gegeben hatte, konnten Schriftsteller, die bei Verstande waren, auch ohne Quellen sagen", fährt aber fort: „Möglich ist, daß Iosephus Gewährsmann (Cluvius?) und Plinius, Dios Quelle, voneinander nicht unabhängig waren". Auch Steinberger a. a. O. S. 125 bezeichnet die Zurückführung auf Cluvius Rufus als wenig geglückt. Cima (S. 22, Anm. 1) meint, es sei ganz glaublich, daß die Stellen bei Iosephus und in der *Octavia* auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen, zweifelt aber, daß dies Cluvius sei. Leider spricht er sich nicht darüber aus, wen Iosephus und der Dichter der *Octavia*, der doch nach ihm aus Tacitus schöpft, gemeinsam benützt haben sollen. Ich habe Nordmeyer längst brieflich mitgeteilt, daß ich jeden Zusammenhang zwischen Iosephus und der Prätexta in Abrede stellen muß.

[3]) Und zwar glaubte er, der Dichter habe für die Geschichte des Kaiserhauses bloß das Werk des Cluvius benützt. In der Schilderung der Greuel des Bürgerkrieges zwischen Antonius und Augustus (V. 506—524) soll der Dichter Livius gefolgt sein. Aber auch dies läßt sich kaum behaupten. Denn die wenigen Anklänge an Florus, die Nordmeyer S. 282 f. anführt — sie hatten einst den I. G. Voss dazu veranlaßt, in Florus den Dichter der Prätexta zu sehen —, beweisen nichts, da es sich um rhetorische Gemeinplätze handelt, wie schon Nordmeyers Rezensent im Literar. Centralblatt 1892, Nr. 6, S. 183 bemerkt.



ängstigendes in der eben vergangenen Hochzeits[n]
habe: Ihre Hochzeit sei von den römischen Fraue[n]
begangen worden; plötzlich sei ihres Gatten Mutte[r]
Fackel drohend, erschienen und sie habe ihr folge[n]
habe sich die Erde geöffnet, sie sei hinabges[t]
Ruhebett. Und sie fährt fort V. 728 f.:

> *venientem intue[r]*
> *comitante turba coniugem quondam meu[m]*
> *natumque; properat petere complexus me[os]*
> *Crispinus, intermissa libare oscula:*
> *irrupit intra tecta cum trepidus mea*
> *ensemque iugulo condidit saevum Nero...*
> *heu quid minantur inferum manes mihi*
> *aut quem cruorem coniugis*[1] *vidi mei?*

Daß der Dichter Poppäa in der Nacht nach
mit Nero von dem ersten Gatten Crispinus träume[n]
wir wohl wie die Amme (vgl. V. 742 f.) nicht ga[r]
finden; übrigens glaube ich nicht, daß der Dich[t]

[1]) Dieses *coniugis* habe ich (a. a. O. S. 6) irrtü[m]
anderen auf die Ermordung des ersten Gemahles der P[oppäa]
spinus, bezogen; daß Poppäa ihn und ihren Sohn au[s]
Traum bei den Unterirdischen sieht, braucht jedoch k[...]
auf des Crispinus Hinrichtung im J. 66 zu sein. Etwa[s]
wenn Nero, dessen Tod vom Schatten Agrippinas (V. 61[9]
worden ist, sich das Schwert in die Kehle stößt. So h[...]
mit Baden (Sen. trag. ed. Lips. 1821) den V. 733 gefaß[t]
auf Sueton, Nero 49: (*Nero*) *trepidanter effatus ... ferru[m]*
Nordmeyer meinte dagegen, es sei unbegreiflich, daß
solle, während Crispinus der lang entbehrten Liebe gen[ießt]
herein und töte — sich, statt den Crispinus niederzust[oßen]
gesehen davon, daß im Traume eben auch das Unbegrei[fliche]
unsere Auffassung des V. 733 ist durch das *trepidus* im
gesichert und ich habe a. a. O. durch den Druck ang[edeutet]
dieses Wort das Hauptgewicht zu legen ist. Dies hat [...]
sehen, wie Cima S. 33 f., Anm. 3 bemerkt, und zu [...]

auf dieses Motiv gekommen ist. Doch davon bei anderer Gelegenheit. Man hat an unserer Stelle die Erwähnung Othos vermißt. Nero soll nämlich nach Tacitus Ann. XIII 45 f. Poppäa schon als die Gattin Othos erst nach ihrer Scheidung von Crispinus kennen gelernt haben, während wir in den Historien des Tacitus I 13 (in Übereinstimmung mit Plutarch Galba XIX 2, 4, Sueton Otho 3, Dio LXI 11, 2) lesen, Nero habe sich in Poppäa noch während ihrer Ehe mit Crispinus verliebt, ihre Scheidung veranlaßt und sie nur bei Otho untergebracht (*nuptiarum specie* sagt Sueton). Dieser Widerspruch hat natürlich alle die, welche über die Quellen des Tacitus gehandelt haben, zu eingehenden Erörterungen veranlaßt. Hier genügt die Bemerkung, daß sich die kurze Notiz in den Historien gegenüber der Darstellung in den Annalen als unwahrscheinlich erweist, wenn sie sich auch als pikantere Version bei jenen anderen Schriftstellern wieder findet. Nordmeyer hat aber aus dem Umstande, daß in der *Octavia* von Otho nicht die Rede ist, geschlossen, daß der Darstellung in der Prätexta die Version der Historien zugrunde liege, wogegen Gercke S. 198 erinnerte, daß dieser Schluß *ex silentio* Plinius als Quelle der *Octavia* ergebe, da man seit Nissen (Rhein. Mus. XXVI [1871], S. 497 f.) diese Form der Erzählung eben auf Plinius zurückführe. Es kann dahingestellt bleiben, ob man mit Recht Plinius für diese Version verantwortlich gemacht hat; schon jener Schluß *ex silentio* scheint nicht berechtigt. Auch wenn der Dichter wußte, daß Nero die Poppäa erst kennen lernte, als sie bereits Othos Frau war, daß also Otho der erste Verführer war, der sie bewog, die Ehe mit Crispinus zu lösen, was hätte es für einen Sinn gehabt, Poppäa träumen zu lassen, sie sei wieder mit Otho vereint? Er kann sie doch nur von ihrem Gatten Crispinus, von der Zeit, da sie noch eine anständige Frau war, träumen lassen; denn nur so sagt ihr das Traumbild: Du hast gefrevelt, da du deinem ersten Gatten die Treue brachst und deinen Sohn im Stiche ließest, das Unheil wird durch der Unterirdischen Macht hereinbrechen über deinen neuen Gatten und dich selbst. In welcher Weise hätte denn Otho eingeführt werden sollen? Auch als Selbstmörder? Was sollte die Erscheinung Othos überhaupt bedeuten? Es war ein Irrtum Nordmeyers, wenn er annahm, daß unserer Stelle die Version zugrunde liegen müsse, nach der Otho nicht wirklich der Gatte Poppäas

---

die Rede ist, und der kann eben nur Nero sein. Die Amme sagt in der Auslegung des Traumes weiter V. 752 f.: *iugulo quod ensem condidit princeps tuus: | bella haud movebit, pace sed ferrum teget.* Man kann aber unmöglich mit Nordmeyer annehmen, die Amme lasse hier absichtlich sowohl an Nero wie an Crispinus denken; Traum und Deutung müssen sich auf einen beziehen. Stahr hatte, wie ich jetzt sehe, die Verse auch schon so wie Nordmeyer verstanden; er gab (Agrippina, S. 249 f.) *trepidus* mit „voll Wut" wieder und der V. 752 lautet in seiner Übersetzung: „Und daß dein Fürst sein Schwert begrub in jenes Hals" statt „in seinem Hals".

war; aus unserer Stelle läßt sich gar nicht auf eine der beiden Versionen schließen. Von der Benützung des Plinius oder sonst eines Autors kann also hier keine Rede sein.

Das einzige historische Ereignis, das außer der Verstoßung Octavias selbst in der Prätexta eingehender behandelt wird, ist das Ende der jüngeren Agrippina. Zwei Drittel des oben erwähnten ersten Chorliedes sind der Darstellung ihres Unfalles auf dem Meere und unmittelbar darauf folgenden Todes gewidmet. Anknüpfend an die Schändung des Leichnams des Servius Tullius durch dessen Tochter singt, der Chor V. 310 f.:

> *haec quoque nati videre nefas*
> *saecula magnum,*
> *cum Tyrrhenum rate ferali*
> *princeps captam fraude parentem*
> *misit in aequor.*
> *properant placidos linquere portus*
> *iussi nautae,*
> *resonant remis pulsata freta:*
> *fertur in altum provecta ratis,*
> *quae resoluto robore labens*
> *pressa dehiscit sorbetque mare.*

Wie man also auf die hohe See hinausgekommen ist, lösen sich die Bohlen und das Fahrzeug geht, sinkend unter dem Druck, auseinander, das Wasser dringt ein. Gewaltiges Geschrei, heißt es weiter, erhebt sich nun; jeder sucht sich zu retten, die einen klammern sich an die Schiffstrümmer, andere suchen schwimmend die Küste zu erreichen, viele ertrinken. Agrippina ruft noch, bevor sie ins Meer stürzt, klagend Sohn und Gemahl an; schon ermattend, wird sie durch die Hilfe Getreuer gerettet. Nero wütet, wie er die Rettung Agrippinas erfährt; unverzüglich sendet er den Mörder. „Hier, hier in den Leib, der solch ein Scheusal getragen, bohre den Stahl“, ruft Agrippina diesem zu und gibt unter furchtbaren Wunden ihren Geist auf.

Der Unfall zur See wie Agrippinas Tod ist bei Tacitus (Ann. XIV 5—8) und Dio-Xiphil. (LXI 13) ausführlich geschildert, von Sueton (Nero 34) kürzer behandelt. Nach Tacitus wie nach Sueton sollte Agrippina auf der *navis solutilis*, die sie nach dem Feste in Bajä bestieg, zunächst durch den Einsturz des mit Blei beschwerten Daches ihrer Kabine erschlagen werden. Das Dach stürzt nach dem Berichte des Tacitus[1]) auch ein und erschlägt den Ritter Crepereius Gallus, während Agrippina und die Hofdame Acerronia dadurch gerettet werden, daß die Wände des Ruhebettes dem Druck nicht nachgeben. Von diesem Anschlage, der in den Auszügen Dios nicht erwähnt wird, ist auch in der Prätexta keine Rede. Weit wichtiger aber ist es, daß Tacitus nun fortfährt (c. 5): *Nec dissolutio navigii sequebatur turbatis omnibus et quod plerique*

[1]) Sueton sagt nur, alles sei mißlungen.

ignari etiam conscios impediebant. visum dehinc remigibus unum in latus inclinare atque ita navem submergere. Sed neque ipsis promptus in rem subitam consensus et alii contra nitentes dedere facultatem lenioris in mare iactus. Verum Acerronia, inprudentia dum se Agrippinam esse utque subveniretur matri principis clamitat, contis et remis et quae fors obtulerat navalibus telis conficitur. Agrippina silens eoque minus agnita (unum tantum vulnus umero excepit) nando, deinde occursu lenunculorum Lucrinum in lacum vecta, villae suae infertur. Nach Tacitus geht also das Fahrzeug nicht auseinander, die Maschinerie funktioniert nicht, während es in der Prätexta ausdrücklich heißt: *ratis dehiscit.* Eine deutliche Verschiedenheit! Wenigstens für alle, die vor Cima die Stellen verglichen haben. Eine Verschiedenheit, die jedermann umsomehr ins Gewicht zu fallen schien, da Dio berichtet, das Schiff sei wirklich, wie beabsichtigt, auseinander gegangen (διελύθη ἡ ναῦς). Diese Divergenz paßt Cima durchaus nicht und daher sucht er sie zu beseitigen. Das Imperfektum *sequebatur,* meint er[1]), lasse die Annahme zu, daß auch nach des Tacitus Bericht das Fahrzeug später noch auseinander ging, während es sich durch die Anstrengungen der Schiffsleute senkte. Und das *pressa* in V. 219 der Prätexta scheine anzudeuten, daß der Dichter den Schiffbruch auch als eine Folge der Anstrengungen der Matrosen hinstellen wollte. Nur habe der Dichter mehr Gewicht auf die *dissolutio navis* nach der Version bei Dio gelegt, ohne die Taciteische ganz zu vergessen. Man greift sich an den Kopf, wenn man das hört, nachdem man den Bericht des Tacitus gelesen hat. Also *non sequebatur* heißt: das Schiff ging im Momente nicht auseinander! Es kann ganz gut später auseinander gegangen sein. Das soll aber Tacitus eben durch das Imperfektum angedeutet haben, sonst hätte er das Perfektum gesetzt! Unserer Meinung nach verhält sich die Sache gerade umgekehrt. Das Imperfektum bedeutet: das Auseinandergehen wollte nach dem Dacheinsturze nicht erfolgen, so lange und so sehr sich die Eingeweihten bemühten; gerade das Perfektum könnte bedeuten: im Momente ging

[1]) Er sagt wörtlich S. 12: *Si badi che anche dal modo come si esprime Tacito non è escluso che, se la nave non si sfasciò in tempo debito, non si sia sfasciata più tardi. Egli infatti usa l'imperfetto: nec dissolutio navis sequebatur; il che è ben diverso dal dire: secuta est, e permette di credere che, mentre si affondava per gli sforzi dei marinai, si sia anche sfasciata. Che poi il poeta abbia inteso di presentare il fatto come avvenuto appunto in tal modo, cioè che il naufragio sia stato ad un tempo l'efetto e del congegno e degli sforzi dei marinai per mandare a picco la nave, risulta, parmi, da quel pressa del v. 318. Per questo particolare adunque la narrazione del poeta è meno lontana che non sembri a primo aspetto da quella di Tacito, e ne differisce solo in ciò, che mette maggiormente in rilievo la dissolutio navis, secondo la versione data da Dione, senza peraltro dimenticare del tutto la versione data da Tacito.*

ohne stichhältige Gründe dafür vorbringen zu können. So hat auch Cima nicht zu sagen gewußt, warum die Verwundung Agrippinas, von der doch der Dichter V. 954 f. spricht, hier nicht erwähnt wird; derselbe hat zugestanden, daß der Dichter in der *dissolutio navis* der Version bei Dio, also einer anderen Quelle, gefolgt ist[1]), warum er das aber getan haben soll, das sagt uns Cima nicht und gerade das wüßten wir gerne. Wozu überhaupt all das Bemühen, die Abweichungen von Tacitus aus den Intentionen des Dichters zu erklären, wenn die Möglichkeit zugegeben wird, daß der Dichter auf einmal einer anderen Quelle folgt.

Daß jedoch der Dichter auch nicht der Quelle Dios[2]), überhaupt keiner Quelle der uns erhaltenen Berichte über das Ende Agrippinas gefolgt ist, scheint sich mir aus folgendem zu ergeben.

Tacitus fährt nach dem Berichte über das Ende Agrippinas fort (Ann. XIV 9): *Haec consensu produntur. Aspexeritne matrem exanimem Nero et formam corporis eius laudaverit, sunt qui tradiderunt, sunt qui abnuant.* Diese gräßliche Nachricht, die auch Sueton (Nero 34) mit Unsicherheit vorbringt — nach Gercke (S. 210) beschrieb Plinius diese scheußliche Szene — wird von Dio (LXI 14, 2) als sicher hingestellt mit den Worten: *μαθὼν δὲ ὁ Νέρων ὅτι τέθνηκεν (ἡ Ἀγριππῖνα), οὐκ ἐπίστευσε· ὑπὸ γὰρ τοῦ μεγέθους τοῦ τολμήματος ἀπιστία αὐτῷ ὑπεχύθη· καὶ διὰ τοῦτο αὐτόπτης ἐπεθύμησε τοῦ πάθους γενέσθαι. καὶ αὐτήν τε πᾶσαν εἶδε γυμνώσας καὶ τὰ τραύματα αὐτῆς ἐπεσκέψατο, καὶ τέλος πολὺ καὶ τοῦ φόνου ἀνοσιώτερον ἔπος ἐφθέγξατο· εἶπε γὰρ ὅτι οὐκ ᾔδειν ὅτι οὕτω καλὴν μητέρα εἶχον.* Doch der bei Tacitus offenbar auf Grund der Übereinstimmung seiner Gewährsmänner folgende Bericht von der Bestattung Agrippinas und dem Benehmen Neros zeigt deutlich, daß jene

---

[1]) Ich erinnere an seine vorher angegebenen Worte: *mette (il poeta) maggiormente in rilievo la dissolutio navis, secondo la versione data da Dione.* Und nachdem Cima die Verschiedenheiten zwischen der Prätexta und Tacitus besprochen hat, sagt er (S. 14), *Da ciò che siam venuti osservando risulta, che l'autore dell' Octavia, senza ricorrere ad altra fonte (se non forse alla tradizione, conservataci anche da Dione, della dissolutio navis) ha potuto elaborare il materiale fornitogli da Tacito.* Die unglückliche Erklärung jenes *sequebatur* hätte er sich also ersparen können, da er neben Tacitus eine andere Quelle für möglich hält.

[2]) An Dio selbst als Quelle der Prätexta denkt niemand, nicht einmal Cima. Der Rezensent Nordmeyers im Lit. Centralbl. 1893, Nr. 6, S. 188 bemerkt: „Überflüssig war es unter den möglichen Quellen Dio zu nennen, da gegenwärtig wohl niemand mehr geneigt sein wird, das Stück in das III. oder IV. Jahrhundert zu setzen". Er hatte mit Cima nicht gerechnet. Dieser ist übrigens der Behandlung der von Gercke aufgeworfenen Frage ausgewichen, er sagt nur, gestützt auf meine und Nordmeyers Arbeit (S. 12, Anm. 1): *Ma poichè (l'autore dell' Octavia) in altre cose discorda da Dione, nulla si può affermare con certezza a tal proposito.* Doch hätte er die Abweichungen von Dio ebenso aus den Intentionen des Dichters erklären können wie die von Tacitus.

Nachricht böswillig erfunden wurde; es hat sie auch, so viel ich weiß, in neuerer Zeit niemand geglaubt. Von den ausführlicheren Berichten aber, die wir vom Ende Agrippinas haben, enthält nur die Prätexta diese Nachricht nicht; wir finden weder in dem Chorliede, von dem die Rede ist, noch an irgend einer anderen Stelle der *Octavia,* wo der Mord Agrippinens erwähnt wird[1]), eine Andeutung. Wie soll man sich das Schweigen des Dichters erklären? Sollte er sich bedacht haben, die Nachricht zu verwerten, weil er wußte, daß sie falsch war? Das ist doch bei dem Dichter ausgeschlossen, der, um nur eins zu erwähnen, Nero anläßlich der Volksbewegung zu Gunsten Octaviens den Plan fassen läßt, Rom in Brand zu stecken. Man vergesse nicht, daß es sich um ein Detail handelt, das selbst ein Tacitus, der *sine ira et studio* Geschichte schreiben will, nicht abweist, sondern mit Zurückhaltung seines Urteils anführt, obwohl seine Darstellung jeden Zweifel darüber ausschließt, was von dieser Nachricht zu halten ist. Oder hätte vielleicht Zartgefühl den Autor der Prätexta gehindert, der Nero mit dem Befehle einführt, ihm die abgeschnittenen Köpfe seiner Verwandten Plautus und Sulla zu überbringen? Kam es dem Dichter zu schrecklich vor daran zu erinnern, daß der Sohn sich des Todes der von ihm gemordeten Mutter vergewissert, indem er ihre Leiche besieht, wo er doch unmittelbar vorher (V. 306 f.) in dem Leser die Vorstellung von Tullia erweckt hat, die das Gespann über den zerschmetterten Leichnam ihres Vaters treibt? Wollte der Dichter vielleicht Nero doch nicht allzu schlecht machen? Wer sollte das glauben? Nun verlangt aber das Schweigen des Dichters seine Erklärung, d. h. ein Schluß *ex silentio* muß hier gezogen werden. Daß er absichtlich geschwiegen haben sollte, können wir uns nicht denken, also bleibt nur übrig anzunehmen, was das Nächstliegende, Natürlichste ist, was jedermann sofort einfallen muß, daß der Dichter von der Sache nichts erwähnte, weil er von ihr nichts wußte. Damit ist auch ausgesprochen, daß wir aus dem Schweigen des Dichters folgern, daß er sich weder an die uns erhaltenen Berichte noch an deren Quellen gehalten hat[2]). Wie

---

[1]) Ich wollte einmal in den Worten *diu* und *iacuit* der Verse 956 f.:

mox et ferro lacerata diu
saevi iacuit victima nati

eine Anspielung sehen; aber *diu* ist mit *lacerata* zu verbinden.

[2]) Ich habe schon S. 31 meiner Dissertation diesen Schluß *ex silentio* gezogen, den ich auch heute für berechtigt ansehe; nur habe ich ihn nicht auf die Quellen des Tacitus, Sueton und Dio ausgedehnt, sondern mich damit begnügt, unter Hinweis auf Schiller (Geschichte des römischen Kaiserreiches unter Nero S. 19) und Stahr (Agrippina S. 232) zu bemerken, daß es sich um eine *res postea ficta* handelt. Was ich damit sagen wollte, hat Cima wieder nicht verstanden; denn er sagt S. 14, Anm. 1: (*il poeta*) *non poteva ignorare questa leggenda, anche a noi è pervenuta per mezzo di tanti scrittori, e se non ne tenuto conto, ciò prova soltanto la sua moderazione, non prova*

sollte es nun aber möglich sein, daß der Dichter von einem Gerüchte nichts wußte, das alle unsere Berichte enthalten? Das scheint mir sehr einfach. Es handelt sich um eine falsche Nachricht, von der sich zufälligerweise kaum denken läßt, daß sie gleich nach Agrippinas Tod erfunden wurde. Man hat es ja da nicht mit einer Absicht Neros oder einem intimen Vorgang zu tun, sondern mit etwas, was sich vor vielen Zeugen abgespielt haben müßte. Wie viele Menschen hätten darum wissen müssen, daß Nero sich zur Leiche seiner Mutter begab. Die Haltung des Kaisers, der damals Senat und Volk für sich hatte, war allen offenbar. Die Hasser Neros mochten überzeugt sein, daß der Kaiser seine Mutter habe umbringen lassen, zu erfinden, daß er noch in der Nacht hingeeilt sei, um sich vom Tode der Mutter zu überzeugen, konnte doch damals niemandem beifallen. Es ist das eben eine von den Nachrichten, welche auf Rechnung jener Schriftsteller zu setzen sind, die Neros Regierung, von Haß gegen ihn geleitet[1], beschrieben haben. Alle diese Nachrichten konnten natürlich erst nach Neros Tod schriftlich verbreitet werden, manches hat man sich schon zu Neros Lebzeiten erzählt, manches später dazu gedichtet; zur letzteren Art gehört das Detail, von dem wir sprechen. Und man kann noch dazu zählen, was wir von des Britannicus Entehrung durch Nero (Tac. Ann. XIII 17), von den blutschänderischen Absichten Agrippinas oder Neros (Tac. Ann. XIV 2, Dio LXI 11, 3), von Neros Plan, Octavia zu erdrosseln (Sueton. Nero 35) erfahren, wenn man auch da das Schweigen des Dichters als ausschlaggebend betrachten will[2]). So sind wir notgedrungen zur Annahme gelangt, daß der Autor der Prätexta jene Schriftsteller, die den uns erhaltenen Berichten zugrunde liegen, nicht benützte, entweder weil deren Werke noch nicht erschienen waren, als er

---

egli non avesse letto Tacito. Daraus, daß wir jene Nachricht haben, folgt eben nicht, daß der Dichter sie kennen mußte. Ich getraue mich sogar für wahrscheinlich zu halten, daß der Dichter von dem Gerüchte Notiz genommen haben würde, wenn er einen der von Tacitus erwähnten Autoren eingesehen hätte, welche es ausdrücklich als falsch bezeichneten.

[1]) Vgl. Ios. Flav. Ant. Iud. XX 8, 3: *πολλοὶ τὴν περὶ Νέρωνα συντετάχασιν ἱστορίαν, ὧν οἱ μὲν διὰ χάριν, εὖ πεπονθότες ὑπ' αὐτοῦ, τῆς ἀληθείας ἠμέλησαν, οἱ δὲ διὰ μῖσος καὶ τὴν πρὸς αὐτὸν ἀπέχθειαν οὕτως ἀναιδῶς ἐνεπαρῴνησαν τοῖς ψεύσμασιν ὡς ἀξίους αὐτοὺς εἶναι καταγνώσεως* und Tac. Ann. I 1.

[2]) Daß diese Notizen auf Erfindung beruhen, zeigt für die ersten beiden schon die Art, wie Tacitus sie erwähnt, er beruft sich ausdrücklich auf seine Quellen, für die dritte das Schweigen des Tacitus. Von solchen Gerüchten, bei denen es sich nicht um durch Zeugenaussagen kontrollierbare Tatsachen, sondern um Absichten Neros oder intime Vorgänge des kaiserlichen Palastes handelt, läßt sich natürlich nicht behaupten, daß sie erst später aufgekommen sein müssen. Aber man würde den Dichter der Prätexta zu einem Gewährsmanne ersten Ranges stempeln, über alle Historiker jener Zeit stellen, wollte man behaupten, er habe wohl alle jene Gerüchte gekannt, aber weil er sie für übertrieben hielt, von ihnen keinen Gebrauch gemacht.

as Stück schrieb, oder weil er sie nicht einsah, da er sie nicht rauchte. In jedem Falle ergibt sich auch hier wieder, daß die rätexta in der allernächsten Zeit nach Nero entstanden sein muß, orauf ohnehin alle Momente weisen, die für die Beantwortung r Frage nach der Entstehungszeit in Betracht kommen.

Dios Bericht über das Ende Agrippinas lautet nach dem uszug des Xiphilinus (LXI 13, 2 und 3): *παρέδωκεν* (ὁ *Νέρων*) *ὑτὴν* (*τὴν* *'Αγριππῖναν*) *'Ανικήτῳ ἀπελευθέρῳ ὡς καὶ κομι-ῦντι οἴκαδε ἐπὶ τοῦ πλοίου οὗ κατεσκευάκει. ἀλλ' οὐ γὰρ νεγκεν ἡ θάλασσα τὴν μέλλουσαν ἐπ' αὐτῇ τραγωδίαν εσθαι, οὐδ' ὑπέμεινε τὴν ψευδολογίαν τῆς ἀνοσιουργίας ναδέξασθαι, διελύθη μὲν ἡ ναῦς καὶ ἡ 'Αγριππῖνα ἐς τὸ δωρ ἐξέπεσεν, οὐ μέντοι καὶ ἀπέθανεν ἀλλὰ καίτοι καὶ ἐν κότῳ καὶ διακορῆς μέθης οὖσα, τῶν τε ναυτῶν ταῖς κώπαις ἐ' αὐτὴν χρωμένων ὥστε καὶ 'Ακερρωνίαν Πῶλλαν τὴν ὑμπλουν αὐτῆς ἀποκτεῖναι, διεσώθη.....ἀκούσας δὲ ταῦθ' Νέρων οὐκ ἐκαρτέρησεν ἀλλὰ ..... ἐπὶ τὴν μητέρα τὸν 'Ανίκητον εὐθὺς μετὰ τῶν ναυτῶν ἀπέστειλε ..... ἰδοῦσα έ σφας ἐκείνη ἔγνω τε ἐφ' ἃ ἥκουσι, καὶ ἀναπηδήσασα ἐκ τῆς οίτης τήν τε ἐσθῆτα περιερρήξατο καὶ τὴν γαστέρα ἀπογυμ-νώσασα 'παῖε ταύτην' ἔφη 'Ανίκητε, παῖε, ὅτι Νέρωνα ἔτεκεν'*[1]). Dieser Bericht stimmt also mit dem Chorliede gegen die Darstellung des Tacitus darin überein, daß vom Einsturz des Baldachins und dem Tode des Crepereius nicht die Rede ist und daß das Schiff auseinander geht. Über die letzten Worte Agrippinas besteht zwar, wie oben schon bemerkt, Tacitus gegenüber im wesentlichen keine Differenz, aber die Fassung der Prätexta ist fast genau dieselbe ie bei Dio und bei beiden sind die Worte an Anicetus gerichtet. enn nun weder Dio noch dessen Quelle dem Dichter vorgelegen t[2]), wie sollen wir uns die Übereinstimmungen erklären?

---

[1]) Dieselbe Fassung der letzten Worte Agrippinas bieten Zonaras 12 und Ioann. Antioch. (Müller, fgm. hist. Graec. IV 575, fgm. 90), r daß bei letzterem das zweite *παῖε* fehlt. Das Excerptum Vat. (Dindorf 193, Z. 1, bei Boissevain unter dem Text des Dio Cassius) hat *τέτοκεν* tt *ἔτεκεν*; über Glycas vgl. Nordmeyer S. 270, Anm. 2.

[2]) Nur der Vollständigkeit halber seien noch die Verschiedenheiten ischen Dio-Xiphilinus und der Prätexta hier erwähnt. Bei ersterem ist icetus der Kommandant des Schiffes, im Stücke heißt es V. 314 f. nur *pperant linquere portus iussi nautae,* erst nach Agrippinas Rettung d Anicetus, als *satelles* (V. 366) und *caedis minister* (V. 368) be-chnet, abgesandt. Nicht erwähnt sind ferner in der Prätexta Agrip-nas Trunkenheit, ihre Verwundung, das herrschende Dunkel; statt daß r Tod Acerronias besonders hervorgehoben wäre, heißt es allgemein 327: *multos mergunt fata profundo.* Der bei Dio ausgesprochene edanke, daß das Meer sich sträubte, die Schuld Neros auf sich zu ehmen, hätte sich wohl für das Stück ganz gut verwenden lassen. Als *ecior pelagi fretis* wird Nero wegen des Muttermordes in der Prätexta V. 129 bezeichnet. Nicht unpassend vergleicht Nordmeyer mit den Worten Dios Martial IV 63 f.:

Zur Beantwortung dieser Frage ist es nötig, sich darüber klar zu werden, inwieweit die Berichte über den Unfall zur See und die letzten Worte Agrippinas als authentisch zu betrachten sind.

Agrippinas letzte Worte, um damit zu beginnen, können nur von Anicetus und seinen beiden Begleitern [1]) gehört worden sein, die Dienerschaft war geflüchtet. Da aber Nero an den Senat berichtete (Tac. Ann. XIV 10), Agrippina habe sich wegen eines vereitelten Mordanschlages gegen ihn im Bewußtsein ihrer Schuld das Leben genommen — und das wurde auch allgemein geglaubt —, so konnten jene drei zum mindesten zu Neros Lebzeiten nichts anderes sagen als, sie hätten Agrippina bereits sterbend angetroffen. War der Hergang ein anderer, als er offiziell dargestellt wurde, so war es überhaupt erst nach fast zehn Jahren möglich, daß die Wahrheit an den Tag kam. Unterdessen hatte die Phantasie freien Spielraum. Wird man aber nach Neros Tod überhaupt noch Genaueres über das Ende Agrippinas erfahren haben? Anicetus —

Dum petit a Baulis mater Caerellia Baias,
occidit insani crimine mersa freti.
Gloria quanta perit nobis! haec monstra Neroni
nec quondam iussae praestiteratis aquae.

[1]) Daß Anicetus mit den zwei Offizieren Herculeius und Obaritus in das Schlafzimmer der Agrippina eindrang, halte ich für eine durch den Bericht des Tacitus hinlänglich beglaubigte Tatsache. Die Sendung des Anicetus, sein Eindringen in die Villa geschah vor den Augen vieler; die Namen der Offiziere wird der Bericht an den Senat enthalten haben. Was aber im *cubiculum* Agrippinas geschah, war ein intimer Vorgang und dafür kann auch die Darstellung des Tacitus nicht als unbedingt glaubwürdig angesehen werden. Tschiersch hat in einer Programmabhandlung des Gymn. zu Küstrin (1896) die Glaubwürdigkeit des Taciteischen Berichtes über das Ende der jüngeren Agrippina in Zweifel gezogen. Er sucht zu beweisen, daß der Unfall zur See nichts anderes gewesen sei als ein Zufall, den Agrippina fälschlich für einen Mordanschlag ihres Sohnes gehalten habe; um Nero zuvorzukommen, habe sie ihn durch ihren Freigelassenen Agerinus töten wollen und erst, als dieser entlarvt worden sei, habe Nero den Anicetus entsendet. Ich kann hier diese Frage nur insoweit berühren, als sie zur Prätexta Beziehung hat. Bei der Beurteilung der Glaubwürdigkeit des Tacitus stehe ich aber vollkommen auf dem Standpunkt, den Tschiersch einnimmt (S. 2). Erzählt Tacitus offenkundige Tatsachen, die sich vor zahlreicheren Zeugen abspielten, so hat man an der Wahrheit seines Berichtes nicht zu zweifeln; anders steht es mit Seelenzuständen, Absichten und Beweggründen einer Person und mit intimen Vorgängen, die sich zwischen ganz wenigen Personen abspielten, denen eine Indiskretion nicht zuzumuten ist. Nicht für nötig halte ich es, auf die Ausführungen Hocharts (*Études sur la vie de Sénèque,* Paris 1885) zurückzukommen, der nach eingehendster Analyse der Berichte des Tacitus, Sueton und Dio über das Ende der Agrippina zu dem Schlusse kommt, Agrippina habe nach der Entlarvung des Agerinus durch Selbstmord geendet, alles andere sei Erfindung aus der Zeit der Flavier. Es ist derselbe Hochart, der die Annalen und Historien des Tacitus für das Werk eines Humanisten des XV. Jahrhunderts, des Poggio Bracciolini, erklärt (*De l'authenticité des Annales et des Histoires de Tacite,* Paris 1890. *Nouvelles considérations au sujet des Annales et des Histoires de Tacite,* Paris 1894).



ein gewissenhafter Berichterstatter hätte ihn auf Sardinien interviewen müssen, wo er *non inops* (Ann. XIV 62) als Exilierter lebte — oder einer der beiden anderen, wenn sie noch am Leben waren, hätte dann auf einmal erklären müssen, er habe als treuer Diener seines Herrn dessen Mordbefehl an der Mutter vollzogen, Nero sei also wirklich der Muttermörder, für den man ihn jetzt allgemein halte. Übrigens hätten er und seine Genossen ihre Sache recht gründlich gemacht usw. Durch ein solches Geständnis, der historischen Wahrheit zuliebe abgelegt, sollte einer wieder die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben, selbst auf die Gefahr hin, als Werkzeug des blutigen Tyrannen nachträglich noch seiner Strafe anheimzufallen? Oder machte einer in der Todesstunde das Geständnis oder hinterließ er es schriftlich der Mitwelt? Man würde es nicht versäumt haben, sich auf solch einen Gewährsmann zu berufen. Also aus äußeren Gründen ist es durchaus unwahrscheinlich, daß man über die letzten Augenblicke Agrippinas etwas Bestimmtes wissen konnte.

Die Berichte selbst aber entbehren auch durchaus der inneren Wahrscheinlichkeit. Die Darstellung des Tacitus, die von vorneherein gewiß am meisten Anspruch auf Glaubwürdigkeit hätte, beruht auf der Übereinstimmung seiner Gewährsmänner; er schließt sie ja mit den Worten: *haec consensu produntur*. Allerdings läßt sich nicht behaupten, daß dieses *haec* auf alle Details gehen muß; es kann auch allgemein gefaßt werden. Dann würde Tacitus nur gesagt haben: daß die drei Agrippina im Auftrage Neros töteten, wird von allen berichtet, ob Nero auch die Leiche der Mutter besichtigt hat, darüber gehen die Meinungen auseinander. Im Mordberichte selbst ist von jedem der drei Offiziere die Rede. Anicetus wird von Agrippina mit den Worten empfangen: Wenn er gekommen sei, nach ihr zu sehen, solle er melden, sie habe sich erholt; wenn zu einer Freveltat, so glaube sie nicht von ihrem Sohne, daß er den Muttermord befohlen habe. Darauf umringen die drei das Lager. Jetzt kommt Herculeius an die Reihe: er schlägt Agrippina mit einem Knüttel auf den Kopf. Nun zieht der Centurio Obaritus das Schwert zum Todesstoß und ihm ruft Agrippina *ventrem feri* zu, *uterum protendens*. Die vielen Wunden, unter denen Agrippina ihr Leben ausgehaucht haben soll, werden ihr wohl von allen dreien beigebracht. In der Prätexta wie bei Dio sind die letzten Worte Agrippinas an Anicetus gerichtet, von dem allein in beiden Darstellungen die Rede ist. Ich will nicht davon sprechen, daß diese zwei Darstellungen des Mordes den Eindruck größerer Wahrscheinlichkeit machen, weil die Worte, die Agrippina zu dem doch gewaltsam eindringenden Anicetus gesprochen haben soll, recht sonderbar klingen und weil die Verteilung der Rollen unter jene drei auffallend erscheint, ich begnüge mich damit zu behaupten, daß die Worte Agrippinas unmittelbar vor dem Todesstoß jeder [illegible]einlichkeit entbehren. Tschiersch bemerkt a. a. O. S. 13,

wo er hervorhebt, daß die Szene im *cubiculum* der Agrippina intimen Charakters war: „Ihre (Agrippinas) letzten Worte vor dem tödlichen Streich *ventrem feri* bereichern die Weltgeschichte um einen eleganten Treppenwitz“. Er hat recht, das ist in der Tat ein Treppenwitz, nur verdient er nicht das Attribut „elegant“, denn er entbehrt der Originalität. An zwei Stellen der Senecatragödien begegnet die Aufforderung, das Schwert möge in den Leib gebohrt werden, der zum Unheil Frucht getragen hat: im *Oedipus* tötet sich Jokaste mit den Worten (V. 1038 f.):

> *hunc, dextra, hunc pete*
> *uterum capacem, qui virum et gnatos tulit*

und in den *Phoenissae* ruft dieselbe ihren Söhnen Eteokles und Polynikes zu (V. 447): *hunc petite ventrem, qui dedit fratres viro.* Zu erwähnen ist auch, daß im *Hercules Oetaeus* Deianira zu ihrem Sohne Hyllus sagt (V. 991 f.):

> *seu tibi iugulo placet*
> *mersisse ferrum sive maternum libet*
> *invadere uterum, mater intrepidum tibi*
> *praebebit animum*[1]).

Sehen wir vom *Hercules Oetaeus* ab, weil die Echtheitsfrage dieses Stückes noch kontrovers ist, so bleiben die Worte der Jokaste an jenen zwei Stellen[2]). Für sie, die Gattin des eigenen Sohnes, paßt

---

[1]) Für die Form, in der dieser Gedanke in der Prätexta gegeben ist, habe ich noch (Diss. S. 63) auf Sen. Troad. 707 (*hic est, hic est terror, Ulixe*) und [Sen.] Herc. Oet. 1678 f. (*nefas est ubera atque uterum tibi | laniare, qui me genuit*) hingewiesen. Nordmeyer konstatierte natürlich nur in formeller Hinsicht eine Nachahmung, da er ja die letzten Worte Agrippinas dem Sinne nach für authentisch hielt; er sagt (sched. p. 99, Anm. 1 und Jahrb. S. 270, Anm. 3): *In ipsis verbis componendis poeta imitatus est Senecae* (folgen die Stellen). Ich bemerkte (Diss. S. 30) zu Phoen. 447 und Oed. 1038 f.: *talia enuntiata apud rhetores in usu fuisse videntur; et in rhetorum scholis et libris Agrippinae necem saepe tractatam esse quis non credat? atque ex tali fonte fortasse et ipsa verba, quae apud Dionem leguntur, fluxerunt.* Das halte ich heute nicht mehr für richtig, wenn mich auch Cima wieder unter Anwendung der Formel *anche il L. osserva* durch seine Zustimmung erfreut. Die *Octavia* scheint so kurze Zeit nach Neros Tod verfaßt zu sein, daß von Rhetorenschulen da keine Rede sein kann. Wenn dann Cima (S. 13) sagt: *Il Nordmeyer avverte che le parole di Agrippina sono dal poeta foggiate con reminiscenze di Seneca. Diremo meglio che le parole di Agrippina furono dai retori applicate al caso di Giocasta e citate spesse nelle scuole,* so hat er, wie gewöhnlich, die Sache nur schlechter gemacht. Er ist doch überzeugt, daß Tacitus die Quelle der Prätexta ist, und hält dessen Bericht über Agrippinas letzte Worte für authentisch, anderseits gibt er zu, daß der Dichter Senecas Tragödien (vgl. z. B. S. 22, Anm. 2 und S. 35) nachgeahmt und auch dessen Prosaschriften benützt hat (S. 30 f., Anm. 3). Was braucht er da die Rhetorenschulen? Bevor er mir das nachsprach, hätte er bedenken sollen, daß ich durch diese Annahme die Übereinstimmung mit Dio zu erklären suchte.

[2]) *Oedipus* und *Phoenissae* gelten heute als Produkte Senecas; daß die von A. Pais (*il teatro di Seneca,* Torino 1890) gegen die Echt-

dieses Motiv in ganz besonderer Weise und ist daher als für sie erdacht anzusehen [1]). Es ist ausgeschlossen, daß Seneca die letzten Worte der Agrippina berücksichtigt hat; denn selbst, wenn er von solchen etwas gewußt hätte, hätte er keine Kenntnis verraten dürfen [2]), ganz abgesehen davon, daß der Ödipus wohl zu den ersten Tragödien Senecas gehört, also vor 59 geschrieben ist, vgl. Leo, Ausg. I, S. 188. Soll man nun etwa annehmen, daß Agrippina in ihren letzten Augenblicken sich in einer geschmacklosen Nachahmung gefiel oder zufällig selbst auf eine solche Haltung kam? Kurz, der Bericht über das Ende Agrippinas und besonders über ihre letzten Worte ist in das Reich der Phantasie zu verweisen.

Wer soll nun Agrippina jene Worte der Jokaste des Seneca in den Mund gelegt haben? Darauf konnte doch nur einer verfallen, der keinen Tadel zu besorgen brauchte, wenn er Agrippina dasselbe ausrufen ließ wie die Jokaste bei Seneca. Einem, der ein historisches Werk schrieb, ist diese Nachahmung Senecas nicht zuzutrauen. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß der Dichter der Prätexta es gewesen ist, der Agrippina zuerst in jener Haltung darstellte. Für ihn spricht alles. Er war der erste oder einer der ersten, der das Ende Agrippinas darzustellen unternahm — die Abfassungszeit des Stückes steht nach dem früher Ausgeführten für uns bereits fest —, er konnte seiner Phantasie freien Spielraum lassen, da er ein dichterisches Werk schuf und da man über das Ende Agrippinas nichts Bestimmtes wußte, er bewegte sich anerkanntermaßen im Geleise der Tragödien Senecas. So hat er denn — für die Agrippina eines Theaterstückes ebenso passend wie für die wirkliche Agrippina jenen Offizieren gegenüber unpassend — seine Agrippina die Worte jener Figur Senecas sprechen lassen. Also die *Octavia* Pseudo-Senecas (ein solches „Pseudo-" scheint allein schon den Wert eines Schriftstückes bedeutend herunter zu setzen) soll da letzte Quelle aller historischen Berichte sein! Nun bei dem Charakter der Quellenwerke des Tacitus ist das doch eigentlich nichts so Besonderes [3]). Sind denn die vielen Legenden,

---

heit dieser Stücke vorgebrachten Gründe keine Bedeutung haben, wurde von Fr. Strauss in seiner Anzeige der Arbeit (vgl. diese Zeitschr. 1892, S. 732 f.) dargetan.

[1]) Von dem Schoße, der den Gemahl und auch dessen Kinder gebar, ist ja in den Ödipus-Tragödien wiederholt die Rede, vgl. besonders Soph. Oed. r. 1208 f., 1245 f., 1361, 1485, 1498 f. und Sen. Oed. 238, 637.

[2]) Melzer, der in dem Programmaufsatz *De Hercule Oet. Annaeano* (Chemnitz 1890) die Echtheit des ganzen Stückes zu erweisen sucht, vermutet S. 16, Anm., daß die V. 991 f. und 1000 f. (*dexteram intrepidam para | patet ecce plenum pectus aerumnis feri!*) auf den Tod Agrippinas zu beziehen seien, daß also das Stück zwischen 59 und 65 geschrieben sein müsse. Diese Vermutung erledigt sich nach dem oben Bemerkten.

[3]) Es sei nur auf eine der vielen Möglichkeiten hingewiesen. C. Fannius, der Freund der jüngeren Plinius, welcher über das Ende der von Nero Getöteten oder Verbannten eine Monographie begonnen hatte, von der bereits drei Bücher bekannt waren, als er starb (Plin. epist. V 5),

die in jene Werke und sogar in des Tacitus Darstellung Eingang fanden, vertrauenswürdigeren Ursprunges? Ich denke, ihr Ursprung ist nur weniger klar. Übrigens muß diese Version ja nicht direkt aus dem Gedichte geschöpft worden sein, die Tragödie kann sie nur in Umlauf gebracht haben; besonders, wenn der Verfasser ein Mann war, von dem man vermutete, daß er etwas wissen konnte, wie es Seneca gewesen. Wer weiß, ob der Dichter nicht dem Freundeskreise des Philosophen Seneca angehörte. Man wird vielleicht einwenden, das *ventrem feri* bei Tacitus mache gegenüber der Fassung in der Prätexta den Eindruck des Ursprünglichen. Doch zeigen die Berichte über Agrippinas Haltung unmittelbar vor dem Todesstoß, wenn man sie zeitlich ordnet, eine bemerkenswerte Steigerung in der Anschaulichkeit. Während sich der Dichter damit begnügt, Agrippina nur das Verlangen aussprechen zu lassen, ihr das Schwert in den Schoß zu stoßen, ohne ein Wort über ihre sonstige Haltung hinzuzufügen, läßt Tacitus sie dem Mörder den Unterleib auch entgegenstrecken, bei Dio aber springt sie vom Lager auf, zerreißt gar das Gewand, um den Unterleib zu entblößen [2]). Je weiter die Darstellung zeitlich abliegt, umso pikanter wird sie. Was nun die Worte selbst betrifft, so erinnert die Wiederholung des *παῖε* und der Zusatz *ὅτι Νέρωνα ἔτεκεν* bei Dio direkt an das *hic est, hic est* und *monstrum qui tale tulit* in der Prätexta und daraus schon ergibt sich, daß bei Tacitus eine Abkürzung vorliegt. Dieser oder sein Gewährsmann hat die Worte, die er vorfand, des Poetischen entkleidet; mit, man kann sagen, Taciteischer Prägnanz ruft hier Agrippina *ventrem feri,* was nur durch das vorausgehende *uterum protendens* seinen tieferen Sinn erhält. Wenn Agrippina tatsächlich etwas Derartiges gesagt hätte,

---

wird wohl auch über das Ende Agrippinas Genaueres zu berichten gewußt haben. Von seiner Darstellung sagt Plinius a. a. O.: *...libros absolverat, subtiles et diligentes et Latinos atque inter sermonem historiamque medios ac tanto magis reliquos perficere cupiebat, quanto frequentius hi lectitabantur.* Würde sich z. B. dieser Fannius bedacht haben, die Prätexta zu benützen? Werden sich spätere gescheut haben, wieder aus Fannius Details herüberzunehmen?

[2]) Vgl. [Sen.] Herc. Oet. 1668 f.:

mater inluctum furens
diduxit avidum pectus atque utero tenus
exerta vastos ubera in planctus ferit.

Vor Orest entblößt Klytämestra die Brust in Aeschyl. Choeph. mit den Worten (V. 895 f.):

ἐπίσχες, ὦ παῖ, τόνδε δ' αἴδεσαι, τέκνον,
μαστόν, πρὸς ᾧ σὺ πολλὰ δὴ βρίζων ἅμα
οὔλοισιν ἐξήμελξας εὐτραφὲς γάλα.

Vgl. Eurip. Or. 527, El. 1207.

so hätte sie zu *ventrem feri* auch *qui talem filium tulit* oder Ähnliches hinzufügen müssen [1]).

Während wir also keinen Anhaltspunkt dafür gefunden haben, daß der Dichter, dessen Darstellung vom Ende der Mutter Neros die allereinfachste ist, aus einem Historiker schöpfte, hat uns eine Abschweifung in das Gebiet historischer Kritik nicht als unwahrscheinlich ergeben, daß die Prätexta für die erfundenen letzten Worte der Agrippina Quelle gewesen ist. Ein ähnliches Verhältnis wird sich im weiteren zeigen.

(Fortsetzung folgt.)

Wien. Dr. Friedrich Ladek.

---

[1]) Dies scheint schon Nordmeyer gefühlt zu haben, wenn er a. a. O. S. 270 sagt: *Nunc discrepantiam non esse inter Taciti verba et Dionem Octaviamque intellegò, nam Taciti verba 'feri ventrem' sensu carent, nisi 'quia Neronem tulit' vel simile quid additur. Quare pleniorem formam dicti genuinam et veram esse nobis persuadebimus, quam Tacitus haud commode decurtarit.*

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Otto Körner, Wesen und Wert der homerischen Heilkunde. Wiesbaden 1904. 29 SS.

Das Schriftchen gibt einen Vortrag wieder, der im akademischen Dozentenverein zu Rostock am 19. Februar 1904 gehalten wurde. Der Autor ist Mediziner, Direktor der Ohren- und Kehlkopfklinik der Universität Rostock. Ein warmer Verehrer und Kenner des Hippokrates, den er den größten Arzt aller Zeiten nennt, sucht er nachzuweisen, daß die Fähigkeit der scharfen und vorurteilslosen Beobachtung und der klaren Wiedergabe des Erkannten in medizinischen Dingen, wodurch Hippokrates seinen Ruhm begründete, bereits den homerischen Dichtern eigen war; sie muß somit aus dem der griechischen Gesamtnation innewohnenden Talente erklärt werden, die Erscheinungswelt überhaupt scharf zu beobachten und die Beobachtung in klarer und richtiger Schilderung wiederzugeben. Obwohl an Schriften über die homerische Heilkunde gerade kein Mangel herrscht, gelingt es dem Verf. dennoch, Altes in neue Beleuchtung zu rücken und dadurch, daß er über den Arzt nie den Interpreten eines ästhetischen Kunstwerkes vergißt, gewissermaßen eine Psychologie der homerischen Heilkunde zu bieten.

Zur Bestätigung der Richtigkeit seiner Auffassung, daß die Heilkunde der Ilias noch volkstümliches Wissen und Können, ihre Ausübung also kein Beruf sei, während in der Odyssee bereits von einem ärztlichen Stand die Rede ist, konnte auf die ganz analoge Stellung der Sangeskunst in den beiden Epen hingewiesen werden: die Ilias weiß nichts von einem Sängerstand und vor den *κλέα ἀνδρῶν* müssen die Helden selbst singen (Achilles in *I* 189), genau so wie die Helden selbst das Heilgeschäft besorgen, nicht bloß die als besonders heilkundig gerühmten und daher *ἰητροί* genannten Brüder Machaon und Podaleirio, sondern auch Patroklos (vgl. dessen Pfeilexstirpation *lege artis* in *Λ* 844—848); die

Odyssee kennt wie den beruflichen Arzt so den Sänger von Beruf: beide sind bereits *δημιοεργοί*.

Im folgenden wird ausgeführt, daß die medizinischen Funktionen im Homer als von anderen Völkern entlehnt anzusehen seien, die Blutstillung durch Besprechung, Helenas Zauber „gegen aller Leiden Gedächtnis“ (δ 221, „wahrscheinlich thebaisches Opium“) und die Konservierung der Leiche des Patroklos durch Thetis. Sodann wird gezeigt, wie die homerischen Dichter einen unerklärlichen und plötzlich eintretenden Todes- oder Krankheitsfall auf das Walten höherer, unsichtbarer Wesen zurückführten und nur in poetischer Anlehnung an die mythische Erklärung des plötzlichen Todes lebensfroher Menschen vereinzelt auch den Alterstod ebenso deuteten. Es folgt die Besprechung der bei Homer vorkommenden inneren Krankheiten, zunächst der Pest in *Α*, wobei konstatiert wird, daß keine uns bekannte Epidemie zuerst Hunde und Maultiere und dann erst den Menschen befällt, aber die Möglichkeit zugegeben wird, daß zu Homers Zeiten eine solche Krankheit existierte, seither aber mit mit dem völligen Aussterben ihrer parasitären Erreger auf immer erloschen ist. Ich bemerke hiezu, daß Herakleitos in den *Ἀλληγορίαι Ομηρικαί* c. 14 gerade den Umstand als den Tatsachen entsprechendes Detail der Epidemieentwicklung hinstellt, daß vor den Menschen zuerst Tiere von der Seuche befallen werden. Sehr lesenswert ist das, was über die Melanchelie des Bellerophontes in *Z* 200—202 gesagt wird, und überraschend überzeugend ist, daß nach Körner der Mythos vom Liebesabenteuer des Ares und der Aphrodite in *ϑ* sozusagen einen pathologischen Kern hat, der unter dem Schlagwort *penis captivus* in der medizinischen Welt bekannt ist: eine stark gereizte *vagina* kann in krampfhafter Verengung das *membrum virile immissum* lange Zeit unverrückbar festhalten. Da man die Ursache des Vorkommnisses nicht verstand, lag es nahe, im Mythos die Untrennbarkeit des Sünderpaares den unzerbrechbaren und unsichtbaren Fesseln des Rächers Hephaistos zuzuschreiben.

Im weiteren wird von den anatomischen und physiologischen Kenntnissen des homerischen Zeitalters, die einem gewaltigen Respekt einflößen müssen, gesprochen, zum Schluß von der Wundbehandlung. Sehr mit Recht wird hiebei Homer gegen die Mehrzahl seiner Ausleger in Schutz genommen, die aus der Unmöglichkeit, gewisse von Homer als geheilt geschilderte Verwundungen tatsächlich zu heilen, folgern, daß der Dichter nichts von der Heilkunde verstanden habe. Die genaue Schilderung der Verletzung zeugt für die richtige Erkenntnis der Schwere der Verwundung; deshalb schreibt der Dichter auch die Heilung dieser desperaten Fälle dem Eingreifen der allmächtigen Götter zu.

Es mag gerade in unserer Zeit und an diesem Orte nicht unpassend sein, noch hervorzuheben, daß der ärztliche Verf. zum Schlusse eindringliche Worte findet, um davor zu warnen, aus der

Vorbildung zum ärztlichen Berufe das Studium der Alten zu verbannen. Er selbst aber hat durch seine Schrift bewiesen, daß Naturwissenschaft und humanistisches Wissen nicht beiderseitig in einer *splendid isolation* verharren sollen, sondern sich gegenseitig wichtige Dienste zu leisten imstande sind.

Wien. A. Engelbrecht.

Homers Odyssee in verkürzter Ausgabe. Für den Schulgebrauch herausgegeben von A. Th. Christ. 4., durchgesehene Auflage. Wien, Tempsky 1903. Preis geh. K 2, geb. K 2·50 h.

Vor mehreren Jahren (1902) hatte ich in diesen Blättern eine eingehende Besprechung verschiedener Schulausgaben Homers veröffentlicht, unter besonderer Rücksichtnahme auf die an den österreichischen Gymnasien stark verbreitete Ausgabe von Christ und auf die schweren Schäden hingewiesen, an welchen diese leide. Ich hatte zunächst vom Standpunkte der Schule entschieden Verwahrung eingelegt gegen den für ein Schulbuch völlig unangemessenen Ton, der in der Einleitung dieser Ausgabe wie auch in den Inhaltsangaben zu den einzelnen Gesängen gegenüber der Dichtung und dem Dichter selbst angeschlagen wurde, mit besonderem Nachdruck aber hatte ich mich gegen die rücksichtslose Verstümmelung des Textes selbst ausgesprochen, der gar viele Stellen von hoher poetischer Schönheit und literarischer Bedeutsamkeit zum Opfer gefallen waren, durch die aber auch an nicht wenigen Stellen der Zusammenhang in empfindlicher Weise gestört worden war. Am Schlusse meiner Ausführungen hatte ich dann, an dem Erfolge derselben ein wenig zweifelnd, den Wunsch ausgesprochen, es möchten meine Bemerkungen, die in einem so wichtigen Punkte unserer Gymnasiallektüre das Interesse der Schule wahren wollten, nicht auf einen ganz unfruchtbaren Boden fallen.

Ich freue mich nun, der Besprechung der vorliegenden Ausgabe die Erklärung vorausschicken zu können, daß dieser mein Wunsch sich im wesentlichen erfüllt hat. Wenn daher der Herausgeber diese neue Ausgabe auf dem Titelblatte bloß als eine 'durchgesehene' bezeichnet, so liegt darin eine fast irreführende Ungenauigkeit. Denn das Buch hat sowohl in Bezug auf die Einleitung und die übrigen Beigaben als auch in Bezug auf den Text der meist gelesenen Partien der Dichtung selbst solche Umgestaltungen erfahren, daß seine Benützung neben früheren Auflagen nicht ohne empfindliche Störung des Unterrichtes möglich sein dürfte.

Die Einleitung hatte früher schon durch ihre Breitspurigkeit und die alles Mögliche in ihren Kreis ziehende Redseligkeit zur Kritik herausgefordert. Sie ist jetzt überaus reduziert (von 23 Seiten auf 4!) und erörtert nunmehr in knappster, aber für die

Schule völlig ausreichender Form einzelne wichtige Punkte der homerischen Frage; insbesondere sind die Bemerkungen über gewisse Unterschiede der Ilias und Odyssee hinsichtlich des Wortschatzes, der Komposition der Dichtung und hinsichtlich der Anschauung von den Göttern ganz zweckentsprechend. — Alle jene früheren langatmigen Auseinandersetzungen über Mangelhaftigkeit der Komposition der Dichtung, die mit ganz ungehörigen hämischen Bemerkungen reichlich gespickt waren, sind beseitigt worden; auch die ziemlich phantastischen Ausführungen über die ursprüngliche Bedeutung der Odysseus-Sage, daß sie nämlich nichts anderes darstelle als die Schicksale des Sommers, der, von feindlichen Mächten bedrängt, diesen zeitweilig erliege, dann aber siegreich wiederkehre, wurden mit Recht getilgt. Desgleichen kann man sich mit der jetzigen Fassung der Inhaltsangaben ganz einverstanden erklären. Der Anhang hat durch Aufnahme geeigneter Illustrationen da und dort eine Besserung, bezw. Bereicherung erfahren.

Die wichtigsten Änderungen jedoch betreffen den Text selbst. Ich hatte a. a. O. insbesondere gegen jene gewaltsamen und unbedachten Kürzungen Stellung genommen, von welchen gerade die schönsten Partien der Dichtung, die Gesänge ε, ζ, η, ϑ betroffen worden waren. Ich konstatiere nunmehr mit Genugtuung, daß sich Chr. an diese meine Ausführungen sorgfältig gehalten und, was mir Anlaß zu Ausstellungen bot, fast durchaus beseitigt hat. So sind in ε folgende früher getilgte Verse jetzt in den Text wieder eingesetzt worden: v. 95 αὐτὰρ ἐπεὶ δείπνησε καὶ ἤραρε θυμὸν ἐδωδῇ, wodurch die Erzählung sinngemäß fortschreitet, dann vv. 360—364, die für die Charakterisierung des πολύμητις Ὀδυσσεύς sehr wertvoll sind, endlich noch vv. 464—474, das stimmungsvolle Selbstgespräch des Helden, nachdem er sich aus den Wogen ans Land gerettet hat, während er nach dem gekürzten Texte ziemlich stumpfsinnig, so gar nicht nach seiner Art, dem Walde zuschritte. Im Gesang ζ: vv. 29 f., die, wie ich a. a. O. zeigte, nicht ohne ein gewisses kulturhistorisches Interesse sind; vv. 34 f., auf deren innige Beziehung zu den vv. 275 ff. ich a. a. O. hingewiesen habe. — Sehr willkommen wird sicherlich jedermann auch die Wiedereinsetzung der vv. 42—47 sein, obwohl alle mir bekannten Herausgeber von Schulausgaben der Odyssee diese Stelle getilgt haben. Es sind dies die Verse, welche die unübertrefflich schöne Schilderung des herrlichen Göttersitzes auf dem Olymp enthalten. Über den Wert, welchen diese Stelle für die Zwecke der Schule hat, vgl. Ref. a. a. O. S. 397 f.; aus einem anderen Gesichtspunkte hatte schon früher Direktor L. Eysert das Fehlen dieser Verse bedauert (Ztschr. f. d. österr. Gymn. 1897, S. 270). Daß die Homerkritik die bezeichneten Verse als späteren Einschub bezeichnet, ist für die Zwecke der Schule in diesem Falle ganz gleichgiltig. — Beseitigt ist nunmehr auch die arge Verstümmlung der Verse 127 ff., wo infolge einer übel angebrachten und

ihren Zweck verfehlenden Prüderie vv. 128 und 129 getilgt und so eine schwere Störung des Sinnes herbeigeführt worden war. Ich habe a. a. O. gezeigt, daß eher durch die Tilgung jener Verse

ἐκ πυκινῆς δ' ὕλης πτόρθον κλάσε χειρὶ παχείῃ
φύλλων, ὡς ῥύσαιτο περὶ χροὶ μήδεα φωτός,

als durch deren Belassung im Texte bei denkenden Schülern ein Anstoß erregt werden könnte. — Weiters wurden in ζ wieder eingesetzt vv. 133 f., wodurch das prächtige Gleichnis vom hungrigen Löwen erst zu seiner vollen Geltung kommt, und der schöne Vers 157: *λευσσόντων τοιόνδε θάλος χορὸν εἰσοιχνεῦσαν.*

Auch die schlimme Verfehlung gegen die Dichtung durch die Tilgung der Verse 162—167

Δήλῳ δή ποτε τοῖον Ἀπόλλωνος παρὰ βωμῷ
φοίνικος νέον ἔρνος ἀνερχόμενον ἐνόησα κτλ.

ist nunmehr glücklich beseitigt. Es ist dies ein unerreicht zartsinniger und poetischer Vergleich der Nausikaa mit einem jungen, schlanken Palmbaum. V. 179 jedoch läßt Chr. auch jetzt noch fort, wiewohl darin die Bescheidenheit des bittenden Helden treffend zum Ausdruck kommt.

Weiters erscheinen jetzt neu aufgenommen die vv. 244 f., der treuherzig-naive Wunsch, den Nausikaa beim Anblick des mit jugendlicher Schönheit geschmückten Odysseus zu ihren Gespielinnen ausspricht, und endlich die vv. 262—290, in denen Nausikaa ihre Scheu vor einer etwaigen üblen Nachrede bekundet, falls der Held zugleich mit ihr die Stadt der Phäaken beträte, ein kaum entbehrlicher Zug in der Charakterisierung der königlichen Jungfrau. — Im nächsten Gesange (η) wurde, was vor allem unerläßlich war, die Stelle vv. 155—166 *ὀψὲ δὲ δὴ μετέειπε κτλ.* wieder in den Text eingesetzt, durch deren willkürliche Ausscheidung Chr. früher, wie Ref. a. a. O. S. 403 f. gezeigt hat, den Zusammenhang völlig zerrissen und eine schwere Schädigung des Sinnes herbeigeführt hatte. — Im 8. Gesange wurden wieder aufgenommen vv. 65 f. *τῷ δ' ἄρα Ποντόνοος κτλ.* Dann vv. 147 f.

οὐ μὲν γὰρ μεῖζον κλέος ἀνέρος, ὄφρα κεν ᾖσι,
ἤ ὅτι ποσσίν τε ῥέξῃ καὶ χερσὶν ἑῇσιν

v. 164, v. 200, v. 253 und endlich die Verse 526—530, durch deren Ausscheidung das schöne Gleichnis zugestutzt worden war.

Damit sind denn die ärgsten Schäden des Textes beseitigt. Nur an einigen wenigen Stellen, die nicht sehr belangreich sind, hielt Chr. an seinen Streichungen fest. Es kann daher Christs Schulausgabe der Odyssee in ihrer gegenwärtigen Gestalt als für Schulzwecke recht brauchbar bezeichnet werden.

Homers Ilias in [illegible] Ausgabe. [illegible] herausgegeben von Dr. [illegible] Auflage. [illegible] 1905. Preis [illegible]

Auch hier [illegible] die [illegible] der Ausgabe an den [illegible] als einer [illegible] den [illegible], denn es sind in Einleitung, Anhang und Text zahlreiche und mannigfache Änderungen vorgenommen worden. Die Einleitung behandelt das große Gebiet der homerischen Frage in einer den Zwecken der Schule [illegible] ganz entsprechenden Form. Recht brauchbar für die Schule ist auch eine [illegible] 'Vorgeschichte der Ilias'. Aus der [illegible] sich anschließenden Inhaltsangabe zu den einzelnen Gesängen sind die von mir a. a. O. beanständeten abfälligen und [illegible] Urteile über die Dichtung jetzt alle getilgt. Im Anhang wurde der Abschnitt 'Zeit und Schauplatz des troischen Krieges', dem neueren Stand der Kenntnis entsprechend, mehrfach geändert und mit passenden Abbildungen ausgestattet. Unangenehm fällt nur zuweilen eine seltsame Vorliebe des Herausgebers für absonderlich ausgedehnte, unübersichtliche und oft kaum verständliche Satzgebilde auf. So muß S. 400 das monströse Satzgebilde von 'Aber noch vor der Wanderung' bis zum Schluß des Absatzes, das nahezu die Hälfte der Seite einnimmt, in mehrere Stücke zerschlagen werden, um klar und verständlich zu sein. Im 2. Kapitel des Anhanges ist mancherlei nach Reichels Buch 'Homer. Waffen' in Zeichnung und Text berichtigt worden. — Was nun den Text selbst anlangt, so hat sich jetzt endlich auch hier in der Ilias der Herausgeber entschlossen, den drängenden Forderungen nachzugeben, die Ref. a. a. O. im allgemeinen erhoben hatte, und der speziellen und ganz bestimmt formulierten Direktor Eyserts (a. a. O.), die dahin ging, es sollten im Schultexte des Homer nicht jene zahlreichen Fundstätten homerischer Verse getilgt werden, auf die später bei der Lektüre griechischer und auch lateinische Autoren immer wieder verwiesen wird.

So wurden denn in dieser neuen Ausgabe folgende Verse wieder in den Text eingesetzt: VI. Gesang: 46 Verse, VII. Ges.: 9 Verse, IX. Ges.: 58 Verse, XI. Ges.: 8 Verse, XII. Ges.: 48 Verse, XVIII. Ges.: 39 Verse, XIX. Ges.: 17 Verse, im ganzen 225 Verse, eine immerhin nicht unbeträchtliche Zahl. Es sind fast durchaus Verse, die in irgend einer Hinsicht als bedeutsam bezeichnet werden müssen, so VI 99—161 der mit Rücksicht auf die Komposition der [illegible] so wichtige Hinweis auf den [illegible], und [illegible] die schöne Schilderung des speerbewaffneten Hektor. — [illegible] im XX. Gesang vv. 196—243 wieder [illegible] zwischen [illegible] und Hektor [illegible] schweren [illegible] gut gemacht. [illegible] früher dem Texte der Dichtung [illegible] die Erwiderung Hektors [illegible] im Hinblick [illegible] Bedeutung [illegible] Hektors [illegible]

jedem Kundigen mit Bedauern vermißt wurde, ich meine den Vers: *εἷς οἰωνὸς ἄριστος, ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης.* — Im XVIII. Gesang kommt die früher zugestutzte Rede des Achilleus vv. 98 ff. etwas mehr zu ihrem Rechte, es fehlt jetzt v. 104 nicht mehr (*ἀλλ' ἧμαι παρὰ νηυσὶν ἐτώσιον ἄχθος ἀρούρης*), der jenes *πολυθρύλητον* enthält.

Nur mit der Behandlung, welche der XXII. Gesang erfährt, der doch eine so hervorragende Stelle in der Komposition der Dichtung einnimmt, könnte ich mich nicht einverstanden erklären: in den vv. 99 ff. wird Hektors Selbstgespräch unbarmherzig verstümmelt. Es fehlen die wohlbegründeten Selbstvorwürfe, daß er früher in allzu großem Siegesübermute dem klugen Rat' des Pulydamas nicht hatte gehorchen wollen; es fehlt weiters jene einen Moment ihn überkommende und gar wohl erklärliche Anwandlung von Schwäche, die der Held jedoch rasch niederkämpft. Freilich folgt hier Christ offenbar der Homerkritik, die seit Theodor Bergk, der das ganze Selbstgespräch Hektors vv. 99—130 verworfen hatte, an dieser Partie allerhand auszusetzen fand, vgl. Ameis-Hentze, Anhang zum 22. Gesang. Auch Hentze findet einen schweren Anstoß darin, daß Hektor, der bei den beweglichen Bitten seiner Eltern ungerührt geblieben war, von dem es v. 96 heißt:

ὣς Ἕκτωρ ἄσβεστον ἔχων μένος οὐχ ὑπεχώρει,

jetzt im unmittelbaren Anschluß hieran an die Möglichkeit denkt, sich dem Kampfe zu entziehen. Aber das ist eben jene ihr Ziel verfehlende Kritik, welche die Darstellung des Dichters ganz pedantisch mit dem Richtscheit einer rein äußerlichen Folgerichtigkeit zu regulieren sich vermißt, die ihm die Freiheit rauben möchte, den raschen Wechsel und die Beweglichkeit seelischer Vorgänge *in summo discrimine rerum* naturwahr zu schildern. Flieht nicht Hektor trotz jenes *ἄσβεστον μένος* schließlich doch, wie der Furchtbare ganz nahe herangekommen ist? Ist das vielleicht auch ein Widerspruch? Und eine ganz ähnliche Empfindung der Schwäche überkommt ihn eben schon früher, wie er aus einiger Entfernung den *ἶσον Ἐνυαλίῳ* heranstürmen sieht. Hektor ist kein Berserker, sein Gemüt ist, wie wir wissen, auch weicheren Regungen zugänglich. Wenn daher im Moment der äußersten Gefahr die Lebenslust noch einmal in ihm aufflackert, wobei ihn sicherlich zumeist der Gedanke an Weib und Kind bestimmt, wenn er in gewaltiger Aufregung (*ὀχθήσας*) und, klarer Überlegung nicht mächtig, einen Augenblick lang die Möglichkeit einer friedlichen Beilegung überdenkt, diese Anwandlung von Schwäche aber sofort wieder bezwingt, so verliert er dadurch gar nichts an seiner Heldengröße. Die Tilgung jener Verse aus Hektors Selbstgespräch ist daher nach meiner Überzeugung ein arger Mißgriff einer pedantischen Homerkritik, die von dem Dichter, der das menschliche Herz und seine Schwankungen besser kannte, lieber lernen sollte, statt ihn zu hofmeistern. — Auch die Tilgung der

vv. 328 f., welche begründen sollen, wieso der durch den Hals gestochene Hektor noch ein paar Worte sprechen kann, ist unzweckmäßig. — Ganz ungehörig aber ist die Streichung der Verse 371: *Ἕκτορος· οὐδ' ἄρα οἵ τις ἀνουτητί γε παρέστη* und 375: *ὣς ἄρα τις εἴπεσκε καὶ οὐτήσασκε παραστάς.* Die zügellose Roheit der Achäer, die noch an der Leiche Hektors ihre Wut auslassen, wird durch diese Verse in äußerst treffender und charakteristischer Weise gekennzeichnet. Es mag das für unser Empfinden abstoßend sein, aber das sind ja andere Stellen, wie etwa 346 f., auch. Der Herausgeber hat jedoch unter keinen Umständen das Recht, die Menschen der homerischen Zeit besser zu machen, als sie es nach dem Willen und der Auffassung des Dichters waren.

Aber als eine der schlimmsten Mißhandlungen, die der Schultext des Homer erfahren kann, ist die Streichung der Verse 385—390 zu erklären. Es sind die Verse:

ἀλλὰ τί ἤ μοι ταῦτα φίλος διελέξατο θυμός;
κεῖται πὰρ νήεσσι νέκυς ἄκλαυτος ἄθαπτος
Πάτροκλος· τοῦ δ' οὐκ ἐπιλήσομαι, ὄφρ' ἂν ἐγώ γε
ζωοῖσι μετέω καί μοι φίλα γούνατ' ὀρώρῃ·
εἰ δὲ θ α ν ό ν τ ω ν π ε ρ κ α τ α λ ή θ ο ν τ' ε ἰ ν 'Α ΐ δ α ο,
α ὐ τ ὰ ρ ἐ γ ὼ κ α ὶ κ ε ῖ θ ι φ ί λ ο υ μ ε μ ν ή σ ο μ' ἑ τ α ί ρ ο υ.

Man bedenke nämlich folgendes: Gegenüber der maßlosen leidenschaftlichen Wildheit, mit der Achilleus den verröchelnden und dann später den toten Gegner behandelt, die auch vom Dichter selbst deutlich mißbilligt und beklagt wird, bedarf es entschieden eines Gegengewichtes, wenn das Charakterbild des Achilleus nicht geradezu abstoßend werden soll. Dieser versöhnende Zug nun, der den grimmigen Helden einigermaßen dem Herzen des Hörers, bezw. Lesers näher bringt, liegt allein in der g r e n z e n l o s e n L i e b e und H i n g e b u n g für den g e f a l l e n e n F r e u n d, von der er auch im Hades nicht lassen zu wollen erklärt. Eine Verstümmelung der Dichtung in diesem Teile ist daher, wenngleich auch diese Verse von den Homerkritikern aus den verschiedensten Gründen bemängelt werden, eine wirkliche Versündigung an ihr. Aus den angeführten Gründen müssen also die bezeichneten Verse unbedingt wieder in den Text eingesetzt werden. Aber ich möchte noch ein weiteres Moment anführen, das dem Herausgeber es hätte verwehren sollen, diese Verse aus dem Schultexte zu tilgen. Sie sind nämlich die Fundstätte für eine wunderschöne Parallele zu den bekannten Versen des Schillerschen Gedichtes 'Hektors Abschied':

All mein Sehnen will ich, all mein Denken
In des Lethe stillen Strom versenken,
A b e r m e i n e L i e b e n i c h t.

Es genügt, wie ich aus Erfahrung weiß, bei der Lektüre der Homerstelle nur eine leise Andeutung des Lehrers, um in den Schülern sofort die Erinnerung an jene Verse Schillers wachzu-

rufen, die zweifellos ein schönes Gegenstück dazu bilden. Dergleichen aber ist gewiß nicht ohne Interesse und auch nicht ohne bildenden Wert. — Hinsichtlich dieses Gesanges wird also in einer nächsten Auflage noch manches zu berichtigen sein.

Noch sei bemerkt, daß im VI. Gesange die neu aufgenommenen Verse 243—250 vielleicht nicht ganz unbegründeten Anstoß erregen dürften wegen der beiden Verse: *παῖδες* (bezw. *γαμβροὶ*) *κοιμῶντο Πριάμοιο παρ' αἰδοίῃς ἀλόχοισιν*, da sonst — auch von Christ — derartige Stellen aus dem Schultexte ausgeschieden werden.

Wien. Alois Kornitzer.

Xenophons Memorabilien. Für den Schulgebrauch erklärt von Prof. Dr. Raphael Kühner. 6., verb. Auflage, besorgt von Dr. Rudolf Kühner. Leipzig, B. G. Teubner 1902. VI und 201 SS. 8°.

Für die Güte der Kühnerschen Ausgabe der Memorabilien mit deutschen Anmerkungen spricht besonders der Umstand, daß sie schon nach Ablauf eines Jahres auf ein halbes Jahrhundert ihres Bestehens wird zurückblicken können. Im Jahre 1857 erschien sie nämlich zum erstenmale, von Raph. Kühner unter Zugrundelegung seiner größeren Ausgabe der Memorabilien verfaßt. Dieser ersten Auflage folgten, von der 4. an von dem Sohne des Verf.s, Rud. Kühner, besorgt, fünf weitere Auflagen in den Jahren 1870, 1875, 1882, 1889 und 1902.

Eine starr am Alten hangende Gesinnung leitete Raphael Kühner in der Gestaltung des Textes. Er bekannte diese Gesinnung in der Vorrede zur 2. Auflage, in der er an Cobet die Leichtfertigkeit in der Behandlung der Texte und die Sucht „selbst an ganz gesunden Stellen Konjekturen zu machen“ tadelt, und in der er sich über Dindorfs Oxforder Ausgabe der Memorabilien (1862) zwar schonender, aber nicht minder ablehnend ausspricht. Der Sohn trat in die Fußstapfen seines Vaters. (S. die Vorrede zur 4. Auflage.) Der Text hat daher einen — man möchte fast sagen — altertümlichen Charakter bewahrt. So liest man nur die Form auf *-ην* als Accus. von Substantiven wie *Σωκράτης*, nur *-ῃ* in der 2. Sing. Indik. Med. oder Pass., ferner Formen wie *ᾔεσαν*, *γηρᾶσαι*, *ἀποκαίειν*, *θέλειν*, *φιλόνεικος*, *τεσσαρεσκαίδεκα* usw. Auch sonst geht Rud. Kühner im Festhalten an dem Texte der früheren Auflagen zu weit. Er gibt zwar in dem Vorworte zur 5. Auflage zu, Gilberts Ausgabe für die Textgestaltung dieser Auflage benützt zu haben. Dennoch weicht sein Text von dem Gilberts an sehr vielen Stellen ab; und bei näherem Zusehen findet man, daß fast jedesmal der Grund der Abweichung darin liegt, daß Kühner an der heute als minderwertig erkannten Überlieferung der von Gilbert mit *Cw* bezeichneten Handschriftengruppe festhält, während Gilbert den besseren Handschriften *A* oder *B* folgt.

Die meisten dieser Stellen sind von der Art, daß sie schon auf den ersten Blick den Vorzug der besseren Handschriften erkennen lassen. Man vgl. z. B. II 6, 31 *ἔνεστιν*; III 5, 17 *ἀπειρία*, 21 *ὅσοι τούτων*; III 6, 10 *ὅτι σοι* ohne *ἤδη*; III 9, 2 *ὅτι καί*, 8 *τοῦτο δέ*, 18 *τὸν ταῦτα ποιοῦντα*; III 10, 3 *τὸ πιθανώτατόν τε*, 9 *τῷ τά*; III 11, 5 *καὶ βοῶν καὶ αἰγῶν*; III 12, 1 *μὲν ἔφη*, 5 *ἡ πόλις οὐκ ἀσκεῖ*; III 14, 1 *τὸ δεῖπνον*, 2 *τινα τῶν ξυνδειπνούντων*, *ἐπί γε τούτῳ*; IV 2, 1 *ἐπὶ σοφίᾳ*, 31 *ἔπειτα τὰ αἴτια*, 33 *ἀναρπάστους*. Versuchte Atethesen von längeren Abschnitten stoßen bei Kühner mit Recht auf Ablehnung; diese stützt sich jedoch, so scheint es wieder, nur auf den Text der Handschriften *Cw*. Dies geht daraus hervor, daß Kühner die in den eben genannten Handschriften fehlende Stelle IV 2, 37 *καὶ δῆμον . . . ἔγωγε* durch Einschließung in Klammern als unecht andeutet, wodurch er sich mit den besseren Handschriften in Widerspruch setzt. Die wenigen Abweichungen von der Lesung der bevorzugten Handschriften finden sich in dem kritischen Anhang fast vollzählig zusammengestellt. Sie lassen keinen Widerspruch zu; höchstens könnte die Umstellung III 1, 8 mit Berufung auf Dem. 4, 35 als überflüssig erscheinen. Eigenen Konjekturen begegnet man selten. Unter diesen ist die Einfügung von *οὐ* III 5, 4 mit Rücksicht auf den Sinn der Stelle notwendig, nicht so notwendig jedoch die Konjektur *ὠφελεῖν* II 6, 36, wo die Lesart der Mehrzahl der Handschriften *οὐκ ἐθέλειν ἐπαινεῖν* den gewünschten Sinn gibt. Fremde Konjekturen fanden ebenso selten Aufnahme in den Text und doch läßt sich I 1, 6 *ἐνόμιζεν* ebenso wenig gegen *νομίζοιεν*, wie I 1, 14 *ἀπολεῖσθαι* gegen *ἀπολέσθαι* und II 6, 6 *ἐχθροί* gegen *κάπροι* verteidigen.

Die kurz gehaltene Einleitung gibt auf Grund der Memorabilien einen Überblick über die sokratische Ethik. Die Trennung der Kapitel von einander ist wegen der leichteren Übersicht des Inhaltes von Vorteil. Dasselbe gilt von den den einzelnen Kapiteln vorangeschickten Inhaltsangaben, die bei dem Charakter des vorliegenden Werkes durchaus nicht zu verwerfen sind. Die Anmerkungen halten sich auf der Höhe der entsprechenden Anforderungen; an Güte dürften sie kaum von einer anderen Schulausgabe übertroffen werden. Nur eines möchte Ref. anders wünschen, d. i. die Art der Behandlung singulärer grammatischer Erscheinungen. Statt daß durch Fragen auf eine grammatische Erscheinung aufmerksam gemacht und auf den entsprechenden Paragraph einer Grammatik verwiesen wird, wäre es dem Zwecke eines solchen Kommentars weit dienlicher, den einschlägigen grammatischen Lehrsatz ohneweiters dem Wortlaute nach hinzusetzen.

Linz. Ernst Sewera.

Die Saalburg. **Auf Grund der Ausgrabungen und der teilweisen Wiederherstellung durch Geh. Baurat Prof. L. Jacobi. Fünf Bilder in Farbendruck (darunter ein Doppelblatt) nach Aquarellen von Peter Woltze. Text von Dr. E. Schulze. Gotha, F. A. Perthes (Aktiengesellschaft) 1904. Preis Mk. 15, aufgezogen auf Leinwand mit Stäben Mk. 25. Begleitender Text 80 Pf.**

Peter Woltze, Saalburg. **Altrömisches Kastell als Spielburg für Knaben. Modellbogen, Anleitung zur selbständigen Herstellung eines dauerhaften Modells. Mit 7 Modellbogen. Ravensburg, Maier. Preis Mk. 3·50. (Heft 10 der Sammlung „Spiel und Arbeit".)**

An dem 550 *km* langen Limes war nördlich von Homburg v. d. Höhe auf dem Taunus ein Römerkastell erbaut, die Saalburg. An Stelle des ersten kleineren Werkes wurde unter Hadrian ein größeres angelegt, 147 : 221 *m*, das unter Severus Alexander wiederhergestellt, im Jahre 258 n. Chr. aber von den Alamanen und Franken zerstört wurde. Die Reste dieser Anlage wurden wohl 1777 von Neuhof erkannt, doch fand er mit seiner Behauptung, die Mauern gehörten einer alten Römerfestung an, keinen Glauben. Nachdem 1816 Steine davon zu Straßenbauten verwendet waren, begann erst 1855 die wissenschaftliche Untersuchung der Reste, die dann seit 1868 unter der preußischen Oberhoheit von Cohausen und Jacobi fortgeführt wurde. Auf Anregung Kaiser Wilhelms II. wurde seit 1897 die Erneuerung der wichtigsten Teile des Kastells durchgeführt: es wurden die Umfassungsmauer mit den Toren und Zinnen wieder aufgebaut und das Praetorium auf der alten Grundmauer neu errichtet.

Dies berichtet die Einleitung des begleitenden Textes. Eine deutliche Vorstellung von den Erneuerungsbauten geben die fünf Bilder, von denen Blatt 1/2 (ein Doppelblatt) die Größe von 120 × 82 *cm*, die anderen eine Größe von 60 × 82 *cm* haben.

Blatt 1/2: *Castellum limitis Romani Saalaburgense* bietet eine Ansicht des Kastells aus der Vogelperspektive. Das Kastell zeigt die Anlage eines römischen Lagers; es ist ein Rechteck von 150 *passus* in die Länge, 100 in die Breite. Die Ecken sind abgerundet wie beim Lager. Es ist umgeben von zwei *fossae fastigatae*, Spitzgräben, und einer Mauer. Den Zugang bildet die *porta decumana*, von der die *via principalis* zur *porta praetoria*, dem dem Feindeslande zugekehrten Tore, führt. In der Mitte der *via principalis* erhebt sich das *praetorium*; der Raum zwischen der *porta decumana* und dem *praetorium* führt den Namen *retentura*, welcher gegen die *p. praetoria* die *praetentura* entspricht. Außerhalb des Kastelles ist auf der Freundesseite eine *mansio*, Herberge, und ein Landhaus sichtbar.

Blatt 2: *Porta decumana. Sacellum et quae sunt ei vicina. Principia. Atrium cum porticibus.* Die *porta decumana* hat zwei gewölbte Toröffnungen und ist begrenzt durch zwei Türme aus starkem Mauerwerk; vor dem Mauerpfeiler zwischen beiden Toren

ist eine Statue des Antoninus Pius mit einer [illegible] vom J. 139 n. Chr. aufgestellt. [illegible] Tafel zeigt ferner den Adler der XXII. Legion, die seit [illegible] n. Chr. die Besatzung von Mainz bildete und deren Offiziere die Besatzung der Kastelle im Taunus kommandierten. Wir erhalten weiter einen Einblick in die principia, die große Exerzierhalle, [illegible] die [illegible] und das [illegible], [illegible] Severus Alexander [illegible].

Blatt 4: [illegible]. [illegible] Die [illegible] des Limes vom Rhein bis zur Donau [illegible]; das Bild zeigt uns einen Wachtturm am Limes. [illegible] ganz aus Holz [illegible]. Der Eingang [illegible] auf einer Leiter [illegible]. [illegible]

Ein [illegible] Bild [illegible] Blatt 5: [illegible]. [illegible] eine Villa [illegible].

Blatt 6. [illegible] n. Chr. [illegible]

Damit wäre der Inhalt der sechs Blätter [illegible]. [illegible]

[illegible] der Saalburg [illegible] die großen Bilder [illegible]

ihm die Modellbogen, zu Hause zur Unterhaltung und Belehrung ein Modell der Saalburg als „Spielburg" für sich und seine Geschwister herzustellen. Die „Anleitung" gibt ihm außer einer kurzen Geschichte der Burg auch die nötige Anweisung, die Burg selbst zu bauen und sich dabei die einzelnen Bezeichnungen einzuprägen. Es können daher diese „Modellbogen" als Geschenk für unsere studierende Jugend aufs wärmste empfohlen werden. Ref. hat damit gute Erfahrung gemacht und fügt den Wunsch hinzu, die rührige Verlagshandlung der Hefte „Spiel und Arbeit" möge auch Modellbögen für die Herstellung eines griechischen Tempels, etwa des Parthenon, herausgeben; es wäre damit eine nützliche Übung in der Handfertigkeit gegeben, die das Interesse der Jugend und des Hauses für das klassische Altertum fördern könnte.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Bericht des Vereins Carnuntum in Wien für das Jahr 1902. Mit zwei Tafeln und 70 Figuren im Text. Wien (im Selbstverlage des Vereins Carnuntum) 1904.

Der wissenschaftliche Teil des Heftes, dem neben den geschäftlichen Notizen eine Darstellung der Baugeschichte des neuen Vereinsmuseums und die Schilderung des Kaiserbesuches daselbst vorangeht, behandelt in zwei großen Abschnitten die Straßenforschung und die Grabungen im Lager, wozu noch die Berichte über Einzelgrabungen außerhalb des Lagers und ein epigraphischer Anhang kommen. Die Limesstraße wurde bis in die Nähe der östlichen Mauer des Wiener Zentralfriedhofes genau festgestellt (Entfernung von *Carnuntum* 34 *km*). Dabei gelang es dem Verf., Grabungsleiter Oberst v. Groller, nebst *Aequinoctium* (Fischamend) auch die beiden anderen in den Itinerarien genannten Ortschaften mit großer Wahrscheinlichkeit zu lokalisieren: *Villa Gai* käme demnach in den Uferbruch zwischen Fischamend und Mannswörth, *Ala nova* an der Stelle des heutigen Schwechat zu liegen.

An die Erforschung der Limesstraße schloß sich auch die Untersuchung einer vom Limes südwärts sich abzweigenden Nebenstraße, welche Sp. 15 ff. besprochen wird.

Die Grabung im Lager setzte das vom Verf. seit Jahren mit Umsicht geleitete Werk in systematischer Weise fort. Zu den im südw. Lagerteile mit der *via decumana* parallellaufenden Gassen kam nach vollständiger Aufdeckung der fünften die bereits früher vermutete sechste Gasse hinzu, worauf die Decumanstraße in ihrer ganzen Ausdehnung untersucht wurde, welche in den beiderseits sie begleitenden Säulenreihen eine besondere Merkwürdigkeit aufweist. Die Behandlung des Decumantores — eines Doppeltores gleich den beiden Prinzipaltoren — mit seiner komplizierten Bau-

geschichte bildet eines der interessantesten Kapitel des Buches (Sp. 35 ff.). Die zwischen den Straßen liegenden Gebäude werden teilweise auch ihrem Zwecke nach zu bestimmen versucht (vgl. Sp. 68). Für die Baugeschichte des Lagers ist es charakteristisch, daß einige natürlich späte Baulichkeiten direkt auf dem Straßenkörper angelegt sind, woraus man schließen kann, daß im Laufe der Zeit die Straßen ihre Bedeutung als breite Verkehrswege eingebüßt haben. Auch das Kloakennetz wurde, wie der Verf. Sp. 53 ff. auf Grund untrüglicher Kennzeichen nachweist, noch in römischer Zeit außer Gebrauch gesetzt. Daneben sind die gelegentlich außerhalb des Lagers vorgenommenen Grabungen in diesem Jahresberichte besprochen. So wurden ein Rundbau im Petroneller Tiergarten (Sp. 93 ff.), zwei an der Straße *Carnuntum—Scarabantia* gelegene Gräber (Sp. 95 ff.), eine Wasserleitung (Sp. 115 ff.) und zwei Gebäude freigelegt, deren eines mit der bilinguen Inschrift Gerichtszwecken gedient haben dürfte, das andere außerordentlich ausgedehnte seiner Bestimmung nach noch unklar ist (Sp. 97 ff. u. 103 ff.). Diesen Teil beschließt eine Ausführung über die Handmarken auf römischen Ziegeln, die frühere Beobachtungen ergänzt: danach sollen diese Marken von der Hand des Überprüfers herrühren.

Der epigraphische Anhang aus der Feder Hofrat Bormanns handelt unter anderem in ebenso anregender als überzeugender Weise über die obenerwähnte Inschrift mit dem griechischen Distichon und die drei zusammen im Lager gefundenen Altäre. Zwei davon sind datiert (178 und 188 n. Chr.), eine Angabe, die besonders wertvoll ist, weil dadurch einerseits ein *terminus post quem* für die Neuaufschüttung des Straßenkörpers gegeben ist, da die Altäre auf dem älteren Niveau stehen, anderseits für CIL. III 11180 eine Zeitbestimmung ermöglicht wurde, indem der Name des in dieser Liste genannten *Ulpius Senecio* auf dem Altare des Jahres 178 wiederkehrt.

Sachlich wäre folgendes zu bemerken: Die Sp. 82 f. beschriebene Gußform scheint nicht zur Aufnahme des flüssigen Metalls, sondern nur zur Herstellung des Gußmodelles gedient zu haben, da vom Verf. Brandspuren nicht erwähnt werden; vgl. jetzt die Ausführungen Pernices im VII. Bande der Jahreshefte. Sp. 90 sind die 'diademartigen Erhöhungen' der einen Medusenkopf darstellenden Phalera als Flügel zu deuten; ganz ähnliche Stücke befinden sich im Museum zu Aquileia.

Druckfehler sind selten. Sp. 57 soll es heißen Fig. 27 statt Fig. 26; die in derselben Spalte vorkommende Bezeichnung *a* und *b* für die Räume eines Gebäudes fehlt auf Tafel II.

Ein anerkennendes Wort verdient noch die schöne Ausstattung des Heftes durch genaue Handzeichnungen, Pläne und photographische Nachbildungen. Die Kleinfunde, welche überall gewissen-

haft registriert sind, werden zum größten Teile im Bilde vorgeführt. — Als Titelvignette ist das im VII. Bande der Jahreshefte S. 151 ff. von R. v. Schneider besprochene Minervaköpfchen gewählt.

Der römische Limes in Österreich, Heft V (Wien, A. Hölder 1904) ist mit dem wissenschaftlichen Teile des Vereinsberichtes identisch.

Triest. Dr. A. Gaheis.

Heinrich Keck, Deutsche Heldensagen. 2., vollständig umgearb. Auflage von Dr. Bruno Busse. II. Band. „Dietrich von Bern.“ Mit fünf Originallithographien von R. Engels. Leipzig, Teubner 1904. 306 Seiten.

Ich habe den I. Band von Busses Buch (Gudrun- und Nibelungensage) in dieser Zeitschrift (LV. Jahrg., S. 1023 ff.) angezeigt und finde, daß das dortselbst S. 1025 f. begründete Urteil auch auf diesen Band auszudehnen ist. Der Verf. verwendet den ganzen Zyklus der Dietrichepen. Dietrichs Flucht, Rabenschlacht und Alpharts Tod, Sigenot, Eckenlied, Laurin und der Große Rosengarten, Goldemar sowie das jüngere Hildebrandslied werden mit dem zusammenhängenden Bericht der Thidrekssaga verbunden und damit eine geordnete Darstellung der Sagengeschichte Dietrichs von den Wunderkämpfen der Jugend bis zu seinem Tode geschaffen, die sich wie ein Roman liest. Diesem Zwecke dient auch die Heranziehung und Einschaltung der Sagen von Wieland dem Schmied, von König Rother, von Graf Iron dem Jäger, von Ortnit und Wolfdietrich, die an geeigneten Stellen zu Gehör gebracht werden; außerdem werden gelegentlich auch andere Sagenmotive, so aus den Nibelungen und der Klage, so die Wilzen- und Reußenkämpfe aus der Thidrekssaga verwertet.

Was den einzelnen Sagenüberlieferungen angehört, geht natürlich aus der Erzählung nicht hervor, der Verf. hat mit Absicht ein breites Ganze geschaffen. Damit geht Hand in Hand die psychologische Auffassung der Helden, in der Busse noch mehr als im Stofflichen seiner Neigung zur Charakterisierung und Motivierung nachging. So hat er den Gestalten Dietrichs, Sibichs, Heimes und Witeges besondere Aufmerksamkeit geschenkt; die in der Überlieferung verdunkelte Haltung der letzteren wird in bestimmten Linien mit freier Anlehnung an die Thidrekssaga ausgeführt und seelisch zu begründen versucht. Ein Beispiel für das Romanhafte der Zeichnung ist S. 91 f., wo Kriemhild sich in der ganzen Launenhaftigkeit eines modernen Weibes präsentiert. In dieser Hinsicht läßt sich der Verf. auch verleiten, die Erzählung durch eigene Erfindungen auszuschmücken, die, an sich von guter Wirkung, doch dem einfachen Berichte der Heldensagen Eintrag tun.

Doch wollen wir auch die Vorzüge des Buches nicht verschweigen. Die zusammenfassende Verarbeitung der Sage ist sicher

geeignet, das Interesse des jugendlichen Lesers zu fesseln. Die gewandte Sprache, die geschickte Erfindung und Verknüpfung der Motive beweisen des Verf.s dichterische Begabung; die beigegebenen historischen und sagengeschichtlichen Anmerkungen bezeugen seine Vertrautheit mit den literarischen Fragen und sind eine dankenswerte Zugabe, da sie den in der Erzählung gegebenen Roman auf seine wirklichen Grundlagen zurückzuführen geeignet sind. So würde ich diesen Band, der ja die im Schulbetriebe stiefmütterlich behandelte Dietrichsage zum Gegenstande hat, lieber als den ersten, der in ähnlicher Weise Nibelungen und Gudrun vorführt, den Schulbüchereien aller Kategorien zur Anschaffung empfehlen. Ein strebender Schüler wird Anregung zu weiterer Beschäftigung mit der alten Sage, ein poetisch veranlagter Freude an der Verknüpfung und Darstellung des bunten Heldenlebens, ein jeder würdige Unterhaltung finden. Das Buch ist trefflich ausgestattet.

Leitmeritz. Alois Bernt.

Zwei polemische Gedichte von Friedrich Wilhelm Zachariä. Herausgegeben von Otto Ladendorf. Berlin, B. Behr (= Deutsche Literaturdenkmale Nr. 127). XV und 20 SS.

Es handelt sich im vorliegenden Neudruck um die Gedichte „Gedicht dem Gedächtnisse des Herrn von Hagedorn gewidmet“ und „Die Poesie und Germanien“, die 1754 und 1755 erschienen sind und die als biographische Zeugnisse und als der Ausdruck von für den Kreis der Berner Streitsucher kennzeichnenden Stimmungen ein Wiederaufleben verdient haben. Ersteres ist eine Würdigung des anmutig und behaglich dichtenden Hagedorn im direkten Hinblick auf Gottscheds schon verachtete Mißwirtschaft und Geschmacklosigkeit. Das zweite Gedicht bedeutet vollen Übergang zur Sache der Schweizer: in feierlich gehaltener Allegorie wird über Gottsched Gericht gehalten und Klopstock begeistert in Schutz genommen. — Die Einleitung des Herausgebers ist sorgfältig und führt mit schöner Knappheit in das Verständnis der beiden Dichtungen und der Richtung, die sie hat entstehen lassen, ein.

Wien. Dr. Egon v. Komorzynski.

Ludwig Wyplel, „Blanka von Kastilien“ als Vorstufe der „Ahnfrau“. Separatabdruck aus dem XXX. Jahresbericht der Staats-Oberrealschule im XV. Bez. in Wien 1904. 28 SS.

Wyplel tritt in diesem Jahresberichte mit einer neuen Arbeit über Grillparzer auf den Plan. Er nennt Grillparzers „Blanka von

spielt: der ehebrecherische König Don Pedro kehrt in Reue und Liebe, wenn auch zu spät, wieder zu seiner sittenreinen Gemahlin zurück.“

Nicht gegenseitige Bedingtheit der beiden Tragödien, sondern eine parallele Verarbeitung und Entwicklung des dramatischen Stoffes in dem Geiste des Dichters machen nach meiner Überzeugung die vielen Ähnlichkeiten zwischen der „Blanka“ und der „Ahnfrau“ erklärlich.

Ich habe jene Stelle aus meinem Feuilleton-Artikel zugleich in der Absicht zur Gänze wiedergegeben, damit sie der Leser mit einer Stelle bei Wyplel vergleichen kann. Er skizziert S. 3 seine Aufgabe in folgender Weise:

„Wenn ich es hier unternehme, die Beziehungen der „Blanka“ zur „Ahnfrau“ aufzudecken, verspreche ich mir einen dreifachen Gewinn“ usw. Wer diesen Satz so nimmt, wie es der Wortlaut verlangt, muß glauben, daß Wyplel zuerst diese Beziehungen erkannt hat und nunmehr daran geht, seine Beobachtungen der Öffentlichkeit zu übergeben. Jeder genaue Kenner der Grillparzer-Literatur weiß, daß mir in diesem Punkte die Priorität zukommt.

Ebenso scheint Wyplel meine andere, oben genannte Arbeit über die „Ahnfrau“ nicht zu kennen und doch hätte er Grund genug gehabt, von ihr Notiz zu nehmen. Ich kann nicht glauben, daß W. absichtlich mit Stillschweigen über meine Arbeiten hinweggegangen ist. Ich habe mich doch auch mit seiner im 'Euphorion' (Bd. VII, 1900, S. 725 ff.) verfochtenen Anschauung, daß der von Glossy entdeckte Schauerroman „Die blutende Gestalt mit Dolch und Lampe“ die sogenannte zweite Quelle der „Ahnfrau“ sei, pflichtgemäß auseinandergesetzt und sie mit sachlichen Argumenten bekämpft. W. weiß anscheinend nichts davon; denn sonst hätte er es nicht unterlassen, mag er auch noch immer an seiner Meinung festhalten (vgl. S. 4; Jahrbuch d. Grillparzer-Gesellschaft 1904, S. 37), auch auf meine Anschauung zu verweisen und zu bemerken, daß ich in einem von Madame Naubert veröffentlichten Volksmärchen (Leipzig 1792), der Geschichte der „weißen Frau“, die zweite Quelle der „Ahnfrau“ erblicke (vgl. Kohm, Grillparzers Tragödie „Die Ahnfrau“ usw. S. 276 ff.; Deutsche Zeitung a. a. O. S. 2).

Die von mir hiefür vorgebrachten inneren Gründe gelten auch jetzt noch, auch nachdem es Dr. v. Komorzynski gelungen ist, das Erscheinen jenes Romanes in eine viel frühere Zeit (1799) zu verlegen (vgl. Wochenschrift „Zeit“ Nr. 488, S. 70).

Meine Anschauung findet eine neue Stütze in einer mir erst vor kurzem bekannt gewordenen Mitteilung, welche Emilie von Binzer, eine große Verehrerin Grillparzers, schon 1872 („Über Land und Meer“, 1872, Nr. 22) aus einem Gespräche mit dem Dichter veröffentlicht hat. Sie schreibt: „Grillparzer sagte mir in

der Zeit seines späten Ruhms: "Die Leute sagten damals, ich hätte ein Schicksalsstück geschrieben, und ich habe eine Gespenstergeschichte, die auf einer Familiensage beruht, dramatisieren wollen"“ (vgl. Sauer, Grillparzers Gespräche, Wien 1904, I. Bd., S. 233). Diese Worte passen vollkommen auf das von mir entdeckte „Volksmärchen“ (Grillparzer gebraucht in seiner „Selbstbiographie“ die gleiche Bezeichnung), in dem Madame Naubert die Sage von der weißen Frau in eine gefällige Erzählung, eine Gespenstergeschichte, gekleidet hat (vgl. Kohm, Grillparzers Tragödie „Die Ahnfrau“ usw., S. 276 f.; Deutsche Zeitung a. a. O. S. 2 ff.).

Hätte W. pflichtgemäß meine Arbeiten benützt, so hätte er es nicht notwendig gehabt, bei Prof. Sauer eine Anleihe zu machen. So schreibt er S. 13: „Die der ersten Fassung entnommenen Zitate verdanke ich der Güte Professor Sauers“. Warum das? Ist nicht schon im Frühjahre 1903 meine Ausgabe der „Urahnfrau“ im Buchhandel (Wien, Konegen) erschienen? Trotz der Mängel, die Sauer in ihr gefunden zu haben glaubt (vgl. Wochenschrift „Zeit“, Nr. 471, S. 18 ff.), bietet sie doch eine genaue Wiedergabe des ersten Manuskriptes der „Ahnfrau“. Es hätte dieser Untersuchung nicht geschadet, wenn W. auch meine Ausgabe eingesehen und zur Vergleichung herangezogen hätte.

Doch gehen wir zu der eigentlichen Arbeit Wyplels über! W. unterscheidet folgende Abschnitte: Liebesmotiv, Erkennungen, Flucht, Mordtat, Schlußkatastrophe, Gespensterspuk, Schicksalsidee, Sprache, Technik. W. setzt hiebei voraus, daß Grillparzer, als er die „Blanka“ schrieb, auch die beiden Quellen der „Ahnfrau“ gekannt hat (vgl. S. 8, 15, 16, 18, 19, 20). Diese Ansicht habe ich ebenfalls in dem oben zitierten Feuilleton-Artikel zum erstenmal ausgesprochen. In der Untersuchung selbst erregt manches Widerspruch, manches bedarf der Ergänzung. So lesen wir ausdrücklich in der „Urahnfrau“ (S. 27 meiner Ausgabe), daß auch Jaromir öfter im Walde Berta gesehen habe. Vgl. „Blanka“, S. 35 (nach Sauers Ausgabe, Bd. 10). Nach der „Urahnfrau“ wissen weder Vater noch Tochter, wer Jaromir ist und wie er heißt (vgl. S. 25, 53). In ähnlicher Unkenntnis befinden sich Blanka und Fedriko (vgl. „Blanka“, S. 36 ff.). Bertas Gebet im Anfange des dritten Aktes („Urahnfrau“, S. 63 ff.) erinnert an Fedrikos Worte („Blanka“, S. 146 ff.).

In dem Suchen nach Ähnlichkeiten geht W. mitunter zu weit. Äußerlich weist wohl die sogen. erste „Erkennung“ der „Blanka“ (S. 41 f.) mit der großen Erkennungsszene im dritten Akte der „Ahnfrau“ eine gewisse Ähnlichkeit auf. In Wahrheit besteht hier zwischen beiden Dramen ein wesentlicher Unterschied (vgl. Wyplel S. 7). Jaromir ist entlarvt und kann für sein Tun nur Worte der Entschuldigung finden. Fedriko ist kein Lügner, wofür er anfangs von Blanka gehalten wurde, sondern vollkommen schuld-

los. Fedriko will gehen, weil er sich in seiner Ehre verletzt fühlt (S. 42), Jaromir, weil er bei Berta nicht sofort Erhörung findet (vgl. „Ahnfrau", S. 77). Verschiedene, nicht, wie W. behauptet (S. 7), „dieselben Empfindungen" und Gefühle rufen ähnliche Äußerungen hervor. Der zweiten „Erkennung" in der „Blanka" läßt sich überhaupt nichts Ähnliches in der „Ahnfrau" an die Seite stellen. Einige wenige Worte Jaromirs (nach Sauers Ausgabe, B. 4[5], S. 118): „Sie muß ich, ja sie besitzen" oder in dem Gespräche zwischen Jaromir und der Ahnfrau (S. 120 „Ich bin deine Schwester nicht", S. 122 „Deine Berta bin ich nicht") können doch unmöglich hiefür herangezogen werden (vgl. Wyplel S. 8); W. schreibt daselbst: „Dies Motiv in seiner unerbittlichen Starrheit entspricht der zweiten großen Enthüllung in der „Ahnfrau": Jaromir und Berta sind Geschwister". Wyplel wollte offenbar sagen: „Dies Motiv (d. i. Ehehindernis: Blanka ist bereits verheiratet) entspricht dem Motive in der zweiten großen Enthüllung in der „Ahnfrau". Aber auch das ist nicht ganz richtig. Denn das Motiv der Geschwisterliebe beherrscht in der „Ahnfrau" wie in Calderons „Andacht zum Kreuze", Schillers „Braut" und Ad. Müllners „29. Februar" das ganze Drama und macht sich bereits nach den Enthüllungen Boleslavs in dem Selbstgespräche Jaromirs in hohem Grade geltend (vgl. „Ahnfrau", S. 117 f.).

Wyplel glaubt, daß die „Blanka" in Bezug auf Anordnung des Stoffes „nichts weniger als mustergiltig" ist. Warum? Weil sich, wie er sagt, die erste und zweite Enthüllung in dem ersten Akte zusammendrängen (S. 9), die Liebesmotive „fast alle atemlos" hier ablaufen, während sie sich in der „Ahnfrau" auf alle fünf Akte verteilen (vgl. S. 27). W. verkennt das Wesen der „Ahnfrau" und der „Blanka". Die beiden Enthüllungen in der „Blanka" bilden die Voraussetzung für die Entwicklung der Handlung, für das weitere Verhalten Fedrikos und seinen Kampf zwischen Liebe und Pflicht. Dies und sein tragischer Ausgang werden in dem Drama dargestellt. Mit dem Geschicke Fedrikos und Blankas geht parallel das Geschick des Königs und seiner Geliebten. Allerdings genug Stoff für zwei Werke! Die „Ahnfrau" ist ihrem innersten Wesen nach gleich Sophokles' „König Oedipus" und Schillers „Braut" ein Enthüllungsdrama. Im 3., 4. und 5. Akte reiht sich eine Erkennungszene an die andere, der erste und zweite Akt führen die Handlung diesem Ziele entgegen. W. irrt, wenn er weiter behauptet, daß das Verlobungsmotiv den 2. Akt ausfülle (vgl. S. 9). Die Werbung umfaßt nur einen kleinen Teil dieses Aktes. Durch sie sollte der Knoten scheinbar fester geknüpft, durch das Eingreifen des Gespenstes und das Auftreten des Hauptmanns seine Lösung wieder vorbereitet werden.

Es ist auch nicht richtig, daß Fedriko in ähnlicher Weise wie Jaromir in der „Ahnfrau" (vgl. S. 80) die Königin durch die Drohung, er wolle „selbst Rebell werden" (vgl. Wyplel S. 9), zur

Flucht bewegt. Das war er schon nach dem von Alonzo übernommenen Schreiben (vgl. „Blanka“, S. 146 f.). Das entscheidende Moment für die zögernde Königin war die Versicherung Fedrikos, daß er, wenn sie noch länger bleibe, verloren sei (vgl. „Blanka“, S. 196). Gleich Jaromir in der „Ahnfrau“ (vgl. S. 76 f.) will Rodigro seine Schwester Maria durch die Drohung, daß er gehen, sich selbst anklagen und dem Henker sein Haupt reichen werde, für seine Wünsche gefügig machen (vgl. „Blanka“, S. 179 f.).

Es ist gewagt, aus der Ähnlichkeit im Ausdrucke oder in der Situation auch sofort auf eine Abhängigkeit zu schließen. Ähnliche Bedingungen haben ähnliche Folgen, obwohl auch gleichen oder ähnlichen Wirkungen verschiedene Ursachen entsprechen können. Deshalb braucht doch nicht zwischen derartigen Erscheinungen, mögen sie dem Gebiete der Außen- oder Innenwelt angehören, schon ein Kausalnexus bestehen. So sieht Maria, daß sich das Fenster der Königin erhellt (vgl. „Blanka“, S. 189). Günter sieht, daß sich die Gegend erhellt (vgl. „Ahnfrau“, S. 87). Blanka flieht durch einen Gang im Innern des Schlosses, um sich zu retten, wird von den Soldaten eingeholt und getötet. Der Dichter deutet dies mit den Worten an: „Lange, schaudervolle Pause. Über eine Weile hört man im Gange einen gedämpften Schrei. Dann wieder Stille (vgl. „Bl.“, S. 197). In der „Ahnfrau“: Jaromir flieht in einen Gang (der Außenwerke) und tötet mit seinem Dolche den ihn verfolgenden Grafen. In dem Gespräche zwischen Günter und Berta fallen unter anderem die Worte: „Ein Schrei!“ „Wieder Stille“ (vgl. „Ahnfrau“, S. 89). Was folgert W. daraus? Diese Ähnlichkeiten sagen ihm, daß der Dichter eine Bühnenweisung der „Blanka“ in der „Ahnfrau“ „dramatisiert“ (vgl. W. S. 10), „Elemente“, welche „die Ermordung Blankas“ enthalte, in der „Ahnfrau“ „zu höchster Wirkung gebracht“ habe, die „szenische Einkleidung“ auf die „Blanka“ zurückgehe (vgl. Wyplel, S. 10, 11)! Und kann ein Dichter mit der glühenden Phantasie eines Grillparzer so gearbeitet haben?

S. 19 behauptet W., daß „dieselbe Situation, die gleiche Stimmung“ wie in „Blanka“ IV, 8, S. 130 die Geisterszene im 3. Akte der „Ahnfrau“ hervorrufe. Ich kann dem nicht beipflichten. Fedriko will in das Zimmer, in das sich die Königin zurückgezogen hat, dringen, um ihr zur Flucht den Schlüssel anzubieten. Dasselbe hat er bereits im unmittelbar vorausgehenden Auftritte, wenn auch vergeblich, versucht (vgl. Bl. 128). Diese Szene erinnert allenfalls an den Anfang des zweiten Aktes in der „Ahnfrau“. Jaromir will in das Schlafgemach der Berta dringen. Das Gespenst tritt dazwischen. In der „Blanka“ entspräche der „Ahnfrau“ das aus dem Haken geschobene Schwert (ein Omen!).

Nach Wyplels Meinung sucht die Ahnfrau in der Gruft „den Sündensohn von der letzten, verderblichen Verirrung zurückzuhalten“ (vgl. W. S. 19). Von welcher Verirrung? War nicht Berta

schon tot? Sie will Jaromir retten, indem sie ihn wiederholt auffordert, noch zur rechten Zeit zu entfliehen (vgl. „Ahnfrau“, S. 121 f., Kohm, Grillparzers Tragödie „Die Ahnfrau“ usw., S. 264). „Eine Geistererscheinung in der „Blanca“ verfolgt eine ähnliche Absicht“, heißt es weiter bei Wyplel. Welche Geistererscheinung? Fedriko glaubt in seiner Aufregung die Gestalten seines (noch lebenden) königlichen Bruders und seines (verstorbenen) Vaters zu sehen, die ihm zu drohen scheinen, nicht, um ihn, wie Wyplel meint, auf den Pfad des Rechts und der Pflicht zurückzuweisen, sondern weil er bereits von demselben gewichen ist (vgl. „Blanka“, S. 148). Hat er doch bereits den Brief an den aufrührerischen Bruder geschrieben, um ihn Alonzo mit den Worten: „Hier, nimm das Schreiben! — Nimm!“ (vgl. Bl. 147) einzuhändigen. Fedriko leidet an Halluzinationen. W. scheint dies selbst eingesehen zu haben; denn wir lesen tiefer unten: „Darauf wähnt er, im Dunkeln die Geister Pedros und seines Vaters zu erblicken“. Dagegen lesen wir wieder einige Zeilen weiter: „Nun folgt auch hier die Geistererscheinung“ (vgl. W. 20). Wyplel widerspricht sich somit selbst. Im letzten Akte der „Ahnfrau“ erscheint in der Tat ein Geist, die Ahnfrau. Die „Blanka“ bietet S. 147 f. zwei ausgesprochene Halluzinationen, die dem Gesichtssinne angehören. Der Sturm der Seele läßt Fedriko verschiedene Gestalten sehen. Alles andere hat mehr den Charakter von Illusionen an sich, insofern sich Empfindungen (eine Gesichts- und eine Tastempfindung) mit Phantasievorstellung verbinden.

Obwohl wir in der „Blanka“ wiederholt auf die Worte „Schicksal“, „Geschick“ stoßen, so haben wir doch kein Recht, auch hier von einer Schicksalsidee oder gar, wie auch Wyplel zugibt (vgl. S. 20 f.), von einer Schicksalstragödie zu sprechen. Was wir unter „Schicksal“, „Geschick“ zu verstehen haben, hat der junge Grillparzer bereits zu der Zeit erkannt, als er die „Blanka“ schuf. Wir lesen „Blanka“ S. 75:

Maria.
Ich zweifle nicht an Eurer Liebe, Pedro;
Doch was vermögt Ihr gegen das Geschick?
Denn ehern herrschet die Notwendigkeit,
Und nicht vermag der Mensch ihr zu begegnen usw.

(vgl. „Bl.“ 50, 108; „Ahnfrau“, S. 94).

Pedro antwortet darauf:

Nicht das Geschick ist es, das Dich verfolgt,
Ein stolzes Weib und übermüt'ge Sklaven,
Erfrechen sich zu hassen, was ich liebe.

Die Welt der Dinge und Erscheinungen, deren wir nicht immer Herr sind, und unser inneres, eigenes Ich mit seinen Anschauungen, Gefühlen und Begierden sind die Faktoren, welche unser Leben leiten und das, was man im allgemeinen Geschick nennt, ausmachen. Es freut mich, daß W., mögen auch mei

Arbeiten von ihm keine Beachtung gefunden haben, mit der von mir verfochtenen Anschauung übereinstimmt, wenn er sagt: „Der Dichter konnte sich also mit vollster Berechtigung dagegen wehren, als man in der „Ahnfrau" schlechtweg eine Schicksalstragödie erblicken wollte" (vgl. S. 22). Nur hätte er hiebei die „Ahnfrau" des ersten Manuskriptes von der des zweiten Manuskriptes und der Druckausgabe unterscheiden und den Nachweis für seine Ansicht nicht aus einigen Stellen der „Blanka" (vgl. Wyplel, S. 21 f.), sondern aus der „Ahnfrau" selbst erbringen sollen.

Der letzte Abschnitt dieser Abhandlung (S. 26 f.) enthält, wie schon gelegentlich angedeutet wurde, einige Behauptungen, die nicht stichhältig sind. So schreibt Wyplel unter anderem: „In der „Blanka" ist zu Beginn des Stückes die Kraft der Leidenschaft bereits gebrochen" (vgl. Wyplel, S. 26). Im Gegenteil! Die innige, stille Liebe Fedrikos wird durch die Hindernisse, die sich ihm entgegenstellen, so zur rasenden Leidenschaft angefacht, daß er schließlich zum Verräter an dem Könige wird.

Wyplels Programmarbeit ist genau genommen, nichts anderes als eine eingehende Ausführung dessen, was ich in dem oben genannten Artikel der „Deutschen Zeitung", soweit es in dem Rahmen eines Feuilletons möglich war und meinem Zwecke entsprach, in Umrissen durch Angabe der Hauptpunkte skizziert habe.

Bevor ich schließe, sei hier noch einiger Sätze gedacht, mit denen W. seinen Aufsatz einleitet! W. schreibt da: „Noch vor 1810 hatte Grillparzer ein Trauerspiel vollendet: „Blanka von Kastilien". Enttäuschungen blieben nicht aus. Die Theater, die wenige Jahre später der „Ahnfrau" so willig Tür und Tor öffneten, verhielten sich gegen jenes Erstlingswerk ablehnend." Welchen Theatern hat Grillparzer seine „Blanka" angeboten? Meines Wissens ist Grillparzer niemals mit seinen Arbeiten von Direktion zu Direktion betteln gegangen, sein Stolz und Schamgefühl hätten das nicht zugelassen. Wir erfahren aus dem Munde des Dichters selbst, daß er die „Blanka" seinem Oheime, dem Hoftheatersekretär Joseph Sonnleithner, überreicht und dieser ihm das Manuskript nach längerer Zeit mit der Äußerung zurückgestellt habe, daß „es nicht verwendbar sei" (vgl. Werke XIX, S. 49 f.; Briefe und Tagebücher II 25, 35 f.). Infolgedessen beschloß Grillparzer, der Poesie „für immer den Abschied zu geben". Und in der Tat schlummerte seine Muse mehrere Jahre, bis ihn ein glücklicher Zufall mit dem Dramaturgen Schreyvogel zusammenführte und dieser die in ihm schlummernden Kräfte zu einem neuen, unsterblichen Leben erweckte.

Wyplels Blick haftet zu viel an der Oberfläche und in dieser Bahn bewegt sich auch zumeist seine [illegible] Infolgedessen kommt er zu Schlußfolger[illegible]gen-blick beim flüchtigen Les[illegible]den

Prüfung und Vergleichung der in Frage kommenden Stellen jedoch nicht standhalten.

In Zukunft wird Wyplel auch gut tun, die einschlägige Literatur besser zu beachten und von ihr Notiz zu nehmen. Denn dies ist eine der vornehmsten Pflichten einer gewissenhaften, wissenschaftlichen Forschung, wenn man sich nicht mit längst bekannten, unbestrittenen Wahrheiten in Widerspruch setzen und Gefahr laufen will, die wohlerworbenen Rechte anderer zu schmälern und sie um die Früchte ihrer Arbeit zu bringen.

Wien. Dr. Josef Kohm.

Gedichte Martin Greifs. Auswahl für die Jugend. 1.—5. Tausend. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag 1905. Preis: 75 Pf.

Obwohl diese Auswahl aus den Gedichten Greifs zunächst für Deutschlands Jugend berechnet und ihr gewidmet ist, so darf sie doch mit vollem Recht auch unserer deutsch-österreichischen Schuljugend empfohlen werden. Das sehr geschmackvoll ausgestattete Büchlein enthält eine sorgfältige, glückliche Auswahl aus den Liedern, Balladen und Romanzen des gefeierten Dichters, darunter das berühmte „Klagende Lied“. Auch ein noch unbekanntes erzählendes Gedicht „Das Hellerlein“ erscheint S. 20 zum erstenmal gedruckt. Im Anhange finden sich Gedenkverse und Sprüche Greifs aus älterer und neuerer Zeit in angenehmer Abwechslung. J. Sahr hat ein kurzes „Vorwort“ beigegeben.

Graz. S. M. Prem.

Henry Becque. Von Oberlehrer Dr. E. Jäde. Sonderabdruck aus der Festschrift zum XI. deutschen Neuphilologentage Pfingsten 1904 in Köln. Köln a. Rh., P. Neubner 1904. 44 SS.

Eine wertvolle Arbeit, welche uns über diesen neueren Dramatiker umso erwünschtere Auskunft gibt, als er außerhalb Frankreichs noch wenig bekannt ist und in den literaturgeschichtlichen Werken meist nur kurz abgetan und oft nicht einmal zutreffend beurteilt wird. Hier werden wir nicht nur mit den wenigen Ereignissen im Leben des Dichters, sondern auch mit seinen Werken, die einer eingehenden Analyse unterworfen und deren Vorzüge und Mängel kritisch beleuchtet werden, seinem Verhältnis zur zeitgenössischen Kritik und seiner Stellung in der dramatischen Literatur seines Landes bekannt gemacht. Im einzelnen verweisen wir auf das Schriftchen selbst, dessen Lektüre ebenso belehrend wie genußreich ist.

Die Bindung sonst stummer Endkonsonanten im französischen Sprachunterricht. Von Oberlehrer Dr. K. Müller. Sonderabdruck aus der Festschrift zum XI. deutschen Neuphilogentage Pfingsten 1904 in Köln. Köln a. Rh., P. Neubner 1904. 51 SS.

Eine recht gründliche Arbeit, die dem schon so oft behandelten Gegenstande noch immer neue Gesichtspunkte abzugewinnen versteht. Der Verf. beleuchtet seinen Stoff zunächst von der historischen Seite, indem er an der Hand der alten Grammatiker-Zeugnisse den Gebrauch der früheren Jahrhunderte in diesem Punkte darlegt. Auf die neuere Zeit übergehend, kritisiert er seine Vorgänger, sowohl Deutsche (Meyer, Ackerknecht, Quiehl) als Franzosen (Lesaint, André, P. Passy). Unter den ersteren fällt auf, daß des alten Plötz keine Erwähnung getan wird, der in seiner „Systematischen Darstellung der französischen Aussprache“ auch jetzt noch recht brauchbare Regeln über die „Bindung“ gegeben hat. Ebenso scheint dem Verf. Rousselots ziemlich eingehende Behandlung desselben Themas in seinem „Précis de Prononciation française“ unbekannt geblieben zu sein. Gegen Ackerknecht und Quiehl, von denen sich der erstere hauptsächlich an Lesaint, der letztere nur an Passy hält, bemerkt der Verf. richtig, daß „Untersuchungen über eine Spracheigentümlichkeit nicht einen einzelnen zum Untersuchungsobjekte haben dürfen; je größer die Zahl der beobachteten Personen ist und je weniger diese sich beobachtet wissen, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, das Richtige zu finden“ (S. 17, 20). Treffend ist auch die Kritik, welche er an Passys und Beyer-Passys Sprachtexten übt (S. 18 ff.), denen andere, namentlich diejenigen Koschwitz' in den Parlers Parisiens vorzuziehen seien (S. 20 f.). Die Regeln, welche der Verf. zuletzt selbst, teils im Anschluß an Quiehl, teils im Widerspruch zu ihm gibt, sind mit großer Umsicht und unter Berücksichtigung aller hiebei in Betracht kommenden Momente formuliert. Es gibt also dieses Schriftchen eine recht zufriedenstellende und, soweit dies bei dem fluktuierenden Charakter der Sprache möglich ist, auch abschließende Behandlung dieses schwierigen Kapitels der französischen Aussprache.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

History of the United States from the Discovery of America to the Year 1900. Für den Schulgebrauch nach amerikanischen Quellen herausgegeben von Dr. Karl Feyerabend, Prof. am Herzogl. Francisceum in Zerbst. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1904. VI und 100 SS. Preis 1 Mk. 40 Pf. Hiezu ein Wörterbuch. 41 SS. Preis 50 Pf.

Diese „Geschichte der Vereinigten Staaten“ stammt nicht aus der Feder eines Verfassers, sondern ist den Schriften von Bancroft, B. Franklin, G. Washington und mehreren geschichtlichen

Lehrbüchern entnommen. Nach einer Einleitung über die Entdeckungen des Altertums und des Mittelalters wird uns von Kolumbus und den späteren spanischen, französischen und englischen Entdeckungen kurz berichtet. Hierauf wird ausführlich von der Gründung und Entwicklung der französischen und englischen Kolonien in Nordamerika, den gegenseitigen Kämpfen derselben und dem Unabhängigkeitskriege erzählt, der zur Gründung der Republik der Vereinigten Staaten in Amerika geführt hat. Die Kämpfe und die rasch fortschreitende Entwicklung der Republik am Ende des XVIII. und des XIX. Jahrhunderts bilden den Inhalt des letzten Kapitels. Ein Anhang, der in chronologischer Reihenfolge die wichtigsten Ereignisse aufzählt, erleichtert uns den Überblick über die eigenartige Geschichte eines Staatengebildes, das so wunderbar schnell zu einer Weltmacht ersten Ranges emporgewachsen ist.

Der Herausgeber weicht von dem allgemeinen Gebrauch ab, indem er zu seinem Texte keine Anmerkungen gibt, dafür aber im „Wörterbuch“ zu dem üblichen Vokabular ein „Verzeichnis der geographischen und geschichtlichen Namen“ mit Angabe der Aussprache und sachlichen Erklärungen hinzufügt. Da bei der Abwesenheit der sprachlichen Anmerkungen das Vokabular die einzige Stütze des Schülers bei seiner Vorbereitung vorstellt, so sollte man erwarten, daß darin der ganze im Texte vorkommende Wort- und Phrasenschatz berücksichtigt werde. Daß dies aber nicht der Fall ist, sollen die folgenden Bemerkungen beweisen: „*according* gemäß, zufolge“; ergänze *accordingly* demgemäß (S. 89 *the attempt was — made*). — „*account* Rechnung, Bericht, Rechenschaft“; anders in *who made no — of their better knowledge of Indian warfare* (S. 37). — „*anxious* ängstlich, besorgt, gespannt“; auch „begierig“ (S. 14 *The English were so — to discover a northwest passage to India*). — „*bad* schlecht, schädlich“; *badly* auch „arg, sehr“ (S. 49 *the balls from the fort crippled the British vessels —*). — „*bring* bringen, verursachen“; die letztere Bedeutung paßt nur zu den Verbindungen *bring on* (S. 91) und *bring about* (S. 22). — „*call* rufen, nennen, auffordern“; ergänze *— for* einberufen, hervorrufen, bewirken: S. 70 *fifty thousand volunteers were —ed for;* S. 86 *The great mineral wealth of the Pacific states has —ed for the invention of improved processes in mining*). — „*care* Sorge tragen, sich kümmern“; *I care* heißt auch „es liegt mir daran“ (S. 38 *If you — to learn how one girl wandered thousands of miles in quest of her lover, you should read Longfellow's beautiful poem Evangeline*). — „*engage* beschäftigen, verwickeln, angreifen“; anders S. 80 *Never before in the world's history had two ironclad ships —d in battle.* — „*fair* hübsch, günstig, erwünscht, anständig“; *fairly* heißt auch „ziemlich“ (S. 21 *the colony grew and did — well*). — „*far* fern, weit“; es fehlt *as far as* „bis“ (S. 77). — „*fight* kämpfen

[illegible]ten": auch „bekämpfen" (S. 17 *The English fought the* [illegible]ns). — „*gift* Gabe, Geschenk": anders S. 74 *the highest* [illegible]tion *in the — of the people.* — „*give* geben, widmen": ergänze „*give way* nachgeben" (S. 53). — „*hand* Hand, Arbeits[illegible], Arbeiter": ergänze „Seite" (S. 17 *on the other hand*). — „*heathen* Heide": auch „heidnisch" (S. 58 *the natives of the Sandwich or Hawaiian Island were heathen*). — „*keep* halten, bewahren, sich halten": es fehlen die Redensarten *keep* mit Part. Präs. (S. 60 *it was impossible to keep on riding stripes*), — *on* (S. 73 *keeping steadily on, the Merrimac drove her ram into the side of the Cumberland*). — *away* (S. 33 *Then the masters realized that if this plundering went on the ships would keep away*). — „*late* spät, kürzlich": die letztere Bedeutung hat nur *of late* (S. 99). — „*least* damit nicht, und nicht": auch „daß" nach *fear* (S. 49). — „*make* machen, verfertigen": ergänze „lassen" S. 75 *The fear ...made the largest forces collect three*). — „*manufacture* Verfertigung, Fabrikat": ergänze „Fabrik" S. 61 *These three inventions revolutionized the — of England and America*). — „*patriot* Vaterlandsfreund": [illegible] — „*pay* zahlen": [illegible] *when cotton* [illegible] — [illegible] ergänze [illegible] *Atlantic Ocean*). — [illegible] — [illegible]

[illegible]

Die [illegible]
wünschen übrig: [illegible]

birth [bǣþ], *design* [disai'n; besser dizai'n], *executive* [*ekse*'kjūtiv; besser *igze*'kjutiv], *eye* [ī], *Friday* [frai'de], *house* [haus; als Verb wird es hauz ausgesprochen], *immediate* [imī'diēⁱt], *indebted* [inde'ted], *monarch* [mo'năk], *notorious* [tō'ᵘ], *plaster* [plēⁱ], *procure* [prokūje(r], *tired* [tai'red], *vineyard* [vi'nyăd].

Im Verzeichnis der Namen fehlt *Santa Fé* (S. 91).

Der Druck ist im ganzen korrekt; an Versehen sind noch stehen geblieben: (Text) S. 15 *Viirginia,* S. 24 *come* st. *came,* S. 25 *oft hem* st. *of them,* S. 34 *pu out* st. *put out,* S. 38 *peansantry, wo* st. *who,* S. 69 *Noth* st. *North,* S. 75 *vor* st. *for,* S. 78 *a stretch a country* st. *of,* S. 79 *Viriginia,* S. 83 *for* st. *far, bay* st. *pay, wook* st. *work;* (Wörterbuch) S. 19 *pleassant,* S. 21 *rī'dzənt.*

Das Buch wird einen guten Lektürestoff für die Oberklassen unserer höheren Lehranstalten abgeben.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Wernle Paul, Die Quellen des Lebens Jesu. (Religionsgeschichtliche Volksbücher, herausgegeben von Fr. M. Schiele-Marburg, I. Reihe, 1. Heft.) Halle a. S. 1904. kl. 8°, 87 SS.

Ein neues Unternehmen: Die Ergebnisse theologisch-religionsgeschichtlicher Forschung sollen durch diese Volksbücher (Preis 40 Pf.) popularisiert werden. Sie sind für die „deutsche, christliche Gegenwart“ bestimmt und erregen durch die an die Spitze des Vorwortes gestellte Frage: „Wer war Jesus?“ allgemeines Interesse. Es ist dieselbe Frage, deren Beantwortung vor mehreren Jahren (1903) der Würzburger Professor H. Schell in dem Aufsehen erregenden Werke „Das Evangelium und seine weltgeschichtliche Bedeutung. Christus“ (Weltgeschichte in Charakterbildern) zu beantworten, unternahm. Der Standpunkt beider Gelehrten ist aber sehr verschieden: Schell bewegt sich strenge auf dem Boden katholischer Orthodoxie, wenn er auch jenen denkenden Männern angehört, die in richtiger Einsicht eine gewisse Reform des Kirchentums als dringend nötig erheischen; Wernle zählt, wie ein Begleitschein des Büchleins mitteilt, zu den „modernen“ Theologen, also zur Gruppe jener, denen die Evangelien nicht als göttlich inspirierte Bücher, sondern als bloße historische Quellen von sehr verschiedener Güte gelten. — Besonders das Johannes-Evangelium kommt bei W. schlecht weg; es wird ihm jeder historische Wert abgesprochen und es wird aus der Reihe der Quellen ausgeschieden (S. 30). Wenn nun Leute aus dem Volke die Ergebnisse des Kap. II (S. 9—30) verwerten, so hätten sie freilich keine Ahnung, daß diese durchaus nicht so feststehen, wie es uns der Verf. glauben machen will. Es ist bezeichnend, daß fast gleichzeitig

mit der vorliegenden Flugschrift (1.—10. Tausend) mehrere wissenschaftliche Werke erschienen, die zu einem ganz anderen Ergebnisse gelangen. Wir verweisen auf J. Hausleitner, Zwei apostolische Zeugen für das Johannes-Evangelium. Ein Beitrag zur Lösung der Johanneischen Frage (München 1904), K. Horn, Abfassungszeit, Geschichtlichkeit und Zweck vom Evangelium des Johannes, Kapitel 21. Ein Beitrag zur Johanneischen Frage (Leipzig 1904) und H. Jakoby, Die Evangelien des Markus und Johannes (Leipzig 1903). Wenn auch das Kapitel XXI Veranlassung zur Aufstellung vieler Hypothesen bot, wie sie von Rohrbach, Harnack, Klöpper u. a. entwickelt wurden, so ist noch immer das ganze Johannes-Evangelium sehr gediegenen Forschern eine geschichtlich zuverlässige Quelle für das Lebensbild Jesu, obwohl der subjektive Charakter, besonders der Reden, nicht verkannt wird.

Aber auch die sog. Synoptiker (Matthäus, Markus und Lukas) werden von W. einer sehr willkürlichen Kritik unterzogen. Ohne weitere Begründung werden einzelne Mitteilungen „Anekdoten" genannt (S. 35); andere sind ihm bloß „legendarische Zusätze" (S. 44). Es ist bezeichnend, daß das bei Matth. XVI., 16 erhaltene Wort Christi an Petrus bloß deshalb als eine „verherrlichende Petrussage späterer Zeit" erklärt wird, weil die Katholiken „mit vollem Rechte es katholisch, römisch auffaßten" (S. 75). Der Apostel Paulus wird dem Leser als der „größte Revolutionär der christlichen Kirche" vorgeführt (S. 57). Selbst Markus, dem doch die „größte geschichtliche Treue" nachgerühmt wird (S. 41), „besaß durchaus kein klares Bild vom Zusammenhang der Ereignisse", so „daß die Anschaulichkeit des einzelnen häufig bei genauerer Prüfung in Nebel zerrinnt" (S. 58). Ebenso „fehlte ihm jede Kenntnis der Lokalität aus eigener Anschauung und der klare Blick in den zeitlichen Verlauf des Lebens Jesu" (S. 82). Obwohl W. einerseits den Wert des Markus „gewaltig" hervorhebt (S. 54), soll dieser anderseits nicht einmal imstande gewesen sein, ein etwa siebenzig Jahre nach Christi Geburt verbreitetes „Flugblatt" von den wirklichen Reden des Herrn zu scheiden (S. 59). Wenn die Verläßlichkeit des Markus „so gewaltig" ist, so können wir nicht verstehen, wie „bei ihm das geschichtliche Bild der Person Jesu stark getrübt und ins Groteske und Phantastische verzerrt worden sei" (S. 60). Es will nicht viel bedeuten, wenn W. das Markus-Evangelium „sehr hoch anschlägt" (S. 69), aber doch „bei manchen Wundergeschichten vermutet, daß sie erst allmählich im Laufe der mündlichen Tradition ihre jetzige Form erhalten haben" (S. 69). Wenn das zutrifft, dann wäre unseres Erachtens Markus ebenso eine wertlose historische Quelle wie Lukas oder Matthäus, „die eine Menge Legenden brachten" (S. 75) oder ohne viele Bedenken den Gleichnissen des Herrn eigene „Dichtungen" anfügten (S. 7[illegible] oder „den ursprünglichen Sinn der Gleichnisse ignorierten und st[illegible] dessen einen fremden, künstlichen Sinn aufnötigten" (S. 78), wo

sie sich nicht scheuten, „sehr zweifelhafte Traditionen aufzunehmen" (S. 80). Daher ist auch W. nicht gut auf die Erzählung von der Heilung der zehn Aussätzigen zu sprechen, „da man ihr deutlich die samariterfreundliche Tendenz anspürt, ganz abgesehen von der Unglaubwürdigkeit solcher Massenheilung" (l. c.).

Es ist ein böser Zufall, daß fast gleichzeitig mit W.s erstem Volksbuche ein sehr wissenschaftlich gehaltenes Werk von H. Zimmermann über den „historischen Wert der ältesten Überlieferung von der Geschichte Jesu im Markus Evangelium" (Leipzig 1903) erschien, in welchem die jüdische Provenienz der Quelle und deren vermutlich treuer Bericht nachgewiesen wird. — W. spricht sich nicht genau aus, was vom messianischen Berufe Christi zu halten sei (S. 83), und steht somit auf demselben Standpunkt wie Wrede, „Das Messiasgeheimnis in den Evangelien" (1901), gegen den Zimmermann eine erfolgreiche Polemik eröffnete.

Wir haben vermißt, daß W. nicht auch die allfällige Abhängigkeit der evangelischen Quellen von indischen und babylonischen Einflüssen erörtert. Eben deshalb, weil augenblicklich ein solcher Zusammenhang vielfach behauptet wird, wobei freilich verschiedene Parallelen, die von einigen Gelehrten für schlagend gehalten, von anderen als wenig beweiskräftig angesehen werden oder mitunter ein und derselbe Gelehrte seine Ansicht bezüglich der Beweiskraft einer bestimmten Parallelstelle änderte (vgl. darüber: Van der Bergh von Eysinga, Indische Einflüsse auf evangelische Erzählungen. Göttingen 1904 in 'Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments', herausgegeben von W. Bousset und H. Gunkel, 4. H. und Zimmern, Keilinschriften und Bibel nach ihrem religionsgeschichtlichen Zusammenhang. Berlin 1903), wäre die Frage wenigstens in allgemeinen Umrissen zu streifen gewesen. — Das Büchlein dürfte von protestantischer und noch mehr von katholischer Seite eine starke Ablehnung erfahren.

Pilsen. G. Juritsch.

Bruno Wolff-Beckh, Kaiser Titus und der jüdische Krieg. Berlin-Steglitz, Friedrich G. B. Wolff-Beckh 1905. 8°, 35 SS.

Die vorliegende Schrift ist ursprünglich in den „Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur" (1903, S. 449 ff.) erschienen. Das Neue darin ist die Hypothese, daß Titus als Kaiser geisteskrank gewesen sei. Auf diese Weise will der Verf. die Veränderung erklären, die mit dem Flavier nach seinem Regierungsantritte vor sich gegangen sein soll. Man mag den Einfall interessant finden: wissenschaftlich begründet ist er weder vom Standpunkt des Psychiaters, wie Möbius'

„Nachwort" in den Neuen Jahrbüchern (S. 477 f.) zeigt, noch von dem des Historikers, da die kritische Arbeitsmethode dem Verf. nicht geläufig ist. Es kommt wenig dabei heraus, wenn man über die e i n e Tat nachgrübelt, die Titus in seinem Leben zu bereuen gehabt hätte; Schlußfolgerungen aus diesem angeblichen Ausspruch des Kaisers überlassen wir besser den Romanschreibern.

W i e n. Edmund G r o a g.

A. L u c k e n b a c h, Kunst und Geschichte. Mit Unterstützung des Großh. Badischen Ministeriums der Justiz, des Kultus u. Unterrichts und des Großh. Badischen Oberschulrats herausgegeben. I. Teil. Abbildungen zur alten Geschichte. 5., vermehrte Auflage. München und Berlin, R. Oldenbourg 1905. Preis geh. Mk. 1·50, geb. Mk. 1·80.

Das Erscheinen des einfachen, schlichten, anspruchlosen Heftes in 5. Auflage beweist, wie sehr es Anklang gefunden und sich bewährt hat. Die Neuauflage zeigt eine Vermehrung von 14 Seiten, von denen 5 auf Delphi, 2 auf die früher weniger berücksichtigte Wandmalerei entfallen; auch die Ara Pacis ist aufgenommen. Die 241 Figuren sind im Inhaltsverzeichnisse in 11 Abteilungen gruppiert: 1. Troja, Tiryns und Mykenä; 2. Griechische Baukunst; 3. Olympia und Delphi; 4. Athen; 5. Pergamon und der Hellenismus; 6. Zur Entwicklung der bildenden Kunst: es wird das Problem der stehenden Gestalt, der Gestalt in Bewegung, des Fliegens vorgeführt; 7. Griechische Porträts und griechische Tracht; 8. Die Stadt Rom; 9. Römische Porträts und die römische Tracht; 10. Pompeji und die Wandmalerei; 11. Aus römischen Provinzen.

Das reiche Material ermöglicht dem Lehrer eine Auswahl; Ref. wünschte in der ersten Abteilung auch Kreta vertreten zu sehen. Der knappe Text, der nach dem Vorworte in dem Lehrbuche der Geschichte von Martens erschienen ist, sollte im Sonderabdrucke zugänglich werden, da das Lehrbuch von Martens nicht allgemein bekannt ist. Der Text des Heftes verdient alle Anerkennung, bedarf aber einer Erweiterung seitens des Lehrers; den Weg dazu zeigt Luckenbach in dem Programmaufsatze: „Antike Kunstwerke im klassischen Unterrichte" (Karlsruhe 1901). — Zu loben ist es, daß eine Reihe von Figuren eigens für das Heft hergestellt, andere schwer zugänglichen Werken entnommen sind: damit erhebt sich das Buch über das Niveau anderer, die immer wieder die altbekannten Bilder bringen. Wir sehen mit Freude, daß der Westgiebel des Parthenon nach der Ergänzung von Schwerzeck aufgenommen ist, und hoffen, in der nächsten Auflage auch den Ostgiebel in derselben Ergänzung zu sehen. Bei Fig. 156 und 157 sind die Bezeichnungen vertauscht: 156 stellt Demosthenes, 157

Sophokles dar. Die Bilder sind in einem warmen Tone gehalten und geben der bekannten Verlagshandlung das beste Zeugnis; daß nicht alle gleich gut sind, soll diesem Lobe keinen Eintrag tun: gewiß werden minder gute, wie etwa Nr. 48, durch Neuaufnahmen ersetzt werden.

Die Abbildungen sind für den Geschichtsunterricht berechnet, sie werden aber mit nicht geringerem Erfolge bei der Klassikerlektüre benützt. Ref. wünschte, daß jeder Gymnasialschüler ein solches Heft besitze; damit wäre der berechtigten Forderung nach einem archäologischen Schulatlas genügt, bis etwas Besseres zu gleichem Preise geboten wird. Aber ein Bedenken kann nicht verhehlt werden: es ist die Darstellung der nackten Gestalten ohne Feigenblatt. Gerade weil z. B. S. 49 Fig. 113 und 115 das Feigenblatt haben, werden die Schüler der unteren Klassen, und auch diesen möchte ich das Buch empfehlen, aufmerksam gemacht; vgl. auch Fig. 127 und 128. Der erfahrene Herausgeber wird gewiß den richtigen Weg wählen, um dies Bedenken zu beseitigen.

Zum Schlusse möge allen den hervorragenden Männern der wärmste Dank ausgesprochen werden dafür, daß sie durch Unterstützung des verdienten Herausgebers sich in den Dienst der Schule stellten zum Heile der studierenden Jugend; das Buch selbst aber möge wie bisher Anerkennung und Verbreitung finden. Der geringe Preis ermöglicht die Anschaffung wenigstens je eines Exemplars für jede Klasse.

Wien. Dr. Joh. Oehler.

Viktor Ottmann, Von Marokko nach Lappland. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. Preis br. Mk. 3.

Der Verf. — ein aufmerksamer und feinfühliger Beobachter — führt uns in geistreicher und humorvoller Schilderung von Berlin über den Rhein, an Aachen vorüber durch Belgien, die Pikardie nach Paris und Südfrankreich. Von Irun am Fuße der Pyrenäen, dicht bei San Sebastian, gehts dann durch Spanien über Madrid nach Kadiz. Mit kurzen, aber durchwegs zutreffenden Bemerkungen werden die Verhältnisse Spaniens geschildert.

Das nächste Reiseziel ist Tanger in Marokko, dessen innere Zerrüttung, Bevölkerungs-, politische und Naturverhältnisse eingehend erörtert werden.

Im folgenden Abschnitte schildert der Verf. einen Ausflug nach Südspanien: Gibraltar, Malaga, Granada und die Alhambra, Sevilla ziehen mit mannigfachen Volksgebräuchen: wie einem Hahnenkampfe, spanischen Tänzen usw., an uns vorüber. Dann geht es nach Algerien, Melilla, Nemours, Oran, Tlemen, auf der Saharabahn durch die Schotts, nach Ain Safra, die Oase Figig, Saida, Alger, Biskra, Konstantine, Tunis, Karthago, Palermo,

Neapel über Bozen, München und Stuttgart heimwärts. Überall erhalten wir belehrende und zugleich fesselnde Schilderungen über Land und Leute, Geschichte und politische Verhältnisse. Ein vierter Abschnitt beschreibt uns einen Ausflug und Aufenthalt in Rom, mit fesselnden Schilderungen dieser Stadt und der Kampagna und der Rückreise über Ankona, Fiume, Abbazia, Budapest und Wien. Der fünfte Abschnitt endlich entführt uns in den Norden Europas. Stockholm und der Skansen (eines der großartigsten Museen unter freiem Himmel) erfahren eine eingehende Behandlung, ebenso Gotland, Wisby, Upsala, Sundsvall, die großartige Holzindustrie Schwedens, der Urwald, die Stromschnellen des Indalself, die Lappen, Jämtland, der Ristafall, Dalekarlien, die Eisenindustrie, der Göthakanal, Wetter- und Wenersee, Gothenburg und Kopenhagen. Die zahlreichen schönen Bilder (nach Photographien) bilden eine dankenswerte Beigabe, die uns die im Buche enthaltenen Schilderungen aus Natur- und Volksleben anschaulich vor Augen führen. Das Buch verdient also die weiteste Verbreitung und verdient namentlich auch eine Empfehlung für unsere Schülerbibliotheken (allerdings nur für reifere Schüler).

Marburg a. d. Dr. Julius Miklau.

Schulwandkarte des Erzherzogtums Österreich unter der Enns. Bearbeitet von Joh. Georg Rothaug. Für Mittelschulen bearbeitet von Prof. Dr. Friedrich Umlauft (Maßstab 1 : 150000). Druck und Verlag der kartogr. Anstalt G. Freytag & Berndt, Wien.

Stofflich dürfte die vor kurzem erschienene Karte, ohne überladen zu sein, wohl selbst sehr weitgehenden lokalen Wünschen aller n. ö. Mittelschulen vollauf genügen. Berücksichtigt sind bereits die Einbeziehung des XXI. Wiener Gemeindebezirkes, die zweite Wiener Hochquellenleitung und die zahlreichen projektierten Lokalbahnen. Mit Recht sind die Landstraßen weggelassen. Groißenbrunn und die Burgruinen Gutenstein und Merkenstein werden vermißt; dagegen hätte die künstliche Ruine am Türkensturz bei Seebenstein (nicht Sebenstein) wegbleiben sollen.

Die Zeichnung der Situation ist fast ausnahmslos richtig und sehr deutlich. Die Ortszeichen der größeren Städte sind nicht schablonenhaft, sondern entsprechen in Umriß und Größe dem Weichbilde. Fälschlich sind die Märkte Weitenegg, Pottendorf, Schwarzenbach (Bez. Wiener-Neustadt) und Puchberg am Schneeberge als Dörfer, das Dorf Pfaffstätten als Markt und die Marktgemeinde Neunkirchen als Stadt signiert. Die Stadtgrenze Wiens sollte sich noch mehr von der Landesgrenze unterscheiden. Die Namen für einzelne größere Teile der Alpen wie Waidhofner-, Niederösterr. Voralpen usw. sind nicht nur unzweckmäßig, sondern stehen auch im Widerspruch zu dem sonst hervortretenden Streben

nach größter Deutlichkeit der Karte. Der Druck ist nur in seltenen Fällen mangelhaft, z. B. bei der Höhenzahl für Neuhaus (Bez. Scheibbs) sowie bei einigen Ortszeichen.

Das Gelände wird dargestellt durch die Kombination von Isohypsen (braun, von 100 *m* zu 100 *m*) mit Höhenschichten, welche nach dem Prinzip der schrägen Beleuchtung (von links oben) mit zunehmender Höhe immer lebhafter werdendes Kolorit in sorgfältig abgestuften Tönen tragen: die Stufe bis 200 *m* Lichtblau, bis 300 *m* Lichtgrün, die höheren Stufen ein lichtes und ein sattes Gelb, dann Orange in mehreren Tönen bis zum lichtesten Rot. Die im Schatten liegenden Böschungen sind mit einem mehrfach abgestuften Blau-Violett geschummert. Auf diese Weise wird eine sehr wirkungsvolle Plastizität der Terraindarstellung erreicht. Zugleich machen die Horizontalen und zahlreiche Höhenzahlen das Gelände leicht meßbar, was der Einführung der Schüler der I. Klasse in das Verständnis der Darstellung der dritten Dimension sehr zustatten kommen dürfte.

Der gesamte Eindruck der Karte ist sehr angenehm, die Fernwirkung gut.

W i e n. Dr. Julius D o s t a l.

Algebraische Aufgaben zur Einführung in die Arithmetik von Prof. L. C a r l. Inhalt: Gleichungen ersten Grades mit einer unbekannten Größe. Zweite Auflage. Oldenburg i. Gr., Verlag von G. Stalling 1905.

Es liegt hier ein Versuch vor, mittelst der Lehre von den numerischen Gleichungen ersten Grades mit einer Unbekannten den Schüler in das Rechnen mit algebraischen Zahlen und mit Klammergrößen einzuführen und dadurch auf die Buchstabenrechnung vorzubereiten, sowie auch Schulen, in denen die Buchstabenrechnung überhaupt nicht behandelt wird, jenes Gebiet zugänglich zu machen. Sicher würde der Schüler auf diesem Wege leichter die Notwendigkeit einsehen, mit Klammergrößen zu rechnen, allein weit größere Nachteile würden dadurch entstehen, daß zahlreiche Lehrsätze sich zusammendrängen — Kap. VII bringt 6, Kap. VIII 5 neue Lehrsätze — und daß weder ein volles Verständnis, noch hinreichende Übung erzielt wird, weil immer nur mit einem Binom von der Form $ax \pm b$ gerechnet werden kann.

Die Durchführung dieser immerhin beachtenswerten Aufgabe kann aber nicht als gelungen bezeichnet werden, die Einleitung ist sogar ganz verfehlt. Es genügt, auf folgendes hinzuweisen: Seite 1: Der Ausdruck $+8+9-6-4-3$ b e d e u t e t, „die Summe der zu subtrahierenden Teile soll von der Summe der zu addierenden Teile abgezogen werden“, während doch unmittelbar die fortschreitende Ausführung der Operationen verlangt wird. Statt die negative Zahl in sorgfältiger Weise einzuführen, be-

gnügt sich das Buch mit dem Satze: „In einem mehrteiligen Zahlen- oder Größenausdruck heißen die Teile oder Glieder, welche das Pluszeichen haben, positive Zahlen oder Größen, diejenigen, welche das Minuszeichen besitzen, negative.“ Hierauf werden ohne die geringste Begründung die beiden Rechenregeln für die Addition algebraischer Zahlen aufgestellt, ohne zu beachten, daß die Aufgaben 3 — 7 und — 3 — 7 für den Schüler noch ganz sinnlos sind. Einen weiteren Nachteil erblickt der Ref. in der Reihenfolge der Lehrsätze; so treten die Sätze über Addition und Subtraktion einer Summe oder Differenz erst ganz am Schlusse auf in Kapitel VIII. Die Gleichungen sind zweckentsprechend zusammengestellt, doch werden Aufgaben aus der Prozent- und einfachen Zinsrechnung, aus der Termin- und Mischungsrechnung vermißt.

Der wertvollste Teil des Buches besteht darin, daß an zahlreichen Textaufgaben gezeigt wird, wie sie durch Verstandesschlüsse gelöst werden können; doch dürfte ein 13jähriger Knabe wohl kaum imstande sein, auf diese Weise so schwierige Aufgaben wie von der Deckung der Uhrzeiger oder vom Hasen und dem verfolgenden Hunde zu lösen. Die zweite Aufgabe in Betreff der Textgleichungen, dem Schüler durch zahlreiche Beispiele eine systematische Anleitung für die Bildung des Ansatzes zu geben, ist ganz unbeachtet geblieben.

Wien. A. Neumann.

Prof. J. Vonderlin, Schattenkonstruktionen. 118 SS. 114 Figuren im Texte. Leipzig (Sammlung Göschen) 1904. Preis 80 Pf.

Die Beleuchtungslehre wird von den Grundbegriffen aus durch entsprechende Beispiele, an schönen Figuren und fast ausschließlich für Diagonalbeleuchtung verständlich bis zu verwickelten Fällen vorgetragen. Am Schlusse stellt sich der Verf. die gewaltige Aufgabe, auch die Beleuchtung der Schrauben- und Röhrenflächen auf 25 Seiten abzutun, wozu er sich geschickt erweist. Punkte der Selbst- und Schlagschattenkurven werden häufig durch Schnitte mit Ebenen bestimmt, welche zu den Lichtstrahlen parallel sind. Diese Methode ist umständlich, erfordert aber weniger geometrische Einsicht und ist also allgemeiner zugänglich als manches strengere Verfahren. Der Verf. bedient sich einer der bis jetzt gebräuchlichsten, gerade entgegengesetzten, doch ganz konsequenten und klaren Bezeichnungsart, welche übrigens auch von einem vorbereiteten großen Werke gewählt werden dürfte. Dennoch ist es fraglich, ob diese Neuerung für das angezeigte Büchlein schon jetzt passend war.

Der Ausdruck ist an vielen Stellen mangelhaft. Da aber das empfehlenswerte Werkchen nirgends Anspruch auf wissenschaftliche Strenge erhebt, geschieht seinem Werte dadurch wenig Abbruch.

Wien. Suppantschitsch.

Die Schule der Chemie. Erste Einführung in die Chemie für Jedermann. Von W. Ostwald, o. Professor der Chemie an der Universität Leipzig. II. Teil. Die Chemie der wichtigsten Elemente und Verbindungen. Mit 32 in den Text eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1904. Preis geb. 8 Mk.

Im vorliegenden Buche hat der Verf. den Versuch gemacht, den Leser in die quantitativen stöchiometrischen Gesetze einzuführen, u. zw. auf Grund der leicht experimentell zu verfolgenden und zu verstehenden Erscheinungen der Neutralisation von Säuren und Basen. Der zweite Teil des Buches ist mehr beschreibender Art und es hat sich dem Verf. meist um die Anwendung von Lehrerfahrungen und didaktischen Grundsätzen gehandelt, die er schon in anderen Schriften berücksichtigt hat. Mit Recht hat der Verf. bei dieser Einführung in das Wissensgebiet der Chemie dem selbständigen Denken Vorschub geleistet.

Nachdem die ersten im Buche enthaltenen Betrachtungen der Darstellung und den Eigenschaften des Chlors gewidmet wurden, wendet sich der Verf. einigen theoretischen Teilen zu, die in überaus klarer Weise dem Verständnisse des Lesers nahegebracht werden. So wird über Säuren und Basen, chemische Elemente, Verbindungsgewichte, das Gesetz der multiplen Proportionen, die Atomhypothese, das Gesetz der Gasvolumina gesprochen, dann auf die Grunderscheinungen der Elektrolyse und deren theoretische Deutung eingegangen, das Verhalten der Säuren und Salze dargelegt. Weitere Erörterungen beziehen sich auf die Elemente Brom, Jod, Schwefel, Stickstoff, Phosphor, Kohlenstoff, Kiesel, Natrium, Kalium, Ammonium, Calcium, Baryum, Strontium, Magnesium, Aluminium und deren Verbindungen, ebenso auf die edlen und unedlen Schwermetalle.

Die gewählte Form des Dialoges zwischen Lehrer und Schüler hat dem Verf. es leicht ermöglicht, von den gewonnenen Errungenschaften weitere lehrreiche Exkurse zu unternehmen. In dieser Beziehung möchte Ref. den Leser besonders auf jenen Abschnitt aufmerksam machen, der von den Kohlenstoffverbindungen handelt. So wurde der Wissenskreis des Schülers in konzentrischer Weise vergrößert; der Verf. hat an manchen Stellen Erörterungen abgebrochen, um sie an anderer geeigneter Stelle wieder aufzunehmen und zu vervollständigen, sowie intensiv zu beleuchten.

Jedenfalls hat sich der berühmte Forscher, Prof. W. Ostwald, in seiner „Schule der Chemie“ auch als vorzüglicher Lehrer gezeigt und es ist dem genannten Buche ein hoher didaktischer Wert beizumessen. Dem Lehrer der Chemie, namentlich dem Anfänger, wird dieses Buch vielfach Anregung und wertvolle methodische Winke bieten und demselben besonders zeigen, wie das heuristische Lehrverfahren dazu führt, dem Schüler in sicherer Weise eine Summe von tief sitzendem Wissen zu vermitteln.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Übersicht über die Fortschritte der Physik im Jahre 1903. (Přehled pokroků fysiky za rok 1903.) Zusammengestellt von Priv.-Dozent Dr. B. Kučera, Dr. B. Mašek, Dr. Fr. Nachtikal, Dr. Vl. Novák, Prof. Stan. Petíra u. Dr. Fr. Záviška (Separatabdruck aus den Berichten der böhmischen Akademie der Wissenschaften. Jahrg. XIII u. XIV). Prag, im Selbstverlage 1905. 250 SS.

Unter diesem Titel ist der 3. Jahrgang des beachtenswerten wissenschaftlichen Unternehmens in der böhmischen Literatur erschienen, welches von dem letztgenannten Verf. begründet wurde, der auch den Jahrgang 1901 allein zusammengestellt hat. Diese jährlich wiederkehrende Publikation erscheint in den Berichten der böhmischen Akademie der Wissenschaften, ihr letzter Jahrgang (1903) erschien auf vielseitige Wünsche auch als selbständiges Buch, wie aus der Überschrift zu ersehen ist.

Diese Übersichten bieten in einem organischen Ganzen einen Überblick über die Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeiten eines Jahres und dadurch unterscheiden sie sich wesentlich von ähnlichen Unternehmungen in anderen Literaturen. Dieser organische Zusammenhang konnte aber nur dadurch zustande kommen, daß immer ein Ref. eine bestimmte, für sich abgeschlossene Partie bearbeitete. Das ganze Gebiet der Physik ist in fünf Abschnitte eingeteilt: I. Mechanik (Nachtikal), II. Akustik (Záviška), III. Wärmelehre (Petíra), IV. und VI. Elektrizität und Magnetismus (Mašek und Kučera). (Das Referat des Hrn. Kučera (VI) ist durch ein Versehen der Buchdruckerei an die letzte Stelle gekommen.) V. Lehre über die Wellenbewegung des Äthers (Novák). Die Abschnitte IV. und V. sind noch in Unterabschnitte gegliedert. Jeder Abschnitt (I.—VI.) zerfällt in eine Reihe von Kapiteln, deren jedes ein einheitliches Bild über die gerade behandelte Partie der Physik gewährt. Die Kapitel sind so gewählt, daß sie zusammengenommen die ganze literarische Arbeit des betreffenden Jahres soweit als möglich erschöpfend behandeln. Als Beispiel sei der 6. Teil des Abschnittes IV, bezw. VI angeführt: Röntgen- und Becquerelstrahlen. Radioaktivität. Die Kapitel desselben sind im Jahre 1903:

Röntgen- und Sagnacstrahlen. — Wirkungen der Röntgenstrahlen. Radioaktive Stoffe. — Strahlungen radioaktiver Stoffe. — Ursprung der Energie der radioaktiven Strahlung. — Radioaktive Transformationen. — Spontane Erwärmung und Emission der Wärme. — Selbstelektrisierung des Radiums. — Emanation. — Radioaktivität gewöhnlicher Stoffe. — Induzierte Radioaktivität. — Wirkungen der Becquerelstrahlung. — Blondlots-Strahlen. — Durch Phosphor bewirkte Elektrizitätsleitung der Luft. — Andere Strahlenarten. Im Jahre 1902 waren die Kapitel: Röntgenstrahlen, Durchlässigkeit der Stoffe für X-Strahlen. — Wirkungen der Röntgenstrahlen. — Sagnacstrahlen. — Radioaktive Stoffe. — Sekundäre und induzierte Radioaktivität. — Wirkungen der Becquerelstrahlung. — Neue Strahlenarten.

In den angeführten Kapiteln sind gewiß die Ergebnisse der Forschung des betreffenden Jahres in dieser Partie erschöpfend behandelt. Die Haupteinteilung ist allerdings in allen Jahrgängen dieselbe geblieben, die einzelnen Kapitel sind jedoch ganz richtig, je nach den erschienenen Arbeiten eines jeden Jahres geändert worden. Zum Vergleich sind daher auch die Kapitel derselben Partie aus dem Jahre 1902 mitangeführt. Diese Änderungen aber, die besonders in dieser Partie bemerkbar sind, erschweren das Nachschlagen; dieses würde erleichtert und dadurch würde auch der Wert des Buches als eines orientierenden Nachschlagewerkes gehoben, wenn im Inhaltsverzeichnisse auch die Überschriften der Kapitel angeführt wären. Noch besser wäre zu diesem Zwecke selbstverständlich ein Sachregister, welches jedoch unverhältnismäßig groß ausfallen und eine bedeutende Arbeit erfordern würde, die ein einziger von den Mitarbeitern ausführen müßte.

In der besprochenen „Übersicht..“ ist in der Tat die ganze wissenschaftliche Tätigkeit in der Physik im Jahre 1903 sehr eingehend behandelt (von allen mir bekannten Arbeiten habe ich ein Referat gefunden); sie enthält nicht nur Referate über sämtliche in allen bedeutenderen wissenschaftlichen Zeitschriften erschienenen Arbeiten (im ganzen etwa 1300), sondern auch in einem abgesonderten Verzeichnisse einen Überblick über die Bücherliteratur. Zum Referieren wurden bis auf geringe Ausnahmen die Originalabhandlungen benützt. Weil jedoch die Referate auf einen verhältnismäßig kleinen Raum (250 SS.) gedrängt sein müssen (— soll das Erscheinen der Übersichten überhaupt möglich sein und sollen dieselben nicht allzu spät erscheinen —), mußten sich die Referenten meistenteils mit der Angabe des Hauptgedankens begnügen, bei theoretischen Abhandlungen konnte nur der Ausgangspunkt des Autors, sowie das Ergebnis, zu dem er gelangt ist, hervorgehoben werden, bei Experimentalarbeiten wurde wiederum das Hauptgewicht auf die Angabe der Methode und der wichtigsten Ergebnisse gelegt. Mitunter konnte nur auf das Thema der Arbeit hingewiesen werden. Auf eine Kritik und Wertschätzung der Arbeiten mußten die Reff. aus Raummangel verzichten. Infolgedessen bleibt allerdings die „Übersicht“ ein rein zur Information dienendes Buch, dies ist aber ihr Zweck. Manches, hauptsächlich bei Experimentalarbeiten und neuen Apparaten, würde viel angänglicher und vollständiger werden, wenn in das Buch auch schematische Skizzen aufgenommen werden könnten.

Die besprochene Publikation ist vornehmlich für die Physiklehrer an Mittelschulen bestimmt, welche in erster Reihe den weiteren Interessentenkreis bilden. Diejenigen, die sich selbständig weiterbilden und weiterarbeiten wollen, finden in der „Übersicht“ einen verläßlichen Ratgeber beim Aufsuchen der neuen Literatur, was sonst denen, die auf dem Lande weit von den Zentren der Wissenschaft und von den Bibliotheken sich befinden, beinahe unüber-

windliche Schwierigkeiten bereitet, und können wenigstens über ihnen unzugängliche Abhandlungen wenn auch nur übersichtliche Informationen erhalten. Alle die, welche über die rasche Entwicklung der Physik in den letzten Jahren orientiert sein wollen, finden in den Übersichten die einzelnen Stadien der Entwicklung aller Gebiete der Physik, bis zu welchen man gelangt ist.

Brünn. B. Mackû.

G. Niemann, Grundriß der Pflanzenanatomie auf physiologischer Grundlage zum Selbstunterrichte, sowie zur Vorbereitung auf die Mittelschullehrer- und Oberlehrerinnenprüfung. Magdeburg, Creutzsche Verlagsbuchhandlung 1905. VIII u. 194 SS. 8°.

Nach dem Vorworte soll die vorliegende Arbeit „dem weiterstrebenden Lehrer Anleitung geben, wie er die anatomischen Verhältnisse des Pflanzenkörpers erkennen und deuten kann; sie will zeigen, wie diese Verhältnisse die Grundlage für alle Lebensvorgänge bilden, die sich in den Geweben und Pflanzenorganen abspielen; sie will aber auch die Selbsttätigkeit des Lesers fördern und durch zahlreiche Untersuchungsanleitungen Gelegenheit geben, auf Grund eigener Anschauung und eigener Beobachtung die geschilderten Verhältnisse zu erkennen“.

Diesen Zweck — gewissermaßen eine Einführung in die „physiologische Pflanzenanatomie“ — erreicht das Buch in recht entsprechender Weise; es geht von der Zelle aus, behandelt die Gewebe von allgemeinen Gesichtspunkten und gliedert dieselben im 6. Abschnitte nach ihrer Funktion in die verschiedenen physiologischen Gruppen, wie das Bildungs-, Haut-, Aufnahme-, Stoffwandlungs-, Leitungssystem usw. Welche Schwierigkeiten die Verknüpfung der Anatomie mit den physiologischen Verhältnissen schafft in Anbetracht der supponierten primitiven Vorkenntnisse des Lesers, zeigt sich am deutlichsten bei den Trichomen, die nach ihrer Funktion sehr verschiedenen „Systemen“ angehören, nach Bau und Entstehung aber von einem einheitlichen Gesichtspunkte abgehandelt werden sollten. Im großen und ganzen ist das Werk ein recht brauchbares Kompendium, das das Wesentlichste enthält; eine etwas präzisere Ausdrucksweise wäre bei den Beschreibungen anatomischer Details notwendig. So heißt es S. 119: „Das Holz von *Pinus sylvestris* besteht vorwiegend aus Tracheiden, die in radialen Reihen angeordnet sind und vier- bis sechseckige Gestalt haben. Da sollte doch angegeben werden, daß diese Gestalt dem Querschnitte zukommt. Auch der Satz über die „Zwickeln“ erscheint mir recht unklar (S. 120). „Die Tracheiden sind durch zarte Scheidewände inmitten der starken Holzwand voneinander getrennt, das sind die Mittellamellen, die sich an den Stellen, wo mehrere Zellen zusammentreffen, zu drei- oder viereckigen

Zwickeln erweitern.“ Die Worte „inmitten der starken Holzwand“ wollen mir nicht gefallen; daß die „Zwickel“ eigentlich Interzellularräume sind, erfährt der Leser hier nicht.

Von besonderem Werte sind die praktischen Anleitungen, die nach jedem Kapitel mit der Aufschrift „Untersuchungsmaterial“ gegeben werden; sie machen den Anfänger auf das zu behandelnde Objekt aufmerksam und lehren ihn, dasselbe in zutreffender Weise zu untersuchen.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung. Das Buch ist für Lehrer, d. h. für Mittelschullehrer bestimmt. Welchen Studiengang die Lehramtskandidaten für Naturgeschichte an den deutschen Universitäten machen, weiß ich nicht. In Österreich aber arbeitet jeder Naturhistoriker in den botanischen Instituten und er könnte sich gar nicht zur Prüfung melden, wenn er nicht die in dem vorliegenden Buche behandelte Materie inne hätte. Für unsere Mittelschullehrer dürfte das Buch kaum notwendig sein.

Krems. Dr. T. F. Hanausek.

Millet und Rousseau. Von Walter Gensel. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. (Band 57 der Künstler-Monographien.)

Wer den vorzüglichen einleitenden Aufsatz über französische Kunst in Bædekers „Paris“ kennt, wird mit dem angenehmsten Vorurteile an die Lektüre dieses aus derselben Feder stammenden Werkes gehen und es gewiß nicht enttäuscht aus der Hand legen. Gensel bespricht in zwei voneinander unabhängigen Aufsätzen in deutlicher Parallele die beiden für die moderne Kunst Frankreichs, ja der gesamten Kulturwelt so charakteristischen Künstlererscheinungen. Dem größeren Jean François Millet räumt er natürlich den Vortritt ein. Aber vielsagend läßt er als erste Abbildung das berühmte Denkmal der beiden Künstler, das große Relief im Walde von Barbizon in sein Buch aufnehmen. Wenn irgend ein Künstler uns die moderne Malerei verstehen lehrt, so ist es dieser Autochthone Millet; er, der Bauernsohn, ist zum erstenmal der künstlerischen Lösung von Beleuchtungsproblemen nahe getreten, die heute noch die Kunstwelt beschäftigen und die noch lange immer wieder neue Probleme für den Maler bringen werden. Nebenbei ist ihm eine Größe der Auffassung eigen wie keinem seiner Zeitgenossen. Unter den modernen Plastikern hat der Belgier Meunier gerade in letzterer Richtung unendlich viel von ihm gelernt. Wir möchten als Beleg hiefür nur auf die Abbildung 41 dieser Monographie „Das Süppchen“ hinweisen. Neben Millets bekanntem „Angelus“, dem stimmungsvollen Abendläuten, scheinen uns die größten Werke von seiner Hand die „Ährenleserinnen“ und der „Frühling“, das bekannte schöne Bild mit dem Regenbogen, beide im Louvre. — Ein

ganz anderer ist Théodore Rousseau und doch eins mit seinem großen Zeitgenossen und Freunde in seiner innigen und anbetenden Liebe zur Natur. In allen Stimmungen sucht er sie im Bilde festzuhalten, und keine seiner Skizzen, keines seiner ausgeführten Gemälde wird ein künstlerisch empfindendes Gemüt unberührt lassen. — Die 80 Reproduktionen nach Gemälden und Zeichnungen beider Künstler haben die verständnisvollste Interpretation in dem Texte Gensels gefunden.

Wien. Rudolf Boeck.

Lörobok i Gymnastik för Folkskollärare- och Folkskollärarinneseminarier (Lehrbuch des Turnens für Volksschullehrer usw.) af L. M. Törngren, Professor, Föreståndare för kungl. Gymnastiska Centralinstitutet. Stockholm, P. A. Norstedt & Söners Förlag 1905. [148 Abbildungen.] 456 SS. Preis 6 K.

Die großen Erfolge und Vorzüge des schwedischen Turnens, insbesondere auf dem Gebiete der Heilgymnastik, bilden schon seit Jahrzehnten den Gegenstand der aufmerksamsten Beobachtung von seiten der auswärtigen Fachlehrer und Ärzte. Das königliche Gymnastik-Zentralinstitut in Stockholm erfreut sich alljährlich eines zahlreichen Besuches fremdländischer Fachvertreter aller Länder, die an Ort und Stelle mit dem Wesen des schwedischen Turnens sich vertraut machen wollen. Namentlich sind es Amerika und England und bei uns Kroatien, wo die schwedischen Leibesübungen eine weit verbreitete Aufnahme gefunden haben. In letzter Zeit greifen die Einwirkungen auch in das deutsche Schulturnen. Immer lauter und lebendiger erheben sich da in Fachblättern und Fachwerken Stimmen, dieser Art der Leibesübungen in Schrift und Praxis eine größere Aufmerksamkeit zuzuwenden und die anerkannten Vorzüge der Methode auch dem deutschen Schulturnen zunutze zu machen. Aber außer dem kleinen Liedbeckschen Buche fehlte es zur Zeit noch an einer umfassenderen Anleitung, aus der man über Wesen und Wert des schwedischen Schulturnens die notwendige Belehrung hätte entnehmen können.

Das vorliegende Lehrbuch der Gymnastik für Volksschullehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten des bekannten Vorstehers des königlichen Zentralinstitutes in Stockholm, Prof. Törngren, wird nun diesem Übelstande in vollem Umfange abhelfen; es dürfte allen, die das schwedische Turnen näher kennen wollen, eine unentbehrliche Hilfsquelle sein.

Das Buch umfaßt vier Abteilungen. Die Einleitung verbreitet sich über die wichtigsten Vorbegriffe der Gymnastik, über Wesen und Bedeutung des Gegenstandes, über den Einfluß des Turnens auf die verschiedenen Organe des menschlichen Körpers, über die Art der Ausführung der einzelnen Übungen, über die Befehlsweise

der Übungen, über die Turnsprache und über das Verhalten der Turnlehrer. Der Hauptabschnitt des Buches ist der Beschreibung des Übungsstoffes und seiner Gliederung gewidmet. Erkenntnis und Verständnis werden durch eine Reihe trefflicher Abbildungen gefördert. Wir machen namentlich auf die Übungen des Liegestützes, die Beuge- und die Streckübungen aufmerksam, die hier mit ihrem offenbaren Einfluß auf schöne Körperentwicklung meist an der Hand eines eingezeichneten Skelettes ganz vorzüglich veranschaulicht werden.

Den dritten Abschnitt bildet die Beschreibung der Spiele. Beigegeben ist eine Untersuchung über andere Sportübungen, wie Baden, Schwimmen u. ä. Der letzte Abschnitt gibt eine praktische Verteilung des Übungsstoffes auf die einzelnen Schulen und Klassen. Angeschlossen ist ein Plan einer Volksschulturnhalle.

Das Buch ist klar und verständlich geschrieben, was dessen Verbreitung sehr zustatten kommen dürfte. Auch die äußere, höchst schmucke Ausstattung des Buches steht auf der Höhe der heutigen Ansprüche und macht der Opferwilligkeit der Verleger alle Ehre.

Der Leser wird das vorliegende Lehrbuch aus inhaltlichen und formalen Gründen als eine der bedeutendsten turnliterarischen Erscheinungen kennen lernen und wird es zweifelsohne allen, die ihre Erfahrungen auf dem turnunterrichtlichen Gebiete auch über die engen Grenzen des Vaterlandes hinaus erweitern wollen, nur auf das angelegentlichste empfehlen.

Wien. J. Pawel.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Der biologische Naturgeschichtsunterricht und die philosophische Propädeutik an unseren Gymnasien.

Auf didaktisch-pädagogischer Bahn tat das österreichische Gymnasium in den allerletzten Jahren einen gewaltigen Schritt nach vorwärts. Ein Beweis dessen *ad oculos* ist die zweite Auflage der im Jahre 1900 erschienenen „Instruktionen“, bezw. deren Inhalt. Diese Ausgabe der „Instruktionen“ bildet den Leuchtturm, den kein Gymnasiallehrer, mag er unter der Flagge dieses oder jenes Unterrichtsfaches segeln, aus den Augen verlieren darf, falls er den einzig richtigen, auf gesicherten Ergebnissen experimenteller Psychologie beruhenden pädagogisch-didaktischen Kurs einhalten will. Mit Ausnahme der Religionslehre und der (zweiten) Landessprachen finden da alle obligaten und mehrere relativ-obligate Fächer (Freihandzeichnen, Schönschreiben, Turnen) eine namentlich in methodischer Hinsicht dem dermaligen Standpunkte der Pädagogik entsprechende Würdigung.

Besonders vorteilhaft heben sich von dem übrigen Hintergrunde die Winke ab, welche der Art und Weise der Erteilung des klassischen Sprachunterrichtes (Vertiefung nach der inhaltlichen Seite hin!), der Erklärung deutscher Gedichte (das Kunstwerk soll durch sich selbst und zwar als ganzes wirken!), der Behandlung der Geschichte (kulturgeschichtliches Moment!) und der Naturgeschichte (biologische Methode!) gewidmet sind.

Der letzte Punkt, die Naturgeschichte und die für ihren Betrieb in jüngster Zeit immer nachdrücklicher geforderte biologische Unterrichtsmethode, möge zu meinem Thema hinüberleiten.

Mit größter Spannung las ich vor einiger Zeit — als Nichtnaturhistoriker — in dieser Zeitschrift[1]) die Abhandlung „Der biologische Naturgeschichtsunterricht“, die Dr. E. Witlaczil zum Verfasser

[1]) Jahrgang 1905, S. 59 ff.

hat. Es wird darin zunächst ausgeführt, wie der frühere, bloß „beschreibende“, morphologisch-systematische Naturgeschichtsunterricht „auf ein äußerliches Schematisieren hinauslief, welches schließlich den Kindern langweilig wurde“. Da ein solches, vielfach auf bloßes Auswendiglernen aufgebautes Wissen nur das Gedächtnis beschwerte und den Verstand links liegen ließ, gingen Herz und Gefühl leer aus und schwand Geist und Interesse dahin. Daher geschah es, „daß der Erfolg des Naturgeschichtsunterrichtes früher ein so geringer war und daß auch heute noch die naturgeschichtlichen Kenntnisse selbst der Gebildeten häufig sehr minderwertig sind“. Anders verfährt der immer mehr sich Bahn brechende „erklärende“, biologische Naturgeschichtsunterricht, der bestrebt ist, „die äußere Form und die Beschaffenheit der Tiere und Pflanzen durch gewisse Lebensverhältnisse zu erklären“. Da aber diese Erklärung — unter Anleitung des Lehrers — der Schüler selbst finden soll, so erscheint eine bloß gedächtnismäßige Aneignung des naturgeschichtlichen Wissensstoffes ausgeschaltet und an ihre Stelle die Selbständigkeit des Denkens, Suchens und Forschens gesetzt. Wer würde nicht gerne — auch als Nichtfachmann — den letzteren, biologischen Naturgeschichtsunterricht gegen den früheren, bloß beschreibenden eingetauscht sehen! Man sieht auch leicht ein, daß die früher allgemein praktizierte, beschreibende Methode den Schüler gewissermaßen mit fremden Augen zu sehen und mit fremdem Kopf zu denken verleitete, während ihn der biologische Unterrichtsgang auf eigene Füße stellt: der Schüler lernt selbst sehen und denken. Bei dieser Art Unterricht finden auch der Verstand und das Gemüt ihre Rechnung. Ganz besonders aber ist derselbe angetan, dem religiösen Sinn in einem unvergleichlich reichlicheren Maße Nahrung zuzuführen wie die frühere, vielfach nur zu einer leeren Hülse erstarrte Schematisierung.

Unter dem Überzeugungszauber dieser und anderer „biologischen“ Ansichten las ich die Abhandlung Witlaczils mit einer Art Begeisterung bis zum letzten, IV. Kapitel, in dem der Verf. „einige Wünsche bezüglich der Organisation dieses Unterrichtes bei uns“ zu erörtern beginnt. Auch der Beweiskraft des Argumentes, daß der biologische Naturgeschichtsunterricht — namentlich im Obergymnasium — wegen seines Bildungswertes eine dem Zeitausmaße nach intensivere Pflege verdiene, als dies in zwei wöchentlichen Stunden möglich ist, vermochte ich mich nicht zu entziehen. Doch ein verblüffendes „*Etiam tu...?*“ entrang sich meiner Brust, als ich den Satz durchgelesen, den der Verf., nach Flüssigmachung des benötigten Plus von Unterrichtszeit auslugend, auf S. 84 niederschrieb, und der da lautet: „Die zur Erweiterung des Naturgeschichtsunterrichtes auf der Oberstufe der Gymnasien nötige Zeit ließe sich vielleicht teilweise durch Einschränkung des Unterrichtes in der philosophischen Propädeutik gewinnen“.

Die Einschränkung des Unterrichtes aus Logik und Psychologie aber stellt sich Witlaczil als „Vereinfachung ihres Stoffes und Vereinigung desselben, so daß sie in einem Jahre Erledigung finden würden“, vor. Die Prozedur dieser Beschneidung, kraft welcher — nach des Verf. An-

sicht — diese beiden Unterrichtsdisziplinen nur „gewinnen“ würden, erklärt Herr Witlaczil auf ihre Berechtigung hin dadurch für genügend legitimiert, daß einerseits der Lehrstoff der Logik zum Teil veraltet, anderseits der Lehrstoff der Psychologie recht unsicher sei. Im übrigen aber gehöre das Unterrichtsfach der Propädeutik schon längst in die historische Rumpelkammer, da „dasselbe mit der Entwicklung der Naturgeschichte in den letzten Jahrzehnten in keiner Weise Schritt gehalten“. So der Verfasser.

Sich auf diese Argumente hin zu einem ereiferten Anwalte des angegriffenen Propädeutikunterrichtes aufzuspielen, hieße wohl Wasser ins Meer tragen, da die Betonung der erwähnten Argumente gegen die Existenzberechtigung des gegenwärtigen Betriebes der philosophischen Propädeutik soviel bedeutet, als die einschlägigen Arbeiten eines Meinong[1]), Höfler[2]), Martinak[3]), Pechnik[4]), die diesbezüglichen Partien der „Instruktionen“ usw. nicht kennen oder ignorieren.

Es sei mir nur gestattet, zunächst (an der Hand von einigen dieser Werke) auf das von Witlaczil Vorgebrachte ganz kurz zu replizieren und dann als Schiedsrichter im Streite, Propädeutik — biologischer Naturgeschichtsunterricht, aufzutreten.

Beginnen wir mit dem von mir zuletzt angeführten Argumente Witlaczils, wonach es „wohl vorwiegend historische Gründe sind, wegen welcher dieses Unterrichtsfach im Gymnasium noch eine bedeutende Rolle spielt und selbst in Preußen wieder begehrt wird“. Das Wesen des Propädeutikunterrichtes, wie derselbe dermalen bei uns gehandhabt wird, ist mit diesen Worten wohl für eine Art historischen Zopf erklärt. Nach den „Instruktionen“[5]) aber „fällt insbesondere der philosophischen Propädeutik die wichtige und nur von ihr zu lösende Aufgabe zu, dem jungen Manne noch vor Übertritt zur Hochschule den Blick in die Werkstätte des Geistes und Gemütes zu eröffnen und ihn zu befähigen, seine Aufmerksamkeit reflektierend auf die psychischen Erscheinungen zu lenken. Dadurch soll er lernen, die Vorgänge des Innenlebens ebensogut als Tatsachen, die der Erfahrung zugänglich und der Durchforschung bedürftig sind, anzuerkennen, wie er es gegenüber den Dingen und Vorgängen der Außenwelt in Natur und Menschenleben zu tun angeleitet worden ist“, was Martinak[6]) treffend durch folgende Worte ausgedrückt hat: „Nachdem wir unsere Jungens alles Mögliche gelehrt, wollen wir ihnen die Köpfe auch einmal gleichsam von innen fassen, sie zur Selbstschau zwingen und so philosophisches, d. h. auf das psychische Leben reflektierendes Denken anbahnen“. In eine ganze Welt von Tatsachen, in das psychische Tatsachengebiet, führt der Propädeutikunterricht den

[1]) Über philosoph. Wissenschaft und ihre Propädeutik. Wien 1885.
[2]) Zur Propädeutikfrage. Wien, Hölder 1884.
[3]) Zur Abwehr gegen einen neuen Angriff auf die philosophische Propädeutik. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1894, S. 548 ff.
[4]) Zur Propädeutikfrage. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1898, S. 165 ff.
[5]) S. 267.
[6]) a. a. O. S. 549.

Schüler ein, in eine Welt, die ihm in diesem Maße kein Unterrichtsfach erschließen könnte. Und „gerade jene Berufe, zu denen die gymnasialen und die Universitätsstudien vorbereiten, der des Priesters, des Richters, des Arztes und des Lehrers, haben es im Gegensatze zu anderen Berufszweigen ganz besonders mit dem Menschen zu tun" [1]), das ist mit dem Denken, Fühlen und Wollen, mithin psychischen Tatsachen des Nebenmenschen. „Aber auch die Fachwissenschaften selbst, deren wissenschaftlicher Betrieb an der Universität den Zugang zu diesen Berufszweigen erschließt, dürfen an den Tatsachen des psychischen Lebens nicht achtlos vorübergehen; denn einerseits stellt sich in jeder Wissenschaft immer wieder die Notwendigkeit ein, die Forschungsmethode einer erkenntnistheoretischen Prüfung zu unterziehen, anderseits fordern die Wissensobjekte selbst gerade in unserer Zeit immer dringender eine systematisch-wissenschaftliche Untersuchung der psychischen Tatsachen (Strafrecht, Psychiatrie, Neurologie, Psychologie der Sinnesorgane, Linguistik)" [2]). Doch daß eine Vorschule — nur dies will und soll ja der Propädeutikunterricht sein — für solches Denken dermalen gleichsam ein Anachronismus wäre, das ist mir wenigstens nicht plausibel.

Betreffs des zweiten Argumentes, wonach der Lehrstoff der Logik zum Teil veraltet sei, werde ich wohl nicht irren, wenn ich vom Pfeile Witlaczils gewisse „bloß erstarrte Formen des Denkens" (besonders in der Schlußlehre) getroffen werden lasse, welche von den „Instruktionen" [3]) ausdrücklich perhorresziert werden. Für den Fall einer gewissen Berechtigung des Epithetons „veraltet" aber möchte ich dasselbe nicht so sehr dem Logikstoffe zuweisen als es vielmehr ruhigen Gewissens für den — Propädeutiklehrer reklamieren. Ich habe mich überzeugt, daß, wenn der Lehrer unermüdlich darauf bedacht ist, möglichst lebensvolle Beispiele beizubringen und noch mehr beibringen zu lassen, in den Schülern auch bei den anscheinend trockensten Partien nie das Gefühl der Übersättigung, sondern vielmehr das des Hungers eintritt: die Jungens beginnen selbst zu fragen, es erwacht das Interesse und damit ist wohl unser Ziel erreicht.

Besehen wir uns noch in aller Kürze das dritte Argument Witlaczils, welches dahin lautet, daß der Lehrstoff der Psychologie zum Teil recht unsicher sei. Nun, es müßten einerseits — dies hat schon Meinong [4]) nachgewiesen —, falls wir uns bezüglich der Unsicherheit auf den exklusiv-rigorosen Standpunkt stellen, aus dem Gymnasiallehrplan alle Unterrichtsfächer, die Mathematik inbegriffen, wegfallen, anderseits ist es mit der die Psychologie betreffenden Unsicherheit in neuester Zeit gar nicht so weit her für denjenigen, der z. B. die keineswegs unsicheren experimental-psychologischen Leistungen kennt, die sich an Namen wie Wundt, Ebbinghaus, Ribot, Kräpelin und eine große Zahl anderer kontemporärer Psychologen knüpfen.

---

[1]) Instruktionen, S. 267.
[2]) Ibid.
[3]) S. 275.
[4]) a. a. O. S. 35—54 und S. 169—182.

Ich glaube, daß sich aus dieser kurzen Replik auf jene Argumente, die Witlaczil gegen die Existenzberechtigung des dermaligen Propädeutikunterrichtes vorbringt, einerseits die Stichlosigkeit derselben mit Genüge ergibt, anderseits die Unmöglichkeit, diese so wichtige philosophische Vorschule durch eine andere Unterrichtsmaterie zu ersetzen.

Nun sehen wir aber weiter, daß eine intensive Berücksichtigung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes mit jedem Tage lauter an der Türe unseres Gymnasiums Einlaß begehrt. Diese Tatsache läßt sich wohl nicht aus der Welt schaffen. Ja eine nähere Erwägung kann auch nicht umhin, die Berechtigung des Rufes nach „mehr Naturwissenschaft!" „mit beiden Händen" zu unterschreiben. Doch aus allen solchen Konzessionen folgt noch lange nicht irgend ein „Junktim" zwischen dem biologischen Naturgeschichtsunterricht und der philosophischen Propädeutik.

Die „Instruktionen" stellen es „ausgereifter Lehrerfahrung und Lehrkunst" anheim, bei der beschränkten, für den Propädeutikunterricht normierten Lehrzeit von je zwei Wochenstunden in der Septima und Octava den Stoff in wesentlichen Punkten aufzuarbeiten, Witlaczil aber wünscht noch eine Einschränkung dieses schon ohnehin auf ein Minimum beschränkten Zeitausmaßes. Dies drängt unwillkürlich zu der schon von Meinong[1]) in ähnlichem Zusammenhange gebrauchten Gefühlsexpektoration durch die Konverse: „Wer wenig hat, dem wird das Wenige genommen, auf daß er am Nötigsten Mangel leide".

Es liegt mir fern, zu untersuchen, ob nicht ein anderes Unterrichtsfach — ich sehe schon die besorgten Gesichter der Herren Kollegen von der Philologie — eine Zeiteinschränkung zu Gunsten einer intensiveren Betonung des naturwissenschaftlichen Momentes im Gymnasiallehrplan eher vertrüge wie die Propädeutik. Solche Untersuchungen wären auch ein höchst delikates Beginnen, denn unser Lehrplan gleicht seiner Stundendislokation nach aufs Haar dem elektrischen Läutewerk eines großen Schulhauses: der geringste Druck auf den Taster und es klingelt an allen Ecken und Enden über den einzelnen Türen. Ich möchte vielmehr fragen, ob es denn überhaupt nötig ist, den einen Unterrichtsgegenstand auf Kosten des anderen auszuspielen, und in unserem Falle das Problem so stellen: Muß denn einem anderen Lehrfach wirklich etwas abgezwickt werden, damit der biologische Naturgeschichtsunterricht zum Worte komme?

Bevor wir jedoch auf diese Frage antworten, besehen wir uns, wie sich Witlaczil eine stärkere Betonung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes auf der Oberstufe unseres Gymnasiums eigentlich denkt. Ich glaube dem Herrn Verf. nichts imputiert zu haben, wenn ich seine diesbezüglichen Forderungen im folgenden Satze als verkörpert annehme: „Am besten wäre es wohl, wenn der Naturgeschichte allgemein auch im Obergymnasium dasselbe Zeitausmaß und die gleiche Verteilung der Fächer zuteil würde wie in der Realschule, denn sie hat zweifelsohne für

[1]) a. a. O. S. 26.

den Gymnasiasten den gleichen Bildungswert wie für den Realschüler" [1]). Bezüglich der Realschule aber finden wir im Normallehrplan (vom Jahre 1898) dem Naturgeschichtsunterrichte in den beiden obersten Klassen — diese kommen wohl für uns in Betracht — zwei, bezw. drei wöchentliche Stunden zugewiesen.

Im Rahmen des Gymnasiallehrplanes müßte mithin für den modernen Naturgeschichtsunterricht mit zwei wöchentlichen Stunden Platz geschaffen werden. Wir können die Zahl zwei für beide obersten Klassen des Gymnasiums nehmen, da sich das Zahlenverhältnis 2 : 3 der dem Naturgeschichtsunterrichte in der VI. und VII. Klasse der Realschule zugemessenen Wochenstunden anderseits durch das Zahlenverhältnis 7 : 8 der Klassenanzahl beider Schulgattungen reichlich ausgleicht. Also Platz für ein Plus von je zwei Wochenstunden in der VII. und VIII. Gymnasialklasse! So lautet die Forderung, woher nehmen, die Frage.

Ich denke, es ist vielfach ein Vorurteil, welches uns gegenüber dieser Frage ratlos dastehen läßt, das Vorurteil nämlich, die Zahl der für eine Klasse dermalen normierten Wochenstunden sei gleichsam sakrosankt und dürfe in keinem Fall auch nur um Haaresbreite über dieselbe hinausgegangen werden. Überbürdung, Ermüdungstatsachen und andere derlei Hauer bekommt ins Gesicht geschleudert, wer es wagt, dieser gang und gäben Ansicht zu widersprechen. Und doch wage ich es, anderer Meinung zu sein, dahingehend, daß wir für beide obersten Gymnasialklassen dem biologischen Naturgeschichtsunterricht den Zugang mit je zwei Wochenstunden eröffnen können, ohne andere Unterrichtsgegenstände in den von ihnen erbgesessenen Zeitausmaßrechten zu verkürzen und auch ohne die Schüler überbürden zu müssen. Es muß nicht, sage ich, die Ausdehnung unseres Klassenpensums um neue zwei Wochenstunden eine Überbürdung der Schüler nach sich ziehen; die Möglichkeit bestreite ich nicht. Es zu verhindern, daß diese Möglichkeit zur Notwendigkeit wird, aber liegt teilweise in der Hand des Lehrers, teilweise in jener der Unterrichtsverwaltung.

Dieser Ansicht zu sein, ermutigen mich folgende Erwägungen bezüglich der Ermüdungstatsachen. Es ist ein Gegenstand täglicher Erfahrung, daß dasjenige, was das Ermüdungsgefühl in einem Handarbeiter hervorruft, nicht nur die Beschaffenheit der Arbeit an und für sich, sondern auch die Verhältnisse sind, unter denen sie stattfindet (Feldarbeiter, Bergknappe). Analoges gilt aber auch bezüglich der geistigen Arbeit, speziell des Schulunterrichtes. Besehen wir uns da daraufhin zunächst den Arbeitsstoff.

Daß nicht allen Schülern alle Unterrichtsgegenstände in gleicher Weise ans Herz gewachsen sind, ist eine allbekannte Tatsache. Der Schuß dürfte auch nicht weit vom Schwarzen treffen, wenn ich behaupte, daß denselben die realistischen, namentlich naturwissenschaftlichen Fächer im allgemeinen lieber sind wie etwa die beiden alten Sprachen.

---

[1]) a. a. O. S. 83.

Ob den den Jungen minder sympathischen Gegenständen an und für sich weniger Anziehungskraft innewohnt wie anderen Unterrichtsmaterien, oder ob dieselben nicht etwa auch die Art und Weise, wie sie dargeboten werden, dem Schüler entfremdet, soll hier ununtersucht bleiben. Doch soviel kann man sagen, daß sich Lernlust und das Ermüdungszustände ausdrückende Unlustgefühl bezüglich zweier Lerngegenstände — *ceteris paribus!* — dem Intensitätsgrade nach verkehrt proportional sind: wenn ich das Lernfach *A* lieber betreibe als das Lernfach *B*, so wird sich das oben genannte Unlustgefühl beim Betrieb des *B* zeitlich früher einstellen als beim Lernen des *A*. Wenn wir nun diese Gesichtspunkte auf den sich bei unserer Schuljugend ohnehin größeren Interesses als andere Unterrichtsdisziplinen erfreuenden naturwissenschaftlichen Unterricht projizieren und zugleich berücksichtigen, daß dieses, ich möchte sagen, Urinteresse durch die eingangs vorliegender Zeilen erörterten Vorzüge der biologischen Unterrichtsmethode noch ganz bedeutend gesteigert werden kann, so ergibt sich, daß das zweistündige, dem Naturgeschichtsunterrichte in der VII. und VIII. Klasse zugute kommende Plus des dermaligen Wochenpensums keine erhebliche Mehrbelastung bedeuten würde, zumal auch die häusliche Arbeit hier mit keinen schriftlichen Übungen verknüpft erscheint.

Berücksichtigen wir noch den zweiten, die Ermüdungstatsachen bestimmenden Faktor. Es sind dies die Verhältnisse, unter denen sich der Schulunterricht abwickelt. Ich glaube, ein jeder in unser Unterrichtsgetriebe nur etwas Eingeweihte wird zugeben, daß ein und derselbe Lehrgegenstand in der fünften Unterrichtsstunde eher zur Ermüdung führt wie in der ersten, aber auch, daß sich Ermüdungstatsachen in übervölkerten, nicht hinreichend lichten, durchsonnten und luftfassenden Klassen eher einstellen werden wie in Schulzimmern, die diesbezüglich den Anforderungen moderner Schulhygiene entsprechen. Per Parenthesin sei mir hier gestattet, die Ansicht auszusprechen, daß viele als Folgen geistiger Überbürdung aufgefaßten Erkrankungen der Schüler (und Lehrer) eher auf diese Seite der Unterrichtstätigkeit zu stellen sein dürften. Wie aber die Größe des ersten der beiden Faktoren, aus deren Produkt die die Ermüdungstatsachen hervorrufenden Umstände resultieren, das ist die Schwierigkeiten des Gegenstandes der Lehrer durch eine richtig gehandhabte Methode bedeutend herabmindern kann[1]), so vermag auf den zweiten, die schulhygienischen Verhältnisse, die Unterrichtsverwaltung mit Erfolg Ingerenz zu nehmen.

Für den Fall der Einführung des Naturgeschichtsunterrichtes in die VII. und VIII. Gymnasialklasse mit je zwei wöchentlichen Stunden ergäbe dies ein Wochenpensum von 27 bis 29 (oder 30) Stunden, je nachdem für die relativ-obligaten Landes- (als Muttersprachen) zwei

---

[1]) Diese Ansicht scheint auch unsere Unterrichts[illegible] zu teilen, indem „die Klagen wegen Überbürdung de[illegible] zu häufig ein in pädagogisch-didaktischer Bezie[illegible]
im Gefolge hat“ (Verordnungsblatt 1899, S.[illegible]

oder drei Wochenstunden normiert sind. Ein ungeteilter Tagesunterricht würde mithin im äußersten Falle (bei 30 Wochenstunden) jeden Tag von 8—1 Uhr dauern. Doch ist nicht zu übersehen, daß die Wucht eines solchen Fünfstundenschultages durch die Einführung der Unterrichtspausen auf etwa vier Stunden herabgemindert erscheint. Und wenn wir auch in dieser Hinsicht eine Parallele mit der Realschule ziehen, so finden wir, daß das Gymnasium noch im äußersten Falle (bei 30 Wochenstunden) gegenüber der für die beiden obersten Klassen mit 33 wöchentlichen Stunden bedachten Realschule um drei Stunden im Vorteil wäre.

Es läßt sich mithin der Pelz reinigen, ohne naßgemacht zu werden.

Görz. Dr. K. Ozvald.

Bilderschmuck in der Schule.

Das von der k. k. Staatsdruckerei unter Mitwirkung der Lehrmittel-Zentrale und des Deutsch-österreichischen Lehrerbundes herausgegebene Wandtafelwerk für den Anschauungsunterricht und Bilderschmuck versendet nun die zweite Serie. Nach der günstigen Beurteilung, welche die erste Serie gefunden hat, durfte man sich sowohl in künstlerischer wie auch in pädagogischer Hinsicht nur das Beste versprechen und nur solches wurde tatsächlich geboten. Auch die zweite Serie weist ganz hervorragende künstlerische Leistungen auf, welche trotz der einfachen Ausführung den besten Erscheinungen dieser Art an die Seite gestellt werden können und jedem Schulraum zur Zierde gereichen.

Vor allem müssen zwei äußerst stimmungsvolle Winterbilder hervorgehoben werden, in welchen die Einsamkeit des verschneiten Dorfhäuschens in so packender Weise wiedergegeben ist, daß der Beschauer wirklich die erhabene Schönheit, aber auch all das Leid mitempfindet, welches der strenge Winter den armen, von jedem Verkehre abgeschnittenen Bewohnern bringt.

Das „Bauernhaus im Winter“ von K. Ederer stellt ein kleines Hammerwerk mit dem Werkbache im Vordergrunde vor, ein trefflich der Natur nachempfundenes Gemälde mit fein abgestimmten Farbentönen. Wohl fehlt jede Staffage; ein Ochsengespann, einen aus dem Walde heimkehrenden Holzknecht oder dergleichen möchte das Auge wohl herbeiwünschen, doch wird gerade durch das Weglassen alles Figürlichen die schneeige Einsamkeit umso besser hervorgehoben.

Das zweite Bild dieser Art, ein „Steirisches Bauernhaus im Winter“ von O. Barth ist wieder durch die sonnige, warme Winterstimmung ganz hervorragend.

Sehr gut ist auch der „Semmering“ von H. Wilt. Der einheitliche, blauviolette Ton, in welchem das Ganze gehalten ist, läßt die Berge, besonders die im Hintergrunde sichtbare, tief verschneite Raxalpe, in majestätischer Größe erscheinen. Der vordere Gebirgszug mit seinen Viadukten und Tunnels ist durch die Buntheit der Laub- und Nadelwälder, die der Herbst so farbenreich malt, angenehm unterbrochen.

Ein weiteres für die Zwecke des Anschauungsunterrichtes, aber auch künstlerisch gut aufgefaßtes Bild ist der „Töpfer" von O. Friedrich. Es zeigt uns den Betrieb einer kleinen Töpferei. Der Geselle sitzt bei emsiger Arbeit; mit den Füßen bringt er den Drehstuhl in schnellrotierende Bewegung und formt mit geschickter Hand und primitivem Werkzeuge den Ton zu verschiedenen Gefäßen.

„Frachtschiffe im Triesterhafen" von H. Wilt ist ebenfalls ein lehrreiches Schulbild. Man sieht die mannigfachen Schiffsarten beim Landungsplatz, das Verladen der Waren u. a., was die Phantasie und das Interesse des Kindes auf das lebhafteste beschäftigt.

Desgleichen kann auch die „Tischlerwerkstätte" von M. Lenz als gutes Anschauungsbild empfohlen werden.

„Auf der Weide" von K. Ederer weist in landschaftlicher Beziehung manche Schönheiten auf, aber der Gegenstand selbst, die Kuh, ist in so ungünstiger Stellung erfaßt, daß das Gebotene speziell für ein Schulbild nicht gut verwendbar erscheint.

Auch der „Wanderer im Winter" von J. Engelhart ist, wiewohl auch hier die winterliche Stimmung gut gegeben erscheint, gar zu einfach im Motiv, um den Anforderungen, welche man an ein gutes Anschauungsbild immer stellen soll, vollständig entsprechen zu können.

Von diesen geringfügigen Bedenken abgesehen, finden wir jedoch auch in dieser Serie eine reiche Auswahl vortrefflicher Schulbilder, welche das dem Unternehmen entgegengebrachte Vertrauen voll und ganz gerechtfertigt erscheinen lassen. Für den so mäßig gehaltenen Preis kann wohl nicht leicht Besseres geleistet werden; es bleibt daher nur zu wünschen, daß alle Schulleitungen die Gelegenheit benützen, durch Anschaffungen das gemeinnützige Unternehmen zu unterstützen, welches gewiß auch fernerhin bestrebt sein wird, nur Gediegenes, für Schulzwecke gut Geeignetes zu schaffen.

Wien. K. Linsbauer.

Unterrichtsfragen auf der 77. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Meran.

(24.—30. September 1905.)

Wie die früheren Versammlungen, so hat auch die letzte wieder Gelegenheit zur Besprechung von Unterrichtsfragen geboten, und namentlich die diesjährigen Beratungen über Fragen des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichtes an höheren (Mittel-) Schulen dürften in vielen Beziehungen richtunggebend werden.

An hervorragender Stelle als Gegenstand der Beratung einer Gesamtsitzung der beiden wissenschaftlichen Hauptgruppen stand der von Prof. Dr. A. Gutzmer (Jena) erstattete Bericht über die Tätigkeit der in Breslau eingesetzten Unterrichtskommission der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte. Dieser Bericht nimmt wohl zunächst Bezug auf

schulen, Gymnasien wie Realschulen in dem Sinne zu empfehlen, daß der bisherige Lehrstoff einer sorgfältigen Sichtung unterzogen und mit den Grundgedanken der elementaren Funktionenlehre bis zu den beiden Fundamentalbegriffen der Infinitesimalrechnung organisch durchsetzt werde.

An die Unterrichtsverwaltung wäre die Bitte zu richten, zur Anbahnung dieser Reform eine aus Vertretern der Wissenschaft und der Schule gebildete Kommission einzusetzen, mit der Aufgabe, die Grenzen des neuen Stoffes mit sorgfältiger Bedachtnahme auf die zur Verfügung stehende Zeit und die Fassungskraft der Jugend abzustecken und seine zweckmäßige Gliederung in einem detaillierten Lehrplane festzustellen.

Die Unterrichtsverwaltung wäre ferner zu ersuchen, die Abfassung von Lehrbüchern auf der so geschaffenen Basis mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu fördern und die Einführung solcher Lehrbücher über begründeten Antrag der Lehrkörper zuzulassen. Die hiebei gemachten Erfahrungen sowie die im Auslande in der gleichen Richtung erzielten Erfolge hätten bei weiteren Maßnahmen als Richtschnur zu dienen.

An der Diskussion über den Vortrag beteiligten sich die Herren: Gutzmer (Jena), Vorsitzender der von der vorjährigen Breslauer Versammlung eingesetzten Unterrichtskommission, Herz (Wien), Molk (Nancy), Mehmke (Stuttgart), Hofrat Finger (Wien), Landesschulinspektor Wallentin (Wien). Das Ergebnis der Diskussion konnte der Vorsitzende Stäckel dahin zusammenfassen, daß sich fast allgemeine Zustimmung zu den Ausführungen Hofrat Czubers ergab.

Prof. Hočevar (Graz) behandelte das Thema: „Sind die Elemente der Infinitesimalrechnung an den Mittelschulen einzuführen oder nicht?"

Für die Einführung spricht in erster Linie der hohe Bildungswert des neuen Lehrstoffes, der in dieser Hinsicht manchen Teil des gegenwärtig vorgeschriebenen weit übertrifft, ferner der Umstand, daß die Elemente den Schüler, u. zw. nicht nur den künftigen Mathematiker, auf gewisse Fachstudien an der Hochschule vorbereiten, endlich auch die Erwägung, daß dadurch im Mittelschulunterrichte manches wenig genaue versteckte Differenzieren und Integrieren in der Mathematik wie in der Physik vermieden würde.

Gegen die Einführung wird eingewendet, daß der neue Stoff für die Schüler zu schwierig sei, daß die geplante Änderung eine erhebliche Mehrbelastung der Schüler zur Folge hätte und überhaupt wegen Zeitmangels nicht durchführbar sei. Dem ersteren Einwand ist entgegen zu halten, daß verschiedene in letzter Zeit erschienene Lehrbücher und Aufsätze eine anschauliche Darstellung des Gegenstandes aufweisen. In Bezug auf die weiteren Einwände liegen die Verhältnisse in Preußen und in Österreich verschieden. Dort ist durch Weglassung gewisser isolierter Teile des Lehrstoffes und Einschränkung ausgedehnter Übungen bei der größeren Zahl von Mathematikstunden leicht hinreichend Zeit zu gewinnen, bei uns hingegen müßte die Stundenzahl für die Mathematik erhöht werden, am Gymnasium um zwei Stunden wöchentlich (je eine Stunde in der VI. und VIII. Klasse), an der Realschule um vier Stunden wöchent-

lich (durch Anfügung eines VIII. Jahrganges). „Mag nun eine Vermehrung der Mathematikstunden an den österreichischen Mittelschulen durchdringen oder nicht, in jedem Falle muß man den vorgeschriebenen Lehrstoff reduzieren, um eine Mehrbelastung der Schüler zu vermeiden und doch einiges aus den Elementen der Infinitesimalrechnung einführen zu können, in dem einen Falle mehr, in dem anderen weniger."

Der Vortragende schlägt nun verschiedene Kürzungen vor, wobei er sich jedoch ganz entschieden gegen die, wie er sagt, hie und da geäußerte Absicht, die wissenschaftliche Begründung der arithmetischen Operationen im Unterrichte zu übergehen, ausspricht.

Er gelangt schließlich zu folgenden Sätzen:

Die Elemente der Infinitesimalrechnung sind an sämtlichen Mittelschulen (oder höheren Lehranstalten) einzufügen. Bei der Bestimmung des Umfanges, in welchem dies zu geschehen habe, berücksichtige man:

1. Das Auffassungsvermögen der Schüler;

2. die Zeit, welche durch Kürzungen des jetzt vorgeschriebenen Lehrstoffes und Einschränkung allzu weit ausgreifender Übungen gewonnen wird, wobei in Österreich zugleich eine mäßige Vermehrung der Mathematikstunden und speziell für Realschulen die Erweiterung um einen Jahrgang anzustreben wäre;

3. jene mathematischen und physikalischen Aufgaben an der Mittelschule, welche die Anwendung der Infinitesimalrechnung erfordern.

Den neuen Lehrstoff suche man anschaulich darzustellen und an zahlreichen Beispielen zu erläutern, ohne jedoch die Gesetze der Logik außeracht zu lassen, denn die Mathematik soll dem Schüler in allen ihren Teilen als das Muster einer exakten Wissenschaft erscheinen.

Eine Debatte entwickelte sich nur hinsichtlich der vom Vortragenden angedeuteten Kürzungen und es sprachen zu diesem Gegenstande die Herren: Schotten (Halle), Herz (Wien), Loria.

Direktor Commenda (Linz) hielt einen Vortrag „Über den mineralogisch-geologischen Unterricht an mittleren und höheren Schulen", und stellte folgende Thesen auf:

1. Naturwissenschaften überhaupt, speziell Mineralogie und Geologie, erfordern überall, wo nicht wenigstens die Ansätze der österr. Realschule vorhanden sind, eine größere Stundenzahl, insbesondere einen allgemeinen Abschluß in der letzten Klasse im Sinne des Organisationsentwurfes für österr. Gymnasien.

2. Die Chemie und Physik bedürfen einer Entlastung von dem mineralogischen Unterrichte, wo er mit ihnen verquickt ist; dieser Unterricht ist auf keiner Stufe zu entbehren und vorerst in der Heimatskunde zu pflegen, alles dies unbeschadet der nötigen Konzentration im Unterrichte durch Berücksichtigung von Gegenständen der Mineralogie von geeigneter Art.

3. Durch eine geeignete Lehrstoffverteilung ist zu erreichen, daß auf beiden Stufen die Mineralogie und Geologie [illegible] chemischen und physikalischen Grundleh[illegible]

4. Der naturwissenschaftliche Unterricht verlangt neben tüchtigen Lehrern vermehrte Lehrbehelfe der Schule (bessere Dotation der Kabinette), Exkursionen, praktische Übungsstunden wie die Unterstützung durch hiefür eingerichtete Museen, bezw. Musealverbände.

5. Das ständige Bureau wird eingeladen, in die Vorbereitungen der naturwissenschaftlichen Lehrpläne auch die Erörterung obiger Gesichtspunkte einzubeziehen.

Vortrag und Thesen wurden beifällig aufgenommen.

Prof. Lanner (Wien) erstattete das Referat: „Der naturgeschichtliche Unterricht an den österreichischen Mittelschulen und die neuen Reformbestrebungen".

Er geht von der jetzigen Reformbewegung zu Gunsten des biologischen Unterrichtes in Deutschland aus, zieht eine Parallele zwischen der Stellung der naturgeschichtlichen Fächer an unseren und den deutschen Mittelschulen und weist auf die Schritte hin, die unternommen werden müssen, um den Vorsprung, den die Naturwissenschaften an den österr. Mittelschulen derzeit in Bezug auf eine zeitgemäße Ausgestaltung vor denen in Deutschland haben, auch fernerhin zu behalten.

Die von ihm aufgestellten Thesen verlangen fast durchwegs bloß eine *restitutio in integrum*, um nicht durch höhere Forderungen die ganze Sache zu gefährden. Die Thesen lauten:

1. Das Zeitausmaß, welches sowohl am Gymnasium als auch an der Realschule dem zoologischen Unterricht zugemessen ist, ist unzulänglich, was derzeit umso drückender empfunden wird, als doch jeder Fachmann, der in Bezug auf die methodische Behandlung des Gegenstandes auf der Höhe der Zeit stehe, genötigt ist, das deskriptive Moment durch das biologische zu vertiefen. Die Wiedereinsetzung des früheren Stundenausmaßes für die Zoologie in der Prima und Sexta ist demnach von vitaler Bedeutung für eine zeitgemäße Entwicklung des zoologischen Unterrichtes. Ebenso steht die für den botanischen Unterricht auf der Oberstufe des Gymnasiums festgesetzte Zeit in gar keinem Verhältnis zur Größe des zu bewältigenden Lehrstoffes; eine Erweiterung derselben ist unerläßlich.

2. Die richtige Auffassung unserer Erde als eines in steter Entwicklung begriffenen Ganzen kann nur durch die Geologie vermittelt werden, die nach Inhalt, Vielseitigkeit und praktischer Anwendbarkeit eine so hohe Entwicklung erreicht hat, daß sie zur Grundlage einer Reihe bedeutungsvoller Wissenszweige geworden ist. Viele Fragen, welche ihrer Bedeutung wegen bei den Gebildeten der ganzen Welt auf der Tagesordnung stehen, können nur durch Kenntnisse der Geologie gelöst und verstanden werden. Ohne Geologie gibt es keine Weltanschauung. Soll demnach unser Gymnasium den Charakter einer Kulturstätte der allgemeinen Bildung beibehalten, dann muß die Wiedereinführung eines allgemein abschließenden naturwissenschaftlichen Unterrichtes, d. h. die Geologie nach dem Plane des Organisationsentwurfes vom J. 1849, ehetunlichst erfüllt werden.

3. Die Forderung der Männer der derzeitigen Reformbewegung in Deutschland, welche dahin geht, die Naturgeschichte zum Gegenstand der Reifeprüfung zu machen, wird und wurde wiederholt von den österr. Fachmännern gestellt. So lange noch die Institution der Maturitätsprüfungen bestehen wird, muß aus didaktischen und pädagogischen Gründen an dieser Forderung festgehalten werden. Die Aufnahme der Naturgeschichte in die Abiturientenprüfung, die bei uns eigentlich nur eine Wiederaufnahme bedeutet, ist eine Lebensbedingung für dieselbe; durch sie wird die Parität mit den anderen Unterrichtsgegenständen gewahrt und durch sie wird sie in jene Stellung versetzt, die ihr schon vor einem halben Jahrhundert der Organisationsentwurf angewiesen hat.

4. In Anbetracht des universellen Zuges der Darwinischen Theorie, der gewaltigen Bedeutung der Darwinischen Gedankenwelt, welche die hervorragendsten Geister aller Kulturvölker in Bewegung gesetzt hat, machen auch wir die Forderung einer kritischen Darlegung der Deszendenztheorie in der Mittelschule, wie sie von Paulsen und all den hervorragenden Schulmännern, die in der Frage des biologischen Unterrichtes zu Worte kommen, gestellt wird, zu unserer Forderung. Auch wir geben zu, daß die Entwicklungsgeschichte sich vor den Schülern nicht verheimlichen läßt, daß sie auf mannigfaltigen Wegen zu ihnen Eingang findet und daß gerade die Schule berufen ist, durch eine objektive Darstellung der gegebenen Verhältnisse die Schüler vor Irrtümern zu bewahren.

5. Die biologische Richtung hat einen integrierenden Bestandteil des ganzen zoologischen und botanischen Unterrichtes zu bilden.

Vortrag wie auch Thesen fanden allgemeine Zustimmung.

Bericht der Kommission zur Neugestaltung des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichtes, erstattet von Prof. Gutzmer (Jena)[1].

Die geschichtliche Entwicklung unseres Schulwesens hat es mit sich gebracht, daß das Schwergewicht des Lehrplanes von jeher auf den sprachlich-geschichtlichen Fächern ruhte, die als die eigentlichen Träger der von der Schule zu lösenden allgemeinen Bildungsaufgabe galten. Den mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen blieb nur ein Nebenplatz als Vermittlern von zwar nützlichen, aber für die Allgemeinbildung bedeutungslosen und darum allenfalls entbehrlichen Spezialkenntnissen. Ganz besonders deutlich offenbart sich die Herrschaft dieser Auffassung in dem Gange, den die Schulreformbewegung genommen hat. Bei der Gestaltung des Lehrplanes, der durch diese Bewegung ins Leben gerufenen Reformschulen, war die Rücksicht auf die sprachlichen Fächer von ausschlaggebender Bedeutung, während die exaktwissenschaftlichen Disziplinen auf den Rest angewiesen wurden, der ihnen nach Befriedigung der Ansprüche des Sprachunterrichtes übrig blieb.

Gegen diese, den Bildungsgehalt der mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen durchaus verkennende Auffassung, ist in neuerer Zeit eine immer stärkere Bewegung in Fluß gekommen, die zum Teil in

---

[1]) Nach einem der Redaktion von einem Mitgliede der Kommission freundlichst zur Verfügung gestellten Auszuge aus dem Berichte.

den Kreisen der Fachlehrer, zum anderen Teil in den Kreisen der an einer gründlichen naturwissenschaftlichen Bildung besonders interessierten Berufsstände, namentlich denen der Techniker und der Ärzte, ihren Ursprung hat. Diese auf Anerkennung des vollen Bildungswertes der genannten Fächer mit immer stärkerer Gewalt drängende Bewegung macht sich auch in dem Lehrfach geltend, das von alters her noch am günstigsten dastand, nämlich der Mathematik. Hier wurde von den Fachlehrern selbst sowie namentlich auch von einzelnen Hochschuldozenten und von den Vertretern der Anwendungen der Mathematik eine Änderung des Lehrbetriebes in dem Sinne gefordert, daß unter Preisgebung mannigfacher isoliert dastehender Kapitel die Fähigkeit zur Anwendung des mathematischen Wissens und namentlich der Sinn für den in der Mathematik seinen schärfsten Ausdruck findenden funktionalen Zusammenhang stärker als bisher gepflegt und entwickelt werde. In der Physik wie in der Chemie sollte der Lehrbetrieb sich zu einer Schulung wissenschaftlicher Einsicht in die Art erheben, durch die auf dem Gebiete der Naturvorgänge überhaupt Erkenntnis gewonnen wird. Endlich macht sich in immer lebhafterer Weise die Überzeugung geltend, daß der im J. 1879 erfolgte Ausschluß der biologischen Lehrfächer aus dem Unterrichtsplan der höheren Schulen ein verhängnisvoller Fehler war, indem er die Bildung der aus diesen Schulen abgehenden, zu leitenden Stellen im Leben berufenen jungen Männer eines der wichtigsten, in seiner Eigenart durch kein anderes Fach zu ersetzenden Mittels beraubte.

Das kam namentlich auf der Hamburger Naturforscherversammlung 1901 (die Wünsche wurden in den „Hamburger Thesen“ formuliert), sodann auf der Casseler Versammlung 1903, wo sich die mathematischen und biologischen Bestrebungen vereinigten und mit dem nachhaltigsten Erfolg in der Breslauer Naturforscherversammlung 1904 zum Ausdruck. Dort wurde nachstehender Beschluß einhellig angenommen:

„In voller Würdigung der großen Wichtigkeit der behandelten Fragen spricht die Versammlung dem Vorstande den Wunsch aus, in einer möglichst vielseitig zusammengesetzten Kommission diese Fragen weiter behandelt zu sehen, damit einer späteren Versammlung bestimmte, abgeglichene Vorschläge zu möglichst allseitiger Annahme vorgelegt werden können“.

In dankenswerter Weise hat der Vorstand der Naturforschergesellschaft eine zwölfgliedrige Kommission eingesetzt aus den Herren: v. Borries (Berlin), Duisburg (Elberfeld), Fricke (Bremen), Gutzmer (Jena), Klein (Göttingen), Kräpelin (Hamburg), Leubuscher (Meiningen), Pietzker (Nordhausen), Poske (Berlin), Schmid (Zwickau), Schotten (Halle), Verworn (Göttingen). Von den genannten schieden die Herren Leubuscher und Verworn zu Beginn dieses Jahres aus und für sie haben sich die Herren Chun (Leipzig) und Cramer (Göttingen) zur Mitarbeit in der Kommission bereit finden lassen.

Ihre umfangreiche Aufgabe hat diese Kommission zunächst mit der Neugestaltung des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichtes an

den drei in Preußen bestehenden neunklassigen Anstalten in Angriff genommen. Das nunmehr dem Meraner Naturforschertag in Vorlage gebrachte Material besteht aus einem allgemeinen Vorbericht, einem Bericht über den mathematischen Unterricht, einem betreffs des Unterrichtes in der Physik und einem Bericht über den biologisch-chemischen Unterricht.

Hiebei mag erwähnt werden, daß an Realanstalten als Mindestmaß für Chemie nebst Mineralogie ein Unterricht in zwei Wochenstunden, von der Untersekunda bis zur Oberprima angenommen worden ist, während für die biologischen Fächer zusammen mit der auf der Oberstufe zu behandelnden Geologie zwei Stunden durch alle Klassen in Ansatz gebracht worden sind.

Wie die Kommission über den Wert der sprachlich-historischen und der mathematisch-naturwissenschaftlichen Bildungselemente denkt, das bringt sie in folgenden drei Leitsätzen zum Ausdruck:

1. Die Kommission wünscht, daß den Abiturienten weder eine einseitig sprachlich-historische noch eine einseitig naturwissenschaftliche Bildung gegeben werde.

2. Die Unterrichtskommission erkennt die Mathematik und die Naturwissenschaften als den Sprachen durchaus gleichwertige Bildungsmittel an und hält fest an dem Prinzip der spezifischen Allgemeinbildung (das will sagen: einer Bildung, deren Ziel überall das gleiche ist, eine freie Bildung des Geistes und Charakters, jedoch gewonnen auf verschiedenen, den spezifischen Geistesanlagen der einzelnen Menschen entsprechend, durch die einzelnen Schularten verwirklichten Bildungswegen) der höheren Schulen.

3. Die Kommission erklärt die tatsächliche Gleichberechtigung der höheren Schulen (Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen) als durchaus notwendig und wünscht deren vollständige Anerkennung.

In dem mathematischen Lehrplan wird schon frühe ein Betrieb empfohlen, der die Veränderungen der algebraischen Ausdrücke und der geometrischen Formen als Ausfluß gesetzmäßiger, funktionaler Zusammenhänge auffassen lehrt, wobei zwischen den Gymnasien und Realgymnasien kein Unterschied gemacht wird, während für die Oberrealschule eine mäßige Weiterführung des Planes durch Einbeziehung der Elemente der Infinitesimal-Analysis von einem Teil der Kommission gefordert wurde. Im physikalischen Lehrplan wird die Einteilung in zwei Stufen beibehalten und durch schärfere Betonung des verschiedenen Charakters auf beiden, Vorwiegen des Anschaulichen auf der unteren, der Einführung in den gesetzmäßigen Zusammenhang auf der oberen Stufe verschärft und vertieft, ganz besonders aber die Selbständigkeit der Physik gegenüber der Mathematik gewahrt.

Im chemischen Unterricht, der ebenfalls die Einteilung in zwei Stufen beibehält, wird durch Zurückdrängen der Stöchiometrie und Weglassen weniger wichtiger Elemente [illegible] Betonung des physikalischen und ganz besonders [illegible] ermöglicht, und zwar wird der organischen Chemie [illegible]

wegen und ihrer nahen Beziehungen zur Biologie, sondern auch infolge ihrer Wichtigkeit für die allgemeinen theoretischen Anschauungen eine erweiterte Behandlung zuteil.

Der bisher stark vernachlässigten Mineralogie wird eine selbständige Stellung eingeräumt und der Geologie, deren Stoffauswahl im Sinne der deutschen geologischen Gesellschaft vorgenommen wurde, ein Platz in O I angewiesen.

Der biologische Lehrplan verteilt den Lehrstoff nach den aus ihm selbst folgenden, zum Teil auf der Hand liegenden Gesichtspunkten auf die einzelnen Klassenstufen und schließt mit der Anatomie und Physiologie des menschlichen Körpers sowie einem Ausblick auf die Psychologie ab. Praktische Übungen, die übrigens auch in der Mathematik nicht ganz fehlen (geometrisches Zeichnen, einfachere Vermessungen) werden für alle Zweige des naturwissenschaftlichen Unterrichtes möglichst empfohlen unter Forderung der Ansetzung besonderer Stunden. Auf der obersten Klassenstufe soll in allen Zweigen des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichtes eine vertiefende, die philosophischen Elemente herausholende und betonende Behandlung des Stoffes Platz greifen.

Für die Durchführung dieser Gesichtspunkte wird eine gewisse Erhöhung der Stundenzahl für diese Fächer ohne Vermehrung der Gesamtstundenzahl gefordert, die nach dem Urteil der Kommission auch für die Realanstalten im Bereich der Möglichkeit liegt. Für die Gymnasien bestehen besondere Schwierigkeiten, über deren Hebung die Kommission zu einem einheitlichen Beschluß nicht gelangt ist. Daß aber die Zurückdrängung naturwissenschaftlicher Ausbildung an diesen Schulen ein schwerer Mißstand ist, doppelt empfindlich, so lange bei der so außerordentlich überwiegenden Zahl der humanistischen Gymnasien die große Mehrzahl der zu leitenden Stellen in unserem öffentlichen Leben berufenen Männer ihre Bildung eben den humanistischen Gymnasien verdankt, darüber bestand im Schoße der Kommission nur eine Meinung, die auch im Gesamtbericht zum Ausdruck gekommen ist.

Jedem der drei obengenannten Einzelberichte ist ein ins Detail gehender Lehrplan beigefügt, mit dem indessen die Kommission keineswegs einen Normalplan aufzustellen beabsichtigt, vielmehr sollen diese Pläne lediglich einerseits ein Bild von der Art geben, in der die Kommission sich die Verwirklichung ihrer Gedanken vorstellt, anderseits für die praktischen Versuche einen fruchtbaren Anhalt bieten.

Zur Anstellung solcher Versuche hat das preußische Kultusministerium in dankenswerter Weise seine Genehmigung gegeben, sie sind an einer Reihe von Anstalten bereits im Gange, an anderen sollen sie in nächster Zeit in Angriff genommen werden.

Alle weiteren Fragen, die im Rahmen des ihr erteilten Auftrages liegen, hat die Kommission auf das nächste Jahr verschoben, es sind dies insbesondere der Unterricht an den Reformschulen, den Realschulen, den Fachschulen, der naturwissenschaftliche Mädchenunterricht, hygienische Fragen und namentlich auch die Frage der Lehrerbildung durch

die Hochschulen. Diese Fragen werden Gegenstand des der Naturforscherversammlung 1906 zu erstattenden Berichtes sein.

Der Bericht wurde von der Vollversammlung mit lebhaftem Beifall und mit dem Ausdrucke des Dankes an die Kommissionsmitglieder und den Vorsitzenden zur Kenntnis genommen.

Ein Antrag des Prof. Herz (Wien) auf Einsetzung einer österr. Kommission, welche in Verbindung mit der allgemeinen deutschen Vorschläge betreffend Fragen des Unterrichtes in Österreich zu erstatten hätte, wurde, da sich Prof. Gutzmer und Hofrat Czuber (Wien) dagegen aussprachen, abgelehnt.

Sehr bemerkenswert ist auch, daß im Berichte der Unterrichtskommission bei der Besprechung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes wiederholt auf die Verhältnisse in Österreich verwiesen wird und diese in mancher Beziehung als vorbildlich angesehen werden.

Wien. Dr. Gustav Schilling.

Dr. Otto Willmann, Aus Hörsaal und Schulstube. Gesammelte kleinere Schriften zur Erziehungs- und Unterrichtslehre. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung 1904. VI und 328 SS. Preis Mk. 3·60.

„— — Wenn ich auch der Lehrtätigkeit entsage, der Wissenschaft und schriftstellerischen Betätigung entsage ich nicht; mit der Wissenschaft, der ich treu bleibe, bleibt aber eine gewisse Beziehung zwischen uns".

So war der Abschiedsgruß, welchen Hofrat Willmann den Mitgliedern des Prager pädagogischen Universitäts-Seminars für ihre Verehrung zur Erwiderung brachte, ein Versprechen, das er nach Jahresfrist eingelöst hat. Auch will der gewählte Titel des Buches das Arbeitsfeld bezeichnen, das er als akademischer Lehrer gewonnen hatte. Ja noch mehr, wer das Glück hatte, Hofrat Willmann bei seinem Schaffen zu sehen, wird gestehen, daß ihm die Schulstube oft genug zum Hörsaal wurde, wie er es niemals unterließ, den Blick seiner Hörer vom Hörsaal hinweg in die Schulstube zu lenken. Lehre und Übung gehören eben zusammen wie das linke Bein zum rechten; die Pädagogik gewinnt nur dann den sicheren Gang, wenn ihr das Versuchsfeld des Unterrichtes und der Schule nicht fehlt. Deshalb war es Willmanns besonderes Bemühen gewesen, dem akademischen Lehramt der Pädagogik ein Institut für die Praxis anzugliedern und dieses mit der Schule in innigste Berührung zu bringen[1]). Eine Reihe von Aufsätzen in den „gesammelten kleineren Schriften zur Erziehungs- und Unterrichtslehre" verdankt dem lebendigen Unterricht, den Hofrat Willmann in einigen Klassen des

---

[1]) Das Prager pädagogische Universitäts-Seminar in dem ersten Vierteljahrhundert seines Bestehens. Von Hofrat Prof. Dr. Otto Willmann. Wien 1901. Vgl. die Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1902, S. 74 ff.

deutschen Staatsgymnasiums in Prag-Altstadt selber hielt, ihr Entstehen. Es sind dies die Lehrproben: „Volkskönig und Heerfürst (Eine Probe unterrichtlicher Behandlung von historischen Quellenberichten)". „Der goldene Schnitt als ein Thema des mathematischen Unterrichts." „Eine Logikstunde im Rahmen des deutschen Unterrichts." „Die Entstehung des Charakters (Eine Lehrprobe aus der empirischen Psychologie)." Willmann hat sie unter die Abteilung III seines Buches „Zur Lehre von der didaktischen Technik" eingeordnet. Die übrigen Abteilungen erscheinen unter der Benennung I. „Zur allgemeinen Erziehungs- und Unterrichtslehre", II. „Zur Lehre von der didaktischen Formgebung" und IV. „Zur Lehre vom Bildungswesen (Sozialpädagogik)".

Die in der Sammlung aufgenommenen Abhandlungen, Vorträge und Lehrproben sind nach Leitbegriffen des systematischen Teiles von Willmanns pädagogischem Hauptwerke „Didaktik als Bildungslehre, 3. Auflage, Braunschweig 1903" geordnet und können als Ergänzung und Illustration der dort behandelten Materie dienen. Auch mit Willmanns anderem größeren Werke „Geschichte des Idealismus, Braunschweig 1894 bis 1897" unterhalten die geschichtlichen und sozial-pädagogischen Abhandlungen der „gesammelten kleineren Schriften" vielfache Beziehung, bekennt er es doch in der Auseinandersetzung: „Über W. Reins Theorie der Schulgemeinde" (IV 5, S. 277) selbst, daß „er über den Herbartschen Gesichtskreis durch Aufnahme antiker und christlicher philosophischer Anschauungen hinausgeschritten ist". In dem persönlichen Entwicklungsgang des Verf.s umfassen nun die gesammelten kleineren Schriften einen Zeitraum von mehr als 30 Jahren, und auf dem pädagogischen Gebiete gibt uns die Abhandlung I 4 „Stärke und Schwäche der Herbartschen Didaktik" weiteren Aufschluß. „Herbart faßt die Lehrinhalte seiner ganzen Denkweise entsprechend, atomistisch und den Aufbau des Inneren mechanisch, wie er auch von einem psychischen Mechanismus als dem Ganzen des Innenlebens spricht. Aber schon das Wort 'Innenleben' weist doch darauf hin, daß hier ein organisches vorliegt, und ebenso sind die ihm zuzuführenden Inhalte organischer Natur. — Herbart dürfte konsequenterweise von Wissensgegenständen, Unterrichtsstoffen, Lehrobjekten, Fugen der Wissenschaften gar nicht reden, für die Sprache, die nicht im Augenblick gesprochen wird, die Kunst, die nicht gerade ausgeübt wird, weiß er keine Daseinsform anzugeben; in Wahrheit aber sind Sprache, Kunst, Wissenschaft, Religion usw. geistige Inhalte, Güter, Organismen, denen der Lernende empfangend, sich konformierend gegenüber steht". Diese Abhandlung stammt aus dem Jahre 1903. Die herausgenommenen Gedanken erhalten in der Abhandlung vom Jahre 1896 „Mit welchem Rechte können wir von Gegenständen oder Stoffen des Unterrichts sprechen?" (II 1) eine geschichtliche Darlegung mit näherem Bezug auf Plato, Aristoteles und auf die christlichen Denker des Mittelalters. Willmann geht solchen Gedanken mit Vorliebe nach und verfolgt sie nicht bloß in den Formen ihres geschichtlichen Auftauchens, sondern legt sie auch der didaktischen Formgebung und der didaktischen Technik zugrunde, und im Boden des Bildungswesens

betrachten wir sie als gestaltende Kräfte des sozialen Lebens. Wir wollen hiefür nur weniges herausheben. Es sind beherzigenswerte Worte, die in III 1 „Über die Vorbereitung des Lehrers für die Unterrichtsstunden“ vorgetragen werden: „In der sorgfältigen Vorbereitung spricht sich auch der Respekt vor der Sache aus. Auch das Einfachste und Leichteste, was der Lehrer den Schülern mitteilt, ist ein geistiger Inhalt und — worauf der Ausdruck 'mitteilen' hinweisen kann — ein geistiges Gut, mit dem man ebensowenig wie mit materiellen Gütern unachtsam umspringen darf“. — „Lehren ist geistiges Überliefern, und die Lehrarbeit ein weitverzweigtes, in verschiedenen Stockwerken sich aufbauendes und doch einheitliches Tun und Schaffen.“ — „Was der Lehrer sagt, soll sachrichtig, denkrichtig und formrichtig sein: also gibt es viel vorzubedenken und zurecht zu legen.“ — „Beispiele wirken Nachfolge; die Vorbereitung des Lehrers sei das Vorbild für die der Schüler; seine eigene Gewissenhaftigkeit schärfe ihnen das Gewissen, und insofern kann sie sittlich bildend wirken.“ Sachrichtigkeit, Denkrichtigkeit und Formrichtigkeit achtet das Lehrgut und tut der Lehrarbeit Genüge, sie sorgt aber auch bei dem Lernenden für das Einrücken in den geistigen Blickpunkt; denn darin liegt die andere Hälfte des Vorbedenkens und Zurechtlegens, daß „sich der Lehrer den Gesichts- und Gedankenkreis des Schülers gegenwärtig halte, um für jeden Lehrinhalt die Anknüpfungspunkte, die das Erfassen erleichtern, zu erkennen“. Die wissenschaftliche Pädagogik verwendet für diese Seite des Unterrichtes den Begriff „Apperzeption“, und der Verf. untersucht in dem Aufsatze III 2: „Was ist Apperzeption und welchen didaktischen Wert hat dieselbe?“ Die gleichen treffenden Winke und Ratschläge für Vorbereitung und Durchführung einer Lehraufgabe enthalten die zwei folgenden Abhandlungen III 3, 4: „Die genetische Methode“ und „Aus den Quellen“. Aus den Quellen schöpfen nun auch die zwei durchgeführten „Lehrproben aus der christlichen Gesellschaftskunde, I. Die drei Stände der Gesellschaft und II. Der Mittelstand“; sie wollen soziale Betrachtungen dem Unterrichte zuführen. Aber hiebei kommt es mehr als anderswo in der Pädagogik auf den Standpunkt der Betrachtung und die Überzeugung an. Willmann gewinnt auch hier Fühlung mit antiken und christlichen philosophischen Anschauungen. Von den elf sozial-pädagogischen Beiträgen seien noch 4. und 1. hervorgehoben, in denen das „soziale Moment in der Herbartschen Pädagogik“ gewürdigt und „die Zusammengehörigkeit des individualen und des sozialen Faktors der Erziehung“ dargelegt wird. Herbart selbst hat den Weg zur Ergänzung seiner individualistischen Pädagogik gefunden, wenn er in der 'Allgemeinen Pädagogik' von 1806 fordert: „Der Erzieher wird von sich selber sagen, daß nicht er, sondern die ganze Macht alles dessen, was Menschen je empfanden, erfuhren und dachten, der wahre und rechte Erzieher ist, der seinem Knaben gebührt, welchem er zur verständigen Deutung und zur anständigen Begleitung bloß beigegeben wurde. Das ist das Höchste, was die Menschheit in jedem Moment ihrer Fortdauer tun kann, daß sie den ganzen Gewinn ihrer bisherigen Versuche dem jungen Anwuchs konzentriert darbietet, sei es

als Lehre, sei es als Warnung". So gewinnen wir im Güterbegriff den Schlüssel für das Problem des Individualen und Sozialen. Die Güter sind die gesellenden, soziativen Mächte des Lebens; auf ihnen beruht die vom Dichter besungene 'heil'ge Ordnung, die das Gleiche leicht und frei und freudig bindet, die der Städte Bau begründet'. — „Alle Güterbewegung, materielle wie geistige, vollzieht sich durch individuelle Tätigkeit im Rahmen der Gesamtheit. Die Güter sind für den Einzelnen etwas Gutes und dienen seinem Wohle und Heile; aber sie fordern ihn zugleich in ihren Dienst, er kann nur dienend und arbeitend Anteil daran gewinnen." — Der Erziehungslehre wird durch den Güterbegriff die richtige Gleichung von individual und sozial gegeben. Die Erziehung fällt in das Ganze der Obsorge, welche die gereifte Generation der nachwachsenden zuwendet, und diese Obsorge hat durchweg Güter zum Beziehungspunkte. Das Aufziehen oder die Pflege gewährt dem Kinde diejenigen materiellen Güter, welche für dasselbe Lebensbedingungen sind. Die Erhaltung und Überlieferung der materiellen Güter des Besitzes ist ein zweites Augenmerk der Eltern: den Kindern soll im Erbgange zufallen, was die Eltern erworben haben; diese Obsorge ist eine individuelle, weil sie auf das Wohl der Kinder gerichtet, sie hat aber zugleich einen sozialen Charakter, weil der Besitz ein soziales, rechtliches Verhältnis ist. Die Heranbildung des Kindes zum Rechtssubjekte, zur Person gehört aber schon der Erziehung an. Was sie überliefert, sind geistige und sittliche Güter, die zum Teil unmittelbar mit den materiellen zusammenhängen. Der Besitz und die Verwendung desselben sind an gewisse Fertigkeiten, Kenntnisse, Anschauungen, Gesinnungen geknüpft, die Gegenstand eines geistigen Erbganges sind. Dem Bauernsohne würde der ererbte Hof nichts nützen, wenn er ihn nicht bewirtschaften könnte, und es wäre nicht im Sinne des Vaters, wenn er ihn nicht bewirtschaften wollte. In das Landgut sind geistige Güter eingewachsen, und spirituelle Güter sind ihnen angeschlossen: die Gräber der Eltern und Voreltern sind auch ein Erbe und im rechten Bauernkalender sind ihre Sterbetage angemerkt wie die Tage der Aussaat und des Schnittes. Was der ländliche Erbgang im kleinen zeigt, wiederholt sich bei der Überlieferung der Güter in dem großen Lebensganzen. Der Unterricht überliefert die geistigen Güter, die Zucht die sittlichen; ist das Lebensganze gesund, so werden als Hinterlage dieser natürlichen Güter die übernatürlichen erkannt. Unterricht und Zucht geben dem Individuum die innere Verfassung, welche die Aneignung dieser Güter sichert, sie bereiten es aber damit zugleich zum Eintritt in soziale Verbände vor, welche die Träger jener sind: die Nation, die Berufskreise, das Vaterland, die Kirche" (S. 263, 239).

Wiewohl Willmanns „Gesammelte kleinere Schriften zur Erziehungs- und Unterrichtslehre" sich an dessen systematisches Werk, „Die Didaktik als Bildungslehre", anlehnen, so dürfen sie doch die Bedeutung eines selbständigen Buches beanspruchen. Gerade die Behandlung des Gegenstandes in einzelnen Aufsätzen ermöglicht es, die einschlägigen Fragen schärfer zu stellen, ihre Beantwortung geschlossener und übersichtlicher zu geben und auf die praktische Durchführung leichter zu

übertragen. Für den Leser selbst fällt noch der Vorteil ab, daß er von mehreren Seiten, wie es ihn drängt, den Zugang zu dem vielverzweigten Gebiete der Pädagogik findet. Diejenigen, welche Willmanns kleinere Schriften von früher her kennen, begrüßen die Sammlung mit Freuden; ihr gediegener Inhalt, die vornehme Form und die Überzeugungstreue, mit der sie verfaßt sind, werden ihnen nunmehr neue Leser gewinnen. Der Verf. bereitet, wie er es in der Vorrede bekennt, eine Sammlung seiner kleineren philosophischen Schriften vor, welche die vorliegende nach seiten der Theorie ergänzen soll. Daß sie recht bald der Öffentlichkeit übergeben werde, wünschen und hoffen wir.

Prag. Dr. Anton Frank.

Schulgesundheitspflege von Dr. med. et phil. Ludwig Kotelmann, Augenarzt in Hamburg, Begründer und langjähriger Redakteur der Zeitschrift für Schulgesundheitspflege. 2. neubearb. Aufl. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung 1904. 216 SS. gr.-8° (Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen von Dr. H. Baumeister. 2. Aufl. II. Bd. 2. Abt., 2. Hälfte).

Der überaus vielseitig gelehrte Verf. hat den Stoff seiner „Schulgesundheitspflege" so disponiert, daß er zuerst eine historische Einleitung bezüglich der Schulhygiene in Deutschland bringt, dann die Hygiene der Schulräume, endlich jene der Schüler behandelt. Den Schluß bildet ein Sach- und ein Namenregister. Der Teil über die Hygiene der Schulräume bespricht Orientierung der Schulzimmer, Beleuchtung, Ventilation, Reinhaltung, Beheizung und innere Ausstattung, jener über die Hygiene der Schüler, die Hygiene des Nervensystems, der Sinnesorgane, der Stimm- und Sprachorgane und der übrigen körperlichen Momente. Überall wird das Wichtigste aus der Originalliteratur angeführt.

Die wenigen ganz unbedeutenden Korrigenda anzuführen, lohnt nicht die Mühe; erwähnt sei nur, daß S. 124 dem n.-ö. Landesschulrat die Aufstellung von Forderungen zugeschrieben wird, welche derselbe nicht gestellt hat.

Das Buch bietet eine gut verständliche, sachlich richtige und inhaltsreiche, anziehend geschriebene Lektüre von wohltuender Objektivität zu rascher übersichtlicher Orientierung über das Wesentliche der Schulhygiene; es ist typographisch gut ausgestattet und nett illustriert und sei den Lehrerbibliotheken unserer Gymnasien, Realschulen, Lyzeen usw. bestens empfohlen.

Die Trunksucht und ihre Bekämpfung durch die Schule. Von Heinrich Merth, Bürgerschullehrer in Podersam. Wien u. Leipzig, A. Pichlers Wtwe. & Sohn 1904. IV und 275 SS. Preis

Solange die Statistik der Produktion der zu Genußzwecken im Lande erzeugten und verbliebenen sowie der *ad hoc* eingeführten

holika nicht von Jahr zu Jahr eine gewaltige Abnahme der Ziffern zeigt, ja solange der Exzeß im Alkoholverbrauche die Irrenhäuser und Gefängnisse und hinsichtlich der Deszendenz die Anstalten für minderwertige Kinder bevölkern hilft usw. — solange kann zur Abwehr gar nicht genug geschrieben, gedruckt und gesprochen werden.

Es sei daher auch das gute Buch von Merth empfohlen, welches eine ausführliche Darstellung der physiologischen, pathologischen und sozialen Momente hinsichtlich der Alhoholfrage enthält und zum Schlusse über vier Druckbogen speziell der Schule und dem Unterricht widmet. Hat Merths Buch zwar in erster Linie die niederen Schulen im Auge, so werden doch auch unsere engeren Kollegen, welche sich über den Gegenstand informieren wollen, nicht nur in dem Teil, welcher die physiologische, pathologische und soziale Seite der Sache behandelt, sondern auch in dem auf die Schule bezüglichen Anregungen finden. Es sei daher das Buch zur Anschaffung für die Bibliotheken empfohlen, umsomehr, als gerade die aus der Mittelschule hervorgegangene akademische Jugend diejenige ist, unter welcher höchst bedauerliche Exzesse in Baccho gar nicht selten sind, Exzesse, denen durch rechtzeitige Belehrung vorzubeugen gerade die Mittelschule berufen wäre.

Wien. L. Burgerstein.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Ilm-Athen in Aufruhr.

Weimar mit seiner nicht reichen, immerhin aber wohlhabenden Bürgerschaft, die zufrieden und lebensfroh, stolz auf das Mäzenatentum ihrer Fürsten und den Ruhm ihrer Berühmtheiten auf allen Gebieten der Wissenschaft, Literatur und Kunst, war im Frühling 1848, wie mit einem Schlage verändert, der Schauplatz erbitterter Parteikämpfe geworden. Es gab daselbst drei Parteien: Die eigentliche Umsturzpartei, welche mit allem Bestehenden aufräumen und von Grund aus einen Neubau aufführen wollte, war zwar in diesem Ziele einig, aber bezüglich der Mittel sehr verschiedener Meinung. Die Republikaner machten gemeinsame Sache mit ihren Gesinnungsgenossen in Jena, wo die Studenten den Ton angaben. Sie hielten ihre Zusammenkünfte im Thüringer Hof, in den Dorfschaften der Umgebung, auf freien Plätzen vor der Stadt ab, und als ihr Anhang zusehends gewachsen war, auch im Stadthaussaal. Die Reformpartei der sogenannten Konstitutionellen erstrebte eine möglichst liberale Ausbildung des Bestehenden auf verfassungsmäßigem Wege. Ihr Versammlungsort war der Russische Hof, ihren Kern bildete die stramm disziplinierte Bürgerwehr. Diese Partei verfügte über vorzüglich geschulte, redegewandte, rechtskundige Männer, deren staatsrechtliche Deduktionen indessen viel zu gelehrt waren, um verstanden zu werden und einer tieferen Wirkung auf die Volksmassen fähig zu sein. Der dritten Partei, jener der Stockkonservativen, war eine konstitutionelle Verfassung kaum minder mißliebig wie die roteste Republik. Diese Partei, die am wenigsten zahlreiche, trat offen nicht hervor. Sie spielte die Rolle des Versteckens, des ängstlichen Umherschleichens und Hinhorchens, ob die sächsischen Dragoner nicht bald kommen und Ordnung machen würden. Zwischen diesen drei eigentlichen Parteien schwirrten im Zickzack eine Menge fragwürdiger Existenzen umher, eine Sorte von Menschen, welche für das allgemeine Beste weder Verständnis noch Empfinden hatten und selbst den Teufel bündnisfähig hielten, sofern er ihnen gestattet hätte, im Trüben zu fischen. Sie wünschten die politische Reformbewegung in das Land, wo der Pfeffer wächst, schlossen sich als leibhaftige Spießer, wie der Volkswitz sie bezeichnend nannte, keiner Ansicht, keiner Partei offen an, liebäugelten mit jeder, forderten die Beseitigung der Feudalrechte, waren aber sehr empört, wenn davon die Rede war, daß auch sie et[illegible] von ihren Zwangseinrichtungen, Privilegien und Monopolen aufge[illegible]

Eine Eigentümlichkeit von Weimar waren diese Parteisc[illegible] allerdings nicht. Sie sind in ihren typischen Figuren übera[illegible]

wo bedeutende Gährungen und Umwälzungen stattfinden; aber in der kleinen Stadt traten sie auffälliger hervor und hatten ein schärferes Gepräge. Auch an inneren Widersprüchen, die in solchen Stürmen zutage treten, fehlte es nicht. So behaupteten auch in Ilm-Athen alle Parteien, auf dem Rechtsboden zu stehen, ihn befestigen zu wollen, während sie gerade damit beschäftigt waren, den Rechtsboden zu zerstören; so wollten sie, trotz ihres Grundsatzes, Gleiches Recht für Alle, eine gelinde Anwendung der Gesetze für sich selbst, eine strenge für ihre Gegner, so beschuldigten sie diese unterschiedslos unlauterer Motive und ehrgeiziger Bestrebungen, während es doch unter allen Parteien Ehrenmänner gibt, welche es für ihre Pflicht erachten, ihren Ideen und Überzeugungen gemäß zu reden, zu schreiben und zu handeln.

Noch eine Volksschichte gab es, welche von der stürmischen Aufregung naturgemäß nicht unberührt bleiben konnte, jene der Lohnarbeiter und Taglöhner. Dieser Klasse gehörten auch viele Ackerbürger an, deren ländlich Gewerbe gepaart mit dem ehrsamen Handwerk Goethe in „Hermann und Dorothea“ so schön geschildert hat. Die guten Leute kümmerten sich in ihrer ruhigen Lebensführung wenig um Politik. Ihre Hauptbeschwerde betraf damals die Einrichtung des Zuchthauses, wonach die sechs- bis siebenhundert Klafter Besoldungsholz für die Beamten von den Sträflingen klein gemacht wurden, welche öffentlich in den Straßen arbeitend, gelegentlich auch für Privatparteien, den Taglöhnern manchen Erwerb wegschnappten. Dazu gesellte sich allerdings das erwachte Selbstbewußtsein der Angehörigen des vierten Standes als nunmehrige Staatsbürger, nicht mehr lediglich Untertanen. Wortführer dieser Menge war ein Seifensiedermeister, der dasjenige, was ihm an Bildung, Kenntnissen und Manieren fehlte, durch eine angeborene Rednergabe, erstaunliche Zungenfertigkeit und Dreistigkeit reichlich aufwog. Da ereignete es sich, daß ein den Hofkreisen zugehöriger Junker im Russischen Hof, vor welchem eben Sträflinge und Bedienstete eines Großkaufmannes nebeneinander arbeiteten, zum Fenster heraus den Lohndiener des Gasthofes höhnisch fragte, ob das lauter Zuchthäusler wären? Nun war Feuer im Dach. Der Seifensieder alarmierte die Nachbarschaft, die zu hunderten herbeigeeilten Arbeiter verlangten wegen dieser unerhörten Beleidigung Sühne und Genugtuung, widrigenfalls sie noch an demselben Abende das Rathaus stürmen würden. Bei solcher Erbitterung war guter Rat allerdings nicht wohlfeil. Zum Glück wendeten sich die Arbeiter an den Baron Biedenfeld, der ihr Vertrauen und ihre Zuneigung genoß, weil er sich ihnen seit vielen Jahren stets teilnehmend gezeigt und ihren Kindern mit Kleinigkeiten Freude gemacht hatte, auch bei seinen Standesgenossen mehr respektiert als beliebt war. Biedenfeld widersprach ihrem Ansinnen, eine Sturmpetition zu veranstalten nicht geradezu, machte aber die ärgsten Schreier darauf aufmerksam, daß sie dann unfehlbar Zuchthäusler werden und so dem Junker Recht geben würden. Das wirkte. Man einigte sich dahin, innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden nichts zu unternehmen, dann aber gewaltsam vorzugehen, wenn die öffentliche Sträflingsarbeit nicht unverzüglich abgestellt würde. Wie das letztere zu machen sei, war leichter gesagt als getan. Der größte Hemmschuh lag in der zu knapp bemessenen Frist. Sollte man den Großherzog und die Großherzogin unmittelbar mit dieser fatalen Geschichte behelligen, dem bejahrten, gütigen Fürstenpaare eine Nacht sorgenvoller Unruhe bereiten? Auch ein Vortrag bei dem vortrefflichen Ministerpräsidenten v. Watzdorf würde diesen schwerlich bewogen haben, ohne Anhörung des Ministerrates und der obersten Polizeistelle sofort amtszuhandeln. In dieser Verlegenheit faßte v. Biedenfeld den Entschluß, sich unmittelbar an den Erbgroßherzog zu wenden. Karl Alexander, geboren am 24. Juni 1818, somit bei Goethes Ableben vierzehn Jahre alt, hatte damals sein dreißigstes Lebensjahr angetreten, eine sorgfältige Erziehung genossen, war wissenschaftlich gebildet, begeistert für die Ideale Karl Augusts, Schillers und Goethes.

Er fühlte sich mit seiner geistreichen Gemahlin, Marie Sophie Luise, einer Tochter des Königs der Niederlande Wilhelm II. und der Großfürstin Anna von Rußland, glücklich in seinem trauten Familienheim, war offiziell im Staate nichts als der erste Untertan seines Vaters, erwies Wohltaten, wo immer sich Anlaß hiezu bot, war menschenfreundlich, aber äußerlich abgemessen und zurückhaltend, daher auch nicht so populär wie sein Vetter, der damals von Weimar abwesende Herzog Bernhard, ein jovialer Herr, der sich als Kriegsmann und Schilderer seiner Weltreisen einen Namen gemacht hatte. Eingedenk der Worte Schillers: Gewöhnliche Naturen zahlen mit dem, was sie tun, edle mit dem, was sie sind, geizte der Erbgroßherzog nicht nach dem Lorbeer überlauter Volkstümlichkeit. Überhaupt bevorzugte er mehr die Stille als das Getriebe der großen Welt, mehr die Einsamkeit oder einen kleinen Kreis gebildeter Männer als die Gesellschaft. Er freute sich der Natur, lebte lieber auf der Wartburg als in der Residenz, verkehrte mit Vorliebe am ungezwungensten mit Künstlern, Gelehrten und gebildeten Fremden, die nach Weimar zu kürzerem oder längerem Aufenthalt gekommen waren. In der Sphäre der Hofetikette, deren Zügel unter seinem Vater wieder etwas straffer angezogen wurden als dies unter seinem Großvater der Fall war, fühlte er sich nicht behaglich. Am 8. Juli 1853 war Karl Alexander seinem Vater Karl Friedrich auf den Thron gefolgt, regierte wie dieser freisinnig zum Segen des Landes und im Einvernehmen mit seinem Volke. Doch nahm er im hohen Alter — er starb am 5. Jänner 1901 im 83. Lebensjahre — wenig Einfluß mehr auf die politischen Geschäfte. An den Erbprinzen wendete sich damals v. Biedenfeld in der Angelegenheit der Arbeiter. Er hatte mit ihm außer bei einigen Jagden, Gartenfesten und Blumenausstellungen persönlich früher nie verkehrt, wußte aber, daß auf des Prinzen Wunsch den Sträflingen die Ketten abgenommen wurden, wenn sie in den Straßen zu tun hatten. Schon zwei Stunden nach der Audienz wurde er amtlich verständigt, daß das Besoldungsholz den Beamten nicht mehr von den Gefangenen klein gemacht, sondern in ganzen Scheitern beigestellt werden würde. Zur erfreulichen Wissenschaft wird diese Verfügung der Beamtenschaft kaum gedient haben. Manche waren auf den weimarischen Mirabeau, wie sie den Freiherrn nannten, schlecht zu sprechen. Aber auch der Erbgroßherzog mußte es sich gefallen lassen, bald als Russe — wegen seiner Mutter und seiner Gemahlin, bald als Preuße — er war der Schwager der beiden Prinzen Wilhelm und Karl von Preußen — gekennzeichnet zu werden, just keine Schmeichelei, weil damals alles Russische und Preußische bei der Schlagworten leicht zugänglichen Menge nicht in besonderer Gunst stand. Umso anhänglicher waren ihm die Arbeiter. Freudig überrascht durch die schnelle Erfüllung ihres Wunsches, baten sie, dem Erbgroßherzog durch eine Abordnung ihren Dank abstatten zu dürfen. Jene Danksagungsaudienz zeigte wieder, wie tief die dynastische Anhänglichkeit im Volke wurzelt, welchen Zauber eine fürstliche Persönlichkeit auf dieses üben kann, wenn sie Verstand und Herz für das Gmeinwohl besitzt. Prinz Karl Alexander unterhielt sich über eine Stunde mit den Leuten in liebenswürdigster Weise, erkundigte sich nach ihren Familien- und Erwerbsverhältnissen und entließ die von so viel Bürgerfreundlichkeit Entzückten mit der Mahnung, in so aufgeregten Zeiten sei es notwendiger als je, daß jeder, der nicht den Beruf hat, sich um die öffentlichen und allgemeinen Angelegenheiten zu kümmern, an sein Geschäft, an seine Familie und an seine Zukunft denke. Die Arbeiter mögen überzeugt sein, daß es ihm stets Freude bereiten werde, für Praktisches und Vernünftiges als Vermittler einzutreten. Er werde es umso lieber tun, als sein Vater, wie allgemein bekannt, das Recht stets heilig halte und in idealer Auffassung des fürstlichen Berufes das Beste seines Lande[illegible] erstrebe. Die Leute kehrten hoffnungsfreudig heim, si[illegible] Abschiedsworte tief eingeprägt und waren entschl[illegible] Wünsche dem Erbprinzen in einer Denkschrift zu [illegible]

auch beisammen zu bleiben und einen Verein zu gründen, von welchem jedoch jede Politik und alle kommunistischen und sozialistischen Ideen, die damals schon manche Köpfe verwirrten, ausgeschlossen sein sollten. So kam in Weimar der Verein der Tagarbeiter zustande, dessen Statut u. a. die vernünftige Bestimmung enthielt, daß der Vorstand außerhalb des Kreises der Mitglieder zu wählen sei, damit die Vereinigung von der Bahn ruhiger, nur den Standesinteressen dienender Entwicklung durch radikale Umtriebe nicht abgeschnitten werde. Abermals übernahm der Erbgroßherzog die Vermittlung, damit das Statut ehestens bestätigt und dem Vereine auch einige gesetzliche Erleichterungen ausnahmsweise zugebilligt würden.

Der erste Vereinsvorstand war Freiherr v. Biedenfeld, dessen vornehmlichste Sorge die Gründung einer Krankenkasse und eines Fondes für unvorhersehbare Unfälle war. Außerdem sollte der Besitz eines kleinen Kapitals den Gemeinsinn stärken helfen und zum Ankauf eines Arbeiterheims führen, als dessen Mitbesitzer sich jedes einzelne Mitglied betrachten konnte. Nach einem Jahre eifriger und ersprießlicher Leitung verabschiedete sich v. Biedenfeld. Die nicht minder glückliche Wahl fiel auf den Oberstaatsanwalt Freiherrn v. Groß, eine Kapazität auch auf den Feldern der Rechtswissenschaft. Kaum hatte sich dieser mit Wärme und Hingebung in diesen neuen Beruf eingearbeitet, so machte seine Versetzung eine abermalige Wahl nötig und es wurde der Auditor Coudray, nach dessen Abgang der Lederhändler Oesterheld gewählt, ein Mann von ziemlich demokratischer Färbung, aber umsichtig, besonnen und tüchtig in jeder Beziehung. Gerade der strenge festgehaltene Grundsatz des Vereines, nur die Standesinteressen der Arbeiter zu vertreten und die soziale Hilfstätigkeit zu entfalten, hat ihm die Achtung und Wertschätzung in solchem Grade erworben, daß hervorragende Persönsönlichkeiten unter diesen, ehemalige Freunde und Vertraute Goethes, an den Vereinsversammlungen teilnahmen. Der Verein, eine Schöpfung des Zufalls, dürfte als eine der erfreulichsten Blüten jener Tage bezeichnet werden, und als Biedenfeld von Weimar nach Berlin übersiedelte, nahm er die Gewißheit mit, daß jene Blüten bereits gute Früchte getragen hatten.

Innsbruck. Dr. F. Lentner.

Literarische Miszellen.

Homers Ilias und Odyssee in verkürzter Form nach J. H. Voss bearbeitet von Ed. Weißenborn. Zweites Bändchen: Odyssee. Mit Titelbild. Zweite, vielfach verbesserte Auflage. Leipzig und Berlin, Teubner. XVI und 152 SS.

Die erste Auflage, 1895 erschienen, ist von mir in dieser Zeitschr. 1895, S. 719 angezeigt worden. Die vorliegende zweite Ausgabe unterscheidet sich von jener nur durch Umgießung zahlreicher Verse und so kann sie als vielfach verbesserte bezeichnet werden, wie mich zahlreiche Proben, die ich vornahm, belehrten.

Graz. G. Vogrinz.

Theod. Kappstein, Peter Rosegger. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer 1905.

Unter den vielen Studien und Monographien, welche der 60. Geburtstag des steirischen Volksdichters veranlaßte, nimmt sicherlich das Buch von Kappstein den ersten Rang ein. Frei von dem Übermaße äußerlicher Verehrung, das er eingangs sogar mit Hinweis auf den Rosegger-Kultus in Mürzzuschlag tadelt, blickt er dem Dichter ins Herz. Nicht so sehr die biographischen Verhältnisse als die psychologische Geschichte desselben hat er als Thema gewählt und dabei läßt er ihn, was wohl die allerbeste Quelle für seine geistvollen Ausführungen ist, stets selbst sprechen. Er wählt dabei die bezeichnendsten Stellen aus seinen Werken aus und zeigt sukzessive den Werdegang Roseggerscher Art, der allgemach von der naturgetreuen Schilderung seiner Heimat und seiner engeren Landsleute sich zu philosophischer Betrachtung des Lebenswerkes Christi erhebt. Welch großer Abstand zwischen den Stoffen, die der Volksdichter damals behandelte, als er von seinem Handwerke weg als Meistersänger hoffnungsvoll nach der Hauptstadt der grünen Steiermark zog, und der abstrakten Höhe der Gedanken, die er in seinem letzten Christusroman entwickelt! Indem der Verf. liebevoll den Spuren des Dichters auf seinem wechselvollen Wege nachgeht, liefert er einen ausgezeichneten psychologischen Schlüssel für das Verständnis des Innenlebens desselben, eine willkommene und notwendige Ergänzung zu den massenhaften Biographien, welche die kleinsten Einzelheiten seines äußeren Lebens, oft in recht abgeschmackter Weise, erhellen. Kappsteins Werk ist das wirklich, als was er selbst dasselbe ankündigt, 'ein Charakterbild'.

Wien. Dr. Karl Fuchs.

Prosper Mérimée, Colomba. — François Coppée, Contes Choisis. Précédés d'une notice et accompagnés de notes explicatives, par E.-E.-B. Lacomblé, Professeur à l'école moyenne d'Arnhem. Groningue, P. Noordhoff 1904. Editeur.

Beide Bändchen sind in der Sammlung '*Conteurs Modernes*' aus dem bekannten, rührigen niederländischen Verlag in Groningen erschienen. Das erstere enthält eine korsische Geschichte, das Meisterwerk von Mérimée, das zweite eine hübsche Auswahl aus den Novellen von Coppée. Beide sind von Lacomblée herausgegeben, dem Verfasser einer kurzen, für Schulen berechneten französischen Literaturgeschichte, und mit entsprechenden Einleitungen und erklärenden Anmerkungen versehen. Schade, daß der Druck dieser im übrigen handlichen und auf dem Umschlage mit dem Bildnisse der Verfasser geschmückten Bändchen so klein ist, sonst könnte man sie auch unseren Schülern als Privatlektüre empfehlen.

Treasure Island. By Robert Louis Stevenson. With Introduction, Notes, and Glossary by J. Ellinger, Ph. D. Leipzig 1902 (Neusprachliche Reformbibliothek. XIII. Band). Rossbergsche Verlagsbuchhandlung. VI und 98 SS. Preis geb. Mk. 1·80.

Der vorliegende Band enthält einen Auszug aus einem der bekanntesten und beliebtesten Werke Stevensons. Die Auswahl ist gut getroffen, die ausgefallenen Teile des Originals sind durch eine kurze Nacherzählung ersetzt. Voran geht eine Einleitung, die über Leben und

Der Verf. gibt, wo es irgend angeht, die einschlägigen Aussprüche direkt, verwertet Briefstellen u. a. in ausgedehntem Maße, größere Aufsätze stellt er in sorgfältiger Analyse dar. Kritik vermeidet er völlig und beschränkt sich darauf, die Beziehungen zwischen den verschiedenen Ansichten und Arbeiten zu entwickeln. Literatur zitiert er sparsam; dennoch erkennt man ihre gründliche Beherrschung. Die kleine Arbeit stellt sich als sehr wertvoller und bequem zu benützender Beitrag zur Geschichte der Poetik, nicht als einen zur Poetik selbst dar und erschöpft in ihrer Beschränkung das gestellte Thema durchaus.

Wien. Dr. Valentin Pollak.

---

50. Dr. P. Otto Grillnberger, Die Catalogi abbatiarum ordinis Cisterciensis. Nachträge zu Dr. L. Janauscheks Originum Cisterciensum tomus I. 1. Die Gruppe B_1 und *P*. Progr. des Privatgymnasiums der Zisterzienser zu Wilhering 1904. 74 SS.

G. hatte die von Janauschek unterlassene Untersuchung der Abhängigkeit der älteren Quellen voneinander kaum mit der vorliegenden sorgfältigen Veröffentlichung zweier (dem XII. oder XIII. Jahrhundert angehörigen, auf eine gemeinsame Quelle zurückgehenden) Verzeichnisse von Zisterzienserklöstern begonnen, als er leider durch den Tod abberufen wurde. Es wird nun einem anderen die Aufgabe zufallen, die weiteren in Betracht kommenden Catalogi zu veröffentlichen und die Ergebnisse der Untersuchung in Form von Nachträgen zu den *Origines Cistercienses* vorzulegen. Gewiß wird er dabei mit G. den Wert des Phillippsianus *P* darin finden, daß die einzelnen Klöster, soweit es bei den zahlreichen Nachträgen in der Vorlage möglich war, genau nach dieser Vorlage abgeschrieben wurden, während B_1 (ein bis zum Jahre 1190 reichender Teil einer Handschr. des Britischen Museums) die chronologische Reihe herzustellen suchte und dabei die für die Zeit vom 1. Jänner bis 24. März eingetragenen Stiftungen an den Anfang der Jahresbeschreibung gesetzt oder der nächstfolgenden zugewiesen hat. Gehört doch die ursprüngliche Anordnung nach einem mit dem 25. März beginnenden Jahre (*calculus Florentinus*) nebst der Namensgleichheit und der Verwechslung der Gründungszeit mit dem Datum der Beurkundung, des Beginnes der Klosteranlage mit der Vollendung, endlich der Gründung mit der Einverleibung in den Zisterzienserorden zu den Hauptschwierigkeiten, die sich der Feststellung der Reihenfolge der Zisterzienserklöster seit jeher entgegen gestellt haben.

Iglau. Wilh. Weinberger.

---

51. Matuschek J., Übersichtliche Darstellung des Wachstums der Pflanzen, ihrer Organe, Gewebe und Zellen. Progr. der Staats-Realschule in Trautenau 1902. 14 SS.

„Unter Wachstum der Pflanzen und ihrer Organe versteht man deren Substanzgewinn und die fast immer damit verbundene Volumszunahme.“ Was alles zum Wachstume notwendig ist, insbesondere Wärme- und Lichtbedingungen, sodann wie das Wachstum sich aus einzelnen Zuwächsen zusammensetze, welche Erscheinungen (Nutation, Bewegungserscheinungen: paratonische, Geotropismus u. dgl., Heterotrophie) sich dabei einstellen, wird nacheinander kurz besprochen. Hierauf wird die

Verschiedenheit beim Wachstum der Wurzeln und der Blätter gegenüber jenem des Stammes, das Dickenwachstum des letzteren bei mono- und dikotylen Gewächsen besprochen, um auf das eigentümliche Wesen der Wachstumskorrelation, die Polarität des Pflanzenkörpers, welche in der Gärtnerei vielfach weitere Verwertung (bei agamer Vermehrung und bei Veredlung der Pflanzen) findet, überzugehen. Auch gedenkt Verf. der Druckwirkungen und Arbeitsleistungen seitens der wachsenden Pflanzen: Sprengung der Knospenschuppen, Durchbruch der Seitenwurzeln, Felssprengungen durch den Querdruck einer in einen Spalt geratenen Wurzel u. s. f.

Das Wachstum der Pflanze beruht aber auf Wachstum der Zellen, welche — so wie deren Inhaltskörper — unter Aufnahme von Stoffen wachsen und sich durch Teilung vermehren. „Es ist daher zweckmäßiger das spezifisch organische Wachstum als Evolutionswachstum zu bezeichnen, das auf einer Summe von Organisationsprozessen beruht, welche sich in den Einzelfällen verschieden kombinieren und die unterstützt werden können durch mancherlei einfache, mechanische Prozesse und durch passive Dehnungen.“ — Das Flächenwachstum der Zellwand führt zu den Wandverdickungen; die Teilungsfähigkeit der Zelle zu den Zellteilungsfolgen und zur Entstehung der Gewebe.

Dies der Umriß der vorliegenden Abhandlung; sie faßt nahezu das Gesamtgebiet der Physiologie und Anatomie zusammen. Bedenkt man nun ein so umfangreiches Material auf kaum 14 Seiten reduziert, so wird man einsehen, daß bei einer derartigen aphoristischen Kürze dem Sachkundigen nichts Neues, dem Laien nichts Nutzbares geboten werden kann.

Pola. R. Solla.

---

52. Franz Otto, Anschauungen der Griechen und Römer über Erdbeben und Vulkanismus. Progr. der deutschen k. k. Staatsrealschule in Budweis 1903. 28 SS.

Der Verf. behandelt im I. Teil die mythologischen, im II. Teil die philosophischen Ansichten der Griechen und Römer über Erdbeben und Vulkanismus, u. zw. von Anschauungen über Erdbeben die des Thales, Anaximander, Anaximenes, Anaxagoras, Archelaus, Demokrit, Metrodorus, Aristoteles, Theophrast, Kallisthenes, Strato, Plato, Epikur, der Stoiker, einige von Seneca erwähnte anonyme Hypothesen, die des Seneca selbst, die des Strabo, Plinius und Lucretius Carus; von Anschauungen über Vulkanismus bespricht er die des Anaxagoras, Aristoteles, Plato, Empedokles, Seneca und Lucilius. Der Bemerkung des Verf.s im Schlußabsatze, daß die modernen Theorien vielfach auf den alten aufgebaut sind, wird wohl nicht jeder zustimmen. Sonst ist die Arbeit interessant und lesenswert und kann demnach empfohlen werden.

Wien. Franz Lukas.

---

53. Dr. L. Schuch, Über das Lesen. Progr. der Landes-Oberrealschule in Graz 1903. 15 SS.

So klein der Aufsatz ist, so enthält er doch mehr, als der Titel besagt, nämlich auch kurze Andeutung über die Entwicklung des [illegible] bens und besonders des Buchwesens. Vermutlich sollten dur[illegible] Teil, in welchem die Wörter *volumen*, *liber*, βύβλος, τόμος, P[illegible] Buch und Buchstabe, Lesen, Schreiben u. a. ihre Erklärung f[illegible]

Schüler — denn nur für diese ist die Abhandlung berechnet — zum Lesen des zweiten Teiles bestimmt werden und insofern mag er hier als psychologisch begründet erscheinen. Im Hauptteile, der vom Was und Wie handelt, konnte nach so gründlichen Vorarbeiten kaum etwas Neues — mit Ausnahme der Bemerkungen gegen die rücksichtslose Behandlung ausgeliehener Bücher und über die „Lesekränzchen" — gebracht werden, doch ist es auch zu loben, wenn die alten Ratschläge der Jugend zum Nutzen immer wieder erteilt werden. Anzuerkennen ist, daß der Verf. viel über das Lesen gelesen hat und schöne, treffende Aussprüche anderer anführt. Speziell sei erwähnt, daß der vielgelesene Karl May als Jugendschriftsteller verworfen wird — nach der Ansicht des Ref. mit vollem Rechte —, hingegen Adalbert Stifter, Gottfried Keller u. a. empfohlen werden.

54. E. Riemer, Die Selbsttätigkeit der Schüler im Unterricht. Separatabzug aus dem Progr. der deutschen Hauptschule zu St. Petri in St. Petersburg 1904. 35 SS.

Auch an der Petersburger Hauptschule blüht deutsche Unterrichtskunst, aus dem Deutschen Reiche dorthin verpflanzt. Der Verf. ist von Bewunderung für das pädagogisch-didaktische Prinzip der Selbsttätigkeit der Schüler ergriffen und will sein Scherflein zu ausgedehnterer Anwendung desselben in der Schulpraxis beitragen, verhehlt sich freilich die praktischen Schwierigkeiten, die sich diesem Prinzip in den Weg stellen, nicht, hält sie jedoch für überwindbar, so speziell den Mangel an Zeit im Verhältnis zur Stoffmenge durch die Beseitigung des ständigen Kontrollierens und Zensurierens, worin er also ein Anhänger Martinaks ist, den er auch anführt. Namentlich eine Schwierigkeit jedoch scheint er uns zu unterschätzen, nämlich die, daß die Antworten der selbsttätigen Schüler nicht selten verkehrt oder geradezu dumm ausfallen dürften. Abgesehen von der kostbaren Zeit, die durch die Richtigstellungen seitens des Lehrers verloren geht, besteht dabei noch die Gefahr, daß, nachdem der Unterricht sich endlich durch das Gestrüpp an den klaren Himmel durchgerungen hat, manche Schüler noch im Gestrüpp stecken, d. h. daß sie sich das Falsche stärker einprägen als das Richtige. Ein Unterrichtsprinzip lautet aber mit Recht dahin, daß der Schüler nichts Falsches zu hören bekommen solle.

Wien. J. Rappold.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Zur Frage über die historischen Quellen der *Octavia*.

(Schluß.)

Für erfunden muß man auch die Darstellung des Schiffsunfalles der Agrippina halten, wie sie in der Prätexta (V. 310—356) vorliegt, trotzdem bei Dio in einem Hauptpunkte dieselbe Version überliefert ist. Als feststehend ist zu betrachten, daß Agrippina nach dem Feste in Bajä (Tac. Ann. XIV 4 f.) auf der Fahrt nach Bauli aus der Barke ins Wasser fiel, daß sie hiebei durch den Schlag einer Stange oder eines Ruders verwundet wurde, und wohl auch, daß sie der Überzeugung war, Nero habe ihren Tod herbeiführen wollen. Sicher ist weiter, daß nach dem Einsturz des Baldachins das Schiff nicht auseinandergegangen ist. Denn wenn man auch nicht glauben wird, daß sich das Versprechen des Tacitus (Ann. XIII 20): *nos consensum auctorum secuturi, quae diversa prodiderint, sub nominibus ipsorum trademus* auf alle Einzelheiten bezieht, und wenn auch die Worte *haec consensu produntur,* die Tacitus dem Berichte über Agrippinas Tod folgen läßt (Ann. XIV 9), nicht unbedingt zugleich auf den Schiffsunfall bezogen werden müssen, so bin ich doch mit Tschiersch (in dem erwähnten Progr. von Küstrin [1896] S. 7) überzeugt, wenn Tacitus auch nur in einer seiner Quellen gefunden hätte, daß das Schiff auseinandergegangen sei, hätte er dies nicht unerwähnt lassen können. Das wäre eine Divergenz in einem Hauptpunkte gewesen, nicht in einem unwesentlichen Detail. Dem einstimmigen Berichte der historischen Quellen des Tacitus gegenüber kommt die Prätexta nicht in Betracht, auch wenn sie, wie wir behaupten, unmittelbar nach Nero geschrieben ist. Eine andere Frage freilich ist es, ob der Unfall zur See tatsächlich ein Mordanschlag Neros war. Als unglücklichen Zufall sah man das Ereignis in der Nähe des Schauplatzes an (vgl. Tac. Ann. XIV 8 *interim*

Agrippinae periculo quasi casu evenisset, ut quisque acceperat, decurrere ad litus) und vielleicht ließ Agrippina selbst dies die Leute glauben (Tac. Ann. XIV 6 *interim securitate simulata medicamina ..... adhibet*, Dio LXI 13, 4 *καὶ ἐλθοῦσα οἴκαδε οὔτε προςεποιήσατο οὔτ' ἐξέφηνε τὸ ἐπιβούλευμα*). Tschiersch hat, wie bemerkt, das Ereignis als unglücklichen Zufall zu erweisen gesucht, indem er im Taciteischen Berichte eine Reihe von Widersprüchen und Unwahrscheinlichkeiten aufdeckte [1]). Doch wie dem auch sein mag — für uns ist die Entscheidung dieser Frage jetzt nicht von Belang —, die Nachricht vom völligen Auseinandergehen des Schiffes ist sicher falsch.

Daß diese Version nicht erst später [2]) von einem Historiker erfunden wurde, zeigt die Prätexta. Man müßte das aber auch zugeben, wenn die Prätexta in einem späteren Jahrhunderte entstanden wäre oder überhaupt diese Darstellung nicht enthielte. Man vermochte doch nach Neros Tod noch vor dem Erscheinen eines Geschichtswerkes, das den Unfall Agrippinas als Mordanschlag darstellen konnte, durch Aussagen Beteiligter über das Tatsächliche ins klare zu kommen, da es sich nicht um einen intimen Vorgang handelte, und der Bericht des Tacitus macht den Eindruck, als ob er auf solche Aussagen zurückginge; gewiß enthielt, wie oben bemerkt, keines seiner Quellenwerke etwas vom Auseinandergehen des Schiffes. Es ist doch nicht recht denkbar, daß sich unmittelbar nach dem Unfall, als man die Barke noch sehen konnte, das Gerücht verbreitete [3]), das Fahrzeug sei völlig entzweigegangen. Und selbst, wenn fern vom Schauplatze, etwa in Rom, von einem vollkommenen Schiffbruche die Rede gewesen wäre, so würde wohl diese Darstellung bald durch die an und für sich

---

[1]) Gegen Tschiersch scheint zu sprechen, daß beide Begleiter Agrippinas, Crepereius und Acerronia, den Tod fanden; natürlich mußte gerade das Agrippina zur Überzeugung bringen, daß das Ganze kein Zufall mehr sein könne.

[2]) Tschiersch bemerkt S. 7: „Beide Angaben Dios (daß Anicetus anwesend war und das Schiff auseinanderging) sind höchst wahrscheinlich auf spätere Erfindung zurückzuführen, die den Zweck hatte, die Widersprüche der Überlieferung zu beseitigen. Der Darstellung des Tacitus — er berichtet hier Vorgänge, die sich vor vielen Zeugen vollzogen haben — gebührt hier der Vorzug der Zuverlässigkeit, natürlich bis auf die Unterschiebung der bösen Absichten. Völlig belanglos sind die betreffenden Angaben bei Philostratus (vita Apoll. IV 38 *οὑτοσὶ [Νέρων] ναυαγίῳ τὴν μητέρα ἀπέκτεινε πλοῖον ἐπ' αὐτῇ ξυνθείς, ὑφ' οὗ ἀπώλετο πρὸς τῇ γῇ*) und in Pseudo-Senecas *Octavia*". Offenbar kennt Tschiersch die letzten Arbeiten über die *Octavia* nicht, sonst könnte er nicht von „späterer Erfindung" sprechen. Aber auch zur Erklärung von Widersprüchen scheint mir das Entzweigehen des Schiffes nicht erfunden zu sein.

[3]) Natürlich könnte sich das Gerücht erhalten haben, daß sich ein Teil des Schiffes plötzlich öffnete, wie dies nach Tacitus beabsichtigt war, vgl. Ann. XIV 3 *navem posse componi docet (Anicetus), cuius pars ipso in mari per artem soluta effunderet ignaram*· das ist aber kein Schiffbruch.

wahrscheinlichere und den Aussagen so vieler Zeugen entsprechendere verdrängt worden sein; für die, welche von Neros bösen Absichten überzeugt waren, war es ja gleichgiltig, ob das Schiff auseinanderging oder nicht.

Demnach ist es nicht recht glaublich, daß irgend ein mit den Gewährsmännern des Tacitus gleichzeitiger Historiker von einem völligen Schiffbruche berichtete. Wie sollte nun aber in späterer Zeit ein Geschichtsschreiber gegen die feststehende historische Überlieferung etwas anderes erfinden? Die Erfindung wäre zwecklos gewesen, da Neros Tat oder Absicht dieselbe bleibt, ob das Schiff entzweiging oder nicht. Gewiß ist beim Schiffbruch die Gefahr Agrippinas größer, ihre Rettung wunderbarer, als wenn sich die Sache so abspielt, wie sie Tacitus schildert. Aber mochte ein Historiker noch so sehr von dem Bestreben erfüllt sein, die Darstellung durch alle Mittel der Rhetorik interessant zu machen, er durfte doch nicht, um einen Effekt zu erzielen, das Gegenteil von dem berichten, was er vorfand. Wer konnte nun ohneweiters an die Stelle jenes durch Zeugen beglaubigten Vorganges einen vollständigen Schiffbruch setzen? Zweifellos ein Dichter. Demnach wird man annehmen dürfen, daß der Autor der Prätexta selbständig den Unfall Agrippinas als völligen Schiffbruch hingestellt hat, eine Vermutung, für die sich noch anderes vorbringen läßt.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst, was dem zeitgenössischen Dichter von dem Schiffsunfalle bekannt sein konnte. Zu Neros Lebzeiten wurde die Sache offiziell als unglücklicher Zufall hingestellt, was ja, wie bemerkt, sogar der Wahrheit entsprochen haben könnte. Die Umstände aber, unter welchen Agrippina starb — ich meine hauptsächlich das Erscheinen des Anicetus und seiner Leute —, ließen die, welche Nero alles Schlechte zutrauten, nicht daran zweifeln, daß jener Unfall auf einen mißlungenen Mordversuch zurückzuführen sei; da wird das Gerücht von der *navis solutilis* herumgegangen sein[1]). Möglicherweise hat man auch zu erzählen gewußt, ein Teil des Schiffes sei auseinander gegangen und habe sich gleich wieder geschlossen; aber einen völligen Schiffbruch konnte doch selbst die Fama kaum erfinden. Nach Neros Tod konnte festgestellt werden, was dann Tacitus berichtet. Über Neros Absicht wurde jetzt kein Zweifel mehr gelassen, alles, was geschehen war, darauf bezogen.

Unser Dichter nun, der den Mordversuch in einem Chorliede behandeln wollte, hat dies in der Weise durchgeführt, daß er nichts aufnahm, was als bloßer Zufall erscheinen konnte, und daß er die Gefahr möglichst steigerte, die Hoffnung auf Rettung verringerte, damit die Rettung selbst sich als wahres Wunder darstelle. Das Kippen des Schiffes in der Nähe des Ufers, der Sturz bloß der

[1]) Besonders, wenn derartiges wirklich im Theater zu sehen war, wie Dio zu berichten weiß (LXI 12, 2).

beiden Frauen konnte für die poetische Behandlung im Drama ebensowenig geeignet erscheinen wie etwa das Schweigen Agrippinas, das Tacitus besonders hervorhebt. Daher finden sich in der Prätexta Einzelheiten, von welchen sofort klar ist, daß sie nur für die Tragödie erfunden sind und in keiner anderen Darstellung des Ereignisses, weder einer mündlichen noch einer schriftlichen, weder vor noch nach Nero enthalten gewesen sein können. Beim Dichter geht das Ereignis auf hoher See vor sich[1]), in Wirklichkeit bei der Küstenfahrt von Bajä nach Bauli. Da das Schiff völlig in Trümmer geht, ertrinken nach der poetischen Darstellung eine Menge Leute, während ja tatsächlich nur Acerronia so umgekommen ist; denn in diesem Punkte muß man den Bericht des Tacitus für maßgebend ansehen. In der Prätexta zerreißt dann Agrippina ihr Gewand, rauft sich weinend das Haar und apostrophiert nun Sohn und Gatten[2]); war es aber wirklich ein Mordversuch, dann hat sich Agrippina, wie Tacitus berichtet, durch ihr Schweigen gerettet. Endlich gibt sich Agrippina in der Dichtung sofort verloren, wo doch andere sich durch Schwimmen retten, erst als sie den Halt verliert, versucht sie *cogente metu* zu schwimmen; schon ermattend, wird sie von Getreuen gerettet. Tatsächlich wird sie natürlich, wie eben bei Tacitus steht, sofort gegen das Land geschwommen und von einem Kahne aufgenommen worden sein. Alle diese Details sind in dem Chorliede der rhetorischen Tragödie durchaus nicht anstößig. Der Dichter wollte Agrippina in der höchsten Gefahr auch in höchster Erregung sprechen lassen, er wollte eine äußerst bewegte Szenerie vor Augen stellen und schilderte daher einen vollkommenen Schiffbruch.

Daß aber der Dichter hier absichtlich von dem, was ihm als tatsächlich bekannt war, abgewichen ist, d. h. frei erfunden hat, das zeigt ein Umstand, für den ich früher keine rechte Erklärung wußte. Die Verwundung Agrippinas durch einen Ruderknecht, zweifellos eine Tatsache, wie der Bericht des Tacitus und Dio zeigt, wird vom Dichter erst am Schlusse des Stückes (V. 954)

---

[1]) Oct. 314 f.:

properant placidos linquere portus
iussi nautae,
resonant remis pulsata freta:
fertur in altum provecta ratis,
quae .... dehiscit.

Dazu bemerkt Cima S. 12, Anm. 2: *Non bisogna attribuire soverchia importanza (e credo che neppure il Ladek e il Nordmeyer ne tengano conto) all' espressione 'fertur in altum'* (es gehört noch *provecta* dazu), *usata dal poeta, contrapponendola a quella di Tacito: 'litus iuxta', perchè il poeta ha voluto designare il momento in cui la nave saltava dal lido, non quello in cui avvenne il naufragio.* Der Moment des Abstoßens ist aber schon mit *properant linquere portus* bezeichnet.

[2]) Beim Schiffbruch in Senecas *Agamemnon* (V. 462 f.) deklamiert Ajax, an einem Schiffe hangend, bevor er zugrunde geht.

erwähnt, in der Schilderung des Schiffbruches steht davon kein Wort[1]). Und doch wird, was mit Agrippina geschieht, von dem Momente, wo das Schiff auseinandergeht, bis zu ihrer Rettung in allen Einzelheiten vorgeführt; man gewinnt so die Vorstellung, daß sie völlig erschöpft, aber sonst heil ans Land kommt. Das scheint mir eine ganz wesentliche Differenz zu sein. Wie soll man sich nun das Beiseitelassen eines so bedeutsamen Details hier erklären? Man braucht sich nur die Situation zu vergegenwärtigen. Wer soll denn Agrippina mit einem Ruder oder einer Stange verletzen, wenn alle ins Wasser fallen, da das Schiff in Trümmer geht? Wer soll weiter Acerronia töten und warum, wenn Agrippina laut und lange genug schreit, so daß eine Verwechslung der beiden Frauen ausgeschlossen ist? Die Erwähnung der Verwundung Agrippinas und des Todes der Acerronia durch die Schläge der Ruderknechte paßt wohl zu der Darstellung, nach welcher das Schiff nicht auseinandergeht; doch der Dichter, der einen völligen Schiffbruch schildert, kann diesen Umstand nicht brauchen. Daher hat er ihn hier weggelassen, deutet aber an anderer Stelle, wo ein Widerspruch nicht gefühlt wird, darauf hin, daß ihm der wahre Hergang wohl bekannt ist. Erklärlich ist jetzt auch, warum in der Prätexta vom Einsturz des Baldachins, den man doch für tatsächlich halten muß, nicht die Rede ist. Da hier die Maschinerie der *navis solutilis* im richtigen Zeitpunkte wirkt, war die Erwähnung eines vergeblichen Anschlages, eines Momentes, das Agrippina auf die Todesgefahr hinwies und vorbereitete, überflüssig und sie paßte auch nicht recht in die Schilderung des rhetorischen Dichters; die Fahrt aus dem „friedlichen“ Hafen soll unvermutet ein so schreckliches Ende nehmen. Was wir also von den letzten Worten Agrippinas in der Prätexta annehmen mußten, scheint auch hier zu gelten: Diese Darstellung des Schiffsunfalles ist durchaus auf die Rechnung des Dichters zu setzen. Wie steht es nun mit dem Berichte Dios, der, wie gesagt, darin gegen Tacitus mit der Prätexta stimmt, daß der Einsturz des Baldachins nicht erwähnt ist[2]) und das Schiff auseinandergeht? Allerdings haben wir es bei Dio nicht mit einem vollständigen Schiffbruch zu tun; denn gleich nach dem Auseinandergehen des Schiffes wird Agrippinas Verwundung durch Matrosen erwähnt und diese können nur auf dem

---

[1]) Hätten wir jene Erwähnung nicht, so hätte man sich versucht fühlen können zu schließen, daß der Dichter von einer Verwundung Agrippinas gar nichts gewußt hat. Allerdings hätte dieser Schluß erst dann gezogen werden dürfen, wenn eine andere Erklärung dafür, daß der Dichter in der Schilderung des Schiffbruches von der Verwundung schweigt, nicht hätte gefunden werden können.

[2]) Die Berechtigung, aus Xiphilinus hier auf Dio zu schließen, man wohl nicht bezweifeln. Diese beiden Übereinstimmungen Nordmeyer gehindert anzunehmen, daß der Dichter frei erfand, und Gercke und Cima schlossen hieraus auf eine gemeinsame historische

Schiffe gedacht werden. Und daß diese Vorstellung hier festzuhalten ist, zeigt auch die Erzählung vom Theaterschiff, durch dessen Anblick Nero auf die Idee gekommen sein soll, seine Mutter auf der See umzubringen [1]). Es handelt sich bei Dio offenbar um ein Schiff, das sich öffnet und wieder zusammengeht, um einen erprobten Mechanismus, der eben auch seine Wirkung nicht versagt. Die Nachricht vom Wirken des Mechanismus aber wird nach dem oben Bemerkten gegen die, wie Tacitus zeigt, feststehende Tradition der älteren Historiker weder von Dio noch sonst einem Historiker erfunden worden sein. Wer das, was wir über die letzten Worte Agrippinas gesagt haben, billigt, der wird natürlich auch die Übereinstimmung zwischen Dio und der Prätexta durch die Annahme erklären, daß Dios Bericht in letzter Linie auf die *Octavia* zurückgeht. Insbesondere scheint ja die Fassung der letzten Worte Agrippinas bei Dio auf die Prätexta hinzuweisen. Von einem vollständigen Schiffbruch ist wohl deswegen bei Dio nicht ausdrücklich die Rede, weil dem die allseits beglaubigte Nachricht von Agrippinas Verwundung durch die Matrosen widersprach; aber man konnte der poetischen Darstellung das Wirken des Mechanismus entnehmen und so auch am besten erklären, daß die beiden Frauen ins Wasser fielen. Anicetus, der bei Tacitus das Schiff erfindet, ist bei Dio Befehlshaber des Schiffes geworden. Was sonst noch von Dio allein erwähnt wird — daß Agrippinia angetrunken war und daß Dunkel herrschte —, erscheint als Zusatz von Selbstverständlichem [2]). Wenn also überhaupt hier ein Zusammenhang zwischen der Prätexta und Dio besteht, was man ja angenommen hat, so scheint er mir so zu erklären, daß Dio irgendwie von der Prätexta beeinflußt ist. Als sicher aber glaube ich hinstellen zu dürfen, daß nicht das Geringste dafür spricht, daß der Dichter seine Darstellung des Schiffbruches einem Historiker verdankt.

In einem Punkte noch hat sich betreffs Agrippinas eine Übereinstimmung zwischen Dio und der Prätexta ergeben. Agrippinas Schatten klagt in der Oct. V. 608 f.:

---

[1]) Die oben zitierte Stelle (Dio LXI 12. 2) lautet: *ἐπεὶ δὲ καὶ ἐκ τοῦ προφανοῦς ὤκνουν (ὁ Νέρων καὶ ἡ Σαβῖνα καί ὁ Σενέκας) τὸ ἔργον καὶ κρύφα διὰ φαρμάκων οὐκ εἶχον αὐτὴν (τὴν Ἀγριππῖναν) ἀνελεῖν, πάντα γὰρ ἐκείνη ἰσχυρῶς ἐφυλάσσετο, ναῦν ἰδόντες ἐν τῷ θεάτρῳ διαλυομένην τε αὐτὴν ἀφ' αὑτῆς καί τινα θηρία ἀφιεῖσαν, καὶ συνισταμένην αὖ πάλιν ὥστε καὶ ἐῤῥῶσθαι, τοιαύτην ἑτέραν ταχέως ἐναυπηγήσαντο.*

[2]) Man wird sich ja Agrippina nach dem Feste in Bajä kaum ganz nüchtern vorstellen. Das *ἐν σκότῳ* bei Dio widerspricht zwar den Worten, mit denen Tacitus (Ann. XIV 5) seine Schilderung des Unfalles einleitet; doch wer kann sagen, ob Tacitus dieses Detail auf Grund des übereinstimmenden Berichtes seiner Quellen hervorhob und nicht vielmehr, um das *quasi ad convincendum scelus* anbringen zu können. Also die beiden Einzelheiten des Berichtes Dios konnten hinzugefügt werden, um die Größe der Gefahr hervorzuheben, ohne daß sich ein Widerspruch mit den Quellen ergab.

> *sanguine exstinxi meo*
> *nec odia nati: saevit in nomen ferus*
> *matris tyrannus, obrui meritum cupit,*
> *simulacra, titulos destruit matris metu*
> *totum per orbem.*

Nordmeyer hat S. 273 hervorgehoben, daß wir es hier mit einer Notiz zu tun haben, die der Dichter aus Tacitus (Ann. XIV 12) nicht entnehmen konnte[1]), und hat die Erklärung dieser Verse gefördert, indem er das aus Dio genommene Exzerpt *περὶ γνωμῶν* (in Dindorfs Ausg. des Dio vol. V, p. 193, 13—18; Boissevain III, S. 38): *ὅτι εἰσιόντος Νέρωνος εἰς τὴν Ῥώμην τοὺς τῆν Ἀγριππίνης ἀνδριάντας καθεῖλον* und die Inschrift aus Puteoli vom J. 56 (C. J. L. X 1574 = Dessau, inscr. lat. sel. I 226) heranzog, in welcher die Namen der jüngeren Agrippina und des Nero getilgt sind. Gercke wies natürlich zur Unterstützung seiner Annahme auch auf diese Übereinstimmung hin; wir sehen dagegen in den Worten jenes Exzerptes wie in der Inschrift und der Tacitusstelle nur Belege für die Richtigkeit der Angaben in der Prätexta.

Es erübrigt noch eine Stelle, welche Gercke auf eine historische Quelle hinzuweisen schien. V. 192 f. sucht die Amme Octavia durch den Hinweis auf die Unbeständigkeit jugendlicher Leidenschaft über Neros Untreue zu trösten mit den Worten:

> *amor perennis coniugi castae manet.*
> *violare prima quae toros ausa est tuos*

---

[1]) Bei Tacitus lesen wir (Ann. XIV 12) unter den Beschlüssen, welche der Senat auf die Nachricht vom Tode Agrippinas faßte, bezüglich dieser nur: *dies natalis Agrippinae inter nefastos esset*, während in der Prätexta von ihren Statuen und Inschriften die Rede ist. Schon Braun hatte diese Tacitusstelle mit den o. a. V. verglichen und Cima nimmt (S. 17) auch hier dessen Ansicht wieder auf, indem er in wenig gelungener Weise den von Nordmeyer gegebenen Beleg als nichts bedeutend zu erweisen sucht. Der Dichter, meint er, habe aus den Stellen, wo von der *damnatio memoriae* der Livia (Ann. VI 2) und Messalina (Ann. XI 38) die Rede ist — die Stellen hat natürlich schon Nordmeyer angeführt — und aus den Inschriften die Tacitusstelle über Agrippinas *damnatio* ergänzt. Also für den V. 611 hat der Dichter drei Zitate aus Tacitus und ungezählte Inschriften im Kopfe gehabt, von denen wir sogar noch zwei besitzen. Die zweite der von Nordmeyer herangezogenen Inschriften (C. J. L. VI 918), auf der der Name Messalinas getilgt ist, soll ja nach Cima der Dichter auch gesehen haben. Solche Annahmen brauchen wohl nicht erst widerlegt zu werden. Wir denken doch, Cima hätte seinem Dichter die Sache wesentlich erleichtern können, wenn er ihn hätte den Dio oder bei wem er sonst die *dissolutio navis* las, noch ein Stückchen weiter lesen lassen; denn die Möglichkeit der Benützung eines solchen Autors durch den Verfasser der Prätexta nimmt er ja S. 12 und 14 an. Am besten hätte wohl Cima von seinem Standpunkte aus getan, wenn er gesagt hätte, der Dichter führe hier Selbstverständliches an, das er, mochte er nun wann immer gelebt haben, ohne Inschriften und ohne andere Autoren und bestimmte Stellen zu Tacitus Bemerkung hinzufügen konnte.

animumque domini famula possedit diu,
iam metuit eadem — (nempe praelatam sibi)[1]
subiecta et humilis, atque monumenta extruit,
quibus timorem fassa testatur suum.
et hanc levis fallaxque destituet deus
volucer Cupido.

Die Sklavin, sagt die Amme, die zuerst Octaviens Ehebett zu entweihen gewagt und lange das Herz des Herrn besessen habe, fürchte nun auch — eine, die ihr vorgezogen, wirft Octavia ein — und errichte in ihrem Kleinmute Monumente, durch die sie offen ihre Furcht bekenne. So werde auch die, von der sie jetzt sprächen, Poppäa Sabina, der trügerische Gott Cupido im Stiche lassen.

Es war jedermann klar, daß hier mit *famula* nur Neros Geliebte Acte gemeint sein könne; aber man verstand nicht, was jenes *monumenta extruit* heißen solle. Man änderte den Text oder bezog *monumenta* auf ein Grabdenkmal, obwohl es sich hier nicht um Todesfurcht handeln kann[2]). Ich habe nun seinerzeit (Diss. S. 24) auf die jetzt in Pisa befindliche Inschrift C. J. L. XI 1414, das Fragment eines Tempelepistyles hingewiesen, auf dem steht:

[C]ereri sacrum | [Claudia] Aug(usti) lib(erta) Acte.

Es war nie bezweifelt worden, daß es sich hier um ein von der Maitresse Neros errichtetes Heiligtum der Ceres handelt; und ich sah in diesem Heiligtum eines jener Monumente, an die bei den Worten des Dichters zu denken sei. Daß aber vom Dichter ein derartiger Grund für die Errichtung von Monumenten durch Acte angegeben werde, schien mir für einen Zeitgenossen zu sprechen. Da übrigens nach Servius (zur Aeneis III 139 und IV 58) Ceres als eine der Ehe feindliche Gottheit angesehen wurde, so konnte, meinte ich, der Tempel tatsächlich errichtet sein, um die Hochzeit Neros mit Poppäa zu hindern. Nordmeyer hat (S. 273) meiner Vermutung und dem daraus gezogenen Schlusse rückhaltlos zugestimmt und auch sonst wurde, so viel ich weiß, kein Widerspruch erhoben; nur bemerkt Gercke zu den oben zitierten Versen der Prätexta: „Diese Verse hat L. aufgehellt durch eine Inschrift von Pisa. Wenn der Dichter nicht zufällig auf ein solches Monument gestoßen war, was kaum anzunehmen ist, muß ihm eine reichhaltige historische Quelle zur Verfügung gestanden haben". Es veranlaßt jedoch nichts zur Annahme einer historischen Quelle, zumal nicht eine Spur unserer Überlieferung auf die Vermutung

---

[1]) Seit Bothe werden die eingeklammerten Worte der Octavia zugewiesen.

[2]) Auch der Ausdruck *monumenta extruit* scheint für ein Grabdenkmal unpassend. Ritter, der an eine Grabstätte dachte, hat zuerst (Einl. der Ausg. p. X und Anm. zu V. 194) aus der Erwähnung dieses ganz speziellen Zuges auf einen zeitgenössischen Dichter geschlossen; ihm folgte Stahr (Agrippina, S. 279, Anm. 4) und Schanz (Gesch. der röm. Lit. II², S. 60, Anm. 2).

führt, daß ein Historiker etwas derartiges von Acte erwähnt hätte. Es handelt sich m. E. um eine Bemerkung, die der zeitgenössische Dichter auch machen konnte, ohne ein Monument der Acte vor Augen zu haben; es genügte doch schließlich auch davon zu hören, daß Acte ein oder mehrere Monumente errichte oder errichtet habe, um diesen Grund der Errichtung anzugeben, der vielleicht auch herumgesprochen wurde. Also ich setze nicht voraus, daß der Dichter ein solches Monument gesehen haben muß, wenn ich das auch für wahrscheinlich halte. Es ist mir aber ganz und gar nicht beigefallen behaupten zu wollen, daß der Dichter gerade jenes Monument vor Augen gehabt habe[1]). Ja, dies ist sogar dadurch äußerst unwahrscheinlich geworden, daß sich in neuester Zeit herausgestellt hat, daß jene Inschrift gar nicht von Pisa selbst herrührt, sondern aus Sardinien stammt, wo Acte wohl ebenfalls einen Besitz gehabt hat. E. Bormann bemerkt nämlich in den Additamenta zu C. J. L. XI, p. 1263 ad n. 1414: *In commentario Hectoris Pais adiuncto ad libellum Petri Tamponii 'silloge epigrafica Olbiense', Sassari 1895, videtur probatum esse p. 89 —97 hunc titulum medio aevo ex Sardinia et quidem ex agro Olbiae sive Terranuova a Pisanis allatum esse. Inter testimonia est, quod ab hominibus peritis affirmatur genus lapidis esse insulae Ilvae vel Sardiniae*[2]). In dem bei Tamponi abgedruckten Briefe des H. Pais ist auch von den Gründen die Rede, die Acte bewogen haben könnten, der Ceres jenen Tempel zu errichten. *Quali motivi,* schreibt Pais, *possano aver indotta Acte ad inalzare un tempio a Cerere, non sono davvero in grado di stabilire. Difficilmente però questi furono motivi personali;* und er vermutet dann im weiteren, der Tempel sei eben der Ceres erbaut worden, weil diese als Göttin des Landbaues dort besonders verehrt worden sei. Aber man wird doch für derartige Spenden an die Götter fast immer persönliche Gründe voraussetzen dürfen; insbesondere in unserem Falle, wo wir — man muß sagen, wunderbarerweise — ein ausdrückliches literarisches Zeugnis besitzen. Vielleicht würde auch Pais anders geurteilt haben, wenn er jene Stelle der *Octavia* gekannt hätte, die eben ein persönliches Motiv für den Bau auch dieses Tempels nahe legt. Acte hatte eben zur Zeit, als Nero sich Poppäa zuwendete, besonderen Grund, an die Götter heranzutreten. Möglicherweise paßt hierher auch die zweite Inschrift, die noch von Acte selbst

---

[1]) Ich sagte S. 26: *Non dubito, quin Octaviae loco talia monumenta, quale est aedificium illud Cereri Pisis ab Acte exstructum, significentur: probabile enim est eam . . . diversis locis eius generis templa aedificasse.* Nordmeyer hob noch ausdrücklich S. 273 hervor: *Num ipsum monumentum Pisanum poeta ante oculos habuerit, diiudicari nequit.*

[2]) Ich zitiere nach einem Korrekturbogen, den mir mein [illegible] Lehrer überlassen hat; die Additamenta und Indi[illegible] L. [illegible] noch im Druck.

herrühren könnte: C. J. L. VI 10549 *Aug(usti) l(iberta) Acte* | *[ad] Martis,* von Marangoni (*acta S. Victorini* p. 151) in den sogenannten Callistuskatakomben gesehen, jetzt verschwunden; denn es wäre denkbar, worauf mich Bormann aufmerksam macht, daß es sich hier um ein *sacellum* handelt, das Acte in der Nähe des Marstempels errichtet hatte, der in der Gegend jener Katakomben stand. Verfehlt aber sind, wie mir wenigstens vorkommt, die Bemerkungen, welche Cima (S. 16 mit Anm. 1) über die Monumente der Acte vorbringt, von dem Bestreben geleitet, die Bedeutung des von mir gelieferten Nachweises herabzudrücken und Tacitus auch für diese Stelle der *Octavia* als Quelle zu erweisen. Allerdings, meint er, spreche Tacitus nicht von Monumenten oder Tempeln der Acte; aber da nicht wenige Inschriften mit dem Namen Acte auf uns gekommen seien, die bewiesen, daß die Freigelassene ausgedehnte Besitzungen in Italien und Sardinien gehabt habe — er verweist auf Steins Artikel 'Acte' in Pauly-Wissowas R.-E. III 2888 [1]) —, so hindere nichts zu glauben, daß der Dichter auf ein von ihm selbst gesehenes Monument anspiele. Dies schließe aber nicht aus anzunehmen, daß der Dichter seine Bemerkungen über Neros Liebe zu Acte aus Tacitus entnommen habe. Gewiß ist das dadurch allein nicht ausgeschlossen; aber es müßte irgendwie wahrscheinlich gemacht werden können, was bis jetzt nicht geschehen ist. Uns scheint eben einer, der für die Errichtung eines von ihm gesehenen Monumentes der Acte auch gleich einen Grund anführt, mehr über Acte gewußt zu haben, als er aus Tacitus erfahren konnte. Man halte sich auch gegenwärtig, daß unser Autor den Namen der Acte nicht einmal erwähnt. Soll vielleicht der Dichter der *Octavia* auch noch das inschriftliche Material gesammelt haben? Übrigens haben wir von Acte selbst nur jene zwei bereits erwähnten Inschriften, sonst kommt ihr Name bloß auf Wasserleitungsrohre, Ziegelsteinen, einer Amphora und auf Denkmälern ihrer Sklaven und Freigelassenen vor. Daß im II. oder III. Jahrhundert jemand auf eine Inschrift der Acte Neros — der Name Acte begegnet ja öfter, vgl. z. B. C. J. L. VI 10550, 10552, 10553 — unter den Tausenden der ihn umgebenden Inschriften aufmerksam wurde, daß dieser jemand so ganz zufällig auch die Absicht hatte, eine *Octavia* zu schreiben oder später auf diese Idee kam, daß er dann jene Inschrift so auslegte und ohne den Namen der Person auch nur zu nennen, die auf der Inschrift stand, in dem Werke, das doch schließlich auch ein anderer lesen und verstehen sollte, so benützte, das ist — sagen wir, mehr als unwahrscheinlich [2]). Auch L. Parmeggiani kann ich nicht bei-

---

[1]) Stein bezieht auch die Inschrift C. J. L. VI 10549 auf unsere Acte; das ist jedoch, wie oben angedeutet, recht unsicher. Klebs führt z. B. (in der Prosopographia I s. *Claudia Acte*) die Inschrift nicht an.

[2]) So ziemlich alles, was Cima S. 16, Anm. 1 bemerkt, ist ungenau oder falsch. Zu Gerckes vorher angeführten Worten: „Wenn der Dichter

stimmen, der in der Rivista d. st. ant. VIII [1904], S. 455 f. *(Claudia Atte, liberta di Nerone)*, ohne die Stelle der Prätexta zu kennen und ohne irgend einen stichhältigen Grund anzuführen, vermutete, Acte habe der Ceres den Tempel erbaut, da sie sich dieser Göttin des Landbaues gewissermaßen geweiht habe, indem sie später auf ihrem Landgute in Sardinien Aufenthalt nahm; Acte sei eben im Alter wie viele andere bigott geworden. Mir scheint auch heute noch die oben gegebene Erklärung aus der Stelle der Tragödie die wahrscheinlichste. Für unseren Zweck aber genügt es, festgestellt zu haben, daß jene Worte der Prätexta au eine Tatsache anknüpfen, die wir sonst nirgendsher kennen, und daß es sich hier um einen ganz speziellen Zug handelt, dessen Erwäh-

---

nicht zufällig auf ein solches Monument gestoßen war, was kaum anzunehmen ist" setzt er hinzu: *il che* (Gercke) *non mi persuade, perchè, se di Acte sono pervenuti fino a noi tanti ricordi, nulla di più facile che taluno di questi sia caduto sott' occhio di chi viveva qualche secolo dopo di lei.* Man weiß nicht, versteht er unter den *ricordi* die zwei erwähnten Inschriften oder auch die Wasserleitungsrohre, Ziegel, die Amphora oder endlich auch die Inschriften der Sklaven und Freigelassenen. Er fährt fort: *Che poi il poeta alluda precisamente al monumento, di cui ci è conservata l'iscrizione esistente nel Camposanto di Pisa ..., come crede il Ladek, e dietro a lui Nordmeyer e lo Schanz (quest' ultimo la qualificherebbe un iscrizione sepolcrale, mentre l'iscrizione sepolcrale di Acte proviene da Velletri:* C. J. L. X 6599, cf. 6589), *non mi pare probabile.* Diese paar Zeilen allein enthalten in drei Punkten Unrichtiges. Erstens haben weder ich noch Nordmeyer noch Schanz geglaubt, daß der Dichter sich gerade auf jenes Monument bezog, zweitens hat Schanz von jener Inschrift überhaupt nicht gesprochen, sie daher auch nicht als Grabschrift qualifiziert, sondern es wurde leider, wie Cima aus meiner Arbeit S. 25 hätte entnehmen können, noch immer die einst von Ritter ausgesprochene Ansicht, daß es sich um Grabdenkmäler handle, mit samt einem Druckfehler (V. 176 statt 196) aus der 1. Auflage in die 2. herübergenommen; drittens ist die Inschrift aus Velletri, die nur handschriftlich u. zw. nicht aufs beste beglaubigt ist, wahrscheinlich nicht auf Acte, sondern auf eine Freigelassene derselben zu beziehen (vgl. meine Arbeit S. 25), wenn auch Stein, Cimas Gewährsmann, den er hier nicht nennt, dies als ausgemacht hinstellt. Hören wir, was Cima in dieser inhaltsreichen Anm. weiter sagt: *Il Ladek, fondandosi su due passi di Servio, nota che a Cerere erano sacri i divorzii. Ma nel caso di Acte non si tratta di divorzio.* Nicht ich habe gesagt, daß Ceres die Ehescheidungen zukamen, sondern das sagt Servius ausdrücklich an der einen Stelle (zu Verg. Aen. III 139) und an der zweiten heißt es (zur Aen. IV 58): *alii dicunt hos deos quos commemoravit nuptiis esse contrarios: Cererem* usw. Also man sah in Ceres auch eine der Ehe feindliche Gottheit; es handelt sich aber um die Ehe zwischen Nero und Poppäa, die meiner Vermutung nach Acte so zu hindern suchte. Das Schönste nun steht am Schluß, wo Cima darauf hinweist, daß jene Inschrift aus Sardinien stamme, *come notò il Pais* (gemeint ist Hektor, nicht Alfred Pais) *in un suo scritto, citato da A.* (statt L.) *Parmeggiani in Riv. di St. ant. VIII 463 e sfuggito al Ladek e agli altri critici tedeschi che toccarono questo argomento.* Jenes geheimnisvolle Schriftstück, das Cima nicht direkt zu zitieren vermag, ist der oben erwähnte, 1895, also mehrere Jahre nach meiner und Nordmeyers Arbeit, von Tamponi publizierte Brief. Daß wir von diesem Briefe nichts wußten, wird man entschuldigen.

nung sich eben wieder am besten erklärt, wenn der Dichter Zeitgenosse war; daß er aber aus dem Vollen schöpfte und keine historische Quelle benützte, deutet schon der Umstand an, daß der Name Actes nicht einmal genannt ist.

An all den Stellen also, welche beweisen sollen, daß der Verfasser der *Octavia* von historischen Quellen abhängt, hat sich ergeben, daß eine solche Abhängigkeit nicht wahrscheinlich gemacht werden kann; es spricht vielmehr alles gegen eine solche Annahme. Der Dichter hat es eben nicht nötig gehabt, für die Darstellung des Schicksales der Octavia und dessen, was damit zusammenhängt, ein historisches Werk nachzuschlagen, weil er all das selbst miterlebt hat[1]). In dem Chorliede aber, das den Schiffbruch und Tod der jüngeren Agrippina behandelt, haben wir es vielleicht sogar mit originellen Angaben zu tun, die möglicherweise nicht ohne Einfluß auf spätere Darstellungen geblieben sind.

Wien. Dr. Friedrich Ladek.

---

[1]) Die Komposition der Prätexta, die Charakteristik der Personen und, was sonst noch mit diesem Ansatze des Stückes zusammenhängt, soll an anderer Stelle besprochen werden.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Geschichte der griechischen Literatur bis auf die Zeit Justinians von Wilhelm Christ. Vierte revidierte Auflage. Anhang von 43 Porträtdarstellungen nach Auswahl von A. Furtwängler und J. Sieveking. München 1905, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft herausgegeben von Iwan v. Müller, VII. Band). XII und 996 SS. 8°. Preis Mk. 17·50, geb. Mk. 19·50.

Christs griechische Literaturgeschichte gehört zum eisernen Bücherbestand des Philologen und nicht wenige werden nach der ersten Auflage sich mindestens auch noch die dritte angeschafft haben. Das Buch hat sich schnell seinen Platz an der Sonne erobert durch den unleugbaren Vorzug, eine vollständige und dabei übersichtlich knappe Darstellung aller wichtigeren Erscheinungen der griechischen Literatur bis zum Anfang des byzantinischen Mittelalters aus der Hand eines Kenners zu bieten, dessen Name allein schon Gewähr dafür leistet, daß die Ergebnisse der neueren und neuesten Forschung sorgfältig verwertet wurden. Zehn Jahre nach der ersten Auflage mußte bereits die dritte erscheinen, für ein trockenes Lehrbuch unseres Studienkreises ein seltener Erfolg; und mit berechtigtem Stolz rechnet daher Christ seine Literaturgeschichte zu den beliebtesten Büchern (s. Vorrede zur dritten Auflage). Freilich sind auch allerlei Einwände laut geworden, die sich auf die ganze Anlage und auf die Ausführung im einzelnen beziehen. Jevons klagt (Class. review 1889, III 462): *With the very best will one cannot say that the book is interesting;* und man tritt den Verdiensten des verehrungswürdigen Mannes gewiß nicht zu nahe mit dem Zweifel, ob sein der ersten Auflage mitgegebener Wunsch, sie möge „dazu beitragen, daß die Liebe und Begeisterung für die Werke des klassischen Hellenentums lebendig erhalten werden“, sich im gewünschten Maße erfüllt habe.

Die vierte Auflage unterscheidet sich von der dritten nicht wesentlich und wird deshalb auf dem Titelbl[illegible] diese eine vermehrte und verbesserte, sondern besch[illegible]

genannt. Nichtsdestoweniger ist die Durcharbeitung auch diesmal gründlich gewesen, und man wird „kaum eine Seite finden, die nicht kleine Zusätze und Verbesserungen erfahren hätte". Die Seitenzahl ist von 944 auf 979 angewachsen; dazu kommen noch XII Seiten Vorbemerkungen und an Stelle des einfachen Verzeichnisses der Abbildungen ein archäologischer Anhang von 14 Seiten, worin J. Sieveking die Porträts griechischer Dichter und Prosaiker bespricht, die auf beiden Seiten der angehängten 16 Tafeln nach Furtwänglers und seiner Auswahl wiedergegeben sind.

Dieser archäologische Anhang ist eine dankenswerte Neuerung; ebenso dankenswert ist die Vermehrung der Porträts von 28 auf 48, die Wahl eines rein mechanischen Reproduktionsverfahrens und die Benützung von Photographien, die nach den Originalen hergestellt sind; nur könnte der Abdruck teilweise schärfer sein, s. Nr. 5, 10, 23, 26, 34. Wenn Nr. 33 (Herme Theophrasts in der Villa Albani) wirklich ein Original aus den letzten Jahren des IV. (nicht des III.!) Jahrhunderts ist, wie der Text anzunehmen scheint, so müßte die Inschrift mit ihren Zierformen eine spätere Zutat sein; es empfiehlt sich daher eher, das Porträt als eine Kopie etwa der ersten Kaiserzeit zu betrachten. Offenbar mit Absicht sind die von Studniczka entdeckten Porträts des Menander (Verhandlungen der 44. Philologen-Versammlung) und des Aristoteles (Winckelmannsfest des Leipziger archäologischen Seminars 1900), für die gegenüber den Zweifeln Bernoullis (Griechische Ikonographie II 111 ff. und 98) neuerdings mit Entschiedenheit A. Gercke (Neue Jahrbücher für das klassische Altertum 1904, XIII 456 f.) eingetreten ist, übergangen worden; beide Männer fehlen daher vollständig. Wünschenswert wäre ein alphabetisches Verzeichnis der Porträts, das leicht auf der leeren Seite 982 Platz gefunden hätte.

Die Abweichungen der vierten Auflage von der dritten sind abgesehen von Druckfehlern (wie S. 268, Z. 8 und 25 f.; S. 780, Anm. 2, Z. 9) fast durchwegs Verbesserungen; Zahl und Umfang möchte ich ihnen eher größer als geringer wünschen. Doch auch so, wie es ist, wird das Buch, das ohne tiefer greifende Änderungen drei Auflagen überlebt hat, nun auch in der vierten jedem Benutzer gute Dienste leisten.

Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Iustinian von Martin Schanz. Dritter Teil: Die Zeit von Hadrian 117 bis auf Constantin 324. Zweite Auflage, mit alphabetischem Register. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung 1905. XVI und 512 SS. 8°. Preis 9 Mk., geb. 10 Mk. 80 Pf. (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft herausgegeben von Iwan v. Müller, VIII. Band, 3. Abteilung).

Zu den wertvollsten Teilen des von Iwan v. Müller herausgegebenen Handbuches gehört anerkanntermaßen die Geschichte

der lateinischen Literatur von M. v. Schanz. Während sonst die Kräfte gegen Ende eines Werkes zu erlahmen oder doch nachzulassen pflegen, wachsen ihm Eifer und Lust an der Sache mit jedem Schritt vorwärts, mit jedem neuen Band, jeder neuen Auflage. Nachdem 1904 des vierten Bandes erste Hälfte die Literatur des vierten Jahrhunderts in bisher unerreichter Vollständigkeit und Gründlichkeit dargestellt hatte, überraschte schon heuer M. v. Schanz mit der zweiten Auflage des dritten Teiles. Obwohl diesmal keine Vorrede von den Änderungen Kenntnis gibt, sind diese nicht minder zahlreich und umfangreich als in der zweiten Auflage der früheren Bände. Mit bewundernswerter Gewissenhaftigkeit, von der ich mich durch Stichproben überzeugte, wurde die Literatur, die in dem Jahrzehnt seit der ersten Auflage dieses Bandes zugewachsen ist, verwertet; und so sind es denn in erster Linie wieder die für tiefer eindringende Forschung berechneten kleingedruckten Partien, auf die der Löwenanteil der Umarbeitung und der hinzugekommenen 85 Seiten entfällt; z. B. § 521 über das Fortleben der sogenannten *Disticha Catonis*, § 544 *Granius Licinianus*, § 550 f. Frontos Briefsammlung und Haulers Verdienste um sie, § 558 das Märchen von Amor und Psyche in der Weltliteratur, § 774 *Canon Muratorianus*. Aber auch der Haupttext weist überall die sorgsam nachbessernde Hand des Verfassers auf, der seither allen berührten Problemen mit sichtlichem Interesse weiter nachgegangen ist; s. z. B. die Tabelle S. 381. Namentlich bezeugen dies die Zusatz-Paragraphen, die aus Rücksicht auf die Benützer der ersten Auflage und die Zitate nicht fortlaufende Nummern erhalten haben[1]): § 527 *a* Der Mimus, § 531 *a* Die literarische Biographie (§ 551 *a* Die verlorenen Reden Frontos), § 736 *a De singularitate clericorum* (Cyprian), § 737 *a* Die übrigen Apokryphen der Hartelschen Sammlung (Cyprian), § 737 *b Exhortatio de paenitentia*, § 737 *c* Die sogenannte *caena* (sic) *Cypriani*, § 743 *a Pseudonovatiana*. Dazu kommt im § 727 eine lesenswerte Charakteristik der Briefe Cyprians, während dieser Paragraph früher fünf in Vulgärlatein geschriebene Briefe der Cyprianischen Sammlung (8, 21—24) behandelte, die jetzt im § 722 (S. 378 ff.) nach Maßgabe ihrer Entstehungszeit eingereiht sind.

Nicht ganz einverstanden bin ich damit, daß die außerbiblischen Übersetzungen, die in der ersten Auflage einen breiten Raum des § 774 einnahmen, jetzt fast ganz weggefallen sind und auch im § 971 des vierten Bandes, worauf verwiesen ist, kurz abgetan werden; so muß sich Haulers *Didascalia* mit fünf Zeilen begnügen. Pro domo gestatte ich mir die Bemerkung zu S. 56, daß ich schon 1898 in dieser Zeitschr. S. 489 Suetonische Bestandteile der Biographie Tibulls nachgewiesen habe.

---

[1]) Die verdrehte Zählung der ersten Auflage § 619, 620, 619, 620, 621, 623 ist jetzt in der Weise eingerenkt, daß der frühere § 623 als § 623 *a* erscheint.

Den Schluß des Bandes bildet ein dankenswertes Register, wie es Schanz allen seinen zweiten Auflagen und auch der ersten seines vierten Bandes beigegeben hat.

Innsbruck. Ernst Kalinka.

C. Lucili carminum reliquiae. Recensuit, enarrauit Fridericus Marx. Vol. II (Kommentar). Lips., Teub. MCMV. 8°, XXII u. 437 SS.

> O glaubt es mir, der manche lange Jahre
> An dieser harten Speise kaut,
> Daß von der Wiege bis zur Bahre
> Kein Mensch den alten Sauerteig verdaut ...

weiter zitieren dürfte ich freilich nicht; denn was dieser Kommentar enthält, ist eben nicht 'unerquicklich, wie der Nebelwind', sondern die erquickende, ausgereifte Frucht eines langen, liebevollen und eindringenden Studium, ein in jeder Beziehung herzerfreuendes Buch, das auch da, wo es nicht überzeugt und zum Widerspruch auffordert, dennoch den Leser zur Anerkennung und Bewunderung des alles Erreichbare umfassenden Kennens und Könnens zwingt. Namentlich wenn man den Vorgänger in der Erklärung (L. Müller) vergleicht, dessen mangelhafte Kenntnis der plautinischen Sprache und Metrik und dessen Hyperkritik dem Text so viel geschadet hat, so wird jeder auf den ersten Anblick sehen, daß dieses die reale Seite des Schriftstellers mit seltener Gründlichkeit erläuternde Buch einen gewaltigen Fortschritt unserer Erkenntnis des Autors bedeutet. Aber doch wird anderseits niemand heute schon es wagen können, den faktischen Gewinn der Wissenschaft in kurzen Worten addieren und summieren zu wollen. Denn da naturgemäß dieser Kommentar auf tausende von Einzelfragen eingeht, wird der gewaltige Berg von glänzenden Erklärungen, Deutungen, Lösungen einer gründlichen Durchprüfung zu unterziehen sein und ein ganzer Stab von Philologen wird den Probierstein handhaben müssen, um das gmündische Silber herauszufinden.

Am schwersten freilich urteilt einer, der selbst seit Jahrzehnten in dem gleichen Arbeitsfeld ackert und sich demzufolge mühselig von altgewohnten, liebgewordenen Vorstellungen losmachen muß. In dieser Lage bin ich. Seit einem Menschenalter habe ich mir den Text zurechtgelegt, Wort um Wort erwogen, aber, da ich Marx' Arbeit erwartete, alles still für mich behalten. Ich muß nun ehrlich gestehen, daß ich aus Marx' Buch die reichste, nachhaltigste Förderung erfahren habe, daß keine Seite mich nicht etwas Neues, Wichtiges gelehrt hätte. Aber ebenso offen gestehe ich trotzdem mein Unvermögen, meine Anschauung in eine kurze Formel zu fassen, da die Fülle des Details den Leser schier erdrückt.

Möge also Folgendes zur Charakterisierung des Buches genügen: In der Reihenfolge der Verse, die nach ihrer mutmaßlichen

— chronologischen und inhaltlichen — Abfolge den Text bilden, schreitet der Kommentar an die Erklärung der kaleidoskopisch vor den Augen schwankenden Brocken und Brösel. Metrische, grammatische, lexikalische Auseinandersetzungen — jeweils bis zur Erschöpfung des Stoffes durchgearbeitet — bilden den Ausgangspunkt für die stets sorgfältig durchdachte, wenn auch bisweilen nicht überzeugende Textgestaltung des betreffenden Bruchstückes. Erst daran reiht sich die Erklärung nach der inhaltlichen Seite, die, wo es nötig erscheint, zum breiten Exkurs anschwillt, wie in dem prächtigen Nachweis, daß unsere Buchstabennamen auf *M. Terentius Varro* zurückgehen. Diese, alle Gebiete der Altertumswissenschaft berührenden sachlichen Erörterungen nun — der Grundstock des Buches — sind mit einer Fülle von Belegen aus beiden Literaturen gesichert, die das Buch zu einer beliebten Quelle für allerlei Realien machen wird, und die ihm auch da für lange Zeit die weitestgehende Wertschätzung sichern, wo Marx das erstrebte Ziel nicht erreicht und der Leser ihm nicht beistimmen kann. Ganz zuletzt erst wird das Fragment in den jeweiligen Zusammenhang gebracht durch Mutmaßung und Ergänzung.

Als Kritiker ist Marx maßvoll konservativ, starr ablehnend — wie ich glaube, mit Unrecht — nur gegen den *F (H)* des Nonius, obwohl dessen Lesarten sicher auf allererste Überlieferung zurückgehen. Marx' Ausgangspunkt ist jeweilig der Vers. Wo dieser in Ordnung ist, darf nur die Erklärung einsetzen, ein gewiß durchaus anerkennenswerter und unwiderleglicher Grundsatz! Und wie Marx zu erklären versteht, dafür sei nur auf ein Beispiel hingewiesen, nämlich 1138, wo ein grenzenlos mißhandeltes Versviergespann durch den einfachen Trik gelöst wird, *dicto* als Verb (nicht als Hauptwort) zu fassen.

Über die Fülle historischen Materials, die bei Gelegenheit der Verserklärungen ver- und erarbeitet wird (namentlich in der Behandlung der wohl endgiltig gelösten Lupusfrage, der numantinischen Händel, der Luxusgesetzgebung usw.) habe ich mich schon bei Besprechung des ersten Bandes rückhaltslos zustimmend geäußert, so daß ich hier füglich schweigen kann. Doch sei hier noch einmal darauf hingewiesen, daß gerade in diesen historischen und literarischen Ausführungen das Hauptverdienst des Buches zu suchen ist.

Und doch — trotz aller Anerkennung, die ich dem schönen Buche entgegenbringe, kann ich manches Bedenken nicht verschweigen. In einer großen Reihe von Stellen scheint mir Marx' Text nicht haltbar, scheint mir die Überlieferung nicht nachdrücklich genug ausgenützt zu sein. Ich werde diese Stellen im nächsten Hefte der 'Wiener Studien' zusammenfassend besprechen, da ich auf den wenigen Blättern hier meine Anschauungen nicht begründe- kann. Hier möge nur auf eine Grundfrage prinzipieller Natur hi- gewiesen werden: Hat Lucilius wirklich so feine Verse gemact

Fälschen wir ihn nicht durch unnötige Eleganz? Mir wenigstens hat sich in dreißigjähriger Beschäftigung mit dem Autor ein wesentlich anderes Bild seiner Verskunst gezeigt als allen Herausgebern seit Josias Mercier. Ich halte seine Verse auch metrisch für durchaus vulgär, wie dies der Zeitlage und dem Charakter seiner Dichtung entspricht.

Sollte ich mit dieser Anschauung, die ich am angegebenen Orte systematisch begründen werde, im Rechte bleiben, dann wird vieles im Marxschen Text geändert werden müssen. Aber den eigentlichen Kern von Marx' Arbeit berühren diese Äußerlichkeiten nicht, sondern das schöne Buch wird diese Seite der antiken Studien trotzdem reichlich befruchten, es wird eine Fülle von Pro- und Contra-Untersuchungen hervorrufen, dem Lucilianer für lange Zeit das *Α* und *Ω* seiner Arbeit sein, der Wissenschaft aber ein *κτῆμα ἐς ἀεί.*

Wien. J. M. Stowasser.

Attraction of mood in early latin. A dissertation submitted to the faculty of the graduate school of arts and literature in candidacy for the degree of doctor of philosophy (department of latin). By Tenney Frank. The university of Chicago 1904. 59 SS. gr.-8°.

Seit F. Peters (1861) ist die Frage nach der modalen Attraktion in größerem Umfange nicht wieder aufgenommen worden. Eine erneute Erörterung des Themas war um so notwendiger als sich Peters einerseits auf Cicero beschränkt, anderseits ein Verfahren einschlägt, das heute völlig veraltet ist. Unter solchen Umständen hat Franks Abhandlung ihre volle Existenzberechtigung. Fr. verbreitet seine Untersuchung zunächst über die ältere Latinität bis Lucretius. Im I. Kapitel '*The sources of the construction*' p. 4—30 sucht er zu zeigen, daß von gewissen Konstruktionen, in welchen der Konjunktiv des abhängigen Gliedes mit gleicher Bedeutung und gleicher Berechtigung wie im regierenden Gliede steht, das Streben ausgegangen ist, welches die Quelle der sogenannten modalen Attraktion wurde. Wir haben es hier nach Fr. mit der Wirkung der Analogie zu tun, welche überhaupt auf sprachlichem Gebiete von weittragender Bedeutung ist. — Das II. Kapitel '*The uses of the construction: Tables*' p. 31—44 bietet eine vollständige Sammlung des einschlägigen Materials, so weit es sich innerhalb der älteren Latinität findet. Nach grammatischen Kategorien geordnet, enthält die Sammlung die von einem konjunktivischen Gliede abhängigen Nebensätze, mögen sie indikativisch oder konjunktivisch sein: zu welchem Zwecke auch die indikativische Abhängigkeit berücksichtigt ist, wird sich unten ergeben. — Das III. Kapitel '*The uses of the construction: limitations*' p. 45—59 hat die Aufgabe, die Grenzen, innerhalb deren sich die in Frage

stehende Konstruktion in der bezeichneten Periode hält, und die für sie hinderlichen Umstände nachzuweisen. Hier sehen wir, daß der attrahierte Satz 1. meist in derselben Zeitsphäre liegt wie der ihm unmittelbar übergeordnete; 2. daß er mit Vorliebe seine Stellung zwischen der etwa vorhandenen einleitenden Konjunktion und dem Verb des regierenden Satzes wählt: vgl. Plaut. Amph. 630 *ut quae imperes compareant;* 3. daß sein Verb selten einmal eine präzise temporale oder modale Bestimmung enthält; ist erstere notwendig, so steht der Indikativ, vgl. Ter. Eun. 574 *ut essem una quacum cupiebam;* 4. daß er mehr dem generalisierenden als dem determinierenden Typus angehört; daher der Indikativ Plaut. Rud. 978 *si istuc ius sit quod memoras, piscatores perierint,* hingegen der Konjunktiv Amph. 630 *memor sum et diligens ut quae (= quaecunque) imperes compareant;* 5. daß er häufiger Temporal- als Relativsatz ist; 6. daß er öfter mit dem Prädikat als mit dem Subjekt oder Objekt des übergeordneten Satzes verbunden ist und endlich 7. daß er einen wesentlichen Bestandteil der Periode bildet und grammatisch enge mit derselben verknüpft ist. — Wenn übrigens die Grammatiker von Fällen sprechen, wo die Attraktion angeblich obligatorisch ist, also der Konjunktiv einzutreten hat, so bezeichnet dies Fr. als Irrtum. Die in Kap. II gegebene Zusammenstellung, wo jeder Gruppe von attrahierten Nebensätzen eine gleichartige Gruppe von Nebensätzen, wo die Attraktion unterlassen ist, gegenüber gestellt wird, beweist schlagend, daß wenigstens für die ältere Latinität ein zwingender Grund die modale Attraktion eintreten zu lassen, niemals vorhanden ist.

Dies in aller Kürze der Inhalt von Fr.s Untersuchung, die, was Feinheit der Methode anlangt, an Morris' Arbeiten erinnert. Möge sich der Verf. entschließen, mit gleicher Exaktheit die hier behandelte Erscheinung auch durch die klassische Latinität hindurch zu verfolgen!

Wien. J. Golling.

Hilfsbuch für den lateinischen Unterricht der oberen Klassen. Zugleich 6. Auflage von C. Meißners kurzgefaßter lateinischer Synonymik, bearbeitet von Prof. Dr. C. Stegmann, Direktor des kgl. Ulrichs-Gymnasiums zu Norden. Leipzig und Berlin, Druck u. Verlag von B. G. Teubner 1904. 8°, 130 SS.

Vor ungefähr zwei Jahrzehnten hatte C. Meißner zwei vortreffliche Büchlein in Teubners Verlag erscheinen lassen, eine „Kurzgefaßte lateinische Synonymik nebst Antibarbarus“ und eine „Lateinische Phraseologie“. Beide Bändchen wurden durch Dr. E. Stegmann einer sorgfältigen Umarbeitung unterzogen und bilde zu einem einheitlichen Ganzen vereinigt, das oben genau Hilfsbuch.

Wir haben es also mit einer wesentlichen Veränderung zu tun, die sich vor allem auf die äußere Anlage bezieht. Da dem neuen Herausgeber die Trennung der Synonymik und des Antibarbarus in zwei gesonderte Teile (besonders mit Rücksicht auf das Nachschlagen von Seite der Schüler) unbequem und das bisher überall verstreute phraseologische Material einer Erweiterung zu bedürfen schien, schlug er bei Herstellung der Neuauflage folgendes Verfahren ein: Er verarbeitete den ganzen Stoff in einer alphabetischen Folge und gab zuerst die wichtigsten Phrasen, denen er in Fußnoten einen großen Teil der Einzelbemerkungen des Antibarbarus anschloß, während er die Synonyma ebenfalls in alphabetischer Ordnung unter den Strich setzte, so daß der Schüler sich jetzt rasch über jeden Punkt orientieren kann. — Die gebotenen Phrasen sind der schon zitierten Phraseologie Meißners entnommen, die natürlich bedeutende Kürzungen erfahren mußte, da nur alles für die Übersetzung von Schülern Notwendige Aufnahme fand[1]). Mit Recht hat ferner Stegmann für die einzelnen deutschen Phrasen verschiedene lateinische Wendungen angeführt, um einerseits die Mannigfaltigkeit des lateinischen Ausdruckes zu zeigen und anderseits vor 'sklavischem' Festhalten an einer Redensart zu warnen. Ein ebenso guter Gedanke war es, daß der Verf. der neuen Auflage nicht bloß auf die *copia verborum* Cäsars und Ciceros sich bezog, sondern gelegentlich auch Phrasen aus Livius herbeiholte. — Die Synonymik, die bereits bei Meißner verhältnismäßig kurz gehalten war, ist noch prägnanter gefaßt, aber (zum Teil schon durch den Druck) so übersichtlich gestaltet, daß nun fast jedes Wort von Bedeutung ist. Es hat gewiß nicht geschadet, daß manche Synonyma, welche für die Schule entbehrlich oder deren Unterscheidungen nicht vollkommen stichhältig schienen, getilgt wurden; einige hätten allerdings, wenn das auch subjektive Ansicht ist, nicht übergangen werden sollen[2]).

Äußerst praktisch und wertvoll sind ohne Zweifel die kurzen stilistischen Bemerkungen unter dem Striche, der sog. 'Antibarbarus'; sie scheinen in vielen Fällen recht geeignet, den Schüler vor falschen, unlateinischen Übersetzungen zu bewahren. Zusammenfassung, Vereinfachung, Verdeutlichung sind also die Motive, welche Stegmann veranlaßten, Meißners bekannte Schulbücher in der Form herauszugeben, in der sie uns jetzt vorliegen, und diese Neuauflage, welche auch hinsichtlich der äußeren Ausstattung den Anforderungen vollkommen entspricht, verdient ob ihrer klaren, praktischen Darstellung gewiß aller Gymnasiallehrer Dank und Anerkennung.

Wien. Dr. Josef Fritsch.

---

[1]) Von den beibehaltenen Wendungen sind einzelne noch überflüssig, so z. B. S. 18: sich im Blute der Bürger baden (*in caede civium bacchari*).

[2]) Ich meine die Synonyma für: all — ganz, Amt, denken, eilen, erzählen, Fehler, Gewinn — Vorteil, Lohn — Preis, Stimme, vortragen u. dgl.

Franz Grillparzer, Die Ahnfrau. Von Dr. Adolf Matthias, Geh. Regierungsrat und vortragender Rat im preußischen Kultusministerium (Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus. Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Lyon. 12. Bändchen). Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1894. 43 SS. 8°. Preis 50 Pf.

Die Abhandlung über „Die Ahnfrau" zerfällt in folgende Abschnitte: 1. Die Entstehung. Beinahe ausschließlich auf Grund des Dichters eigener Erinnerungen in der Selbstbiographie, die nun freilich auf Grund neuerer Forschungen in Einzelheiten zu berichtigen wären. So ersehen wir z. B. aus Schreyvogels Tagebüchern, daß die Urschrift der „Ahnfrau" (S. 5) ungefähr das Doppelte des von Grillparzer angegebenen Zeitraumes in Anspruch genommen hat. 2. Aufbau der Handlung (S. 8—17). Im ganzen vortrefflich. S. 8 „als vierjähriges Kind" widerspricht S. 17 „das dreijährige Söhnchen". 3. Die Schicksalsidee (S. 17—28). „König Ödipus", „Die Braut von Messina", „Der 24. Februar", „Der 29. Februar" und „Die Schuld" werden mehr oder minder ausführlich nach ihrer Haupthandlung dargestellt, dann die Schicksalsidee in diesen Dramen besprochen und mit der in der „Ahnfrau" verglichen — eine schlichte, klare und anziehende Erörterung des schwierigen Themas. 4. Die dramatischen Kunstmittel (S. 29—42). Der Höhepunkt der Abhandlung: treffende Bemerkungen über Charaktere, Motivierung, Stimmung, Form (Rhythmus, Sprache, Alliteration, Stil, rhetorische Figuren), Kontrastwirkungen, tragische Ironie. Der Schluß (S. 42, 43) würdigt knapp die Bedeutung der „Ahnfrau". Das letzte Satzgefüge, zugleich Schluß des ganzen Heftchens, ist offenbar nicht korrigiert, was, wenn auch in minder störender Weise, auch von ein paar anderen Stellen gilt.

Die Broschüre ist ein neuer Beweis des warmen Interesses, des vollen Verständnisses und der tatkräftigen Förderung, die Geheimrat Matthias in den Dienst einer uns so sympathischen Idee stellt: der Einbürgerung der Grillparzerlektüre an den Schulen des Deutschen Reiches.

Lemberg. Dr. Albert Zipper.

Reisen eines Deutschen in England im Jahre 1782. Von Karl Philipp Moritz. Herausgegeben von Otto zur Linde. Berlin, B. Behr (= Deutsche Literatur-Denkmale Nr. 126). XXXIII und 167 SS.

In seiner vortrefflichen Einleitung hat der Herausgeber des vorliegenden Neudruckes an erster Stelle zusammengefaßt, was an Verknüpfungen Moritzens mit England für dessen Verständnis wichtig ist, und dabei insbesondere Interessantes über das Verhältnis Moritzens zu Shakespeare (S. XI ff.) niedergeschrieben. Er verbreitet sich in dieser Einleitung auch ausführlich über die

Wirkung des Buches in England und die Fortsetzungen, die es erfuhr, über Übersetzung und Neuauflagen, woran sich ein textkritischer Exkurs schließt (S. XXX ff.). Auch die allgemeine Bedeutung Moritzens betont und analysiert der Herausgeber mehrmals; er stellt ihn als Ästhetiker sogar über Kant (S. VI). Von großer Reichhaltigkeit sind die Anmerkungen, welche der Herausgeber an den Schluß des Neudruckes gestellt hat; ebenso ist das sorgfältige Register sehr zu loben.

Das neuaufgelegte Werk selbst ist für die Literaturgeschichte wie für die Kulturgeschichte von gleich großem Interesse. Namentlich die Schilderung von Land und Leuten in England gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts macht sich in der stilistisch vortrefflichen Form auch äußerlich sehr hübsch. Hieher gehört namentlich die prächtige Schilderung von London, der überwältigend kolossalen Großstadt (vgl. namentlich S. 56 ff. des Neudruckes), die ausführliche Schilderung der wichtigsten Bauwerke, der Theater, des British Museums. Aber auch anderen englischen Städten wird eine gute Schilderung zuteil: wie etwa Greenwich (8), Liverpool (148), Portsmouth (60). Ja selbst über deutsche Städte, die auf der Reise berührt wurden, findet sich viel Interessantes: Berlin (40, 57), Bremen (57), Leipzig (10). Daß über Händel, dessen zweite Heimat England gewesen ist, gesprochen wird (59), daß Schriftsteller wie Shakespeare (102), Milton (112), Fielding (33) mehrmals ausführliche Erwähnung finden, ist natürlich, seltsam berührt dagegen die durchaus mangelnde Erwähnung Richardsons.

Wien. Dr. Egon v. Komorzynski.

Dr. M. Holtzmann und Dr. J. Bohatta, Anonymen-Lexikon. 3. Band (*L—R*). Weimar, Gesellschaft der Bibliophilen 1905.

Der vor kurzem erschienene 3. Band des Anonymen-Lexikons bringt das verdienstvolle Unternehmen eines für wissenschaftliche Arbeiten unentbehrlichen Werkes seinem Abschlusse näher; der Druck des 4. und letzten Bandes dürfte noch in diesem Jahre beginnen.

Auf den reichen Inhalt des 3. Bandes deuten die Schlagwörter: Leben und Lebensgeschichte, Lehrbuch und Lesebuch, Lexikon, Literatur, Nachrichten, Memoiren, Musenalmanach, Monatschrift, Reisen u. a. Der Geschichtsforscher findet hier die anonyme Literatur über Luther, über Napoleon und seine Zeit, ebenso über Wallenstein verzeichnet; der Literarhistoriker die anonymen Erzeugnisse der Liederdichtung, des Märchens und des Rätsels, die Musenalmanache des 18. Jahrhunderts, die literarischen Zeitschriften (Literaturzeitung, Magazin, Mitteilungen, Monatschrift,

Museum, Nachrichten) sorgfältig gesammelt. Nicht geringer ist die Ausbeute für die kulturgeschichtliche Forschung, wie die Schlagwörter: Lebensgeschichte, Praktika und Reisen zeigen. So bringt Nr. 575 eine Biographie des Passauer Domherrn Rupert v. Mosheim, jenes Zeitgenossen Luthers, der nicht geringe Lust gezeigt hatte, in Süddeutschland als selbständiger Reformator des Kirchenwesens aufzutreten, aber im Kerker endete. Unter dem Schlagworte „Lesebuch" bietet das Anonymen-Lexikon nicht bloß die bekannten Schullehrmittel verzeichnet, wie sie seit Eberhard v. Rochow (1776) genannt wurden, sondern auch die im Sinne der früheren Zeit „Lesebuch" genannten Unterhaltungsbücher für Jung und Alt und Jugendschriften. Bei den letzteren tritt die geradezu verblüffende Fruchtbarkeit mancher Jugendschriftsteller, z. B. G. W. Becker und H. Meynier, deutlich zu Tage.

Ebenso wertvoll für den Kulturgeschichtsforscher ist das Verzeichnis der anonymen Reise- und Robinson-Literatur.

Bei Nr. 2641: „Oberdeutsche Allgemeine Literaturzeitung" rechtfertigt die literargeschichtliche Bedeutung dieser Zeitschrift eine kurze Ergänzung. Diese Literaturzeitung war eine der wenigen, die nicht bloß lokale Verbreitung fanden; sie bildete das Organ der süddeutschen Aufklärungspartei und war als Konkurrenzunternehmen gegen die Jenaische Literaturzeitung gegründet worden. Unter ihre durch ganz Deutschland zerstreuten 80 Mitarbeiter zählten u. a. die Gelehrten M. Sailer, Oberthür, Feder u. a.; ihre Auflage überstieg 1000 Exemplare. Sie erschien 1788—1799 in Salzburg, begründet durch den Exjesuiten Lorenz Hübner und den Benediktiner Augustin Schelle; letzterer zog sich bald zurück und Hübner führte die Leitung allein, bis er 1799 nach München zurückberufen wurde, weshalb für den Rest des Jahres sein Mitarbeiter Josef Wismayer Schriftleiter wurde. Seit 1800 erschien sie in München, bis zu Hübners Tode (1807) von ihm, dann mit abnehmender Bedeutung bis 1816 von anderen geleitet. Goethe hat diese Zeitschrift, die am Xenienkampfe nicht unrühmlichen Anteil nahm, seiner Aufmerksamkeit gewürdigt, Jean Paul sie im „Leben Fibels" (als 5. Literaturzeitung Deutschlands) „ein 5. Rad, das erträglich rädert", genannt, Ed. Boas ihr in seinem Werke über den Xenienkampf ein eigenes Kapitel gewidmet.

So bringt der 25 Bogen umfassende 3. Band des Anonymen-Lexikons wieder eine Fülle des literargeschichtlichen und kulturhistorischen Stoffes, der zur Bearbeitung einladet. Noch harrt der beiden Herausgeber eine mühevolle Arbeit bei dem nun beginnenden Drucke des Schlußbandes und den Vorarbeiten für den Ergänzungsband, den ein so großes Unternehmen als erster Versuch dringend bedarf. Hoffen wir, daß ihre Kräfte dabei nicht vorzeitig erlahmen!

Klosterneuburg. H. F. Wagner.

Neues deutsches Rechtschreibwörterbuch. Mit Rechtschreibregeln, kurzen Wort- und Sacherklärungen, Verdeutschungen der Fremdwörter und sprachlichen Winken aller Art. Auf Grund der neuen, gemeindeutschen Rechtschreibung nach der Einheitsschreibung des Buchdrucker-Duden bearbeitet von Dr. Johann Weyde. Zweite, verbesserte Auflage. Mit etwa 50.000 Stichwörtern. Leipzig und Wien, G. Freytag u. F. Tempsky 1904. 249 SS.

Die erste Auflage von Weydes Wörterbuch wurde im Jahrgange 1902 dieser Zeitschrift (S. 277 ff.) von Muth, im Jahrgange 1903 (S. 131 ff.) von Lunzer besprochen. Die wichtigsten Neuerungen in der zweiten Auflage betreffen die Auswahl der Wörter und die Rechtschreibung.

Viele deutsche Ableitungen und Zusammensetzungen wurden ausgeschieden, um für neue deutsche Stammwörter, besonders aus den Mundarten, und für neue Fremdwörter und deren Verdeutschungen Raum zu schaffen. Der Verf. hätte aber noch weiter gehen können. Kann denn z. B. die Schreibung von absprechen, aussprechen, besprechen, durchsprechen, freisprechen, fürsprechen, lossprechen, nachsprechen, versprechen, vorsprechen, zusprechen irgendwie zweifelhaft sein? Und wer Beschwichtigung und Hofrat richtig zu schreiben vermag, wird doch des Beschwichtigungshofrates nicht bedürfen?

Die Aufnahme kräftiger und treffender mundartlicher Wörter ist gewiß nur zu billigen; aber es müßte planmäßig vorgegangen werden. Aus den Schriften Storms, Mörikes, Roseggers u. a. wäre da noch viel zu gewinnen. Dagegen ist die Aufnahme niedriger oder studentisch derber Wörter wie Extrawurst, bekohlen, Bierverschiß, Schwof von recht zweifelhaftem Werte.

Statt der Vermehrung der Fremdwörter wäre eine Verminderung erwünscht gewesen. Wer spricht wohl heutzutage von Abalienation, Abduktion, Innovation, Resumtion? Auch auf hebräische Wörter wie Dalles, Goi, Machsor, Mischpoke, Peie, Schmu, Schote würde man gerne verzichten.

In den Verdeutschungen und Erklärungen der Fremdwörter ist Weyde nicht immer glücklich. Bei Anilin findet sich die Bemerkung: chemischer Grundstoff. In K. Erbes Wörterbuch, dem Weyde häufig folgt, heißt es: Grundstoff zur Herstellung der sog. Anilinfarben. Das Wort Arachniten wird durch Steine, Attika als Fachwort der Baukunst durch Aufsatz, Moxa durch Brennkegel erklärt. Der Unkundige wird nach der Erklärung so klug sein wie zuvor. Die Verdeutschungen: schaudrig für chokant, Kunstweiser für Cicerone, Denkmal (ohne Toten) für Kenotaphion, Schachtelmus für Marmelade, Königstreue für Monarchismus, Belagerungstruppen für Okkupationstruppen, feierliche Erklärung für Pronunziamento, ägyptische Spitzsäule für Pyramide u. a. sind teils unrichtig, teils wenigstens kein vollwertiger Ersatz für die Fremdwörter.

Zur Erheiterung soll es wohl dienen, wenn Automobil durch Schnauferl, Bonbon durch Zuckerle, Gutsel, Gutlein, Formalist

durch Umstandsmeier, Germanist durch Deutschmeier, Disputierer durch Streithansel, Kosmopolit durch Allerweltsdusler, Philolog durch Sprachler, photographieren durch abblitzen wiedergegeben wird.

Desinfektion wird von Weyde anders verdeutscht als Desinfizierung; anderseits sollen die Fremdwörter Kardinalzahl, Minuend und Multiplikand durch Grundzahl ersetzt werden und Dionysius wird ebenso wie Dionysos durch Weingott erklärt.

Unter den im Trivium und Quadrivium zusammengefaßten sieben freien Künsten wird die Grammatik zweimal genannt, die Geometrie fehlt.

Werden mehrere Verdeutschungen eines Fremdwortes gegeben, so sollte von der Grundbedeutung ausgegangen werden. Bei W. ist die Abfolge oft willkürlich; siehe z. B. die Wörter appetitlich, Entrée, Equipage, Konstitution. Ein und das andere Fremdwort bleibt unerklärt, so demotische Schrift, Dysurie, Lungenödem, Mameluck. Die Angaben über die Herkunft der Fremdwörter sind nicht immer verläßlich. Rachitis (sic!) bezeichnet zwar die „englische“ Krankheit, stammt aber nicht aus dem Griechisch-Englischen.

Zu seltenern deutschen Wörtern werden Erklärungen bald gegeben, bald nicht. Ausdrücke wie ablaschen, anranzen, anschalmen, einbansen, Gespilde, Heuerbas, hummen, Kittfuchs, kneißen, scharlenzen sind nicht jedem Deutschen ohne weiteres verständlich.

Wenn freilich abschwarten durch „die Wahnkante beseitigen“ erklärt wird, dürfte die Bedeutung des Wortes so manchem Leser nicht klarer geworden sein. Anfechtbar sind die Erklärungen von Armbrust durch Bogenwurfgeschoß, Fratz durch ekelhafter Mensch, meiner Sechs (S. 139) als Umbildung von „meiner Drei — Treu“, Schmarren durch Eierspeise u. a.

In der Rechtschreibung wird „möglichste Folgerichtigkeit und Einheitlichkeit“ angestrebt. Ja, der Verf. erklärt, daß er nur Einheitsschreibungen bringe und hierin noch über sein Vorbild, den Buchdrucker-Duden, hinausgehe. Sieht man genauer hin, so findet man doch manche Schwankungen. S. 10 der achte, am achten (eines Monats), aber S. 63 der Erste, S. 131 der Letzte eines Monats. — S. 10 ein achtel Zentner und Achtelzentner. — S. 11 „Er ist in den achtzige(r)n“, aber „in die Achtzig kommen“. — S. 15 ambrosianischer Lobgesang, aber S. 22 Athanasianisches Glaubensbekenntnis. — S. 14 „allerart“ als einzige Schreibung, aber auf dem Titelblatte „aller Art“. — S. 23 aufsehenerregend, aber S. 199 als Verdeutschung von sensationell: Aufsehen erregend; vgl. S. 42 Schwindel erregend als Erklärung zu damisch, aber S. 197 schwindelerregend. — S. 85 ins Gleiche bringen, aber S. 180 ins reine bringen. — S. 111 Kartonnage, aber kartonieren. — S. 115 Klub, aber Klubbist. — S. 141 Millenium und Milleniumsfeier, aber S. 46 Dezennium, S. 176 Quinquennium. — S. 188 Wachholder als Erklärung von Sadebaum, S. 198 Sebenbaum: Wachholderstrauch, aber S. 238 Wacholder.

Manches mag bloßes Versehen sein, wie wenn S. 9 abpatroullieren, S. 159 patrouillieren, S. 12 Akkreszens, S. 124 Kreszenz: Ertrag geschrieben wird. Hieher gehört wohl auch die seltsame Einheitsschreibung auf S. 186 unter dem Stichworte rot: die Rote Internationale, Korah.

An Druckfehlern mangelt es auch sonst nicht: Aplomp, Genralisation, horrible dictu, Kärtner und kärtnerisch, kaput als Erklärung von kapores, Konditonierung, Achsenkranz als Verdeutschung von Koordinatensystem, Neaolitaner, erzielich als Verdeutschung von pädagogisch, Pfröfling, Phthysis, Rehabilierung, Rizophoren, Terra die Siena u. a. Der Verf. wird also gut daran tun, das Buch, dem übrigens trotz der berührten Mängel die Verwendbarkeit nicht abgesprochen werden soll, vor einem Neudruck recht sorgfältig durchzusehen.

Graz. L. Lampel.

Englische Unterrichtsbücher.

Foelsing-Koch, Lehrbuch der englischen Sprache. I. Teil. Elementarbuch der englischen Sprache, neu bearbeitet von Prof. Dr. John Koch, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium zu Berlin. 30. Aufl. Ausgabe *B*. Hamburg, Henri Grand 1904. 218 SS. Preis geb. Mk. 2·10. — Teil IV. Schulgrammatik der englischen Sprache nebst einer Synonymik und Übungsstücken, bearbeitet von Prof. Dr. John Koch. 2. verb. und verm. Aufl. Hamburg, Henri Grand 1905. 267 SS.

Das „Elementarbuch" bringt in 25 Kapiteln das Wichtigste aus der englischen Formenlehre sowie aus der Syntax des englischen Verbs, enthält also den grammatischen Lehrstoff für die Unter- und Obertertia der deutschen Realgymnasien. In jedem Kapitel folgen auf den grammatischen Teil zwei englische Lesestücke, an die sich deutsche Übungssätze und englische Fragen anschließen. Merkwürdigerweise hängen die Lesestücke mit dem in dem betreffenden Kapitel vorgeführten Lehrpensum gar nicht zusammen. So beginnt die Grammatik, wie üblich, mit „Artikel, Deklination und Adjektiv". Die beiden dazu gehörigen Stücke *Fred's Purse* und *John's Lessons* enthalten aber schon die Imperfekta *was, gave, asked, answered,* das Perfekt *have you done,* das Plusquamperfekt Konjunktiv *you might have written,* das durative Präsens *are you going,* die Frageformen *do you know, did give,* das Adverb *carefully* usw., also lauter Dinge, die erst viel später dem Schüler erklärt werden und die er vorläufig nur als Vokabeln lernen muß. Naturgemäßer wäre es gewesen, wenn der Verf. an die Spitze jedes Kapitels nicht das Paradigma, sondern das Lesestück gestellt und daraus den entsprechenden grammatischen Lehrstoff abgeleitet hätte. Im allgemeinen muß man sagen, daß die Darbietung und

Fassung der grammatischen Regeln durchaus korrekt ist und dem jetzigen Sprachgebrauch entspricht.

Nur einige wenige Ausstellungen mögen hier vorgebracht werden: S. 34 „Das entferntere Objekt (d. h. der Dativ!) wird nur in diesem Falle (d. h. wenn es dem näheren nachgesetzt wird) durch die Präposition *to* bezeichnet“. Gegen diese Regel sprechen Sätze wie „*The United States of America will pay to bearer one dollar in coin*“. — S. 86. Zu den Indefinita ist zu bemerken, daß neben *each* auch das substantivische *each one* vorkommt und daß die Zusammensetzungen *no one, some one, any one* auch adjektivisch gebraucht werden können. — S. 102. Nach den Verben *to feel, to find, to bid* kann auch der Accusativ mit dem präpositionalen Infinitiv stehen. — S. 115. Zu den Verben, welche im Aktiv den doppelten Accusativ, im Passiv den doppelten Nominativ bei sich haben, zählt der Verf. auch *to regard,* obwohl weder er davon ein Beispiel gibt noch auch in anderen Grammatiken Beispiele davon zu finden sind. Tatsache ist, daß *to regard* jetzt nur selten in der Bedeutung „ansehen als“ vorkommt und dann stets vor dem Prädikatsnomen die Konjunktion *as* verlangt.

Eine sehr praktische Zugabe zu dem methodischen Teil des Buches sind die Stoffe zu Sprechübungen *(Materials for Conversation),* welche englisch und deutsch abgefaßt sind und in 20 kleine Stücke, von denen jedes irgend ein für Lehrer und Schüler naheliegendes Thema behandelt, zerfällt (S. 130—146). Vokabelverzeichnisse zu den Lesestücken (S. 148—177), zusammenhängende deutsche Übungsstücke, teils Umformungen, teils Erweiterungen der englischen Stücke (S. 178—189) sowie ein alphabetisches Verzeichnis der in dem Buche vorkommenden englischen und deutschen Wörter (S. 190—218) beschließen das Buch.

Der Druck ist korrekt; nur auf S. 26 ist in *kills-s* das erste *s* zu streichen.

Die 2. Auflage der „Schulgrammatik“ unterscheidet sich von der im Jahre 1894 erschienenen ersten Auflage dadurch, daß das Kapitel über die Aussprache um die zwei Abschnitte „Betonung“ und „Aussprache im Satze“ bereichert, die Zahl der deutschen Übungsstücke vermehrt und auch die Syntax insofern erweitert wurde, als jetzt schärfer veraltetes von modernem Englisch, Poesie von Prosa geschieden wird. Trotz der sorgfältigen Überarbeitung haften dem Buche noch einige Mängel an, die ich im folgenden hervorheben will. S. 31. Die Namen der Jahreszeiten und Tage verhalten sich in Bezug auf Setzung und Weglassung des Artikels nicht ganz wie die Monatsnamen, da bei jenen auch ohne Determination der Artikel stehen kann, was bei den letzteren nicht der Fall ist. — S. 34. Das artikellose Wort *town* steht nicht nur für London. — S. 36. Wenn Zahl- und Maßangaben zu [illegible] Maßeinheit in Beziehung gebracht werden, so kann im [illegible] im Deutschen, der bestimmte Artikel stehen.

New English Grammar, Part. II (Oxford 1898), § 2046: „*The definite article is also used: two shillings the pound.* — S. 37. Der unbestimmte Artikel tritt auch hinter *no, still* + Komparativ, z. B. *no less a personage, still worse a puzzle.* — S. 43. Neben *wages* kommt auch der Singular *wage* vor; die Singulare *lodging* und *tiding* sind nicht gar so „selten". — S. 53. In „*to prove* sich erweisen als" ergänze „*oneself*" nach „*prove*"! Ebenso ist entweder „*to show oneself* sich zeigen als" oder „*to show* zeigen als" zu setzen. — S. 62. Zu den substantivisch gebrauchten Adjektiven gehört auch *dear!* — S. 74. Die Personalia fallen nicht nur „im Satzinnern" vor dem verstärkenden Reflexivpronomen fort. — S. 94. Die Form *ain't* ist dem Schüler ausdrücklich als vulgär zu bezeichnen. — S. 96. Das Verb *to submit* kann das Reflexiv geradeso wie *to surrender* zu sich nehmen. — S. 104. In Objektsätzen, deren Subjekt dieselbe Person bezeichnet wie das Subjekt oder Objekt des Hauptsatzes, steht neben *shall, should* auch *will, would.* Vgl. C. T. Onions, *An Advanced English Syntax* (London 1904), p. 137: „*But it is also possible to say 'He was afraid he would be drowned', with no difference of meaning*". — S. 110. Nach *lest* steht auch *may, might.* Vgl. Onions, a. a. O. p. 56: *I eat lest I should (or may) die*". — S. 115. Zu den Verben der Wahrnehmung ist zu bemerken, daß *behold* poetisch ist und daß *perceive* jetzt nur mit dem Infinitiv mit *to* gebraucht wird. Der Infinitiv mit *to* nach *to bid* kommt nicht nur „in älterer Sprache" vor, sondern ist ganz modern. — S. 118 f. In Beispielen wie *I was roused by the castle clock striking one* ist die Form auf *-ing* kein Gerundium, sondern Partizip! — S. 126. Zu den Adverbien, die adjektivische Form haben, gehört auch *sweet;* z. B. *this flower smells sweet.* Außerdem wiederholen sich in der „Schulgrammatik" die oben im „Elementarbuch" bemängelten Irrtümer.

Abgesehen von den aufgezählten Mängeln, die in der nächsten Auflage leicht zu beheben sind, ist das Buch verständnisvoll und praktisch angelegt und eignet sich vortrefflich für die Oberstufe aller höheren Lehranstalten. Der Druck ist korrekt; mir sind nur folgende Versehen aufgefallen: S. 29 *litterature,* S. 38 *quiter ather* st. *quite, rather,* S. 96 *recollet* st. *recollect.*

First Steps in English Conversation. Based on the Intuitive Method and Descriptive of Daily Occurrences in the Life of an English School Boy by Arthur Lindenstead, B. A., Master of English at Berlin. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing 1904. VIII und 145 SS.

Während die meisten Gesprächsbücher für erwachsene Personen und zum Selbstunterricht eingerichtet sind, ist das vorliegende Büchlein vorzugsweise für Schüler bestimmt, indem es einen Lese- und Gesprächsstoff über alle Vorfälle enthält, die ein Knabe im Alter von 13—16 Jahren in der Schule, zu Hause, in der Stadt

usw. erleben kann. Die ersten „vorbereitenden Übungen" bringen eine Analyse der gewöhnlichsten Handlungen, wie des Gehens, Kommens, Türöffnens und -schließens, Lesens, Schreibens usw. nach der Methode Gouins. So lehrreich auch solche, selbst die kleinsten Details berücksichtigenden Analysen sind, so kann doch nicht verschwiegen werden, daß die fortwährende Nennung derselben Bewegungen ermüdend wirkt; außerdem wirkt die Aufzählung der beim Essen und Trinken vorkommenden Bewegungen abstoßend und die Details des An- und Auskleidens sind sogar für die Schule höchst unpassend. Die Sprache der Texte ist das heute von den Gebildeten gesprochene *Colloquial English*. In dieses haben sich manche Ausdrücke und syntaktische Nachlässigkeiten der Vulgärsprache eingeschlichen: S. 15 *He ... sticks the lunch into one of his pockets;* S. 19 *Some of the boys have read too slow, others again not distinct enough;* S. 46 *a half an hour*, S. 47 *a half a dozen*, S. 78 *a half a pound*, S. 83 *a half a crown;* S. 85 *At length he is done cutting the hair*. Interessant ist der Neologismus *onto:* S. 36 *John steps onto the platform*. In der Stelle *Cross passes the towel across the customer's face to remove any hairs that might have fallen down* (S. 85) wäre *may* dem *might* vorzuziehen. Der Druck ist korrekt; nur wenige Versehen sind stehen geblieben (S. 28 *Heny*, S. 101 *asterik*, S. 131 *she parlour*).

An English Reading-Book for Advanced Pupils, by J. A. Bruins, teacher at Amersfoort. Groningen, P. Noordhoff 1904. VIII und 191 SS. Preis geh. *F* 1·25, geb. *F* 1·50.

Dieses für vorgerückte Schüler bestimmte Lesebuch enthält folgende Bruchstücke aus modernen englischen Romanen: I. III. *The Disagreeabe Man* aus „*Ships that pass in the Night*" von Beatrice Harraden (S. 1—5, 9—25), V. *The Yorkshire Schoolmaster* aus *Nicholas Nickleby* von Dickens (S. 35—49), II. VI. *A Scene immediately after the Explosion of Mount Vesuvius* (S. 5—9, 50—52) aus *The Last Days of Pompeii* von Bulwer, VII. *After the Funeral* (S. 98—100) und XII. *Among the Coiners* (S. 93—100) aus *Night and Morning* von Bulwer, X. *A Memorable Birthday* (S. 71—84) aus *David Copperfield* von Dickens, XIII. *Concerning the pleasant Old Gentleman and his hopeful Pupils* (S. 101—110) und XX. *Oliver becomes better acquainted with the Characters of his new Associates* (S. 165—172) aus *Oliver Twist* von Dickens, XIV. *A Burglary* (S. 111—119) aus *The Children of the New Forest* von Marryat, XV. *On the River near Reading* (S. 120—127) aus *Three Men in a Boat* von Jerome K. Jerome, XVI. *A Great Surprise* (S. 129—136) aus *Little Lord* [illegible] von F. H. Burnett, XVII. XVIII. *Little Nell* aus *The* [illegible]*sity Shop* von Dickens (S. 137—152). Von ältere[illegible]

sind nur Swift's „*Gulliver's Travels*“ und Goldsmith' „*Vicar of Wakefield*“ mit je einer kleinen Probe berücksichtigt. Außerdem sind zwischen den Prosastücken kleine Gedichte verschiedener Autoren eingestreut. Die vom Herausgeber getroffene Auswahl kann im großen ganzen gebilligt werden; XII. XIII. XV. XX. sind für die Schule ungeeignet, da sie häßliche und die jugendlichen Leser allzu aufregende Szenen vorführen.

Die Texte sind durchweg von erklärenden Fußnoten in englischer Sprache begleitet; hie und da wird auch auf ein Wort oder eine Redensart des Holländischen angespielt. In Bezug auf die grammatischen Erklärungen ist folgendes zu bemerken: S. 14. Das reflexive Pronomen wird nicht nur als Teil eines Subjekts, sondern auch als selbständiges Subjekt gebraucht (vgl. Zeitschrift für das Realschulwesen, XX. Jahrg., S. 132 f.). — S. 17. Bei den Namen der Mahlzeiten *breakfast, lunch, dinner, supper* wird bezüglich der Setzung oder Auslassung des bestimmten Artikels nicht unterschieden, ob sie bloß die Zeit oder das Mahl selbst bezeichnen. — S. 27, 28. Die Konstruktion in „*wisdom bids us to conform to our humble situation*“ und „*yet never saw I the righteous man forsaken*“ (aus Goldsmith) ist vollkommen korrekt, wenn man bedenkt, daß der Text dem XVIII. Jahrhundert angehört und übrigens der Stil in den angeführten Stellen absichtlich gewählt ist. — S. 71. Auch das Dickenssche „*he was going away at the end of the half-year*“ ist vollkommen sprachrichtig und braucht nicht durch „*he was going to leave*“ ersetzt zu werden.

Der Druck hätte etwas sorgfältiger überwacht werden können; ich habe folgende Versehen gefunden: S. 4 *I* st. *If,* S. 18 *wispered,* S. 20 *ary* st. *are, swiss* st. *Swiss,* S. 25 *bij* st. *by,* S. 30 *whith,* S. 80 *wich,* S. 82 *judgement,* S. 90 *ont* st. *out,* S. 106 *addres-sing* st. *adress-ing,* S. 126 *figt,* S. 165 *for two a* (st. *or*) *three days.*

Das Buch schließt mit einem ausführlichen Register jener Worte, Phrasen und grammatischen Regeln, die in den „Anmerkungen“ erklärt werden.

An English Reader for Commercial Schools & Colleges selected from "Hooper & Graham, Modern Business Methods" and annotated by A. de Froe, Leeraar a. d. H. B. S. met 3 j. C. en daaraan verbonden Handelsklasse; Arnhem. Groningen, P. Noordhoff 1904. Preis geh. *F* 1·25, geb. *F* 1·50.

Der Titel dieses Buches ist insofern nicht richtig gewählt, als wir es nicht mit einem eigentlichen — nach unseren Begriffen eingerichteten — Lesebuch, sondern mit einem Lehr[illegible] tun haben, das den Handelsbeflissenen über alle Zweig[illegible] schäfts-, Bank- und Versicherungswesens in England [illegible] ihn so in den Stand setzt, die Korrespondenz eines k[illegible]

Geschäftshauses mit englischen Firmen und Gesellschaften in verständnisvoller Weise zu führen. Der Inhalt ist aus folgenden Kapitelüberschriften ersichtlich: I. *The Trade & Commerce of the United Kingdom*, II. *The Purchase & Sale of Goods*, III. *Mercantile Firms & Companies*, IV. *The Stock Exchange*, V. *Money*, VI. *Banks & Banking*, VII. *Cheques*, VIII. *Bills of Exchange*, IX. *Market Reports*, X. *Insurance*, XI. *Marine Insurance*, XII. *Method of obtaining payment from a Bankrupt's Estate.* — An diesen Text schließen sich die „*Notes*" (S. 147—176), die, ebenso wie jener, ausschließlich in englischer Sprache geschrieben sind. Sie erklären nicht nur seltenere Wörter durch bekanntere (z. B. *to denote = to signify, to mean; to designate = name; commodities = merchandise*), sondern umschreiben auch schwierigere Konstruktionen durch einfachere (z. B. *this item is estimated to amount to = it is thought that this item comes to*).

Das inhaltreiche und geschickt zusammengestellte Buch wird nicht nur an holländischen, sondern auch in anderssprachigen Handelslehranstalten des Kontinentes gute Dienste leisten.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Französisches Lesebuch für die oberen Klassen der Realschulen, Gymnasien und Mädchen-Lyzeen von J. Fetter und Dr. K. Ullrich. Mit 36 Abbildungen im Text und als Anhang. VIII u. 479 SS. Dazu Kommentar. 86 SS. Wien, Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn 1905.

Dieses den Abschluß des bekannten Fetterschen Lehrganges bildende Lesebuch ist nach Literaturgattungen geordnet und gliedert sich in folgender Weise: I. *Biographies* (14 Nummern, S. 1 bis 25); II. *Narrations* (14 Nrn., S. 26—120); III. *Histoire* (18 Nrn., S. 121—236); IV. *Géographie, Genre descriptif* (13 Nrn., S. 237—283); V. *Genre didactique* (14 Nrn., S. 284 bis 332); VI. *Genres oratoire et épistolaire* (30 Nrn., S. 333—357); VII. *Poésie épique et lyrique* (53 Nrn., S. 358—419); VIII. *Poésie dramatique* (5 Nrn., S. 420—466), woran sich anhangsweise *Notices biographiques* (S. 467—479) schließen. Es bietet also dieses Lesebuch, welches dem Schüler auch noch ästhetische und ethische Begriffe zu vermitteln (Nr. 10 unter V.: *Du vrai, du beau et du bien*) und ihn in die Volkswirtschaftslehre einzuführen strebt (Nr. 11, gleichfalls unter V.: *L'économie politique à l'école*), einen ziemlich reichen Inhalt. Doch haben die Verff., damit der Schüler Gelegenheit hat, sich länger mit demselben Schriftsteller zu beschäftigen und so tiefer in ihn einzudringen, die Zahl derselben möglichst zu beschränken gesucht. Schaut also damit das Lesebuch gleichsam nach vorwärts, indem es auf die Lektüre ganzer Werke vorbereitet, so blickt es anderseits auch nach rückwärts, indem es, zum Teil wenigstens, wie auf der Mittelstufe, zugleich auch Übungsbuch

ist. Es sind nämlich den Lesestücken der beiden ersten Abschnitte wie auch den beiden obenerwähnten unter V. auf den Inhalt bezügliche Fragen, wie auch mannigfache Aufgaben grammatischer und lexikalischer Natur angehängt, was als eine bei der Kürze der Zeit gewiß dankenswerte Unterstützung des Lehrers betrachtet werden muß. Ebenso kommt den didaktischen Bedürfnissen des letzteren der nach Jahrgängen geordnete Lehrplan entgegen. Indem nun die Verff. auch noch großenteils bisher unbenutzte Stoffe Lehrzwecken dienstbar machten, wobei sie die Prosa des 19. Jahrhunderts in hervorragendem Maße heranzogen und den Text durch Beigabe von Abbildungen erläuterten, haben sie ein modern anmutendes Lesewerk geschaffen.

Nur in einer Hinsicht scheinen uns die Verff. nicht glücklich gewesen zu sein: in der Darstellung des literarhistorischen Stoffes. Darüber, daß die Literaturgeschichte überhaupt nicht als ein abgerundetes Ganzes erscheint (für das 17. Jahrhundert bietet wohl das Bruchstück aus Voltaires Le Siècle de Louis XIV. einigen Ersatz), wollen wir mit den Verff. nicht rechten. Doch hätten wenigstens die biographischen Notizen literarischer Größen nicht auseinandergerissen werden sollen, indem ein Teil derselben unter die „Biographies“ eingereiht ist, mit denen das Buch beginnt (Montaigne, Descartes, Corneille u. a.), ein anderer als „Notices biographiques“ das Buch schließt. Freilich wird hier auf diese vorderen Biographien verwiesen; doch nicht konsequent: denn auf V. Hugo ist im Anhang überhaupt vergessen worden. Dafür wird Voltaire — man weiß nicht warum — an beiden Orten behandelt. Aber diese beiden Voltaire-Biographien sind nicht einmal einheitlich redigiert; denn auf S. 23 heißt es: *Voltaire fit d'abord un poème épique, la Henriade, puis des tragédies, dont les principales sont: Œdipe* . . . ., und S. 471: *Voltaire débuta au théâtre à vingt-quatre ans, par la tragédie d'Œdipe. Durant un séjour de trois ans en Angleterre, il publia la Henriade,* womit also zu der äußeren Zerrissenheit des Stoffes auch noch ein sachlicher Widerspruch tritt.

Dagegen macht der Kommentar durchaus den Eindruck einer sorgfältigen Arbeit. Er gibt Sach- und Worterklärungen. Auch die Aussprache seltener Wörter und Eigennamen wird angegeben; daher wäre auch (S. 6) *Richelieu,* dessen Aussprache in Wörterbüchern oft falsch angesetzt wird, nicht zu übergehen gewesen. In *Montaigne,* dessen Aussprache der von *montagne* gleichgesetzt wird (S. 5), wird jetzt fast allgemein unter dem Einfluß der Schreibung der dem *ai* entsprechende Laut eingesetzt; so auch Rousselot, *Précis de la prononciation franç.*, S. 124 und 165. Eine Ungenauigkeit ist ebenda (S. 5 zu S. 91) zu verzeichnen, indem *se porter contre* gleichgestellt wird *aller.* Hier ist natürlich *contre* wegzulassen oder in Klammern zu setzen, umsomehr als dann Beispiele für *se porter sur, se p. à* (und nicht für *se p. contre*) folgen.

Sonst aber dürften Lesebuch und Kommentar ihrem Zweck vollkommen entsprechen und mit viel Nutzen beim Unterricht verwendet werden.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Ad. Bachmann, Österreichische Reichsgeschichte. Geschichte der Staatsbildung und des öffentlichen Rechtes. Ein Lehr- und Handbuch. Prag, Rohlíček u. Sievers 1904. 428 SS. Preis 7 K.

Es ist viel schwieriger, ein gutes Lehrbuch als eine ergebnisreiche wissenschaftliche Arbeit zu schreiben. Die Aufgabe, ein Lehrbuch zu verfassen, ist in der Regel auch undankbar. Die darauf verwendete geistige Arbeit wird häufig unterschätzt, die sachlichen, formellen und pädagogischen Schwierigkeiten werden nicht gewürdigt. Was noch fehlt, besorgt ein Heer geschäftiger Kritiker und „Ratgeber". Bei aller Einsicht in diese Verhältnisse und bei der dadurch bedingten Vor- und Nachsicht im Urteil wird man bestimmte ideale Forderungen immer stellen müssen, auch wenn es sich um ein „für Hochschüler" bestimmtes „Lehr- und Handbuch" wie dasjenige B.s handelt.

Der Verf. erklärt, daß er nicht den Zweck verfolge, „die Ansprüche der gelehrten Welt an eine österreichische Reichsgeschichte zu befriedigen", weil eine solche „heute nach dem Stande der Vorarbeiten noch nicht geschrieben werden" könne. Er versichert uns, daß er bestrebt gewesen sei, „durch Verwertung der neuen Forschungsergebnisse und namentlich eine sorgsame Revidierung des Textes die Brauchbarkeit des Buches zu erhöhen".

Wenn man von den vermehrten Literaturangaben und von den Anmerkungen absieht und nur den Text der ersten Auflage mit demjenigen der zweiten vergleicht, so findet man, daß die Veränderungen, im ganzen genommen, gering und mehr stilistischer als inhaltlicher Natur sind. Die einzelnen Paragraphe sind im allgemeinen nicht zu lange geraten und von ziemlich gleichem Umfange. Auch die Übersicht ist gut, wenn auch die Einteilung im einzelnen hin und wieder angefochten werden könnte. Die für die Übersicht in einem Lernbuche so wichtige Verschiedenheit der Lettern ist nicht immer konsequent durchgeführt. Man beachte auf S. 209 und 226: „*A*. Geschichte der Staatsbildung" und „*B*. Geschichte des öffentlichen Rechtes 1500—1740", oder auf S. 307, 323 und in der Gesamtübersicht S. 430: „*a*) Die Verwaltungsänderungen der Kaiserin Maria Theresia" und „*b*) Die Verwaltungsänderungen des Kaisers Joseph II." Was die Hauptabschnitte betrifft, so wird sich über ein Mehr oder Weniger des Darzubietenden in unserem Falle schwerlich völlige Übereinstimmung erzielen lassen. Es wäre dies auch nicht nötig. Dasselbe gilt von dem Verzeichnis der Literatur, das jedem einzelnen Paragraphen voran-

gestellt ist und das wegen des Zweckes des Buches auch nicht vollständig sein muß. Weil die Zeitabschnitte nicht immer von gleicher Wichtigkeit sind, wäre es geradezu verfehlt, etwa den Grundsatz zu befolgen: für gleich große Zeiträume entsprechend gleicher Umfang der Hauptabschnitte. Vergleicht man indessen den II. Abschnitt „Aufbau des modernen Staates Österreich 1740—1792“ auf 80 SS. (295—375), ferner den III. Abschnitt „Die Zeiten des Absolutismus 1792—1860“ auf 45 SS. (375—420), endlich den IV. „Österreich als konstitutionelle Monarchie seit 1860“ auf 8 SS. (420—428), so muß eine derartige Ungleichheit doch Bedenken erregen. Den Inhalt der Verfassungsgesetze der Gesamtmonarchie mag ja der Studierende auf der juridischen Fakultät in anderen Vorlesungen kennen lernen; es kann dies aber nicht genügen. Man erschwert dem akademischen Bürger das Verständnis der modernen politischen Kämpfe, ja man macht es ihm unmöglich, wenn man die Geschichte der inneren Politik der Monarchie seit 1860 in einer Kürze behandelt, welche jetzt auch auf der Oberstufe der Mittelschule verboten ist.

Auf S. 425 lesen wir z. B.: „. . erfolgte erst die Sistierung der Verfassung durch Schmerlings Nachfolger (Graf R. Belcredi, 20. September 1865) und nach langen, durch den Krieg von 1866 unterbrochenen Beratungen der Ausgleich mit Ungarn mittelst Abmachungen, welche der ungarische Reichsrat (statt: Reichstag!) am 30. März (5. April Magnatentafel), der österreichische Reichstag (statt: Reichsrat!) am 20. November 1867 genehmigte. Schon zuvor (8. Juni) hatte sich Kaiser Franz Joseph zum König von Ungarn krönen lassen. Den Ausgleichsgesetzen zufolge werden die gemeinsamen Angelegenheiten durch gemeinsame Minister (des Auswärtigen, des Krieges und der Finanzen) besorgt und alljährlich von Delegationen des ungarischen Reichstags und österreichischen Reichsrats (je 60 Mitgliedern, 40 aus den Unter-, 20 aus den Oberhäusern) beraten und beschlossen. Das zugleich vereinbarte Quotengesetz über die jährlichen Beiträge zu den Gesamtausgaben (1867 Ungarn 30%, Österreich 70%), das Staatsschuldengesetz (Ungarn jährlich 30400000 fl. für Zinsen und Amortisierung) und das Zoll- und Handelsbündnis sollten nach je zehn Jahren erneuert werden.“ Dies und nicht mehr erfährt der Leser dieser Reichsgeschichte über den Ausgleich.

Inhaltlich Zusammengehöriges ist nicht immer gleich behandelt worden. Auf S. 64 wird erzählt, wie Steiermarks Südgrenze erreicht ward, und es wird von dem „Santal Kärntens“ gesprochen. Hiebei wäre es wohl nötig gewesen, etwa „(windische Mark)“ hinzuzufügen und als Anmerkung: „Dopsch, Ein Verzeichnis des Besitzes der Herzoge von Kärnten, Mitteil. d. öst. Inst. 1901“ zu zitieren. Weil der Erbvertrag von 1364 zweimal und der von 1404 einmal erwähnt wurde (S. 68, 212), so hätte auch der von 1366 mit seiner unveränderten Erneuerung von 1409 genannt

werden müssen, umsomehr als der Vertrag von 1366 den von 1364 veränderte. Bei Erwähnung der ältesten ungarischen Verfassungselemente (S. 199, 204, 207, 209) wäre es wohl angebracht gewesen auch anszuführen, daß die heute gesetzlich noch immer nicht definitiv beseitigte [1]) Gewalt des Palatins als Schützers der Rechte der herrschenden Nation in der goldenen Bulle von 1222 ihren Ursprung hat und daß die Richtung auf Ausgestaltung dieser Gewalt 1485 ihren gesetzlichen Abschluß gefunden hat. Auch wäre es nützlich gewesen gleichzeitig zu betonen, daß der vorwiegende Charakter der ungarischen Reichsversammlung bis 1848 der von Beschwerde(Gravaminal-)versammlungen gewesen ist, auf denen Beschwerden, Bitten, Forderungen manchmal eine Erledigung in gesetzlicher, für alle verbindlichen Form erhielten. Diese Versammlungen fanden trotz des Gesetzes von 1222 in der Regel nicht jährlich statt, weil die Könige und die mit ihnen meist durch gemeinsame Interessen verbundenen mächtigen Herren des Adels vor solchen Beschwerdetagen Scheu hatten. Schließlich wurde die Abhaltung von Triennalreichstagen wenigstens gesetzlich wiederholt artikuliert.

Man darf von einem guten Lehr- und Lernbuch immer fordern, daß das im Text Gebotene richtig sein müsse und Unsicheres als solches schon an der Vorsicht im Ausdruck erkannt werde. Die Fülle des Materials macht dies aber nicht immer möglich. Auf S. 128 heißt es z. B., daß der Kaiser Maximilian I. „zugleich Herr von Burgund" war. Diese Fassung ist zu dezidiert. Denn der Kaiser wurde von den Niederländern trotz einer Schenkungsurkunde seiner Gemahlin Maria von Burgund nie als Landesherr und nur für eine Zeitlang als vormundschaftlicher Regent seiner Kinder aus dieser Ehe anerkannt und sprach auch selbst nur mit Rücksicht auf diese Kinder von „Unseren Häusern Österreich und Burgund". S. 191 wird der polnische Prinz und ungarische König Wladislaw (I.) irrig „gleichfalls ein Enkel König Ludwigs des Großen" genannt. Aber weder war Hedwig, Ludwigs jüngere Tochter, die Mutter Wladislaws, noch war (was man aus dem voranstehenden „gleichfalls" deduzieren könnte) ihre Schwester Maria die Mutter der Elisabeth, der Erbin Ungarns und Gemahlin Albrechts II. (V.). S. 207 wird von „dem Drittel der 72 Komitate" als Einnahmsquelle des Ungarnkönigs gesprochen. Abgesehen von der Seltsamkeit der Fassung ist aber zwei Seiten vorher richtig mitgeteilt, daß zwei Drittel der Einkünfte aus den Komitaten dem Könige gehörten. Der Fehler auf S. 207 ist nach der ersten Auflage (S. 231) einfach wiederholt. S. 210 ist von dem Erbvertrag Kaiser Karls V. mit Erz-

[1]) Die Wahl eines Palatins ist nach dem Wortlaute des ungarischen Gesetzart. VII § 2 von 1867 bis zur Regelung seiner Kompetenz gegenüber dem ungarischen Ministerium nur „vertagt".

herzog Ferdinand von 1520 (statt 1521) die Rede, und der Verf. führt den Vertrag vom 30. Januar 1522 noch immer als echt an, obwohl schon aktenmäßig erwiesen ist, daß dieser Vertrag zur Täuschung der politischen Welt, besonders aber der Landstände von Tirol, Vorderösterreich und Württemberg fingiert und diesen mitgeteilt wurde (Turba, Geschichte des Thronfolgerechtes, Wien 1903, S. 157 ff., 165 f. Bachm. kennt dieses Buch, weil er es S. 74 zitiert, hat es aber nicht oder nicht ganz benützt). S. 229 hätte die böhmische Successionsurkunde von 1545 nicht nach einer fehlerhaften lateinischen Kopie, sondern nach dem deutschen Urtext, nach welchem der offizielle tschechische Text hergestellt wurde, benützt werden können (ebendas. S. 284, Anm. 1). S. 231 sagt der Verf., daß aus dem Testamente Ferdinands I. von 1532 der Wille des Königs, alle Länder ungeteilt auf einen Sohn zu vererben, klar zu erkennen sei. Hätte er den vollständigen Text lesen können, so würde er das Gegenteil selbst behauptet haben (ebendas. 167, 170, 289).

Manchmal ist die kurze und zusammenfassende Diktion geeignet, den Leser zu irrigen Vorstellungen zu verleiten. So, wenn es auf S. 84/85 heißt: „Schon in der Babenbergerzeit hatten auch die nicht regierenden Mitglieder der Fürstenfamilie den Herzogstitel geführt. Den Habsburgern kam er zufolge ihrer Belehnung zur gesamten Hand und Erhebung in den Reichsfürstenstand von rechtswegen zu.“ In dieser Allgemeinheit ist aber der Satz sicher unrichtig. Man vergleiche besonders die ersten Habsburgerzeiten Österreichs! In rechtlichem Sinne kann ferner auf S. 204 von „Eingriffen“ des ungarischen Reichstages in die äußere Politik König Wladislaws II. von 1492 bis 1504 nicht gesprochen werden, weil die Verfügung über den vakant werdenden Thron nur dem Reichstag zustand. Eher kann man von Mangel an Vertragstreue reden. Dieser hing aber teilweise mit dem jahrhundertelangen Kampf des Bauernadels mit dem Hochadel, der auch die Reichstage beherrschte, zusammen. Die Gesetze der Neunzigerjahre des XV. Jahrhunderts zeigen deutliche Spuren dieser Opposition und das Bestreben, trotz der mit dem Reichstagsbesuch verbundenen großen Kosten sich das 1222 garantierte Recht persönlichen Reichstagsbesuches wenigstens prinzipiell und gesetzlich nicht verkümmern zu lassen, weil man sich die Wahl zwischen diesem und Vertretung der Komitatsadelschaften durch Deputierte selbst vorbehalten wollte. Als der national gesinnte Kleinadel zahlreicher als früher persönlich erschien, wollte er nicht anerkennen, was die mächtigen Herren und die von ihnen meist beeinflußten Komitatsdeputierten 1492 beschlossen hatten. So scheint mir der dem Leser sonst unverständliche spätere Einwand der Nationalen gegen die „Rechtsverbindlichkeit der Friedensurkunde von 1491“ (S. 192, 204) erklärlicher. Auf S. 387 heißt es: „Als aber Österreich, durch die Haltung Sardiniens, das un-

ablässig in den österreichischen Provinzen schürte, veranlaßt, dieses 1859 mit Krieg überzog und Frankreich sich Sardiniens annahm, unterlagen die Österreicher . . ." Wie ist diese Zusammenfassung mit Cavours und Napoleons III. Bündnis zur Beraubung Österreichs und mit ihren bald folgenden Drohungen in Einklang zu bringen? S. 397 wurde aus der ersten Auflage der verwirrende Satz nachgedruckt: „Als Österreich 1805 seine Besitzungen in Schwaben und am Rhein bis auf Vorarlberg verlor, wurde dieses (als Kreis) mit Tirol vereinigt. Ebenso kam das damals erworbene Salzburg unter das Gubernium von Linz". Vermutlich meint der Verf. 1803. Diese Jahreszahl hätte schon auf S. 380 genannt werden können.

Erklärungen von Ausdrücken sollen wohl in der Regel dort gegeben werden, wo der Ausdruck zuerst erwähnt wird. Dies wurde übersehen bei Machland (S. 85), bei Kompaktaten (S. 158, 173). Daß die S. 144 erwähnte böhmische Königswürde von 1158 erblich sein sollte, sagt der Verf. erst S. 145; daß die Wladislawsche Landesordnung Böhmens 1500 erlassen wurde, erst S. 174 statt S. 60. Von der S. 222 erwähnten Zuweisung Tirols und der Vorlande an Erzherzog Ferdinand und dessen Mannesstamm hätte schon dort kurz gesagt werden können, daß sie 1630 definitiv wurde.

Nur zwei Druckfehler sind am Schlusse des Buches angeführt. Tatsächlich sind sie viel zahlreicher, so zahlreich wie in der ersten Auflage. Störend wirken aber nur solche wie: Ant*i*coronationalartikel statt Ant*e*coronationalartikel (S. 292); Sta*dt*rates st. Staatsrates (S. 310 im Titel!); Phillipp (S. 99).

Wien. Turba.

A. Fournier, Napoleon I. Eine Biographie. 2. Band. Napoleons Kampf um die Weltherrschaft. 2., umgearb. Aufl. Wien und Leipzig, Tempsky u. Freytag 1905.

Das vorliegende Buch, in erster Auflage vor siebzehn Jahren erschienen, gewann durch seine bei der knappsten Sachlichkeit angenehme Darstellungsweise viele Freunde. Es brauchen hier die sonstigen Vorzüge des Buches nicht nochmals betont werden; dagegen mag hervorgehoben sein, daß sich die bessernde und gestaltende Hand des Verf.s auf keiner Seite vermissen läßt, und daß, was vor allem verdienstlich ist, der Anhang mit den literarischen Anmerkungen eine ganz erhebliche Erweiterung erfahren hat. Dazu sind nun vor allem die Briefe Napoleons an Talleyrand, Champagny, die Stadions an Metternich, der Brief Friedrich Wilhelms III. an Lucchesini, die Mitteilungen aus Florets Journal und der Tilsiter Allianzvertrag zu rechnen.

Graz. J. Loserth.

W. Sievers, Asien. 2. Auflage. Mit 167 Abbildungen im Texte. 16 Kartenbeilagen und 20 Tafeln. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1904.

In ähnlicher Weise einer durchgreifenden Umgestaltung unterzogen, wie die bereits erschienenen Bände der zweiten Auflage von Sievers „Allgemeiner Länderkunde", erinnert in dem vorliegenden Bande nur mehr die Erforschungsgeschichte an den Text der ersten Ausgabe. An die Stelle der Behandlung des gesamten Erdteiles nach geographischen Begriffseinheiten trat auch hier die Zerlegung in geographische Einzellandschaften. In diesem Sinne wurde der Erdteil in West-, Nord-, Ost-, Zentral- und Südasien gegliedert. Innerhalb Vorderasiens findet sich die Wüstentafel von dem gefalteten Gebirgsgürtel geschieden. Unterabteilungen des letzteren sind Kleinasien, Armenien und Kaukasien einerseits, Iran anderseits. Ostasien wurde auf die Mandschurei, die Amurländer und Korea, auf China und auf die ostasiatischen Inselbogen verteilt. Das Schema der Einzelbehandlung ist wie in den übrigen Bänden: Bodengestalt und Gewässer; Klima, Pflanzendecke und Tierwelt; Bevölkerung, wirtschaftliche und politische Zustände. Das Karten- und Illustrationsmaterial wurde verbessert und erweitert. Neu eingefügt sind als farbige Tafeln der Tadsch Mahal bei Agra und der Große Ararat. Die Unterschrift des aus der ersten Auflage übernommenen Bildes des Tagalendorfes stimmt insoferne nicht mit dem Texte überein, als sie dem Vulkan Mayon 2530 *m* Höhe gibt. Die Kartenbeilagen erfuhren eine schätzenswerte Bereicherung, indem sie nicht bloß einen Einblick in die Entwicklung des Kolonialbesitzes gewähren, sondern auch die wirtschaftlichen Verhältnisse von China und Japan, von Britisch- und Niederländisch-Indien sowie von Sibirien veranschaulichen. Auch die beibehaltenen Karten zeigen durchwegs Weiterführung bis auf den neuesten Stand. Die Niederschlagskarten wurden leider nicht mehr in Farbendruck gebracht. Recht deutlich erhellt aus der Karte der Forschungsreisen in Zentralasien, was seit dem Erscheinen der letzten Auflage des Buches an Forscherarbeit geleistet wurde. Sie allein rechtfertigt schon die Umgestaltung des Werkes, das sich als durchaus verläßlicher Wegweiser durch den Erdteil den übrigen Bänden der Sieverschen Sammlung würdig an die Seite stellt.

Besonders wichtig ist das Verzeichnis der hauptsächlichsten Literatur über Asien, die bis zum Erscheinungsjahre berücksichtigt wurde.

Aufsess, Dr. Otto Freih. v. u. zu, Die physikalischen Eigenschaften der Seen. 4. Heft der „Wissenschaft", Sammlung naturwissenschaftlicher und mathematischer Monographien. 36 Abbildungen. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn 1905. 120 SS.

Der Verf. behandelt die Frage vom Standpunkte des Physikers. In den Vorbemerkungen ziemlich weit ausholend und mehr-

mals Dinge besprechend, die nicht spezifische Eigentümlichkeiten des Themas sind, befaßt er sich in vier Abschnitten mit der Mechanik, Akustik, Optik und Thermik der Seen. Seine recht lesenswerten Erörterungen verweilen mit besonderer Ausführlichkeit bei der Optik und der vom Verf. bereits in einer Münchener Dissertation aufgestellten Hypothese über die Farbe der Seen. Recht matt ist die Darstellung der Eisverhältnisse. Hinsichtlich der höheren Grundtemperaturen neigt er zwar der Uleschen Ansicht zu, daß sie lediglich auf Messungsfehler zurückzuführen seien, glaubt aber doch auch dem wachsenden Wasserdruck einen Einfluß auf das Steigen der Quecksilbersäule zuschreiben zu können.

Wien. J. Müllner.

Heinrich Liebmann, Nichteuklidische Geometrie. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung (Sammlung Schubert XLIX) 1905.

Die nichteuklidische Geometrie ist in der neuesten Zeit Gegenstand vielfacher Erörterungen gewesen, welche wichtige Erkenntnisse zutage förderten und die grundlegenden Arbeiten der ersten Forscher auf diesem Gebiete, wie Lobatschefsky, Bolyai usw. um bedeutsame Erforschungen vermehrten. Diese zur Kenntnis einschlägiger Kreise zu bringen ist es, was den Verf. zur Herausgabe des vorliegenden Büchleins veranlaßt. Obgleich nun letzteres durch ganz besondere Klarheit der Darstellung ausgezeichnet ist, so kann es doch nur vom Fachmathematiker verstanden werden, von diesem aber wird es mit Freude aufgenommen. Zu bemerken ist, daß nebst dem systematischen Aufbau der (hyperbolischen) nichteuklidischen Geometrie, der in voller Ausführlichkeit auf fast 200 SS. erfolgt, auch der sphärisch-elliptischen (Riemann-Helmholtzschen) Geometrie nicht vergessen wird, wozu dann noch am Schlusse einige Anwendungen aus der nichteuklidischen Mechanik hinzutreten.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Physikalisches Praktikum. Von Eilhard Wiedemann und Hermann Ebert. 5., verb. u. verm. Aufl. Mit 366 eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn 1904. Preis geb. 11 Mk.

Im Zeitraume von kaum 15 Jahren hat das vorliegende Buch fünf Auflagen erlebt, welche allmählich gegen ihre Vorgänger erweitert und den Bedürfnissen der Anfänger im physikalischen Experimentieren angepaßter eingerichtet wurden. In der vorliegenden Auflage sind die Verff. des Buches noch weiter gegangen, indem sie alles zur Anstellung der Versuche Erforderliche bis ins Detail angegeben haben. Deshalb wurden auch in einem beson-

deren kurzen Abschnitte, der am Ende des Buches sich befindet, einige praktische Winke zusammengestellt.

Um das Buch auch solchen zugänglich zu machen, welche in der Mathematik weniger Übung besitzen, sind am Schlusse des Buches neben den Anweisungen für den Gebrauch des Rechenschiebers, für das logarithmische Rechnen und jenes mit den trigonometrischen Funktionen auch mehrere sehr wichtige mathematische Formeln zusammengestellt worden.

Ganz besonders wertvoll sind die dem Buche beigegebenen Tabellen, welche auf physikalische Konstante, Reduktionen und Methoden bezugnehmen.

In dieser Auflage ist auch die Lebenszeit von zahlreichen Gelehrten angegeben worden, ebenso die Zeit, in der belangreiche Entdeckungen gemacht wurden.

Auch in dieser Auflage ist darauf Rücksicht genommen worden, daß die Apparate in sehr einfachen, aber sehr übersichtlichen Formen zur Verwendung gelangen, so daß sie auch zu Demonstrationsapparaten geeignet und leicht und billig zu beschaffen sind. Auf Präzisionsmessungen wurde auch in dieser Auflage verzichtet; es soll in erster Linie auf die Bedürfnisse des Anfängers Rücksicht genommen werden: namentlich der Lehramtskandidat wird an der Hand dieses Buches in die experimentelle Schulphysik in vollkommen zutreffender Weise eingeführt werden können.

Besonders erweitert erscheint dem Ref. jener Abschnitt, der von den Versuchen und Messungen in der Elektrizitätslehre handelt. Ebenso ist auf die allgemeinen Resultate der physikalischen Chemie eingegangen worden, wobei auch die erforderlichen zugehörigen theoretischen Betrachtungen die entsprechende Berücksichtigung gefunden haben.

Jeder beschriebenen Messung oder physikalischen Übung ist ein Beispiel beigegeben worden, das die angewendete Methode in das rechte Licht zu setzen vermag. Auch gelegentlich der Anschaffung für eine physikalische Lehrmittelsammlung wird das Buch dem Lehrer wertvolle Dienste leisten, da am Beginne jedes Abschnittes die in Verwendung zu ziehenden Apparate und Utensilien in sehr umsichtiger Weise angegeben sind.

Es sei das Buch dem praktischen Physiker auch in seiner neuen Auflage bestens empfohlen.

Thermodynamik und Kinetik der Körper. Von Prof. Dr. B. Weinstein III. Band, 1. Halbband, 1. Teil. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn 1905.

Der vorliegende Band ist der Thermodynamik der verdünnten Lösungen und der Dissoziation, ferner jener der Elektrizität und des Magnetismus gewidmet.

Zuerst gibt der Verf. eine sehr ausführliche Auseinandersetzung der Theorie der verdünnten Lösungen, wie sie von Van t'Hoff aufgestellt worden ist. Es werden die physikalischen Eigenschaften und die thermodynamischen Größen verdünnter Lösungen mit besonderer Berücksichtigung der Forschungen von Planck aufgestellt, dann nach Aufstellung der allgemeinen Theorie des Gleichgewichtes von Lösungen und der Phasenregel von Gibbs das osmotische Gleichgewicht verdünnter Lösungen behandelt und auf die dabei auftretenden kalorischen Verhältnisse des Näheren eingegangen.

In dem nun folgenden, namentlich für Chemiker sehr belangreichen Abschnitte wird die Theorie der Dissoziation dargestellt. Dabei werden die Wärmetönungen bei der Dissoziation und Lösung, die Theorie der isohydrischen Lösungen, die Beeinflussung der Löslichkeit und Dissoziation mit Hervorhebung der theoretischen Ergebnisse von Nernst, die chemische Zersetzung und Verbindung in Lösungen zur Sprache gebracht. Hier finden wir eine Reihe von originellen Erörterungen und Aufstellungen von Gleichungen mit unbestimmten Koëffizienten, welche sich von den üblichen Gleichungen der Probleme der Dissoziation unterscheiden. Der letzte Teil dieses Abschnittes handelt von der Besprechung der Verhältnisse der Spannung und Gefriertemperatur verdünnter Lösungen und von dem Zusammenhange dieser Verhältnisse mit der Dissoziation. Zunächst wird der Übergang aus einem Zustande in einen anderen besprochen, dann die Erniedrigung der Dampfspannung und die Erhöhung der Siedetemperatur, endlich die Gefrierpunktserniedrigung und deren Zusammenhang mit dem Molekulargewicht. Die hier gegebenen Formeln unterscheiden sich ebenfalls wesentlich von den usuellen, die übrigens aus den ersteren leicht abgeleitet werden können.

Den größten Raum des Buches bildet die Thermodynamik der elektrischen und magnetischen Erscheinungen. In den Kapiteln „Über Elektrizität und Magnetismus", „Allgemeine Theorie der Elektrizität und des Magnetismus und der elektromagnetischen Energien" werden die allgemeinen Grundlagen der Theorie der elektrischen und magnetischen Erscheinungen aufgestellt und schon an dieser Stelle die Verbindung dieser Erscheinungen unter besonderer Berücksichtigung der Gleichungen von Maxwell, Hertz, Karl Neumann, der eine verallgemeinerte Darstellung der Hertzschen Gleichungen gegeben hat, eingehend erörtert. Nachdem der Verf. auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht hatte, die aus den Gleichungen von Hertz namentlich für den Konvektionsstrom erwachsen, wird das Verhältnis der Theorien von Hertz und Lorentz beleuchtet und es werden an Stelle der Gleichungen von Hertz allgemeinere aufgestellt. Die folgenden Abschnitte handeln von der Energie elektrischer Ladungen und Entladungen, von der Energie der Magnetisierung und Entmagnetisierung, der Energie der Elektro- und Magnetostriktion (unter Zugrundelegung der Maxwellschen Gleichungen für die elektrischen Druckkomponenten und mit Be-

achtung der Berechnungen von Kirchhoff für Magnetostriktion und der darauf bezugnehmenden Versuche von Quincke). Hiemit wird die Thermodynamik, soweit sie auf die Erscheinungen der statischen Elektrizität bezugnimmt, zum Abschlusse gebracht.

Die folgenden Abschnitte handeln von den Erscheinungen der dynamischen Elektrizität und den mit diesen in Verbindung stehenden kalorischen Wirkungen. Sie enthalten die Theorie der kinetischen Energie der Ströme und Magnete, wobei auf die Maxwellschen Betrachtungen, jene von Hertz über die Trägheit der Elektrizität und die Zyklentheorie von Helmholtz des Näheren eingegangen wird, ferner die theoretische Betrachtung über die Wärmeentwicklung in einem Stromkreise und das Gesetz von Joule, über Thermoströme, die Peltiersche und Thomsonsche Wärme, über thermomagnetische und galvanomagnetische Wirkungen, endlich über die elektromotorischen Kräfte des galvanischen Stromes und über Kontaktelektrizität. Bezüglich der thermoelektrischen Erscheinungen hat der Verf. eine Theorie aufgestellt, die zwischen der Theorie von Thomson-Clausius und jener von Planck liegt. Es wird in dieser für den Zusammenhang zwischen Wärme und Elektrizität eine thermisch-elektrische Energie angenommen.

Mit großer Anerkennung ist die Gründlichkeit in allen gegebenen Entwicklungen, die stete Verbindung der Theorie mit der Erfahrung, die möglichst vollständige Angabe der Literatur, die bis in die neueste Zeit geführt wird, hervorzuheben.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Jan Ingen-Housz. Sein Leben und sein Wirken als Naturforscher und Arzt. Von Prof. Julius Wiesner, Direktor des pflanzenphysiologischen Instituts der k. k. Wiener Universität, unter Mitwirkung von Prof. Th. Escherich, Prof. E. Mach, Prof. R. v. Töply und Prof. R. Wegscheider. Mit einem Titelbild, zwei Textillustrationen und einem Faksimile. Wien, Karl Konegen 1905. X u. 252 SS. 8°.

Jan Ingen-Housz (geboren am 8. Dezember 1730 zu Breda in der niederländischen Provinz Nordbrabant) war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als Arzt und Naturforscher tätig, ein Zeitgenosse hervorragender Männer und Pfadfinder der Wissenschaft, wie Priestley, Scheele, Watt, Linné, Franklin, St. Hales, Lavoisier u. a.; „außergewöhnlich glückliche Verhältnisse, welche sich aus seinen ärztlichen Erfolgen, freilich auch unter der Gunst des Zufalls ergaben, machten es ihm möglich, seinem tief wurzelnden Drange nach naturwissenschaftlicher Erkenntnis zu folgen". Seine verdienstvollste ärztliche Tat, die gerade uns zugute kam, war die Einführung der Blatternimpfung in Österreich; was ihn aber in die Reihe der hervorragendsten Naturforscher stellt, sind

seine Entdeckungen auf dem Gebiete der chemischen Pflanzenphysiologie, die er ohne Vorarbeiten und Vorkenntnisse, mit den einfachsten Hilfsmitteln in planvoll ausgeführter höchst mühevoller Arbeit, vielfach behindert und angefeindet, aber mit einer Genialität ohne gleichen machte und deren Bedeutung und Tragweite zu erkennen erst der Gegenwart vorbehalten blieb. Das größte seiner Lebenswerke, sein größtes Verdienst ist, wie sein vortrefflicher Biograph Professor Wiesner sagt, der von Ingen-Housz gelieferte Beweis, „daß die grüne Pflanze, u. zw. durch ihre grünen oder, wie wir heute sagen, durch ihre chlorophyllhaltigen Organe, im Lichte die Kohlensäure zerlegt, daß sie Sauerstoff an die Luft abgibt und den Kohlenstoff ihrer Substanz einverleibt. Durch diese Entdeckungen legte er den Grund zu der heute nach jeder Richtung hin gesicherten Auffassung, daß auf diesem Prozeß der „Kohlensäureassimilation“ nicht nur das Pflanzenleben, sondern überhaupt das ganze derzeitige organische Leben auf der Erde beruht, indem die grüne Pflanze die ganze organische Substanz, aus welcher die Lebewesen bestehen, aus unorganischen Stoffen aufbaut und als einziger Regenerator des Sauerstoffes in der Natur sich darstellt. Und weiter zeigte er, daß nicht, wie man früher und später noch lange nach ihm glaubte, der Boden, sondern daß das Luftmeer jene unermeßlichen Quantitäten von Kohlenstoff liefert, welche wir in den Pflanzen aufgestapelt finden. Im Zusammenhange mit der Kohlensäureassimilation wies er die Atmung der Pflanze nach und er ist wohl der erste gewesen, welcher die Atmung als eine allgemeine Erscheinung aller Lebensformen, sowohl der tierischen als der pflanzlichen erkannt hat“.

Daß wir nun die Bedeutung dieses Mannes erkennen, den seine Zeitgenossen aufs bitterste angefeindet und spätere Forscher verkannt haben, daß sein überaus gewaltiger Anteil an dem Grundbau der naturwissenschaftlichen Erkenntnis jetzt in helles Licht gerückt worden ist, verdanken wir der vorliegenden Biographie, die Hofrat Wiesner als Festgabe den Mitgliedern des Internationalen botanischen Kongresses in Wien 1905 gewidmet hat. In ausgezeichnet lebensvoller Darstellung, in dem bekannten glänzenden und fesselnden Stil, der alle Arbeiten Wiesners von jeher kennzeichnet, entrollt er ein Lebensbild des Forschers und Menschen, schildert er Ingen-Housz' pflanzenphysiologische, physikalische und chemische Untersuchungen; er zeigt, welche irrige Anschauungen, Verkehrungen und unrichtige Auslegungen gefundener Tatsachen von Ingen-Housz bekämpft werden mußten, um zur Wahrheit durchzudringen; Wiesner bringt aber nicht nur eine erschöpfende Darstellung der wissenschaftlichen Leistungen des alten Meisters, wobei auch der damalige Stand der wissenschaftlichen Erkenntnis und der Arbeiten der Zeitgenossen zur Ausgestaltung des Lebensbildes ausführlich behandelt werden mußte, er läßt auch

die Persönlichkeit vor den Augen des Lesers aufleben, ihr Verhältnis zu der Zeit, in der sie lebte und wirkte. Sein Charakterbild zeichnet Wiesner mit folgenden schönen Worten: „Soweit uns sein Leben und Wirken bekannt geworden, tritt uns Ingen-Housz entgegen als tiefer Denker und großer Forscher, ausgezeichnet durch Gründlichkeit und Verläßlichkeit bei allen seinen wissenschaftlichen Unternehmungen, insbesondere durch die Treffsicherheit seines Geistes. Aber er war auch ein charaktervoller, edler, gütiger, uneigennütziger, von Wohlwollen erfüllter Mensch, der bei allen seinen Forschungen nur den Fortschritt und das Wohl der Menschheit vor Augen hatte" [1]).

Das Adoptivvaterland Österreich hat nun die Schuld des Verkennens getilgt; während des Internationalen botanischen Kongresses (Wien, Juni 1905) wurde die Büste von Ingen-Housz zugleich mit der des berühmten Botanikers Jacquin unter den Arkaden der Wiener Universität enthüllt. „Diese Büsten wurden mit der schon vor langer Zeit entstandenen Büste van Swietens zu einer künstlerisch gestalteten Gruppe vereinigt, welche dem fortwährenden Gedächtnisse der drei genannten Niederländer gewidmet ist, die zu gleicher Zeit in Österreich ruhmreich gewirkt haben" (Wiesner).

Krems. Dr. T. F. Hanausek.

Dr. Karl Kraepelin, Naturstudien in Wald und Feld. Mit Zeichnungen von Schwindrazheim. 2. Auflage. Leipzig und Berlin, Verlag von B. G. Teubner 1905.

Dr. Kraepelin, ein Meister der volkstümlichen Darstellung, hat in der 2. Auflage dieses Buches die Form des Dialoges beibehalten, da derselbe allein die Phantasie zu lebendiger Anschauung fortzureißen vermag. Der Inhalt ist dem Ideenkreise der Jugend vollkommen angepaßt, leitet sie zum Denken und zur Selbstforschung an und macht sie mit dem großartigen Walten in der Natur bekannt. Namentlich heute, wo die Lehrer bei ihrem Unterrichte auf den Zusammenhang zwischen Bau und Lebensweise der Tiere

---

[1]) Philologen wird es interessieren zu erfahren, daß Ingen-Housz Lateinisch und Griechisch so sehr beherrschte, daß er sich darin wie in seiner Muttersprache auszudrücken vermochte. Als er sich dem Rektor der Universität Löwen behufs Inscription als Hörer der Medizin vorstellte, fragte dieser den sehr jugendlich aussehenden Studenten, ob er denn in den klassischen Sprachen so bewandert sei, um den Vorträgen folgen zu können. Ingen-Housz ergriff ein auf dem Tische des Rektors liegendes griechisch geschriebenes Buch und fragte den Rektor, welche Stelle er ihm aus dem Griechischen (es war das Alte Testament) ins Lateinische übersetzen solle; die bezeichnete Stelle wurde nun zur Überraschung des Rektors korrekt und rasch ins Lateinische übersetzt. — Ingen-Housz war nicht nur ein sehr talentvoller, sondern auch ein sehr eifriger Student.

und Pflanzen fortwährend hinweisen, wo man sich nicht mehr darauf beschränkt, Gestalt, Härte und Dichte der Mineralien den Schülern beizubringen, sondern wo man anfängt, mehr Gewicht auf die Entstehung und Verwendung der Mineralien zu legen, wird die Lektüre eines so vortrefflichen Buches jedermann zu empfehlen sein. Die Jugend wird aus ihm wie aus einem unerschöpflichen Borne schöpfen, das Alter wird lernen, wie man mit Kindern über Erscheinungen und Gegenstände der Natur zu sprechen hat.

Aus dem reichen Inhalte des prachtvoll ausgestatteten Buches seien hervorgehoben: der Laubfall, das Wirbeltierleben im Winter, der Rauhfrost, die Anpassung der Pflanzen und Tiere an den Wald, das Insektenleben im Winter und im Sommer, die Wasserpflanzen, die Bedeutung des Waldes für das Klima und für den Menschen.

Ref. empfiehlt das Buch zur Anschaffung für Schülerbibliotheken.

Dr. Karl Kraepelin, Naturstudien. Mit Zeichnungen von O. Schwindrazheim. Leipzig u. Berlin, Verlag von B. G. Teubner 1905.

Der allgemein anerkannte Wert, den Kraepelins Naturstudien haben, hat den Hamburger Jugendschriftenausschuß bewogen, eine billige Volksausgabe zu veranstalten. Verf. wie Verleger sind bereitwillig auf die Idee eingegangen, um dem Buche eine möglichst große Verbreitung zu sichern. Der Hamburger Ausschuß hat aus des Verf.s „Naturstudien im Hause“, „im Garten“ und „in Wald und Feld“ gleichmäßig das Wissenwerteste ausgewählt und dadurch eine Volksausgabe geschaffen, deren billiger Preis es jedem ermöglicht, seinen Kindern ein Buch in die Hand zu geben, welches besonders geeignet ist, Interesse für die Natur zu erregen.

Wien. H. Vieltorf.

Handbuch der Malerei. Ein Ratgeber und Führer für angehende Künstler und Dilettanten. Von K. Raupp, Prof. an d. kgl. Akademie der bild. Künste in München. 4., verm. u. verb. Aufl. Mit 54 in den Text gedr. Abbildungen und 9 Tafeln. Leipzig, J. J. Weber 1904. (Illustrierte Katechismen, Band 133.) 179 SS. Preis 3 Mk.

Das Büchlein hat sich in den zirka fünfzehn Jahren, die seit seinem ersten Erscheinen verflossen sind, einen großen Kreis von Freunden erworben. Prof. Raupp versteht es, nicht nur gut systematisch, sondern auch stets modern, auf den neuesten Stand seines Faches Rücksicht nehmend, seine Leser auf dem Laufenden zu erhalten. Das Buch war allerdings von vornherein gut angelegt und der Verf. überließ einzelne Kapitel anderen, wenn er glaubte, daß sie es besser könnten wie er. Dieser ihn selbst ehrenden Bescheidenheit verdanken wir den Beitrag von Hans von

Bartels über das „Aquarell" und von Hans Petersen über die „Temperamalerei". Das Zeichnen, das Ölmalen und die Ölfarbenstifte von J. F. Raffaëlli hat Raupp selbst bearbeitet. Das Kapitel über die Fächermalerei behandelt Ebersberger in sehr hübscher Weise und die Hilfswissenschaft der Linearperspektive Architekturmaler Georg v. Dehn. Auch die Photographie findet Berücksichtigung, dann die Camera lucida und der Perspektograph von Stühler. Wir würden das Buch hier nicht einer warmen Empfehlung würdigen, wenn wir nicht mit Fug und Recht voraussetzten, daß ein vielleicht nicht gar so geringer Teil der Leser dieser Zeitschrift der bildenden Kunst im allgemeinen und der Malerei im besonderen ein wirkliches, warmes Interesse entgegenbringt, das sich weit von einem bloß literarischen, für das richtige Kunstverständnis oft recht fatalen Interesse entfernt. Dieses warme Interesse wird aber nur ein halbes sein, wenn der Eigner desselben nicht in die Werkstatt des bildenden Künstlers einen Einblick gewinnt. Und wer würde nicht gern belauschen, wie ein Kunstwerk entsteht, oder wenigstens etwas von den Ausdrucksmitteln der Kunst verstehen wollen?

Wir glauben dabei allerdings fest, daß mit dem bloßen Lesen, also mit dem angedeuteten bloß literarischen Interesse nichts Wesentliches für ein Verständnis, für ein echtes Kunstverständnis gewonnen ist. Ja, daß damit vielleicht aufs Neue ein Unheil angerichtet wird. Wer das Ding richtig anpacken will, muß selber — wie andere vor ihm — zu Stift und Pinsel greifen — und es wird nicht sein Nachteil sein. Gar manchem wird dann erst klar werden, daß die „Kunst lang" ist. Das vorliegende Buch ist ein guter Führer nach allen Richtungen. Es erläutert zunächst geläufige Fachausdrücke, beschäftigt sich dann mit dem Zeichnen nach der Natur in verschiedenen Techniken (Blei, Kohle u. a.), bringt eine Reihe mustergiltiger Beispiele von Grützner, Kaufmann und Engl für Figürliches. Dem Landschaftszeichnen ist ein breiter Raum zugemessen und recht eingehend über alles nötige Material gesprochen.

Das letztere wird auch gründlich in dem Kapitel „Ölmalerei" berücksichtigt und mit praktischen Ratschlägen nach keiner Richtung hin gespart. Es ist ein wirklich aus dem Leben geschöpftes Buch. Das Kapitel „Pastell" hat Raupp nach Mitteilung des leider zu früh verstorbenen Prof. Bruno Piglhein geschrieben; es verdient besondere Anerkennung. Das höchste Lob aber möchten wir dem Abschnitt „Aquarell" von Hans v. Bartels zollen. Auf knapp 20 Seiten ist hier alles Notwendige gesagt, zum Unterschied von den weitschweifigen teueren Publikationen, die mit Vielem so wenig sagen. Um dieses Beitrages willen allein schon verdient der „Katechismus der Malerei" die weiteste Verbreitung. Ein Verdienst v. Bartels ist es, daß er stark betont, wie ganz verkehrt es ist, die Aquarellmalerei an den Anfang des Malunterrichtes

zu stellen, da sie die schwierigste und nicht, wie häufig angenommen wird, die leichteste Technik ist. — Nicht einverstanden können wir uns dagegen erklären mit den Ausführungen Petersens über die Temperamalerei. Unbedingt leisten wir ihm Gefolgschaft darin, daß er so wie Raupp und v. Bartels die einfache Palette für die beste hält, daß er Mischfarben vermieden wissen will, weil sie zwecklos, störend und einem Anfänger vor allem schädlich sind. Wir wissen nicht, auf welches Temperafabrikat sich Petersen bezieht, daß er gar so sehr vor dem pastosen Malen mit Tempera warnt und immer von lasurartigem Auftragen mit diesen Farben spricht. Wenn wir auf unser Wiener Fabrikat von Kaspar und Dr. Vogl reflektieren, das sich seit Jahresfrist einer so außerordentlich weiten Verbreitung allerseits erfreut, oder auf die Schminckeschen sowie die neuen Temperafarben von Günther Wagner, so kommen wir zu den gerade entgegengesetzten Anschauungen, die Petersen propagiert. Gerade die pastos aufgetragene Temperafarbe wirkt ungemein stark, springt nicht ab, reißt nicht und wird, mindestens nach dem Firnissen, jede Konkurrenz mit Öl oder Aquarell aushalten. Es würde uns zu weit führen und in den Rahmen dieser Zeitschrift nicht passen, wollten wir noch eingehender darauf zurückkommen.

Eine wertvolle Bereicherung dieser Neuauflage bildet Raupps Studie über die Ölfarbenstifte von Raffaëlli, die seit Oktober 1902 auch in Deutschland und Österreich so viel Aufsehen verursachten, denen jedoch eine sehr starke Verbreitung nicht geweissagt werden kann, wenigstens so lange nicht, als sie die ihnen jetzt anhaftenden Mängel besitzen. — Gerne sähen wir in dem inhaltlich so wertvollen Buche gewisse leicht zu behebende stilistische Unebenheiten beseitigt. Wir haben in der Hauptsache alles Wichtige berührt und verweisen auf das Buch selbst, das eine wertvolle Bereicherung einer jeden Lehrer- und Schülerbibliothek vorstellt.

Wien. Rudolf Boeck.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Das Gefühlsleben und der Unterricht.

Der Wende des neuen Jahrhunderts fehlte es nicht an Männern, die von hoher Warte der Betrachtung eine Umschau hielten, woher wir in unserem Kulturleben kommen und wo wir stehen; sie versuchten auch den Ausblick zu eröffnen, wohin wir steuern. Die „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" von H. St. Chamberlain zeichnen die Pfade, die aus der Geschichte der Kulturvölker in unsere Gegenwart führen, Theobald Zieglers „Geistige und soziale Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts" stellen den Menschen in seinem Erkennen, Wollen und Vollbringen in den Vordergrund; die großen Männer des Jahrhunderts sind die großen Buchstaben, in denen wir deutlich lesen können, was ihre Zeit will und was dieselbe im Innern bewegt. Rudolf Euckens „Geistige Strömungen der Gegenwart" wollen durch eine kritische Analyse der Grundbegriffe Inhalt und Gehalt, die wirkenden Kräfte des Zeitalters klar legen[1]). Nicht zum geringen Teile tritt Inhalt und Gehalt eines Zeitalters, treten die wirkenden Kräfte des Kulturlebens in der Schule und im Unterricht deutlich zutage. Die Schule ist zwar nicht Führerin des Zeitalters, sie kann nur dessen leitenden Ideen folgen; sie erzeugt weder neue Menschen noch neue Gedanken, sie regt nur an zu solcher Zeugung und vermittelt sie. Ihr inneres Wesen und ihr äußerer Zweck stellen die Schule so recht in den Gang des Lebens hinein zwischen Vergangenheit und Zukunft. Ja noch mehr. Das junge heranwachsende Geschlecht ist sozusagen der Ort, in dem die geistigen Strömungen der Zeit zusammentreffen, im Wirbel ineinander fluten, sich durchdringen, um zum weiteren Fortwirken sich wieder in

---

[1]) H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. 4. Aufl. München 1903. 1. und 2. Hälfte. Theobald Ziegler, Die geistigen und sozialen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin 1899. Rudolf Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart. Der Grundbegriffe der Gegenwart, dritte umgearb. Aufl. Leipzig 1904.

die Breite zu ergießen. So mag es sich lohnen, auf einem beschränkteren Gebiete des geistigen Lebens Umschau zu halten, wo wir stehen und wohin wir steuern. „Auf der Schwelle zweier Jahrhunderte" nennt Gymnasialdirektor M. Evers[1]) sein Buch, in dem er die höhere Schule der Gegenwart dieser Betrachtung unterzieht. Es ist diese Schrift aus einem Berichte erwachsen, den der genannte Schulmann für die VI. Rheinische Direktoren-Versammlung 1896 auf Grund von 35 Berichten verschiedener Schulen über die Frage zu erstatten hatte: „Welche geistigen und sittlichen Gefahren für die Schüler der höheren Lehranstalten machen sich in der Gegenwart besonders fühlbar, und durch welche Einrichtungen und Einwirkungen vermag die Schule denselben entgegen zu arbeiten?" Das Buch, das also auf einer breiten und gesicherten Erfahrung beruht, kündigt sich zugleich als eine „Pädagogik des Kampfes" an, und indem es Gefahren und Schädigung der heranwachsenden Jugend aller Orten aufdeckt und beleuchtet, weiß es auch Abwehr und Gegenmittel namhaft zu machen. Aber eine Klage drängt sich in der Einleitung, in der das „Gesamtgepräge der Gegenwart" gezeichnet wird, über die Lippen des Verfassers, und es ist dies ein Gedanke, der wie ein Widerhall durch das ganze Jahrhundert hindurch klingt. „Überhaupt tritt vor jener äußerlich-realen Verstandesbildung und Willensspornung die Pflege des Gemütes und seiner Bedürfnisse, des Gewissens und seiner heiligen Forderungen, des Glaubens und seiner Ideale, verhängnisvoll in den Hintergrund. Vor der „Welt der Tatsachen" und ihren allerdings staunenswerten Enthüllungen verschwindet für zahllose Kinder der Zeit mehr oder weniger die „Welt der Werte" mit ihren allerdings nur geistig vernehmbaren Offenbarungen." Die Ursachen dieser Erscheinung liegen in der allgemeinen Kulturentwicklung, diese bedingen wieder die Organisation des höheren Unterrichtes. Aus dem Zwecke der „allgemeinen Bildung", welche die höheren Schulen übermitteln wollen, führen diese Pfade in die Schule hinab, und ganz treffend bezeichnet der Ausdruck „gelehrte Schulen", der in unserer Zeit so häufig gebraucht wird, ihren Ausgangspunkt. Es ist kein Geringerer als Schiller, der im sechsten Briefe „Über die ästhetische Erziehung des Menschen" die zusammenwirkenden Umstände mit beredten Worten auseinander legt. „Wenn das gemeine Wesen" — so heißt es hier — „das Amt zum Maßstab des Mannes macht, wenn es an dem einen seiner Bürger nur die Memorie, an dem anderen den tabellarischen Verstand, an einem dritten nur die mechanische Fertigkeit ehrt; wenn es hier, gleichgiltig gegen den Charakter, nur auf Kenntnisse dringt, dort hingegen einem Geiste der Ordnung und einem gesetzlichen Verhalten die größte Verfinsterung des Verstandes zugute hält — wenn es zugleich diese einzelnen Fertigkeiten zu einer ebenso großen Intensität will getrieben wissen, als es dem Subjekt an Extensität erläßt — darf es uns da wundern, daß die übrigen Anlagen des Gemütes vernachlässigt

[1]) M. Evers, Auf der Schwelle zweier Jahrhunderte. Die höhere Schule und das gebildete Haus gegenüber den Jugendgefahren der Gegenwart. Berlin 1898.

werden, um der einzigen, welche ehrt und lohnt, alle Pflege zuzuwenden?" — „Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus; ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zum Abdruck seines Geschäftes, seiner Wissenschaft." — „Wie viel auch für das Ganze der Welt durch diese getrennte Ausbildung der menschlichen Kräfte gewonnen werden kann, so ist nicht zu leugnen, daß die Individuen, welche sie trifft, unter dem Fluch dieses Weltzweckes leiden." „Indem so das Leben im ganzen zum Mechanismus herabzusinken droht, verzehrt zugleich bei dem Einzelnen der Abstraktionsgeist das Feuer, an dem das Herz sich hätte wärmen und die Phantasie sich hätte entzünden sollen."

Ein Einwand ist hier zu erwarten. Der Jugendunterricht liegt noch weit ab von Amt und Geschäft, welche trennen und sondern, und die höheren Schulen streben gerade durch Übermittlung einer allgemeinen Bildung der Sonderung zu wehren. Freilich ist in einem gewissen Sinne „allgemeine Bildung" selbst ein Abstraktum und neigt zu gelehrtem Wesen, das nur zu leicht in bloßes Wortwissen ausartet. Je mehr nun das Wissensgebiet durch die gelehrte Forschung sich erweitert und die Wissenszweige sich vereinzelnen, umsomehr wächst auch das Wissenswerte, das in seiner Mannigfaltigkeit in den Unterricht der höheren Schulen Einlaß fordert. So mehren sich die Lehrgänge innerhalb der Lehrpläne, und die Flut des Intellektualismus, der durch das Jahrhundert geht, wirft seine Wellen auch in den Schulunterricht.

Der Intellektualismus ist formal, und das Stichwort „formale Bildung", das noch vor einem Jahrzehnte in der pädagogischen Literatur häufig erscheint, verrät seine Verwandtschaft mit ihm. Daher das Streben zum theoretisch Allgemeinen und das Herumführen der Jugend in seinen abstrakten Höhen, daher auch die landläufige Neigung, unser Handeln entsprechend der Form eines logischen Schlusses als eine Subsumtion eines einzelnen Falles unter ein allgemeines Gesetz zu verstehen. Hier wird die Verkehrung noch augenscheinlicher, wenn etwa das politische Leben, Verwaltung und richterliche Tätigkeit, ja alle menschliche Handlung nach jenem Schema der Anwendung allgemeiner Sätze auf den besonderen Fall verstanden wird. Denn das heißt sie in eine starre Schablone pressen und sowohl der Ursprünglichkeit als der Individualität berauben. Das ist auch eine Wurzel des viel bestrittenen und in aller Bestreitung unablässig fortschreitenden Bureaukratismus. Und noch von einer anderen Stelle streckt der Bureaukratismus die blutlose Hand über die Schule aus. In der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts konnten noch tüchtige Schulmänner, ein Gesner, Ernesti, Nägelsbach, Roth, ihre persönliche Eigenart auch in der Lehranstalt, die sie leiteten, ausprägen. Seitdem der Staat die Lehranstalten in Verwaltung und Aufsicht übernommen hat, ist allmählich an Stelle persönlicher Leitung die juristische Verordnung getreten, die Lehrpersonen sind zu Lehrkräften geworden, die von einer ferne stehenden unpersönlichen

Behörde die allgemeinen Weisungen erhalten. Eine ausgiebige Kontrolle sorgt für deren Einhaltung im einzelnen, und kontrollierbar ist ja das Äußere, das aufgespeicherte Wissen und das disziplinarmäßige Verhalten. So droht der Mechanismus zu überwuchern, und der Unterricht steht vor der Gefahr, das lebendige Gewissen, die Verantwortung für die unmittelbare Persönlichkeit als die frische Quelle alles Lebens zu verlieren.

Solche Gegensätze im großen und solche Schäden an dieser oder jener Stelle, die das Kulturleben selber erzeugt, erfordern Ausgleichung und Abhilfe. Gerade die gemütvollen Naturen sind es, die den Widerstreit tief empfinden. Wir haben uns oben auf Schiller bezogen. Wenn wir auch weit entfernt sind zu hoffen, daß der Mensch auf ästhetischem Wege den Zwiespalt zu überwinden vermag, um zum vollen Erfassen und zur Ausweitung seines Ich zu gelangen, so enthalten doch die „ästhetischen Briefe“ eine Fundgrube fruchtbarer Gedanken für den Erzieher der Jugend. Wir wollen weiter Lotzes Mikrokosmus nennen, der „den alten, nie geschlichteten Zwist zwischen den Bedürfnissen des Gemütes und den Ergebnissen menschlicher Wissenschaft“ dadurch zu lösen unternimmt, indem er zu zeigen versucht, „wie völlig untergeordnet die Bedeutung der Sendung ist, welche der Mechanismus in dem Baue der Welt zu erfüllen hat“ [1]). Das erste Erscheinen des in vornehmer Sprache geschriebenen und gemeinfaßlichen Buches fällt in die sechziger Jahre. Ihm sei Nietzsche angereiht, der in seinen von edler Leidenschaft getragenen, aber ohne prophetisches Pathos abgefaßten Vorträgen aus den Jahren 1871/72 „Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten“ [2]) die Anklage erhebt, daß das Gymnasium, die vornehmliche Bildungsstätte der Jugend, nicht für die Bildung, sondern für die Gelehrsamkeit erzieht. In den mit scharfer Kritik gegen das Bestehende, aber auch mit starkem Vertrauen auf den endlichen Durchbruch des Rechten und Guten geschriebenen „Deutschen Schriften“ ruft Paul de Lagarde in dem Aufsatze „Zum Unterrichtsgesetz vom Jahre 1878“ den Schulbehörden zu [3]): „Wir wollen empfindende, nicht wissende oder zu wissen glaubende Schüler haben; denn wie alles Gute, kommt auch die Erkenntnis durch den Willen, und dessen Flügel heißen Empfindung und Phantasie, seine Schwungkraft Liebe“. Die vorsichtig abwägende „Zukunftspädagogik“ von W. Münch, deren Erscheinen in das vorige Jahr fällt, verzeichnet die Stimmen, die sich während der jüngsten Vergangenheit in deutschen Landen, Schweden, Frankreich und Nordamerika in derselben Richtung vernehmen ließen, und äußert sich „über den intellektualistischen Charakter unseres Bildungsideales“: „Jene Innerlichkeit der deutschen Bildung, die vom Hause aus ein Stück ihres idealen Wesens ausmachte, hat sich im Laufe der Jahrzehnte sehr in dem Sinne verschoben, daß sie eben wesentlich begriffliches Leben und Wissensbesitz einschließt, und die Schule als solche

[1]) Hermann Lotze, Mikrokosmus. Ideen zur Naturgeschichte und Naturgeschichte der Menschheit. 3. Aufl. Leipzig 1876—1880. I. S. XV.
[2]) Dessen Werke, Leipzig 1903. X. S. 334.
[3]) Paul de Lagarde, Deutsche Schriften. Göttingen 1878. I. S. 184.



der einzigen, welche ehrt und lo
ur an ein einzelnes kleines Bru
der Mensch selbst nur als Bruch
usch des Rades, das er umtreibt
ie seines Wesens, und anstatt di
, wird er bloß zum Abdruck seine
„Wie viel auch für das Ganze der
der menschlichen Kräfte gewonnen
daß die Individuen, welche sie tr
s leiden." „Indem so das Leben im
en droht, verzehrt zugleich bei dem Ei
euer, an dem das Herz sich hätte w
entzünden sollen."

Einwand ist hier zu erwarten. Der
ab von Amt und Geschäft, welche tre
n Schulen streben gerade durch Üb
Bildung der Sonderung zu wehren.
inne „allgemeine Bildung" selbst ein A
m Wesen, das nur zu leicht in bloßes
un das Wissensgebiet durch die geleh
nd die Wissenszweige sich vereinzelnen, um
swerte, das in seiner Mannigfaltigkeit in
hulen Einlaß fordert. So mehren sich die L
äne, und die Flut des Intellektualismus, de
ht, wirft seine Wellen auch in den Schulunt
Intellektualismus ist formal, und das Stichw
noch vor einem Jahrzehnte in der pädagog
heint, verrät seine Verwandtschaft mit ihm. D
tisch Allgemeinen und das Herumführen der J
Höhen, daher auch die landläufige Neigung,
d der Form eines logischen Schlusses als ein
lnen Falles unter ein allgemeines Gesetz zu ve
erkehrung noch augenscheinlicher, wenn etwa
waltung und richterliche Tätigkeit, ja alle mensc
jenem Schema der Anwendung allgemeiner Sät
Fall verstanden wird. Denn das heißt sie in
pressen und sowohl der Ursprünglichkeit als der Ind
Das ist auch eine Wurzel des viel bestrittenen u
unablässig fortschreitenden Bureaukratismus. Und
ren Stelle streckt der Bureaukratismus die blutlose H
aus. In der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrh
och tüchtige Schulmänner, ein Gesner, Ernesti, N
h, ihre persönliche Eigenart auch in der Lehranstalt,
sprägen. Seitdem der Staat die Lehranstalten in Verw
cht übernommen hat, ist allmählich an Stelle persön
ie juristische Verordnung getreten, die Lehrpersonen sin
n geworden, die von einer ferne stehenden unpersönli

fühlsleben
stigen Reich
itz und in
dton des

ge Aufg
n beei
Ans
ie p
in
tigt
int

Gele
und bi
sik und

war dieser Wandlung — wenn es für sie eine Wandlung war — naturgemäß besonders ausgesetzt" [1]).

Die gegebenen Bemerkungen werden nicht den Anschein erwecken, als sollte die Ausbildung des Intellektes der Bildung des Gemütes die Stelle räumen. Es wäre vielmehr ein gefühlvolles Herz, dem das sichere Steuer eines klaren Verstandes und eines richtigen Urteils fehlte, eine schlimme Gabe für die Jugend auf die gefahrvolle Lebensfahrt. Auch wird bei näherem Zusehen deutlich, daß Gefühlsbildung, die wir hier im Auge haben, ein abgeklärtes Vorstellungsleben und objektiv richtiges Urteilen mit zur notwendigen Voraussetzung hat. Niemand wird ferner in Abrede stellen, daß diese ganze Schule des Intellektes zugleich eine große Schule des Willens sei: die zugemutete Anstrengung, die Ausdauer, die Pflichtarbeit auch bei mangelnder Neigung wurden vorzugsweise gerühmt und haben ja auch sicherlich ihren Wert erwiesen. Und lassen wir zu allerletzt die menschliche Natur selber reden, so geht ja aller Anfang der verschiedenen Bildungswege aus der Seele des Zöglings aus, wie sie wieder im ausgebildeten Bewußtsein dieselben ins Eins zusammenfaßt, den Intellekt und das Denken, das Fühlen und die Wertung, das Wollen und sein Tun [2]). Wenn nun das Gebiet des Willens, der selbst gröbere Mittel der Einwirkung verträgt und durch Übung und Gewöhnung auf gewisse Bahnen gelenkt werden kann, im ganzen Erziehungswerke das Wichtigste bleibt, das des Intellektes das breiteste ist und unter gewöhnlichen Umständen auch bestimmte Ergebnisse erwarten läßt, so ist das Gebiet des Gefühlslebens, das uns hier beschäftigt, das schönste und wird von den Besten als solches empfunden. Freilich kann die Erziehung gewissermaßen nur anklopfen, ob ihr aufgetan wird. Wie weit die Natur des Zöglings entgegen kommt, im ganzen und in den einzelnen Berührungen, das bleibt unbestimmt. Gefühle haben etwas Selbstwüchsiges und lassen sich so wenig lehren als vorschreiben. Sache der Erziehung kann es nur sein, durch die ihr möglichen Einwirkungen Gefühle im Zöglinge wach zu rufen, dann aber auch Gefühle zu klären, fest zu halten, zu dämpfen und zu bannen, zu Zeiten Gefühle durch Gefühle abzulösen und zu überwinden. Eine wahre Herzensbildung wird die scharfen Gegensätze und jähen Übergänge der Gefühle mildern und wieder vor einem verwaschenen Gemütsleben bewahren, sie wird die Affekte wie Naturkräfte zähmen und ihnen doch nicht zuviel von ihrer natürlichen Kraft abbrechen; sie wird in die Welt der Gemütsbewegungen einführen und sich vor dem Zerfasern der Gefühle, vor dem Hervorzerren des Unbewußten ins Bewußtsein hüten [3]). Aber ein gefühlvolles Innenleben haben Erziehung und Bildung als eine Art von Glück zu betrachten, sie sollen dem Zög-

[1]) Wilhelm Münch, Zukunftspädagogik. Utopien, Ideale, Möglichkeiten. Berlin 1904. S. 192.

[2]) Der Verfasser hat diesen Gedanken näher ausgeführt in der Schrift: „Der Lehrplan und die Instruktionen für den Unterricht an den Gymnasien in Österreich als psychologische und ethische Einheit. Prag 1904. S. 11, 23 ff., 93 ff.

[3]) Otto Willmann, Didaktik. 2. Aufl. II. S. 76, 258.

ling mithelfen, diesen geistigen Reichtum zu erwerben. Gefühl in dieser Bedeutung als innerer Besitz und inneres Eigenleben ist der Metallklang der Persönlichkeit, der Goldton des Gemütes, der durch seine Regungen hindurchleuchtet.

Daß damit keine geringe Aufgabe angedeutet ist, wird leicht verständlich. Wer das Gefühlsleben beeinflußen will, muß die Natur desselben verstehen. Die metaphysischen Ansichten über das Wesen des Gefühles können verschieden sein, für die praktische Pädagogik wird es sich um ihre Fruchtbarkeit handeln. Der intellektualistische Charakter der Herbartischen Philosophie begünstigt die Rücksichtnahme auf das Vorstellungsleben, fruchtbarer erscheint die physiologische Begründung der Gefühle, wie sie Prof. Th. Ribot in seinem Werke „Psychologie der Gefühle" durchführt[1]). Ihm sind Gefühle nicht eine Erscheinung an der Oberfläche, ein bloßes Ausblühen, sondern sie stammen aus dem Innersten des Individuums; sie haben ihre Wurzeln in den Bedürfnissen und Instinkten, das Bewußtsein offenbart uns ihre Geheimnisse nur zum Teil. Das Wesen des Gefühlslebens kann nur dann richtig begriffen werden, wenn man es in seinen beständigen Umwandlungen, d. h. in seiner Geschichte verfolgt. Trennt man es von den sozialen, sittlichen und religiösen Einrichtungen sowie von den ästhetischen und intellektuellen Wandlungen, durch die es zum Ausdrucke gebracht und verkörpert wird, so behält man von ihm nichts als eine leere und tote Abstraktion. So gilt es denn für unseren Gegenstand, daß man vor allem ins Auge fasse, wie sehr das Gefühl durch körperliche Zustände bedingt ist; nicht bloß durch die bleibende körperliche Ausstattung, durch den Unterschied von gesund und krank, sondern auch durch vorübergehende Zustände; selbst an den Einfluß der Tagesstunden, der Jahreszeiten, der Beschaffenheit der Luft hat man hier zu denken. Zum Naturleben der Gefühle gehört ferner ihre verschiedene Bedeutung und Erscheinungsweise bei den Geschlechtern, in den verschiedenen Lebensaltern sowie innerhalb der verschiedenen Lebenskreise und Kulturstufen; es gehört dazu die mögliche Schädigung oder Unterdrückung durch eine allzu ununterbrochene und einseitige Inanspruchnahme des Verstandes, auch die Gefühls-Reaktionen, sofern eine zeitweilige starke Zurückdrängung des Gefühllslebens ein umso stärkeres Hervordringen desselben zur Folge hat; dazu wären individuelle Mängel des Gefühllebens neben Stumpfheit und Leere überhaupt zu nennen: Verworrenheit und Flüchtigkeit, Schwerfälligkeit und krankhafte Steigerung, krankhafte Weichheit, eine ungesunde Abhängigkeit von der Phantasie, oder umgekehrt eine ungesunde Herrschaft über dieselbe wie auch über das Vorstellungsleben überhaupt und das Begriffsleben und noch vieles andere, denn die Reihe des Möglichen und Wirklichen ist endlos,

---

[1]) Das Werk des französischen Gelehrten ist von Direktor Chr. Ufer ins Deutsche übersetzt worden und bildet den V. Band der „Internationalen Bibliothek für Pädagogik und deren Hilfswissenschaften". Altenburg 1903.

und die Grenze nach dem Psychopathischen hinfließend[1]). Wiewohl eine einsichtsvolle Pädagogik auf alles, was hier nur angedeutet werden konnte, ihr Augenmerk richten wird, so fällt doch vieles hievon in erster Reihe der Pflege und hygienischen Maßnahmen anheim. Auf der anderen Seite darf die Pädagogik sich der Tatsache nicht verschließen, daß Tätigkeiten und Beziehungen rein seelischer Art ihren Widerhall in den körperlichen Grundlagen finden und sich in Gefühlen und Stimmungen auslösen. Hier die günstige Auslösung zu ermöglichen und zu sichern, ist eben eine sehr wichtige und elementare Aufgabe: Klarheit, Festigkeit und Gesundheit in allen persönlichen Beziehungen zwischen Zögling, Erzieher und Erziehungsgemeinschaft, Einheit in den Maßstäben und dem Tone der verschiedenen Erzieher, Wahl der passenden seelischen Nahrung für die Altersstufen, also keine Verfrühung, keine Verwirrung, womöglich keine schief treffenden Maßnahmen.

Hiemit seien einige Formen oder vielmehr Gruppen des Gefühlslebens vorgezeichnet, die für die Pädagogik eine praktische Bedeutung haben: Das Selbst, die Gemeinschaft und die Werte, durch die sich am Leben ein neues Leben immer wieder entzündet. Zur Hebung und Förderung des echten Selbstgefühles gehört es demnach, daß man dem Zögling seinen eigenen Fortschritt fühlbar werden lasse, das Wachstumsgefühl ihm wirklich vermitteln und das Gefühl des Gelingens der geistigen Arbeit an seinem Ich ausdrücklich bereite. Damit ist zugleich gefordert, daß das Gefühl der Unabhängigkeit nicht ohne Not beschränkt werde, namentlich in den Jahren, in denen die persönliche Verantwortlichkeit gepflegt werden soll. Es ist ein Verfehlen wider die Bildungsfähigkeit der Jugend, den zwanzigjährigen Jüngling unter dieselbe Disziplinarordnung zu beugen als den zehnjährigen Knaben. Eine sorgfältige Behandlung erfordert das Selbstgefühl in der Erscheinung des Ehrgefühles, nebst seinen feinen oder gröberen Ausartungen, als Eitelkeit oder roher Stolz. Daß eine plumpe Pädagogik das Ehrgefühl niemals recht zu schonen bedacht ist oder sich doch unzulänglich dazu erweist, ist ebenso gewiß wie überzärtliche Eltern dem Ehrgefühl ihrer Söhne gerne einen empfindlichen Charakter und entsprechende Rechte zugestanden wissen wollen. Welche Naturen in ihrem Selbstvertrauen gestützt werden müssen und welche in ihrem Selbstbewußtsein zu dämpfen sind, das ist im wirklichen Schulleben nicht schwer zu erkennen. Daß es überall gilt, durch die Erziehung von den naiv-elementaren Stufen des Gefühlslebens hinaufzuführen zu den mehr idealen, liegt im Endzwecke der ganzen Erziehungsarbeit selbst.

Diese Aufgabe stellt sich denn auch mit großer Deutlichkeit in der Ausbildung des Gemeinschaftsgefühles dar. Dasselbe ist in der menschlichen Natur frühzeitig wach. Auf Tiere erstreckt es sich durchaus ebenso leicht als auf Menschen, ja eigentümlicherweise leichter, oder

---

[1]) Über die Pflege des Gefühllslebens handelt W. Münchs Buch „Geist des Lehramts" im VII. Abschnitt Die innere Organisation der Erziehung, S. 240 ff. in vortrefflicher Weise.

auf Dinge, die als Personen genommen werden, voller als auf wirkliche Personen. Ihm steht doch auch wieder der naive Egoismus entgegen, der in gewissen Jahren zur Stumpfheit gegen fremdes inneres Leben sich zu entwickeln neigt, und zum Teil doch auch die wirkliche Unfähigkeit, sich in fremdes Leben hineinzudenken; entgegen steht zu Zeiten der unbekümmerte Betätigungstrieb, der auch zur Zerstörung von Lebendigem führt. Hier erwächst der Erziehung die Pflicht, immer wieder die Herzen aufzuschließen, für alles Menschliche Augen und Interesse zu öffnen, von Anfang an zu allem animalischen Leben Beziehung zu pflegen, auch das pflanzliche Leben als Leben zu fühlen und heilig zu halten. Wenn das Gemeinschaftsgefühl in der ursprünglichen Form nur ein erweitertes Selbstgefühl ist, so handelt es sich für seine fernere Entwicklung darum, das Innere des Zöglings wirklich zu erweitern, so daß nicht bloß viele einzelne Mitgefühle darin Raum finden, sondern auch das eigene Leben immer voller und inniger als gliedlicher Teil innerhalb der großen Gemeinschaften empfunden und geführt wird. Dadurch wird das Wesen der „Bildung" am schönsten verwirklicht und erfüllt. Verfehlt wäre hier nur die Absicht, die aufdrängt und nicht von innen entwickeln und zeitigen läßt. Jede Gesinnungsmache wird verdächtig und haftet nur an der Oberfläche. Verkehrt wäre es auch, eine Liebe ins Weite pflegen zu wollen, die nicht vom Nahen und Einzelnen geweckt und gebildet worden ist. Die Gefahr überschäumender und gehaltloser Schwärmerei liegt hier nahe.

Und was ist es, das solche Auswüchse des Gefühlslebens ausscheidet? Die klare Einsicht in den Wert der Dinge. Nun wird der Intellekt vielfach zur Hilfe für das Gefühl, Gesichtskreis und Gefühlskreis schließen ineinander. Wissen und Erkenntnis ist selbst einer der Werte, aus denen Kultur erwächst und von denen Kultur sich nährt[1]). Man hat den Wert der Wissenschaft darin gefunden, daß sie uns ermögliche, Erfahrungen zu ersparen. Dies ist ihr ökonomischer Wert, nicht der einzige, den sie besitzt, und auch nicht ihr höchster. In der Erkenntnis befriedigt sich zugleich der Einheitstrieb des Denkens. Je umfassender nun unsere Erkenntnis wird und je einheitlicher sie sich zugleich gestaltet, umso inniger und reiner wird ihr Wert empfunden; zu einem vollen und nachhaltigen Empfinden wird er doch nur gelangen, wenn die Erkenntnis stete Berührung mit der anschaulichen und farbenreichen Erfahrung sucht. So kann man von einem empfundenen Wissen[2]) sprechen als dem einzigen rechten an Stelle des bloß gemußten Wissens; das Gedachte wird erst zum vollen Eigentum des Innenlebens, wenn es bis zum Gefühle vordringt: „So lange Du nur denkst, ohn' es zu fühlen, Wird ein Gedanke nur den andern weiter spielen; Nicht wahr ist, was Du denkst; nur was Du fühlst, ist wahr, Durch's Denken machst Du Dir nur ein Gefühltes klar" (Rückert).

---

[1]) Alois Riehl, Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. Leipzig 1904. S. 285.

[2]) Der Ausdruck rührt von Rudolf Hildebrand her. Man vergleiche dessen Buch: „Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule", Anhang, 3. „Die Fremdwörter und die Schule".

Was hiemit der Dichter von der Wahrheit sagt, gilt noch in höherem Maße von den ästhetischen und ethischen Werten; ohne Unmittelbarkeit keine Echtheit. Durch Reden und Demonstrationen wird noch kein Gefühl gebildet, obwohl es geklärt und gestützt werden kann. Ein dichtes Blätterwerk von Worten sichert noch nicht das Hervorbrechen von Blüten, geschweige denn einen Ansatz zur gesunden Frucht. Diese Verkehrtheit liegt bei den redenden Künsten, so bei der Behandlung von Dichtungen, näher als bei den darstellenden Künsten. Was durch Erklärung zu heben ist, wird für jeden Fall zu bestimmen sein, aber der Vortrag einer Dichtung im angemessenen Gefühlston wird ins Gemüt tiefer dringen als die genaueste, verstandesmäßige Zergliederung; liegt doch auch im Gefühlston die Wirkung des Gesanges. Wenn ferner eine Bestrebung unserer Tage nicht allein die Schuljugend, sondern auch weitere Kreise der Bevölkerung zum ästhetischen Genusse heranziehen will, so ist das Beginnen nur zu fördern; gelingen wird es mit mehr Erfolg, wenn, wie man sagt, das Gebotene dem Gemüte anspricht, und die Fähigkeit hiezu ist bei den Einzelnen sehr verschieden. Und noch anderes. Die Überschätzung des kirchlichen Lehrstoffes, als seien in ihm wunderbare sittliche Kräfte verborgen, die mit der bloßen Darbietung von selbst wach würden, ist ein Irrtum, das theologische Wissen allein macht es nicht. Wenn irgendwo, so heißt es hier, die Tatsachen offen zu sehen, die uns umgeben [1]). Die Naturwissenschaft ist zu einer Quelle von erhabenen Gedanken geworden, welche uns die Betrachtung der Geschichte der Erde und ihrer Lebewesen bietet. Wenn sich in den letzten Jahrhunderten trotz des Abwelkens mancher religiös-erhabener Vorstellungen der Sinn für das Erhabene der Natur gesteigert hat, so ist dafür der Wissenschaft zu danken, die mit jedem Fortschritt erdgeschichtlicher Erkenntnis neue räumliche und zeitliche Fernen erschlossen hat [2]). Daneben und in vielfacher Berührung mit ihr geht eine zweite Richtung, u. zw. im bewußten Gegensatze zu dem Überkommenen einher, sie nennt sich „ethische Kultur“ [3]). An das alltägliche Leben knüpft sie an, an sein Glück und seine Not, an die kleinen und großen Ereignisse des Tages, sie lenkt den Sinn an die Geschichte zurück. Menschliche Gestalten treten vor den Blick, Schicksale und Gesinnungen berühren das Gefühl, denn ein großes Gebiet der Menschenkunde tut sich in der Geschichte den Herzen auf, dem Herzen viel mehr als dem Verstande. Daß es klare Gestalten seien, klare Vorgänge und Beziehungen, das freilich ist für die Jugend Bedürfnis. Eine verfrühte Vorführung gemischter Charaktere bringt nur Verwirrung in das kindliche Fühlen, Verwirrung oder Verkümmerung; bei dem licht-

---

[1]) Beherzigenswerte Gedanken für den Unterricht geben hier Prof. W. **Rein** in dem Aufsatze „Religion und Schule“ und Prof. **Eucken** in dem Aufsatze „Wissenschaft und Religion“ in dem Sammelwerke: „Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion“, München 1905.

[2]) Friedr. **Ratzel**, „Über Naturschilderung“, München 1904, S. 183.

[3]) Aus der „ethischen Bewegung“ ist Fr. W. **Försters** Werk: „Jugendlehre. Ein Buch für Eltern, Lehrer und Geistliche“, Berlin 1905, hervorgegangen.

voll Durchsichtigen recht lange auszuharren, bevor das realistisch Verwickelte und trüb Gemischte dargeboten wird, ist nur weise. Für die Jugend braucht das Geschichtliche Vereinfachung, und es macht die verklärende Höhe des Dichterischen nicht entbehrlich. Das Sittliche hat ja seinem Wesen nach eine nahe Verwandtschaft mit dem Schönen. So tut sich allmählich ein weiter Kranz lichtvoller und zwischendurch auch schattendüsterer Gestalten dem inneren Auge auf, die leichter in ihr Innerstes blicken lassen und voller zu Liebe und Haß, zu Verehrung und Abscheu anregen als die nahen von Fleisch und Blut: Erzählungen, Lektüre, Dichtung führen sie dem Jugendunterrichte zu. Daß den Lehrenden zunächst selbst nichts Menschliches fremd bleibe und die Brücke aus dem Reiche der Dichtung in die wirkliche Welt immerdar geschlagen werde, ist eine ebenso unerläßliche Forderung als es eine schwierige Aufgabe wird, wenn sie mit Glück gelöst sein will. Der Lehrer braucht hier außer einem warmen Verhältnisse zu jenen Inhalten Dinge wie Zurückhaltung, Takt und seelischen Blick, Blick namentlich auch für die richtigen, fruchtbaren Momente. Und vielleicht bedarf es wirklich, wie zwischen Docht und Flamme, nur einer momentanen Berührung. „Leben zündet sich am Leben an". Auch in der Welt des Willens und der Empfindung gibt es etwas, das man wie in Natur und Technik „Übertragung der Kraft"[1]) nennt, ja im Seelischen ist es geradezu Wechselwirkung und Auslösung verwandter Kräfte. „Neben den Menschen, die Träger des Lichtes sind, und denen, die viel Wärme bergen, vielleicht strahlende Wärme, und neben solchen, denen magnetische Kraft verliehen ist, gibt es auch Naturen, von denen bei leichter Berührung die Funken herüberspringen und den Berührten mit stärkerem Leben durchströmen. Etwas davon muß der haben, der mit Erfolg Lehrer für viele sein will. Besitzt er Licht und Wärme und Anziehung und elektrische Stromkraft mit einander, dann tritt er auf die schönste Höhe des Berufes und hebt diesen Beruf selbst zur schönsten Höhe."

Prag. Dr. Anton Frank.

Verhandlungen der II. Konferenz der Direktoren der Mittelschulen (Gymnasien und Realschulen) im Erzherzogtum Österreich unter der Enns. Im Auftrage des k. k. n.-ö. Landesschulrates herausgegeben von Dr. August Scheindler, k. k. Landesschulinspektor. Der Verhandlungen der n.-ö. Mittelschuldirektoren-Konferenzen I. Band. Wien, Alfred Hölder 1905. (II) II u. 209 SS. 8°. Preis K

Da Ref. den Titel der „Verhandlungen" bereits an anderem Orte[2]) vom bibliothekarischen und bibliographischen Standpunkte aus beleuchtet hat, so darf er sich hier darauf beschränken, festzustellen, daß der vor-

[1]) W. Münch, Anmerkungen zum Text des Lebens. 3. Auflage. Berlin 1904. S. 16, 227.

[2]) Mitteilungen des österr. Vereins f. Bibliothekswesen. IX. Jahrg. (1905), 5. Heft.

liegende erste Band, wie schon das hinter dem Titelblatt stehende 'Inhaltsverzeichnis' besagt, aus zwei Teilen, von denen der erste die Verhandlungen der I., der zweite die der II. Konferenz enthält, besteht und somit der Titel ungenau ist. Den geschätzten Herausgeber mag über den Vorwurf, der ihm wegen der geringen Sorgfalt, die er auf den Titel verwandt hat, oder, falls er nicht selbst der Konzipist sein sollte, wegen der mangelnden Obsorge, gemacht werden muß — und er kann ihm nicht erspart werden nach dem Grundsatze *Amicus Plato, magis amica veritas* — das Verdienst trösten, das er sich dadurch erworben hat, daß die Direktoren-Konferenzen überhaupt zu einer nunmehr ständigen Einrichtung, allerdings zunächst nur und bis auf weiteres in Niederösterreich, gemacht wurden. Denn Landesschulinspektor Dr. Scheindler hat, wie er im Einleitungskapitel „Zur Vorgeschichte der Einführung der Mittelschuldirektoren-Konferenzen in Niederösterreich" mitteilt, die erste Anregung zur Abhaltung jährlicher Konferenzen der n.-ö. Mittelschuldirektoren im Berichte über den Stand der n.-ö. Gymnasien im Schuljahre 1896/97 gegeben, im Interesse einer gleichmäßigen Auffassung der Hauptaufgabe der Direktoren, nämlich Überwachung des Unterrichtes und Einfluß in pädagogischer, sowie methodisch-didaktischer Hinsicht auf den Lehrkörper, u. zw. nach preußischem Muster. Der damalige Unterrichtsminister Graf Bylandt gab in dankenswerter Weise der Anregung Folge und beauftragte den Landesschulrat, die Frage zu erwägen und gleichzeitig Anträge wegen der Bedeckung der eventuellen Kosten zu stellen. Diesem Auftrage wurde entsprochen und gleichzeitig der Entwurf der organisatorischen Bestimmungen über den Zweck und die Einrichtung der Direktoren-Konferenzen vorgelegt, der genehmigt wurde und dann in einem Rundschreiben als grundlegende Bestimmungen den Direktionen der n.-ö. Mittelschulen mitgeteilt und im Sinne derselben Beratungen über die vorzuschlagenden Themen in den Lehrkörpern angeordnet. Die erste Konferenz fand am 24. und 25. Oktober 1900, die zweite am 13. und 14. November 1903 statt. Mit Erlaß des Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 22. Januar 1904, Z. 40.552 ex 1903, wurde der Bericht über die Verhandlungen und die Ergebnisse der zweiten Konferenz mit Befriedigung zur Kenntnis genommen und gestattet, daß bis auf weiteres diese Konferenzen nunmehr ohne besondere Ermächtigung in regelmäßigen Intervallen von drei Jahren in Wien abgehalten und daß die Verhandlungen in Druck gelegt werden. Dies wurde durch Vorschrift des k. k. n.-ö. Landesschulrates vom 2. Mai 1904, Z. 389/10—I, mit dem Auftrag den n.-ö. Mittelschul-Direktionen zur Kenntnis gebracht, daß in Hinkunft ohne spezielle Aufforderung die Themenvorschläge für die nächste Konferenz jedesmal im Laufe des Oktober des der Konferenz vorausgehenden Jahres, also für die im Jahre 1906 stattfindende dritte Konferenz im Laufe des Oktober 1905 dem Landesschulrat vorzulegen waren.

So dankenswert es ist, daß der Herausgeber sich nicht auf die Verhandlungen selbst beschränkt hat, sondern auch bestrebt war, das Aktenmaterial für die Geschichte der nunmehr, wenn auch nur bis auf weiteres, ständigen Einrichtung der n.-ö. Direktoren-Konferenzen zu ver-

werten, so muß man doch bedauern, daß dieses Material nicht vollständiger mitgeteilt worden ist. Es wäre doch gewiß von besonderem Interesse gewesen, die grundlegenden Bestimmungen über Zweck und Einrichtung der Direktoren-Konferenzen kennen zu lernen. Infolge dieses Mangels kann man nur aus den wenigen Mitteilungen, die sich auf die erste und zweite Konferenz beziehen, eine ungefähre Vorstellung von der Sache gewinnen. An den Konferenzen nehmen die Direktoren und Leiter sämtlicher öffentlicher und privater Mittelschulen (Gymnasien, Realgymnasien, Realschulen, der gymnasialen Mädchenschule), ferner einige außerhalb des Kreises der Mittelschuldirektoren stehende Persönlichkeiten Teil (an der ersten: Hofrat Dr. Huemer, die Universitätsprofessoren Schipper, Mussafia, Gegenbauer, die Mitglieder des Landesschulrates: Konwalina, Gessmann, ferner Dir. v. Muth; einzelnen Sitzungen der zweiten wohnten Prof. Schipper und Hofrat Dr. Huemer bei). Die in den Konferenzen zu behandelnden Themen werden von den einzelnen Anstalten auf Grund von Beratungen in den Lehrkörpern in Vorschlag gebracht. Der Landesschulrat trifft eine Auswahl aus den vorgeschlagenen Themen und leitet seine Anträge an das Ministerium, das dann die Entscheidung trifft. Es wird daher in den Konferenzen nur über Themen verhandelt, die von den Lehrkörpern vorgeschlagen und auf Grund eines Antrages des Landesschulrates vom Unterrichtsministerium genehmigt worden sind. (Die Anträge des Landesschulrates wurden sowohl für die erste, als für die zweite Konferenz mit einigen Änderungen genehmigt — von den für die zweite Konferenz vorgeschlagenen 11 Themen wurden drei abgelehnt.)

Ganz anders organisiert sind nun die Direktoren-Versammlungen in Preußen nach den mit dem Erlaß vom 4. Juni 1897 festgesetzten Grundzügen, durch die die Weiterentwicklung dieser in Preußen längst eingeführten Institution gewährleistet wurde. Da Ref. diese Grundzüge in seiner Besprechung von Killmanns Werk „Die Direktoren-Versammlungen des Königreichs Preußen von 1890—1900" (vgl. diese Zeitschrift, Jahrg. 1900, S. 947 ff.) ausführlicher dargelegt hat, sei hier nur als wesentlich hervorgehoben, daß in Preußen die Direktoren-Versammlungen statt wie früher alle drei, seither alle vier Jahre stattfinden, daß die zu verhandelnden Themen (für die die Lehrkörper Vorschläge erstatten können) allen Lehrkörpern bekannt gegeben und von denselben beraten werden, u. zw. mit der Beschränkung, daß jede Aufgabe zur schriftlichen Bearbeitung nur etwa zehn Anstalten und keiner Anstalt mehr als eine Aufgabe zugewiesen werde, doch steht es den Anstalten frei, auch ohne Auftrag eine oder die andere Aufgabe in Behandlung zu nehmen, so daß die Verhandlungen eigentlich nur die Ergebnisse der Einzelberatungen des Lehrkörpers feststellen, endlich daß die Möglichkeit gelassen ist, daß auch einzelne Lehrer den Beratungen zugezogen werden. Wesentlich scheint auch, daß bestimmt wurde, daß fortan für jede Konferenz im allgemei[illegible] nicht mehr als zwei bestimmt begrenzte Aufgaben von praktischer [illegible]deutung gestellt werden; außerdem kann noch eine beschränkte Zahl [illegible] Fragen des Schuldienstes für eine bloß mündliche Erörterung vorg[illegible] werden. Welcher Wert auf die Mitwirkung der Lehrer gelegt wird[illegible]

gibt sich aus folgenden Bestimmungen: bei der Verteilung der Aufgaben (an die Lehranstalten, die von den Provinzial-Schulkollegien vorgenommen wird) ist auf die Zusammensetzung der Lehrkörper in der Weise Rücksicht zu nehmen, daß für die betreffende Aufgabe eine tüchtige Bearbeitung durch praktisch erfahrene Schulmänner gesichert ist, ferner: es ist Wert darauf zu legen, daß die Ausführungen des Berichterstatters in Konferenzen, über die ein eigenes, dem Provinzialschul-Kollegium mit dem Bericht selbst einzureichendes Protokoll zu führen ist, eingehend erörtert werden, endlich: bei den Verhandlungen ist das Hauptgewicht nicht auf Vorträge Einzelner, sondern auf den allgemeinen Gedankenaustausch über die zur Beratung stehenden Fragen zu legen, zu welcher in geeigneten Fällen auch hervorragende Fachmänner aus der Zahl der Lehrer herangezogen werden können.

Ref. betrachtet es weder als seine Aufgabe, noch ist es seine Absicht, an der Art, wie die beiden bisher abgehaltenen n.-ö. Mittelschul-Direktoren-Konferenzen vorbereitet und durchgeführt wurden, Kritik zu üben. Allein, da er selbst a. a. O. im Hinblick auf die derzeitige Organisation der preußischen Direktoren-Versammlungen dafür eingetreten ist, daß der in Österreich zuerst in Galizien, dann in Niederösterreich gemachte Versuch zu einer dauernden Institution ausgestaltet werde, da ferner auch Landesschulinspektor Dr. A. Scheindler bei seinem Antrag auf Einführung j ä h r l i c h e r Direktoren-Konferenzen auf das preußische Muster ausdrücklich hingewiesen hat, schien es ihm im Interesse der Sache zu sein, auf die Abweichungen der bisherigen n.-ö. Direktoren-Konferenzen von ihrem preußischen Muster hinzuweisen und damit auch die Richtung anzudeuten, wie seines Erachtens die Direktoren-Konferenzen in Österreich — denn daß es bei den niederösterreichischen nicht sein Bewenden haben kann, scheint ihm selbstverständlich — künftig gestaltet werden sollten. Denn so wenig Ref. der bloßen Nachahmungssucht fremder Einrichtungen das Wort reden möchte, ebensosehr möchte er doch betonen, daß man bei Verpflanzung fremder Institutionen auf heimischen Boden sich doch die Erfahrungen des Ursprungsortes zunutze machen sollte. Der Hauptzweck der preußischen Direktoren-Konferenzen sollte ein praktischer sein, die gegenseitige Anregung der Anschauungen im mündlichen Gedankenaustausch über amtliche Erfahrungen. Durch allzu große Ausdehnung der gedruckten Berichte und eine einseitige theoretische Entwicklung der Konferenzen drohte er zu verkümmern. Deshalb wurden die oben skizzierten neuen Grundzüge erlassen. Sie enthalten auch beachtenswerte Winke über die Berichte selbst. Sie sollen unter Fernhaltung alles Überflüssigen, wie z. B. breiter geschichtlicher Einleitungen und langer Ausführungen aus leicht zugänglichen Werken in bündiger Kürze abgefaßt und am Schlusse das praktisch verwertbare Ergebnis der Ausführungen in wenigen Leitsätzen zusammenfassen; zulässig ist auch und unter Umständen empfehlenswert, diesem Berichte die Form zu geben, daß den vorangestellten Leitsätzen eine k n a p p gefaßte Begründung angeschlossen wird. Auch auf Vereinfachung der Verhandlungen, übersichtliche Fassung des Protokolls und mäßigen Umfang der Veröffentlichungen wird weise Bedacht genommen.

Indem die preußische Vorschrift anordnet, daß die zu Verhandlungen gestellten Fragen in den Lehrkörpern beraten werden und die Hauptberichterstatter verhalten sind, das Wesentliche aus den von den verschiedenen Anstalten gelieferten Einzelberichten und Protokollen ohne alle unnötigen Anführungen gedrängt zusammenzustellen und die nach ihrem Urteil für die Beantwortung der vorgelegten Fragen wichtigen Hauptpunkte in leicht übersichtlichen Hauptsätzen so herauszuheben, daß in ihnen eine brauchbare Unterlage gewonnen wird für die mündliche Verhandlung, zu der in geeigneten Fällen auch hervorragende Fachmänner aus der Zahl der Lehrer herangezogen werden können, wird dem oben erwähnten praktischen Hauptzweck besser Rechnung getragen, als wenn lediglich Direktoren über die Fragen referieren und verhandeln; denn mögen diese über eine noch so reiche Erfahrung verfügen, so gibt es doch in der Zahl der Lehrer ältere, erfahrenere und für einzelne Fragen kundigere Fachmänner als manche der Direktoren.

Ref. verkennt nicht, daß wir es in Österreich immer noch erst mit Versuchen zu tun haben, und zweifelt deshalb nicht daran, daß die derzeitigen organisatorischen Bestimmungen für die n.-ö. Direktoren-Konferenzen nur ein Provisorium darstellen. Das h. Ministerium für Kultus und Unterricht hat schon der ersten Anregung dieser Konferenzen mit der Änderung stattgegeben, daß statt jährlicher Konferenzen Intervalle von je drei Jahren für sie festgesetzt wurden. Deshalb erscheint wohl die Annahme nicht unberechtigt, daß in Hinkunft, insbesondere bei der so wünschenswerten Ausdehnung der Einrichtung auf ganz Österreich die Direktoren-Konferenzen auch in den für sie festzusetzenden Grundzügen dem preußischen Muster sich mehr nähern werden.

Indem sich nun Ref. nach diesen mehr prinzipiellen Bemerkungen der Besprechung des eigentlichen Inhalts des vorliegenden ersten Bandes der Verhandlungen zuwendet, glaubt er von einer Erörterung der einzelnen Themen und ihrer Verhandlung auf den Konferenzen absehen und sich auf eine allgemeine Charakteristik beschränken zu können. Er glaubt hiezu um so eher an dieser Stelle berechtigt zu sein, als ja das Interesse des Leserkreises dieser Zeitschrift als so stark vorausgesetzt werden muß, daß ihm mit einer wenn auch noch so eingehenden Wiedergabe des Ganges der Verhandlungen nicht gedient sein kann. Wie viel des Interessanten der Band enthält, ergibt sich schon aus einer bloßen Übersicht der Verhandlungsgegenstände.

Es kamen folgende Themen zur Behandlung:

Auf der I. Konferenz: 1. Inwieweit ist eine Entlastung der Mittelschuldirektoren von administrativen Geschäften wünschenswert und möglich? (Reff.: Wallentin und Stitz.) 2. Inwieferne erleichtern die geltenden Bestimmungen über die Stundung des Schulgeldes die Bemühungen, dem Andrange zur Mittelschule zu steuern? (Eysert und Trampler.) 3. Über die Bedeutung der Hausaufgaben in der Organisation des fremdsprachlichen Unterrichts (Baran und Fetter). 4. Ist es wünschenswert, daß die Arbeitszeit für die lateinisch-deutsche Maturitätsprüfung auf drei Stunden verlängert werde? (Strauch und Ulbrich). 5. Ist die Ein

führung des obligaten Unterrichtes in einer modernen Weltsprache am Gymnasium wünschenswert? (Waniek und Slameczka). 6. Begegnet die Verteilung des Lehrstoffes im Griechischen bezüglich der III. Klasse praktischen Schwierigkeiten? (Knöll und Jänicke). 7. Genügt die derzeit übliche Form der Aufnahmsprüfung in die I. Klasse der Mittelschule ihrem Zwecke? (Ziwsa und Dechant).

Auf der II. Konferenz: 1. Ist eine Erleichterung und Vereinfachung der Maturitätsprüfung wünschenswert? Empfiehlt sich speziell betreffs der Gymnasial-Maturitätsprüfung: *a*) die Erhöhung der Arbeitszeit auf drei Stunden für die Übersetzung aus dem Latein; *b*) eine Bestimmung betreffs Zurückweisung eines Kandidaten für den Termin wegen Unterschleifes bei den schriftlichen Prüfungen; *c*) die Einführung einer kurzen Vorbereitungsfrist für alle Gegenstände bei der mündlichen Prüfung; *d*) die Abschaffung der Dispens in Geschichte und Physik; *e*) die Einführung einer obligatorischen Dispens in allen Gegenständen bei befriedigender Durchschnittsleistung am ganzen Obergymnasium = bezüglich der Physik in den zwei oberen Klassen und befriedigender schriftlicher Arbeit in jenen Gegenständen, in denen eine solche gemacht wird; *f*) die Bestimmung eines Themas für alle Anstaltn durch den Landesschulrat; *g*) die Gestattung einer Kompensation bei einer nicht genügenden Leistung, wenn sie nicht die deutsche (Unterrichts-) Sprache betrifft (Knöll und Januschke). 2. Ist eine Verminderung der Zahl der deutschen Aufsätze in der V. Klasse des Gymnasiums notwendig oder wünschenswert? (Wimmer). 3. Ist am Gymnasium die Geographie von der Geschichte zu trennen? (Kny). 4. Praktische Durchführung der Neuregelung der Erholungspausen (Waniek und Dechant). 5. Ist eine Änderung der vorgeschriebenen Notenskala, speziell eine Vereinfachung erwünscht? (Thumser). 6. Wie kann bei den Abiturienten der Mittelschulen die Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck im Deutschen erhöht werden? (Ziwsa und Würzner). 7. Ist die Geometrie in der I. Klasse der Realschule als selbständiger Gegenstand aufzulassen und mit dem Zeichnen oder Rechnen zu verbinden? (Klekler). 8. Wie könnte durch Ferialkurse dem Bedürfnisse der Mittelschullehrer nach fachwissenschaftlicher Fortbildung am besten entsprochen werden? (Glöser und Plundrich).

Es behandelten somit Administratives fünf Themen (I. 1, 2, 7 u. II. 4, 5), Organisatorisches ein Thema (I. 5), die Maturitätsprüfung zwei Themen (I. 4, II. 1), Methodisch-didaktisches ein Thema (I. 3), einzelne Gegenstände fünf Themen (I. 6, II. 2, 3, 6, 7), endlich die Lehrerfortbildung ein Thema (II. 8). Soweit es zweckdienlich war, wurden die beiden Referenten den beiden Schulgattungen entnommen, damit die betreffende Frage sowohl vom Standpunkte des Gymnasiums als dem der Realschule behandelt werde.

Nicht alle Verhandlungsgegenstände beanspruchen das gleiche Interesse. Während einige rein fachlicher und obendrein spezieller Natur sind, wie die Frage II. 7, über die doch nur die Lehrer des Faches an den Realschulen ein Urteil haben, oder II. 3, die nur die Geographen

und Historiker an den Gymnasien interessiert (denn an den Realschulen sind Geographie und Geschichte ohnehin getrennt) u. a., die demnach eigentlich in den Rahmen der Direktoren-Konferenzen, die nur allgemeine Fragen behandeln sollten, gar nicht passen, sind andere von ganz besonderem allgemeinem Interesse. So namentlich I. 2 und 7 (Stundung des Schulgeldes als Mittel, dem Andrang zur Mittelschule zu steuern, und Aufnahmsprüfung in die erste Klasse) I. 4 und II. 1 (Maturitätsprüfung) I. 5 (Einführung des obligaten Unterrichts in einer modernen Weltsprache am Gymnasium) II. 6 (Steigerung der Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck im Deutschen) II. 7 (Fortbildung der Lehrer).

Eröffnet wurde die erste Konferenz durch eine Ansprache des Statthalters von Niederösterreich Sr. Exzell. Erich Grafen Kielmansegg, als Vorsitzenden des n.-ö. Landesschulrates, die zweite vom Vizepräsidenten des n.-ö. Landesschulrates, dem derzeitigen Leiter des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht, Sr. Exz. Dr. Richard Freih. v. Bienerth, der sich mit den Landesschulinspektoren Dr. Maurer, Dr. Scheindler, Kapp und Dr. Wallentin in die Leitung der Verhandlungen teilte und beide Konferenzen mit einem Rückblick auf ihre Ergebnisse schloß.

Was nun die Behandlung der Fragen betrifft, so war sie, was sich ja bei Männern in so verantwortungsvoller Stellung von selbst versteht, im allgemeinen auf der Höhe der Situation. Es zeigt sich sowohl in den Referaten als auch in der Diskussion eine solche Beherrschung des Gegenstandes, eine solche Vertrautheit mit den Zwecken und Zielen der Mittelschulbildung, zumeist auch eine solche Höhe und Freiheit der Auffassung, es ist schließlich in ihnen eine solche Fülle von Anregungen niedergelegt, daß die Lektüre der Verhandlungen trotz mancher Weitschweifigkeit und Anfechtbarkeit im einzelnen, nicht nur dem praktischen Schulmanne, sondern Jedem, der sich für Schulfragen interessiert, reiche Belehrung und Aufklärung bietet. Auch dem Fernerstehenden, namentlich dem großen Publikum können die Verhandlungen manchen wertvollen Einblick in die Arbeit der Schule gewähren und namentlich dazu beitragen, manches Vorurteil zu zerstreuen, dem die Träger und Wahrer unserer Jugendbildung so oft begegnen. Es kann heute, wo die Mittelschule, namentlich das Gymnasium so vielen Angriffen ausgesetzt ist, nicht genug die Notwendigkeit betont werden, das große Publikum, auf dessen Vertrauen im Interesse der Lehrerfolge so viel ankommt, über die Arbeit der Schulmänner aufzuklären. Wer diese Verhandlungen liest und sich überzeugt, von welchem regen Eifer alle Faktoren beseelt sind, im Interesse der ihnen anvertrauten Jugend die Unvollkommenheiten, die allen menschlichen Einrichtungen, also auch der Schule, anhaften, zu beseitigen, die Methode zu verbessern, die Lehrerbildung zu heben, die Schwierigkeiten nach Tunlichkeit zu beseitigen, der wird vor der Arbeit der Schulmänner mehr Achtung haben und mindestens in ihren ehrlichen Willen kein Mißtrauen setzen. Schon aus diesem Grunde ist die Drucklegung der Verhandlungen, die wohl der Initiative des Herausgebers verdankt wird, zu begrüßen. Es muß dabei freilich dahingestellt bleiben, ob eine so ungleiche Behandlung der Verhandlungen

der beiden Konferenzen zweckentsprechend war: daß nämlich von jenen der ersten nur der in dieser Zeitschrift 1901, S. 788 ff. veröffentlichte, über den Gang der Erörterungen ausreichend orientierende Auszug, von denen der zweiten jedoch ein bis auf manche Äußerung in der Diskussion, wie es scheint, stenographisches Protokoll gegeben wurde. Da der Auszug aus den Verhandlungen der ersten Konferenz alles Wesentliche enthält, so daß man sowohl über die Referate, als auch über die Diskussionen und Beschlüsse vollkommen genügend belehrt wird, so hätte wohl auch für die zweite Konferenz derselbe Vorgang sich empfohlen. Entschloß man sich aber dann, über die zweite Konferenz ein genaues Protokoll zu veröffentlichen, so hätte man es auch für die erste tun sollen. Denn ein Auszug aus den Verhandlungen setzt voraus, daß die Verhandlungen aufgenommen worden sind. Mindestens hätte jedoch der Auszug durch Mitteilung der Präsenzliste ergänzt werden sollen[1]). Doch das gehört zur Technik des Buches, worin die vorliegende Veröffentlichung manches zu wünschen übrig läßt.

Schon mit Rücksicht auf die Möglichkeit, die Berichte über die Verhandlungen den Konferenzen bald folgen zu lassen, würde Ref. dafür eintreten, daß die Veröffentlichung keinen zu großen Umfang beanspruche. Es kann ja auch nicht ihre Aufgabe sein, die ungeheuere und immer mehr wachsende Literatur über Schulfragen zu vergrößern; das Interesse der Verhandlungen liegt auch weniger in den, wenn auch noch so belehrenden, aber doch mitunter allzu breiten Ausführungen der Referenten, als in den Leitsätzen, in denen sie ihre Ansichten und Forderungen zusammenfassen, in der Diskussion und in den Beschlüssen. Es genügen daher vollständig die Leitsätze mit einer knappen Begründung, die Diskussion und die Beschlüsse und es liegt im besonderen Interesse der Sache, einen authentischen und erschöpfenden Bericht über die Verhandlungen tunlichst rasch zu veröffentlichen. Freilich würde es sich auch empfehlen, die Zahl der zu behandelnden Fragen zu beschränken, denn man kann es an den Verhandlungen deutlich erkennen: die Lebhaftigkeit der Diskussion steht im umgekehrten Verhältnisse zur Fülle der Verhandlungsgegenstände.

Im einzelnen hätte wohl Ref. manches zu bemerken, doch muß er schon aus Raumrücksichten davon absehen; ferner scheint es auch ihm als nicht im praktischen Schulleben Stehenden nicht zuzukommen, über Fragen, deren Entscheidung von praktischer Erfahrung bedingt ist, ein Urteil abzugeben. Nur eine Bemerkung prinzipieller Natur kann er nicht unterdrücken, trotzdem sie durch die Ausführungen eines Mannes veranlaßt wird, in dem er einen seiner einstigen Gymnasiallehrer verehrt. Die Verhandlung über die Frage der Trennung der Geographie und Geschichte am Gymnasium leitete Landesschulinspektor Regierungsrat Dr. Wallentin mit einigen Worten ein und wies auf die Schwierigkeiten hin, die die formale und technische Frage biete. Der Organisations-Entwurf besitze

[1]) Es ist nicht einzusehen, warum wohl für die zweite Konferenz (S. 41 f.) eine genaue Liste der Teilnehmer gegeben wird, nicht jedoch für die erste.

Gesetzeskraft und nach diesem seien Geographie und Geschichte unzertrennlich. Es könne also nur das eine angestrebt werden, daß der geographische Unterricht am Gymnasium eine Erweiterung und Vertiefung erfahre. Die Trennung der Geographie und Geschichte aber sei schwer möglich. Daher könnte zwar auch der geographische Unterricht in der I. Klasse dem Naturhistoriker übertragen werden, wie dies Leitsatz 5 in Aussicht nehme, von der II. Klasse an aber müßte der geographisch gebildete Lehrer der Geschichte auch Geographie lehren. Damit hatte der Vorsitzende nicht aus inneren sachlichen und fachlichen Gründen, sondern aus äußeren, formalen der Behandlung der Frage eine Direktive gegeben, und es macht einen eigentümlichen Eindruck, daß das Referat sowohl als die Diskussion sich darum wenig kümmerten. Man müßte eigentlich fragen, warum der Landesschulrat das Thema überhaupt zuließ, wenn er mit Regierungsrat Dr. Wallentin der Meinung war, daß die Trennung aus dem angeführten Grunde undurchführbar sei. Die Direktoren-Konferenzen sind doch kein pädagogisches Seminar, in welchem für und wider eine These theoretisch diskutiert wird. Aber es muß nachdrücklich betont werden, daß die hier vorgetragene Ansicht m. E. irrig ist: der Organisations-Entwurf besitzt überhaupt nicht Gesetzeskraft, vor allem aber kann der Lehrplan in seinen Einzelheiten jederzeit geändert werden, wofern innere, sachliche Gründe dafür sprechen. Tatsächlich hat auch die Unterrichtsverwaltung von diesem Rechte jederzeit Gebrauch gemacht. „Die Grundlage der bestehenden Einrichtungen des heutigen Gymnasiums bildet der Organisations-Entwurf. Da nach der in dem Entwurf enthaltenen Bemerkung die Organisation der Gymnasien diese nicht wie ein metallenes Kleid äußerlich umschließen ... soll, so werden entsprechend der allmählichen Entwicklung und den veränderten Zeitverhältnissen im Laufe der Jahre normative Bestimmungen nötig, die in zahlreichen Gesetzen, Verordnungen und Erlässen niedergelegt sind", so heißt es richtig in Mayerhofers 'Handbuch der politischen Verwaltung', Bd. IV, S. 909. Der Organisations-Entwurf durfte daher nicht als Hindernis gegen die Trennung von Geographie und Geschichte am Gymnasium geltend gemacht werden. Da die von Herrn Regierungsrat Dr. Wallentin vertretene Ansicht ein gefährliches Präjudiz schaffen könnte, schien es mir notwendig, dies ausdrücklich hier hervorzuheben.

Daß mit der Einführung der Direktoren-Konferenzen der mit ihnen verbundene Zweck erreicht wurde und daß durch sie praktische Ergebnisse erzielt wurden, ergibt sich aus der erfreulichen Tatsache, dass der n.-ö. Landesschulrat einigen Anregungen in dankenswerter Raschheit Folge gegeben hat, die im Anhange abgedruckt werden. Die eine betrifft hauptsächlich die Erleichterung und Entlastung der administrativen Tätigkeit der Direktoren und eine Vereinfachung der Aufnahmsprüfung in der ersten Klasse der Mittelschulen, die zweite außer einigen die Maturitätsprüfung betreffenden Anordnungen beherzigenswerte Winke für die Hebung Gewandtheit der absolvierten Mittelschüler im mündlichen und schriftlichen Ausdruck.

So ist denn mit der Einführung regelmäßig wiederkehrender Direktoren-Versammlungen auch in Österreich ein vielversprechender Anfang

gemacht worden. Auch daß die Verhandlungen in einer Sonderpublikation veröffentlicht werden, ist wärmstens zu begrüßen. Mit seinen Bemerkungen hofft Ref. zur Förderung der ihm im Interesse der Ausgestaltung unseres Mittelschulwesens, der er das größte Interesse entgegenbringt, zu liegen scheinenden Einrichtung einiges beigetragen zu haben. Von Sr. Exzell. Hrn. Dr. Frh. v. Bienerth, der in seiner langjährigen Stellung als Vize-Präsident des k. k. n.-ö. Landesschulrates sich gerade um das Mittelschulwesen so sehr verdient gemacht und der Einführung der Mittelschul-Direktoren Konferenzen und ihren Verhandlungen sein regstes Interesse zugewendet hat, darf man wohl die tatkräftigste Förderung für ihre weitere Entwicklung in seiner jetzigen Stellung als Leiter des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht sicher erwarten.

Wien. Dr. S. Frankfurter.

Das höhere Lehramt in Deutschland und Österreich. Ein Beitrag zur vergleichenden Schulgeschichte und zur Schulreform. Von Prof. Dr. Hans Morsch. Leipzig, Teubner 1905. 382 SS.

Es war ein glücklicher Gedanke des Verf., dem bekannten Buche von Münch „Geist des Lehramtes“ ein Buch an die Seite zu stellen, das er selbst den Körper des Lehramtes nennen möchte. Mir will scheinen, daß nach dem, was in diesem Buche abgehandelt wird, am richtigsten der Titel „Das höhere Schulamt“ zu wählen wäre, wie denn auch die in Österreich gesammelten Vorschriften ähnlicher Art den Titel „Weisungen zur Führung des Schulamtes“ führen. Morsch hat schon auf dem Titelblatte angegeben, daß er in seiner vergleichenden Schulgeschichte neben Deutschland auch Österreich berücksichtigt. Die Art, wie er dies tut, macht seiner Objektivität alle Ehre. Uns kann es nur zur Freude gereichen, wenn er an vielen Stellen die österreichischen Einrichtungen als besser, nicht selten als nachahmenswert hinstellt. Der in Österreich fast bodenständig zu nennende Pessimismus hätte eine solche Unbefangenheit kaum zugelassen. Man könnte in diesem Zusammenhange auf ein jüngst im Inlande erschienenes Buch „Geschichte des österreichischen Unterrichtswesens“ hinweisen, in dem der Verfasser die österreichische Schulgeschichte nicht vom objektiv-historischen, sondern im engen Zusammenhang mit der politischen Geschichte vorführt und daher schließlich von einem „gänzlichen Umbau des staatlichen Gebäudes die gedeihliche Entwicklung des Schulwesens erhofft“.

Die Methode, die Morsch in seinem Buche befolgt, kennen wir schon aus seinen früheren Abhandlungen über die Reifeprüfung und über die Dienstinstruktionen, die mit Zusätzen in dem vorliegenden Buche wieder enthalten sind, und die sich einer günstigen Kritik erfreuen konnten. Um nun den Lesern einen Überblick über den Gesamtinhalt des Buches zu bieten, so seien die Hauptkapitel wörtlich angeführt: Nach einer Einleitung über Ziel und Schwierigkeit der Aufgabe I. Allgemeines über den Begriff des Amtes, Rechte und Pflichten; II. Die Vorbedingungen für das höhere Lehramt (Staatsprüfung, der praktische Vorbereitungs-

dienst); III. Das höhere Lehramt (*A.* Allgemeines: Ministerial- und Kollegialsystem, *B.* Die Dienstinstruktionen für Leiter und Lehrer höherer Lehranstalten, *C.* Versetzungen und Versetzungsprüfungen, *D.* Die Reifeprüfung); IV. Aufsichtsbehörde für das höhere Lehramt (*A.* Die Zentralbehörden, *B.* Die Zentralmittelbehörden); V. *A.* Titel und Rang, *B.* Gehalt, Pflichtstundenzahl, Schulgeld.

Im Gegensatz zu Baumeister, Die Einrichtung und Verwaltung des höheren Schulwesens in den Kulturländern von Europa und in Nordamerika, der nach einem bestimmten System die Schuleinrichtungen der einzelnen Länder nacheinander behandelt, hat Morsch die vergleichende Nebeneinanderstellung vorgezogen. Zweifellos hat dieser Vorgang manches für sich, namentlich wird dem Leser die Übersicht über die einzelne Materie erleichtert. Aber der Vergleich verschieden benannter und gearteter Dinge führt leicht zu schiefen Urteilen, zumal wenn die Basis, die Einzeldarstellung, selbst vielleicht nicht genau oder doch Mißdeutungen ausgesetzt ist. Dies zeigt sich namentlich bei den Kapiteln: Aufsichtsbehörde für das höhere Lehramt. Hier muß leider gesagt werden, daß Morsch die österreichische Organisation nicht immer richtig erfaßt hat. Auch erscheint es nicht praktisch, Dinge weitläufig zu behandeln, die dem Zufall und großem Wechsel unterworfen sind. So ist beispielsweise die auf S. 213 angegebene Sektions- und Referatseinleitung gegenwärtig nicht mehr richtig. Augenblicklich gibt es fünf Sektionen und ist auch das Dep. II einer Sektion zugeteilt. Die Darstellung über den Schulbücherverlag erzeugt eine falsche Vorstellung, die Zentraldirektion ist in ihrer Stellung zum Unterrichtsministerium von der Zentralkommission für Angelegenheiten des gewerblichen Unterrichtes zu trennen. Auch müßte neben dem gewerblichen Beirat auch der Kunstrat genannt werden u. a. Die Gleichstellung von Dezernent und Referent führte zu irrtümlichen Anschauungen. Es kann hier nicht der Ort sein, alle Einzelheiten zu besprechen. Im Kapitel V befremdet z. B. S. 325 „Die Aktivitätszulage wird bezahlt, so lange man aktiv ist, d. h. im Dienste steht; sie ist mit 2% pensionsberechtigt“. Wie ist dies zu verstehen? Unrichtig ist auch auf S. 328 unten: „Auch in Österreich sind die Richter mit allen anderen Beamten darin dem Staatslehrpersonal voraus, daß sie ein Drittel ihres Gehaltes (in Preußen nur die Richter das Ganze) einklagen dürfen“. Sagt doch der Verf. unmittelbar vorher, daß wie in Bayern auch in Österreich die Beamten wie die Lehrer einen klagbaren Rechtsanspruch auf Gehalt und Pension haben. Wir wollen nicht weiter berichtigen oder auf Ergänzungen wie beispielsweise bei den Prüfungsgruppen hinweisen, sondern lobend hervorheben, daß der Verf. bemüht war, die Hauptquellen für seine Darstellung eifrig zu suchen und zu benützen. Trotz der Mängel, die dem Buche anhaften, muß dasselbe als erstes in seiner Art der Lektüre der Lehrer bestens empfohlen werden. Es sollte in keiner Anstaltsbibliothek fehlen. Die Art, wie Morsch die Schuleinrichtungen überhaupt kritisiert, zeigt von wohltuendem Freimut und großer Sachkenntnis. Abweichende Ansichten werden sich freilich bei der großen Zahl der behandelten Fragen hie und da geltend machen.

Wien. J. H.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Lateinische Übersetzungen deutscher Gedichte. Von Friedrich Rasch. Stade, Schaumburg 1904. 84 SS. 8°. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Drei Dekaden deutscher Gedichte, mehr als die Hälfte von Heine, in lateinischem Gewande! Es sind in der Tat Übersetzungen, wie der Titel besagt, nicht freie Nachdichtungen, die freilich ganz besonders willkommen wären. Als Beispiel diene sofort die erste Strophe des an erster Stelle aufgenommenen Gedichtes: *Quis tempore equitat serissimo Per ventum? Est pater cum filio; Complexu tenet puerum, Tutatur et tenet calidum.* Wir sehen engen, zum Teil wörtlichen Anschluß an das Original; auch das Versmaß ist annähernd dasselbe. Was der Verf. in den angehängten Bemerkungen über die von ihm vorgenommenen Freiheiten vorbringt, beweist doch nur, daß es ihm um womöglich wortgetreue Wiedergabe zu tun ist. Man liest S. 82 unter anderem: 'Allerdings werden auch noch Veränderungen mit den Worten des Gedichtes vorgenommen werden müssen. Man wird häufig genötigt sein, durch Anwendung des Ablativus absolutus oder einer anderen Partizipialkonstruktion die Sätze in eine andere Form zu fassen; auch die Aufeinanderfolge der Worte des Gedichtes wird in vielen Fällen nicht gewahrt werden können'. Den Standpunkt des Verf. charakterisiert aber vollends folgendes: 'Man wird aber stets im Auge haben müssen, daß die dichterischen Gedanken und das vom Dichter daraus geformte Bild nicht verändert werden dürfen. Anderseits wird man bei der Auswahl der für das Versmaß verwendbaren lateinischen Worte zu berücksichtigen haben, daß die Verszeilen den Reimen des Gedichtes entsprechend sich reimen müssen'. Also modernes Denken und Fühlen in antiker Sprachform mit modernem Strophenbau! Bis zu einem gewissen Grade mag dies ja angehen, insbesondere bei Gedichten, worin die Erzählung oder Schilderung vorwiegt, wie in Goethes 'Erlkönig' und 'Sänger', in Heines 'Wallfahrt nach Kevlaar' und 'Belsazar', oder in Uhlands 'Der Wirtin Töchterlein'. Bei anderen von dem Verf. ausgewählten Dichtungen wird die Sache bedenklicher, namentlich wenn man sich so sehr wie der Verf. scheut, die sprachliche Form der deutschen Vorlage zu verlassen. — Übrigens findet Ref., daß der Verf. mit seltener Gewandtheit das Lateinische für seine Zwecke zu verwenden weiß. — Falsch wird S. 6 und S. 8 'dort' ('hier') durch *illico* wiedergegeben. Sinnstörende Druckfehler finden sich folgende: S. 14 *memoriae* statt *memoria;* S. 32 *nice* st. *nive;* S. 42 *indicii* st. *iudicii;* S. 68 *et* st. *est;* S. 76 lustig st. durstig (im latein. Text heißt es richtig *sitiens*).

Wien. J. Golling.

Mme B. Boissonas, Une famille pendant la guerre 1870—1871. Im Auszuge für den Schulgebrauch bearbeitet von E. Werner, Professor an der Oberrealschule zu Baden. Gotha, F. A. Perthes 1903 (Perthes' Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller, Nr. 48). Preis Mk. 1·40. VIII und 86 SS.

Diese Schulausgabe des bekannten, von der Akademie mit einem Preise ausgezeichneten Werkes der Frau Boissonas, das uns eine so anschauliche Schilderung der Zustände während des deutsch-französischen Krieges gibt und in wohltuender Weise durch seine Objektivität und Schlichtheit der Darstellung von anderen französischen Schriften über diesen Krieg abweicht, unterscheidet sich von der älteren Schulausgabe desselben Werkes, die in der „Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften" in Gärtners Verlag erschienen ist, durch Aufnahme anderer Briefe der korrespondierenden Familienmitglieder. Eine orientierende Einleitung, Anmerkungen, zwei Kärtchen, namentlich aber das Sonderwörterbuch erhöhen die Verwendbarkeit dieser Schulausgabe. An unseren Schulen wäre die Schrift zur Privatlektüre zu empfehlen.

Wien. Dr. A. Würzner.

Die Schwiegermutter und der Hagestolz. Eine Studie aus der Geschichte unserer Familie von O. Schrader. Braunschweig, George Westermann 1904. 119 SS. Preis Mk. 2·40.

Der gelehrte Verf. hat aus der Geschichte unserer Familie die beiden interessanten Gestalten der Schwiegermutter und des Hagestolzen zum Gegenstand einer weit ausgreifenden Untersuchung gemacht und es meisterhaft verstanden, den scheinbar wohlbekannten Stoff historisch zu beleuchten, geistreich zu vertiefen und den Umgestaltungsprozeß auf dem Boden der Familienordnung, des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens zu schildern. Die vier Hauptkapitel sind: Die Mannesmutter. Die hagestolzlose Zeit. Die Weibesmutter. Der Hagestolz. Wir erfahren, daß der moderne Typus der Schwiegermutter dem gesamten Altertum — wenigstens der indogermanischen Völker — fremd gewesen sei. Nur die Mutter des Mannes regierte in der Herdgemeinschaft, eine Verwandtschaft mit der Familie der angeheirateten Frau kannte das alte Recht nicht. Auch der Hagestolz im späteren Sinne war jenem Zeitalter so gut wie fremd. Die Studie zeigt dann in fesselnder, überzeugender Weise, wie allmählich im Mittelalter diese beiden Typen entstanden, welche Umstände in Leben und Literatur der Schwiegermutter (Mutter der Frau) ihren oft so ungerechtfertigt übeln Ruf einbrachten und wie die gesellschaftlichen Verhältnisse das Überhandnehmen des Hagestolzenstandes und seiner für den Staat beklagenswerten Folgeerscheinungen begünstigten. Die oft humorvollen Ausführungen machen gegen Schluß im „Rückblick und Ausblick" einem von wahrer Menschenliebe und patriotischem Kummer getragenen Ernste Platz und wir scheiden von der gehaltvollen Schrift mit dem Bewußtsein, viel Neues gelernt und das Bekannte in neuer Beleuchtung und Gruppierung erfaßt zu haben. Die Vorrede belehrt uns, daß die Schrift auf zwei Vorträgen beruht und der Hauptsache nach bereits in Westermanns Monatsheften im Jahre 1904 veröffentlicht wurden. Belege und Anmerkungen sind neu hinzugetreten.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Dr. Heinr. Stein, Geschichtstabellen in übersichtlicher Anordnung für die mittleren und oberen Klassen höherer Schulen. Elfte verbesserte Auflage. Münster, Theissingsche Buchhandlung.

Den Intentionen der preußischen Unterrichtsverwaltung Rechnung tragend, bietet der Verf. eine Zusammenstellung des wichtigsten Zahlenmateriales der Weltgeschichte. Durch Beifügung eines auf das Wesentlichste beschränkten Überblickes über die geschichtlichen Tatsachen soll eine Wiederholung des Lernstoffes ermöglicht werden. Diesen Zweck können die Tabellen jedoch nur dann erfüllen, wenn vor allem das Altertum einer gründlichen Durchsicht unterzogen wird, die auf die neuesten Ergebnisse der Geschichtsforschung Bedacht nimmt.

Fritz Regel, Landeskunde der Iberischen Halbinsel (235. Bändchen der Göschenschen Sammlung). Mit 8 Kärtchen und 8 Abbildungen im Text sowie einer Karte der Iberischen Halbinsel in Farbendruck. Leipzig, Göschen 1905.

Der Verf. vermittelt auf Grundlage des neuesten Standes der Kenntnisse und Anschauungen einen klaren Einblick in die Grundzüge der Landeskunde der Iberischen Halbinsel. Er beschäftgt sich zuerst mit der physischen Geographie, der Vorbedingung für das Verständnis des Lebens innerhalb des behandelten Gebietes. Den zweiten Abschnitt, in dem er die Pflanzendecke, Tierwelt und die Bewohner in vorzüglicher Weise charakterisiert, bezeichnet er als Biogeographie. Ihr stellt er als dritten Teil die Kulturgeographie gegenüber. Er bespricht Rohproduktion, Gewerbe, Industrie, Verkehr und Handel sowie geistige Kultur und politische Organisation und schließt mit der Darstellung der Volksverteilung und der Siedelungen. Ob seines überaus wertvollen Inhaltes sei das Buch wärmstens empfohlen.

Wien. J. Müllner.

Geschichte der Mathematik von Dr. A. Sturm. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1904 (Sammlung Göschen).

Der Name des Verf., der durch seine großartig angelegte, auch in diesen Blättern besprochene „Geschichte der Verdoppelung des Würfels" wohlverdientes Ansehen sich verschafft hat, ließ von vornherein erwarten, daß auch die vorliegende Geschichte der Mathematik eine gründliche Arbeit sein werde. Und dies ist sie in der Tat auch. Nicht leicht könnte in gedrängter Kürze eine so klare Übersicht der Entwicklung der mathematischen Wissenschaften gegeben werden, wie es in diesem 152 Seiten umfassenden Büchlein geschieht.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Dr. Max Wehner, Die Bedeutung des Experimentes für den Unterricht in der Chemie. Bd. II, Heft 1 der Sammlung naturwissenschaftlich-pädagogischer Abhandlungen. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner 1905. gr. 8, 62 SS.

Die vorliegende Untersuchung erstreckt sich auf die Bedeutung des Experimentes für die Erreichung des Zieles und für die Methode im chemischen Unterrichte. Bezüglich der Erreichung des Zieles kommt der Verf. nach einer weitläufig angelegten Auseinandersetzung zu folgendem

Ergebnis (S. 41, 42): „Die Bedeutung des Experimentes für die Erreichung des Zieles im chemischen Unterricht besteht darin, daß es 1. das wichtigste Hilfsmittel für den chemischen Unterricht ist, um den Erfahrungskreis der Schüler hinsichtlich der Stoffe und ihrer Eigenschaften, der chemischen Vorgänge und (mittelbar) ihrer Gesetzmäßigkeiten zu ergänzen; 2. die formale Bildung der Schüler sehr begünstigt, indem durch den Gebrauch des Experimentes im chemischen Unterrichte der Schüler *a*) fortwährend und auf die verschiedenste Weise im Denken geübt werden, *b*) ihr Gemüt gefördert und *c*) unter den Sinnen besonders das Auge, u. zw. im scharfen Sehen, im Bilden von Anschauungen und im Beobachten geübt wird".

Was den Einfluß des Experimentes auf die Methode des chemischen Unterrichtes betrifft, so resümiert der Verf. (S. 50) dahin, daß die Methode hiedurch sich als „eine im höchsten Grade anschauliche, interessante und gründliche" zeigte, „die durch die dialogische Lehrform noch besonders belebt wird".

Betreffs des Einflusses des Experimentes auf den besonderen Gang der Methode im chemischen Unterrichte lassen sich nach dem Verf. (S. 55) „die Regeln aufstellen: vom Einfachen zum Zusammengesetzten; vom Bekannten zum Unbekannten; vom Besonderen zum Allgemeinen. Sie werden alle durch einen erfolgreichen Gebrauch des Experimentes bedingt und in der Methodik als Induktion im weiteren Sinne zusammengefaßt".

Das letzte Kapitel seiner Untersuchung schließt der Verf. (S. 59) mit der Bemerkung ab: „Die Anwendung des Experimentes im chemischen Unterricht bewirkt also die Übereinstimmung der Methode desselben mit der Methode des Naturforschers". Die letzten Zeilen (S. 60) endlich lauten: „Möge der Lehrer der Chemie sich bemühen, seine Methode so zu gestalten, daß sie dem Schüler Freude bereitet und ihm Gelegenheit gibt, seine geistigen Kräfte zu entfalten."

Wien. Joh. A. Kail.

Programmenschau.

55. Prof. Dr. F. Wollmann, „Les Femmes savantes" par Molière et „Le Monde où l'on s'ennuie" par Pailleron.

Progr. der niederösterr. Landes-Oberrealschule und der damit verbundenen Handelsschule in Krems 1903. 54 SS.

Mesnard hat zuerst die Ähnlichkeit beider Stücke entdeckt, findet aber die Zeit für eine nähere Vergleichung noch nicht gekommen. Der Verf. führt diese zum ersten Male durch und hebt vor allem das Gemeinsame, das Molière und Pailleron trotz zweihundertjährigen Abstandes haben, hervor. Er wird dabei von der Absicht geleitet, Paillerons Abhängigkeit, die wohl niemand leugnen wird, zu erweisen, geht aber im einzelnen, wie ich glaube, zu weit.

Schon Bornier tadelt Pailleron, daß er nicht auch die Idealfigur eines Gelehrten gezeichnet hat, und der Verf. pflichtet ihm nicht nur bei, sondern tadelt eben deshalb auch Molière, der Pailleron zu diesem Fehler verleitet hätte. Es konnten aber weder Molière noch Pailleron anders, beide würden die Wirkung nur abgeschwächt haben, wenn sie zu ihren Trissotin und Vadius, zu ihren St. Réault, Bellac und Des Millets Gegenstücke geschaffen hätten. Eine Frage wie die, welcher Art der Gelehrte sein müsse, nach allen Seiten zu beleuchten, ist Aufgabe d[illegible]
nicht aber der Kunst. Bornier und der Verf. sind im [illegible]
sagt: „*J'aurais aimé que le spirituel et terrible satiriq*[illegible]
un véritable érudit à côté de ces deux érudits ridicu[illegible]

eût excellé a peindre un de ces nobles amis de la science qui donnent leur jeuneusse, leur santé, leur vie, leur âme à la recherche de la vérité". Wie wenig sich ein Märtyrer der Wissenschaft zum Helden eines Schauspiels eignet, zeigt Ludwig Fuldas Novella d'Andrea. Liebt Novella mehr Sangiorgio oder die Wissenschaft? Der Dichter muß, um den Umschwung in der Gesinnung seiner Heldin zu erklären, zehn Jahre verstreichen lassen. Für die Komödie dürfte ein Charakter wie der verlangte noch weniger passen. Ebensowenig kann man mit dem Verf. daraus, daß Molière und Pailleron nach lebenden Modellen dichteten, eine Abhängigkeit Paillerons von Molière erschließen. Wenn das Leben den Dichter macht, so konnte Pailleron unmöglich erst durch die Lektüre Molières das Dichten nach Modellen gelernt haben. Sicher hat Pailleron Molière gekannt, es ist aber sehr zweifelhaft, ob er auch seine Kommentare gelesen hat. Pailleron brachte Caro auf die Bühne, ohne zu wissen, daß Molière in Trissotin einen Zeitgenossen namens Cotin zeichnete.

Lehrreicher als die Ähnlichkeit der Behandlungsweisen, welche die Frauenfrage durch die beiden Dichter erfährt, scheint mir die Verschiedenheit. Der Verf. bemerkt sehr fein die große Rolle, die Pailleron die Politik spielen läßt. Anderseits wird der Zug des Siemannes, den Molière so breit schildert, nur angedeutet. Vielleicht erklärt sich die erste Erscheinung aus den veränderten Zeitverhältnissen. Mir scheinen beide in der Eigenart des modernen Dramas begründet. Viele, auch der Verf., werfen Pailleron den Mangel einer starken Handlung vor. Mit demselben Rechte könnte man von Molière mehr Einheitlichkeit verlangen. Der Verf. findet es unwahrscheinlich, daß Philaminte mit dem Plane, Henriette an Trissotin zu vermählen, nicht durchdringt. Unwahrscheinlich ist, daß Philaminte, die immer in höheren Regionen schwebt, so hartnäckig ein rein praktisches Ziel verfolgt. Bei Pailleron ist alles einheitlicher. Es ist kein Widerspruch, wenn Céran Roger wegen seiner poetischen Ausdrucksweise tadelt, während sie Bellac, der denselben Fehler hat, lobt. Pailleron konnte die Handlung schwächer halten, weil seine Episoden von einer einzigen Idee zusammengehalten werden. Auch war das äußere Bindemittel in einem Rendezvous leicht gefunden. Pailleron selbst erinnert an Figaros Kastanienbäume. Bei Beaumarchais geben sich die Liebenden ein Stelldichein durch ein Billet, das zu einer Reihe von Verkennungen und schließlich zur Heilung ihrer Eifersucht führt. Ähnliches in Scribes *La pensionnaire mariée.*

Ähnliche Unterschiede wie zwischen Molière und Pailleron finden sich auch im deutschen Drama. Schillers „Kabale und Liebe" hat eine stärkere Handlung als Otto Erich Hartlebens Rosenmontag, dem dieselbe Idee zugrunde liegt. Schiller erreicht dies aber nur, indem Louise die Liebe zu ihrem Vater die Oberhand über die Liebe zu Ferdinand gewinnen läßt. So schwindet die Teilnahme an der Liebesgeschichte, wenn auch Ferdinand in seiner Eifersucht zum Verbrecher wird. An sich höchst wirksame Episoden wie die des Kammerdieners zerstören die Einheit der Handlung. Bei Hartleben wahrt Traute ihre Treue und bittet Rudorf, mit ihm in den Tod gehen zu dürfen. Die Wirkung ist stiller, aber nachhaltiger. Die beiden deutschen Stücke sind ebenso wie die beiden französischen, von denen hier die Rede ist, bezeichnend für die Entwicklung der modernen dramatischen Kunst.

Schließlich noch ein Wort über das Französische des Verf. Seit Herder verzichtet der Deutsche auf die genaue Nachbildung einer fremden Sprache. Trotzdem kann man Versuche wie den vorliegenden nur willkommen heißen. Gerade die gewöhnlichsten Wörter und Wendungen sieht der Leser hier vereinigt und wird so Schritt auf Schritt zur Vergleichung des deutschen und französischen Ausdruckes angeregt. Es wäre nur zu wünschen, daß sich recht viele Leser fänden.

Wien. Rudolf Sonnleithner.

---

56. Herzog, Dr. Hugo, Beobachtungen zum Sprachgebrauch in Grillparzers dramatischen Werken. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Radautz 1904. 35 SS.

Mit Grillparzers Sprache hat sich die gelehrte Forschung noch wenig abgegeben. Seine Prosa hat zuerst Tomanetz eingehend gewürdigt. Küchling beschränkte sich in seiner Dissertation (Leipzig 1900) auf die poetischen Jugendwerke; nun aber untersucht Herzog das gesamte dramatische Schaffen. Ich glaube, daß gerade Grillparzer für die Entwicklung der Sprache des deutschen Dramas von größter Bedeutung ist. Hier wird der Klassiker — Realist (vgl. Stern, Grillparzers Ansichten über Sprache und Stil, S. 10). Doch nicht nur die „I Nu", „Wahrlich", „Sei's", sondern den ganzen Bau der Reden seiner Personen rufe man zum Zeugen an. Von dem roh-barbarischen Galomir und Kattwald über die Kolchiergestalten bis hinauf zur fein charakterisierenden Sprache des Isaak in der Jüdin von Toledo und des Hamann in der Esther! Zanga möchte ich hier nicht — wie Herzog (S. 11) — erwähnen. Der Trochäus an sich führt zu einer knappen Ausdrucksweise, die auch den übrigen Personen im „Traum" eigen ist.

Diese ästhetisch-stilistische Seite tritt bei Herzog vor dem Grammatikalischen natürlich zurück, wie es seinem Ziel entspricht. Zunächst (S. 6—15) weist er die Ersparung der Formwörter nach und illustriert dies durch zahlreiche Beispiele aus den verschiedensten Perioden. Das Fehlen des Hilfsverb beim Part. Perf. in lebhafter erzählender Darstellung (S. 9) würde sich vielleicht besser an den Abschnitt über das Fehlen von „haben" und „sein" anschließen (S. 7). — In ähnlicher Weise beleuchtet Herzog den Gebrauch der Konjunktionen (S. 15—30); hiebei ist hervorzuheben, daß Grillparzer in der Parataxe das Asyndeton, in der Hypotaxe jene Formen, die keiner Konjunktion bedürfen, bevorzugt (S. 20). — Ich kann aber nicht finden, daß beim nachgestellten Bedingungssatz „die konjunktionslose Form des Fragesatzes" das Verständnis erschwert und beim Vortrage mitunter kunstvolle Modifikation der Stimme erfordert; eine kleine Pause genügt vollständig. Z. B. IX. 189 Manrique: „... Und wär's mein Todfeind, er hat mein Ohr, spricht er des Königs Worte." Ein kurzes Atemholen nach „Ohr" reicht hin. Nur das klare Auseinanderhalten der einzelnen Satzteile bringt den Gedanken zum plastischen Ausdruck.

Im dritten Kapitel handelt es sich um die Verkürzung der Nebensätze (S. 30—36). Da tritt zur Bezeichnung des logischen Verhältnisses des verkürzten Nebensatzes das betreffende Bindewort an die Spitze des Satzes, während Grillparzer es beim unverkürzten so oft als möglich wegläßt.

Aus alldem kann man ersehen, daß der Dichter einer epigrammatischen Kürze zustrebt; diese Eigenart nimmt besonders im Alter zu. Rhetorischer Prunk sollte in keiner Weise die Idee überschatten, „die der Generalnenner aller Einzelheiten ist. . . . die schaffende Kraft und der Zusammenhang der Erscheinungen". (Ich verweise auf O. Ludwigs „Mein Verfahren beim poetischen Schaffen", Meyer-Ausgabe. 3. Bd. S. 371).

Zum Gebrauch des Reimes (S. 5), den Herzog bei „Libussa" hervorhebt, möchte ich bemerken, daß er sich auch sonst ziemlich häufig vorfindet. Abgesehen von der „Ahnfrau" und dem „Traum ein Leben" führe ich die Jambentragödien hier an: Argonauten V 45, 103, 104, besonders 123 (Jason), 213 (Medea); Ottokar VI 27, 126, bes. die Schlußworte Rudolfs 145; Treuer Diener VI 154/5, 258 (Bancban); Esther VIII 229, 232; Bruderzwist IX 123. In der Libussa finden sich seitenlang gereimte Reden VIII 130—132. Der Reim tritt vor allem bei bedeutsamen Stellen, in Sentenzen und lyrischen Partien (V 214, VIII 121, XIII 16) auf.

Es wäre zu wünschen, daß der anregenden Untersuchung bald eine Fortsetzung folge. Herzog verfügt ja noch über ein reiches Material (S. 36).

Wien. Karl Thumser.

57. **Gutscher, Dr. Hans, Istrien und Dalmatien im klassischen Unterricht.** Progr. des k. k. zweiten Staats-Gymnasiums in Graz 1904. 44 SS.

Der Verf. geht von dem sehr wichtigen Gedanken aus: Es soll dem Schüler zum Bewußtsein kommen, daß wir auch in unserem Vaterlande auf klassischem Boden stehen, daß auch in österreichischen Landen römisches Staats- und Kulturleben Jahrhunderte lang alles durchdrang und zahllose Denkmäler als Zeugen zurückließ. Wie diese Aufgabe des Unterrichtes in der alten Geschichte und bei der klassischen Lektüre erfüllt werden könne, zeigt er in der sehr lesenswerten Abhandlung für die Adrialänder. Es kann in Einzelheiten nicht eingegangen werden, sondern es sollen nur jene Teile hervorgehoben werden, die dem Ref. am meisten beachtenswert erscheinen. Nach einer ziemlich ausführlichen Darlegung über die geographischen und geschichtlichen Verhältnisse der östlichen Adrialänder (S. 7—36), in der S. 28 der Druckfehler *Nesactum* statt *Nesactium* zu berichtigen ist, behandelt er S. 37 f. die Denkmäler von Pola, Zara, Salona und Spalato. Ref. hat erst im letzten Sommer einige Wochen in Spalato verlebt, auch die anderen genannten Städte besucht und kann sich nur den Ausführungen des Verf.s, der überall Fleiß, Umsicht und Literaturkenntnis zeigt, anschließen. Für den Diokletianspalast in Spalato verweist der Verf. mit Recht auf die Saalburg, deren zentrale Anlage den Schülern aus den großen Tafeln von Woltze bekannt wird. S. 38 gibt der Verf. einen beherzigenswerten Wink für den Betrieb der Privatlektüre und für das Extempore-Übersetzen; beides soll für die ganze Klasse nutzbringend gemacht werden; vgl. auch S. 45. Er stellt S. 45 die Forderung auf, es sei eine Stellensammlung nötig, die die Realien und die Heimatkunde ins Auge faßt, und spricht S. 46 den Wunsch aus, es möge das bildliche Material für die Denkmäler Istriens und Dalmatiens in reicherem Maße geboten werden als bisher; Ref. erklärt sich mit beiden Forderungen einverstanden und wünscht, daß besonders die letzte die nachdrücklichste Beachtung seitens der maßgebenden Kreise finde. Möge die Abhandlung beitragen, das Interesse für die Adrialänder in weiteren Kreisen zu wecken!

Wien. Dr. Johann Oehler.

---

58. **Dr. R. Hödl, Die epigenetischen Täler im Unterlaufe der Flüsse Ybbs, Erlauf, Melk und Mank.** Progr. des k. k. Staatsgymnasiums im VIII. Bez. Wiens 1904. 29 SS.

Die Arbeit bildet die Fortsetzung jener Untersuchungen, die der Verf. unter dem Titel „Das untere Pielachtal, ein Beispiel eines epigenetischen Durchbruchtales", in der 1901 herausgegebenen Festschrift der genannten Lehranstalt veröffentlichte. Er schildert zunächst die wechselvollen Formen des Landschaftsbildes, zergliedert die Landschaftsformen und stellt es sich zur Aufgabe, Entstehungsweise und Alter der Durchbruchstäler klarzulegen. Er untersucht zu diesem Behufe die Gesteine, aus denen sich die Oberflächenformen zusammensetzen und prüft die Kräfte, die auf sie ihre Wirkung zu äußern vermochten. Böhmische Masse und Alpenvorland sowie die verschütteten Täler innerhalb der ersteren erfahren eine gründliche geologische Beleuchtung. Dadurch wird die Grundlage für die Behandlung der Tallinien während der Tertiär- und Quartärzeit gewonnen. Es gelang dem Verf., Pencks Günz-, Mindel-, Riß- und Würmschotter nachzuweisen. Aus dem Auftreten der ihnen angehörenden Terrassen innerhalb der Täler schließt der Verf. auf ein präquartäres

Alter der letzteren. Er gelangt zu dem Ergebnisse, daß das Südende der Böhmischen Masse von einem später mit aquitanischen Schichten erfüllten Talsysteme zerschnitten ist. Noch im Tertiär erfolgte eine neue, mit dem alten Systeme nicht in Übereinstimmung stehende Talbildung, deren Erzeugnisse im Quartär eine Vertiefung von rund 40 bis 60 *m* erfuhren. Die Abhandlung ist mit drei typischen Landschaftsbildern nach Handzeichnungen des Verf. und einer Tafel geologischer Profile geschmückt. Durchwegs auf eigenen Forschungen beruhend, gehört sie nicht bloß zu den hervorragendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Landeskunde von Niederösterreich, sie ist auch eine wertvolle Bereicherung der physiogeographischen Literatur.

Wien. J. Müllner.

---

59. Josef Schmidt sen., Ein planimetrisches Problem. (Fortsetzung.) Progr. der Komm.-Oberrealschule in Eger 1903. 8°, 24 SS.

Im Referate über den ersten Teil der Programmabhandlung des Prof. J. Schmidt sen., betreffend die Bestimmung der Seiten eines Dreieckes aus den Winkelhalbierenden, wurde erwähnt, daß die Untersuchungen auf eine Gleichung $f = o$ für u_2 geführt haben. In der vorliegenden Fortsetzung wird nun im Sinne der Mindingschen Regel nachgewiesen, daß diese Gleichung vom 10. Grade ist, somit sämtliche Lösungen des Problems durch die Gleichung $f = o$ gegeben sind. Die Gleichung läßt sich — wie weitere Untersuchungen erkennen lassen — weder als ein Produkt von rationalen Faktoren noch als ein Produkt von irrationalen Faktoren darstellen.

Mit dem Probleme steht eine Kurve vierter Ordnung $K_4 \ldots$ $g(u_1 u_2) = o$ in innigem Zusammenhange; sie wird deshalb eingehend studiert. K_4 hat im Punkte (1, 1) einen Doppelpunkt, berührt die beiden Koordinatenachsen und besitzt in $u_1 = \frac{1}{3}$, $u_2 = \frac{1}{3}$ stationäre Tangenten, welche mit K_4 nur noch den Punkt $(\frac{1}{3}, \frac{1}{3})$ gemeinsam haben. Die Kurve besteht aus zwei Zügen, von denen der eine im ersten und dritten Quadranten liegt und drei reelle Inflexionstangenten besitzt, der andere — ebenfalls mit drei reellen Inflexionstangenten — drei Äste bildet, die sich auf den ersten, zweiten und dritten Quadranten verteilen. Sie ist eine hyperelliptische Kurve vom Geschlechte 2 und von der 10. Klasse mit 16 Doppel- und 18 Wendetangenten.

Weil bisher nur wenig hyperelliptische Kurven 4. Ordnung studiert worden sind, werden nun einige Forschungsergebnisse aus dem Gebiete der Kurven 4. Ordnung mit einem Doppelpunkte mitgeteilt, wie die von Brioschi, Cremona und Brill.

Auch diese Fortsetzung läßt erkennen, daß der Verf. das in Rede stehende Problem sehr gründlich studiert und nach allen Seiten hin ausführlich und mit großem Fleiße bearbeitet hat.

Wien. F. Schiffner.

Fünfte Abteilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Erlaß des Ministers für Kultus und Unterricht vom 17. Mai 1905, Z. 41.640 ex 1904, an alle Landesschulbehörden, betreffend die Behandlung der mit dem Reifezeugnisse eines Mädchen-Lyzeums versehenen Kandidatinnen bei den Reifeprüfungen an den Lehrerinnenbildungsanstalten. Behufs Behebung aufgetretener Zweifel über die Behandlung der mit dem Reifezeugnisse eines Mädchen-Lyzeums versehenen Kandidatinnen bei der Reifeprüfung an einer Lehrerinnenbildungsanstalt wird unter gleichzeitiger Bezugnahme auf die Ministerial-Verordnung vom 12. Dezember 1903, Z. 10.519 (Minist.-Vdgsbl. 1904, Nr. 3), eröffnet, daß für alle diese Kandidatinnen, mögen sie den IV., bezw. III. und IV. Jahrgang einer Lehrerinnenbildungsanstalt besucht haben oder nicht, die Bestimmungen des Ministerial-Erlasses vom 9. November 1881, Z. 15.497 (Minist.-Vdgsbl. 1881, Nr. 44), letztes Alinea, sinngemäße Anwendung zu finden haben. Aus „Schulhygiene" sind jedoch derartige Kandidatinnen bei der Reifeprüfung an der Lehrerinnenbildungsanstalt ausnahmslos, aus „Naturgeschichte" aber nur dann zu prüfen, wenn das Reifezeugnis des Mädchen-Lyzeums eine Note aus diesem Gegenstande nicht aufweist. Dagegen hat eine Prüfung aus der „Somatologie" bei allen solchen Kandidatinnen zu entfallen. Bei Feststellung der Note aus „Naturgeschichte (Somatologie und Gesundheitspflege des Menschen)" für das Reifezeugnis der Lehrerinnenbildungsanstalt ist die im Lyzeal-Reifezeugnisse enthaltene Note aus „Somatologie" und gegebenenfalls auch jene aus „Naturgeschichte" entsprechend zu berücksichtigen. Aus „allgemeiner Musiklehre und Gesang" sind diese Kandidatinnen einer Reifeprüfung nur dann zu unterziehen, wenn das Reifezeugnis des Mädchen-Lyzeums aus „Gesang" nicht mindestens die Note „Befriedigend" aufweist.

Verordnung des Ministers für Kultus und Unterricht vom 24. Juni 1905, Z. 10.966, an sämtliche k. k. Landesschulbehörden, betreffend die Zulassung der Absolventen höherer Gewerbeschulen und verwandter Anstalten zur Ablegung der Maturitätsprüfung an Realschulen. In der Absicht, den Absolventen der höheren Gewerbeschulen und verwandter Lehranstalten den Zutritt zur technischen Hochschule im Rahmen der gesetzlichen Bestimmungen zu erleichtern, finde ich Nachstehendes anzuordnen: Den Absolventen einer höheren Gewerbeschule, der höheren Fachschule für Textilindustrie (höhere Gewerbeschule

mechanisch-technischer Richtung) in Brünn und der höheren elektrotechnischen Fachschule im Technologischen Gewerbemuseum in Wien, welche sich mit einem im Inlande erworbenen Reifezeugnisse dieser Schulen, bezw. mit dem Abgangszeugnisse der letztgenannten Anstalt ausweisen, werden auf die Dauer der gegenwärtigen Organisation der genannten Anstalten nachstehende Begünstigungen bei der Ablegung der Realschul-Maturitätsprüfung gewährt: 1. Die Prüfung aus der Unterrichtssprache, aus Geographie und Geschichte, Chemie und Physik hat allgemein, die Prüfung aus dem Freihandzeichnen mit Ausnahme für die Absolventen der höheren elektrotechnischen Fachschule des Technologischen Gewerbemuseums in Wien zu entfallen. 2. Die mündliche Prüfung aus der Mathematik ist bei mindestens genügenden schriftlichen Arbeiten auf die Prüfung aus der sphärischen Trigonometrie, bei den Absolventen der bautechnischen und der chemisch-technischen Abteilung der höheren Gewerbeschule sowie der höheren Fachschule für Textilindustrie in Brünn auf die Prüfung aus der sphärischen Trigonometrie und aus der analytischen Geometrie der Ebene zu beschränken. Die Prüfung aus der darstellenden Geometrie ist nur mit den Absolventen der chemisch-technischen Abteilung, der höheren Fachschule für Textilindustrie in Brünn und der höheren elektrotechnischen Fachschule am Technologischen Gewerbemuseum in Wien vorzunehmen und kann bei diesen auf den schriftlichen Teil beschränkt werden, wenn das Ergebnis der schriftlichen Prüfung aus diesem Gegenstande mindestens genügend ist. Die unter 1. und 2. angeführten Erleichterungen gelten nur in dem Falle, als die im bezeichneten Reife-, bezw. Abgangszeugnisse enthaltenen Noten in den betreffenden Gegenständen nicht unter „befriedigend“ lauten. In das neu erworbene Zeugnis sind die Noten über die Gegenstände der Realschule, aus welchen eine Prüfung nicht vorgenommen wird, aus dem genannten Reife-, bezw. Abgangszeugnisse unter Berufung auf dieses einzusetzen. Bei der Feststellung des Grades der Reife (ob schlechthin reif oder „mit Auszeichnung“) werden sämtliche Noten des neuen Zeugnisses in Anschlag gebracht. Im übrigen bleiben alle Normen über die Zulassung externer Kandidaten zur Maturitätsprüfung an Realschulen aufrecht. Den Absolventen der höheren Fachschulen für Textilindustrie (höhere Gewerbeschule technisch-kommerzieller Richtung) in Asch, der in dieser Verordnung nicht genannten höheren Fachschulen des Technologischen Gewerbemuseums in Wien und anderer in demselben Range stehenden Fachschulen können bei der Ablegung der Realschul-Maturitätsprüfung fallweise vom Ministerium für Kultus und Unterricht Begünstigungen erteilt werden. Diese Verordnung tritt mit dem Schuljahre 1905/1906 in Kraft.

Erlaß des Ministers für Kultus und Unterricht vom 5. September 1905, Z. 33.716, an die Direktionen der wissenschaftlichen Prüfungskommissionen für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen, betreffend die Unterweisung der Lehramtskandidaten für Mittelschulen in der Schulhygiene. Die raschen und vielfachen Fortschritte auf dem Gebiete der Schulhygiene als Wissenschaft und die günstigen Erfahrungen in der praktischen Durchführung ihrer als richtig erkannten Grundsätze erheischen, daß diesem bisher zu wenig beachteten Schulfaktor eine erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet werde. Die Unterrichtsverwaltung hat schon in mehreren Erlässen die Lehrerschaft auf die Wichtigkeit dieses Gegenstandes aufmerksam gemacht, einzelne Forderungen der theoretischen Schulhygiene zur praktischen Durchführung gebracht und auch auf die Unterweisung der Lehrer in dieser Disziplin Bedacht genommen. So hat sie bereits im Jahre 1896 angeordnet, daß an den medizinischen Fakultäten Vorträge über Schulgesundheitspflege für Lehramtskandidaten, und zwar jedes zweite Jahr entweder in jedem Wintersemester im Ausmaße von zwei Stunden oder in jedem Sommersemester

im Ausmaße von drei Stunden in der Woche, unentgeltlich abgehalten werden und hat behufs eventueller Anschaffung des für diesen demonstrativen Unterricht erforderlichen Materiales (an Modellen, Wandtafeln u. dgl.) besondere Subventionen in Aussicht gestellt. Die von mir eingeholten Berichte über die mit diesen Vorträgen gemachten Erfahrungen lassen zwar erkennen, daß einzelne Lehramtskandidaten in richtiger Erkenntnis der Wichtigkeit dieses Gegenstandes für ihre berufliche Ausbildung mit Fleiß und Eifer diese Vorlesungen besuchen, an den Exkursionen teilnehmen und sich auch Kolloquien aus diesem Gegenstande unterziehen. Allein die größere Zahl der Studierenden ließ die Vorlesungen zum Teil unter Hinweis auf die starke Inanspruchnahme mit Pflichtvorlesungen unbeachtet. Um nun den Besuch dieser Vorlesungen, für deren Obligaterklärung bereits Stimmen laut geworden sind, zu steigern, finde ich bis auf weiteres im Rahmen der bestehenden Prüfungsvorschrift und sonstiger Normen anzuordnen: 1. Jeder Lehramtskandidat hat bei seiner Meldung zur Prüfung im Sinne des Artikels II der Prüfungsvorschrift vom 30. August 1897 in seinem Gesuche auch anzugeben, ob er Vorlesungen über Schulhygiene besucht hat und dies eventuell durch Vorlage von Kolloquialzeugnissen zu erweisen. Es ist wünschenswert, daß von diesem Nachweise auch in dem Prüfungszeugnisse Erwähnung geschehe, daher werden die Direktionen der wissenschaftlichen Prüfungskommissionen ermächtigt, im Sinne des Artikels XXIII der erwähnten Prüfungsvorschrift bei Abfassung des Lehrbefähigungszeugnisses auf den genannten Nachweis ausdrücklich Rücksicht zu nehmen. Gleichzeitig weise ich die k. k. Landesschulbehörden an, bei Erstattung von Vorschlägen für die Besetzung erledigter Lehrstellen an Mittelschulen in der Qualifikationstabelle der Bewerber oder im Vorlageberichte selbst ausdrücklich hervorzuheben, ob ein Kandidat Vorlesungen über Schulhygiene besucht und Kolloquienzeugnisse erworben habe. 2. Damit die Studierenden (Lehramtskandidaten) auf die Vorlesungen über Schulhygiene besonders aufmerksam gemacht werden, ergeht unter einem an die Dekanate der philosophischen Fakultäten das Ersuchen, die genannten Vorlesungen über Schulhygiene in den festgesetzten Semestern nach Angabe der Dozenten gesondert in der ihnen geeignet erscheinenden Weise anzukündigen. 3. Um aber die bereits im praktischen Lehramte wirkenden Lehrer von den Fortschritten in der Schulhygiene fortgesetzt in Kenntnis zu erhalten, muß ich es als sehr wünschenswert bezeichnen, daß in die Programme der mit dem Ministerial-Erlasse vom 8. Jänner 1905, Z. 1087, angeordneten Ferial-Fortbildungskurse für Mittelschullehrer, wenn nicht regelmäßig, so doch möglichst oft Vorträge über Schulhygiene in Verbindung der Besichtigung moderner Schulbauten aufgenommen werden. 4. Endlich bin ich bereit, nach Maßgabe der verfügbaren Mittel einzelnen Lehrpersonen, über besonderes Ansuchen Unterstützungen zur Teilnahme an hygienischen Kongressen und zu Studien hygienischer Schuleinrichtungen im Auslande zu gewähren.

Das Recht der Öffentlichkeit auf die Dauer des Schuljahres 1904/1905 wurde verliehen: Der I. Klasse des deutschen Privat-Mädchen-Obergymn. (V. Klasse der gymnasialen Abteilung des deutschen Mädchen-Lyzeums) in Prag; der I. und II. Klasse des Privat-Mädchen-Lyzeums der Eugenie Schwarzwald in Wien, I., Kohlmarkt Nr. 6; der I. und II. Klasse des vom Vereine „Ruthenisches Mädchen-Institut in Przemyśl“ erhaltenen Mädchen-Lyzeums mit ruthen. Unterrichtssprache in Przemyśl; der I. Klasse der städt. höheren Töchterschule in Aussig; der IV. Klasse des Privat-Mädchen-Lyzeums in Mödling.

Das Recht Maturitätsprüfungen abzuhalten und Maturitätszeugnisse auszustellen: Dem Komm.-Gymn. in Bregenz auf die Dauer der Schuljahre 1904/1905 und 1905/1906; dem Mädchen-Lyzeum des Vereines „Vesna“ in Brünn auf die Dauer der Schuljahre 1904/1905, 1905/1906 und 1906/1907.

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen (Verleihungen):

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben nachstehende Allerhöchste Handschreiben a. g. zu erlassen geruht:

Lieber Freiherr von Gautsch!

In Genehmigung Ihrer Anträge gewähre Ich Meinem Minister für Kultus und Unterricht Dr. Wilhelm Ritter von Hartel und Meinem Handelsminister Guido Freiherrn von Call zu Rosenburg und Culmbach in Gnaden die erbetene Enthebung vom Amte. Gleichzeitig ernenne Ich den Vizepräsidenten des Landesschulrates in Wien Dr. Richard Freiherrn von Bienerth zum Sektionschef in Meinem Ministerium für Kultus und Unterricht und betraue ihn unter taxfreier Verleihung der Würde eines Geheimen Rates mit der Leitung dieses Ministeriums. Ferner ernenne Ich den Sektionschef in Meinem Ministerium des Innern Leopold Grafen Auersperg zum Sektionschef in Meinem Handelsministerium und betraue ihn unter taxfreier Verleihung der Würde eines Geheimen Rates mit der Leitung dieses Ministeriums.

Wien, am 11. September 1905.

Franz Joseph m. p.

Gautsch m. p.

Lieber Dr. Ritter von Hartel!

Indem Ich Ihrem Ansuchen um Enthebung vom Amte Meines Ministers für Kultus und Unterricht in Gnaden willfahre und Ihre Versetzung in den dauernden Ruhestand genehmige, spreche Ich Ihnen für Ihre vieljährige, der Wissenschaft und dem öffentlichen Dienste gewidmete vorzügliche Tätigkeit Meinen wärmsten Dank aus. Gleichzeitig verleihe Ich Ihnen als Zeichen Meiner Anerkennung taxfrei das Großkreuz Meines Leopold-Ordens.

Wien, am 11. September 1905.

Franz Joseph m. p.

Gautsch m. p.

Zum Vizepräsidenten des Landesschulrates und *ad personam* in die IV. Rangsklasse für Niederösterreich der Hofrat bei der Landesregierung in Troppau Dr. Edmund Edler v. Marenzeller.

Dem Landesschulrate für Steiermark zur Dienstleistung zugewiesen der Landesschulinspektor Dr. Karl Tumlirz in Czernowitz.

Zum Direktor der Realsch. in Steyr der Prof. an der Realsch. in Steyr Anton Rolleder.

Zum Direktor des VII. Gymn. in Lemberg der Direktor des Gymn. in Stanislau Franz Terlikowski.

Zum Direktor des V. Gymn. in Lemberg der Direktor des I. Gymn. in Rzeszów Josef Nogaj.

Zum Direktor des Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Stanislau der Prof. am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache daselbst Dr. Nikolaus Sabat.

Zum Direktor der Realsch. in Bielitz der Prof. an dieser Anstalt Schulrat Viktor Terlitza.

Zum Direktor des Gymn. in Bochnia der Prof. am Gymn. bei St. Hyazinth in Krakau Josef Kannenberg.

Zum Direktor des Gymn. in Hohenmauth der Prof. am Real- und Obergymn. in Kolin Dr. Johann Pražák.

Der Direktor des Gymn. in Tabor Johann Šulc zum Direktor des Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen und der Prof. am Gymn. in Pisek Franz Pich zum Direktor des Gymn. in Tabor.

Zum Direktor des Gymn. in Jaroslau der Prof. an dieser Anstalt Ignaz Rychlík.

Zum wirkl. israel. Religionslehrer *ad personam* am II. Gymn. in Lemberg der israel. Religionslehrer an dieser Anstalt Dr. Bernhard Hausner.

Zum Religionslehrer am III. Gymn. in Graz der suppl. Religionslehrer an dieser Anstalt Dr. Georg Lorenz.

Zum wirkl. israel. Religionslehrer *ad personam* an der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke der israel. Religionslehrer David Graubart, am I. Gymn. in Czernowitz der israel. Religionslehrer Abraham Heumann.

Zum Religionslehrer an der Realsch. in Prag (Holeschowitz-Bubna) der wirkl. Religionslehrer an der Realsch. in Königgrätz Dobroslav Orel.

Zum wirkl. Religionslehrer an der Realsch. in Königgrätz der suppl. Religionslehrer an der Realsch. in Prag (Holeschowitz-Bubna) Dr. Wenzel Pavlík.

Zum wirkl. röm.-kathol. Religionslehrer am Gymn. in Brody der suppl. Religionslehrer am V. Gymn. in Lemberg Franz Lisowski.

Zum griech.-kathol. Religionslehrer am akad. Gymn. in Lemberg der suppl. Religionslehrer an dieser Anstalt Leonidas Łuznicki.

Zu wirkl. Lehrern am Gymn. in Ober-Hollabrunn der prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Franz Wondrak und der prov. Lehrer am Sophien-Gymn. in Wien Dr. Karl Baumgartner.

Zum prov. Lehrer an der III. deutschen Realsch. in Prag der Lehramtskandidat Dr. Franz Balada.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Cilli der prov. Lehrer an dieser Anstalt Walter Kaluscha, am Gymn. in Mähr.-Weißkirchen der Supplent am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite Rudolf Kampe.

Zu wirkl. Lehrern am Gymn. in Triest der prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Josef Vidossich und der Supplent ebendort Dr. Johann Merhar.

Zum prov. Lehrer am Gymn. in Kaaden der Supplent am Gymn. in Innsbruck Josef Mayrl.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Wadowice der Supplent an dieser Anstalt Alfred Beer.

Zum prov. Lehrer am Gymn. in Rudolfswert der Lehrer an der Graf Strakaschen Akademie in Prag Josef Germ.

Zum prov. Lehrer an der Realsch. in Leitmeritz der Lehramtskandidat Josef Schmirler.

Zum defin. Turnlehrer an der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke der defin. Turnlehrer an der Landes-Realsch. in Znaim Karl Wodicka, am Gymn. in Bielitz der defin. Turnlehrer an der Landes-Realsch. in Neutitschein Heinrich Swoboda.

Zum defin. Turnlehrer an der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebezirke der defin. Turnlehrer an der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke Robert Geidel.

Zum defin. Turnlehrer an der Realsch. in Böhmisch-Leipa der defin. Turnlehrer am Gymn. in Bielitz Franz Dressel.

Zum außerord. Prof. der Chemie an der Universität in Lemberg der Privatdozent an der Universität in Krakau Realschulprof. Dr. Stanislaus Tołłoczko.

Der Prof. am Sophien-Gymn. in Wien und Privatdozent an der Universität daselbst Dr. Richard Kornelius Kukula zum außerord. Prof. der klassischen Philologie an der Universität in Graz.

Zum außerord. Prof. der klass. Philologie an der böhm. Universität in Prag der Privatdozent und Gymnasialprof. Dr. Franz Groh.

Zum außerord. Prof. der Mathematik an der techn. Hochschule in Wien der Privatdozent an der Wiener Universität Dr. Karl Carda.

Zum Bezirksschulinspektor für die ital. Volksschulen des Schulbezirkes Pola und des städt. Schulbezirkes Rovigno auf die restliche Dauer der laufenden Funktionsperiode der Prof. am Gymn. in Capodistria Johann Larcher.

Zu Mitgliedern der Prüfungskommission für das Lehramt an Mädchen-Lyzeen in Graz und zu Fachexaminatoren auf die Dauer der Studienjahre 1905/1906 und 1906/1907 die Universitätsprof. Dr. Mathias Murko und Dr. Robert Sieger, und zwar der an erster Stelle genannte für Slovenisch und Serbo-kroatisch, der Letztgenannte für Geographie.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag und zum Fachexaminator für Mathematik der ord. Prof. an der böhm. techn. Hochschule in Prag Augustin Pánek.

Zu Mitgliedern des niederösterreichischen Landesschulrates der Weihbischof und Generalvikar der Wiener Erzdiözese Dr. Godfried Marschall, der Pfarrer der evang. Kirchengemeinde A. B. in Wien Senior Rudolf Marolly, der Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Gustav Kohn, ferner der Direktor des niederösterr. Landes-Real- und Obergymn. in Stockerau August Plundrich, der Prof. an der Staats-Gewerbeschule im I. Bezirke Wiens Heinrich Schmid und den Bürgerschuldirektor Adolf Kunka in Wien.

Zu Mitgliedern des galizischen Landesschulrates der Kustos des röm.-kathol. Metropolitankapitels in Lemberg Dr. Sigismund Lenkiewicz, der Domherr des griech.-kathol. Metropolitankapitels in Lemberg Emil Biliński, den armenisch-kathol. Erzbischof in Lemberg Josef Teodorowicz, der evang. Pfarrer in Brigidau Senior Paul Koždon, der Universitätsprof. Dr. Leo Sternbach in Krakau, der Universitätsprof. Hofrat Dr. Kasimir Ritter v. Morawski in Krakau, der Prof. an der techn. Hochschule in Lemberg Thaddäus Fiedler, der Universitätsprof. Dr. Cyrill Studziński in Lemberg, der Direktor des III. Gymn. in Krakau Thomas Sołtysik, der Prof. an der Lehrerbildungsanstalt in Lemberg Reichsrats-Abgeordneter Alexander Barwiński und der Direktor der Handelsakademie in Lemberg Anton Pawłowski.

Zum Mitgliede des Landesschulrates für die Bukowina der Präses des israel. Kultusrates in Czernowitz Reichsrats- und Landtags-Abgeordneter Dr. Benno Straucher.

Zum Mitgliede des Landesschulrates für die Bukowina der Prof. an der griech.-orient. Oberrealsch. in Czernowitz Reichsrats- und Landtags-Abgeordneter Hierotheus Pihuliak.

Zum Mitgliede des Landesschulrates für Schlesien der Direktor der Realsch. in Troppau Regierungsrat Dr. Friedrich Wrzal.

Zum Direktor der Prüfungskommission für das Lehramt des Fr handzeichnens an Mittelschulen in Wien der außerord. Prof. an der te Hochschule in Wien Rudolf Weyr; ferner für die Dauer der näch Funktionsperiode, d. i. für die Studienjahre 1905/1906 und 1906/19 zum Direktor-Stellvertreter dieser Kommission und zum Fachexamin

für allgemeine pädagogisch-didaktische Fragen und für die deutsche Unterrichtssprache der Prof. am Gymn. im III. Wiener Gemeindebezirke Jakob Zeidler; zu Mitgliedern und Fachexaminatoren für Kunstgeschichte und Stillehre den Vizedirektor des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie in Wien Regierungsrat Dr. Eduard Leisching, für Anatomie des menschlichen Körpers den außerord. Prof. an der Universität und an der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien Regierungsrat Dr. Anton Ritter v. Frisch, für Projektionslehre den Direktor der II. Realschule im II. Wiener Gemeindebezirke Franz Schiffner, für das ornamentale Zeichnen mit besonderer Berücksichtigung der historischen Entwicklung des Ornamentes den Direktor der Kunstgewerbeschule des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie in Wien Oskar Beyer, für das ornamentale Zeichnen mit besonderer Berücksichtigung der modernen Entwicklung des Ornamentes den Prof. der genannten Kunstgewerbeschule Koloman Moser, für das figurale Zeichnen den Prof. an der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien Historienmaler Rudolf Bacher, den Lehrer an der Kunstgewerbeschule des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie in Wien akad. Maler Karl Otto Czeschka sowie den Prof. am Erzherzog Rainer-Gymn. in Wien Josef Beyer, für das Modellieren den Prof. an der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien Hans Bitterlich, für die slav. Unterrichtssprachen die außerord. Prof. an der Universität in Wien Dr. Wenzel Vondrák und Dr. Milan Ritter v. Rešetar, für die ital. Unterrichtssprache den ehemaligen Prof. an der Wiener Handelsakademie und Privatdozenten an der techn. Hochschule in Wien Dr. Philipp Zamboni.

Zu korrespondierende Mitglieder des k. k. Österr. archäologischen Institutes der Prof. am Gymn. in Zara Vitaliano Brunelli und der Prof. am Gymn. in Prag Dr. Artur Stein.

Zum Bezirksschulinspektor der Zentralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und histor. Denkmale (III. Sektion für ruthen. Archivwesen) der Prof. am I. Gymn. in Lemberg Peter Skobielski.

Zum Konservator der Zentralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und histor. Denkmale (I. Sektion) der Finanzrat der Finanz-Landesdirektion in Prag Karl Buchtela.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat die Fachinspektoren für den Zeichenunterricht an Mittelschulen, Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten Anton Anděl, Anton Friebel, Josef Langl, Hermann Lukas, Josef Škoda und Anton Stefanowicz in dieser Funktion für das Schuljahr 1905/1906 bestätigt.

Der Leiter des Ministeriums für Kultus und Unterricht hat nachstehende Professoren an Staats-Mittelschulen in die VII. Rangsklasse befördert: Josef Aschauer am Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke, Wenzel Barborka am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier, Josef Bartocha am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz, Viktor Beránek an der Realsch. in Bielitz, Josef Bittner am II. Gymn. in Czernowitz, Friedrich Bock an der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke, Ludwig Borovanský an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal, Dr. Franz Brdlík am akad. Gymn. in Prag, Alois Breindl am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Korngasse), Theodor Bujor am I. Gymn. in Czernowitz, Johann Całczyński am I. Gymn. in Rzeszów, Johann Cebusky am Gymn. in Oberhollabrunn, Jaroslaus Čech an der Realsch. in Pisek, Dr. Jakob Čečka am Real- und Obergymn. in Prag (Křemenecgasse), Demeter Czechowski am III. Gymn. in Krakau, Albert Dohnal am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Tischlergasse), Wilhelm Duschinsky an der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Johann Ellinger an der Franz Joseph-Realsch. in Wien, Dr. Emanuel Fait an der Realsch. in Žižkov, Johann Fiedler an der Realsch. in den Königlichen Weinbergen, Gottfried Flora am Gymn. in Klagenfurt, Josef Frána an der

Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, Alois Frick am Gymn. in Böhmisch-Leipa, Ferdinand Ginzl an der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke, Roman Gutwiński am IV. Gymn. in Krakau, Robert Hartmann an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, Anton Havlík an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, Franz Hawrlant am I. deutschen Gymn. in Brünn, Gustav Hiebel an der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke, Franz Hirsch an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, Franz Hladký am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, Dr. Josef Hoffmann am Gymn. im III. Wiener Gemeindebezirke, Josef Höllering am Karl Ludwig-Gymn. in Wien, Josef Holzer am I. Gymn. in Graz, Josef Honzík an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Franz Hylák am I. böhm. Gymn. in Brünn, Adalbert Jaeger an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, Andreas Jaglarz am Gymn. bei St. Hyazinth in Krakau, Johann Jaglarz am IV. Gymn. in Krakau, Dr. Ignaz Kadlec am Real- und Obergymn. in Kolin, Johann Kelariu am Gymn. in Radautz, Anton Keller an der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke, Franz Keller an der Realsch. in Laibach, Simon Kirchtag am Gymn. in Linz, Wendelin Kleprlík an der Realsch. in Teplitz-Schönau, Olivier Klose am Gymn. in Salzburg, Dr. Johann Korec am I. böhm. Gymn. in Brünn, Johann Košan am Gymn. in Marburg, Wenzel Krynes an der I. deutschen Realsch. in Prag, Valerian Krywult an der I. Realsch. in Krakau, Josef Kuba am Gymn. in Walachisch-Meseritsch, Josef Kubín an der Realsch. in Pisek, Anton Kunz am Gymn. in Trebitsch, Anton Kvítek an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn, Heinrich Kurzreiter an der Realsch. in Graz, Hugo Lanner an der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Josef Limbach am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg, Adolf Mager an der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke, Thomas Marek an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Simeon Marian am griech.-oriental. Gymn. in Suczawa, Franz Matuška am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz, Dr. Johann Mayer am I. böhm. Gymn. in Brünn, Eugen Medritzer an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn, Josef Mikietiuk am Gymn. in Radautz, Julius Miklau am II. Gymn. in Graz, Josef Morawec am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Maximilian Morawek an der Realsch. in Olmütz, Eduard Mrazek an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen, Wenzel Nejedlý an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, Adalbert Němeček am Gymn. in Taus, Johann Neubauer an der Realsch. in Trautenau, Josef Nitsche am Erzherzog Rainer-Gymn. in Wien, Anton Pechmann an der III. deutschen Realsch. in Prag, Dr. Emanuel Peroutka am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen, Dr. Leopold Pötsch an der Realsch. in Linz, Dr. Franz Procházka am Gymn. in Neuhaus, Josef Pršala am Gymn. in Jungbunzlau, Alexander Pucsko am I. Gymn. in Laibach, Christian Purner am Gymn. in Innsbruck, Josef Quaißer am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, Josef Redtenbacher am Elisabeth-Gymn. in Wien, Martin Rieger an der Realsch. in Steyr, Johann Roček am Real- und Obergymn. in Chrudim, Gustav Šafařovic am Gymn. in Hohenmauth, Dr. Eduard Šarša am Real- und Obergymn. in Prag (Křemenecgasse), Bernhard Schaufler am Gymn. im III. Wiener Gemeindebezirke, Georg Scheck am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz, Dr. Gustav Schilling an der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke, in zeitweiser Dienstesverwendung im Ministerium für Kultus und Unterricht, Franz Schmidl am Gymn. in Landskron, Stanislaus Schneider am V. Gymn. in Lemberg, Emerich Schweeger an der Realsch. in Böhmisch-Leipa, Franz Seidler am III. Gymn. in Krakau, Ernst Sewera am Gymn. in Linz, Thomas Šílený am II. böhm. Gymn. in Brünn, Jaroslav

Simonides am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Kremsier, Johann Slavík am Gymn. in Taus, Emil Soffé an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn, Franz Sołtysik am I. Gymn. in Rzeszów, Josef Soukup an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, Josef Spandl am II. deutschen Gymn. in Brünn, Anton Stephanides an der Realsch. in Triest, Ferdinand Strommer am Gymn. in Iglau, Johann Sturm an der Realsch. in Salzburg, Dr. Franz Šujan am I. böhm. Gymn. in Brünn, Vladimir Švejcar am Gymn. in Příbram, Boleslaus Szomek am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg, Wladimir Szuchiewicz an der I. Realsch. in Lemberg, Epiphanias von Tarnowiecki am I. Gymn. in Czernowitz, Peter Vepřek an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, Hans Vinatzer am Gymn. (ital. Abteilung) in Trient, Karl Wanke am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau, Franz Železinger am II. Gymn. in Graz, Franz Zikmund am Real- und Obergymn. in Kolin und Dr. Adalbert Zipper am II. Gymn. in Lemberg.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat folgende Professoren an Staats-Mittelschulen in die VIII. Rangsklasse befördert: Dr. Josef Schwerdfeger am akad. Gymn. in Wien, Josef Nimpfer am Franz Joseph-Gymn. in Wien, Rudolf Kratochwil am Sophien-Gymn. in Wien, Josef Beyer, Dr. Franz Jelinek und Josef Wolny am Erzherzog Rainer-Gymn. in Wien, Dr. Franz Streinz am Gymn. im III. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Karl Bruno, Dr. Karl Mayer und Johann Preiß am Elisabeth-Gymn. in Wien, Wilhelm Kuttig am Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Anton Becker und Dr. Roman Hödl am Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Emil Sofer am Maximilian-Gymn. in Wien, Ferdinand Zimmert am Karl Ludwig-Gymn. in Wien, Dr. Robert Kauer am Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Friedrich Bauer am Gymn. im XVII. Wiener Gemeindebezirke, Karl Pin am Gymn. in Floridsdorf, Dr. Theodor Zachl am Gymn. in Wiener-Neustadt, Franz Bäcker, Rudolf Pretsch von Lerchenhorst und Anton Ruß an der Realsch. im III. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Karl Ott an der Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Adolf Zauner an der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke, Anton Derganc an der Realsch. im IX. Wiener Gemeindebezirke, Eduard Sokoll und Friedrich Gschnitzer an der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Theodor Reitterer an der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebezirke, Georg Firtsch an der Franz Joseph-Realsch. in Wien, Dr. Anton König am Gymn. in Linz, Hugo Nawratil an der Realsch. in Linz, Friedrich Spath am Gymn. in Salzburg, Dr. Justus Lunzer von Lindhausen am I. Gymn. in Graz, Johann Held am III. Gymn. in Graz, Dr. Anton Medved am Gymn. in Marburg, Dr. Viktor Nietsch an der Realsch. in Graz, Dr. Eugen Giannoni am Gymn. in Klagenfurt, Dr. Leo Langer am Gymn. in Villach, Ernst Ebenhöch an der Realsch. in Klagenfurt, Dr. Franz Riedl am I. Gymn. in Laibach, Dr. August Hofer am Gymn. in Triest, Karl Loitlesberger am Gymn. in Görz, Franz Kalny an der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke, Franz Cleri am Gymn. in Görz, Johann Pupp am Gymn. in Pola, Walter Gentilni und Kamillo Perini am Gymn. in Rovereto, Arthur Bonetti an der Realsch. in Bozen, Johann Emig an der Realsch. in Dornbirn, Eugen Bolis am Gymn. in Brüx, Bernhard Zechner am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis, Michael Neuhöfer am Gymn. in Eger, Josef Schindler am Gymn. in Prachatitz, Josef Maximilian Lönning und Dr. Ludwig Adamek am Gymn. in Reichenberg, Rudolf Schweizar und Ferdinand Stolle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Smichow, Dr. Josef Rüffler am Gymn. in Teplitz-Schönau, Emil Freund an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen, Jakob Neubauer an der Realsch. in Plan, Albert Hansel und Johann Kreibich an der I. deutschen Realsch. in Prag, Dr. Johann Weyde an der

II. deutschen Realsch. in Prag, Dr. Theodor Kukula an der III. deutschen Realsch. in Prag, Friedrich Votýpka, Karl Jiroušek und Josef Michl am Gymn. in Beneschau, Franz Pösl am Gymn. in Jičin, Dr. Johann Brant am Gymn. in Königinhof, Thomas Snětivý am Gymn. in Pilgram, Richard Plicka am Gymn. in Neuhaus, Josef Kobza am Gymn. in Pisek, Johann Šrůtek am Real- und Obergymn. in Prag (Křemenecgasse), Franz Sokol am Gymn. in Raudnitz, Franz Jizba und Franz Tajrych am Gymn. in Tabor, Anastasius Papáček an der Realsch. in Jičin, Karl Šubrt an der Realsch. in Jungbunzlau, Dr. Franz Nušl an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal, Franz Rejthárek an der Realsch. in Königgrätz, Wenzel Ruth an der Realsch. in Kuttenberg, Josef Lyer und Johann Bor an der Realsch. in Laun, Johann Šebek und Dr. Karl Leiß an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, Franz Kabeláč an der Realsch. in Tabor, Dr. Bohuslav Mašek und Dr. Jaroslav Šťastný an der Realsch. in Žižkov, Dr. Wilhelm Weinberger am Gymn. in Iglau, Dr. Karl Zimmert am Gymn. in Nikolsburg, Dr. Franz Spina und Lazar Steinschneider am Gymn. in Mährisch-Trübau, Rudolf Weiß am Gymn. in Mährisch-Weißkirchen, Alfred Schlerka am Gymn. in Znaim, Dr. Johann Nevěřil und Moritz Strobl am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, Gottfried Tichánek am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, Veit Hřivna und Ignaz Kusala am Gymn. in Walachisch-Meseritsch, Johann Ondráček am Gymn. in Prerau, Wilibald Pokorný an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn, Josef Brož an der Realsch. in Neustadtl, Adolf von Roth an der Realsch. in Olmütz, Gustav Weeber am Gymn. in Friedek, Johann Linhart am Albrechts-Gymn. in Teschen, Johann Svoboda am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Troppau, Michael Stöckl an der Realsch. in Bielitz, Franz Stöckl an der Realsch. in Jägerndorf, Kamillo Cappilleri an der Realsch. in Troppau, Ludwig Mikuła am Gymn. in Buczacz, Felix Gątkiewicz und Anton Łucyk am Gymn. in Drohobycz, Albin Schreyer am Gymn. bei St. Hyazinth in Krakau, Gustav Lettner am II. Gymn. in Lemberg, Emanuel von Roszka am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg, Dr. Michael Kuryś am IV. Gymn. in Lemberg, Dr. Viktor Hahn am V. Gymn. in Lemberg, Vinzenz Tyran am Gymn. in Neu-Sandez, Adalbert Cachel und Dr. Alexander Czuczyński am Gymn. in Podgórze, Stanislaus Babiński und Boleslaus Grotowski am I. Gymn. in Rzeszów, Adam Pytel am Gymn. in Sanok, Stanislaus Szarga und Dr. Nikolaus Sabat am Gymn. in Stanislau, Johann Doroziński am I. Gymn. in Tarnów, Johann Guzdek am Gymn. in Wadowice, Klemens Bystrzycki am Gymn. in Złoczów, Dr. Philipp Broch am I. Gymn. in Czernowitz, Wladimir Kmicikiewicz und Emil Malachowski am II. Gymn. in Czernowitz, Eusebius Popovici am griech.-oriental. Gymn. in Suczawa, Josef Sasso am Gymn. mit serbo-kroat. Unterrichtssprache in Zara.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat erledigte Lehrstellen an Staats-Mittelschulen verliehen: dem Prof. am Gymn. in Krumau Dr. Zdenko Baudnik eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen, dem Prof. an der Realsch. in Troppau Roman Sohn eine Stelle an der Realsch. im VIII. Wiener Gemeindebezirke, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Kaaden Dr. Karl Prodinger eine Stelle am Gymn. in Gottschee, dem Prof. am I. deutschen Gymn. in Brünn Franz Itzinger eine Stelle am Sophien-Gymn. in Wien, dem Prof. am Gymn. in Feldkirch Anton Kerer eine Stelle am Gymn. in Innsbruck, dem Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Rovereto Josef Amadei eine Stelle am Gymn. in Trient (ital. Abteilung), dem Prof. am Gymn. in Villach Dr. Leo Langer eine Stelle am Maximilian-Gymn. in Wien, dem Religionsprof. am Gymn. in Nikolsburg Johann Štěpánek eine Stelle an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache

in Brünn, dem Prof. am städt. Mädchen-Lyzeum in Graz Dr. Hermann Bamberger eine Stelle am Gymn. in Graz, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Rzeszów Dr. Bronislaus Bandrowski eine Stelle am V. Gymn. in Lemberg, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Troppau Dr. Viktor Bélohoubek eine Stelle an der Franz Joseph-Realsch. in Wien, dem Prof. an der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke Karl Berka eine Stelle an der Realsch. im I. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Kolomea Stanislaus Bielawski eine Stelle am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl, dem Prof. am Gymn. in Böhm.-Leipa Dr. Max Binn eine Stelle am Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Bochnia Stefan Brablec eine Stelle am Gymn. in Podgórze, dem Prof. an der Realsch. in Kuttenberg Ladislaus Červenka eine Stelle an der Realsch. in Prag-Holleschowitz-Bubna, dem Prof. am Gymn. in Mährisch-Trübau Richard Dienel eine Stelle am Gymn. in Floridsdorf, dem Prof. am I. Gymn. in Tarnów Johann Dorozińskí eine Stelle am Gymn. bei St. Anna in Krakau, dem Prof. am Gymn. in Krems Dr. Julius Dowrtiel eine Stelle am akad. Gymn. in Wien, dem Prof. am Gymn. in Freistadt Dr. Friedrich Falbrecht eine Stelle am Elisabeth-Gymn. in Wien, dem Prof. am Real- und Obergymn. in Chrudim Johann Fiedler eine Stelle an der Realsch. in den Königlichen Weinbergen, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Plan Dr. Hugo Fulda eine Stelle an der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke, dem wirkl. Lehrer am II. Gymn. in Tarnów Stanislaus Gajczak eine Stelle am II. Gymn. in Lemberg, dem Prof. an der III. deutschen Realsch. in Prag Philipp Gasparin eine Stelle an der Realsch. im IX. Wiener Gemeindebezirke, dem wirkl. Lehrer an der Landes-Realsch. in Ungarisch-Brod Josef Geiger eine Stelle an der Realsch. in Přibram, dem wirkl. Lehrer an der Kommunal-Handelsschule in Teplitz Dr. Johann Greinecker eine Stelle an der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Krumau Karl Grosch eine Stelle an der II. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke, dem wirkl. Lehrer am Gymn. der Theresianischen Akademie in Wien Dr. Evermod Hager eine Stelle am Gymn. in Linz, dem Prof. am Gymn. in Leitomischl Wenzel Hanus eine Stelle am Real- und Obergymn. in Chrudim, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis Dr. Prokop Haškovec eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal, dem Prof. am Gymn. in Znaim Franz Hawrlant eine Stelle am I. deutschen Gymn. in Brünn, dem Prof. am Gymn. in Radautz Dr. Hugo Herzog eine Stelle am Gymn. in Floridsdorf, dem Prof. am Gymn. in Radautz Leopold Herzog eine Stelle am Gymn. in Mährisch-Trübau, dem Prof. am Untergymn. in Gottschee Otto Hesse eine Stelle am III. Gymn. in Graz, dem Prof. am Gymn. in Triest Dr. August Hofer eine Stelle am Gymn. in Floridsdorf, dem Prof. am Gymn. in Floridsdorf Ferdinand Holzner eine Stelle am Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Radautz Ernst Hora eine Stelle am Gymn. in Freistadt, dem Prof. an der Landes-Realsch. in Ungarisch-Brod Eduard Horský eine Stelle an der Realsch. in Žižkov, dem Prof. am Gymn. in Bochnia Dr. Roman Jamrógiewicz eine Stelle am III. Gymn. in Krakau, dem wirkl. Lehrer am Privat-Gymn. in Mährisch-Ostrau Johann Janáček eine Stelle am Gymn. in Wittingau, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Strażnitz Josef Jaroš eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Troppau, dem griech.-oriental. Religionsprof. am Gymn. mit ital. Unterrichtssprache in Zara Stefan Javor eine Stelle am Gymn. mit serbo-kroat. Unterrichtssprache daselbst, dem Prof. am Gymn. in Tabor Franz Jizba eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen, dem Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn Dr. Ferdinand Jokl eine Stelle am Gymn. in Žižkov, dem Prof. am I. Gymn. in Tarnów Leo Kieroński eine Stelle am Gymn. in Buczacz, dem

Religionsprof. am Zivil-Mädchenpensionate in Wien Dr. Johann Kisser eine Stelle am Maximilian-Gymn. in Wien, dem Prof. am Gymn. in Beneschau Josef Klika eine Stelle am Gymn. in Wittingau, dem wirkl. Lehrer an der Gewerbesch. in Czernowitz Julius Koblischke eine Stelle an der Realsch. in Warnsdorf, dem Prof. am Gymn. in Dębica Emil Kołodnicki eine Stelle am Gymn. in Stryj, dem Prof. am Gymn. in Wadowice Thaddäus Kołomłocki eine Stelle an der II. Realsch. in Krakau, dem Prof. am Gymn. in Bochnia Eduard Kozłowski eine Stelle am Gymn. in Podgórze, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Stanislau Franz Kraśnieński eine Stelle an der Realsch. in Tarnopol, dem Prof. am Gymn. in Jaroslau Dr. Franz Kröek eine Stelle am VI. Gymn. in Lemberg, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Königgrätz Ladislaus Kredba eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, dem Prof. am Gymn. in Prerau Rudolf Kreutz eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn, dem Prof. an der Realsch. in Jungbunzlau Josef Křivka eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, dem wirkl. Lehrer an der Landes-Realsch. in Groß-Meseritsch Franz Kříž eine Stelle an der Realsch. in Laun, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Königgrätz Karl Kuchař eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, dem Prof. am Gymn. in Spalato Konstantin Kulišić eine Stelle am Gymn. in Ragusa, dem Prof. am Gymn. in Stanislau Ladislaus Latossyński eine Stelle am IV. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Gymn. in Oberhollabrunn Josef Lindenthal eine Stelle am Gymn. im III. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Lehrerbildungsanstalt in Jičin Josef Liška eine Stelle an der Realsch. in Jungbunzlau, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Teplitz-Schönau Dr. Alfred Löbl eine Stelle an der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Albrecht-Gymn. in Teschen Dr. Emanuel Löw eine Stelle am Sophien-Gymn. in Wien, dem Prof. am Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Kolomea Dr. Eustach Makaruszka eine Stelle am akad. Gymn. in Lemberg, dem Prof. an der Realsch. in Pisek Franz Mašek eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, dem Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis Jakob Mayer eine Stelle am Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Königinhof Alois Mesány eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, dem Prof. am Gymn. in Kaaden Heinrich Michler eine Stelle an der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Marburg Julius Miklau eine Stelle am II. Gymn. in Graz, dem Prof. am Landes-Unter- und Kommunal-Obergymn. in Mährisch-Neustadt Rudolf Milan eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Stryj Friedrich Müller eine Stelle am Gymn. in Dębica, dem Prof. an der Realsch. in Rakonitz Dr. Eugen Muška eine Stelle am Real- und Obergymn. in Chrudim, dem Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Kremsier Rudolf Neuhöfer eine Stelle am I. böhm. Gymn. in Brünn, dem Prof. am Gymn. in Časlau Anton Nosek eine Stelle am Real- und Obergymn. in Smichow, dem Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Polička Josef Novák eine Stelle am Gymn. in Leitomischl, dem Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Troppau Franz Novotný eine Stelle an der Realsch. in Jičin, dem Prof. am Gymn. in Podgórze Desiderius Ostrowski eine Stelle am Gymn. bei St. Hyazinth in Krakau, dem Prof. an der Realsch. in Kladno Matthias Otta eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen, dem Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen Josef Palme eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, dem Prof. am Gymn. in Arnau Dr. Johann Penzl eine Stelle am akademischen Gymn. in Wien, dem Prof. an der III. deutschen Realsch. in Prag Dr. Hermann Pesta eine Stelle an der

Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Realsch. in Plan Anton Pobeheim eine Stelle an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis, dem wirkl. Lehrer am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch Stanislaus Podivínský eine Stelle am Gymn. in Proßnitz, dem Prof. am II. Gymn. in Laibach Ignaz Pokorn eine Stelle am Gymn. in Marburg, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Böhmisch-Leipa Dr. Theodor Preißler eine Stelle an der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Realsch. in Krosno Andreas Procyk eine Stelle an der Realsch. in Stanislau, dem Prof. am Kommunal-Gymn. in Mährisch-Ostrau Dr. Franz Prosenc eine Stelle am Gymn. in Mährisch-Weißkirchen, dem Prof. am Gymn. in Brzezany Johann Pryjma eine Stelle am Gymn. in Kotzman, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Olmütz Theodor Püschel eine Stelle an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Jasło Michael Radomski eine Stelle am Gymn. in Dębica, dem Prof. am Gymn. in Oberhollabrunn Dr. Johann Regen eine Stelle am Sophien-Gymn. in Wien, dem Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier Viktor Reif eine Stelle am Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Podgórze Dr. Marian Reiter eine Stelle am VI. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Kolomea Ludwig Salo eine Stelle am akad. Gymn. in Lemberg, dem Prof. an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn Eduard Schuścik eine Stelle an der Realsch. im III. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Kommunal-Gymn. in Mährisch-Ostrau Dr. Mauriz Schuster eine Stelle am Gymn. in Wiener-Neustadt, dem wirkl. Lehrer am Kommunal-Gymn. in Gaya Johann Sedláček eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, dem wirkl. Lehrer am Kommunal-Gymn. in Bregenz Dr. Anton de Sisti eine Stelle an der deutschen Abteilung des Gymn. in Trient, dem Prof. am Gymn. in Jaroslau Franz Słuszkiewicz eine Stelle am Gymn. in Bochnia, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Pardubitz Anton Smíšek eine Stelle an der Realsch. in den Königlichen Weinbergen, dem Prof. am I. Gymn. in Tarnów Stanislaus Smreczyński eine Stelle an der I. Realsch. in Krakau, dem Prof. am Gymn. in Mähr.-Trübau Dr. Franz Spina eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen, dem Prof. am Gymn. in Tabor Anton Štěpánek eine Stelle an der Realsch. in Písek, dem Prof. am Gymn. in Taus Dr. Eduard Štolovský eine Stelle am akad. Gymn. in Prag, dem Prof. an der Realsch. in Dornbirn Josef Streit eine Stelle an der Realsch. in Linz, dem Prof. am Gymn. in Weidenau Karl Sywall eine Stelle am Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Stanislau Bronislaus Szuba eine Stelle am I. Gymn. in Tarnów, dem wirkl. Lehrer an der Landes-Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Proßnitz Ludwig Tesař eine Stelle an der Realsch. in Olmütz, dem Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungar.-Hradisch Gottfried Tichánek eine Stelle am Gymn. in Trebitsch, dem Prof. am Landes-Real- und Obergymn. in Mödling Dr. Alois Träger eine Stelle am Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Trebitsch Adolf Ustupský eine Stelle am Gymn. in Walach.-Meseritsch, dem wirkl. Lehrer am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch Ferdinand Vaněk eine Stelle am Gymn. in Prerau, dem wirkl. Lehrer an der Komm.-Realsch. in Adler-Kosteletz Alois Vaňura eine Stelle am Real- und Obergymn. in Chrudim, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Pardubitz Dr. Karl Vorovka eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, dem Prof. an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz Franz Vůjtek eine Stelle an der I. deutschen Realsch. in Prag, dem Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier Dr. Alfred Walheim eine Stelle am Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am IV. Gymn. in

Krakau Anton Waśniowski eine Stelle am Gymn. bei St. Anna in Krakau, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Pardubitz Dr. Jaromir Wenig eine Stelle an der Realsch. in Žižkov, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Pardubitz Dr. Edmund Wießner eine Stelle am Sophien-Gymn. in Wien, dem Prof. im zeitlichen Ruhestande Dr. Johann Wytrzens eine Stelle am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Teschen, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Jungbunzlau Josef Žďárský eine Stelle an der Realsch. in Tabor, dem Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier Konrad Zelenka eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz, dem Prof. an der nautischen Schule in Lussinpiccolo Josef Zini eine Stelle an der Realsch. in Rovereto, dem Prof. am Gymn. in Taus Dr. Anton Zlatníček eine Stelle am akad. Gymn. in Prag, dem Prof. am Gymn. in Rudolfswert Jakob Zupančič eine Stelle an der Realsch. in Görz.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat ferner ernannt: *A.* Zu wirkl. Lehrern an Staats-Mittelschulen: *a)* die prov. Lehrer: Franz Benetka vom Real- und Obergymn. in Přibram für die Realsch. in Kladno, Anton Doležel vom Gymn. in Časlau für das Gymn. in Leitomischl, Dr. Ernst Fasolt vom I. deutschen Gymn. für diese Anstalt, Anton Friedl vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch für das Gymn. in Prerau, Dr. Leopold Jurosżek von der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebezirke für diese Anstalt, Thomas Kalina von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, Gustav Klein von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen für das Gymn. in Kaaden, Dr. Alfred Körbel vom Gymn. in Mährisch-Trübau für das Gymn. in Bielitz, Josef Kounovský von der Realsch. in Königgrätz für diese Anstalt, Dr. Johann Krejčí vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Tischlergasse) für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Korngasse), Julius Krug von der Realsch. in Steyr für die Realsch. in Marburg, Stanislaus Kubelík vom Real- und Obergymn. in Klattau für die Realsch. in Kladno, Jakob Marcocchia von der Realsch. in Spalato für diese Anstalt, Dr. Maximilian Mayer vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen für das Gymn. in Weidenau, Richard Meiz von der Realsch. in Innsbruck für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau, Adolf Müller vom Gymn. in Linz für die Realsch. in Görz, Dr. Wenzel Müller vom Gymn. in Deutsch-Brod für die Realsch. in Jungbunzlau, Dr. Peter Pecl vom Gymn. in Raudnitz für die Realsch. in Tabor, Josef Pohl vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Graben) für das Gymn. in Eger, Friedrich Pokorný von der Realsch. in Pisek für das Gymn. in Deutsch-Brod, Franz Queisser vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt für das Gymn. in Krumau, Wenzel Radouš vom Real- und Obergymn. in Kolin für das Gymn. in Königinhof, Gustav Riedl von der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke für diese Anstalt, Johann Soukup von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen für die Realsch. in Rakonitz, Dr. Otto Trautmann vom Gymn. in Nikolsburg für diese Anstalt, Dr. Rudolf Urbánek von der Realsch. in Pardubitz für die Realsch. in Laun, Jaroslav Verner von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis für diese Anstalt, Dr. Pius Zini von der deutschen Abteilung des Gymn. in Trient für die ital. Abteilung dieser Anstalt. *b)* die Supplenten: Ignaz Bodenstorfer von der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Eger, Artur Bondi vom Gymn. in Capodistria für diese Anstalt, Dr. Leopold Brandl von der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Böhmisch-Leipa, Dr. Gottlieb Bydžovský von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite für die Realsch. in Kladno, Oreste Costa von der Realsch. in Rovereto für diese Anstalt, Miecislaus Dąbrowski vom Gymn. in Jaroslau

für diese Anstalt, Dr. Johann Demiańczuk vom V. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Stanislau, Wilhelm Dreßler von der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Weidenau, Dr. Rudolf Durst vom Gymn. in Pola für das Gymn. in Böhmisch-Leipa, Wenzel Ferbr von der Realsch. in Žižkov für das Gymn. in Tabor, Josef Fiegl vom Landes-Real- und Obergymn. in Stockerau für das Gymn. in Prachatitz, Bonaventura Graszyński vom Gymn. in Stryj für das Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Kołomea, Heinrich Grünwald vom Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Freistadt, Johann Handl vom Gymn. in Trebitsch für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, Stefan Haupt vom akad. Gymn. in Wien für das Gymn. in Znaim, Karl Hawlitschek von der III. deutschen Realsch. in Prag für diese Anstalt, Dr. Alfons Heinrich von der Kommunal-Realsch. in Eger für die Realsch. in Teplitz-Schönau, Kuno Hočevar vom II. Gymn. in Laibach für das Untergymn. in Gottschee, Leon Hoffmann von der griech.-oriental. Realsch. in Czernowitz für das II. Gymn. daselbst, Ulrich Hujer vom akad. Gymn. in Prag für das Gymn. in Časlau, Franz Jachimczak vom Gymn. in Bochnia für das I. Gymn. in Tarnów, Dr. Viktor Janda vom Real- und Obergymn. in Smichow für die Realsch. in Pardubitz, Dr. Marian Janelli vom V. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Neu-Sandez, Dr. Josef Jörg vom Gymn. in Linz für die Realsch. in Marburg, Peter Kalinowski von der Realsch. in Stanislau für die Realsch. in Krosno, Theodor Kern vom II. Gymn. in Czernowitz für das Gymn. in Radautz, Dr. Matthäus Kević vom Gymn. in Spalato, Weltpriester, für das Gymn. in Mitterburg, Adolf Kirchmann vom k. k. Gymn. der Benediktiner zu den Schotten in Wien für das Gymn. in Weidenau, Dr. Franz Kneifel von der Realsch. in Troppau für diese Anstalt, Ludwig Koerber vom Gymn. in Brody für diese Anstalt, Johann Koim vom Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Kolomea für das Gymn. in Jaroslau, Erwin Korkisch vom Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Kaaden, Dr. Kamill Kraft von der II. Realsch. in Krakau für das IV. Gymn. daselbst, Franz Kubík vom Gymn. in Pisek für das Gymn. in Beneschau, Dr. Eduard Kuntze vom II. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Bochnia, Albert Kuzmanić vom Gymn. mit ital. Unterrichtssprache in Zara für die Unterrealsch. daselbst, Karl Lampl von der III. deutschen Realsch. in Prag für die Realsch. in Elbogen, Alois Lebouton vom II. Gymn. in Czernowitz für diese Anstalt, Dr. Ernst Łuniński von der II. Realsch. in Lemberg für das Gymn. in Buczacz, Ladislaus Macheta vom Gymn. in Brody für das Gymn. in Wadowice, Franz Mašner vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen für das Gymn. in Hohenmauth, Heinrich May vom Gymn. im XVII. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Ried, Dr. Alfred Melzer vom Gymn. in Görz für die Realsch. in Knittelfeld, Kasimir Midowicz, k. und k. Oberleutnant im 75. Infanterieregiment und Lehrer an der Kadettenschule in Lemberg für das Gymn. in Jasło, Dr. Hans Mörtl vom Gymn. in Klagenfurt für das Gymn. in Marburg, Dr. Josef Müller von der Realsch. in Triest für das Gymn. daselbst, Franz Nagórzański vom II. Gymn. in Rzeszów für diese Anstalt, Dr. Franz Neklapil, suppl. Religionslehrer am Gymn. in Iglau für diese Anstalt, Alois Netzer von der Franz Joseph-Realsch. in Wien für die Realsch. in Teplitz-Schönau, Dr. Eduard Niezabitowski vom Gymn. bei St. Hyazinth in Krakau für das Gymn. in Nowy Targ, Dr. Josef Novák von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt für das Gymn. in Jungbunzlau, Osias Ordinanz vom griech.-oriental. Gymn. in Suczawa für das Gymn. in Sereth, Dr. Anton Papež von der Realsch. in Görz für diese Anstalt, Rudolf Pazderník von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt für die Realsch. in Pardubitz, Dr. Theodor Pesta von der Realsch. im I. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Bozen, Wenzel Poně vom Real- und

Obergymn. in Chrudim für die Realsch. in Kladno, Anton Prchlík von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt für das Gymn. in Příbram, Alfred Rachalski von der I. Realsch. in Krakau für das Gymn. in Stanislau, Adolf Raimondi degli Astolfi von der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke für das Untergymn. in Gottschee, Max Romanowsky vom Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Arnau, Dr. Otto Rommel vom I. Gymn. in Graz für das Albrecht-Gymn. in Teschen, Ferdinand Schorn vom Gymn. in Mährisch-Weißkirchen für die Realsch. in Warnsdorf, Othmar Sigmund von der Realsch. in Görz für diese Anstalt, Josef Skrbinšek vom Gymn. in Mies für das Gymn. in Villach, Rudolf Škudera von der Realsch. in Žižkov für die Realsch. in Jungbunzlau, Vinzenz Skupnik vom Landes-Real- und Obergymn. in Stockerau für das Gymn. in Krumau, Karl Sokolíček von der Realsch. in Pardubitz für diese Anstalt, Dr. Karl Stradner vom Gymn. in Leoben für diese Anstalt, Dr. Julius Suchý vom Gymn. in Příbram für die Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, Żdzisław Thullie von der I. Realsch. in Lemberg für die Realsch. in Tarnopol, Friedrich Tischer von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal für die Realsch. in Plan, Adolf Tögel von der Landes-Realsch. in Göding für die Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn, Dr. Eduard Traversa vom Gymn. in Görz für diese Anstalt, Karl Treven vom Gymn. in Görz für das Gymn. in Friedek, Vladimír Urban von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite für die Realsch. in Pisek, Dr. Johann Uzel von der Realsch. in Pisek für die Realsch. in Pardubitz, Johann Veitz von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt für die Realsch. in Rakonitz, Gustav Verich, Aushilfskatechet an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, für das akad. Gymn. in Prag, Erich Voigt vom Albrecht-Gymn. in Teschen für diese Anstalt, Josef Vojta vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis für diese Anstalt, Robert Vondruška, Lehramtskandidat, für die Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Ferdinand Wagner von der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Plan, Johann Walczak vom Gymn. in Wadowice für das Gymn. in Jasło, Dr. Johann Wilhelm vom Gymn. in Příbram für das Gymn. in Časlau, Richard Wittka vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier, Dr. Ladislaus Witwicki vom IV. Gymn. in Lemberg für diese Anstalt, Ottokar Wohanka von der Realsch. im IX. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Görz, Dr. Karl Wolf vom Gymn. in Triest für das Gymn. in Krumau, Franz Zimmermann vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite für das Gymn. in Mährisch-Trübau, Dr. Josef Zink von der Realsch. in Teplitz-Schönau für diese Anstalt, Ladislaus Złobicki vom II. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Podgórze.

B. Zu prov. Lehrern an Staats-Mittelschulen die Supplenten: Giusto Baroni von der Realsch. in Laibach für diese Anstalt, Josef Daninger von der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, Dr. Jaroslav Fikrle vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen für die Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, Anton Fischer vom Gymn. in Oberhollabrunn für diese Anstalt, Franz Hrubý vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen für das Gymn. in Raudnitz, den prov. Lehrer am Gymn. im III. Wiener Gemeindebezirke Dr. August Ritter v. Kleemann für das Sophien-Gymn. in Wien, den wirkl. Lehrer am Kommunal-Gymn. in Rokytzan Rudolf Kníže für das Real- und Obergymn. in Prag (Křemenecgasse), Josef Kupec vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Korngasse) für das Real- und Obergymn. in Klattau, Dr. Alois Lemberger von der

Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen, Rudolf Muschick vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Graben) für diese Anstalt, Dr. Stanislaus Nikolau von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt für die Realsch. in Pardubitz, Josef Novák vom Real- und Obergymn. in Kolin für diese Anstalt, Dr. Georg Pitacco vom Gymn. in Görz für diese Anstalt, Heinrich Říha vom Gymn. in Schlan für das Gymn. in Časlau, Dr. Franz Strauß von der Realsch. in Linz für die Realsch. in Jägerndorf, Anton Suette vom Gymn. in Villach für das Gymn. in Mährisch-Trübau, Josef Tichý von der Realsch. in Jungbunzlau für das Gymn. in Příbram, Dr. Lorenz Tretter vom III. Gymn. in Graz für das Gymn. in Görz, Dr. Thomas Voldřich vom akad. Gymn. in Prag für die Realsch. in Pisek, Dr. Josef Wolf vom Gymn. in Feldkirch für diese Anstalt, Franz Zabranský von der Realsch. in Kladno für die Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat erledigte Lehrstellen an Staats-Mittelschulen verliehen (im Herbsttermin): dem Prof. an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal August Adler eine Stelle an der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Sanok Anton Borzemski eine Stelle am VII. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am I. Gymn. in Czernowitz Dr. Philipp Broch eine Stelle an der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke, dem wirkl. Lehrer am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz Dr. Alois Bromer eine Stelle am Franz Joseph-Gymn. in Wien, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Nikolsburg Otmar Eisenbock eine Stelle am Gymn. in Krems, dem Prof. an der Landes-Realsch. in Teltsch Franz Frank eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn, dem wirkl. Lehrer an der Landes-Realsch. in Znaim Wilhelm Artur Hammer eine Stelle an der II. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Prachatitz Dr. Josef Hampel eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Stefansgasse), dem wirkl. Lehrer an der Landes-Realsch. in Römerstadt Dr. Maximilian Hoffer eine Stelle am Gymn. in Marburg, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Friedek Franz Ingrisch eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz, dem wirkl. Lehrer am I. deutschen Gymn. in Brünn Dr. Alfred Jahn eine Stelle an der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen Viktor Kindermann eine Stelle an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal, dem Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau Dr. Karl Knaflitsch eine Stelle am Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Trebitsch Franz Kocourek eine Stelle am Gymn. in Wittingau, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Trient (deutsche Abteilung) Karl Köhler eine Stelle an der Realsch. in Troppau, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Radautz Dr. Artur Ledl eine Stelle am I. Gymn. in Graz, dem Prof. an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal Gustav Lukas eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Graben), dem Prof. an der Realsch. in Spalato Peter Nardelli eine Stelle am Gymn. daselbst, dem Prof. am I. Gymn. in Czernowitz Dr. Alfred Nathansky eine Stelle am Gymn. in Triest, dem Prof. am Gymn. bei St. Hyazinth in Krakau Michael Nowosielski eine Stelle am III. Gymn. in Krakau, dem Prof. am Gymn. in Leitomischl Hugo Paleček eine Stelle am Gymn. in Pisek, dem wirkl. Lehrer an der Kommunal-Unterrealsch. in Idria Max Pirnat eine Stelle am Gymn. in Krainburg, dem Prof. am Gymn. in Triest Dr. Otto Pommer eine Stelle an der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am III. Gymn. in Krakau Josef Przybylski eine Stelle am Gymn. bei St. Hyazinth in Krakau, dem Prof. am Gymn. in Pola Johann Pupp eine Stelle am Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Triest

Dr. Michael Rabenlechner eine Stelle am Karl Ludwig-Gymn. in Wien, dem Prof. an der deutschen Handelsakademie in Prag Gustav Reiniger eine Stelle an der III. deutschen Realsch. in Prag, dem wirkl. Lehrer an der Kommunal-Unterrealsch. in Idria Josef Reisner eine Stelle am Gymn. in Rudolfswert, dem wirkl. Lehrer am Albrecht-Gymn. in Teschen Dr. Gerhard Scherff eine Stelle an der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Mährisch-Trübau Dr. Bernhard Schwarz eine Stelle am I. Gymn. in Czernowitz, dem wirkl. Lehrer am Landes-Unter- und Kommunal-Obergymn. in Mährisch-Neustadt Dr. Stefan Strigl eine Stelle an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn, dem Prof. an der Realsch. in Klagenfurt Gustav Temper eine Stelle an der Franz Joseph-Realsch. in Wien, dem Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier Dr. Moritz Waisz eine Stelle am Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Laibach Dr. Anton Wallner eine Stelle an der Realsch. in Graz, dem Prof. am Gymn. in Weidenau Alfred Woska eine Stelle an der Realsch. im III. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Landes-Realsch. in Iglau Franz Zerhan eine Stelle an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn, dem Prof. am Gymn. in Krainburg Dr. Jakob Žmavc eine Stelle am I. Gymn. in Laibach.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat ferner ernannt: *A.* Zu wirkl. Lehrern an Staats-Mittelschulen: *a*) die prov. Lehrer: Josef Gassner vom Gymn. in Klagenfurt für das Gymn. in Leoben, Dr. Albert Kostner von der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke für das I. Gymn. in Brünn, Viktor Kotowsky vom I. deutschen Gymn. in Brünn für das Gymn. in Triest, Josef Kozlovský von der Landes-Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Mährisch-Ostrau für das Gymn. in Boskowitz, Dr. Emanuel Mandl von der Realsch. in Bielitz für diese Anstalt, Dušan Manger von der Realsch. in Spalato für diese Anstalt, Alois Meller von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen für das Gymn. in Mährisch-Trübau, Roman Prochaska von der Realsch. in Teplitz-Schönau für diese Anstalt; *b*) die Supplenten: Dr. Ernst Baum vom Landes-Unter- und Kommunal-Obergymn. in Mährisch-Neustadt für das Gymn. in Friedek, Rudolf Bertel vom Gymn. in Eger für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen, Stanislaus Bienkiewicz vom Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Kolomea für diese Anstalt, Boleslaus Blažek vom Franz Joseph-Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Stryj, Wenzel Brand, suppl. Religionslehrer an der Realsch. in Linz für die Realsch. in Steyr, Josef Bučar vom I. Gymn. in Laibach für das Gymn. in Krainburg, Dr. Johann Černy vom Gymn. in Mies für diese Anstalt, Anton Chłap vom Gymn. bei St. Hyazinth in Krakau für das Gymn. in Bochnia, Nicefor Danysz vom Gymn. in Stanislau für das Gymn. in Buczacz, Kamillo Dermine von der Realsch. in Knittelfeld für diese Anstalt, Dr. Salo Dörfler vom Elisabeth-Gymn. in Wien für das Gymn. in Nikolsburg, Ferdinand Elger von der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Ried, Dr. Alfred Engel vom Albrecht-Gymn. in Teschen für das Gymn. in Radautz, Eugen Flis vom Gymn. in Podgórze für das Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl, Apolinar Garlicki vom I. Gymn. in Rzeszów für das Gymn. in Sanok, Johann Gdula vom Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Przemyśl für die Realsch. in Śniatyn, Stefan Górka von der II. Realsch. in Lemberg für die II. Realsch. in Krakau, Dr. Marian August Haas, Probekandidaten am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Troppau, Karl Hahnel, Lehramtskandidaten, für die Realsch. in Elbogen, Dr. Salomon Handl vom Gymn. in Drohobycz für das Gymn. in Brzezany, Jaroslaus Hordyński vom akad. Gymn. in Lemberg für das Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Kolomea, Roland Inwinkl vom Gymn. in Capodistria für diese Anstalt, Karl Kaliszczak vom Franz Joseph-Gymn. in Lemberg

für das Gymn. in Sanok, Michael Kalitowski vom Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Kolomea für das Gymn. in Dębica, Bronislaus Kielski von der I. Realsch. in Krakau für die Realsch. in Krosno, Josef Kiesewetter von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau, Adolf Kirchmann vom k. k. Gymn. der Benediktiner zu den Schotten in Wien für das Albrecht-Gymn. in Teschen, Adam Kłodzinski vom Gymn. in Podgórze für das Gymn. in Jaroslau, Dr. Ladislaus Klozner von der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Teschen, Friedrich Knapp vom Gymn. in Innsbruck für das Gymn. in Marburg, Leopold Krebs, suppl. Religionslehrer am Sophien-Gymn. in Wien für diese Anstalt, Michael Krzeczkowski vom II. Gymn. in Rzeszów für diese Anstalt, Heinrich Krzyżanowski vom I. Gymn. in Rzeszów für das II. Gymn. daselbst, Richard Kuba, Lehramtskandidaten, für die Realsch. in Dornbirn, Edmund Łasiński von der I. Realsch. in Krakau für die Realsch. in Żywiec, Franz Ludescher vom Albrecht-Gymn. in Teschen für das Gymn. in Pola, Dr. Karl Mack vom Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier, Max Mähr von der Realsch. in Triest für das Gymn. daselbst, Stanislaus Matzke von der II. Realsch. in Lemberg für die Realsch. in Stanislau, August Metzner, Lehramtskandidaten, für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz, Franz Penkała vom Gymn. in Wadowice für das II. Gymn. in Tarnów, Johann Piątek vom IV. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Stryj, Johann Pollner vom Gymn. in Jasło für das Gymn. in Wadowice, Johann Renner, Assistenten an der techn. Hochschule in Wien, für die Realsch. in Graz, Stanislaus Rieß vom IV. Gymn. in Krakau für das Gymn. in Podgórze, Johann Schwab vom Kommunal-Ober-Realgymn. in Tetschen a. d. E. für das Gymn. in Weidenau, Dr. Ludwig Schweinberger vom Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke für das Albrecht-Gymn. in Teschen, Franz Seidl vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite für das Gymn. in Saaz, Andreas Stopka vom Gymn. in Sambor für das Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Tarnopol, Jakob Teršan vom Gymn. in Krainburg für das II. Gymn. in Laibach, Josef Tschunko vom Gymn. im III. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Weidenau, Dr. Theodor Vahala vom I. deutschen Gymn. in Brünn für das Gymn. in Mährisch-Trübau, Emil Vetter vom Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Prachatitz, Heinrich Weber vom Gymn. in Kruman für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier, Stanislaus Węckowski von der I. Realsch. in Krakau für die I. Realsch. in Lemberg, Alexander Wieleżyński von der Realsch. in Tarnów für die Realsch. in Krosno, Otto Wilder vom Maximilian-Gymn. in Wien für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis, Adolf Wolfersberger von der II. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Trient (deutsche Abteilung).

B. Zu prov. Lehrern an Staats-Mittelschulen die Supplenten: Heinrich Defant vom fürstbischöfl. Privat-Gymn. in Trient für das Gymn. (deutsche Abteilung) daselbst, Richard Findeis vom Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Klagenfurt, Artur Hahn vom Gymn. in Kaaden für das Gymn. in Aussig, Theodor Hartwig, prov. Prof. an der Landes-Real- und Gewerbesch. in Wiener-Neustadt für die Realsch. in Steyr, Dr. Karl Joerg, prov. Lehrer am Kommunal-Gymn. in Bregenz für das Gymn. in Linz, Friedrich Juvančić, prov. Präfekten an der Theresianischen Akademie in Wien, für die Realsch. in Laibach, Richard Kantor, Lehramtskandidaten, für das Gymn. in Prerau, Peter Karlić vom Gymn. mit serbo-kroat. Unterrichtssprache in Zara für diese Anstalt, Andreas Lutz vom Gymn. in Klagenfurt für das Gymn. in Landskron, Robert Mayer von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen für diese Anstalt, Johann Plehan von der Landes-Realsch. in

Brünn für das I. deutsche Gymn. daselbst, Johann Pölt von der Realsch. in Görz für die Realsch. in Innsbruck, Johann Praputnik, Lehramtskandidaten, für das Gymn. in Mitterburg, Dr. Adalbert Rosický vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Tischlergasse), Alois Sadl, Lehramtskandidaten, für das Gymn. in Mies, Anton Schönbichler, Lehramtskandidaten, für das Gymn. in Radautz, Dr. Gustav Edlen von Sensel von der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen.

Auszeichnungen erhielten:

Der Landesschulinspektor Dr. Johann Hausotter in Innsbruck den Titel und Charakter eines Hofrates, der Landesschulinspektor in Prag Wenzel Klouček aus Anlaß der von demselben erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand taxfrei den Titel und Charakter eines Hofrates.

Den Orden der eisernen Krone III. Klasse der Landesschulinspektor in Triest Dr. Franz Swida und der Direktor des V. Gymn. in Lemberg Regierungsrat Franz Próchnicki aus Anlaß der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand.

Das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens der Direktor des I. Gymn. in Rzeszów Josef Nogaj.

Der Realschuldirektor im Ruhestande Regierungsrat Rudolf Bartelmus aus Anlaß seiner Enthebung von der Stelle eines Mitgliedes des schlesischen Landesschulrates die Allerhöchste Anerkennung für sein vieljähriges Wirken, der Direktor der Realsch. in Bozen Schulrat Josef Hofer aus Anlaß des von ihm erbetenen Übertrittes in den bleibenden Ruhestand die Allerhöchste Anerkennung für seine vieljährige, pflichteifrige und ersprießliche Dienstleistung.

Den Titel eines Regierungsrates: der Direktor am Gymn. im XIX. Wiener Gemeindebezirke Karl Woksch, der Direktor des Erzherzog Rainer-Gymn. in Wien Leopold Eysert, der Direktor der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke Schulrat Moritz Glöser, der Prof. am Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke Dr. Friedrich Umlauft anläßlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der beim Landesschulrate in Tirol in Verwendung stehende Gymnasialprof. Josef Defant, der Direktor des Gymn. in Leoben Franz Lang, der Direktor des Gymn. in Königgrätz Wilhelm Steinmann anläßlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Direktor des Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau Dr. Rupert Schreiner.

Den Titel eines Schulrates: der Prof. an der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke Johann Vavrovsky anläßlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Prof. am Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke Artur Lankmayer, der Prof. an der Franz Joseph-Realsch. in Wien Franz Triesel, beide aus Anlaß der von ihnen erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, den Proff. am Gymn. der Theresianischen Akademie in Wien Franz Prix und Dr. Julius Schönach, der Prof. am Franz Joseph-Gymn. in Wien Dr. Heinrich Stefan Sedlmayer, der Prof. am Gymn. im XVII. Wiener Gemeindebezirke Heinrich Betzwar, der Prof. an der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke Franz Gaßner, der Prof. am I. Gymn. in Graz Ludwig Mayr anläßlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Prof. an der Realsch. in Graz und Privatdozent an der dortigen Universität Josef Streißler anläßlich der von ihm erbetenen Versetzung in den

bleibenden Ruhestand, der Prof. am Gymn. in Klagenfurt Adalbert Meingast anläßlich seines Übertrittes in den bleibenden Ruhestand, der Prof. an der Realsch. in Königgrätz Josef Novotný aus Anlaß der erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Tischlergasse) Theophil Bauše aus Anlaß der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal Johann Nedoma anläßlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Religionsprof. am Gymn. in Leitomischl Peter Čáp anläßlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand.

Den Professortitel der Turnlehrer am Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke Max Seeland.

Nekrologie.

Gestorben sind[1]): Oskar Edler v. Hassek, Gymnasialprof. (It lg) in Triest, 58 J. alt; Wenzel Čermak, Realschulprof. (FB) in Laun, 40 J. alt; Hugo Skopal, Gymnasialprof. (Z) in Rudolfswert, 49 J. alt; P. Julius Gremblich, Gymnasialprof. (Ng m nl) in Hall, 54 J. alt; Ferdinand Joke, Realschulprof. (BDF) in Brünn, 44 J. alt; Franz Mašek, Realschulprof. (M nl) in Pisek, 56 J. alt; Josef Hoffmann, Realschulprof. (M Ge) in Troppau, 66 J. alt; Karl Hönig, Realschulprof. (M Ge) in Teschen, 55 J. alt; Adolf Süßner, Gymnasialprof. (LG) in Prag, 51 J. alt; Onuphrius Lepki, Religionsprof. in Lemberg, 67 J. alt; Theodor v. Sowa, Gymnasialprof. (Z) in Brünn, 50 J. alt; Dr. Alois Kimmerle, Realschulprof. (Ng m nl) in Wien, 52 J. alt; Anton Nowak, Realschulprof. (M Nl) in Jaroslau, 46 J. alt; Alois Pichler, Gymnasialprof. (M Nl) in Wien, 53 J. alt; Leonhard Dentner, Religionsprof. in Wien, 57 J. alt; Wilhelm Steinmann, Gymnasialdirektor in Königgrätz, 64 J. alt.

Eingesendet.

Der Realschulprofessor i. R. Dr. Pelleter hat in dem Artikel: Englisch als Ersatz für Griechisch im Lehrplan des Gymnasiums (erschienen in der „Neuen Freien Presse" vom 2. September 1905) behauptet, das Unterrichtsministerium habe vor einiger Zeit eine Mittelschulenquete einberufen, in der sich die Universitätsprofessoren Dr. Schnabel und Bernatzik zu Gunsten der modernen Sprachen und gegen das Griechische ausgesprochen haben. Diese falsche Nachricht, die vielleicht auf eine Verwechslung mit der seinerzeit von der „Wage" veranstalteten Enquete zurückzuführen ist, hat der klerikale „Čech" in der Nummer vom 5. September d. J. weiter verbreitet, um gegen das Griechische Stimmung zu machen. In solcher Art kämpfen die Gegner des Griechischen!

---

[1]) Um in diesen Angaben Vollständigkeit zu erzielen, werden die Lehrkörper (Direktionen) ersucht, die eintretenden Todesfälle der Redaktion gefälligst bekannt zu geben.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Altmann von St. Florian.

(Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik des XIII. Jahrhunderts.)

In mehreren Handschriften aus dem XIII. Jahrh. ist uns eine Reihe von Gedichten überliefert, die größtenteils durch ein Akrostichon des Prologes als ihren Verfasser einen Altmann nennen. Es sind dies die Handschriften der Stiftsbibliotheken von Kremsmünster Nr. 1[1]) und St. Florian Nr. 220[2]) und 720[3]) und der k. und k. Hofbibliothek zu Wien Nr. 2221[4]), 2228[5]). Da wir in einem dieser Gedichte, der *Passio Floriani*, eine Umarbeitung der zweiten Akten des hl. Florian vor uns haben, da ein anderes Gedicht die Verehrung des hl. Blasius zum Gegenstande hat, eines Heiligen, der, wie erwiesen, im XIII. Jahrh. im Stifte St. Florian sehr verehrt wurde und dem dort sogar ein Altar geweiht war, und da die Wiener Dekretalenhandschrift einst im Besitze des Stiftes St. Florian war[6]), können wir wohl mit Sicherheit annehmen, daß der Verfasser der Arbeiten ein Mitglied dieses Hauses war. Tatsächlich finden wir den Namen Altmann um diese Zeit wiederholt in Urkunden und Nekrologien. Nach dem 'Urkundenbuch von Oberösterreich' wurde eine Urkunde vom Jahre 1202, 28. Juli, von einem Altmann gezeichnet, welcher im Jahre 1212 zum Propste

---

[1]) Fol. 416 *a* — 440 *a*: *Magistri Altmannni iudiciarius ordo et medulla matrimonii, metrice.*

[2]) Fol. 208 *a*—211 *b*: *Passio St. Floriani*; fol. 218 *a*—221 *b*: *De s. Blasio ep. et m.*

[3]) Fol. 1 *a*—60 *b* eine *Ysagoge iuris* oder *Flores iuri*[illegible] unvollständig.

[4]) Fol. 45—61: *Medulla matrimonii.*

[5]) Fol. 5 *a*—81 *b*: *Flores iuris*; fol. 82 *a*—85 *b*: [illegible] *ecclesiae*; fol. 89 *a*—141 *b* ein Kommentar zum hohen [illegible]

[6]) Vgl. Czerny A., Die Klosterschule von St. Flori[illegible]

des Stiftes gewählt wird. Derselbe fertigt 1217, 1220, 1221[1]). Er starb, wie man mir aus St. Florian mitteilt, am 31. Juli 1223 oder 1224.

Auch der Schriftcharakter, in welchem diese zwei Gedichte niedergeschrieben sind, weist uns in diese Zeit und es stimmt damit auch die Zeitangabe eines Formulares überein, das sich in den Gedichten juridischen Inhaltes findet. Es wird da für die Form der schriftlichen Klage folgendes Beispiel gegeben (Cod. Crem. fol. 421 *a*):

Talis erit vero concepti forma libelli:
Premissis annis domini die nomine iuncto
In kathedra Petri sancto papa residente,
Cuius papatus currit iam septimus annus,
Regna vel imperium iam rege tenente Philippo
Illius hoc anno regni, sub consule tali,
His sub presulibus, hoc tempore pontificatus
Ipsorum talique die seu mense sub illo
Prespiter Altmannus ego pulso reum symonie
Gwidonem, quia pro tali dedit ordine Petro
Viginti solidos vel ad ecclesiam titulandus,
Mense die certoque loco culpeque sodali,
Crimen ubi quando per quem cum quoque sit actum
Non intermissis annos domini replicabis
Et pape regisque simul vel presulis et mox
Subscribes temet talem deferre professum . . .

Der hier erwähnte König Philipp kann nur Philipp von Schwaben (1198—1208) und der *septimus annus papatus* nur das 7. Regierungsjahr des Papstes Innozenz III. (1198—1216), das bezeichnete Jahr selbst also nur das Jahr 1204 sein. Prof. Thanner von Graz, der die Handschrift von Kremsmünster eingesehen und Friedrich Altmann, der den *ordo iudiciarius* zum Gegenstande ausführlichen Studiums gemacht hat[2]), nehmen denn auch wirklich das Jahr 1204 als das Entstehungsjahr dieser Schrift an und schreiben alle Gedichte einem einzigen Altmann zu. Dieser Annahme widerspricht aber Engelbert Mühlbacher in dem aus seinem lit. Nachlasse von O. Redlich herausgegebenen Werke: „Die literarischen Leistungen des Stiftes St. Florian bis zur Mitte des XIX. Jahrhunderts, Innsbruck 1905". Er unterscheidet zwei Altmann, von denen der ältere die *Passiones s. Floriani et s. Blasii* und einen Hymnus auf den hl. Florian, der jüngere dagegen die übrigen Gedichte verfaßt habe. Er schreibt auf S. 392 f.: „Bei der Unter-

[1]) U. B. II. Nr. 324, 325, 332.
[2]) „Über einen *Ordo iudiciarius* vom Jahre 12[illegible]
richtsassessor Friedrich Altmann in Berlin." Zeitsch[illegible]
Stiftung für Rechtsgeschichte X, Röm. Abt. S. 44—71

scheidung von zwei Altmann stütze ich mich zunächst auf paläographische Gründe. An diesen glaube ich auch noch jetzt festhalten zu dürfen. Die Schrift des Cod. Flor. 720 zeigt allerdings etwas älteren Charakter; fol. 61[1]—68 sind von anderer scheinbar viel jüngerer Hand Konstitutionen nachgetragen, die c. 1284 erlassen wurden; Czerny, Handschriften von St. Florian 234. Auf der zweiten Seite von f. 68, die also erst nach diesem Zeitpunkt geschrieben sein kann, sind von einer Hand, welche entschieden mit jener, die die *iuris ysagoge* geschrieben, gleichzeitig ist und denselben älteren Schriftcharakter trägt, moralische Sentenzen angefügt. Daraus würde folgen, daß auch die *iuris ysagoge* — ich halte die Florianerhandschrift noch immer für Autograph — auch erst in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhundert geschrieben sein kann. Ein ähnliches Bewandtnis hat es mit der Wiener Handschrift. Auch hier weist die Schrift der Vorrede auf eine spätere Zeit des XIII. Jahrhunderts; sie steht fol. 3[1], auf der zweiten Seite eines Blattes, dessen erste Seite wieder jene scheinbar ältere Hand zeigt. Fixierung der Altersbestimmung einer Handschrift auf einen knappen Zeitraum bleibt immerhin eine mißliche Sache, sollte doch selbst die Schreibschule und andere Eigentümlichkeiten herangezogen werden."

Die Erwähnung eines Königs Philipp... „scheint mir allein noch nicht entscheidend; auch Gwido, Petrus sind offenbar fingierte Namen, wie man sie für solche Beispiele einsetzt". Da der *liber sextus decretalium*, der 1298 publiziert wurde, in dem Gedichte noch keine Erwähnung findet, so setzt Mühlbacher auf S. 18 als Zeit der Ausarbeitung des Gedichtes die Jahre 1270—1280 an; er findet eine Andeutung für diese Zeit in der Klage der Vorrede, „daß das positive Recht von den Gewohnheiten schon überwuchert werde".

Ungefähr in dieselbe Zeit würde auch das Gedicht *De consecratione ecclesiae* gehören, wenn Mühlbacher mit der Vermutung recht hat, daß dieses ein Gelegenheitsgedicht zur Einweihung der Stiftskirche in St. Florian (1291) sei. Da die Kirche kein vollständiger Neubau war, „sondern nur ein Wiederaufbau der verwüsteten, eingestürzten alten Kirche", scheinen wirklich die Verse:

Inde lapis primus fundamento benedictus
Supponatur, ut hinc operis bene machina surgat.
His tamen omissis, siquis fortasse novellam
Struxerit ecclesiam, presul bene consecrat ipsam

diese Vermutung zu begründen. Urkundlich läßt sich ein Altmann in dieser Zeit nicht nachweisen.

Diesen verschiedenen Ansichten gegenüber ist vor allem festzustellen, daß wir [illegible] *iudiciarius* und der *medulla matrimonii* der H. [illegible] Kremsmünster einerseits und in dem Gedichte de[illegible] Florian und der k. Hofbibliothek ande[illegible] Werke vor uns haben

Das Lehrgedicht in dem Codex Cremif. behandelt ja nur den *ordo iudiciarius* und das *ius matrimonii* in einem Umfange von 780 + 682 Versen, während das Carmen der anderen Handschriften das gesamte Kirchenrecht in ungefähr 5000 Hexametern zur Darstellung bringt. Das erstere kennt die Dekretalen Gregors IX., die 1234 erschienen sind, noch nicht, ja wie Thanner[1]) nachweist, ist der Standpunkt, auf dem die *medulla* steht, gegenüber den Dekretalen sogar antiquiert. In der *iuris ysagoge* dagegen — diesen Titel führt die Arbeit der anderen Handschriften[2]) und ganz unberechtigt legt ihn Thanner auch der *medulla* bei — haben wir ein Lehrbuch, das sich enge an die Dekretalen Gregors IX. anschließt, wie dies schon aus der Einteilung des Stoffes in fünf Bücher hervorgeht, wenn auch im einzelnen der Stoff nach eigenen Gesichtspunkten des Verfassers gruppiert ist.

Diese Verschiedenheit der Arbeiten ist auch Friedrich Altmann nicht entgangen, doch schreibt er beide Arbeiten einem und demselben Verfasser zu. Da er nun für den *ordo,* wie erwähnt, die Zeit zwischen dem 8. Jänner 1204 und dem 8. Jänner 1205 als Abfassungszeit annimmt, das Geburtsjahr der *ysagoge* jedoch nicht vor 1240 hinaufrücken kann, ist er zu der äußerst unwahrscheinlichen Annahme genötigt, daß Altmann die umfangreiche *ysagoge* in einem Alter von mehr als 70 Jahren niedergeschrieben habe. Diese Ansicht wird noch unwahrscheinlicher durch folgende Erwägung: Im Jahre 1256 wurde von Bischof Otto von Passau aus der Bibliothek von St. Florian unter anderen Büchern auch ein *ordo iudiciarius*[3]), ohne Zweifel wohl Altmanns *ordo,* entlehnt. Wäre nun um diese Zeit in der Schule von St. Florian die *ysagoge* bereits eingeführt gewesen, so wäre meiner Ansicht nach wohl nicht das ältere, teilweise schon überholte und veraltete, sondern doch das jüngere, den neuen Rechtsbestimmungen mehr angepaßte Werk, die *ysagoge,* entlehnt worden. Dies anzunehmen sind wir umsomehr berechtigt, als ja ein Vergleich zwischen beiden Arbeiten zeigt, daß in die jüngere aus der älteren alles unverändert herübergenommen ist, was mit den Dekretalen noch stimmte, darunter auch das Formular für die Klageschrift[4]). Nur die Prologe sind mit Ausnahme der Akrosticha sämtlich geändert. Zu diesen Änderungen wäre aber doch kein Grund vorhanden gewesen, wenn derselbe Verfasser sein eigenes Werk überarbeitet hätte. Wir müssen also zwei Verfasser gleichen Namens annehmen, einen älteren Altmann, den nachmaligen Propst, aus dessen Feder die beiden Passionen, der *ordo iudiciarius* und die *medulla matrimonii*, stammen und

[1]) s. Mühlbacher a. a. O. S. 393 f.

[2]) *Quis liber iste rogas? hic iuris habes ysagogas.*

[3]) Vgl. *Mon. Boica* XXIX 2, 82.

[4]) Daraus erklärt sich auch die Bemerkung Mühlbachers, daß in der *ysagoge* nicht bloß die Dekretalen Gregors, sondern auch das *Decretum Gratiani* in ausgiebigster Weise benützt ist. S. 16.

einen jüngeren, der gegen Ende des XIII. Jahrhunderts die übrigen Gedichte, insbesondere die *ysagoge*, niedergeschrieben hat und der, da er das VI. Buch der Dekretalen nicht mehr gekannt, 1291 aber noch gelebt hat, kurz vor 1298 gestorben sein muß. Daß auch er dem Stifte St. Florian angehört hat, können wir mit Rücksicht darauf, daß alle Handschriften seiner Werke aus diesem Stifte stammen, mit Sicherheit annehmen.

Wir haben also hier zwei Lehrer aus dem XIII. Jahrhundert vor uns, welche mit ihren Lehrbüchern Zeugnis dafür ablegen, auf welch hoher Stufe der Unterricht damals in einer Klosterschule unserer Heimat gestanden ist. Ihre Werke finden heute noch, abgesehen von der poetischen Form, die größte Anerkennung. So schreibt Mühlbacher von der *ysagoge*[1]: „Altmanns Werk steht ganz auf der Höhe der Wissenschaft seiner Zeit. Der Fachmann, der überall die größte Vertrautheit mit seinem Stoffe beweist, der diesen selbständig erfaßt und verarbeitet, stellt den Dichter tief in Schatten". Und den Kommentar zum hohen Liede würdigt derselbe Gelehrte mit folgenden Worten[2]: „Als eine Nachahmung der *Aurora* Peters von Riga . . bezeichnet Altmann selbst sein Werk. Es ist jener mindestens ebenbürtig. Schon die Form weist einen Unterschied auf. Altmann baut seine Hexameter nach klassischem Muster; der nicht selten erzwungene Reim fällt weg. Aber er beherrscht auch den Stoff mit weiterem Blicke, er erfaßt ihn tiefer. So bietet er eine größere Fülle von Gedanken, die, wiederholen sie sich auch manchmal, doch durch Ausführung ins Detail gewinnen."

Nicht weniger hoch stehen in ihrem Werte auch die Lehrgedichte des älteren Altmann. „Zur Charakteristik des *ordo iudiciarius*", sagt Friedrich Altmann[3], „mag vorweg bemerkt werden, daß er an Form und Inhalt dem *ordo iudiciarius Eilberti Bremensis* sehr nahe steht, daß er aber an Bedeutung den letzteren weit überragt, weil er in späterer Zeit — und namentlich sowohl bei Abfassung des sogenannten *Ordo iudiciarius Iohannis Andreae* als auch von italienischen Juristen — vielfach benutzt wurde". „Zwar der Name des Autors ist bald verschollen, aber seine Verse erhielten sich fort. So sind die Verse über die Zahl der Eideshelfer beim Reinigungseid in die *Glossa ordinaria* zu den Dekretalen Gregors IX. übergegangen. Dieselben sind dort mit dem Sigle *Lau.* bezeichnet, was darauf deutet, daß *Laurentius Hispanus* bei Abfassung seines Apparates zum Dekret oder zur *Compilatio I.* den *ordo iudiciarius Mag. Altmanni* benutzt hat. Damit ist zugleich erwiesen, daß der *ordo iudiciarius* nach Italien hinübergedrungen ist. Die Benutzung unseres *ordo iudiciarius* durch

---

[1]) S. 18.
[2]) S. 8.
[3]) A. a. O. S. 47.

prozessualistische italienische Schriftsteller erhellt daraus, daß sich Vers 578, 579 .. wörtlich sowohl bei Damasus *Summa de ordine iudiciario* als auch bei Tancred finden. Damasus hat sogar die ganze Disposition des Abschnittes über die Zeugen nach den einzelnen Worten der Verse eingerichtet . . ." [1])

Daß auch die *medulla matrimonii* desselben Verfassers nicht bedeutungslos sein kann, ist nach dem Gesagten von vornherein anzunehmen. v. Schulte, dem das Akrostichon in der Wiener Handschrift entgangen ist und dem über den Verfasser und den Ort der Entstehung nichts bekannt ist, zählt die Arbeit „zu den interessantesten dieser Zeit" [2]). Wie weit ihr Einfluß im späteren Unterrichte reicht, ob das Lehrbuch weitere Verbreitung gefunden hat und ob sich Spuren auch dieser Arbeit anderwärts aufdecken lassen, wie dies vom *ordo* erwiesen ist, diese Untersuchung muß ich mir, da ich mit der Literatur des kanonischen Rechtes zu wenig vertraut bin, versagen. Es sei hier nur die hohe Bedeutung der Lehrbücher im allgemeinen hervorgehoben.

Die beiden pädagogischen Werke Altmanns des älteren verdienen auch noch in anderer Beziehung unsere Aufmerksamkeit.

Friedrich Altmann nimmt mit Sicherheit an, daß die Handschrift von Kremsmünster des *ordo* und der *medulla* Autograph des Verfassers seien. Er glaubt dies sowohl aus der Korrektheit, mit der der Text geschrieben ist, wie insbesondere daraus schließen zu können, daß hier allein der Name des Verfassers der *medulla* genannt sei [3]). Er läßt sich in dieser Annahme auch nicht dadurch beirren, daß die zahlreichen Anmerkungen und Glossen, die, wie er selbst zugibt, von derselben Hand geschrieben zu sein scheinen, vielfach fehlerhaft sind. So ist, um nur eins zu erwähnen, in diesen Randbemerkungen durchwegs statt *causa cāp* = *caput* zitiert, ein Fehler, den man einem Kanonisten von Altmanns Schlage, unmöglich zumuten kann. Deshalb nimmt denn der Gelehrte, trotz der Ähnlichkeit, ich möchte sagen Gleichheit des Schriftcharakters, für diese einen anderen Schreiber an. Anderseits behauptet Mühlbacher, daß wir in den zwei Passionen die Urschrift des Verfassers vor uns haben. Er kommt zu dieser Ansicht durch gewisse Verbesserungen von derselben Hand, welche die letzte Feile des Dichters an seinem Werke verraten. Ein Vergleich der beiden Schriften im Cod. Cremif. und Flor. zeigt uns aber, daß wir gewiß nicht denselben Schreiber in beiden vor uns haben. Die Entscheidung, in welcher der beiden Handschriften wir das Autograph vor uns haben, wird uns nach dem Angeführten wohl nicht schwer fallen.

[1]) Derselbe S. 67 f.

[2]) v. Schulte, Zur Geschichte der Literatur über das Dekret Gratians. Sitzungsber. d. kais. Ak. d. Wissensch., phil.-hist. Klasse LXV 27.

[3]) A. a. O. S. 49, Anm. 1 und 2. Der Cod. Cremif. schließt den Traktat fol. 440 *a* lin. 18: *Medulla Matrimonii. A magistro Altmanno compilata.*

Nun geht aber in dem Cod. Cremif. den beiden juridischen Lehrgedichten jenes *carmen de figuris* voraus, über das ich in den „Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte“ XIV, 1904, S. 226—237[1]) einige Bemerkungen veröffentlicht habe. Ohne Bedenken wage ich zu behaupten, daß wir in dieser Schrift dieselbe Hand zu erkennen haben, welche die *Passio s. Blasii* geschrieben hat. Die Schriftzüge und selbst die Farbe der Tinte sind die gleichen. Ist demnach Mühlbachers Vermutung richtig, so hat Altmann dieses Gedicht mindestens für den Unterricht ausgewählt und niedergeschrieben, wenn nicht gar verfaßt. Für letzteres haben wir wohl keinen Anhaltspunkt, nach der Art des Versbaues möchte ich jedoch für meine Person zu dieser Ansicht hinneigen. Allerdings fehlt hier das Charakteristische von Altmanns Gedichten, das Akrostichon, doch fehlt dieses auch bei dem Hymnus auf den hl. Florian, der sicher Altmann sein Entstehen verdankt[2]). Doch lassen wir Altmanns Autorschaft dahingestellt sein.

Ich glaube, in meiner angeführten Arbeit nachgewiesen zu haben, daß dem Verfasser des *carmen de figuris* bei der Zusammenstellung dieselbe Quelle vorgelegen sei, die Alexander de Villa-Dei bei Abfassung seines berühmten Doktrinale benützt hat, nämlich das von ihm zitierte, viel umstrittene *Alphabetum maius*. Die Quelle dieses Lehrgedichtes weist uns also nach dem Westen, nach Frankreich. Es steht aber durch die Untersuchungen Friedrich Altmanns fest, daß im *ordo iudiciarius* neben anderen Quellen auch die sogenannte *Rhetorica ecclesiastica* benützt sei[3]). Zwar meint Friedrich Altmann, daß dies nur durch die Vermittlung des *ordo iudiciarius Eilberti Bremensis* geschehen sei, doch gründet sich diese Meinung nur auf den Umstand, daß in St. Florian der *ordo Eilberti* bei den engen Beziehungen, die Eilbert zu Bischof Wolfker von Passau (1191—1204) hatte, viel eher bekannt sein konnte als die *Rhetorica ecclesiastica*. Denn der weitere Grund, „daß Mag. Altmann die poetische Form seines *ordo iudiciarius* — augenscheinlich im Hinblick auf den *ordo iudiciarius Eilberti* — als etwas Selbstverständliches und Übliches behandelt, während Eilbert in seiner Vorrede dieselbe ausdrücklich zu motivieren versucht“, kann für uns nicht ins Gewicht fallen, da Altmann das poetische Kleid für ein Lehrgedicht gewiß vom *carmen de figuris* schon kannte; dieses muß ja vor dem Jahre 1200 verfaßt sein.

Nehmen wir nun eine direkte Benützung der *Rhetorica ecclesiastica* an, so weist uns auch die Hauptquelle des *ordo iudiciarius* nach dem Westen, nach Frankreich, da ja als Entstehungsort der *Rhetorica* mit großer Wahrscheinlichkeit Frankreich angenommen wird.

---

[1]) Alexander de Villa-Dei und das *Alphabetum maius*.
[2]) s. Mühlbacher S. 5.
[3]) s. Altmann S. 65.

Gaydeczka leitet die Beweise für die Lehrsätze des Radizierens meist mit einer Substitution ein.

Sämtliche Verfasser von Lehrbüchern, welche hier erwähnt wurden, haben den Umstand gemeinsam, daß sie zuerst die Potenzen mit ganzem Exponent besprechen, darauf die Wurzeln mit ganzem positivem Exponenten, worauf Potenz- (und Wurzel-) Größen mit gebrochenen Exponenten folgen.

Das Vielerlei der Lehrsätze des Radizierens verwirrt einigermaßen; das übersichtliche Moment könnte man, oberflächlich gedacht, in einer bestimmten Beweisart zu suchen vermeinen, was doch nur eine untergeordnete, also eine sekundäre Bedeutung hätte. Mehr Einigung, mehr Übersicht kommt aus den Resultaten selber; aber ein Nebel ist vorhanden, wie durch einen Schleier kommt man zur Erkenntnis.

Daher möchte ich mir erlauben, auf eine Methode zur Ableitung der Lehrsätze des Radizierens hinzuweisen, welche wegen ihrer Natürlichkeit die betreffenden Lehrsätze fast augenblicklich zum Eigentum des Schülers macht, nachdem er die Lehrsätze über Potenzen mit ganzen Exponenten in sich aufgenommen hat. Das Radizieren wird dann in gewöhnlicher Art eingeleitet. Wenn $a = b^n$, so ist $b = \sqrt[n]{a}$, woraus folgt: $b = \sqrt[n]{b^n}$ und $a = (\sqrt[n]{a})^n$. Andererseits ist aber $a^m = (a^{\frac{m}{n}})^n$ und daher

$$(1) \ldots \sqrt[n]{a^m} = a^{\frac{m}{n}}.$$

Diese zwei letzteren Gleichungen setzen voraus, daß $\frac{m}{n}$ eine ganze Zahl ist. Doch wegen des Prinzipes der Permanenz formaler Gesetze müssen sie auch Geltung haben für den Fall, daß $\frac{m}{n}$ ein Bruch ist.

Damit ist eine Gleichung gewonnen, ich meine (1), welche sämtliche Lehrsätze des Radizierens scheinbar überflüssig macht, da alle Wurzelgrößen auf Potenzen zurückgeführt werden. Sämtliche Lehrsätze des Radizierens sind bloße Umformungen entsprechender Lehrsätze des Potenzierens. Und das ist der große, einigende Mittelpunkt für das Radizieren, welcher auf solche Weise voll und klar sofort in den Vordergrund tritt und beständig die Führung behält. Dem Schüler erscheint infolge dessen das Neue bekannt, er folgt gerne den einfachen Ableitungen der Sätze, beherrscht sie leicht und behält die Resultate sicher. Dabei hat er bloß einen Satz zu behalten, nämlich $\sqrt[n]{a^m} = a^{\frac{m}{n}}$.

Zur Abrundung des Gesagten mögen noch einige Ableitungen der Lehrsätze des Radizierens folgen:

$$\sqrt[n]{a^m} = a^{\frac{m}{n}} = \left(a^{\frac{1}{n}}\right)^m = \left(\sqrt[n]{a}\right)^m,$$

$$\sqrt[s]{\sqrt[n]{a}} = \left(a^{\frac{1}{n}}\right)^{\frac{1}{s}} = a^{\frac{1}{ns}} = \sqrt[ns]{a}$$

$$= \left(a^{\frac{1}{s}}\right)^{\frac{1}{n}} = \sqrt[n]{\sqrt[s]{a}},$$

$$\sqrt[n]{a} \,.\, \sqrt[n]{b} = a^{\frac{1}{n}} \,.\, b^{\frac{1}{n}} = \sqrt[n]{ab},$$

$$\sqrt[n]{a^m} = a^{\frac{m\,.\,s}{n\,.\,s}} = \sqrt[ns]{a^{ms}}.$$

Die Ableitungen der Lehrsätze sind jedenfalls sehr einfach und übersichtlich und möglichst leicht memorierbar. Was aber die Hauptsache ist, der inverse Charakter des Radizierens gegenüber dem Potenzieren tritt immerwährend voll zutage.

Prag-Smichow. Joh. Arbes.



Zweite Abte

Literarische An

Die innere Entwicklung des griechis
einer historischen Poetik von Otto Im
Verlag von B. G. Teubner 1904. 34 SS

In fesselnder Darstellung, die sich
Schwunge erhebt, zieht diese H. Lipsi
lesung, deren Untertitel seine Bere
Seitenblicken schöpft, Grundlinien zu
griechischen Epos. Mit glücklich gewä
Beispielen weiß der Verf. die Entwickl
stand gebundenen[1]) Gemeinschaftsdichtu
duellen, realistisch und rationalistisch
vertieften und vergeistigten Schöpfunge
dieses Wandels noch lange die ererbte
und Metrum, Technik und Formeln bei
nichts Neues; aber von diesem Gesich
Immisch mit Nachdruck gegen die Beha
Ursprünglichkeit auch eine größere Vortr
und daher ein episches Stück, „je älte
umso schlechter" sei (S. 7), während
verlauf nur unter den Bildern von Wach
nimmermehr unter dem Bilde des Ve
richtig aufgefaßt wird" (S. 7). In der
daß die von Immisch (und auch von V
1905) bekämpfte Irrlehre bis auf die
wesen treibe; vgl. Mülder, Rhein. Mus
Jahrbücher f. klass. Altertum 1904, XI

[1]) Allerdings wundere ich mich, daß
leuchtenden Satz, der epische Gesang sei u
wesen, bestreitet. Soll bereits das erste E
mäßigen Aöden gesungen worden sein? Vgl
das klass. Altertum 1905, XV 5 f.

Jahrb. f. klass. Altertum 1904, XIII 673: „Kurze Andeutungen der älteren Poesie wurden zum Ausgangspunkt einer Darstellung der Nachdichtung, die, weit entfernt von der Schlichtheit und Natürlichkeit der Erzeugnisse ursprünglicher dichterischer Zeugungskraft, vielmehr durch die gesuchte und gekünstelte Art der Weiterbildung oder Ausdeutung den Nachkömmling und Nachdichter deutlich erkennbar macht.“ Sieht man indes genauer zu, so steht die Sache nicht so schlimm. Es gibt heute wohl nur wenige Homerforscher, die daran festhalten, daß schlechthin jede epische Dichtung jüngerer Zeit, ja auch nur jeder spätere Einschub ins alte Epos poetisch minderwertig sei, oder höchstens in dem Sinne, daß der durch individuelle Reflexion bedingten Art jüngerer Dichter, wie sie gerade Immisch schildert, überhaupt die naive Schlichtheit der Gemeinschaftspoesie vorgezogen wird, ein ästhetisches Urteil allgemeinen Charakters, über das im einzelnen Fall Immisch nicht wird rechten wollen[1]). Meistenteils jedoch beziehen sich die geringschätzigen Äußerungen über die „Nachdichter“, wie auch die obigen Worte von F. Marx erkennen lassen, auf die mechanischen und schalen Füllsel, die hinterdrein in das lockere Gefüge des fertigen Epos hineingestopft wurden. Ob freilich jemals im Zeitalter der Epik und in welchem ihrer Stadien Ilias und Odyssee, die allein derartigen Untersuchungen eine greifbare Grundlage geben, fertige Epen waren, darüber vermisse ich eine bestimmte Angabe umsomehr, als gerade in diesem Punkte verworrene Ansichten verbreitet sind[2]). Beide Gedichte sind in ihrer Urform, wie immer diese ausgesehen haben mag, nicht bloß für uns die ersten selbständigen Beispiele individueller Dichtung[3]); die beabsichtigte Einheit ihrer Composition bildet einen entscheidenden Gegensatz zu den einfachen Heldengesängen und äußerlich zusammengefügten Liederreihen der Gemeinschaftsdichtung. Lehrreich wäre es, dabei zu verweilen, wie der Vortrag solcher mit den Mitteln der Gemeinschaftsdichtung zustande gekommenen individuellen Schöpfungen die ungebundene Willkür der Aöden allmählich eindämmen mußte; aus den mehr oder weniger frei schaffenden Aöden wurden unselbständige, Eingelerntes aufsagende Rhapsoden.

So reizt die Schrift nicht bloß zum Widerspruch, sondern zugleich zur Anspinnung aussichtsreicher Gedankenreihen; und das ist kein geringer Vorzug eines akademischen Vortrags. Außerdem

[1]) Auch ich bekenne, für Vergleiche wie Λ 558 ff. und besonders .. 25 ff. mich nicht begeistern zu können.

[2]) In gedankenreicher Kürze äußert sich auch über diese Frage .. v. Wilamowitz-Möllendorff, Die griechische Literatur S. 9.

[3]) Auch Immisch deutet dies S. 8 an: „Schon die verwickelte Planmäßigkeit größerer Gesamtkompositionen setzt, wie immer man über ihr ..stes Auftreten und über ihre allmähliche Ausgestaltung denken mag, ..m mindesten eine starke Beteiligung rein persönlicher Willkürakte ..raus.“

sind allerlei wertvolle Einzelbemerkungen eingestreut (S. 3 über die Tabulatur der Aöden, S. 33 über die σφραγίς der kyklischen Epen), so daß ich das Heft mit Interesse in einem Zug gelesen habe.

Beiträge zur historischen Syntax der griechischen Sprache.

Herausgegeben von M. v. Schanz. Heft 17: Beiträge zur genaueren Kenntnis der attischen Gerichtssprache aus den zehn Rednern von Konrad Schodorf. Würzburg, A. Stubers Verlag (C. Kabitzsch) 1905. 114 SS. 8°. Preis 3 Mk. 60 Pf.

Mit Beschränkung auf die attischen Redner und die griechischen Lexikographen hat Schodorf Bedeutung, Gebrauch und Konstruktion einiger im attischen Gerichtswesen üblichen Ausdrücke, vorzüglich Verba dargelegt. Es sind hauptsächlich folgende: *διώκειν* und *φεύγειν* mit ihren Ableitungen, *ἐπεξέρχεσθαι ἐπεξιέναι μετέρχεσθαι, αἱρεῖν* und *ἁλίσκεσθαι, ἀγωνίζεσθαι νικᾶν ἡττᾶσθαι αὐτομαχεῖν; εἰσάγειν* und *εἰσιέναι*; *ψῆφος* und damit gebildete Wendungen; *ὀφείλειν*; *ἐπισκήπτειν ἐνεπισκήπτεσθαι*; Terminologie beim schiedsgerichtlichen Verfahren, in Erbschaftsstreitigkeiten, beim Testament und bei der Adoption, bei der Vormundschaft, bei der Eheschließung, bei den Zeugenaussagen; Komposita mit *γράφειν, ὀμνύναι* und *κηρύττειν*; Bezeichnungen für Vermögen, Kauf und Verkauf, Kapital und Zins; einige mit dem Verfahren vor Gericht zusammenhängende Ausdrücke wie *παρακαλεῖν ἀναβιβάζεσθαι παραστήσασθαι ἀναγιγνώσκειν ἐφύδωρ*.

Es verdient Anerkennung, daß auf die Entwicklung der Terminologie entsprechend dem bewährten Charakter der Schanzschen Sammlung Rücksicht genommen ist, daß Fragen der Textkritik, wo sie sich aufdrängen, wenigstens nicht ganz umgangen werden, schließlich, daß hie und da sogar ein Versuch erscheint, die schwierige Scheidung zwischen volkstümlichen und technischen Ausdrücken, soweit von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, vorzunehmen. Die Arbeit bringt daher eine unbestreitbare Förderung unserer Kenntnis auf diesem Gebiete und ist in mancher Hinsicht lehrreich, so durch die Herleitung einer ganzen Reihe technischer Bezeichnungen aus der Zeit der Blutrache und durch den Nachweis von Wendungen, die in der attischen Gerichtssprache gemieden wurden, wie *φεύγειν τινά* und *ψευδομαρτυρεῖν*. Im Anschluß an eine lichtvolle Abhandlung Dittenbergers (Hermes XXXI 271 ff. und XXXII 1 ff.), neben der auch ein Aufsatz Szantos (arch.-epigr. Mitt. XIX 71 ff.) hätte genannt werden sollen (vgl. jetzt Dittenberger, Hermes XL 450 ff. und dagegen H. Lipsius, Berichte über die Verhandlungen der kön. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften LVI 191 ff.), weiß der Verf. Belege dafür beizubringen, daß der Schöpfer der Tetralogien in der attischen Gerichtssprache nicht völlig bewandert war.

Sollte eine Erweiterung dieser Untersuchung in Aussicht genommen sein, so würde ich empfehlen, nicht nur die Inschriften, sondern zum Vergleich auch die Papyrus-Urkunden Ägyptens und die Gerichtssprache der heutigen Griechen heranzuziehen.

Das Floß der Odyssee, sein Bau und sein phoinikischer Ursprung von Ernst Aßmann. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1904. 31 SS. 8°. Preis 60 Pf.

Aßmann, durch seine nautischen Forschungen bekannt, versucht in dieser Schrift, der ein Vortrag zugrunde liegt, ein gesichertes Bild der *σχεδίη* zu entwerfen, die Odysseus auf der Insel der Kalypso gebaut hat. Soweit ich als Philolog hierüber urteilen kann, ist ihm die Wiederherstellung besser gelungen als seinen Vorgängern, gegen die sich schon ein von A. übersehener Aufsatz Engelbrechts (Wiener Studien 1898, XX 150 ff.) gewendet hatte. Engelbrecht und A. stellen endgiltig fest, daß es sich um ein Floß handelt, das in seiner Mitte einen hölzernen Aufbau mit dem Mast trug. An der Skizze (Abbildung 2) habe ich nur auszusetzen, daß die senkrechten Träger, die *σταμίνες*, namentlich im Vergleich mit dem S. 10 abgebildeten Fahrzeug zu hoch geraten sind, und daß das Weidengeflecht, das nach A.s Ansicht die obere Plattform dieses Aufbaues umgab, von Odysseus vielmehr am Schiffsrand angebracht wurde; denn ε 256 *φράξε δέ μιν ῥίπεσσι διαμπερὲς οἰσυΐνῃσιν* kann sich *μιν* natürlich nicht auf *ἴκρια* beziehen, wie A. anzunehmen scheint, sondern nur wie *τήν γε* 248 und 261 auf die *σχεδίη* selbst. Falsch ist auch die grammatische Erklärung des Verses 252 *ἴκρια δὲ στήσας ἀραρὼν θαμέσι σταμίνεσσιν ποίει*, den A. S. 10 so übersetzt: „er fertigte, es aufstellend, ein Sturmdeck, indem er es an zahlreichen Deckstützen befestigte"; hier ist als Objekt von *ποίει* gleichfalls *σχεδίην* zu denken, wie es gerade vorher ausdrücklich heißt *σχεδίην ποιήσατο*: er arbeitete sein Floß in der Weise aus, daß er *ἴκρια* draufstellte, die er mittels mehrerer Ständer verpflockte. Ich erblicke daher auch nicht mit A. in den *ἴκρια* lediglich einen Teil des Aufbaues unter anderen, sondern mit Engelbrecht das ganze Gerüst.

Gewiß aber hat A. wieder Recht mit der Behauptung, daß dieses Floß nicht griechischen Ursprungs, sondern auf die Phoiniker zurückzuführen sei, die eine in der Altertumsforschung gegenwärtig noch vorherrschende Mode mit Unrecht so gut wie völlig aus dem Bereich der griechischen Vorgeschichte auszuschalten trachtet. Die Entwicklung dieses Gedankens verführt A. zu einer Reihe kritikloser Äußerungen, die den wissenschaftlichen Wert der Arbeit beeinträchtigen, namentlich zu ganz phantastischen Etymologien. Nur wegen ihres Zusammenhanges mit dem Gegenstand der Abhandlung erwähne ich seine Herleitung des Wortes *σχεδίη* vom semitischen Verbum *sachah* (schwimmen); natürlich gehört es zur Wurzel *σεχ* (*ἔχω*) wie *σχέδιος*, *σχέδην*, *σχεδόν* und bezeichnet wohl ursprünglich den Zusammenhalt.

Innsbruck. Ernst Kalinka.

Adam Rainfurt, Zur Quellenkritik von Galens Protreptikos. Freiburg i. B. (Herder.) 1905. Diss. 60 SS.

Hartlich hatte in seiner Geschichte der Protreptikos-Literatur (Lpz. Stud. XI 325) behauptet, Galen sei im Protreptikos nicht einer bestimmten Vorlage gefolgt. Dagegen hatte Kaibel im Anhang seiner Ausgabe (1894, S. 44 sq.) nachdrücklich auf die Protreptikoi des Poseidonios als Galens Quelle hingewiesen. Davon ausgehend unternimmt Rainfurt in der vorliegenden Arbeit, die auf Anregung Otto Henses zurückgeht, den nach Ansicht des Ref. gelungenen Nachweis: daß eine Reihe von Stellen eben aus Poseidonios' Protreptikos geschöpft ist, und geht überhaupt den Zusammenhängen nach, die Galens Schrift mit ähnlichen Erscheinungen der griechischen und römischen Literatur, d. h. vor allem der kynisch-stoischen Diatribe, verbinden. Er gibt zu diesem Zweck einen fortlaufenden Kommentar, in dem Galens Gedanken und Worte durch fast überreichliche Parallelstellen erläutert werden. Mehrfach (z. B. S. 4, 7, 29, 31, 34 f.) wird darin schon auf Poseidonios Bezug genommen und vor allem S. 40 ff. (nach Kaibel 39 ff.) bewiesen, daß die kunstphilosophischen Erörterungen bei Galen c. 9, wie Senekas 88. Brief auf Pos. zurückgehen. Dazu stimmt ferner (S. 53 ff.) die nahe Berührung von Galen. c. 1 mit Firm. Mat. math. c. 8 und mit Manil. l. IV fin. sowie von Galen c. 5 fin. mit Vitruv. l. VI prooem. Poseidonios ist nun aber nicht Galens einzige Quelle; die ausgedehnte Verwendung kynischen Materials führt R. auf die Annahme, daß G. entsprechend seiner eklektischen Manier noch einen andern Stoiker, u. zw. kynischer Färbung herangezogen habe.

Die knapp und klar geschriebene Arbeit zeugt von reicher Literaturkenntnis und umfassendem Quellenstudium. Vielleicht tritt infolge des gewiß löblichen Strebens, Galens Gedanken überall durch ähnliche anderer zu erläutern die spezielle Quellenfrage nicht scharf genug in den Mittelpunkt. So haben z. B. die vielfach aufgezeigten Berührungen mit dem Protreptikos des Jamblich (z. B. S. 5, 9 f., 30 f. 52) und mit Boëth. *Cons. phil.* (z. B. S. 21, 26 f., 30 f., 52, 58) doch nur insofern einen Wert, als beide den Protreptikos des Aristoteles ausschreiben (s. Hartlich a. a. O. Weitere Lit. bei Christ LG[3] 831, 4, bezw. Teuffel-Schw. 1232). Die Frage also: Lassen die Parallelen bei Jamblich und Boëthius sowie die direkten Berührungen des Galenischen Protr. mit dem des Aristoteles auf unmittelbare Beeinflussung des Galen durch Aristoteles schließen oder weisen sie (wie R. S. 55 annimmt) wiederum auf Poseidonios als Mittelsmann hin? — Diese Frage müßte weit mehr im Vordergrunde der Betrachtung stehen, als es bei R. der Fall ist.

Stuttgart. Binder.

Das Klauselgesetz in Ciceros Reden. Grundzüge einer oratorischen Rhythmik von Th. Zielinski, Prof. an der Universität St. Petersburg. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung 1904. 253 SS. gr.-8°. Preis geh. Mk. 8·40.

Das vorliegende Werk ist, wie Zielinski in der Vorrede bemerkt, aus einem ursprünglich auf etwa 10 Seiten berechneten Exkurs zur 2. Auflage der auch in diesen Blättern besprochenen gedankenreichen Schrift 'Cicero im Wandel der Jahrhunderte' unter der Hand zu einem ganzen Buche ausgewachsen. Der Verf. ist als ein ebenso ernster und gründlicher wie feinsinniger Forscher bekannt und hat sich zweifellos das Anrecht erworben, daß man an den Resultaten seiner mühevollen Untersuchung nicht achtlos vorübergehe, auch wo man denselben nicht zuzustimmen vermag.

Es ist eine gewaltige Arbeit, die Z. in diesem Werke geleistet hat, in dem uns die Resultate der Untersuchung, Gruppierung und Klassifizierung von rund 18.000 Ciceronischen Klauseln vorgelegt werden. Unter Klausel versteht Z. den Periodenschluß und er erläutert den wichtigen Begriff S. 7 f. folgendermaßen: 1. Wo ein längerer Fragesatz kurz beantwortet wird, ergeben erst Frage und Antwort zusammen eine Periode; meist ist freilich der Schluß der Frage ein Satzschluß. 2. Wo die Rede sich in Paaren einander zugekehrter Sätze bewegt, ergibt erst der Schluß jedes Satzpaares den Periodenschluß, der Schluß jedes Satzes einen Satzschluß. 3. Wo die Rede aus kurzen Sätzen besteht, ergibt erst der Schluß des ganzen Gebildes einen Periodenschluß. Eine Untersuchung des Periodenschluß-Rhythmus ist es also, die sich Z. in diesem Werke zum Ziele gesetzt hat; denn am Schluß der Periode 'herrscht die strengste Observanz, hier tritt der Rhythmus der Prosa-Rede am greifbarsten entgegen'.

Das Buch zerfällt in einen theoretischen Teil (S. 1—170) und einen sich daran schließenden zweiten Teil, der die Anwendung der im ersten Teil entwickelten Gesetze enthält, und zwar zunächst die Anwendung auf die Orthographie und Prosodik, dann Folgerungen für die Textkritik und schließlich für die lateinische Accentlehre. Den Schluß bilden Konkordanztabellen und Indices.

Um nun kurz das Bedeutsamste hervorzuheben, so hat Z. in dem Creticus das eigentlich klauselbildende prosodische Element erkannt. Die Grundform der Ciceronischen Klausel ist nach ihm die Verbindung eines Creticus (einer kretisch[illegible] Basis) mit einem sich daran schließenden zwei- o[illegible] mehrsilbigen trochäischen Gebilde (einer trochäisc[illegible] Kadenz); also die Formel – ⏑ – | – ⏑ oder – ⏑ – | – ⏑ – o[illegible] etwa – ⏑ – | – ⏑ – ⏑. Das ist die Ciceronianische Klau[illegible] und das Gesetz ihrer Einhaltung ist das Klauselgesetz in Cicer[illegible] Reden. — Neben der kretischen Basis, der lei[illegible] Form, is[illegible] auch eine schwerere Parallelform gestattet, die [illegible] he, so[illegible]

daß dann folgende Klauselform entsteht:
– ⏑ – oder – – – | – ⏑ – ⏑. Die Aufl
Länge, dieser Hauptsatz der antiken Metri
so daß sich dann aus den Hauptformen z
wickeln, z. B. – ⏑ ⏖́ | – ⏑ [*esse videat*
[*prohibet accedere*] oder ⏖́ ⏑ ⏖́ | –
Eine zweite wichtige Umgestaltu
Ciceronischen Klausel bezeichnet Z. als
allerdings auch in der antiken Metrik
diese Entfaltung wird aus dem Creticus
aus einem Molossus ein Epitrit, z. B. C
anim⟨o⟩ aequissimo (– ⏑ ⏑ – | – ⏑ –)
(arguitur confiteri) oder Epitrit: *quidque*
– ⏑ – ⏑). Hiedurch und noch durch
entsteht eine große Mannigfaltigkeit der
von Z. nach dem Grade ihrer Häufigk
bestimmte Wertzeichen erhalten. Er unter
(bevorzugte Kl.), die er mit *V* bezeichn
Ciceros Reden 10.485 (unter rund 18.0
der *L*-Klasse (‘*licitae*, er*l*aubte’), 11
ge*m*iedene’), weiters 930 *S*-Klauseln
endlich 248 *P*-Klauseln (‘*pessimae*, ver
Die erste Hauptform der Klau
aller Klauseln, hat den Grundtypus
Gestalt annehmen kann: *iudicaretur* (v
non oportere (1 β), *morte vicerunt* (1 γ),
tuti sunt (1 ε). Der Leser wird vielleic
auch den Typus 1 ε den übrigen gleich
doch *restitúti sunt* zu messen und z
Allein dies hängt mit gewissen Forderu
für den Accent der lateinischen Wörter
réstituti sunt liest. Dieser Viersilbler näml
scher Art mit dem Iktus auf der viert
und *sun t* wirft als enklitisches Wort sei
gehende Silbe zurück. Als den Norma
bezeichnet Z. die Form 1 γ: *morte vice*
die Hälfte aller Fälle dieser Klauselform
bevorzugte Typus ist 1 β *(non oporte*
treten dann an Häufigkeit die Formen
ganz selten bezeichnet Z. den Typus
der Längen können sehr mannigfache
formen entstehen; so entsteht z. B. du
Länge des Creticus jenes Klauselschema
geläufig ist und das schon im Altertum

[1]) Zu beachten ist nämlich, daß für
der Elision gelten wie für das metrische G
[2]) Denn bei Plautus gilt dies nur n
drei Kürzen anlauten, wie *fácilius, múliere*

galt – ⏑ ⏑́⏖ | – ⏑, vgl. die Klauseln *esse videatur, iure dubitetis.* — Die Hauptform II. ist in ihrem Verwendungsgebiet beschränkter als I. Sie hat zwei Grundformen, eine leichtere: – ⏑ – | – ⏑ ⏓ und eine schwerere: – – – | – ⏑ ⏓. Beispiele der leichteren Form sind: *impudentissima* (2 α), *et voluptatibus* (2 β), *cessit audaciae* (2 γ), *callide fecerit* (2 δ), *experiri tamen* (2 ε[1]). Typen der schwereren Form: *accūsatoribus, possēm cognoscere, credātis postulo, consērvatas velit.* — Die Hauptform III. steht an Häufigkeit etwa der II. Hauptform gleich. Ihre Grundform: – ⏑ – | – ⏑ – ⏓, bezw. – – – | – ⏑ – ⏓, z. B. *audeat iudicare, cui manus afferantur;* die schwerere Form: *decrēto restitutus; servāvi, rem notavi.* Neben diesen Hauptformen der Klausel unterscheidet Z. noch einige andere, die jedoch an Häufigkeit hinter den anderen weit zurücktreten; so eine IV. Form mit dem leichteren Typus – ⏑ – | – ⏑ – ⏑ – *(spiritum pertimescerem)* und dem schwereren – – – | – ⏑ – ⏑ – *(adferri nos oportuit)* und natürlich verschiedenen Ableitungen. Die V. Klauselklasse ist bereits die *M*-Klasse, also eine ziemlich gemiedene. Mit dieser Klausel betritt man bereits das Gebiet der poetischen Klauseln. Denn das Schema derselben – ⏑ – | – ⏑ – ⏑ – ⏑, bezw. – – – | – ⏑ – ⏑ – ⏑ findet sich nicht selten als Strophenklausel im griechischen Chorlied, vgl. (χρό)νῳ κλυτὰ — βυσσόφρων Ἐρινύς (Aesch. Cho. 652). Beispiele: *nescio cui necessitati, annōnae atque aestimationi.* Auch von diesen Grundtypen finden sich mannigfache Ableitungen. Die Klauseln der *S*-Klasse entstehen aus den entsprechenden der *V*-Klasse durch einen metrischen Vorgang, den Z. mit einem Terminus der antiken Metrik Cholose (χώλωσις = Lähmung d. i. Verlangsamung) nennt, so entsteht aus – ⏑ – | – ⏓ die Form – – – | – ⏑, aus – ⏑ – | – ⏑ ⏓ die Form – ⏑ – | – – ⏓, aus – ⏑ – | – ⏑ – ⏓ wieder – ⏑ – | – – – ⏖. Als *P*-Klauseln *(pessimae)* bezeichnet Z. solche, die aus der *V*-Klasse durch abnorme Entfaltung des letzten, nach dem Geiste der Metrik rein zu belassenden Fußes entstehen. Diese 'abnorme Entfaltung' gibt sich deutlich als eine Verletzung des Prosa-Rhythmus, als ein Übergang in den Rhythmus der Poesie zu erkennen. So entsteht z. B. aus der Hauptform – ⏑ – | – ⏑ durch jene Entfaltung die Form – ⏑ ⏑ – | – ⏑, aus – ⏓ – | – ⏑ – die Form – ⏓ – | – ⏑ ⏑ – usw. Beispiele: *omnia conquiri, lege senatorem, esse videbantur.* Eine Abart dieser Klausel-Klasse ist als *clausula heroica* längst bekannt und verrufen. Sie hat in ihrer leichteren Grundform die Gestalt – ⏑ – | – ⏑ ⏑ – ⏓ *(tota res transigeretur, passuum conficiuntur)*, in der schwereren – – – | – ⏑ ⏑ – ⏓ *(paullo post commemorabo, ad praedam proposuerunt).* Es ist mir nicht zweifelhaft, daß Z. in diesen überaus sorgfältig geführten und scharfsinnigen Untersuchungen des theoretischen Teiles keines-

---

[1]) Vgl. das oben über den Klauseltypus 1 ε Gesagte.

wegs Phantomen nachjagt, sondern im ganzen und großen die Fundamente einer richtigen und wertvollen Erkenntnis geschaffen hat.

Im zweiten Teil gibt Z., wie bereits erwähnt, die Anwendung der im theoretischen Teil ermittelten Gesetze auf die Orthographie, bezw. Orthoepie, Prosodik, auf die Textkritik und schließlich auf die Lehre vom latein. Wortaccent. Von größerem Belange sind folgende Aufstellungen: 1. In der *positio debilis* tritt bei Cicero so gut wie nie eine Längung der Kürze ein. 2. Durch anlautendes *s* mit folgendem Konsonanten soll ein kurzer Endvokal des vorhergehenden Wortes gelängt werden, z. B. in *paratum forē scito*, wo im Falle der Nichtannahme dieser Bestimmung die verpönte *clausula heroica* (siehe oben) sich ergeben würde. 3. Die Synizese betreffend, wird für *ee* (es handelt sich fast durchaus nur um Formen des Wortes *deesse*) regelmäßig Kontraktion verlangt, also *dêrat, dêrit, dêsse*. *Ei* (Dativ von *is*) wird regelmäßig einsilbig gemessen, häufig auch *oo* in *coopto*. 4. Intervokalisches *h* zwischen zwei gleichen Vokalen schwindet oft und dann tritt Kontraktion ein, also *Ahala* wie *Ala* zu lesen, ebenso *reprêndatis, vêmens, nîl* viel häufiger als *nihil*. 5. Es sei zu schreiben *reccĭdo, redduco, relliquus, deverticlum, spectaclum, vinclum*. — Der Gen. Sing. von *-ius, -ium* lautet bei Substantiven nur *ī*, bei Adjektiven *ii;* römische Eigennamen haben, ihrer Mittelstellung entsprechend, bald *ii*, bald *ī*. Es war demnach, wie Z. bemerkt, kein glücklicher Gedanke von C. F. W. Müller, die schwere Bildung (auf *ī*) gerade bei den Eigennamen streng durchzuführen, während die übrigen Substantiva bei ihm die leichte Form zeigen. 6. Für die Silbe *ri* im Fut. ex. und Coni. pf. stellt Z. die Regel auf, daß sie in *-rīmus* und *-rītis* durchgehends lang zu messen sei: *iura norītis, meminerītis, omnibus senserītis*. In *fieri* ist das erste *i* bei Cicero lang zu messen wie bei den älteren Dichtern. Es ist weiters zu schreiben *cottidie, gratiis* (nicht *gratis*), *postum* für *positum*. Bezüglich des Eigennamens *Caecina* gewinnt Z. aus der Klauseltechnik die, wie mir scheint, sichere Erkenntnis, daß zu messen sei *Caecĭna* (etrusk. *Ceicna*), nach Analogie von *Porsĭna*. — Bezüglich der Namensform *Avitus* (Cognomen des *Cluentius*) wird die auch schon von anderer Seite gewonnene Erkenntnis, daß die Namensform richtig vielmehr *Habitus* heißen sollte, durch die Klauseln bestätigt.

Es fragt sich nun, welche Folgerungen sich aus den von Z. gewonnenen Resultaten für die Textkritik der Reden Ciceros ergeben. Man muß zugestehen, daß die Forderungen, die Z. aufstellt, maßvoll sind und kaum werden umgangen werden können. 'Wer ohne die Gesetze der Klausel-Technik zu kennen, als Herausgeber oder Kritiker von Ciceros Reden auftritt', sagt Z. nicht mit Unrecht, 'handelt geradeso überlegt, wie wenn er ohne Kenntnis der plautinischen Metrik auf Grund von Grammatik und Handschriften Plautus-Kritik treiben wollte'. Die Grundsätze, welche Z. über die Verwertung des Klausel-Gesetzes für die Textkritik ent-

wickelt, sind im wesentlichen folgende: Nicht jede schlechte Klausel ist auch verbesserungsbedürftig und soll herauskorrigiert werden, da sich ja doch auch für solche eine ausreichende Zahl sicherer Beispiele findet. Selbst singulären Typen gegenüber ist Vorsicht geboten. Nur wo mit textkritischen Mitteln einfachster Art eine gemiedene Klauselform in eine bevorzugte geändert werden kann, ist man hiezu einigermaßen berechtigt. Da die Kenntnis des Klauselgesetzes mit den alten Rhetorenschulen ein Ende nahm und während des ganzen Mittelalters nicht vorhanden war — erst die Humanisten kannten es wieder und wandten es an —, spricht, wo nicht andere Gründe dies verwehren, die Wahrscheinlichkeit dafür, daß wir es dort, wo sich in den Handschriften eine gute Klausel findet, mit keiner mittelalterlichen Korruptel zu tun, sondern daß wir da eine alte Überlieferung und echtes Gut vor uns haben. Die Bedeutung des Klauselgesetzes als eines Kriteriums der guten Überlieferung tritt dann besonders klar hervor, wo die Handschriften schwanken und die eine Gruppe eine *V*-Klausel, die andere eine *M*- oder gar eine *P*-Klausel bietet. Hier kann die Kenntnis des Klauselgesetzes nicht nur zu einer richtigen Gestaltung des Textes der betreffenden Stelle, sondern auch zu einer richtigen Abschätzung der Handschriften verhelfen. Die Klauseltechnik ist auch ein wichtiger Wegweiser für die Konjekturalkritik, indem sie eine ganze Anzahl Holzwege von vornherein absperrt. Wenn durch eine Konjektur nicht eine *V*- oder *L*-Klausel oder höchstens eine *S*-Klausel hergestellt wird, ist sie, wo nicht zwingende Gründe anderer Art vorliegen, mit Mißtrauen aufzunehmen. Als kritisches Hilfsmittel aber ist die Klauseltechnik überall heranzuziehen. Eine schon anderweitig verdächtige Stelle wird es noch mehr, wenn sie eine gemiedene Klausel enthält; hingegen findet eine mit guten Gründen verteidigte Überlieferung in der guten Klausel eine Empfehlung mehr. Dies sind nach meiner Überzeugung wohlberechtigte Forderungen, die Z. an die Cicerokritik stellt.

Von S. 190—216 gibt dann Z. eine kritische Durchsicht sämtlicher Reden Ciceros, indem er an mehreren Hunderten von Stellen die Überlieferung und die Konjekturalkritik mit Rücksicht auf das Klauselgesetz prüft. Zugrunde gelegt ist hiebei die Ausgabe C. F. W. Müllers und die Erprobung dieser Ausgabe an dem Prüfstein des Klauselgesetzes ergibt nach Z., daß sie tatsächlich die beste und zuverlässigste ist, die wir haben, und daß die Grundsätze der Textkritik, denen M. huldigte, die richtigen sind. M. lehnte es bekanntlich ab, einer Handschrift, bezw. Handschriften-Klass[illegible] der einzig maßgebenden ausschließlich zu folgen, sondern hu[illegible] einem vorsichtig abwägenden Eklektizismus. Das ist nun [illegible] nach Z. für die Reden Ciceros die beste und fruchtbring[illegible] Methode. Weder ist *R* für Verr. IV und V noch *V* für die [illegible] picae, noch *H* (wie Clark will) für die Miloniana die allein[illegible] gebende Autorität. Allein hinsichtlich der [illegible]

scheint mir doch, daß dieses Urteil über Müllers Ausgabe etwas modifiziert werden müsse. Denn es ergibt sich da aus Z.s eigenen Zusammenstellungen, daß die von dem neuen Herausgeber (Clark) vertretene Ansicht, der Handschriften-Klasse α sei gegenüber der von M. bevorzugten Klasse β der Vorrang einzuräumen, an mehreren wichtigeren Stellen auch durch die Rücksicht auf die Klauseltechnik bestätigt wird; vgl. Marc. § 12 *hodierno vero die te ipse vicisti* (Clark mit α), nach Z. weit besser als *h. v. d. te ipsum vicisti* (M. nach β). ib. § 23 *rei publicae credimus* (Cl. mit α), *r. p. credamus* (M. nach β). Lig. 38 *praesentibus te his daturum* (Cl. nach α) besser als *praesentibus te his omnibus daturum* (M. nach β). Daß M.s Schreibung an dieser Stelle auch aus rhetorisch-stilistischen Gründen weniger entspricht, habe ich gezeigt in der Besprechung der Ausgabe Eberhards (Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1905, S. 605 f.). Deiot. § 16 *fides non audita est* (Cl. mit α), *f. non est a.* (M. nach β). Besonders interessant ist, daß an der textkritisch so bedeutsamen Stelle Deiot. § 21 ⟨*signa*⟩, *quae e balneo in cubiculum transire non possent* (so Cl. mit α, früher auch schon Nohl) diese allein richtige Lesart auch aus klauseltechnischen Gründen weitaus den Vorzug verdient vor M.s Schreibung *transferri non possent.* Daß *transire n. p.* hier von dem Sinn der Stelle unbedingt gefordert werde, glaube ich mit sicheren Gründen dargetan zu haben in der Besprechung der Ausgabe Clarks in Berl. philol. Wochenschr. 1903, S. 622.

Belehrend ist auch, was Z. auf Grund seines Klauselgesetzes zur Beurteilung der Konjekturalkritik gewinnt. Es erweist sich als ganz verkehrt, Ciceros Reden, wie dies so gerne geschieht, als Tummelplatz für Konjekturen zu betrachten, zumal für Athetesen. Die Cicero-Überlieferung ist im ganzen eine zuverlässige, nur im einzelnen ist nachzubessern. Vollends für die Athetesen, mit welchen Pluygers den Cicero-Text heimsuchte, 'erweist sich das Klauselgericht als ein wahres Gottesgericht'. 'Cicero', sagt Z., 'hat nach rhythmischer Abrundung gestrebt. Dieses unbewußte Streben hat ihn in der Wahl der Ausdrücke geleitet und mag ihm hin und wieder ein weniger geeignetes Wort an Stelle eines stilistisch besseren eingegeben haben oder auch ein für uns als entbehrlich empfundenes Füllsel'.

Der Schlußabschnitt des zweiten Teiles enthält die Folgerungen, die Z. aus seinen Untersuchungen für die Lehre vom Accent in der ciceronischen Zeit ziehen zu sollen glaubt. Hier dürften wohl manche der Aufstellungen Zielinskis gerechtem Zweifel begegnen. So verlangt er in der Klausel neben der Accentuierung *ésse* auch *essé,* neben *fóre* in der Schlußstellung durchaus den Iktus *foré* und ausnahmslos *forént,* ferner in Viersilblern den Iktus auf der viertletzten Silbe, also *cónficerent, mémoriam, críminibus, fámiliam.* Nach Z. ist auch der Klauselschluß *restituti sunt,* wie bereits erwähnt, zu accentuieren *réstituti sunt,* indem das enklitische

sunt seinen Accent auf die vorausgehende Schlußsilbe wirft, so daß hiedurch eine Klauselform vom Typus *mórte vicérunt, nón oportére* entstünde. Allein diese Annahme, daß noch in ciceronischer Zeit jenes vorplautinische Betonungsgesetz für diese Art der Viersilbler giltig gewesen sei, wird, fürchte ich, wenig Glauben finden und die aus dieser Annahme gezogenen Folgerungen Z.s sind mit Mißtrauen aufzunehmen. Es wird noch weiterer Untersuchungen dieser Frage bedürfen, um zu einem sicheren Urteil zu gelangen. Und was speziell die Klauselform *restituti sunt*, so kommen ja doch, wie Z. selbst zeigt, betonte Monosyllaba am Klauselschlusse, wenn auch nur vereinzelt, vor, wie *collocáti stént* (Phil. II 19) oder *(im)punitátis spém*. Man wird daher doch wohl besser daran tun, auch Fälle wie jenes *restituti sunt* nach Analogie dieser Beispiele zu beurteilen.

Es ist zum Schlusse wohl überflüssig hervorzuheben, daß die Cicero-Kritik über die Resultate der emsigen und scharfsinnigen Untersuchungen Zielinskis nicht mehr wird zur Tagesordnung übergehen können.

Wien. Alois Kornitzer.

Vergils Aeneide. Textausgabe für den Schulgebrauch von Otto Güthling. Leipzig u. Berlin, Teubner 1905. VIII u. 339 SS. 8°.

Dem bei der Ausgabe der Teubnerschen Schultexte herrschenden Grundsatze gemäß bietet die neueste Ausgabe von Vergils Aeneide einen unverkürzten Text. Kürzungen, die beim Unterrichte vielleicht nötig sind, bleiben daher dem Lehrer überlassen. Auch der Erklärung in der Schule wird nicht vorgegriffen; denn die Einleitung gibt nur das Notwendigste über Leben und Werke des Dichters; der Anhang enthält bloß das Verzeichnis der Eigennamen mit knappen, genealogischen oder geographischen Bemerkungen, die im ganzen für die Präparation des Schülers ausreichen, aber der Erarbeitung des Inhalts durch den Schüler wird weder durch Inhaltsangaben noch durch Schlagworte am Rande des Textes nachgeholfen. In der Gestaltung des Textes zeigt sich G. mehr konservativ, weshalb er auch Umstellungen einzelner Verse meidet, wie sie Klouček, Gebhardi u. a. beispielsweise II 260 ff., VI 325 ff. u. ö. sinngemäß empfohlen haben. Erst vom sechsten Buche an bezeichnet er die Bedenklichkeit mancher Verse wie VI 743 f., IX 29, 121, 151, 529, X 872, XII 612 f. durch beigefügte Sternchen. Auch in den vorhergehenden Büchern hätte bei manchen Versen (z. B. I 426, II 179, 272 f., 455, III 230, IV 255 f.), gegen die von verschiedenen Herausgebern begründete Zweifel erhoben worden sind, ein Sternchen seinen berechtigten Platz. II 347 möchte ich nicht den minder poetischen Ausdruck *avide ire* den üblichen Lesearten *ardere* oder *audere*, ebenso III 127 die Lese-

Dr. Richard Levy, Martial und die deutsche Epigrammatik des siebzehnten Jahrhunderts. Stuttgart, Verlag von Levy & Müller 1903. 111 SS.

Diese nach Anlage und Ausführung gleich sorgfältige und reichhaltige Arbeit bedeutet einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der durch den Humanismus beeinflußten deutschen Epigrammatik. Der Verf. trifft in seiner Einleitung (S. 3 ff.) glücklich den Unterschied zwischen der ursprünglich deutschen Gnome und dem eigentlichen, aus den antiken Literaturen in das Deutsche übernommenen Epigramm und untersucht sodann des Näheren die Beeinflussung, welche die deutsche Epigrammenliteratur durch Martialis erfahren hat, wobei er die behandelten Gedichte mit Recht nicht nach Autoren, sondern nach Maßgabe der Stoffe, welche sie gemeinsam behandeln, aneinander reiht. Unter den behandelten deutschen Autoren finden sich Opitz und Logau, Gryphius und Hoffmannswaldau, Czepko, Greflinger, Hagedorn und Harsdörffer u. v. a. m.

Ausführliche Zusammenstellungen und Literaturnachweise sowie ein gründlicher Apparat von Anmerkungen und Belegstellen machen das Buch zu einem leicht und mit Nutzen zu handhabenden Werke.

Wien. Dr. Egon v. Komorzynski.

Johann Wiesner, Deutsche Literaturkunde für österreichische Mittelschulen, zugleich ein Wiederholungsbuch für die Maturitätsprüfung. Mit einer Sprachenkarte. Zweite, verbesserte Auflage. Wien, Alfred Hölder 1905. Preis geh. 2 K 60 h, geb. 3 K.

Die landläufigen Literaturgeschichten für den Schulgebrauch weisen vielfach den Fehler auf, daß sie sich nicht auf die Zwecke der Schule beschränken, sondern ihre Eignung zum „Selbstunterrichte" ganz besonders betonen. Die Freiheit des Lehrers, der sich bei den bestehenden Verhältnissen des Deutschunterrichtes zur Empfehlung eines Buches genötigt sieht, will er nicht den Schülern zur Stütze des Vortrages zeitraubende Notizen geben, leidet durch jenen Mangel; anderseits kommen solche Bücher dem Schüler zu weit entgegen, wenn sie z. B. durch Inhaltsangaben poetischer Werke die zu leistende Arbeit vorwegnehmen.

Wenn nun eine Literaturgeschichte von vornherein darauf verzichtet, einem weiteren Kreise als der Schule zu dienen, so darf sie schon aus diesem Grunde des Interesses der Fachgenossen sicher sein. Und dies ist bei der Literaturkunde von J. Wiesner der Fall.

Einer ihrer Vorzüge, der sofort einleuchtet, ist die Verbindung von Poetik und Literaturgeschichte. Denn bei den vielfachen Beziehungen, die zwischen beiden spielen, muß es für die Wiederholung von großem Vorteile sein, leicht Gelegenheit zu erhalten, jenen Beziehungen sofort nachzugehen.

Die „Grundzüge der deutschen Poetik", die der Literaturgeschichte vorangehen, enthalten alles für den Schüler Wissenswerte auf diesem Gebiete. Sie sind aus einer Unterrichtsmethode hervorgegangen, die bei der Betrachtung poetischer Werke das Hauptgewicht auf den Inhalt legt und es vermeidet, durch detaillierte Rücksicht auf die Form den Blick des Schülers von dem Wichtigsten abzulenken. Daher beschränkt sich der Verf., nach kurzer Erklärung der Begriffe: Kunst, Poesie und Poetik, nur das Notwendigste über die äußere Form der Poesie und ihre Arten zu sprechen. Bei der Betrachtung des Verses wird in erfreulicher Weise die deutsche Eigenart betont und das antike Beiwerk bekämpft, das seit Opitz unsere Verslehre beherrscht. Doch bewahrt die Überzeugung, daß die langjährige Gewohnheit nur allmählich abgelegt werden könne, den Verf. vor einem verfrühten Radikalismus. Die Lehre vom Reime und den Strophen hält sich strenge in den Grenzen des Unterrichtes; die Auswahl der Beispiele geschah aus Dichtungen, die dem Schüler unmittelbar oder mittelbar bekannt sind. Von den Tropen werden die Metapher und die Metonymie entsprechend behandelt; die Figuren, mehr ins Gebiet der Grammatik gehörend, erfahren nur eine allgemeine Andeutung. Die Behandlung der Dichtungsgattungen und ihrer Arten verrät durchgehends die größte Sorgfalt. Die Begriffserklärungen sind klar gegeben und beruhen auf den neuesten Forschungen. Nur wird es schwer, die liebgewordene Erklärung des Märchens aufzugeben und daran zu glauben, „daß sie (die Märchen) als Quellen für die Mythenbildung dienten". Indem bei der Anführung von Beispielen reichlich die Dichtung fremder Völker berücksichtigt wird, erscheint auch die Forderung nach Konzentration erfüllt. Natürlich erfährt das Drama die eingehendste Behandlung. Hier zeigt sich der Verf. als moderner Schulmann, der dem ästhetischen Momente die gebührende Stellung einräumt und auch die begrenzte Bedeutung jener Gesetze hervorhebt, die G. Freytag für diese Dichtungsgattung aufgestellt hat.

Für den zweiten Teil des Buches, die „Grundzüge der Geschichte der deutschen Dichtung", ist die übliche Art der Einteilung beibehalten. In der Einleitung wird mit Rücksicht auf die modernen Kultursprachen die Abstammung und Verzweigung der deutschen Sprache besprochen und eine dem Buche angefügte Karte des deutschen Sprachgebietes unterstützt durch Anschaulichkeit das Gesagte; sie ist durch die Aufnahme neuer Ortsnamen gegenüber der ersten Auflage bereichert worden. Diese ließ noch zu wünschen, daß auch die Eigentümlichkeiten der zweiten Laut-

verschiebung durch Beispiele klar gemacht würden. Das gegenwärtige Interesse an den plattdeutschen Dichtern begründet wohl die Notwendigkeit eines klaren Begriffes von dem Unterschiede zwischen Hoch- und Niederdeutsch und die vom Verf. im Anhange der 1. Auflage gegebenen Sprach- und Dialektproben, an sich eine sehr dankenswerte Neuerung, ersetzten für die Zwecke des Schülers doch nicht den unmittelbaren Hinweis. Nunmehr hat W. Dialektproben zahlreicher aufgenommen. Auch treten die Eigentümlichkeiten jetzt deutlicher hervor, da sich durch die Übertragung eines bestimmten Satzes in die verschiedenen Mundarten die Möglichkeit eines bequemen Vergleiches ergibt. Auch wurden die Proben nicht wieder im Anhange untergebracht, sondern unmittelbar an die Geschichte der Entwicklung der Sprache angereiht. Den beiden Blüteperioden der deutschen Dichtung ist der breiteste Raum geboten. Die mittelhochdeutsche Zeit ist mit kräftigen Strichen gezeichnet. Die kulturellen Voraussetzungen lassen das literarische Wissen des Schülers nicht lose schweben, sondern er gewinnt den Eindruck eines Zeitbildes: Spielmannsdichtung, Volksepos, das höfische Epos und die höfische Lyrik erscheinen ihm in ihren Ursachen begründet. Billig steht das Nibelungenlied im Mittelpunkte der ganzen Periode. Hier ist ein allgemeiner Vorzug des Buches zu erwähnen. Es bietet nämlich der Verf. für die in der Schule zu lesenden Werke nicht zusammenhängende Inhaltsangaben, sondern eine äußerst genau gearbeitete Gliederung, die dem Schüler bei der Wiederholung leicht das ganze Werk in Erinnerung ruft, das er aber selbst gelesen haben muß. Dieser Vorteil macht sich besonders für das Studium der neuhochdeutschen Klassiker geltend. Werke aber, deren Lektüre nicht in den Rahmen der Schule fällt, sind durch sorgfältige Inhaltsangaben vertreten. Vielfach ist auf neuere Bearbeitungen bei der Besprechung älterer Werke hingewiesen und es wäre gut, wenn dies konsequent durchgeführt würde. Wie bei den Werken hält es der Dichter auch bei den Biographien. Die wichtigsten Momente erscheinen betont; und leicht ergänzt sich der Schüler das ganze Bild des Dichters, zu dem das Schulbuch oder der Vortrag des Lehrers die genauen Züge gegeben hatten. Besonders glücklich treten diese Vorzüge bei der Darstellung des sechzehnten Jahrhunderts hervor.

Für den VII. Abschnitt: Klassische und romantische Dichtung sei der Ausdruck einer rein persönlichen Ansicht gestattet. Diese beiden Begriffe von so scharfem Gegensatze sind nicht zu vereinen. Die Romantik ist weiter der Gegensatz zur Aufklärung, in welcher der Klassizismus nur eine besondere Erscheinung ist. Und wie bei den früheren Perioden mit den Namen: heidnische Zeit, Reformationszeit usw. zugleich der Geist der Zeit aufgerufen wird, so müßte auch der Name Aufklärungsdichtung viel wesenhafter erscheinen.

Wie schon früher erwähnt wurde, bewährt sich des Verf.s
hode bei der Behandlung der Dichter und ihrer Werke in diesem
Abschnitte ganz besonders. Dazu kommt, daß er die charak-
stischen Verdienste der Dichter um das Schrifttum kurz zu-
menfaßt. Durch Fußnoten werden ferner willkommene Aufklä-
gen über Persönlichkeiten gegeben, die im Leben unserer Dichter
Rolle spielten, ohne selbst die Literatur unmittelbar gefördert
haben, oder es werden Begriffe wieder belebt, die der Lehrer
er erklärt hatte. Dagegen erscheint die Anm. 1 auf S. 116
it notwendig; sie übt Kritik und diese ist dem Schüler vor-
athalten, mag sie auch aus der besten Quelle stammen. — Daß
n Dichtern der Engländer, Franzosen, Italiener und Spanier,
anregend auf die deutsche Poesie wirkten, ein eigener Platz
oten wird, darf gleichfalls als praktische Neuerung bezeichnet
den. — Der Wert des Buches für österreichische Mittelschulen
d durch die genaue Rücksicht auf die literarischen Zustände
eres Vaterlandes erhärtet. Hier hat endlich Grillparzer die Wür-
ung erfahren, die er verdient, und wenn der Verf. eine reiche
:ahl der Werke unseres größten Dichters mit liebevoller Sorg-
behandelt, darf man wohl mit Recht schließen, daß er von
österreichischen Mittelschüler ein ganz genaues Verständnis
Grillparzer verlangt; und darin ist ihm ohne Rückhalt zuzu-
nmen. Ebenso dazu, daß W. die österreichische Dichtung jetzt
ständig behandelt, während er sie in der ersten Ausgabe in dem
oitel „Zeitgenossen der Klassiker und Romantiker" untergebracht
te. Verdiente schon der innere Wert dieser Periode unserer
erländischen Dichtung auch eine äußerliche Hervorhebung aus
zeitgenössischen Mittelgute, so gab der Verf. durch die Ände-
g auch ein schärfer begrenztes Bild der österreichischen Lite-
ır jener Zeit.

Für die Darstellung der neuesten Dichtung in einem für die
ıule bestimmten Buche ist die Berechtigung längst erbracht.
sere Schülerbibliotheken gewähren ja, was der Unterricht noch
ht geben kann; und so kommt W. einerseits dem natürlich er-
enden Interesse für das Leben der Dichter entgegen, ander-
s bietet er dem Schüler eine treffliche Auswahl modernen Lese-
ffes. Es mag nun nicht leicht sein, in die reiche Fülle der
eren Literatur eine glückliche Ordnung zu bringen. Aber daß
Einteilung die Dichtungsgattungen zugrunde gelegt wurden, ist
ol am wenigsten gut zu heißen. Vielleicht ließe sich A. Stern
seiner Fortsetzung des Vilmarschen Buches bei einer Neuauflage
Muster nehmen, die ja gewiß bald wieder notwendig werden wird.

Der Ausstattung des Buches hat der Verlag nach jeder Rich-
g hin die größte Sorgfalt zugewendet.

Olmütz. Franz Ingrisch.

Deutsches Lesebuch. Zweiter Teil. Für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten einschließlich Untersekunda. Herausgegeben von Franz Linnig. 11. Aufl. Paderborn, F. Schöningh 1905. IV und 559 SS.

Reichhaltigkeit, gute Auswahl, zweckmäßige Anordnung der Lesestücke — das sind die Vorzüge des vorliegenden, erprobten Lesebuches von Linnig. Daß der Herausgeber zwei besondere Abschnitte „Deutsche Heldensage im nordischen Gewande“ und „Erzählungen nach Dichtungen des Mittelalters“ neu aufgenommen hat, ist vollkommen zu billigen: der erste Abschnitt bietet die Grundlage zu dankbaren Vergleichen mit derjenigen Fassung der deutschen Heldensage, wie sie der Schüler in ihren Hauptzügen in den unteren Klassen kennen lernt, und erhält dadurch einen propädeutischen Wert für den einschlägigen literarhistorischen Unterricht; der zweite Abschnitt füllt eine Lücke aus, die bei anderen Lesebüchern oft genug empfunden wird. Auch damit kann man einverstanden sein, daß L. in der neuen Auflage die ausgewählten Gedichte nach ihrem Grundcharakter in lyrische und epische geschieden hat, da hiedurch die Übersichtlichkeit nicht unwesentlich gefördert wird. Eine größere Übersichtlichkeit muß aber schon deshalb besonders erwünscht sein, weil ja das Buch nicht für eine einzelne Klasse, sondern für eine ganze Unterrichtsstufe (die mittleren Klassen höherer Lehranstalten) bestimmt ist. Der Lehrer wird jetzt mit raschem Blick das für die einzelnen Klassen Taugliche herausfinden und das inhaltlich Zusammengehörige gruppieren können.

Was den Wert der einzelnen Lesestücke betrifft, so kann es nicht auffallen, daß in der langen Reihe von 329 Nummern hie und da ein schwächeres Erzeugnis begegnet. So scheint der Herausgeber mit der Aufnahme des Fontaneschen Gedichtes „Wo Bismarck liegen soll“ (Nr. 114) einen Fehlgriff getan zu haben. Es ist ein ganz eigenartiges Gedicht: stimmungsvoll, Stimmung erzeugend, sprachlich schön — aber mit gänzlich verunglückter Pointe. Man begreift nicht, wie der Dichter nach einer Reihe hochpoetischer Verse die banalen Schlußworte schreiben konnte: „Lärmt nicht so! Hier unten liegt Bismarck irgendwo“.

Der Text des Buches ist sehr sorgfältig behandelt, die Zahl der Verstöße gegen die Zeichensetzung ist gering, noch geringer die Zahl der Druckfehler (S. 15 schlies f. schlief, S. 136 daß f. das).

Mies i. B. Adolf Hausenblas.

A Grammar of Late Modern English for the use of continental, especially Dutch, students, by H. Poutsma, English Master in the "Vierde Hoogere Burgerschool met Driejarigen Cursus", Amsterdam. Part I. The Sentence. Section I. The Elements of the Sentence. Groningen 1904, P. Noordhoff. XI und 348 SS. Preis Mk. 4·50.

Diese Grammatik behandelt die Syntax der neuesten englischen Sprache nicht nach den Wortarten, sondern nach den Satzteilen (Prädikat, Subjekt, Objekt, Attribut, adverbiale Bestimmung) und schließt mit einer eingehenden Betrachtung der Wortstellung. Ein ganz besonderer Vorzug des Buches ist der, daß zu jeder syntaktischen Erscheinung eine große Anzahl sicherer Belege aus der allermodernsten englischen Literatur gegeben werden. Natürlich wird, um den historischen Verlauf mancher Erscheinungen zu zeigen, auch auf die erste Hälfte des XIX. Jahrhunderts, in geringerem Maße auf das XVIII., XVII. und XVI. Jahrhundert, vereinzelt sogar bis auf Chaucer zurückgegriffen. Wiewohl dem Verf. eine eigene, ungemein reichhaltige Sammlung von Belegstellen zur Verfügung stand, hat er doch auch die einschlägigen Arbeiten der Fachgenossen zurate gezogen und überall die benützten Stellen gewissenhaft zitiert. Was das Buch nicht nur für Studierende und Lehrer, sondern auch für Forscher wertvoll macht, ist das Streben des Verf. nach Vollständigkeit; so gibt er alphabetische Listen der Verba, die eine Kopula vertreten (S. 3—16), der Verba mit präpositionslosem Objekt (S. 157—168), der Verba, die einen Accusativ und einen Dativ mit *to* verlangen (S. 170—175), der Adjektiva, die hinter ihrem Substantiv stehen (S. 326—329) usw.

Der Inhalt ist so wohldurchdacht und so trefflich geordnet, daß in dieser Beziehung kaum eine Ausstellung gemacht werden kann. Die folgenden Bemerkungen sind weniger berichtigender als ergänzender Art und sollen dem Verf. nur zeigen, mit welchem Interesse der Ref. das Buch vom Anfang bis zum Ende gelesen hat. Zu den Verben, die eine Kopula vertreten, gehört auch *to come:* Ascott R. Hope, *Stories of English Schoolboy Life,* p. 63 *unselfishness seemed to come natural to him.* — S. 81. In Sätzen, wie *What signifies kneeling? What means this?* erklärt Verf. die nicht umschriebene Form damit, daß er sagt, das Volk sehe in dem Pronomen *what* ein Subjekt. Aber es handelt sich um Reste des alten Sprachgebrauches, wie in *I know not, I care not, I doubt not* usw. (vgl. S. 85). Von demselben historischen Standpunkte müssen auch Sätze wie *What cared she? What avail all these accomplishments?,* wo doch das Subjekt nicht mißzuverstehen ist, beurteilt werden. — S. 91. Die Umschreibung des Verbs nach *never* kommt auch ohne besonderen Nachdruck vor; s. Zeitschr. f. d. Realschulwesen, XX. Jahrg., S. 134. — S. 114. Für den Gebrauch der Redensart *I had liever (liefer)* bringt Verf. nur Beispiele aus Dichtern. Sie kommt aber auch in der Prosa vor: Charles Kingsley, *Westward Ho!* I 8 *Though I am a*

gentleman's son, I'd a deal liever be a cabin-boy on board your ship. — S. 139. Auch die Verbindung von *like* mit *to* ist in der neuesten Prosa zu finden; vgl. Zeitschrift f. d. Realschulwesen, XXVII. Jahrg., S. 137. — In der Liste der Verba, die zwei präpositionslose Objekte (Dativ und Accusativ) verlangen, fehlen noch *convey, fetch, present, proffer, promise, sell* (Onions, *An Advanced English Syntax*, London 1904, p. 40). — Zu den Verben, die neben dem präpositionslosen Dativ auch einen Dativ mit *to* annehmen können, gehören auch *bequeath, deny, restore;* umgekehrt kann nach *pour out* auch ein Dativ ohne *to* stehen: Beatrice Harraden, *Ships that pass in the Night* (J. A. Bruins, An Engl. Reading-Book, 1904, p. 21) *She watched Bernardine drinking the coffee, and finally poured herself out a cup too.* — In der Liste der Verba mit Accusativ + präpositionalem Dativ sind noch nachzutragen: *add, address, attribute, confide, direct, figure, marry, prefer.* — S. 225. Zu den Verben, die ein Prädikatsnomen ohne *as* zu sich nehmen können, gehören auch *go down* und *kneel;* vgl. Englische Studien, XXIV, p. 77. — S. 226. Aus dem Satze *I mentioned it almost the last thing in the previous chapter* konstruiert der Verf. die Redensart *to do* (*say* usw.) *something the first (last) thing,* worin er *the first (last) thing* als prädikativen Accusativ auffaßt. Doch muß der Accusativ *the first (last) thing* als Accusativ der Zeit in der Bedeutung „zuerst (zuletzt)" aufgefaßt werden, da er auch nach intransitiven Verben vorkommt: Wilkie Collins, *No Name,* p. 192 *You can go on with them as soon as you wake, the first thing in the morning.* Ascott R. Hope, *Stories of Engl. Schoolboy Life,* p. 8 *Dr. Grey promised to look in the first thing in the morning.* — S. 233. Zu den Verben, die statt eines prädikativen Accusativs oder Nominativs *for* + Substantiv zu sich nehmen können (z. B. *I count you for a fool*), gehören auch *announce, give over, go in, curse, condemn, loathe, laugh at;* vgl. Zeitschr. f. d. Realschulwesen, XXII. Jahrg., S. 710. — S. 321. In dem Beispiele *I hope we shall hear no more of idiots not having souls* ist „*having*" kein Gerundium, sondern Partizip Präsens! — S. 326 ff. Zu den Adjektiven, die nach dem Beziehungsworte stehen können, gehören auch *appointed, direct, fair, following, invincible, perfect, polite, relative, sound, splendid.* — S. 330. Adjektive mit dem bestimmten Artikel treten gern als Appositionen hinter den Eigennamen, auch wenn sie nicht stehende Beinamen sind; vgl. Engl. Studien, XXVI, p. 250 f. — S. 331. Die Voranstellung des mit einem präpositionalen Objekt versehenen Adjektivs ist nicht so selten, wie Verf. glaubt: Mrs. Riddell, *Home, Sweet Home,* I *with for me considerable spirit.* *The Tauchnitz Magazine,* 23, 56 *viewed from this to me new point of view.* — S. 333. Anderseits ist die Nachstellung zweier durch *and* verbundenen Adjektiven nicht nur bei Dichtern zu finden: Mrs. Riddell, *Home, Sweet Home,* I 20 *years peace-*

ful and happy, I 34 *lashed by waves white and cruel.* L. W. M. Lockhart, *Fair to See,* II 78 *that you should . . sacrifice any advantage of connection which you now have, really appears to be insanity pure and simple.*

Zum Schlusse spreche ich den Wunsch aus, es möge im II. Teile dieser Grammatik, der den zusammengesetzten Satz behandeln soll, durch ein ausführliches Register auch die Benützung dieses ersten Teiles, der so wertvolle Einzelheiten enthält, erleichtert werden.

Syntax der Englischen Sprache für Schüler von Hermann Conrad. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn 1904. XVI und 176 SS.

Dieses Lehrbuch erinnert in doppelter Hinsicht an das oben besprochene Buch, erstens indem es die Satzlehre als Grundlage der syntaktischen Regeln nimmt, zweitens indem es den neuesten Stand des Sprachgebrauches berücksichtigt. Um diesen letzteren zu erforschen, hat der Verf. 80 — zumeist in den letzten fünf Jahren erschienene — Bände der *Tauchnitz Edition* durchgesehen. Leider konnte er die daraus gewonnenen Belege für sein Buch nicht verwenden, sondern mußte sich damit begnügen, für ein Schulbuch passende Beispiele aus neueren historischen, literarhistorischen, kulturgeschichtlichen und naturwissenschaftlichen Werken zu bringen. Deshalb braucht aber nicht „eine große Anzahl interessanter Erscheinungen der neuesten Evolution des Englischen unberücksichtigt im Zettelkasten zu bleiben“ (Vorwort VI). Denn der Verf. hat ja Gelegenheit, in einer unserer Fachzeitschriften das Resultat seiner Forschungen zu veröffentlichen.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Hilfsbücher für den französischen Unterricht.

Hilfsbuch für den französischen Unterricht in Sexta, Quinta, Quarta im Anschlusse an K. Kühns Lehrbücher von den Fachlehrern der Liebig-Realschule zu Frankfurt a. M. Marburg i. H., Elwertsche Verlagsbuchhandlung 1904. 140 SS.

Dieses für die drei untersten Klassen der Realschule berechnete, hauptsächlich von Dörr verfaßte Hilfsbuch für den franzōs. Unterricht soll den die Kühnschen [illegible]cher (Lesebuch für Anfänger; [illegible]uch, Unterstufe; Kleine fra[illegible]hulgrammatik) benützenden [illegible] als ständiger Wegweiser [illegible]nlage und Durchführung [illegible] sichere methodisch[illegible] Teil I („Lehrgang“) [illegible]chtlich in vier n[illegible] stehenden Rubriken [illegible]delnden Lesestück[illegible] Lesebüchern; *b*) die

daraus zu gewinnenden sprachlichen Formen und grammatischen Regeln; *c*) der Wortschatz und schließlich unter „Bemerkungen" Hinweise auf verwandte Stoffe im Deutschen, die Gouinschen Reihen, die Orthographie und anderes zusammengestellt. In kurzen Zwischenräumen sind dann noch Zusammenfassungen des grammatischen Stoffes und Zusammenstellungen des verarbeiteten Wortmateriales gegeben. Teil II („Zusammenhängende Stücke zum Übersetzen") enthält für die einzelnen Klassen berechnete, an die Zusammenfassungen des ersten Teiles sich anschließende deutsche Texte zum Übersetzen; Teil III („Vocabulaire") eine nach Begriffen geordnete, in 13 Hauptabteilungen zerfallende Gesamtübersicht über den in den drei Jahrgängen gewonnenen Wortschatz. Den Abschluß bildet ein Sachregister zum ersten Teile. Man sieht, dem Methodiker lag vor allem daran zu zeigen, daß bei der Verwendung der Kühnschen Bücher der in den Lesestücken zerstreut vorkommende grammatische Stoff- und Wortschatz vom Lehrer immer im Auge behalten und durch die von Zeit zu Zeit erfolgende straffe und energische Zusammenfassung den Schülern lebendig erhalten werden muß. Es ist gar kein Zweifel, daß darin das Geheimnis des Erfolges bei der Anwendung der neuen Methode liegt. In der Tat würden bei diesem Vorgange die vielen, und wie es scheint, nicht unberechtigten Klagen über den Mißerfolg beim Sprachunterricht nach der neuen Methode bald verstummen. Es wäre daher dieses mit soviel Fleiß und Geschick gearbeitete Büchlein auch solchen Lehrern, welche ein anderes als die genannten Bücher beim Unterricht benützen, als ein methodisches Musterbuch zu empfehlen.

Matériaux pour la méthode à suivre dans la lecture des auteurs français à l'usage des professeurs chargés de cet enseignement dans les écoles secondaires de tous les pays par O. Knuth, docteur ès lettres et professeur au lycée de Steglitz. Gotha, Fr. A. Perthes (Aktiengesellschaft) 1904. 66 SS.

Mit diesem Büchlein wollte der Verf. dem Lehrer des Französischen in den oberen Klassen eine Anleitung zur Behandlung der französischen Lektüre, zumal der klassischen, in die Hand geben. Auf eine gute Aufnahme kann diese Arbeit umso sicherer rechnen, als es gerade an methodischen Schriften dieser Art so ziemlich fehlt. Worauf es dem Autor vor allem ankam, war, dem Lehrer zu zeigen, wie er unter Gebrauch des Französischen als Unterrichtssprache dem Schüler einen Einblick in die Disposition und den Gedankengang eines dramatischen Stückes verschaffen und dadurch die Lektüre sowohl anziehend als auch nützlich gestalten könne; zugleich sollte die Verwendung der fremden Sprache bei der Lektüre erleichtert werden. So werden denn in dem Büchlein zunächst drei dramatische Werke, je eines von Racine, Molière und Sandeau, und zwar Britannicus, Misanthrope und Mademoiselle de

la Seiglière, unter diesen Gesichtspunkten behandelt. In der Hauptsache werden bei jedem dieser Stücke gegeben eine biographische und eine literarhistorische Einleitung über den Dichter, eine spezielle Einleitung zum Stücke selbst, dann Inhaltsangaben, Analysen und eine große Zahl von Fragen mit ihren Antworten zu den einzelnen Akten und Szenen. Das auf diesen Teil folgende „*Supplément*" mit seinen sich auf die verschiedensten Werke beziehenden Résumés, Dictées, Erzählungen und sonstigen Übungen stilistischer und grammatischer Art nimmt sich dagegen zu buntscheckig aus, als daß man ihm viel Geschmack abgewinnen könnte. Falls der Verf., wie er beabsichtigt, seine Arbeit fortsetzt, dürfte es sich empfehlen, von solchen zusammenhanglosen, jeder inneren Einheit entbehrenden Stücken abzusehen und im Sinne des ersten Teiles sich nur bedeutendere dramatische oder andere Werke zur Bearbeitung zu wählen. Auf diese Weise könnte ein fortlaufender methodischer Leitfaden zur Lektüre der wichtigsten in den Oberklassen gelesenen klassischen Werke gewonnen werden.

25 deutsche Dichtungen im Gewande französischer Prosa. Hilfsbuch für den französischen Unterricht in mittleren und höheren Schulen. Bearbeitet von W. Jonas. Leipzig, E. Haberland 1904. 44 SS.

Es wird uns hier eine Umsetzung von 25 deutschen, größtenteils epischen Gedichten in französische Prosa geboten, und zwar sind vertreten: Goethe mit fünf Gedichten („Gefunden", „Johanna Sebus", „Erlkönig", „Der getreue Eckart", „Der Schatzgräber"), Schiller und Uhland mit je vier („Der Handschuh", „Der Graf von Habsburg", „Das Mädchen aus der Fremde", „Der Taucher"; — „Siegfried", „Der weiße Hirsch", „Der blinde König", „Des Sängers Fluch"), Rückert mit zwei, Bürger, Chamisso, Lenau, Freiligrath u. a. mit je einem Gedichte. Doch wird nicht etwa eine mehr oder weniger genaue oder freie Übersetzung, sondern eine Art Umschreibung oder Erläuterung des deutschen Gedichtes gegeben. Es liegt in der Natur solcher Paraphrasen, daß sie sich wie Verwässerungen des Originals ausnehmen; die ursprüngliche Kraft geht verloren, der zarte Hauch der Poesie macht einer platten Prosa Platz. Davon abgesehen, muß man zugestehen, daß die Sprache dieser Umsetzungen eine gewisse Reinheit und Eleganz zu wahren strebt. Die gegebenen Ausführungen sind wohl in den meisten Fällen zutreffend. Auffällig ist jedoch, daß die Verfasserin in dem Gedichte „Das Erkennen" von J. N. Vogl („*Le retour*") den „Wanderburschen" erst nach zwanzigjähriger Abwesenheit zurückkehren läßt. Da würde er wohl sein ehemaliges „Schätzel" kaum mehr als „blühende Jungfrau" wiederfinden. Was nun den Zweck dieser Übertragungen, die ja auch von einer Französin durchgesehen worden sind, betrifft, so sieht ihn die Verfasserin darin, auf die freieren Arbeiten der Oberstufe vorzubereiten. Auch

als Muster freierer Übersetzungen, als die sie sich teilweise herausstellen, können sie immerhin einen gewissen Wert haben. In der Hauptsache werden sie wohl als Kuriosa zur Privatlektüre zu verwenden sein und so denkenden Schülern manche Anregung geben.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Haberlands Unterrichtsbriefe für das Selbsstudium lebender Fremdsprachen. I. Französisch. Herausg. von H. Michaelis und P. Passy. II. Englisch. Herausg. unter Mitwirkung von A. Clay, M. A., von Prof. Dr. Thiergen.

In diesen Unterrichtswerken sind die Fortschritte auf dem Gebiete der Lautwissenschaft und im Betriebe des neusprachlichen Unterrichts nutzbar gemacht worden. Als Lautschrift wurde die bis jetzt vollkommenste und verbreitetste der *Association phonétique internationale* gewählt. Der ganze Lehrgang zerfällt in zwei Kurse zu je 20 Briefen, von denen der erste die moderne Umgangssprache lehren, der zweite in die Literatur einführen soll. Der Preis jedes Kurses in Mappe beträgt 15 Mk., beide Kurse einer Sprache, zusammen bestellt, kosten in Mappe 20 Mk.

Von beiden Unterrichtswerken liegt der erste Brief vor. Beide beginnen mit einer Darstellung des deutschen Lautsystems als der Grundlage für die Behandlung der fremdsprachlichen Laute. In der letzteren weichen die Herausgeber der zwei Unterrichtswerke von einander ab. In dem französischen wird vom Laute ausgegangen und der Lernende zuerst in die Sprechform des Textes eingeführt. Dann folgt erst die Behandlung der Rechtschreibform und die Einführung in die Orthographie. In der Darstellung der englischen Aussprache wird nicht vom Laute, sondern vom Buchstaben ausgegangen. Man kann darüber verschiedener Meinung sein, ob dieser Vorgang für das Englische zweckmäßiger ist; sicher ist, daß hier eine Inkonsequenz in der Behandlung der zwei Sprachen vorliegt. In der Darstellung der englischen Aussprache finden sich einige Ungenauigkeiten, bezw. Fehler, wie z. B. in der Beschreibung des *th* auf S. 26, oder wenn es S. 30 heißt: „*r* hat außer der auf S. 25 erwähnten Aussprache noch die gleich einem kurzen deutschen *e* (Lautschrift ə).“ Eine weitere Konzession an die alte Methode in den englischen Unterrichtsbriefen ist, daß gleich bei dem ersten Texte eine Übersetzung aus dem Deutschen ins Englische verlangt wird. Dagegen zeigt der erste französische Unterrichtsbrief eine konsequente Durchführung des radikalen Reformprogramms. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die Auseinandersetzung des französischen Lautbestandes an Verständlichkeit und Klarheit nichts zu wünschen übrig läßt.

Wenn auch die zwei ersten Briefe einen Unterschied in den beiden Unterrichtswerken zeigen, so verschaffen sie uns doch auch

die Überzeugung, daß wir es hier beiderseits mit hervorragenden und bedeutenden Leistungen zu tun haben, die den älteren Sprachbriefen von Toussaint-Langenscheidt überlegen und wohl geeignet sind, durch Selbststudium zur Kenntnis und Beherrschung der beiden großen Kultursprachen zu bringen.

Wien. Dr. A. Würzner.

Otto Hirschfeld, Die kaiserlichen Verwaltungsbeamten bis auf Diocletian. 2., neu bearb. Aufl. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1905. VIII [I] u. 514 SS. 8°. Preis geh. 12 Mk., geb. 14 Mk. 40 Pf.

Nahezu drei Dezennien sind verflossen, seitdem unter dem Titel „Untersuchungen auf dem Gebiete der römischen Verwaltungsgeschichte. Erster Band. Die Verwaltungsbeamten bis auf Diocletian" (Berlin, Weidmann 1877) die erste Auflage des vorliegenden Werkes erschienen ist, „in welchem" nach Theodor Mommsens, von dem es angeregt und dem es gewidmet war, maßgebendem Urteile (Staatsrecht II_2^3, S. VII) „mit Beherrschung auch des früher nur angenutzten überreichen epigraphischen Materials ein wichtiger Teil des kaiserlichen Regiments zum erstenmal mit anschaulicher Realität dargestellt worden ist". Der damals erschienene Band war kein in sich abgeschlossenes Ganzes. Wie Hirschfeld im Vorwort S. VI mitteilte, sollte 'in einem zweiten Bande das Steuerwesen und die Provinzialverwaltung der römischen Kaiserzeit zur Darstellung gelangen'. 'Anderweitig übernommene Verpflichtungen werden jedoch', fügt der Verf. hinzu, 'das Erscheinen desselben voraussichtlich geraume Zeit hinausschieben'. Daß der gefeierte Gelehrte das in den besten Mannesjahren unternommene Werk erst, nachdem er ins Alter eingetreten, werde beenden können, konnte er wohl nicht ahnen. Aber die anderweitig übernommenen Verpflichtungen, die vornehmlich in den Arbeiten für das *Corpus inscriptionum Latinarum* bestanden, schoben die Wiederaufnahme der Arbeit immer mehr hinaus. Wie Mommsen in seiner Ansprache an Hirschfeld zu dessen 60. Geburtstag hervorhob, hat derselbe, wie er (Mommsen) selbst, dem gemeinnützigen Unternehmen des *Corp. inscr. Lat.* Opfer gebracht; ohne dieses wäre, wie der 4. Band der römischen Geschichte, so auch der 2. Band der Untersuchungen zur Verwaltungsgeschichte längst geschrieben worden (vgl. diese Zeitschrift 1903, S. 479). Die 'Untersuchungen' blieben auch so lange ein Torso, daß man sich wohl mit dem Gedanken vertraut machen mußte, daß sie es immer bleiben würden. Während jedoch die bis zum Schluß gehegte Hoffnung, den 4. Band der römischen Geschichte noch zu erhalten, unerfüllt geblieben ist, hat ein gütiges Geschick Otto Hirschfeld in den Stand gesetzt, die Arbeit wieder

aufzunehmen und der Wissenschaft, der er über vier Dezennien unverdrossen dient, zum Heile zu Ende zu führen.

Freilich ein Menschenalter geht nicht spurlos an einem Wissensgebiete vorüber und nun gar an dem von Hirschfeld bearbeiteten! Die Fülle des neu zuströmenden Materials an bedeutsamen epigraphischen Dokumenten, die seither erschlossenen und ungeahnte Aufschlüsse bringenden Massen von Papyrusurkunden, endlich die große Zahl der Einzeluntersuchungen, die von Hirschfelds 'Untersuchungen' angeregt wurden und vielfach auf diesem sicheren Fundament sich aufbauten, mußten Berücksichtigung finden; dazu kam „vor allem die ernste Erwägung der von Mommsen in der zweiten und dritten Auflage der beiden ersten und dem seither erschienenen dritten Bande seines Staatsrechts gegen (Hirschfelds) Ergebnisse geltend gemachten Bedenken". Die Darstellung mußte deshalb von Grund aus neu gestaltet werden, aber es ist ein Beweis der Festigkeit des Fundaments, auf dem sie ruhte, daß trotz radikaler Neubearbeitung aller Abschnitte „großenteils die Anordnung des Stoffes und auch die in der ersten Auflage vertretenen Anschauungen festgehalten werden konnten".

Die Neubearbeitung kommt zunächst äußerlich darin zum Ausdruck, daß das Werk, das unter dem Titel „Untersuchungen auf dem Gebiete der römischen Verwaltungsgeschichte" geläufig war, nunmehr unter dem zweiten Titel, der früher den Inhalt des ersten Bandes angab, erscheint. Hirschfeld hat nämlich die oben erwähnte ursprüngliche Absicht, in einem gesonderten zweiten Bande das Steuerwesen und die Provinzialverwaltung zur Darstellung zu bringen, aufgegeben und die Behandlung dieser Verwaltungszweige dem vorliegenden Bande eingefügt. Dadurch sind ihm sieben neue Kapitel zugewachsen, nämlich: Der Census und die Tributa, Die Vectigalia, Die centesima rerum venalium und die vicesima quinta venalium mancipiorum, Der kaiserliche Grundbesitz, Die kaiserlichen Villen und Gärten, Der ager publicus und die Lagerterritorien, endlich Ägypten und die Provinzen. Trotzdem die in der ersten Auflage gegebenen Beamtenverzeichnisse (der Flottenkommandanten S. 124 ff., der Wachkommandanten S. 145 ff., der procuratores aquarum S. 168 ff., der praefecti praetorio bis auf Diocletian S. 219 bis 239) fortgeblieben sind, „da die Publikation sämtlicher Magistratslisten der ersten drei Jahrhunderte der römischen Kaiserzeit in wenigen Jahren im vierten Bande der Prosopographia imperii Romani erfolgen wird", und auch das am Schlusse von 301—322 gegebene 'Verzeichnis der ritterlichen Verwaltungsbeamten von Augustus bis auf Diokletian' nicht mehr aufgenommen wurde, ist doch der Umfang des Buches durch die erwähnten sieben Kapitel, die erhebliche Erweiterung des Textes und namentlich der Anmerkungen, endlich die Beigabe eines Stellen- und ausführlichen Inhaltsregisters um nahezu 200 Seiten (von 322 der ersten auf 514 der zweiten Auflage) vermehrt worden.

Aus dem Vorstehenden dürfte die Gründlichkeit, mit der Hirschfeld an die Neubearbeitung seines grundlegend gewordenen Buches ging, zur Genüge erhellen. Freilich, eine volle Vorstellung davon läßt sich durch eine Besprechung nicht vermitteln und Ref. hat auch nicht die Absicht, es zu tun. Hirschfelds 'Verwaltungsbeamten' — man wird sich jetzt daran gewöhnen müssen, die bisher geläufige Bezeichnung der 'Untersuchungen' durch den jetzt allein auf dem Titel stehenden zu ersetzen — sind ein Buch, das jeder, der einen Einblick in das Getriebe der römischen Verwaltung und damit der Leistungen und der Bedeutung der römischen Kaiserzeit für die Verwaltung des römischen Reiches gewinnen will, nicht nur flüchtig kennen, sondern durch intime Benutzung sich vertraut gemacht haben muß.

Im Vorwort zur ersten Auflage, das auch in der Neubearbeitung wiederholt ist, hat sich Hirschfeld über das Verhältnis seines Werkes zu Mommsens Staatsrecht, wie folgt, ausgesprochen: „Wenn Mommsen das Wesen des Principates aus den mannigfachen Erscheinungen, in denen dasselbe zutage tritt, zu ergründen bestrebt gewesen ist, so bildeten dagegen für mich diese Erscheinungen selbst: die Formen der Verwaltungsorganisation das Objekt der Untersuchung". Welche Bedeutung aber die Kenntnis der Verwaltungsgeschichte für die des Prinzipats hat, legt er in dem die Ergebnisse seiner Einzeluntersuchungen zusammenfassenden, von tiefem historischen Blick und umfassender und eindringendster Kenntnis des Details zeugenden und ebenso anregenden wie fesselnden „Rückblick" (S. 466 ff.) dar. „In schärfster Weise spiegeln sich die eigentümlichen Wandlungen, die der Prinzipat durchgemacht hat, in der Geschichte der Reichsverwaltung wieder." Man darf demnach wohl sagen, daß Hirschfelds 'Verwaltungsbeamten' eine wichtige und nicht zu missende Ergänzung von Mommsens Staatsrecht sind.

Bei einem Werke, das bereits in seiner Urgestalt sich die vollste Anerkennung errungen hat und aus dem eine ganze Generation von Jüngern die exakte Methode der Einzeluntersuchung und der Verwertung oft geringfügiger Bausteine, Kritik und Vorsicht in ihrer Behandlung gelernt hat, würde es Ref. als unangemessen erachten, etwas zum Lobe und zur Empfehlung des Buches, das längst als *standard work* gilt, zu sagen. Es darf wohl als selbstverständlich gelten, daß es, wie es zum Grundstock der Bücherei jedes auf dem Gebiete der römischen Altertumskunde Arbeitenden und Lernenden gehört, so auch in keiner Lehrerbibliothek einer Mittelschule fehlen sollte. Denn wenn auch mancher Lehrer der Geschichte oder der Philologie während seiner Universitätsstudien nicht Gelegenheit hatte, sich mit diesem wichtigen Zweige, der das Verständnis für die römische Geschichte vertieft, eingehender zu beschäftigen, so soll ihm doch Gelegenheit geboten werden, es später zu tun. Die von Mommsen gerühmte Realität

von Hirschfelds Darstellung ist der neuen Bearbeitung nicht nur gewahrt worden, sie wurde, wenn möglich, noch gesteigert. Daher wird die bei aller Gründlichkeit so überaus anschauliche und klare Behandlung der einzelnen Zweige der kaiserlichen Verwaltung dem Lehrer der Geschichte und des Latein eine Fülle auch im Unterricht zu verwertender Belehrungen bieten.

Wenn aber nichts zur besonderen Empfehlung des auch in der Ausstattung vortrefflichen Werkes, das in allem — namentlich sei hier des eingehenden Registers gedacht — mustergiltig ist und die sichere Hand des Meisters verrät, hier weiter gesagt werden soll, so mag doch der Freude Ausdruck gegeben werden, die alle Verehrer Hirschfelds darüber empfinden, daß es ihm vergönnt war, durch diese Neubearbeitung das 1876 begonnene Werk zum Abschluß zu bringen. Hirschfelds „Untersuchungen" waren allen, die sie durch eingehendes und immer gern wiederholtes Studium kannten, so vertraut geworden, daß sie sich freuen werden, im neuen Buch das alte wieder zu finden mit seinen alten Vorzügen auch in seinen neuen Teilen und in seiner neuen Gestalt.

Wie die erste Auflage dem lebenden, ist die zweite dem Andenken des verstorbenen Meisters, der es angeregt hat, Theodor Mommsens, gewidmet.

Wien. Dr. S. Frankfurter.

Georg Webers Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. 21. Auflage. Unter Mitwirkung von R. Friedrich, E. Lehmann, F. Moldenhauer und E. Schwab. Vollständig neu bearbeitet von A. Baldamus. 4. Band: Neueste Zeit. Leipzig, W. Engelmann 1905.

Welcher Wertschätzung in weiten Kreisen sich Webers Lehr- und Handbuch erfreut, davon zeugt die Tatsache, daß vom zweiten und hierauf vom ersten Bande dieser Auflage bereits neue Abdrücke notwendig geworden sind. Gleich den früher erschienenen Bänden ist auch der vorliegende einer sorgsamen Bearbeitung unterzogen worden. Der überreiche Stoff ist sachgemäß in neun Bücher (1. Die französische Revolution und die Neugestaltung Europas, 2. Literatur und Kunst Europas im Zeichen der Romantik, 3. Europa von der Stiftung der heil. Allianz bis zur Julirevolution, 4. Von der Julirevolution bis zur Februarrevolution, 5. Von der Februarrevolution bis zum Jahre 1863 [wir hätten lieber 1861 als den Beginn des Zeitalters Wilhelms I. gewünscht], 6. Die Gründung des Deutschen Reiches und die Vollendung der italienischen Einheit, 7. Literatur und Wissenschaft Deutschlands im 19. Jahrhundert, 8. Europa unter dem Einfluß der Friedenspolitik Kaiser Wilhelms I. und Bismarcks, 9. Die Zeit der neuen Weltpolitik und Weltwirtschaft), jedes Buch in eine Anzahl von Kapitel gegliedert worden. Herrschte bei jener das sachliche Moment vor, so gab in der weiteren Gliederung

meist das geographische den Ausschlag. Einzelne Partien waren schon in den früheren Auflagen in trefflicher Weise bearbeitet; selbst in diesen findet man stets die bessernde Hand und das Neue schließt sich dem Älteren gleichwertig an. Selbstverständlich sind da, wo mehrere Mitarbeiter an einem Buche tätig sind, nicht überall die vorausgesetzten Richtlinien einzuhalten, im ganzen ist aber doch zu sagen, daß der Charakter der Einheitlichkeit dem Buche nicht fehlt. Man darf es freudig begrüßen, daß der Gegenstand bis auf die jüngste Zeit herabgeführt ist, da das Buch erst hiedurch seinem Zwecke, in weite Kreise zu dringen, entspricht. Hie und da möchte man, namentlich in den Partien über Literatur und Kunst manches anders geordnet, vieles mehr gekürzt, einiges ganz beseitigt wissen. Auch an Verstößen fehlt es namentlich in den außerdeutschen Partien nicht. Ich hoffe, darüber noch an anderer Stelle einiges zu sagen. Im ganzen und großen wird der Band einen guten Abschluß des Ganzen bilden.

Graz. J. Loserth.

Dr. Max Immich, Geschichte des europäischen Staatensystems von 1660 bis 1789. München und Berlin, R. Oldenbourg 1905 (im 'Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte' von G. v. Below und F. Meinecke). 462 SS. 8°. Preis Mk. 12, geb. Mk. 13·50.

Kurz vor dem Abschlusse des Werkes, welches die Frucht langjähriger Studien ist, erlag der gelehrte Verf. einem tückischen Leiden, daher Freundeshand die Redaktion des Bandes besorgte. Immich ist ein Sproß der alten Droysenschen Schule in Berlin und er hat im Sinne derselben dem auf der umfassenden Basis von Relationen, Depeschen, Aktenpublikationen und publizistischen Sammelwerken begründeten Studium der europäischen Staatengeschichte des XVII. und XVIII. Jahrhunderts seine besten Kräfte gewidmet. Die Kapitel 'Allgemeine Bemerkungen über Quellen und Literatur zur Geschichte des europäischen Staatensystems von 1660—1789' und 'Quellen und Literatur' im besonderen für die einzelnen Staaten (S. 3—27) gewähren einen Einblick in das schier unübersehbare Quellenmaterial, das Immich seiner Arbeit zugrunde gelegt hat. Er betrachtet die geschichtlichen Ereignisse nicht als Sondergeschicke einzelner Staaten, sondern im Geiste der Neuzeit vom Standpunkte europäischer Gesamtgeschichte aus, gewinnt also jeweilig erhöhte Aussichtsstellen, von denen aus er den pragmatischen Zusammenhang bestimmter Horizonte durchschaut und klarlegt. Die Zeit um 1660, nicht gerade, wie gewöhnlich angenommen wird, 1648, erscheint ihm wegen der bedeutsamen Friedensschlüsse, durch welche eine Reihe von gewaltigen Wellenschlägen der Menschengeschichte zur Ruhe gelangte, als ein wichtiger Wendepunkt der europäischen Staatengeschichte. Das

Ende des XVII. Jahrhunderts gewinnt durch den im Frieden von Ryswik sich offenbarenden Niedergang Frankreichs einerseits und die durch den Karlowitzer Frieden von 1699 bezeichnete Vernichtung der Türkenmacht und die dadurch gesicherte Ausdehnung der Habsburgischen Monarchie anderseits den Charakter des Abschlusses großer weltgeschichtlicher Fragen. Einen weiteren Wendepunkt zeigt er mit dem Jahre 1740 auf, in welches das Aussterben der männlichen Linie des Hauses Habsburg und die Thronbesteigung des Königs Friedrich II. von Preußen fällt und damit ein Krieg anhebt, der fast alle europäischen Staaten in seine Kreise zieht. So gewinnt der Verf. in durchsichtiger Weise seine Einteilung in drei von leitenden Ideen beherrschte Abschnitte, deren Behandlung im einzelnen voll und ganz auf der Höhe moderner Geschichtsforschung steht. Besonders sei lobend hervorgehoben, daß derselbe, weit entfernt von einseitiger Friderizianischer Weltanschauung, die ganze Epoche von dem großen Gedanken des Kampfes zwischen habsburgischer und französischer Macht ableitet, wobei die Persönlichkeit Friedrichs II. bei allem Nachdrucke derselben nur als Glied einer großen Kette erscheint.

Wien. Dr. Karl Fuchs.

Dr. Karl Woynar, Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters für die oberen Klassen der Gymnasien. Wien, Tempsky 1904. 198 SS. Preis geb. 2 K 60 Pf.

Die Leser dieser Zeitschrift kennen die lebhafte und zum Teil unerquickliche Auseinandersetzung zwischen dem Verf. dieses Buches und seinem Rezensenten Schuh. Dieser hat gegen den Verf. den Vorwurf erhoben, daß sein Buch nicht selbständig gearbeitet sei „und in seiner ganzen Anlage eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Lehrbuch des Mittelalters von Zeehe aufweise“. Es ist wohl Pflicht eines Ref., wenn eine solche Behauptung einmal aufgestellt worden ist, dazu Stellung zu nehmen. Ref. muß auf Grund einer gewissenhaften Prüfung der beiden Lehrbücher sein Urteil dahin abgeben, daß nach seiner Überzeugung der Vorwurf nicht begründet ist. Allerdings hat Schuh eine Reihe von Stellen angeführt, wo in beiden Lehrbüchern bei Zeehe und Woynar derselbe Gedanke durch ähnliche oder auch gleichlautende Worte ausgedrückt ist, und daraus auf eine unzulässige Benützung des älteren Lehrbuches von Zeehe durch Woynar geschlossen. Aber ist dieser Schluß auch gerechtfertigt? Von der Prager Universität heißt es z. B. in beiden Büchern, daß sie nach Auswanderung der deutschen Studenten „von einer Weltuniversität zu einer Landesuniversität herabsank“. Aber dieser Gedanke findet sich nicht nur bei Woynar und Zeehe, sondern zuerst bei Huber (II, S. 432), den gewiß beide Verff. für die Partien der österreichischen Geschichte pflichtgemäß benützt

haben. Auf ähnliche Weise mag sich noch die Übereinstimmung mancher Stellen, die Schuh angeführt hat, erklären. Auch kann man wohl kaum in so allgemeinen Wendungen und Ausdrücken, wie z. B. „das Aufhören der Rodungen, der Kolonisationen und der Städtegründungen" als Ursache des Verfalles des Bauernstandes, oder „der dem Überirdischen zugewandte Sinn des Mittelalters", der in der Gotik zum Ausdruck kommt, oder gar Dalmatien, „das vielumstrittene Land" — ein Zeichen einer unstatthaften Übereinstimmung erblicken. Es sind dies eben zum großen Teil Urteile, die, einmal geprägt, in der historischen Literatur allgemeine Geltung erlangt haben. Aber, abgesehen von diesen einzelnen Stellen, ist doch die ganze Anlage, Anordnung und namentlich die Form der Darstellung in den beiden Büchern eine so verschiedene, daß man meiner Überzeugung nach nicht von einer „auffallenden Ähnlichkeit" sprechen kann. Man sollte doch mit solchen Vorwürfen etwas vorsichtiger sein.

Doch nun zu dem Buche selbst![1]) Was die Auswahl und Verteilung des Stoffes betrifft, so scheint mir, als ob das frühere Mittelalter bis zum 10. Jahrhundert etwas stiefmütterlich gegenüber den folgenden Perioden behandelt worden sei (39 SS.). Es fehlt in dieser Partie daher auch manches, was doch erwähnenswert wäre. So wird S. 18 die Begründung des omejadischen Reiches in Spanien gar nicht erwähnt, obwohl dann (S. 30) von einem Kalifat von Kordova gesprochen wird. S. 36 hätten doch die Straßburger Eide wegen ihrer Bedeutung für die Sprachgeschichte genannt werden sollen. Das großmährische Reich wird S. 37 nur ganz flüchtig erwähnt; ebenda fehlen die Namen der fünf Stammesherzogtümer. Vielleicht hätte diese Partie, namentlich die Zeit der Karolinger, etwas weniger knapp behandelt werden sollen; es hätte sich dafür, um den Umfang des Buches nicht zu sehr anschwellen zu lassen, in der Geschichte des späteren Mittelalters vom Interregnum an (43 SS.) einiges streichen lassen. Viel kürzer als Z. behandelt W. die religiösen und staatlichen Verhältnisse bei den Germanen und im Frankenreich zur Zeit der Merowinger, und wenn man erfahren hat, wie schwer es ist, diese rechtshistorischen Partien des Zeeheschen Lehrbuches den Schülern verständlich zu machen, so kann man ihm darin nicht Unrecht geben. Im übrigen enthält das Buch alles Wesentliche, was man für den Unterricht braucht. Daß der Lehrer nach seiner individuellen Auffassung hie und da etwas hinzufügen oder weglassen wird, ist selbstverständlich, das Lehrbuch soll ja nie den Lehrer überflüssig machen und, daß das Lehrbuch von Woynar dies nicht versucht, halte ich für einen Vorzug.

---

[1]) Die folgende Besprechung bezieht sich auf die erste Ausgabe des Buches von W. In der zweiten approbierten Ausgabe sind viele der hier geäußerten Wünsche bereits berücksichtigt und sämtliche gerügten Irrtümer beseitigt.

Auch mit der Anordnung des Stoffes kann sich Ref. im ganzen einverstanden erklären. Sehr lebhaft ist zwischen Woynar und Schuh die Frage erörtert worden, ob es besser sei, die Kreuzzüge bald nach dem Investiturstreit oder, wie es Woynar getan hat, bei Innocenz III. zu behandeln. Ich meine, daß es überhaupt etwas ermüdend wirken dürfte, die sieben Kreuzzüge, von denen ja doch die meisten einen ähnlichen Verlauf und Ausgang haben, in einem Zuge den Schülern vorzuführen, und würde empfehlen, zu der alten Methode zurückzukehren und die Ursache und Veranlassung der Kreuzzugsbewegung sowie den ersten Kreuzzug bald nach dem Investiturstreit zu besprechen und dann die übrigen an der entsprechenden Stelle einzuschieben. Übrigens verschlägt es ja nichts, wenn in einem Lehrbuch eine andere Anordnung getroffen ist; denn so sklavisch habe ich mich wenigstens nie an ein Lehrbuch gebunden gefühlt, daß ich geglaubt hätte, dem Vorgang desselben genau folgen zu müssen.

Die Darstellung ist fließend und faßlich, die Charakterbilder der einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten sind lebendig und anschaulich. Als recht gelungene Partien möchte ich hervorheben: den Investiturstreit (S. 57—65), Innocenz III. (S. 78—83), die Kreuzzüge (S. 83—97) und den großen kulturgeschichtlichen Abschnitt (S. 107—129). Die Titel und Überschriften sind wohlüberlegt und meistens gut gewählt. In der Auswahl der Namen und Zahlen ist die richtige Mitte zwischen zuviel und zuwenig gehalten; natürlich kann man ja auch da in irgend einem speziellen Falle vielleicht anderer Ansicht sein, es wäre aber doch kleinlich, über die Berechtigung eines Namens oder einer Jahreszahl in einem Lehrbuch streiten zu wollen. Die dem Buche beigegebenen Stammtafeln sind sehr übersichtlich und erleichtern dem Schüler das Verständnis.

Nun noch einige Einzelheiten!

S. 26: Rupert und Emmeran waren Franken und nicht Iren oder Schotten, wie man nach der Darstellung bei Woynar annehmen müßte, daher auch der Satz auf der vorangehenden Seite „ihre Bekehrung erfolgte nicht durch Glaubensboten aus dem benachbarten Frankenreiche“ usw. — in dieser allgemeinen Fassung nicht ganz richtig ist. S. 37. Nicht um 892, sondern 896 oder 897 besetzten die Magyaren Ungarn. S. 40. „Otto, der älteste Sohn Heinrichs I.“ und S. 41 „sein älterer Bruder Thankmar“. S. 48. Leopold des Erlauchten dritter Sohn Poppo war nicht Bischof von Bamberg, sondern (1016—1047) Erzbischof von Trier. S. 56. Heinrich III. erhob nach Klemens II. nicht vier, sondern drei deutsche Päpste. S. 76. Nicht „bei der Rückkehr vom Kreuzzuge“, sondern auf der Hinfahrt nach Palästina bestärkte Richard Löwenherz die Normannen in ihrem Widerstand gegen Heinrich VI. S. 98. Friedrich II. hat nicht „bei seinem Aufbruch nach Deutschland“ einen Kreuzzug gelobt, sondern bei seiner Krönung in

Aachen. S. 101. Der Reichstag im Jahre 1235, auf welchem das Landfriedensgesetz verkündet wurde, war nicht in Worms, sondern in Mainz. S. 148. Hier müßte gesagt werden, weshalb Ludwig von Bayern einen Vertrag mit den Habsburgern schloß, daß sich Wittelsbacher und Habsburger durch die bevorstehende Erwerbung Tirols durch die Luxemburger bedroht fühlten, weil sonst die Handlungsweise des Kaisers unverständlich und in einem schiefen Lichte erscheint. Die Vermählung der Margareta Maultasch mit Johann Heinrich fand übrigens schon vor dem Tode ihres Vaters 1330 statt. S. 170, Z. 6. Hier sollte erwähnt werden, wer nach dem Tode des Ladislaus Postumus in Böhmen und Ungarn folgte. In den Stammtafeln fehlen einige Persönlichkeiten, die im Texte genannt werden, so S. 193 Adelheid, Theophano und Gisela, die Gemahlin Konrads II., und S. 194 Hermann von Baden.

Derartige Versehen, wie sie sich wohl in der ersten Auflage eines jeden neuen Lehrbuches finden, können das günstige Urteil des Ref. über das Buch nicht beeinträchtigen.

Wien. W. Boguth.

Boeckh F., Der Religions-Unterricht in den höheren Lehranstalten. Vortrag, gehalten auf der XI. allgemeinen evang.-luth. Konferenz, am 29. September 1904 in Rostock. Wismar i. M. 1905. 31 SS. gr.-8°. Preis 80 Pf.

Wenn die Verlagsbuchhandlung H. Bartholi in einem Begleitscheine versichert, daß der Vortrag auf der Konferenz mit „größtem Beifall“ aufgenommen und auf besonderen Wunsch derselben dem Drucke übergeben wurde, so wird sie beim Leser Zustimmung finden. Inhalt und Form sind gleich mustergiltig, man fühlt sich mannigfach angeregt und wird den Ausführungen vollinhaltlich beipflichten. Der Unterricht darf keinen „einseitig intellektualistischen Zug gewinnen, sondern muß auch an die Willensentscheidung appellieren“. „Man darf es nicht unterlassen, den Schülern ins Gewissen zu rufen: „„Wären Sie auch in allen Stücken gebunden, — Gott und seinem Worte gegenüber stehen Sie frei. Dafür tragen Sie aber auch selbst die ganze Folge und schwere Verantwortung für den falschen Gebrauch der Freiheit““ (S. 9). Mit Rücksicht auf die hemmenden Einflüsse wird sich der Religionslehrer mit einem bescheidenen Erfolge begnügen müssen (S. 10), aber doch soviel zu erzielen haben, daß den Schülern der Unterricht in Religion der liebste sei und er später in den Kämpfen des Lebens seiner gedenke (S. 11). Es ist selbstverständlich, wenn B. auf das Fernehalten von wissenschaftlich-theologischen Erörterungen, von unsicheren Problemen und Hypothesen verweist (S. 13). Die Doppelaufgabe des Unterrichtes besteht einerseits im „Freistellen“ dessen, was in der Religion menschliche Zutat ist, und anderseits

im „Feststellen" der Heilswahrheiten der hl. Schrift (S. 14 ff.). B. ist davon überzeugt, daß die Religionslehre nicht erst „interessant" gemacht zu werden brauche, da das Wort Gottes, berechnet für die „Bedürfnisse des menschlichen Geistes und Herzens", selbst lebendig und kräftig ist. Nur insoferne ist das „Interesse" der Schüler zu wecken, als sie im Unterrichte zu spüren bekommen: „*Mea res agitur*" (S. 19). Es berührt sehr angenehm, daß im Vortrage auf die Notwendigkeit verwiesen wird, die Religionslehre in stete Verbindung zu setzen mit den Stoffen und Gebieten, in welchen die Schüler in ihrem Schulleben arbeiten und heimisch sind (S. 19). Eine besondere Würdigung verdienen die Worte, welche der Redner über das Verhältnis des Katechismus zum Religionsunterricht in höheren Lehranstalten sprach. Während es in den Intentionen des katholischen Episkopates zu liegen scheint, immer und immer wieder, auch in den oberen Klassen, auf die Worte des Katechismus zurückzukommen, eine Lehrmethode, die wir für einseitig und veraltet halten, sagt B. mit Recht: „Wohl sind es immer wieder die ewigen Wahrheiten, die auch schon der Katechismus lehrt; aber der Religionsunterricht in höheren Lehranstalten stellt eben auch höhere Anforderungen an die Art des Unterrichtes. Er muß sich auf einer gewissen Höhe bewegen. Was soll werden, wenn immer und immer wieder durch alle Klassen hindurch das Alte in der alten Form und Weise getrieben, wenn gar etwa die Zeit ausgefüllt wird mit Abhören eines auswendig gelernten Pensums?" (S. 20). Am Schlusse des Vortrages wird empfohlen, daß das vorgeschriebene Lehrpensum nicht ein Möglichstviel, sondern einen eisernen Bestand des Mindestmaßes enthalten solle, welches die Hauptsachen berücksichtige, auf die es ankomme (S. 30).

Pilsen. G. Juritsch.

Adolf Pahde, Erdkunde für höhere Lehranstalten. I. Teil: Unterstufe, 2., durchgesehene und verbesserte Auflage. Glogau, A. Flemming 1905. — II. Teil: Mittelstufe, erstes Stück, 2., durchges. u. verb. Auflage. Daselbst 1903.

Den beiden vorliegenden Teilen haften alle Vorzüge, aber auch alle Fehler an, die gelegentlich der Besprechung der übrigen bereits hervorgehoben wurden. Zu den ersteren zählt der stete Hinweis auf passende charakteristische Landschaftsbilder, vor allem aber das Brechen mit dem Telegrammstile, der in den Lehrbüchern der Erdkunde eine Zeitlang die Vorherrschaft führte. Daß das Streben, die Ausdrucksweise möglichst faßlich zu gestalten, eine Vergrößerung des Buchumfanges im Gefolge hatte, wird kein Einsichtiger dem Buche als Fehler anrechnen. Der Nachteil, den dieser Umstand mit sich bringt, wird eben reichlich durch den geistigen

Gewinn aufgehoben, den der Schüler aus einer wohlstilisierten, klaren Darstellung ziehen kann. Was nicht zu billigen ist, sind lediglich die zahlreichen ungeographischen Einzelheiten, die den Raum unter dem Striche bevölkern. In die Anmerkungen (I. Teil über 300, II. Teil, 1. Stück über 600!) findet sich aber mit Unrecht auch vieles verwiesen, das in ausführlicherer Weise im Texte hätte gebracht werden sollen. Es sei in dieser Hinsicht nur auf S. 2 und S. 9 des II. Teiles aufmerksam gemacht, wo nicht bloß die Zeitalter der Erde, sondern auch der Unterschied zwischen krystallinischen und Kalkgesteinen, viel zu kurz, um verstanden werden zu können, anmerkungsweise gestreift werden. Auffallend ist auch die Erklärung des Begriffes Regenhöhe oder die Gliederung der Moränen in Form einer Note unter dem Striche. Abgesehen von diesem Umstande ist das Buch als vortreffliches Lehrmittel zu bezeichnen. Auf einzelne Ungenauigkeiten, die auch in der zweiten Auflage nicht beseitigt wurden, sei nicht näher eingegangen. Stofflich sind die Anforderungen, die an die reichsdeutschen Gymnasiasten gestellt werden, oft viel höhere als bei uns. Der erste Teil des Buches enthält den Stoff der Sexta und Quinta, zum Teil auch den der Untersekunda. Auf 15 Seiten, wie mir scheint, etwas zu kurz, werden die Schüler mit den geographischen Grundbegriffen bekannt gemacht. Hierauf folgt eine Beschreibung der Gestalt und der Bewegung der Erde, u. zw. nicht bloß der Rotation, sondern auch der Revolution. Ein kurzer Überblick über die Erdteile bildet die Grundlage für die eingehende Behandlung des Deutschen Reiches (im Buche Deutschland genannt). Der zweite Teil, für die Quarta und Untersekunda bestimmt, hat Europa mit Ausnahme des Deutschen Reiches zum Gegenstande.

Wien. J. Müllner.

Sammlung von Aufgaben aus der Arithmetik, Trigonometrie und Stereometrie von H. Müller und M. Kutnewsky. II. Teil. Ausgabe *A*, für Gymnasien. 2., verbesserte und stark gekürzte Auflage. Leipzig und Berlin, Verlag von Teubner 1905.

Die Sammlung umfaßt den geometrischen Übungsstoff der 6. und 7. Klasse, sowie den arithmetischen Übungsstoff der 7. Klasse der österreichischen Gymnasien, außerdem spezielle Gleichungen dritten Grades, Aufgaben über den Satz von Moivre, über größte und kleinste Werte, aus der Wahrscheinlichkeitsrechnung und über das Kugeldreieck.

Die Sammlung ist in allen Teilen sehr reichhaltig, so z. B. enthält sie 59 Aufgaben über die regelmäßige vierseitige Pyramide, alle Aufgabenkreise sind vertreten, die Aufgaben vollkommen zweckentsprechend ausgewählt und klar stilisiert; auch manche neue

Aufgabe und manche alte in neuem Gewande wurde vorgefunden. Einen ganz besonderen Vorzug dieser Sammlung bildet die sorgfältige, systematische Anordnung der Aufgaben. Unter derselben Nummer sind stets eine Reihe verwandter Aufgaben zusammengestellt, von denen aber doch jede einzelne eine selbständige Arbeit verlangt. Hiedurch wird dem Lehrer der Gebrauch des Buches sehr erleichtert und Mißgriffe in Bezug auf die häuslichen Übungen lassen sich leicht vermeiden. Die verwendeten besonderen Zahlen sind, nach den Stichproben zu urteilen, sorgfältig gewählt, so daß die weitere Rechnung in vielen Fällen sich sehr vereinfacht. Wenn aber in vielen Aufgaben für π der Wert $\frac{22}{7}$ vorgeschrieben wird, um durch 11 oder 7 im späteren Verlauf der Rechnung kürzen zu können, so widerspricht dies den Grundsätzen über das Rechnen mit unvollständigen Zahlen. So liefert Aufgabe S. 214, 2, 2 das Ergebnis $v = 22\,dm^3\ 176\,cm^3$, während eine richtig angelegte Rechnung $v = 22\,dm^3\ 186\,cm^3$ ergibt.

Es mögen nun noch einige Einzelheiten Erwähnung finden. In dem Abschnitte „Gleichungen zweiten Grades mit mehreren Unbekannten" wird in der Gruppe *b*, *δ* der Ausgangspunkt, die homogene Gleichung $ax^2 + bxy + cy^2 = 0$, vermißt. Bei vielen geometrischen Aufgaben dieses Abschnittes wird mit Recht anschließend die Konstruktion auf Grund der erhaltenen algebraischen Ausdrücke verlangt. Doch sind einige Aufgaben hiezu gänzlich ungeeignet, wie z. B. S. 22, 67 *e* „Ein gleichschenkliges Dreieck zu zeichnen aus der Mittellinie $m_b = 19\,cm$ und dem Inhalt $J = 24\sqrt{70}\,qcm$." Sollte aber hier nur die numerische Berechnung der Seiten verlangt sein, so ist die Konstruktion wertlos. Auch einige physikalische Aufgaben dieses, sowie anderer Abschnitte fordern zu einer Bemerkung heraus. In ihnen, wie z. B. S. 27, 74 *b*) und *c*), werden nur Veränderungen in der fertigen Formel verlangt, wie sie in Wirklichkeit nie auftreten können. Solche unnatürliche, gekünstelte Aufgaben können das physikalische Wissen nicht fördern, sie wirken eher schädlich.

Aus dem Abschnitte über Diophantische Gleichungen verdient die schöne Anwendung auf die Molekulargleichungen chemischer Prozesse besonders hervorgehoben zu werden.

Anschließend an die reziproken Gleichungen wird auch eine Methode entwickelt, eine kubische Gleichung, die mindestens eine ganzzahlige Wurzel hat, aufzulösen und zur Lösung von arithmetischen, planimetrischen und besonders stereometrischen Aufgaben verwertet. Ganz abgesehen von der Umständlichkeit des Verfahrens dürfte wohl weder dem Lehrer noch dem Schüler eine Methode viel Freude bereiten, die nur an das Ziel führt, wenn zufällig eine Wurzel eine ganze Zahl ist. Einen teilweisen Ersatz, falls dieses Kapitel übergangen wird, bieten jene Aufgaben über größte und kleinste Werte, welche auf kubische Gleichungen führen.

In der Trigonometrie muß die große Anzahl gut gewählter Aufgaben aus der angewandten Geometrie, Nautik, Astronomie und Physik hervorgehoben werden. Der Kosinussatz wird als Pythagoreischer Lehrsatz bezeichnet. Der Hinblick auf die Ausdrücke „Sinussatz, Tangentialsatz", sowie der Umstand, daß jener Ausdruck allgemein für den engeren, auf das rechtwinklige Dreieck beschränkten Lehrsatz gebraucht wird, hätte hievon abhalten sollen. Bei einigen Aufgaben könnte der Stern, durch welchen angedeutet wird, daß sie auf quadratische Gleichungen führen, besser wegbleiben, weil sich dieselben auch nach einer rein trigonometrischen Methode lösen lassen.

In der analytischen Geometrie wird die ausschließliche Bevorzugung der besonderen Zahlen manchmal zum Fehler. Leichtere Aufgaben sollten außer in besonderen auch in allgemeinen Zahlen gelöst werden, besonders dann, wenn die allgemeine Lösung die Möglichkeit einer weiteren Erörterung oder einer Determination bietet. Die Zahl der elementaren Aufgaben, sowie der Konstruktionsaufgaben ist hinreichend groß, hingegen die Zahl der „vermischten Aufgaben" entschieden zu gering. Es sei noch bemerkt, daß die allgemeine Assymptotengleichung der Hyperbel, die gleichseitige Hyperbel ausgenommen, nicht in den Rahmen dieser Sammlung paßt, da nur rechtwinklige Koordinaten zur Verwendung gelangen sollen.

Es ist wohl selbstverständlich, daß einzelne kleine Mängel den Wert eines so umfangreichen Werkes nicht vermindern; es kann daher diese Aufgabensammlung namentlich mit Rücksicht auf das gut ausgewählte Zahlenmaterial auch für den Handgebrauch des Lehrers empfohlen werden.

Wien. A. Neumann.

Karl Heumann, Anleitung zum Experimentieren bei Vorlesungen über anorganische Chemie zum Gebrauche an Universitäten, technischen Hochschulen und höheren Lehranstalten von Prof. Dr. Kühling. 3. Auflage. Mit 404 in den Text eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1904. 818 SS. 8°.

Das schöne und wertvolle Buch ist auch in der neuen, der 3. Auflage, eine fast unerschöpfliche und sehr verläßliche Quelle von Experimenten. Obzwar es in erster Linie für Universitäten und technische Hochschulen bestimmt ist, so findet sich darin doch auch eine reiche Fülle von Versuchen und Vorschriften, die an der Mittelschule mit Nutzen verwertet werden können. Das Werk ist in jeder Hinsicht dem modernsten Standpunkte angepaßt. Die Vorlesungs-Experimente werden so eingehend geschildert, daß dieselben einem nur einigermaßen geübten Experimentator auch sicher gelingen werden. Bei der Beschreibung der modernen Audi-

toriumseinrichtungen wird auf die Hilfsmittel für elektrochemische und Projektionsversuche besonderer Wert gelegt. Weil der Herausgeber der vorliegenden Auflage die Entwicklung der anorganischen Chemie in den letzten 15—20 Jahren illustrieren wollte, mußten besonders aus den Gebieten der physikalischen Chemie, der Elektrochemie, der Pyro- und Kältechemie Versuche in reichlicherem Maße aufgenommen werden. Dafür wurden erhebliche Kürzungen an solchen Stellen vorgenommen, „welche Parallelversuche in mehrfacher Anordnung, Methoden zur Darstellung von Präparaten, welche zur Zeit käuflich zu erhalten sind, und ähnliches enthalten. Daß als die zweckmäßigste Beleuchtung für Auditorien das elektrische Licht hingestellt wird, ist eigentlich selbstverständlich. Das über die Ventilation Gesagte ist in Anbetracht der Wichtigkeit dieser leidigen Angelegenheit auch für Mittelschulen ungemein interessant und Ref. kann es nicht unterlassen, einige Lehrsätze daraus hieher zu setzen. „Es ist zweckmäßig, von den an der Wand des Hörsaales angebrachten Abzügen mehrere von verschiedener Größe zur Verfügung zu haben.“ „Die Ventilation der Abzüge geschieht mit Hilfe von Tonröhren, welche entweder mit den Schornsteinen oder mit einer durch Dampf oder elektrische Kraft betriebenen Ventilationsanlage in Verbindung stehen.“ „Der Abzug muß auch dann noch funktionieren, wenn eines seiner Fenster geöffnet ist, weil man häufig genug gezwungen ist, das Digestorium unter diesen Bedingungen zu benützen.“ „Die zuverlässigste Ventilation wird immer noch durch zweckmäßige Verbindung derselben mit einem gut funktionierenden Schornstein geschaffen. Damit letzterer einen guten Luftstrom hervorbringt, muß er genügend hoch über dem Dache ausmünden und darf vor allem nicht von benachbarten Gebäuden überragt werden. Zweckmäßig ist es auch, wenn er mit einem drehbaren Aufsatze versehen ist, der vom Winde bewegt wird und bewirkt, daß der letztere von der geschlossenen Seite her an der Öffnung vorbeistreicht und nicht in den Schornstein direkt hineinweht.“

Die Versuche mit flüssiger Luft sind sehr anschaulich und sehr ausführlich beschrieben; sie sind aber meist wohl nur für Hochschulen berechnet. Recht interessant ist auch die Verwendung der Anlagen zur Darstellung komprimierter Luft „zur Erregung eines starken Luftstromes, wie er zur Erzeugung hoher Temperaturen mittels Gebläseflammen und ähnlichen Zwecken gebraucht wird.“

Recht gut sind die Angaben über die Aufbewahrung verschiedener Gase in sog. „Bomben“ und die Behandlungsweise dieser Aufbewahrungsgefäße; so wird z. B. vor einer gar zu sorglosen Behandlung derselben gewarnt und auf die Explosionsgefahr bei den so häufig verwendeten Sauerstoffbomben aufmerksam gemacht.

Neben solchen mehr großzügigen Anordnungen wird aber ab und zu auch Vorrichtungen das Wort geredet, die mit ganz einfachen Mitteln herzustellen sind; es sei da z. B. nur eines Vor-

lesungsthermometers gedacht, sowie der Weisung über die Art, wie weite und kurze Glasröhren abzuschneiden sind oder der Aufnahme des Viktor Mayerschen Verfahrens zur Demonstration des Dulong-Petitschen Gesetzes, endlich der von Ostwald herrührende einfache experimentelle Nachweis, daß bei einer chemischen Reaktion das Gewicht der Produkte gleich ist der Summe der Gewichte, welche die Ausgangsmaterialien besaßen.

Daß von so autoritativer Seite ab und zu ausgehende Verwarnungen bezüglich allzu großer Unternehmungslust von Seite des Experimentators nutzbringend sein können, bedarf fast keiner Erwähnung. „Derartige Versuche — über Chlorstickstoff — dürfen überhaupt nur in wohl ausgestatteten Hochschulhörsälen ausgeführt werden, in welchen zwischen Experimentiertisch und Zuhörerbänken genügende Entfernung ist“ heißt es z. B. S. 349. Auch die Bemerkung über Phosphorbrandwunden ist zu loben. S. 447.

Bezüglich der Namengebung wäre anstatt des durchwegs gebrauchten „Chlormetall“ besser „Metallchlorid“ zu setzen. Selbstverständlich dürfen Chlor, Brom und Jod nicht „Haloïde“ genannt werden (S. 434). Die Orthographie ist die modernste und überall konsequent durchgeführt.

Die Illustrationen sind nicht nur sachlich gut, sondern meist auch schön geraten. Durch Fig. 244 (S. 333) wird allerdings das Auge beleidigt; diese Abbildung ist in Bezug auf Perspektive mißlungen.

Das dem Buche beigegebene Register ist, wie durch oftmalig angestellte Stichproben festgestellt wurde, sehr genau gearbeitet, also zweckentsprechend; es trägt also sein Scherflein dazu bei, auch den neuen Heumann zu einem durchaus verläßlichen Ratgeber des Experimentators zu machen.

Prof. Dr. J. Lorscheid, Lehrbuch der anorganischen Chemie. Mit 154 in den Text gedruckten Abbildungen und einer Spektraltafel in Farbendruck. 16. Auflage von Dr. Friedrich Lehmann. Freiburg i. Br., Herder 1904. 8°, 814 SS.

Seit dem Erscheinen der 15. Auflage, die in dieser Zeitschrift ausführlich angezeigt worden ist, sind erst zwei Jahre verflossen, ein Zeichen, daß sich das Buch ununterbrochen des besten Rufes erfreut.

Die Einleitung behandelt die Begriffe: Weltall. Materie und Energie. Naturkörper. Konstanz der Materie und Energie. Physikalische und chemische Veränderungen der Materie. Physik und Chemie. Einfache und zusammengesetzte Naturkörper. Teilung und Zerlegung. Element. Anzahl und Einteilung der Elemente. Chemischer Prozeß. Aufgabe der Chemie. Affinität. Chemische Ver-

bindung. Gesetz der konstanten Proportionen. Gesetz der multiplen Proportionen. Gesetz der Verbindungsgewichte. Atomhypothese. Atom und Molekül. Atomgewicht. Formelsprache. Einteilung der Chemie. Die ganze Einleitung umfaßt nur 10 Seiten; darin „konnten einige schwierigere theoretische Erörterungen umso eher in Wegfall kommen, als der Abschnitt 'Allgemeine Chemie' (S. 273 ff.) darüber im Zusammenhange hinreichend Aufschluß gibt". „Die in vielen Teilen veraltete 'Tabelle der wichtigsten Konstanten der chemischen Elemente' wurde durch die vom internationalen Atomgewichtsausschuß herausgegebene Atomgewichtstabelle 1904 ersetzt, die die Atomgewichte sowohl auf $O = 16$, als auch auf $H = 1$ bezieht und so den beiden herrschenden Richtungen Rechnung trägt."

Von dem bisher als Anhang beigegebenen „Grundriß der Mineralogie" wurde nur die tabellarische Übersicht der wichtigsten Minerale beibehalten.

Der speziellen Chemie sind 262 SS. gewidmet (den Metalloiden 142, den Metallen aber 120).

Zeitgemäße Ergänzungen und Änderungen des Lehrstoffes haben an vielen Stellen stattgefunden; so z. B. Abänderung des Begriffes Katalysator oder Kontaktsubstanz. Erweiterung des Abschnittes über die Sprengstoffe. Ergänzte, bezw. berichtigte Beschreibung der sog. „Edelgase". Über die Fabrikation „deutscher Zündhölzchen". Über Kohlenstaubexplosionen. Über Gasselbstzünder. Darstellung mehrerer Elemente nach dem Goldschmidtschen Verfahren usw. (Die zeitgemäße Berichtigung der statistischen Angaben geschah hauptsächlich auf Grund der Veröffentlichungen des kaiserl. statistischen Amtes und des Reichsamtes des Innern.) Des weiteren wurden die Bezeichnungen Grammolekül, Grammatom und Grammäquivalent, sowie der Begriff des Molekülarvolumens neu aufgenommen.

Als besonders lobenswert soll die klare Ausdrucksweise, die sich besonders bei der Formulierung von „Gesetzen" vorteilhaft geltend macht, hervorgehoben werden; desgleichen der Umstand, daß bei den einzelnen Gesetzen in aller Kürze darauf bezügliche historische Angaben eingeschaltet werden, wodurch in einer sehr angenehmen Weise geschichtliche Kenntnisse vermittelt und, da derselbe Gegenstand hiebei von mehreren Seiten aus betrachtet wird, auch das Verständnis der Sache selbst erheblich gefördert wird.

Ref. ist der Überzeugung, daß binnen kurzer Zeit das Büchlein wieder eine neue Auflage erleben wird.

Wien. Joh. A. Kail.

Die Wissenschaft. Sammlung naturwissenschaftlicher und mathematischer Monographien. Heft 3. Elektrizität und Materie. Von Dr. J. J. Thomson, Mitglied der Royal Society, Prof. der Experimentalphysik an der Universität in Cambridge. Autorisierte Übersetzung von G. Siebert. Mit 19 eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1904. Preis geh. 3 Mk.

Den Inhalt dieses Buches bilden Vorlesungen, welche der Verf. im Mai 1903 an der Yale-Universität in der Stadt New Haven gehalten hat. In diesen Silliman-Vorlesungen hat Prof. Thomson versucht, die Bedeutung der neuen Fortschritte in der Elektrizitätslehre für unsere Ansichten über die Konstitution der Materie und die Natur der Elektrizität zu diskutieren, welche beiden Fragen so eng miteinander verknüpft sind, daß — wie der Verf. zutreffend bemerkt — die Lösung der einen auch zur Lösung der andern führt. Wichtig sind die in der vorliegenden Schrift enthaltenen Vorträge auch deshalb, weil in ihnen die Verbindung zwischen der Elektronentheorie und der Maxwell-Faradayschen Vorstellungen über die Kraftlinien in einer sehr ansprechenden und übersichtlichen Weise dargelegt wurde und weil — allerdings nur kurz — die Anschauungen Thomsons über den Aufbau der Atome entwickelt wurden, wobei die radioaktiven Elemente besonders eingehende Besprechung erfuhren. Thomson, der selbst zu den bedeutendsten Forschern auf dem Gebiete der Elektrizitätslehre gehört, hat im Verlaufe seiner Vorlesungen sehr häufig seinen originellen Standpunkt eingenommen und Anschauungen in die Betrachtungsweise des Gegenstandes eingeführt, die als neu zu bezeichnen sind.

Zuerst wird das elektrische Feld durch Kraftlinien dargestellt. Sehr bald führt der Verf. in die Betrachtungen den Begriff der Kraftröhren ein. Es wird gezeigt, daß die von Maxwell eingeführte elektrische Verschiebung in einer beliebigen Richtung die Anzahl der Faradayschen Röhren ist, die durch eine Flächeneinheit gehen, welche in dem betreffenden Punkte auf dieser Richtung senkrecht steht. Im weiteren Verlaufe seiner Entwicklungen studiert der Verf. den Fall, wenn die Faradayschen Röhren in Bewegung sind, hierbei kommt er zu dem Satze, daß durch die Bewegung der Faradayschen Röhren magnetische Kraft erzeugt wird, daß aber nur die Bewegung einer Röhre senkrecht zu sich selbst die magnetische Kraft erzeugt. Als spezieller Fall wird die gleichförmige Bewegung einer elektrisch geladenen Kugel in Erwägung gezogen. In diesem Beispiele wird der Begriff der Bewegungsgröße eingeführt, die durch einen elektrischen Punkt und einen Magnetpol erzeugt wird. Das Moment derselben wird gerechnet und der Zusammenhang dieses Begriffes mit jenem des Vektorpotentiales, das Maxwell in seiner Theorie der Elektrizität einführte, dargestellt.

Im zweiten Abschnitte (elektrische und gebundene Masse) wird der Zusammenhang zwischen der Bewegungsgröße im elektrischen Felde und den Faradayschen Röhren, durch welche der

Zustand des elektrischen Feldes dargestellt wird, erläutert. Hier wird die Vorstellung eingeführt, daß die Masse eines geladenen Teilchens durch die Masse des Äthers erzeugt wird, der durch die mit der Ladung verbundene Faradaysche Röhre gebunden ist.

Als Wirkungen der Beschleunigung der Faradayschen Röhren betrachtet der Verf. die Röntgenstrahlen und das Licht und gelangt unter anderem zu dem Ergebnisse, daß ein geladenes Teilchen, dessen Bewegung beschleunigt wird, eine Stoßwelle elektrischer und magnetischer Kraft erzeugt, in der die Kräfte dem Abstande von dem Teilchen umgekehrt proportional sind. Wichtig erscheint auch die von Prof. Thomson gemachte Bemerkung, daß die Lichtwellen selbst eine Struktur besitzen, wodurch mehrere sich darbietende Erscheinungen ihre Erklärung finden.

Im 4. Abschnitte, der von der atomistischen Struktur der Elektrizität handelt, werden die elektrischen Ladungen besprochen, die den Anfang und das Ende der Kraftlinien bilden und die Annahme gemacht, daß diese Ladungen eine atomistische Struktur besitzen, indem jede Ladung aus einer Anzahl begrenzter individueller Ladungen aufgebaut ist, die alle einander gleich sind. Zunächst werden zum Beweise die Gesetze der Elektrolyse von Flüssigkeiten angeführt, dann die Leitung der Elektrizität durch Gase betrachtet, bei der der atomistische Charakter der Elektrizität noch deutlicher zutage tritt, als bei der Leitung durch Flüssigkeiten. Im folgenden beschäftigt sich der Verf. mit der Betrachtung der Natur der Systeme, welche die Ladungen tragen. Der Verf. spricht die Ansicht aus, daß das negativ elektrische Fluidum einem gasförmigen Fluidum von korpuskularer, anstatt molekularer Struktur gleicht, während ein positiv elektrischer Körper ein solcher ist, der einen Teil seiner Korpuskeln verloren hat. Auf diese Weise entwickelt der Verf. eine Theorie der elektrischen Erscheinungen, welche mit der unitarischen Theorie von Franklin einige Ähnlichkeit besitzt.

Im folgenden geht der Verf. zur Erörterung der Konstitution des Atoms über. Er gelangt zu der Ansicht, daß das Atom eine Anhäufung einer Anzahl einfacherer Systeme ist. Die Korpuskeln werden als die Bestandteile der Ursysteme betrachtet; das Ursystem kann als ein elektrisches Paar vorgestellt werden, mit einer negativen Korpuskel an dem einen Ende und einer gleichen positiven Ladung am anderen. Diese Ende werden durch elektrische Kraftlinien verbunden gedacht, denen materielle Existenz zugeschrieben wird. Weiters zeigt der Verf. wie die Korpuskeln im Atom kinetische Energie verlieren oder gewinnen.

Im folgenden werden die Erscheinungen der Radioaktivität und der radioaktiven Substanzen erläutert, u. zw. wird der Charakter der Strahlung besprochen, dann die Emanation radioaktiver Substanzen, die induzierte Radioaktivität, die Abscheidung des aktiven Bestandteils vom Thor; hierbei sieht sich der Verf. zu der

Annahme veranlaßt, daß in den radioaktiven Substanzen die Energiequelle ist und nicht äußeren Ursprung hat, u. zw. deshalb, weil die Radioaktivität von Substanzen in allen Fällen, in denen sie lokalisiert werden konnte, eine vorübergehende Erscheinung ist. Jedenfalls sprechen die bisher beobachteten Phänomene dafür, daß die Quelle der Radioaktivität eine Umwandlung im Atom ist.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Diatomeen der Rhein-Mainebene. Von Dr. Leopold Dippel, ord. Prof. a. D. in Darmstadt. Mit 372 farbigen Abbildungen. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn 1905. VI und 170 SS. Lexikon-8°.

Der berühmte Forscher auf dem Gebiete der theoretischen und angewandten Mikrokopie und Botanik bringt in dem vorliegenden Werke eine systematische Darstellung der „reichgestaltigen, manche seltene Arten und Formen aufweisenden Diatomeenflora der Rhein-Mainebene“, die aber zugleich auch für Mitteleuropa Geltung hat, da das genannte Flußgebiet die meisten mitteleuropäischen Formen enthält. Der systematischen Anordnung liegt das von Schütt in den „natürlichen Pflanzenfamilien“ gegebene System zugrunde, Otto Müllers erfolgreiche Forschungen werden, insoweit sie den Anschauungen des Verfassers entsprechen, hiebei herangezogen. Die weitgehende Unterteilung, die klaren und präzisen Definitionen geben dem Werke den Charakter eines Bestimmungshandbuches, das so gearbeitet ist, daß es auch einem der Diatomeenkunde ferne stehenden Naturfreunde ein vortrefflicher Führer sein kann. Ganz besonderen Wert aber erlangt es durch die in gelblichgrünem Tone beigedruckten Abbildungen aller Arten, fast sämtlicher Abarten und vieler weniger bekannten Formen, von denen zumeist die Schalen- und die Gürtelseite in großen, überaus naturgetreuen Zeichnungen dargestellt sind; wo es nötig erschien, sind auch Ober- und Unterseite der Schale gezeichnet. Ich möchte die Bilder der Pinnularia-, Surirella- und Campylodiscus-Arten als besonders gelungen gebührend hervorheben. Welche Arbeit in dem Buche steckt, zeigt eine einfache Zahlenangabe: Von dem vielgestaltigen *Navicula*-Genus werden 96 Arten und Formen abgebildet; von *Amphipleura pellucida* wird ein Schalenstück in 3000 facher Vergrößerung gebracht. In Bezug auf die Nomenklatur hat der Verf. sich an die Pariser Kongreß-Regeln gehalten.

Des schöne Buch wird voraussichtlich der Erforschung der Diatomeen, dieser so überaus zierlichen und verhältnismäßig leicht zu sammelnden Wesen, neue Freunde gewinnen.

Krems. Dr. T. F. Hanausek.

Dr. B. Plüß, Unsere Bäume und Sträucher. Anleitung zum Bestimmen unserer Bäume und Sträucher nach ihrem Laube, nebst Blüten- und Knospentabellen. 6., verb. Aufl. Mit 124 Bildern. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung 1905.

Jeder Freund der Natur stellt, wenn er bei seinen Spaziergängen an einen Baum oder Strauch herantritt, sich die Frage nach dem Namen der Pflanze. Wie oft wird er gestehen müssen, daß der Name seinem Gedächtnisse entschwand. In diesem Falle wird das vorliegende Büchlein ihm ein höchst willkommener Ratgeber sein. Da der Spaziergänger selten in die Gelegenheit kommt, Holzgewächse nach ihren Blüten zu bestimmen, so ergibt sich die Notwendigkeit, Bestimmungstabellen nach dem Laube aufzustellen. Die diesem Büchlein beigegebenen Tabellen werden ihren Zweck sicherlich vollständig erfüllen, weil sie sich durch Einfachheit und Übersichtlichkeit auszeichnen und zahlreiche instruktive Illustrationen jeden Zweifel beheben. Den Bestimmungstabellen nach den Blättern folgen Tabellen nach den Blüten und Knospen. Die Beschreibung der Holzgewächse, die mit den dazu gehörigen Abbildungen die gute Hälfte des Buches einnimmt, erhöht den Wert desselben; das handliche Format des Bändchens ermöglicht es, dasselbe auf allen Spaziergängen leicht mitzuführen.

Wien. H. Vieltorf.

Berühmte Kunststätten. Leipzig, E. A. Seemann 1898—1903.

Wir verweisen auf diese in ihrer Art einzige Publikation alle diejenigen, welche den Wunsch haben, die auf einer Reise erlebten Kunstgenüsse in der Erinnerung wieder nachzugenießen; dann aber auch jene große Anzahl von Kunstfreunden, die sich auf eine Städtereise gründlich vorzubereiten pflegen; endlich jene, die aus irgend welchen Gründen verhindert sind, reisen zu können und durch Autopsie alles das kennen zu lernen, was das Entzücken des Kunstfreundes auf Reisen ausmacht. — Der bekannte, rührige Leipziger Verlag von Seemann hat nun seit dem Jahre 1898 etliche zwanzig Bände erscheinen lassen, welche in Form von Monographien berühmte Kunststätten mit all ihrem Reichtum an Schönheit trefflich in Wort und Schrift schildern. Wir hatten schon vor mehreren Jahren Gelegenheit, einzelne dieser Bände hier ausführlich zu besprechen und erinnern nur an unsere Referate über das alte Rom, das Rom der Renaissance, Venedig, Pompeji, Prag, Brügge und Ypern, Nürnberg, Siena, Ravenna. Heute verweisen wir auf die ähnlich reich ausgestatteten seither erschienenen Bände.

Nach dem Osten Europas führt uns Eugen Zabel in dem Bande „Moskau“, den er dem seit dem Kriege so oft genannten

russischen Verkehrsminister Fürsten Chilkow widmet. — Der von uns hier wiederholt zitierte Karl Eugen Schmidt — Paris, weiß uns in dem Bande „Cordoba und Granada" in seiner bekannten positiven Art sowohl mit den künstlerischen als auch ethnographischen Eigentümlichkeiten dieses hochinteressanten Gebietes auf das Anziehendste vertraut zu machen. Nach Egypten führt uns Franz Pascha in dem reich illustrierten Bande „Kairo". Von anderen erwähnen wir den Band „Florenz" von Adolf Philippi, ein höchst wertvolles Buch, „Bologna" von Ludwig Weber, „Straßburg" von F. F. Leitschuh, „Danzig" von Arthur Lindner und endlich „Augsburg" von Berthold Riehl. — Für öffentliche, sowie für Lehrer- und Schülerbibliotheken stellen diese Bände eine sehr wertvolle Erwerbung vor.

Wien. Rudolf Boeck.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Über moderne Ausgestaltung des naturhistorischen Kabinettes.

Ein eigentümlicher Gegensatz kommt in diesem Titel zum Ausdrucke, ein Gegensatz, der sehr bezeichnend den Kontrast zwischen moderner naturwissenschaftlicher Forschungsweise und jenem früher betriebenen naturkundlichen Studium hervorhebt, das, ganz auf systematisch-klassifikatorischer Grundlage aufgebaut, sein Endziel in der Erlangung der Kenntnis möglichst vieler Artnamen und ihrer Zugehörigkeit zu formalen Systemgruppen erblickte und als Mittel zu diesem Zwecke möglichst reichhaltige „Kabinette“ anzulegen trachtete. Die moderne, biologisch-entwicklungsgeschichtliche Forschung beginnt seit einiger Zeit aber auch in die von konservativem Sinne solange ängstlich verschlossene Schulstube Eingang zu fordern und zu finden. Hand in Hand damit vollzieht sich naturgemäß eine Umwandlung in der inneren Einrichtung der Schulmuseen, welche noch öfters, als man glaubt, den Namen „Kabinett“, aber leider im Sinne des täglichen Wortgebrauches, verdienen.

Diese innere Umwandlung ging von den Lehrern der Naturgeschichte aus, welche die Ergebnisse der modernen Wissenschaft und deren ungeheuren Bildungswert der Schule zugute kommen lassen wollten und demgemäß nicht nur in die Methode des Naturgeschichtsunterrichtes, sondern auch in die Anlage und Ausgestaltung der Schulsammlungen umformend eingriffen. Den toten Balg der Tiere, welche in „Habt-Acht“-Stellung nebeneinander gereiht waren, ersetzten in natürlichen, Bewegung und Leben atmenden Positionen modellierte Objekte, vielfach traten biologische Gruppenbilder hinzu, und die Ontogenese des Einzelwesens wurde durch lehrreiche Entwicklungsserien vorgeführt. Auch in der Botanik, wo das lebende Objekt seit jeher schon eine größere Rolle spielte als im Tierreiche, mußte daran gedacht werden, das tote Herbarmaterial durch lebende Pflanzen zu verdrängen oder mindestens durch Berücksichtigung des biologischen Momentes etwas zu beleben. Noch eindring-

licher freilich lassen sich biologische Dinge in Formalin konserviert vorführen, Gründe, weshalb dem Herbarium jetzt im Unterrichte und in den Sammlungen nur mehr ein sehr untergeordneter Platz eingeräumt wird. In weit größerem Umfange als man es bisher versucht, können in der Pflanzenkunde entwicklungsgeschichtliche Präparate hergestellt und benützt werden, die allerdings einen größeren Aufwand an Geld erfordern als die Aufbewahrung der trockenen Pflanzenleichen auf den Spannblättern. In ähnlicher Weise wird statt eines einzelnen Handstückes des Feldspates dem Schüler die Entstehung verschiedener Umwandlungsprodukte desselben vorgeführt, zu dem einzelnen Stücke Granit treten die weiteren Veränderungen bis zum Stadium der Ackererde hinzu, geologische Modelle und Apparate ergänzen wesentlich die Leistungen der geologischen Profile usw.

Daß eine in dem angedeuteten Sinne eingerichtete Schulsammlung nicht nur den Kostenpunkt empfindlich berührt, sondern auch weitaus größere Ansprüche als bisher an die Raumgestaltung stellt, ist wohl klar; wie lange aber wird es dauern, bis diesen Anforderungen entsprochen wird?

Ich will die Geldfrage hier nicht weiter berühren und auch von der anfangs skizzierten Musealeinrichtung nicht weiter reden. Durch vorzügliche Schriften und treffliche Lehrer hat diese Seite der Frage alle die Förderung erfahren, die ihr die Fachlehrer zuteil werden lassen konnten. Nun aber setzt die Macht des Erbauers der Schule ein, die sich von den treffendsten und überzeugendsten Forderungen der Unterrichtsmethode nicht mehr überzeugen läßt; die den Lehrer nicht fragt: Wie sollen wir Dir die Schule bauen, in welcher Du den Schülern Kenntnisse beizubringen hast? sondern die ihm zuruft: Nach unseren Plänen wurde eine Schule errichtet; sieh nun zu, wie Du darinnen zurecht kommst! Trotzdem aber halte ich es für wichtig, daß die bauliche Ausgestaltung des naturhistorischen Kabinettes auch im einzelnen dargestellt und vollberechtigte Wünsche für die weitere Inneneinrichtung geäußert werden. Ich will in der folgenden Darstellung, die kein Einsichtiger als utopistisch und übertrieben bezeichnen kann, aus den Ansprüchen, welche an den Unterrichtsbetrieb und an den Fachlehrer für Naturgeschichte auch in den Instruktionen gestellt werden, die Berechtigung und Notwendigkeit der von mir vertretenen Forderungen ableiten. Die leitenden Grundsätze mögen kurz durch die Schlagworte angedeutet werden: Das lebende Objekt, Selbstanfertigung von Präparaten, wissenschaftliche Fortbildung des Lehrers, Schülerarbeiten.

Ich glaube wohl unwidersprochen den Satz an die Spitze stellen zu können: Der Sammlungsraum (d. i. der museale Teil, das sogen. „Naturalien-Kabinett") sei ein für sich bestehendes, abgeschlossenes Ganzes. Nichts soll darinnen aufbewahrt werden, was nicht bereits den Weg der Desinfektion gegangen oder endgiltig präpariert ist. Der Einlauf an Naturalien sollte wegen der großen Gefahr der direkten Einschleppung von Schädlingen oder der indirekten infolge Erzeugung oder Ansammlung von Staub und Schmutz stets in einem anderen Zimmer untergebracht sein, welches ich als Arbeitsraum bezeichnen möchte. Dazu kommt, daß der

Sammlungsraum der Beleuchtungsverhältnisse wegen hie und da gegen grelles Licht wird verdunkelt werden müssen; dadurch aber ist das Präparieren oder viele sonstige Arbeiten natürlich zum mindesten erschwert, in manchen Fällen gänzlich ausgeschlossen. Soll nun nicht das eine oder das andere, man könnte fast sagen, beides darunter leiden, so ist eine Sonderung im angedeuteten Sinne durchaus nötig. Über die vielfach schon erörterte Anlage und Einrichtung des Sammlungsraumes, der stets geräumig, gegen Norden gelegen und trocken sein sollte, will ich mich hier nicht weiter verbreiten.

Der Arbeitsraum[1]) ist vor allem für die Arbeiten des Lehrers bestimmt. Ihm obliegt ja die nichts weniger als geringe Sorge um die Instandhaltung der Sammlungen, er wird gewiß viele Objekte selbst präparieren und untersuchen wollen und müssen; nach den Instruktionen z. B. ist es nicht zuviel verlangt, wenn er wenigstens zu skelettieren, Raupen zu präparieren u. a. versteht. Sind nun diese und ähnliche Reinigungs- und Präparationsarbeiten im Interesse der Schulsammlung durchaus nötig und unvermeidlich, so gibt es eine zweite Gruppe von Arbeitsthemen, welche mit der Schule zunächst nur indirekt, aber umso inniger durch die Persönlichkeit des Lehrers selbst zusammenhängen. Schließlich könnte man ja sehr viele der vorerwähnten Arbeiten auch von fremder Hand anfertigen lassen und die moderne Technik der Berufspräparatoren kommt den Anforderungen der Schule sehr oft verständnisvoll entgegen. Was ich aber hier meine, das bezieht sich auf die wissenschaftliche Betätigung des Lehrers, dem unter allen Umständen die Möglichkeit geboten sein muß, sich selbst fortzubilden, da man von ihm mit Recht ein Schritthalten mit der Entwicklung seines Faches verlangt. „Der Lehrer muß — wie überhaupt — so auf dem Gebiete der Naturwissenschaften wissenschaftlich weiterarbeiten“[2]). Lektüre allein oder das Anhören von Vorträgen — beides ist in Provinzstädten oft ebenso schwer oder unmöglich wie der Anschluß an eine Hochschule — führt nirgends so wenig zum Ziele wie im Bereiche der Naturwissenschaften. Der Lehrer muß sich selbst eine Anschauung über dieses oder jenes Kapitel seiner Disziplin bilden können und die hiezu nötigen Hilfsmittel müssen ihm zur Verfügung gestellt werden. Man kann von keinem Lehrer verlangen, daß er sich ein Privatlaboratorium anschaffe. Wem die hier gestellte Forderung zu hoch zu sein scheint, der möge stets bedenken, daß die zur Ausgestaltung des Arbeitsraumes nötigen Geldmittel sich immer durch intensiveren oder sachgemäßeren Unterricht schnell bezahlt machen. Selbst wenn sich der Lehrer einer ganz speziellen Detailarbeit zuwendet, so bleibt der Gewinn für ihn und damit für seinen Unterrichtsgegenstand nicht aus[3]).

---

[1]) Die Notwendigkeit und Vorteile desselben hat jüngsthin auch Bachmann (in der Freien Schulzeitung 1905, Nr. 22) auseinander gesetzt.

[2]) J. Wallentin, „Über die Methodik des Physikunterrichtes an der Mittelschule“ (in der Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1902, LIII 698 ff.).

[3]) Ich kann es mir nicht versagen, auf einen Aufsatz eines Fachkollegen für Physik (Kleinpeter in Zeitschr. f. Lehrmittelwesen und

Zur Ausstattung dieses Raumes ist vor allem ein kräftiger, zum Präparieren und Mikroskopieren geeigneter Tisch mit Laden, am Fenster stehend, erforderlich. Seine Platte ist am besten mit mattschwarzem, säurefesten Anstriche zu versehen, für zootomische Arbeiten zweckmäßig mit einer Spiegelglasplatte zu belegen. Auf die Möglichkeit, selbst an trüben Wintertagen oder abends eine zum Arbeiten ausreichende Beleuchtung nicht bloß des Zimmers, sondern auch des Tisches herstellen zu können, muß bei der Anlage schon Rücksicht genommen werden. Nahe dem Fenster an einer Seitenwand findet ein kleiner chemischer Arbeitstisch Platz, welcher bei verschiedenen mineral-chemischen oder bei chemisch-physiologischen Versuchen — ich denke dabei speziell auch an die größerer Pflege werten tierphysiologischen Versuche — Verwendung findet. Selbstredend muß dieser Tisch mit Gas- und Wasserleitung und mehreren Abzweigungshähnen versehen sein. Leicht ließe sich auch an Stelle eines chemischen Herdes ein einfacher Rauchabzug anbringen. An einer Schmalseite des Tisches etwa oder daneben an der Wand ist ein geräumiges, säurefestes Ausflußbecken aus Steingut anzubringen und dabei eine kleine Wasserstrahlluftpumpe aufzumontieren. Dieselben sind heutzutage sehr leistungsfähig und billig und können mit größtem Vorteile zu diversen Experimenten benützt werden, z. B. um Luft oder Gase durch Kulturgefäße zu leiten u. a. m. Ebenso wäre hier, um überflüssige Rohrleitungen zu ersparen, der geeignete Platz, einen einfachen Heißwasserapparat an der Wand zu befestigen. — Auf einem Wandbrette daneben finden vielleicht eine Wage oder Apparate Platz, welche eine mehr zitterfreie Aufstellung verlangen. Auf kleinen Wandkonsolen sind Flaschen mit destilliertem Wasser, Alkohol und Formalin unterzubringen. Etwa die Mitte des Zimmers nimmt ein Tisch mit Laden ein, dessen Seitenteile aufklappbar sind. Ein großer Schrank zur Aufbewahrung der Mikroskope, feinerer Apparate, Farbstoffe usw. ist unentbehrlich. Oft genug wird der Lehrer in die Lage kommen, mikroskopische Präparate anzufertigen, wozu er u. a. heutzutage auch ein Mikrotom benützen wird, in dessen Gebrauch der Lehramtskandidat ja an manchen Hochschulen eingeführt wurde. Natürlich muß ein kleines Luftbad mit Thermoregulator, das auch sonst gut zu gebrauchen ist, vorhanden sein.

Teils hier, teils im dritten Zimmer, das wir Kulturraum nennen wollen, sind mit Vorteil pflanzenphysiologische Experimente aufzustellen und vorzuführen. Gerade auf den experimentellen Teil des naturgeschichtlichen Unterrichtes sollte in den oberen Klassen ein besonderer Nachdruck gelegt werden, da er dieselben Ziele zu verfolgen hat wie der physikalische Unterricht, von welchem der oben zitierte Autor[1]) gelegentlich sagt: „Gerade diese Teile der Lehre vom Lichte zeigen in vollster

---

pädagog. Literatur I, 1905, S. 19), mit dem ich ganz übereinstimme, hier hinzuweisen, worin der Autor u. a. auch verlangt, das Kabinett solle auch die Mittel bieten, etwaige neue wissenschaftliche Ideen oder Vermutungen auf ihre Stichhältigkeit hin prüfen zu können.

[1]) Wallentin, l. c. S. 709.

Deutlichkeit die Methode, welche der Forscher auf physikalischem Gebiete einschlagen muß, um die Erkenntnis der Erscheinungen zu vertiefen und zu erweitern". Die Mittel und Wege wissenschaftlicher Forschung aufzuzeigen bedeutet meines Erachtens für den Schüler weit mehr Gewinn, als die Vermittlung positiver Wissenstatsachen, die nur zu bald wieder der Vergessenheit anheim fallen. In den Fällen, da die biologisch-teleologische Erklärungsweise auf unsicherem Grunde ruht, droht für die Schule die große Gefahr, daß sie ihre Zöglinge zu seichten und blasierten Alleswissern macht, statt sie denken zu lehren. Gerade hier kann und muß die experimentelle Forschungsmethode aufbauend und weiterführend eingreifen. Indem die Schüler aufgefordert werden, auf irgend eine einfache Frage der Physiologie eine Antwort zu suchen, zwingt man sie selbständig Anschauungen zu entwickeln, Schlüsse zu ziehen und Versuchsanstellungen zu ersinnen, welche die Entscheidung zwischen verschiedenen Denkmöglichkeiten herbeiführen sollen. So reiht sich Gedanke an Gedanken, Frage auf Frage, Schluß an Schluß, und der Schüler hat dabei nicht nur seine Urteilskraft geschärft, seine Beobachtungsgabe ausgebildet, sondern das erzielt, was ich oben schon betont habe: er hat einen Einblick in die Methode wissenschaftlicher Forscherarbeit getan, er hat, wenigstens im einzelnen Falle und im kleinen die Schwierigkeiten ahnen gelernt, die dem nach Wahrheit ringenden Menschengeiste sich allerorten entgegenstellen. Wer zu dieser Erkenntnis gekommen ist, dem wird es nie beikommen, jenem Laienhochmute zu verfallen, der auf die Wissenschaft, als dem sogenannten „gesunden Menschenverstande" unebenbürtig, verachtungsvoll herabschaut. Und das ist kein kleiner Gewinn. Und außerdem erwirbt der Schüler auf diese Weise durch selbsttätige Geistesarbeit die jederzeit wieder kontrollierbaren Grundlagen einer denkenden Naturauffassung, die den Keim zu tiefster Naturverehrung in sich trägt. Wenn unser Naturgeschichtsunterricht dieses Ziel erreicht, dann hat er genug getan. Ich behaupte, daß ein derart herangebildeter Mensch, auch wenn er keine einzige Pflanze und kein einziges Tier mit Namen kennt, unendlich tiefer in das Verständnis der Natur eingedrungen ist, als der beste Kenner der Fauna und Flora seiner Heimat, welcher sonst eben nichts von den Tiefen der Natur kennen gelernt hat.

Doch ich bin abgeschweift. Meine Erörterungen sollten nur beweisen, daß, die Notwendigkeit experimentellen Unterrichtes zugegeben, die Raum- und Innenausgestaltung unserer „Kabinette" dementsprechend sofort in größerem Maßstabe als bisher erfolgen muß.

Der schon erwähnte Kulturraum hat ebenfalls volle Berechtigung einer selbständigen Existenz. Die Instruktionen fordern, daß jedes „Kabinett" über Aquarium, Terrarium, Zwinger zu Insektenzuchten und über Vorrichtungen zu Zimmerkulturen verfüge. Daß je ein Exemplar der eben genannten Dinge für einen intensiven Unterrichtsbetrieb ausreichen könnte, wird niemand behaupten. Daß aber eine größere Anzahl

derselben weder im Sammlungs- noch im Arbeitsraume ohne oft störende Benachteiligungen auf allen Seiten (z. B. durch die unvermeidliche Entwicklung von Feuchtigkeit) aufgestellt werden kann, ist ebenso klar. Muß doch der Kulturraum auch die Möglichkeit bieten, manche für den Unterricht (namentlich aus Pflanzenphysiologie) wichtige Pflanze kalt zu überwintern. Ein Warm- oder Treibhaus aus ihm machen zu wollen, ist ja ausgeschlossen. Aber heizbar muß er sein, sollen nicht manche Kulturen auf das empfindlichste geschädigt werden. Sehr wichtig ist es, daß er über eine ausgiebige und variable Beleuchtung verfüge. Am besten entspricht dieser Anforderung ein Eckzimmer, welches die verschiedenen Kulturgefäße je nach ihrem Lichtbedürfnisse aufzustellen erlaubt. Jedenfalls darf Sonnenlicht nicht fehlen. Einige feste Ständer auf Rollfüßen, mehrere solide Wandbretter, ein starker Tisch und ein verschließbarer Schrank sind die Haupteinrichtungsgegenstände. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß auch hier Wasserleitung und Abfluß unbedingt nötig sind. Käfige mit kleineren lebenden Tieren, welche hie und da auszuwechseln sind, werden zweckmäßig von Zeit zu Zeit demonstriert werden. Gewiß finden sich unter den Schülern Liebhaber, welche bei der Fütterung usw. mittun wollen. Diese einfache Art der Beschäftigung mit der Natur, ebenso wie das Betreuen von Topfpflanzen, ist für die Schüler genuß- und lehrreich. Sie sollen ja auch nach den Instruktionen zu Arbeiten herangezogen werden, womit in erster Linie Präparierarbeiten und Bestimmungsübungen gemeint sind. Ich möchte den Rahmen dieser praktischen Tätigkeit aber sehr erweitert haben. Ich kenne Anstalten, an denen Schülern die Gelegenheit geboten wird, nicht nur mikroskopische Präparate aus der Pflanzenanatomie anzufertigen, sondern wo von Schülern sogar physiologische Versuche, z. B. Wasserkulturen in Nährstofflösungen gemacht werden. Derartig eingehenderer und selbsttätiger Beschäftigung mit der Natur, welche mitunter für die ganze spätere Lebensrichtung maßgebend werden kann, eröffnet sich für die Zukunft noch ein weites Arbeitsfeld, das ebenso gewiß bebaut werden wird, wie jetzt bereits die Chemie an manchen Schulen praktisch von den Zöglingen gehandhabt wird, oder die Physiker, wenigstens in verschiedenen Vorschlägen zur Ausführung praktischer Schülerarbeiten, sich die Sache denken. Dazu gehört aber vor allem der Besitz einiger einfacher Mikroskope samt zugehörigen Bestecken und Reagenzien, so wie die Möglichkeit, einige Arbeitsplätze einzurichten. Am einfachsten könnten an den Fenstern des Sammlungsraumes, welche durch keine Kulturgefäße besetzt sind, aufklappbare Tischchen in der Fortsetzung der Fensterbrettebene angebracht werden, umso eher, wenn diese Fenster nach Norden gerichtet sind. Es gehört aber ferner noch das Vorhandensein einer größeren Anzahl diverser Bestimmungsbücher für Pflanzen, Insekten usw. ebenfalls zu den unabweisbaren Bedürfnissen eines praktisch zu erteilenden Unterrichtes.

Gewiß wird es mitunter recht erwünscht sein, einen Verschlag auf dem ohnehin fast ganz unbenützten Dachraume sein eigen nennen zu können, wo außer der Desinfektionskiste eventuell auch noch andere weniger gebrauchte Geräte Aufstellung finden. Mitunter kann man die

Amateurphotographen unter seinen Schülern zu ganz interessanten Vegetations- oder Tieraufnahmen oder zu Photographien geologisch lehrreicher Szenerien veranlassen. Wenn sie Gelegenheit haben, in dieser leicht zu adaptierenden Dachkammer ihre Aufnahmen zu entwickeln, werden sie dem Lehrer gerne behilflich sein, eine Sammlung geologisch interessanter Punkte der Heimat, die käuflich kaum zu erhalten ist, anlegen zu helfen. Auch als Kulturraum, z. B. für Dunkelkulturen, wäre die Dachzelle zu benützen. Unter Umständen kann vielleicht mit größerem Nutzen ein Kellerraum hiezu umgestaltet werden.

Daß ein im bisher skizzierten Sinne gehaltener Unterricht eines eigenen Lehrzimmers bedarf, sollte man für selbstverständlich halten. Es hätte sich an die übrigen Räume unmittelbar anzuschließen und die mannigfachsten Vorteile für sich. Ich will kurz folgende anführen [1]. Zunächst wäre hier die Naturgeschichte einmal ebenso für sich, wie die Chemie, d. h. es würde das Interesse und die Aufmerksamkeit des Schülers weit mehr konzentriert werden, als wenn er außer Naturalien und deren Abbildungen auch noch geographische Landschaftsbilder und Landkarten, historische Gemälde, Abbildungen aus der Kunstgeschichte und vielleicht noch klassische Altertümer und religiöse Darstellungen kunterbunt durcheinander erblickt. Hier wäre ferner der geeignetste Platz zur Aufstellung der oben erwähnten Arbeitstische für die Schüler. Sodann aber können hier ungestört Versuche und Kulturen aufgestellt werden, was in den Klassenzimmern meist ganz ausgeschlossen ist, und endlich leiden die Demonstrationsobjekte bei dem kurzen Transporte weitaus weniger, als wenn sie Gänge weit, treppauf, treppab oft durch eine wogende Schülerschar durchgetragen werden müssen. Eine neu zu erbauende Schule wenigstens sollte auf keinen Fall eines solchen Lehrzimmers entraten müssen; ein Lehrsaal für Physik, wenn er auch immer zur erforderlichen Zeit frei und zur Verfügung wäre, würde immer nur ein sehr schwacher Ersatz sein, der nur dann den Nachteil einigermaßen ausgleichen würde, wenn er im Besitze eines guten Skioptikons ist. Auch dessen Vorhandensein muß heutzutage geradezu als unabweisbar gelten, worüber kein Wort mehr zu verlieren ist.

Daß die Realisierung solcher und anderer Bedürfnisse (nicht des Einzelnen, sondern des Unterrichtsgegenstandes) sehr viel kostet, ist klar. „Doch [2]) sind die Ausgaben für die zweckmäßige Einrichtung der naturgeschichtlichen und physikalischen Kabinette, auch wenn sie sich höher, als bislang üblich war, gestalten, solche, die reichlich Zinsen tragen; gehört doch den Naturwissenschaften und deren Anwendungen in der Technik die Zukunft. Der Erhalter der Schule übernimmt mit deren Gründung gleichzeitig auch die Verpflichtung, für dieselbe in der besten Weise zu sorgen. Wenn die Bedingungen

[1]) Ich freue mich, dieselbe Forderung nach einem eigenen Lehrzimmer auch von anderer Seite gestellt zu finden: vgl. Schwaighofer in der Zeitschr. f. Lehrmittelwesen und pädagog. Literatur I (1905), Nr. 4.

[2]) Wallentin, l. c. S. 703.

für einen in jeder Beziehung gedeihlichen Unterrichtsbetrieb nicht in vollständigstem Maße vorhanden sind, sehe man lieber von der Schaffung neuer Anstalten ab." Und ferner: „Die Dotation eines physikalischen Kabinettes darf keine dürftige sein, damit durch eine sachgemäße, dem heutigen Stande der physikalischen Technik entsprechende Behandlung der Experimentalphysik in der Schule . . . das erreicht werde, was man als Ökonomie des Unterrichtsbetriebes bezeichnen kann. Diese Ökonomie nimmt nicht nur auf die Zeit, sondern auch auf die geistige und physische Kraft des Lehrers und der Schüler Bezug". Man könnte fast mit denselben Worten auch von der Naturgeschichte sprechen und ich habe diesen Sätzen nichts mehr hinzuzufügen.

Was von den vorgebrachten Wünschen heute noch als Übertreibung erscheinen könnte, wird und muß in Zukunft als selbstverständliche Forderung betrachtet werden, wenn die Zeit gekommen sein wird, wo die Naturwissenschaften jeden Versuch, sie zu verkürzen, unmöglich machen werden. Heutzutage freilich verdient unser Jahrhundert den Namen des naturwissenschaftlichen im Sinne einer Charakteristik unseres Bildungsganges noch lange nicht. Dann aber wird der Naturgeschichtsunterricht an den Lehrer solche Anforderungen stellen, daß es unmöglich sein wird, ihn außer mit Naturgeschichte noch mit anderen Unterrichtsgegenständen zu belasten. „Doch das ist eine andere Geschichte."

Ich schließe. Je mehr der Grundsatz sich Bahn bricht, die Natur nur in der Natur und an der Natur zu studieren, desto mehr muß sich neben der noch fehlenden Organisation naturhistorischer (und geographischer) Exkursionen die Ausgestaltung unserer naturhistorischen Kabinette in dem Sinne entwickeln, der sich in den Worten zusammenfassen läßt: Weniger Museum, mehr Arbeitsstätte!

Wien. Prof. Dr. L. Linsbauer.

Wohlfahrtseinrichtungen an den österreichischen Mittelschulen[1].

Heute gibt es kaum eine größere Stadt, die nicht in ihren Mauern eine Mittelschule beherbergte. Nimmt man nur eine flüchtige Durchsicht der alljährlich am Schlusse des Schuljahres erscheinenden Programme vor, so entfaltet sich vor dem Auge des Beschauers ein erfreuliches Bild; denn überall, wo die Wissenschaft ihre Stätte aufgeschlagen, ist man nach Kräften bemüht, den wissensdurstigen Jünglingen die Arbeit zu erleichtern, vor allem aber bestrebt, ihnen die Sorge ums tägliche Brot abzunehmen. Und das mit gutem Grunde und vollem Rechte. Nicht bloß die Söhne vermöglicher Eltern drängen sich zu den Bildungsstätten, sondern auch die Kinder der Armut kommen, um am reichgedeckten Tisch

[1]) Aus einem Vortrag, gehalten an einem Elternabend des Mariahilfer Gymnasiums in Wien.

ihren Hunger zu stillen; viele von ihnen sind nicht imstande, die großen materiellen Opfer zu bestreiten, mit denen heutigen Tages das Studium nun einmal verbunden ist. Haben sich ja die Zeiten gewaltig geändert.

Wie ein Märchen mutet es uns an, wenn wir vernehmen, daß ein Student aus Frankfurt a. M. für Wohnung und Verköstigung im Hause des Universitätsprofessors Ulrich Zasius zu Anfang des XVI. Jahrhunderts jährlich 10 fl., sage zehn Gulden bezahlte und daß im Jahre 1451—52 sich die gesammten Ausgaben, welche der Junker Ort zum Jungen aus Frankfurt a. M. für sich und seinen Hofmeister an der Universität Erfurt an Kost, Wohnung, Kleidung, Wäsche, Kollegienhonorare und sonst zu machen hatte, im ganzen auf 26 fl. beliefen [1]).

Um diese Beträge schafft man heute nicht einmal die nötigen Lernbehelfe an, ganz abgesehen von allem anderen.

Und darum nun, weil das Studium heute mit großen Kosten verbunden ist, sollen die weniger Bemittelten davon ausgeschlossen werden? Jeder Freund des Volkes wird darauf mit einem kräftigen „Nein" antworten. Wohl hört man nicht selten selbst aus den interessierten Lehrerkreisen Stimmen, welche die höhere Bildung als ein Privilegium der besser situierten Gesellschaftsklassen betrachtet wissen wollen. Wäre denn das in unserer Zeit, in der man den Fortschritt auf allen Linien mit hochtönenden Worten preist, nicht eine Wiederkehr zum alten Kastenwesen? Nein und abermals nein, die wissenschaftliche Ausbildung muß allen Klassen der Gesellschaft zugänglich sein und bleiben. So möchte ich die Freiheit der Wissenschaft aufgefaßt und verstanden sehen. Jene Anschauung wäre aber auch ungerecht und gefährlich zugleich.

Ungerecht, weil man den ärmeren Klassen, aus denen sich ja naturgemäß nur wenige Individuen dem langwierigen Studium zuwenden, eine materielle Besserung ihrer Lage unmöglich machte; gelingt es ja doch ohnehin nur einzelnen und besonders Begabten, die vielen schweren Hindernisse zu überwinden und Oberwasser zu erlangen.

Gefährlich wäre jene Anschauung, weil durch sie nur wieder den professionsmäßigen Hetzern zur Unzufriedenheit der Massen ein neues, hochwillkommenes Agitationsmittel in die Hand gedrückt würde; nicht mit Unrecht könnten sie dann behaupten, daß es die heutige Gesellschaft auf die Entrechtung und geistige Bevormundung der großen Menge abgesehen habe. Noch gefährlicher aber wäre es für die ganze Gesellschaft selbst, da ja gerade aus dem schaffenden Volke der Sauerteig entnommen werden kann und muß, durch den dem alternden Gesellschaftskörper neues, frisch pulsierendes Leben zugeführt wird; sonst ginge derselbe ja an *Marasmus senilis* zugrunde.

Woher würden wohl auch diejenigen Stände, die heute noch vor allen die Pflege des wahren Idealismus auf ihre Fahne geschrieben haben, der geistliche und der Lehrerstand, ihren Nachwuchs nehmen, wenn nicht aus den ärmeren Schichten der Bevölkerung? Denn nur die Kinder des

---

[1]) Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit IX 45—46.

Volkes kennen dessen Leiden und Sorgen aus eigener Erfahrung, sie fühlen mit ihm und suchen sein Los möglichst zu erleichtern.

Es ist daher eine dankenswerte Aufgabe, ja für die vermögenderen Klassen geradezu Pflicht, den aufstrebenden Elementen und talentierteren Jünglingen aus den ärmeren Schichten der Bevölkerung den Weg zur Erreichung des hohen Zieles zu bahnen und bei der Verfolgung ihrer Pläne hilfreich beizustehen.

Wie unsagbar traurig ist es, daß manches gottbegnadete Talent nur aus dem Grunde verkümmert, weil ihm die Mittel zur Ausbildung mangeln, oder daß es auf Abwege gedrängt wird oder endlich ganz zugrunde geht.

Freilich wird von mancher Seite sofort erklärt, der Staat solle sich der einzelnen annehmen; doch ist ja das Kind zuerst ein Glied der Familie; diese muß in erster Linie für das Fortkommen des Kindes sorgen; der Staat hat erst in entfernterer Reihe die Sorge für die heranwachsende Jugend zu übernehmen; es liegt auch klar auf der Hand, daß eine allgemeine Erziehung auf Staatskosten selbst die reichsten Staaten bankerott machen müßte, weil ja jetzt schon das Unterrichtsbudget in den einzelnen Kulturstaaten eine bedeutende Höhe erreicht hat.

Hier muß also die Privatwohltätigkeit einsetzen und daß sie es tut und mit Verständnis tut, dafür liefern uns eben die Jahresberichte der einzelnen österreichischen Mittelschulen schlagende Beweise.

Ohne Zweifel hat aber diese Privatwohltätigkeit einen religiösen Hintergrund; denn allezeit lehrte die katholische Religion die Notwendigkeit und den Nutzen guter Werke und betrachtete besonders die Gründung und Erhaltung der Schulen als ein vorzügliches, gutes Werk. Es sei mir gestattet, hier einen kurzen historischen Überblick über die Gründung von Mittel- und Hochschulen einzufügen [1]).

Bekanntlich nahm im Mittelalter und auch in der Neuzeit die Kirche an der Gründung niederer, mittlerer und hoher Schulen den regsten Anteil, ja sie gab auch vielfach den Anstoß hiezu; ebenso ließen es sich aber die Vertreter der Kirche angelegen sein, die bestehenden Schulen zu unterstützen und zu fördern. Man erkannte eben allseits den Nutzen und die Notwendigkeit der Schulen; schreibt doch auch Seb. Brant in seinem „Narrenschiff“: „Denn Anfang, Mittel, End der Ehre Entspringt allein aus guter Lehre“.

So wurden zu Gunsten der einzelnen Schulen Vermächtnisse gemacht, Bibliotheken gegründet, bestehende erweitert und vermehrt; all dies geschah aus den Volks- und Bürgerkreisen heraus.

Zu großem Einflusse gelangten die Schulen der von Gerhard Grote in den Niederlanden gestifteten Brüderschaft vom gemeinsamen Leben, die gewöhnlich „Fraterherren“ genannt werden. Die Niederlassungen der Brüder erstreckten sich allmählich den Rhein hinauf bis nach Schwaben und reichten am Ende des XV. Jahrhunderts von der Schelde bis zur Weichsel, von Cambrai durch ganz Norddeutschland bis nach Culm in

[1]) Janssen, Geschichte des deutschen Volkes.

Westpreußen. Der gesammte Unterricht in diesen Schulen war von christlichem Geiste durchdrungen; der Schüler lernte die Religion als die Trägerin des ganzen menschlichen Daseins, als die Grundlage aller wahren Bildung betrachten; dabei wurde ihm aber zugleich ein bedeutendes Maß gelehrter Kenntnisse und eine gute Methode des Studiums vermittelt und er gewann eine ernste Liebe zur eigenen, wissenschaftlichen Beschäftigung. Von allen Seiten strömte die lernbegierige Jugend in diese Anstalten. Die Zahl der Schüler belief sich in Zwolle oft auf 800—1000, in Alkmar auf 900, in Herzogenbusch auf 1200 und in Deventer ums Jahr 1500 sogar auf 2200.

Weil der Unterricht unentgeltlich erteilt wurde, so standen auch den minder Bemittelten die Anstalten offen. Auch in denjenigen Städten, wo die Fraterherren nicht selbst Schulen errichteten, waren sie doch für das Schulwesen tätig, indem sie Lehrer für die Stadtschulen lieferten, das Schulgeld für die ärmeren Schüler bezahlten und sie mit Büchern und anderen Lehrmitteln versahen.“

Papst Eugen IV., Pius II. und Sixtus IV. förderten eifrig diese Brüderschaft. „Unter den deutschen Kirchenfürsten war ihr tätigster Gönner der Kardinal Nicolaus von Cues, der, selbst ein Schüler von Deventer, der dortigen Schule durch eine reiche Stiftung für 20 arme Studierende aus seiner rheinischen Heimat eine feste Stütze gab.“

Berühmte, ums deutsche Volk hochverdiente Männer, waren teils Lehrer teils Schüler an diesen „Armen-Schulen“; so: der ehrw. Thomas a Kempis (Zwolle), Nicolaus von Cues, Erasmus, Rudolf Agricola, Alexander Hegius, Rudolf von Langen, Ludwig Dringenberg; letztere drei wurden besondere Förderer der klassischen Studien auf deutschem Boden; sie werden mit Recht als die Väter des sogenannten älteren deutschen Humanismus bezeichnet.

Förderte also die Kirche, wie dies eine Beispiel uns lehrt, durch ihre Vertreter die Schule und ganz besonders die ärmeren Schüler in Deutschland, so vergaß sie auch in unserem engeren Vaterlande nicht auf ihre Pflicht. Es würde heute zu weit führen, auf alle jene Schöpfungen hinzuweisen, die in Österreichs Gauen zu Gunsten der Schule von der Kirche errichtet wurden. Eines genüge. In allen Domkapiteln besteht noch heute die Dignität des Domscholasticus, ein schlagender Beweis hiefür, daß sich der Bischof und sein Klerus seit den Tagen des großen Hrabanus Maurus, der einer der Nachfolger des Apostels der Deutschen auf dem erzbischöflichen Stuhle von Mainz ist, in liebevoller Weise der Schule annahmen.

Als in den neueren Zeiten unter der großen Kaiserin Maria Theresia das Schulwesen in Österreich auf eine neue Grundlage gestellt wurde, war es wieder ein Geistlicher, der Abt Joh. Ignaz Felbiger von Sagan, der dieser Aufgabe seine ganze Kraft lieh.

Der höhere Unterricht ruhte bis zur Aufhebung des Jesuitenordens in den Händen der Mitglieder desselben; daß es einzelne unter ihnen gab, die durch ihre hervorragende Gelehrsamkeit und ihr besonderes Lehrgeschick sich auszeichneten, kann auch heute nicht vergessen werden.

Mit Dankbarkeit wollen wir jener Männer gedenken, die in Österreich die alte Lateinschule verständnisvoll in eine neuere Form hinüber führen halfen. Daß es auch heute bei ihnen weder am Können noch am Wollen fehlt, beweist doch am besten der blühende Zustand der unter der Führung des wiedererstandenen Ordens neu errichteten Lehranstalten.

An die Stelle des aufgehobenen Jesuitenordens trat sofort ein anderer: die *patres piarum scholarum.* Die Piaristen traten das Erbe an; die ältere Generation unter uns weiß noch manches über diese wohlmeinenden Lehrer zu erzählen; sicher aber ist das Eine, daß die ärmeren Schüler an ihren geistlichen Lehrern allzeit hilfsbereite Freunde und Gönner fanden. Doch die neuere Zeit eilte im Sturmschritte vorwärts, allerorts erhoben sich neue Schulen, der Lehrkräfte wurden immer mehr verlangt, der Staat nahm die Überwachung und Erhaltung der mittleren Schulen fast ganz in seine Hand, die weltlichen Lehrfächer wurden weltlichen Lehrpersonen, die an den Universitäten die zum Lehramte erforderlichen Fähigkeiten erworben hatten, übertragen. Die Schülerzahl war natürlich ungeheuer gewachsen und es trat nun auch an die Schule selbst die Aufgabe heran, für die Unterstützung der ärmeren Schüler in geeigneter Weise Vorsorge zu treffen, denn die Schulstiftungen aus alter Zeit waren für die Bedürfnisse der neuen Zeit völlig unzureichend.

Unter den verschiedensten Titeln, Studentenunterstützungsvereine, Schülerladen usw. wurden von Privatpersonen, Lehrkörpern, Gemeinde- und Landesverwaltungen Einrichtungen ins Leben gerufen, mit der Bestimmung, die Schüler einzelner Anstalten mit den zum gedeihlichen Fortgang des Studiums notwendigen Hilfsmitteln zu unterstützen.

Vor allem betreffen die Unterstützungen die verschiedenen Lehr- und Lernbehelfe. Jene Eltern, welche alljährlich auch nur für einen Sohn die nötigen Unterrichtsbehelfe beschaffen müssen, wissen ganz gut, mit welch großen Auslagen das verbunden ist; besuchen aber mehrere Söhne höhere Lehranstalten, so bilden die Auslagen für die Lernbehelfe einen so bedeutenden Posten im Ausgabebudget, daß auch in gut situierten Familien damit unbedingt gerechnet werden muß.

Welcher Segen also, wenn da die Schülerladebibliothek helfend eingreift und Jahr um Jahr während des langen Gymnasialstudiums dem ärmeren Schüler die Bücher kostenlos zur Verfügung stellt; da Ziffern am besten beweisen, wollen wir sie sprechen lassen. Nehmen wir die Anschaffungskosten der Lehrbücher im Durchschnitte pro Jahr mit zirka 50 *K* an, was gewiß nicht zu hoch gegriffen ist, so erwächst der Schülerlade für einen Schüler während des achtjährigen Gymnasialstudiums ein Kostenaufwand von 400 *K*, wird dieser Betrag aber nur mit 50 multipliziert, so sind es 20.000 *K*; freilich wäre es möglich und auch sehr wünschenswert, daß mehrere Schüler nacheinander dieselben Bücher benützten, wenn nicht verschiedene Umstände da hinderlich in den Weg treten würden. Erstlich kommen die aufeinander folgenden Neuauflagen der einzelnen Lehrbücher in Betracht; außerdem schließt oft die Neuauflage den Gebrauch der früheren aus, und die Bibliothek hat ihre alten, nunmehr unbrauchbar gewordenen Bestände und einen empfind-

lichen Schaden. Allerdings sucht die Unterrichtsverwaltung diesem Übelstande durch heilsame Verordnungen energisch zu begegnen und verbietet jetzt die allzu rasche Neuerung.

Doch noch mehr schaden die mit Lehrbüchern ausgestatteten Schüler selbst, da sie häufig mit der größten Sorglosigkeit und in kindlichem Übermut die entlehnten Bücher bekritzeln, zerreißen und zu fernerem Gebrauch untauglich machen. Hier sollte wohl das Elternhaus stets mit seiner Autorität eintreten und den Schüler zur Heilighaltung der entlehnten Bücher veranlassen. Die immer schwierigeren Erwerbsverhältnisse bedingen es ja auch, daß alljährlich die Zahl der Petenten größer wird. So weit sind wir an unserer Anstalt freilich noch nicht, daß wie z. B. in Teschen 216 Schüler mit Büchern versehen werden müßten; bei uns waren es im vorigen Jahre immerhin 82, die mit 620 Schulbüchern ausgestattet wurden; heuer ist die Zahl schon wieder erheblich gestiegen und beträgt fast 100. Man kann sich nicht leicht eine Vorstellung davon machen, welche Mühe, welchen Zeitaufwand und welche Sorge es kostet, alljährlich die Schüler innerhalb weniger Tage zu befriedigen; jeder will der erste sein, denn jeder braucht seine Bücher, um den neuen Anforderungen seitens der einzelnen Lehrer gerecht werden zu können. Es geht dann in der Bibliothek zu wie auf einem Büchermarkte und Lehrer und Schüler atmen auf, wenn diese einleitende Kampfepisode des neuen Schuljahres wieder glücklich überwunden ist.

Mißbräuche sind freilich nicht ausgeschlossen, sie können aber bei einiger Vertrautheit mit den persönlichen Verhältnissen der Schüler bis aufs Mindestmaß herabgedrückt werden und darum empfiehlt es sich, daß ein Lehrer, der alle Schüler der Anstalt kennt, mit der Aufgabe der Bücherverteilung betraut wird. So wird dann am besten das Interesse der Schüler und der Schülerlade gewahrt sein.

Eine zweite, regelmäßig wiederkehrende Auslage bildet das Schulgeld. Da der Staat die meisten Mittelschulen erhält, so hat er auch selbstverständlich ein Recht auf die Einhebung eines den Zeitumständen entsprechenden Unterrichtsbeitrages. Es muß allseits dankbar anerkannt werden, daß die Unterrichtsbehörden gerade in dieser Richtung Eltern und Schülern entgegenkommen.

Schon den in die I. Klasse einer staatlichen Mittelschule neu Eintretenden wird, sofern sie innerhalb sechs Wochen den an sie gestellten Forderungen im Lernen genügen, die sogenannte Stundung des Schulgeldes gewährt; erlangen sie am Schlusse des I. Semesters ein Zeugnis der I. Klasse mit befriedigenden Sitten, so sind sie damit auch schon fürs I. und bei gleich günstigem Fortgange für alle anderen Semester von der Entrichtung des vorgeschriebenen Schulgeldes befreit; gewiß ist die jährliche Ersparnis von 100 *K* in Familien, die auf feste Bezüge angewiesen sind, nicht zu unterschätzen.

Daß in dieser Frage auch von Seite der Behörden nicht engherzig vorgegangen wird, beweist der Umstand, daß im vorigen Jahre von den 435 Schülern dieser Lehranstalt 132, also über 33% befreit waren; ähn-

liche Verhältnisziffern finden sich auch an anderen Anstalten, ja sie steigen sogar an manchen über 40—50% und wohl noch höher.

Die Unterrichtsbehörde will aber durch die Gewährung dieser Unterstützung nicht bloß in der Not helfen, sondern auch daraus eine erziehliche Maßregel machen, indem sie die Schulgeldbefreiung von befriedigendem Fleiß und sittlichem Betragen wie zumindestens von der I. Fortgangsklasse abhängen läßt. Es wird also der Schüler, der auf diese Wohltat Anspruch erhebt und indirekt das Elternhaus, zu gutem Verhalten angespornt und damit auch die Schule in zielbewußter Weise in ihren Bestrebungen unterstützt. In diesem Falle sind Mißbräuche so gut wie ausgeschlossen, da die persönlichen Verhältnisse der Petenten behördlich erhoben zu werden pflegen und überdies noch einer genauen Prüfung über Würdigkeit oder Unwürdigkeit von Seite der einzelnen Lehrkörper unterzogen werden.

Eine sehr hervorragende Stelle nehmen in der Frage der Schülerunterstützungen die Stipendien ein; sie sind ihrer Natur nach die alljährlich sich ergebenden Zinsen bestimmter Stiftungsvermögen; heute befinden sich die meisten Stiftungen in der Verwaltung des Staates, oder er beansprucht wenigstens das Aufsichtsrecht; selbstverständlich haben auch bei der Verleihung solcher Stiftungsgenüsse die Behörden das entscheidende Wort zu sprechen und wird aus pädagogischen Gründen die Erlangung eines Stipendiums an sittlich tadelloses Verhalten, stetigen Fleiß und guten Fortgang geknüpft; leider muß offen eingestanden werden, daß es für die große Anzahl sehr würdiger und dürftiger Schüler viel zu wenig Stipendien gibt; wie die Erfahrung lehrt, petieren oft die besten Schüler Jahr um Jahr vergeblich. Ich bemerke im voraus, daß die folgenden Daten meistens den Jahresberichten aus dem Schuljahre 1902/3 oder 1903/4 entnommen sind.

Die höchste Ziffer fand ich am Gymnasium von Linz mit 58 und einem Gesammtwerte von rund 17.000 *K*; an den Wiener Anstalten geht die Zahl selten über 20 hinaus und es sind auch die Stiftungsbeträge manchmal recht bescheiden; an unserer Anstalt standen im verflossenen Schuljahre 13 Schüler im Genusse von Stipendien im Gesamtbetrage von 5480 *K*. Hiezu kommen freilich noch die speziell für Schüler dieser Anstalt errichteten Stiftungen mit 40, 50 und 210 *K* sowie die alljährlich infolge des seinerzeitigen Beschlusses des hiesigen Lehrkörpers am 2. Dezember, dem Erinnerungstage der Thronbesteigung Sr. Majestät unseres allergnädigsten Kaisers, an acht vorzügliche Schüler der verschiedenen Klassen aus der Schülerlade gespendeten je 50 *K*, weil ja auch diese Spende wegen ihrer regelmäßigen Wiederkehr als Stiftung bezeichnet werden kann; somit erhöht sich die Anzahl der Stiftlinge auf 24, die Unterstützungssumme auf 6180 *K*.

Die Stipendienbeträge steigen an manchen Anstalten über 800 *K* (Wien XIX.) —910, St. Pölten, Seitenstetten und Cilli 968, Krainburg 840, fallen aber auch unter 100 *K*, z. B. in Friedeck mit 60 und bei uns mit 40 und 50 *K*.

Fassen wir das Gesagte kurz zusammen, so müssen wir freilich unumwunden für die Zuwendung so reicher, regelmäßig wiederkehrender Unterstützungen im Interesse der Schüler danken, allein die schon angedeutete Frage: „Was ist das für so viele Würdige und sehr Bedürftige" kann auch nicht unterdrückt werden. Ich kann mir lebhaft die peinliche Situation des betreffenden Stipendien-Referenten vorstellen, der oft 50 bis 100 Gesuche um ein einziges Stipendium begutachten soll; ein jegliches scheint ihm berechtigt und nur ein Bittsteller kann erhört werden; die übrigen erhalten den kurzen Bescheid, daß über das angesuchte Stipendium anderweitig verfügt wurde. Welche Summe von Hoffnungen und auch der bittersten Enttäuschungen!

Es stand mir das statistische Material nur in sehr unvollkommener Weise zu Gebote, darum kann ich auch nicht einmal schätzungsweise die Gesamtzahl der an deutsch-österreichischen Mittelschulen bestehenden Stipendien angeben; das eine kann ich aber wohl behaupten, daß sie ihrer großen Mehrzahl nach aus einer weit hinter uns liegenden Zeit stammen, in der die Opferwilligkeit für die studierende Jugend viel reger war als heute; denn jeder, der aus ärmeren Kreisen hervorgegangen war und sich seinen Platz im Leben erkämpft hatte, betrachtete es als eine Ehrenpflicht, seinen Nachfolgern den Weg zu erleichtern und gründete darum im reiferen Alter oder erst am Abende seines tätigen Lebens zum Denkmal seines Wirkens und Strebens eine — Studentenstiftung. Dabei wurde selbstverständlich ein vernünftiger Lokalpatriotismus in Anwendung gebracht und deshalb kommen heutzutage noch gar manche Anstalten in die erfreuliche Lage, solche alte Familienstiftiftungen zu verleihen.

Wie bereits angedeutet wurde, hat auch unsere Anstalt deren mehrere und erst in den jüngsten Tagen gründete ein hochsinniger Freund der Jugend eine Stiftung, während ein anderer, ein um diese Anstalt hochverdienter Schulmann, eine solche in sichere Aussicht gestellt hat. Es ist nur herzlich zu wünschen, daß diese schönen Beispiele des Opfermutes hier im Bezirke und allerorts verständnisvolle Nachahmung finden; solche Widmungen sind ja Kapitalsanlagen, die nicht bloß in der Gegenwart, sondern in der fernsten Zukunft noch reiche Zinsen tragen; denn jedes gute, erfolgreiche Wort, jede Tat des Segens, welche der Stiftling vollbringt, lobt den Stifter, der dazu verholfen; und ist des Stifters Geschlecht und alle, die es kannten, längst ausgestorben, so lebt sein Andenken noch immer fort und bestärkt die Söhne kommender Zeiten zu neuem Ringen auf dem geheiligten Boden der Wissenschaft.

Die studierende Jugend wird aber auch noch in anderer Weise unterstützt. Vielfach durch Bargeld, eine Form, die vielleicht in Großstädten empfehlenswert ist, in kleineren Städten würde ich die Beihilfe für Wohnungsmiete, Verpflegung und Bekleidung unbedingt bevorzugen; denn dadurch wird der unerfahrene Jüngling erstlich vor Übervorteilung geschützt, anderseits stellen sich die Anschaffungskosten bei größeren Erfordernissen ja auch bedeutend niedriger. Daß aber nicht bloß in Provinzstädten, sondern auch in der Hauptstadt selbst der Modus, Naturalunterstützung zu gewähren, geübt wird, beweist z. B. der Jahres-

bericht des Gymnasiums im XIX. Bezirk, der eine Ausgabe von *K* 543·70 für Kleider ausweist. Ähnlich hohe Beträge widmeten die Unterstützungskassen der Gymnasien in Prag (Altstadt) mit *K* 564·44, in Nikolsburg mit *K* 520·42 und Villach 1020 *K*. Sehr ansehnlich repräsentiert sich die kostenfreie Gewährung des Mittagtisches; in dieser Richtung bringen sowohl Privatwohltäter wie auch die Schülerladen der einzelnen Provinz-Mittelschulen bedeutende Opfer. So wurden beispielsweise in Teplitz-Schönau 36 Schüler mit einem Kostenaufwande von *K* 947·46 mittags gespeist; in Böhmisch-Leipa 1902 erhielten 21 Schüler pro Jahr 1272 Freitische; in Pettau im Schuljahre 1902/3 101 Freitische, in Budweis wurden 31 pro Woche gewährt; in Mies 70, in Friedeck 110, in Aussig betrugen die Kosten für die Mittagsverpflegung *K* 735·60, in Weidenau 1901/2 576 *K* und wurden außerdem pro Woche 162 Freitische gewährt, in Freistadt weit über 100 Freitische, in Seitenstetten wurden zum gleichen Zwecke über 778 *K* verwendet; die Unterstützungskasse des Gymnasiums in Prag-Kleinseite verteilte 1726 Stück Freimarken für die Volksküche und gewährten außerdem noch Wohltäter 84 Mittagstische; Karlsbad wandte zum gleichen Zwecke *K* 250·88 auf und so ließe sich diese Liste noch weiter ausführen; aus dem Gesagten ergibt sich aber schon zur Genüge, mit welchem Wohlwollen man allseits landauf landab der Jugend entgegentritt. Dem Erzieher erscheint aber die Zulassung des jungen Studenten zum Familientische in besseren Häusern auch darum äußerst wertvoll, weil der Knabe Lebensart und Benehmen bei Tische lernen kann und so einen dauernden Vorteil erlangt. Ich habe selbst einem sehr talentierten Bauernknaben in einer Provinzstadt einen Freitisch verschafft und als derselbe Knabe zum ersten Male vor dem Essen andächtig betete, imponierte das dem Herrn des Hauses so, daß er dem Jungen sofort noch einen zweiten Mittagstisch bewilligte und ihn bis zum heutigen Tage treulich unterstützt. Es müssen aber die Studierenden nicht immer nur Empfänger von Wohltaten sein, sie können mit reichen Händen auch geben; ihre Jugendfrische, ihre herzerquickende Heiterkeit, ihr stets zum gutmütigen, oft treffenden Scherz geneigtes Gemüt vermögen einem sonst stillen Familientisch Leben und Herzlichkeit mitzuteilen. Und wenn dies auch nicht der Fall wäre, so wird doch der gesunde Appetit, den sie zu entwickeln imstande sind, sicherlich das mütterliche Herz jeder Hausfrau erfreuen; hier gilt wohl das Wort der Bibel im vollen Maße: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan".

Endlich sucht man auch die körperliche Ausbildung der Jugend zu fördern, indem man den Studierenden die Teilnahme am Eislaufen, Schwimmen und sonstigen körperlichen Übungen kostenlos ermöglicht.

Es muß dankbar konstatiert werden, daß in dieser Hinsicht die Staats- und Kommunalverwaltung gerade unsere Schüler in hervorragender Weise berücksichtigt.

Eine für die studierende Jugend der Großstadt sehr bedeutungsvolle Frage harrt allerdings noch einer gedeihlichen Lösung. Wir Lehrer wissen am besten, wie sehnsüchtig Jung und Alt die Ferienzeit herbei-

sehnt, um der Hitze, dem Staube und dem Gelärme der Stadt zu entfliehen und in Gottes freier Natur aufzuatmen, auszuruhen von den Anstrengungen des Schuljahres und neue Kräfte zu neuer Arbeit zu sammeln. Die Söhne vermöglicher Eltern haben es da freilich leicht; denn noch sind kaum die Pforten der Schule geschlossen, da rüstet sich die gesamte Familie zum Auszug aufs Land oder besteigt gar den Schnellzug und fliegt mit Windeseile fernen Gegenden zu, in irgend ein stilles Tal des Hochgebirges oder an die Gestade eines unserer reizenden Seen.

Der ärmere Mittelschüler muß diese Erholung und Freude freilich meistens entbehren; ja es ist das Leben eines solchen während der Ferienzeit doppelt eintönig, da die Zerstreuungen, welche der Verkehr mit den Kameraden sonst bietet, gänzlich fehlen. Gewiß war es also ein Schuß ins Schwarze, als der gewesene Unterrichtsminister Se. Exzellenz Ritter v. Hartel mit vielen Schulmännern und Freunden der Mittelschule den Verein „Ferienhort" begründete und so wenigstens ursprünglich 50, dann 100, im Vorjahre aber 150 Mittelschülern aus Wien den Aufenthalt in Steg am Hallstättersee ermöglichte. Von allen Seiten fand und findet dieses Unternehmen tatkräftige Unterstützung; allein es ist den tatsächlichen Bedürfnissen nicht gewachsen und so entschloß man sich, der Initiative des Herrn Hofrates Huemer zu folgen und für jeden Bezirk Wiens eine Sektion des Vereines „Ferienhort" ins Leben zu rufen, um so den Opfersinn der Bezirksangehörigen für die Interessen der eigenen Anstalten wachzurufen. Bisher wurden vom „Ferienhort" höchstens vier der besten und würdigsten Schüler unserer Anstalt aufgenommen, für zwei wurde von der Schülerlade der Verpflegsbeitrag von 200 *K* erlegt. Also konnten im ganzen sechs unserer Schüler nach der Ferienkolonie abgehen. Der letzte Jahresbericht des Mariahilfer Gymnasiums führt aus, daß von 427 Schülern 355 während der Ferien auf dem Lande wohnten, daß es also in dem so gut situierten Bezirksteil 72 Schüler gab, die die Wohltat eines Landaufenthaltes entbehren mußten. Wie sieht es erst in Bezirksteilen mit ärmerer Bevölkerung aus? Muß nicht jeder, der es halbwegs kann, nach seinen Kräften beitragen, unserer heranwachsenden Jugend die Natur in ihrer Frische und Schönheit zugänglich machen zu helfen? Hoffentlich gelingt es der in unserem Bezirke zu gründenden Sektion des „Ferienhortes" recht bald, namhafte Beiträge zu erhalten, um den erholungsbedürftigen Jünglingen den Aufenthalt in frischem Waldesgrün zu ermöglichen [1]).

Es wäre schon ein großer Gewinn, wenn mehrere solcher Tages-Erholungsstätten für die Mittelschuljugend errichtet werden könnten, wie sie die Stadtverwaltung für Volks- und Bürgerschüler in Pötzleinsdorf und an anderen Orten gegründet hat. Der Jugend gehört ja die Zukunft und diese wird einstens über unsere Tätigkeit oder Untätigkeit urteilen.

Wien hat ja jederzeit seinen Ruf glänzend bewährt, wo es sich darum handelte, fremder Not hilfreich beizuspringen, es wird auch in

[1]) Im Schuljahr 1904/5 konnten schon 223 Schüler dank dem Wirken der Bezirksgruppen vom Ferienhorte aufs Land geschickt werden.
Die Redaktion.

diesem Falle, wo es sich um die eingeborene Jugend handelt, der Appell ans „goldene Wienerherz“ nicht fruchtlos verhallen. Es würde mir zur großen Genugtuung gereichen, wenn Sie, verehrte Anwesende, die aus diesem Bezirke stammen, gleich heute möglichst vollzählig der neuen Sektion des „Ferienhortes“ beitreten würden. Also auf zur frischen Tat!

Es sei mir nur noch vergönnt, kurz derjenigen Mittel zu gedenken, wodurch die Kosten der Schülerunterstützungen aufgebracht werden.

An erster Stelle stehen einzelne Wohltäter, deren Herz und Hand für die notleidende Jugend immer offen sind; dann seien rühmlichst erwähnt die verschiedenen Vereine von Gönnern und ehemaligen Schülern der einzelnen Anstalten; ebenso tatkräftig unterstützen die einzelnen Stadtverwaltungen oder Landtage die von ihnen gegründeten Anstalten; nicht an letzter Stelle stehen die an den Mittelschulen segensreich wirkenden Schülerladen, wozu die gegenwärtigen Schüler und deren Eltern gern und freudig ihr Scherflein beitragen; endlich werden auch künstlerische Aufführungen, meist unter dem Namen von Akademien veranstaltet, deren Reinerträgnis den Schülerladen zugute kommt. Gerne stellen Lehrer und Schüler ihr Wissen und Können in den Dienst dieser guten Sache und es bedeutet die „Schülerakademie“ immer einen Festtag für Schule und Haus, weil an diesen Tagen die sonst so festen Schranken fallen und Lehrer und Schüler zugleich um die Siegespalme ringen. Heil einer Anstalt, wo der opfermutige Geist alle, Lehrer wie Schüler, durchglüht, alle nur ein Gedanke beherrscht, den Gästen des Hauses diesen Tag unvergeßlich zu machen. Hie und da spendet wohl auch ein der Schule mehr fern Stehender einen größeren Betrag für die armen Schüler.

Es geschieht also bei uns in Österreich für die ärmeren Schüler von Mittelschulen sehr viel, wenn wir es aber mit dem vergleichen, was anderwärts, z. B. in Amerika, getan wird, wo beispielsweise einzelne Privatpersonen ganze Universitäten oder Sternwarten reichlich dotieren, dann muß uns allerdings ein leiser Neid beschleichen; doch nein! Die Zukunft mit ihren Forderungen wird und muß auch bei uns den noch vielerorts schlummernden Opfergeist aus dem Dornröschenschlaf erwecken und zu neuem, tätigen Leben führen.

Zum Schlusse sei es mir gestattet, kurz einige Vorschläge zu machen, wie man die vielfach zersplitterten Hilfskräfte einigen und für den allgemeinen Bedarf nutzbar machen könnte.

Ich denke zuerst an eine Zentral-Schülerbibliothek, die etwa in der Hauptstadt des Landes errichtet werden und als Sammelstation und Ausgleichsstelle für die verschiedenen Anstalten des Landes dienen könnte. Als Bibliothekar würde sich gewiß ein im Ruhestand befindlicher Professor finden lassen.

Ebenso ließe sich wenigstens der Versuch machen, in einem Kronlande perzentuelle Beiträge von den einzelnen Schülerladen für eine Zentralkassa zu erheben, um so mehreren Schülern eine kräftige Unterstützung angedeihen zu lassen; denn einzelne Schülerladen besitzen ein Vermögen von 40—50.000 *K*.

Endlich ließe sich ohne große Mühe eine Zentral-Auskunftsstelle schaffen, wo die bereits absolvierten Schüler von Mittelschulen eine Auskunft über Hauslehrerposten erhalten könnten, selbstverständlich immer im Zusammenhange mit ihrer eigenen, eben erst verlassenen Lehranstalt oder der Hochschule, welcher sie nun angehören; freilich müßten da die Bande zwischen der Hoch- und der Mittelschule wieder etwas enger verknüpft werden als es jetzt der Fall ist; ein Schade wäre es für keinen von beiden.

Vielleicht gelingt es in absehbarer Zeit, den einen oder den anderen Vorschlag zu verwirklichen und zu erproben.

In keinem Falle aber dürfen wir die Hände müßig in den Schoß legen und nur von außen Hilfe erwarten.

Alle Faktoren müssen wie bisher eifrig zusammenwirken, ja ihre Kräfte vervielfältigen, um der großen Not der Zeit zu begegnen. Ich will zum Schlusse nur noch ein Dichterwort übers Geben zitieren:

„Anmut bringen wir ins Leben,
Leget Anmut in das Geben,
Leget Anmut ins Empfangen,
Lieblich ist's, den Wunsch erlangen;
Und in stiller Tage Schranken
Höchst anmutig sei das Danken".

Wird Dankbarkeit auch nicht gefordert, so sollen doch diejenigen Schüler, die Wohltaten empfangen haben, nicht mit empörendem Undank lohnen; es ist heilige Ehrenpflicht, den Wohltätern mindestens ein treues, dankbares Andenken zu bewahren.

Sie aber, hochverehrte Anwesende, lassen Sie sich auch dann nicht vom Wohltun abschrecken, wenn Sie in manchen Fällen Undank geerntet haben; denn

„Wohltaten, still und rein gegeben,
Sind Tote, die im Grabe leben,
Sind Blumen, die im Sturm besteh'n,
Sind Sternlein, die nicht untergeh'n".

Wien. Prof. Wilh. Kuttig.

Zur Frage der sexuellen Aufklärung der Schuljugend.

Über dieses Thema hielt Privatdozent Dr. Karl Ullmann vor Ärzten, Lehrern und Eltern in der Gesellschaft für Gesundheitspflege in Wien am 22. November d. J. einen beachtenswerten Vortrag. Der Sprecher faßte zum Schlusse seiner Ausführungen seine Ansichten in folgende Thesen zusammen:

I. Die Frage der sexuellen Aufklärung der Jugend ist wie bisher auch bis auf weiteres zunächst eine Aufgabe der häuslichen Erziehung, weiterhin erst als ein Gegenstand des Schulunterrichtes zu behandeln.

Der Unterricht in den naturwissenschaftlichen und übrigen Fächern, insofern sie hier von Belang sein können, hat in allen öffentlichen Schulen einheitlich in der Weise zu erfolgen, daß die häusliche Erziehung der Schulkinder aller Altersstufen in ihm jederzeit eine wirkungsvolle Unterstützung findet.

II. Die Gefahr sexueller Verirrungen der Schuljugend wird am wirksamsten und auch zweckmäßigsten durch solche Maßnahmen bekämpft, welche eine freie und volle physische Entwicklung der Kinder ermöglichen und auch geeignet sind, der so häufigen hereditären Anlage zur Neurasthenie und damit der wichtigsten Quelle der Disposition zur sexuellen Verirrung entgegen zu wirken.

Unbeschadet dessen sind aber auch gewisse Prohibitivmaßregeln gegen die Quellen geistiger Infektion der Schulkinder zu befürworten.

III. Von ärztlichen Gesichtspunkten aus steht dem nichts entgegen, daß Schilderungen der Generations- und Entwicklungsvorgänge des pflanzlichen und tierischen Lebens, jedoch mit Ausschluß der physiologisch-sinnlichen Liebeswerbungen, in allen Altersstufen, diesen entsprechend angepaßt, vorgetragen werden.

IV. Die Einbeziehung der heterolog-sexuellen Differenzen, des Zeugungsaktes und des Liebeslebens bei Tieren und bei Menschen in den Schulunterricht beider Geschlechter hat regelmäßig erst in der sechsten Mittelschulklasse und den gleichstufigen Klassen anderer Anstalten (Lyzeen, Handels- und Gewerbeschulen), aber im Gegensatze zum bisherigen Gebrauch in möglichst vollständiger, rückhaltloser Weise zu erfolgen. (Ausnahme hievon in Punkt VIII.)

V. Die auf den Menschen bezüglichen Erläuterungen haben im Rahmen eines in den bisherigen Lehrplan neu einzufügenden und obligaten Unterrichtsgegenstandes „Somatologie und Hygiene" zu erfolgen, der ausnahmsweise und, insoferne Schulärzte noch nicht zur Verfügung stehen, auch von entsprechend hygienisch vorgebildeten Naturgeschichtslehrern vorgetragen werden könnte.

VI. Die moderne Neuschule erwirbt erst in dem Maße ein Recht, sich an dieser für die Gesundheit der Schulkinder so belangreichen Aufklärung auch in früheren Altersklassen zu beteiligen, als sie sich auch mit der körperlichen Erziehung und Veredelung derselben befaßt und das hiefür nötige Zeitausmaß auch in dem Lehrplane berücksichtigt.

VII. Ein unbedingtes Erfordernis zur schadlosen Durchführung einer derartigen freien Jugenderziehung ist aber das Inslebentreten der schulärztlichen Institution für alle Elementar- und Mittelschulen.

Diese letztere wird sich dann erst zur vollen Wirksamkeit entfalten, wenn der Schularzt eine entsprechende hygienische Vorbildung genossen hat und wenn er auch einen, dem Lehrkörper in hygienischen Fragen über-, jedenfalls aber gleichgestellten, in den Lehrerkonferenzen stimmberechtigten, vom Staate kontrollierten und materiell nur von diesem abhängigen, in seinem Wirkungskreise und in seinen Rechten genau präzisierten Faktor darstellt.

VIII. Dem Schularzt allein steht es zu, Schüler oder Schülerinnen vom somatologisch-hygienischen Unterrichte auf ein Jahr zu dispensieren, dieselben andererseits aber auch früher als in der zweiten Klasse der Oberstufe zur Beteiligung an demselben zu verpflichten. Auf diesen Punkt ist in dem Stundenplane entsprechend Rücksicht zu nehmen.

In der Debatte über die Thesen traten vielfach gegnerische Ansichten zutage. Sie brachte wieder den Beweis, daß eine sogenannte *communis opinio* noch lange nicht als vorhanden bezeichnet werden könne. Nur der Gedanke fand größeren Beifall, daß die sexuellen Belehrungen der Kinder Sache der Eltern sei, auf die die Schule durch Veranstaltung von Elternabenden entsprechenden Einfluß üben müßte. Als notwendig wurde ausgesprochen, daß die Mittelschule bei der Entlassung der Schüler auf die Gefahren der sexuellen Erkrankung recht eindringlich aufmerksam machen solle.

Uns scheinen die Vorschläge, die bei der diesjährigen Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Meran im Berichte der Unterrichtskommission (Sonderausgabe, Leipzig 1905, Vogel) empfohlen sind, wenigstens für den gegenwärtigen Stand der Frage am meisten der Berücksichtigung wert. S. 10 heißt es: Hygienische Fragen sollen im biologischen und chemischen Unterrichte schon auf der Unterstufe, wie auch in den oberen Klassen an verschiedenen Stellen (Luft und Wasser, Eingeweidewürmer, Bakterien usw.), namentlich bei der Besprechung vom Bau des menschlichen Körpers (Verdauung, Atmung, Nervensystem u. a. a. O.) erörtert werden. Indessen ist die Kommission der Meinung, daß die Frage der sexuellen Belehrung nicht in den eigentlichen Lehrplan aufgenommen werden soll. Sexuelle Belehrung, insbesondere Aufklärung über die in sexueller Beziehung vorliegenden Gefahren (wie auch über die Gefahren des Alkoholismus) scheint der Kommission allerdings notwendig. Sie hält es aber für richtiger, daß hiermit nicht ein für allemal der Biologe, sondern jeweils die geeignetste Persönlichkeit (also unter Umständen ein Arzt oder der Direktor der Anstalt usw.) betraut wird. Die Kommission habe die Absicht, im nächsten Jahr auf diese wichtige Frage näher einzugehen und u. a. ein Merkblatt vorzulegen, das den Abiturienten mitzugeben wäre.

Wir sehen dieser weiteren Tätigkeit der Kommission erwartungsvoll entgegen.

Wien. J. H.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Der Quintaner. 160 lateinische Einzelübungen für Haus und Schule. Mit Berücksichtigung der in Preußen und Sachsen geltenden lateinischen Lehrpläne verfaßt von Johannes Gebhardt, Gymnasialoberlehrer zu St. Thomä in Leipzig. Leipzig, Bernhard Richter 1904. X und 109 SS. 8°. Preis 2 Mk. 40 Pf. — Schlüssel zu Gebhardts Quintaner. Ebd. 1904. 33 SS. 8°. Preis 1 Mk. 20 Pf.

„Der vorliegende 'Quintaner' schließt sich an den im Juni vorigen Jahres erschienenen 'Sextaner' (s. diese Zeitschr. 1904, S. 989) an. Wie dieser so legt auch er den Hauptwert auf Einzelübungen". So der Eingang des Vorwortes. Noch schärfer charakterisiert Zweck und Aufgabe des Buches die Vorbemerkung auf S. 1: 'Nachfolgende Übungen werden nur dann ihren Zweck recht erfüllen, wenn sie nach vorangegangener Wiederholung aus Formenlehre und Wörterverzeichnis — also jedesmal ohne Zuhilfenahme von Grammatik und Vokabular — übersetzt werden'. Die vom Verf. zusammengestellten 'Einzelübungen' sind mannigfacher Art. Es sind teils Fragen nach Wortformen, die dem Pensum des Quintaners (Sekundaners) angehören, teils einzelne Vokabeln, deren Flexion nebst Angabe der jeweiligen Bedeutungen gefordert wird, teils Wortverbindungen oder auch kurze Sätze, die behufs Einübung von Formen oder elementaren syntaktischen Regeln zu übersetzen sind. Auf diese Weise soll das in der Klasse erarbeitete Wissen vom Schüler durch häuslichen Fleiß vertieft werden. Daß der Verf. auch an zurückgebliebene und ganz schwache Schüler denkt, die mit seinem Buche durch Selbstunterricht das Versäumte nachholen, ergibt sich dem Ref. aus dem beigegebenen 'Schlüssel', der für halbwegs begabte Schüler überflüssig ist, da für diese Grammatik und Übungsbuch zur nachträglichen Kontrolle ihrer Lösungsversuche ausreichen müssen. Ref. wüßte gegen die Verwendung des 'Quintaners' ebensowenig einzuwenden wie seinerzeit gegen die des 'Sextaners'. Es sei nur gegen einen Punkt untergeordneter Bedeutung ein Bedenken erhoben. Übung 117 besteht aus Wortverbindungen wie 'die Nacht, in welcher', 'das Mädchen, welchem', 'die Jungfrau, deren', wozu man in der Anmerkung liest: 'Behandle das vorangehende Substantiv als Subjekt'. Übung 157 *(Ablativus absolutus)* enthält Sätze wie 'wenn Gott hilft', 'während die Griechen opferten', 'als die Soldaten gelost hatten' und wiederum heißt es in der Fußnote: 'In dieser Übung ist für den übergeordneten Satz ein anderes Subjekt als im Nebensatz zu denken'. Bekanntlich hat nun aber der Schüler die Neigung, ohne den

Bau des Satzes zu überblicken, frischweg an dessen Übersetzung zu gehen. Um diese Neigung nicht zu fördern, wird es geraten sein, in praxi obige Wortkomplexe jedesmal zu ganzen Sätzen, bezw. Satzgefügen zu vervollständigen, um den Schüler in dem einen Falle zu zwingen, über den zu wählenden Kasus nachzudenken, in dem anderen aber, das im Lateinischen anzuwendende Partizip (*coniunctum* oder *absolutum*) selbst ausfindig zu machen.

Wien. J. Golling.

Ausgewählte Briefe von Friedrich von Schiller. Ausgewählt und eingeleitet von Universitätsprofessor Dr. Eugen Kühnemann. Zwei Bände. Hamburg-Großborstel, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung 1905. 226 und 302 SS. Preis geb. je 1 Mk.

Zu den sinnigsten Gaben, die das Schiller-Jubiläum brachte, gehört diese gute Auswahl aus des Dichters Briefen, für einen größeren Leserkreis veranstaltet. Der edle Mensch, der geniale Dichter, der unerschrockene Forscher kommen gleichmäßig zur Geltung und für die genauere Kenntnis seiner Lebensgeschichte und seiner Werke kann man sich keine geeignetere Quelle denken als eine solche Briefsammlung. Welch treffliches Hilfsmittel zur Belebung und Vertiefung des Unterrichtes wir dadurch in Händen haben, bedarf keiner besonderen Hervorhebung. Was die Auswahl selbst betrifft, so ist diese natürlich öfter subjektiv ausgefallen, was vom Herausgeber unumwunden zugegeben wird und wohl in der Natur der Sache begründet ist, auch über gewisse Kürzungen innerhalb eines Briefes könnte man zuweilen anderer Meinung sein. Beiden Bänden geht eine übersichtlich gearbeitete Einleitung voraus, die zugleich das fortlaufende Band bildet und die nötigen Voraussetzungen und Erklärungen bringt. Nach meinem Dafürhalten würde den Bedürfnissen der nicht gerade fachlich gebildeten Leser noch mehr entsprochen sein, wenn diese Bemerkungen unterhalb des Textes abgedruckt wären oder wenigstens auf die betreffenden Seiten der Einleitung verwiesen würde. Auf jeden Fall sollte ein Namen- und Sachregister zum Schlusse beigegeben sein. Die Ausstattung ist würdig, der Preis gering. Das treffliche Buch möge in keiner Schülerbibliothek der VII. und VIII. Klasse fehlen!

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Sprachliche Plaudereien. Kleine volkstümliche Aufsätze über das Werden und Wesen der Sprachen und die Geschichte einzelner Wörter. Von Hans Strigl, Dozenten an der Export-Akademie des k. k. öst. Handelsmuseums. Erste Folge. Wien und Leipzig, Leopold Weiß. Mit einem Register. 125 SS.

Ein früheres Heft gleicher Art fand auf Befürwortung des Minist. für Kultus und Unterricht (17. April 1903) Aufnahme in eine Anzahl Schülerbibliotheken und einer gleichen Empfehlung ist auch dieses Heftchen würdig. Zum größten Teil sind es in blinder Wahl gegebene Etymologien und Zusammenstellungen, die mit Sachkenntnis und unter Benützung der geeignetsten Hilfsbücher, aber auch, besonders im Schlußstück, mit Verwertung eigener Beobachtungen und Sammlungen klar und anregend geschrieben Sprachbilder bieten. Die Gelegenheiten zu grammatischen, sprachgeschichtlichen und sachlichen Exkursen im Text und in den Anmerkungen sind reichlich benützt und so eine Menge Dinge

zusammengetragen, die besonders für Gymnasiasten wohl wissenswert sind. Direkt für diese sind die Stücke: „Von der altitalischen Hirtengöttin Palas zu den Palästen der Wiener Ringstraße“ und „Augustus“ geschrieben. Sachentsprechend ist die geübte Vorsicht in der Wahl der Termini: abgeleitet, verwandt, gehört zu, fließt uns u. a., die die Grade der Verwandtschaft bezeichnen sollen. In dem Schlußstück: „klabastern“ hätte auf den sich doch sehr stark geltend machenden Anteil der Onomatopoesie an den Verwendungen des Wortes hingewiesen werden müssen. Die Klangmalerei ist in ihrer Sinnfälligkeit geradezu das zusammenhaltende Element für den größten Teil jener Verwendungen. Beachtenswert ist, was der Abschnitt: „Fremdsprachige Stenographie“ über den pädagogischen und praktischen Wert der Übung fremdsprachiger Stenographie ausführt. Bei entsprechender Agitation würden solche Versuche gewiß Verbreitung finden.

Wien. A. Lichtenheld.

Revue de l'Université de Bruxelles. 8e Année: 1902—1903. No. 8 (Mai); No. 9—10 (Juin-Juillet). 9e Année: 1903—1904. No. 1 (Octobre); No. 6 (Mars). Bruxelles, Secrétariat de la Revue de l'Université 1903—1904.

Diese von uns schon mehrmals (zuletzt Jahrgang 1904, S. 49) angezeigte Zeitschrift bewegt sich in den oben bezeichneten Heften hauptsächlich auf naturwissenschaftlichem Gebiete, und zwar werden aktuelle Fragen behandelt in *Le Pendule et les petits Mouvements du Sol* von E. Lagrange (8e Année, No. 8, S. 561—589); *De quelques progrès récents de la Théorie de l'Évolution* von L. Errera (ebd., No. 9—10, S. 641—691); *La Terre tourne-t-elle?* von E. Pasquier (9e Année, No. 6, S. 417—446) und in anderen Aufsätzen. Sehr lesenswert sind auch die im letztgenannten Hefte (S. 455—473) enthaltenen Ausführungen von A. Cornette über *Les Criminels dans l'Art et la Littérature;* auch andere Wissensgebiete, wie Geschichte, Philosophie, Rechtswissenschaft, sind vertreten. Die Zeitschrift erhält sich dauernd auf ihrer Höhe und gibt mit ihren Notizen lokaler Natur einen gut orientierenden Einblick in das an der Brüsseler Universität herrschende geistige Leben.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Th. Newest, Die Gravitationslehre — ein Irrtum! Wien, K. Konegen. 93 SS. Preis 1 K 50 h.

Wie schon der Titel sagt, glaubt der Verf., daß die Gravitationslehre ein Irrtum sei, und führt Beispiele, welche sonst in populären Schriften dem Verständnis der Erscheinungen zuhilfe kommen sollen, als Gegenbeweise an. Der Inhalt zeigt von viel Fleiß und Belesenheit; der Verf. nennt die Namen Melloni, Neumayer, Heraklit, Zöllner, Secchi, Galilei, Demokrit und Brockhaus (Konversationslexikon). Newton scheint der Verf. etwas zu wenig zu kennen.

Die These des Verf.: „Etwas, was schwebt, kann nicht schwer sein“; seine Definition: „Um den Mittelpunkt einer bewegten Masse entsteht infolge von Krompressionswiderständen eine Energie, die wir als Schwere oder Gewicht bezeichnen“; die Annahme einer „zentrischen“ und „kontrazentrischen“ Bewegung, durch welche „ein Motor sein eigenes Gewicht durch die schnelle Rotation um sich selbst teilweise aufhebt“,

zeigen, daß der Verf. sich auch mit griechischer und scholastischer Philosophie beschäftigt hat. Manche Darstellungen, wie z. B. das über das Gewicht eines Himmelskörpers, über den Unterschied zwischen Newton und Kant-Laplace Gesagte usw., beruhen offenbar auf Mißverständnissen.

Ein wichtiges Bedenken kann Ref. nicht unterdrücken. Theorien, seien dieselben welcher Art immer, müssen erst erwiesen werden, wie dieses auch der Verf. auf S. 49 zugibt. Naturgesetze werden aber schon lange nicht mehr auf dem Wege der dogmatisch-scholastischen Deduktion erwiesen, sondern durch Vergleichung und Messung. Auf diesem Boden sind die Naturforscher zur Kontroverse stets bereit, wenn der Verf. sich nur erst der Mühe unterziehen wollte, seine Hypothese, durch die Rechnung in Naturgesetze gebracht und durch Vergleichung mit Messungsresultaten gestützt, dem Gelehrtenpublikum vorzulegen. Eine Theorie ist erst dann reif dem großen Publikum in populärer Form vermittelt zu werden, wenn sie aus diesem Kampfe siegreich hervorging — aber nicht früher. Gegen diesen Fundamentalsatz hat jedenfalls der Verf. gefehlt.

Wien. N. Herz.

Jahrbuch der Erfindungen. Von Ernst Golling. 4. Jahrgang. Leipzig, Wien und Teschen 1904, Karl Prochaska. Preis K 1·20.

In diesem neuesten Bande des Jahrbuches der Erfindungen werden die Fortschritte auf dem Gebiete des Verkehrswesens mit besonderer Berücksichtigung des elektrischen Betriebes, ferner die neuesten Errungenschaften in der Schiffahrt und im Schiffbau, in der Luftschiffahrt mit Erwähnung und Darstellung der Einrichtung der neuen Flugmaschinen in sachgemäßer Weise erörtert. Daran schließen sich Betrachtungen über die elektrische Beleuchtung, die neueren Apparate der Gasbeleuchtung, der Azetylenbeleuchtung, des Petroleum- und Spiritusglühlichtes.

Von allgemeinem Interesse sind die Erörterungen über neue Riesenbrücken und Tunnelbauten, neue Schiffahrtskanäle, Schiffsdocks und Riesenhäuser. Ein eingehenderer Bericht über das auf der Weltausstellung in St. Louis Gebotene wäre erwünscht gewesen. Weitere Bemerkungen nehmen Bezug auf die elektrischen Kraftübertragungsanlagen, die Germaniawerft in Kiel, den elektrischen Betrieb in Bergwerken, moderne Transportanlagen und Krähne, Maschinen zur Straßenreinigung und Schienenbrecher (zum Aufreißen und Beseitigen alter und schadhafter Eisenbahnschienen). In dem von der Telegraphie und Telephonie handelnden Abschnitte werden die neuen Systeme der Schnelltelegraphie von Murray und Rowland, die neuesten Forschungen in der drahtlosen Telegraphie, in der Übertragung von Bildern und Handschriften auf telegraphischem Wege in die Ferne, ferner einige Neuerungen im Telephonbetriebe besprochen. Interesse erregend ist in jenem Abschnitte, der von der Photographie handelt, die Entdeckung des Prof. Ostwald und Dr. Gross, die sich auf die Ausschaltung des Lichtprozesses bei der Erzeugung von Positiven bezieht.

Weitere Mitteilungen nehmen auf neuere Apparate des Kriegswesens, auf kleinere technische Mitteilungen und auf neue Erfindungen für den praktischen Gebrauch sowie auf neue Heilmittel und Heilmethoden, worunter wir auch einige Bemerkungen über Lichttherapie finden, Bezug.

Wie man erkennt, bietet auch der neueste Jahrgang des Jahrbuches der Erfindungen mehrfache wertvolle Anregungen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Die Riviera. Von W. Hörstel (Land und Leute, Monographien zur Erdkunde). 126 Autotypien und eine farbige Karte. Leipzig, Velhagen und Klasing 1902.

Wir können aus eigener Erfahrung dieses Werk als Vorbereitung zu einer Italienreise wärmstens unseren Kollegen empfehlen. Es wäre wünschenswert, daß auch die anderen Gebiete Italiens in ähnlicher Weise monographisch behandelt würden. Der malerische Charakter dieses ganzen Küstengebietes, das auch in hygienischer Beziehung für uns Europäer eine so außerordentliche Rolle spielt, findet die richtige Würdigung. — Die Abbildungen allein sind imstande, Sehnsucht nach diesen glücklichen Gefilden zu erwecken. Dem Wissensdurst des Lesers wird Rechnung getragen durch ein geographisch-geologisches und durch ein geschichtliches Kapitel sowie durch eine Besprechung des Klimas, der Pflanzen- und Tierwelt und der in jeder Beziehung interessanten Bevölkerung. Ein breiter Raum ist dann der landschaftlichen Schilderung des östlich und westlich von Genua sich erstreckenden Gebietes der Riviera di Levante und di Ponente zugewiesen. Antibes, Cannes und Grasse, landschaftlich ebenso merkwürdig und anziehend wie historisch, letzteres als Ursprungsort des Geschlechts der Thorancs, werden besonders besprochen. Das Buch empfiehlt sich von selbst.

Wien. Rudolf Boeck.

Programmenschau.

60. Prof. P. Godfried E. Frieß, Die Personen- oder Taufnamen des Erzherzogtums Österreich unter der Enns in historischer Entwicklung. Progr. des k. k. Obergymnasiums der Benediktiner zu Seitenstetten 1902 und 1903. 52 SS.

Für den Freund niederösterreichischer Landes- und Volkskunde war es immer ein hohes Vergnügen, wenn ein Altmeister historischer Heimatskunst, wie Godfried Frieß, die Feder ergriff. So ist denn auch vorliegende letzte Abhandlung des nunmehr verewigten Autors als wertvolle Gabe, gleich vollendet nach Form wie Inhalt, zu begrüßen und dies umsomehr, als Studien auf dem Gebiete österreichischer Kulturgeschichte nicht allzu häufig sind. Es sei darum dem Ref. gegönnt, etwas ausführlicher die Ergebnisse dieser auf die Durchforschung der Diplomatarien und Urkundenbücher der österr. Klöster, der *Monum. Boica*, der österr. Annalen und Chroniken, der Stiftsnekrologien und Urbarien, der Regesten der Babenberger, der Geschichtsquellen der Stadt Wien usw. fußenden, mühereichen Arbeit vorzulegen.

Einleitend berührt der Verfasser die wechselvollen Schicksale des Stammlandes unserer Monarchie in den ersten 10 Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung. Anfangs ein hochkultivierter Teil des römischen Weltreiches, wird es dann ein Tummelplatz germanischer und mongolischer Völkerschaften; die kurze Blüte der karolingischen Ostmark wird durch die Ungarnschlacht von 907 vermißt und erst der Sieg am Laurentiustage 955 öffnete die Pforte zu einem besseren Lose. Rasch bevölkerte sich das verödete Land und während noch 979 Kaiser Otto II. bezweifelt, ob in dem weiten Gebiete östlich der Enns zwischen Ybbs und Erlaf sechs königliche Mansen anbaufähigen Bodens zu finden seien, ist derselbe Boden am Ausgang des XII. Jahrhunderts eines der reichsten und schönsten Herzogtümer des deutschen Reiches. An der Landnahme beteiligten sich fast alle deutschen Stämme, vornehmlich aber die Baiern und an zweiter Stelle die Franken im Viertel unter dem Wienerwalde.

Die Namen nun, welche die Ansiedler mitbrachten, sind germanischen Ursprungs, wenn auch in „Kürzungen, Verstümmelungen, Schmeichel- und Koseformen". Schon den Germanen der Urzeit war die Namengebung „eine ernste, religiöse Handlung", der Name sollte ein ideales Vorbild sein für das Kind und noch Gottfried von Straßburg singt in „Tristan und Isolde":

„Man wußte, daß des Namens Klang
Sich mit dem Leben wohl verschlang".

Bei Erteilung des Namens, die in feierlichster Weise vorgenommen wurde, hob der Familienvater den jungen Erdenbürger vom nackten Fußboden auf und „noch heute trifft man im österreichisch-steirischen Alpenland zuweilen den Gebrauch, das neugeborene Kind unter die Ofenbank zu legen, um es vom Vater aufheben zu lassen". — Auch in der christlichen Zeit bleiben die meisten Taufnamen germanischen Ursprungs. Solcher führt Frieß von der Mitte des X. bis zum Ende des XIV. Jahrhunderts aus seinen Quellen etwa 150 für Männer und 50 für Frauen an; die nichtgermanischen, zumeist aus der Bibel und den Martyrologien stammend, sind in verschwindend geringer Zahl vertreten, ein Beweis, daß die abendländische Kirche den germanischen Namen keineswegs abhold war. Schon Papst Gregor der Große verfügte den Angelsachsen gegenüber, „daß den rohen Gemütern nicht auf einmal alles abgeschnitten werden soll, was ihnen heilig und teuer wäre". In Niederösterreich z. B. weist das 2000 Namen umfassende Salbuch des Stiftes Göttweig bis ins XIV. Jahrhundert „unter 52 Bischöfen und Domherren von Passau keinen fremden Heiligennamen auf, ebenso unter 44 erwähnten Dechanten und Pfarrern keinen, unter 140 Äbtenamen der darin erwähnten niederösterreichischen Stifte, welche der Zeit von 1090 bis 1507 angehören, nur ein Dutzend fremder auf"; ebenso tragen die Holden der niederösterreichischen Klöster, wie aus den Urbarien erhellt, fast nur germanische Namen. Viele solcher Träger altgermanischer Vornamen wurden zudem von der Kirche in die Zahl der Heiligen versetzt. — Unter diesen Vornamen finden sich einige, die als Lieblingsnamen in Niederösterreich bezeichnet werden können; so der des großen Ostgotenkönigs Theoderich in der Form, wie ihn die Sage nennt: Dietrich. Frieß erklärt dies aus dem Umstand, daß nach der Lostrennung des Landes von Baiern und der Erhebung der Mark zum Herzogtume 1156, das Selbstgefühl der Märker auch darin seinen Ausdruck fand, daß sie nicht mehr von den Baiern und Franken abstammen wollten, sondern von den uralten Stämmen der Rugier, Skiren und Heruler, namentlich aber von den Goten; hierauf weist auch „Gotifrit". Ein sehr häufig gebrauchter niederösterreichischer Knabenname: Rudolf, sollte an den einstigen Herulerkönig Hrodolf erinnern. — Von den Sagen, welche die Namengebung beeinflussen, ist namentlich das Nibelungenlied zu erwähnen. Der Traditionskodex von Klosterneuburg führt 72mal den Namen Siegfried an, Gunther 40mal, Ruediger 130-, Pilgrim 89mal. Bis in die Zeit des mannhaften Ruediger von Stahrenberg führt diese Tradition der Namengebung.

Gering ist indes die Zahl der Namen, die dem romantischen Epos entnommen wurden; selbst in den ritterlichen Kreisen Niederösterreichs gehören Artus, Tristan, Isolde zu den größten Seltenheiten.

In den trüben Zeiten des Interregnums begann das Wohlgefallen an den alten Reckennamen zu schwinden. Ein nüchterner, realistischer Zug stellte sich ein. Kürzungen, oft unschöner Art erscheinen, so Dieter und Dietel. Einer der letzten Träger des Namens Dietrich in adeligen Kreisen war der tapfere Marschall König Friedrichs des Schönen: Dietrich von Pillersdorf. Der Name des germanischen Heldenkönigs mußte in späteren Zeiten sogar herhalten zur Bezeichnung eines Instrumentes, dessen sich die Diebe und Einbrecher bei ihrer lichtscheuen Tätigkeit bedienen.

Wenn die Namen deutschen Ursprungs auch nach dem Interregnum den ersten Rang in Niederösterreich behaupten, so stellt sich doch eine gewisse Einförmigkeit ein. Der Kreis der Namengebung beschränkt sich meist nur auf: Konrad, Friedrich, Heinrich, Otto, Ulrich, wie die Rechtsurkunden lehren oft mit dem Zusatz „der alt" oder „der jung", da nicht selten Vater, Sohn und Enkel den gleichen Namen trugen.

Ein Wandel in den Personennamen vollzog sich in Niederösterreich gegen Ende des XIV. Jahrhunderts, die germanischen Namen verlieren an Zahl gegenüber denen aus fremden Landen und Sprachen. Man erklärt dies durch den Einfluß des Orients im Zeitalter der Kreuzzüge und Palästinafahrten; wie Frieß zeigt mit Unrecht. Einzig die Namen Barbara und Dorothea und wenige andere lassen sich auf diese Züge zurückführen. Nicht einmal der Name Theodora, den zwei österreichische Herzoginnen trugen, vermochte sich aus dem Oriente einzubürgern. Auch ein maßgebender Einfluß Italiens auf die Namengebung ist trotz des lebhaften Handelsverkehrs der Städte Wien, Krems, St. Pölten, Wiener-Neustadt, Waidhofen an der Ybbs mit Venedig nicht nachweisbar, wenigstens für diese Zeit nicht. Der maßgebenste Faktor für diesen Wandel gegen Ende des XIV. Jahrhunderts sind vielmehr die kirchlichen Verhältnisse. Im XIV. und XV. Jahrhundert wurde das Parochialsystem in Niederösterreich vollständig durchgeführt, die alten Pfarren aus dem X. Jahrhundert in viele kleinere geteilt, Filialkirchen und Kapellen gegründet, deren Schutzheilige meist der römischen Martyrologie entnommen waren, deren Feste von der ganzen Umgebung gefeiert (Kirchtag) und deren Namen dem Volke bald bekannt, lieb und wert wurden, zumal auch die „Litanei aller Heiligen" (*Litania Sanctorum)* eine große Zahl römischer und griechischer Heiligennamen enthält, mit denen die Bevölkerung bald vertraut wurde. Hiezu kommt noch der Einfluß des Reliquienkultus, der Erzählungen aus dem Leben der Heiligen (Legenden), die Weihnachts-, Passions- und Osterspiele, welche auf biblische Persönlichkeiten hinwiesen — all dies brachte auf die Namengebung bei der Taufe bedeutende Einwirkung hervor. Auch durch die Zünfte, Bruderschaften und Innungen, deren jede sich einen Patron gab, bürgerten sich fremde, römische und griechische Namen ein. So verehrten die Schlosser den Apostelfürsten Petrus, die Zimmerleute den hl. Josef, die Schuster den hl. Crispin, die Goldschmiede den hl. Eligius, die Maurer den hl. Rochus, die Weinbauern den hl. Urban usw., deren Feste auch Ruhe- und Festtage für die Zunft waren. Auch die Zinstermine an den Festen gewisser Heiliger hatten Einfluß auf die Namengebung; bei epidemischen Krankheiten wurden Heilige angerufen, deren Namen dann unter dem Volke verbreitet wurden, z. B. seit 1347 St. Sebastianus.

Zu den verbreitetsten Fremdnamen aus dieser Zeit gehört Johannes oder Hans und Jans und blieb es durch die folgenden Jahrhunderte, so daß uns der Name Hans echt deutsch klingt, „selbst der Name Johannes heimelt uns an, als wäre er auf deutschem Boden entsprossen".

Häufig trifft man seit dem Ende des XIV. Jahrhunderts auch: Petrus, Jakob, Thomas, Simon, Paulus (erst spät), Philippus, Bartholomäus, Matthias, Matthäus. In Ritterkreisen ist namentlich St. Georg als Ideal des Rittertums beliebt; derselbe Name findet sich aber auch häufig in bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen (Jörg, Jörgl) neben St. Michael, St. Stephan, St. Martin. In Gegenden, die von Slaven besiedelt waren, erscheint der Name des St. Vitus. Unter den Holden der niederösterreichischen Besitzungen Tegernsees ist häufig der Name St. Quirinus. Schon im XII. Jahrhundert erscheint St. Florian, im XV. St. Severin.

Bezüglich der Frauennamen sei bemerkt, daß in Niederösterreich erst im XV. Jahrhundert die fremden das Übergewicht über die deutschen erlangen, welch letztere von da ab in bäuerlichen Kreisen heimisch werden,

z. B. Gertrud und Kunigunde. Von den Frauennamen nichtgermanischen Ursprungs sind stark gebräuchlich: Agnes, Elisabeth, Katharina und Margaretha; aus Frankreich kam durch die Gemahlin des ersten habsburgischen Königs von Böhmen Rudolf III. († 1307) der Name Blanca, aus Ungarn der Name Sophia. Häufig ist seit dem XIV. Jahrhundert: Anna. Zu den seltensten niederösterreichischen Frauennamen im Mittelalter gehört Maria. Frieß kann ihn im XII. Jahrhundert nur einmal (Maria, Gemahlin des Markgrafen-Herzogs Leopold IV. von Österreich-Baiern), im XIII. Jahrhundert zweimal, in der Folgezeit dreimal nachweisen. Der Grund hiefür dürfte in der tiefen Ehrfurcht vor der Mutter des Herrn zu finden sein. Erst als der „letzte Ritter" die anmutige, so früh dahingegangene Maria v. Burgund heimführte (1477), wird dieser Name häufiger, zunächst bei den Töchtern des Hochadels und allgemein verbreitet im XVII. Jahrhundert. So führen sämtliche acht Töchter des Grafen Johann Quintin Jörger (1659 in den Grafenstand des hl. römischen Reiches erhoben) als ersten Namen den Namen Maria; gleichfalls sehr häufig ist er unter den weiblichen Mitgliedern der Familie Hoyos. Zahlreich sind seit Maria v. Burgund die Trägerinnen dieses Namens im Hause Habsburg, zumal im XVIII. Jahrhundert: Maria Josefa, Maria Amalia die Töchter Josefs I., Maria Theresia, Maria Anna die Karls VI. Wurzbach führt bei dreißig Erzherzoginnen mit dem Namen Maria an.

Ziemlich geringfügig ist der Einfluß des italienischen Humanismus auf die Namengebung in Niederösterreich. Bloß in einigen Adelsfamilien finden wir seit Beginn des XVI. Jahrhunderts die heroisch klingenden Namen: Achilles, Caesar, Hannibal, Hektor. Erhalten haben sich bis heute von dieser humanistischen Gattung nur Namen wie z. B. August, Cornelia, Julius. Allerdings verbreitete sich auch in Niederösterreich, namentlich in Wien, die humanistische Unsitte, die Familiennamen zu gräzisieren und zu latinisieren oder wenigstens den Namen ein gelehrtes *us* oder *ius* anzuhängen. Im Humanistenkreis Max I. zu Wien finden sich: *Agricola* (Baumann), *Cassinius* (Siebenbürger), *Cuspinianus* (Spießhammer), *Eubolius* (Gutrater), *Graecus Pierius* (Krachberger), *Scipio* (Steber), *Stiborius* (Stäberl), *Velocianus* (Resch) u. a.

Eine neue Flut fremder Namen warf die Reformation über Niederösterreich, das unter Maximilian II. fast völlig protestantisch war. Diesmal sind es die altbiblischen Namen, die früher nur ganz vereinzelt vorkamen, wie z. B. Adam. Durch die „Buchführer" aus Augsburg und Nürnberg kamen zahllose Flugschriften der neuen Lehre auf die Jahrmärkte von Wien, Neustadt und St. Pölten sowohl als in die entlegensten Täler, trotz des Verbotes Ferdinands I. von 1523. Die meisten Abnehmer nun fanden die neuen Kalender, in denen „die von der Kirche als Heilige verehrten Männer und Frauen nur spärlich erwähnt waren, die Personen des alten Testamentes dagegen häufig erscheinen". Dazu kam noch das eifrige Bibellesen im Sinne der neuen Lehre. Daher sind nun am häufigsten bei den Taufen, zumal in bürgerlichen Kreisen, vorkommend die Namen: Abraham, David, Elias, Isaias, Joachim, Lazarus, Judit, Martha, Sara und Susanna. Einen schwachen Ersatz für den Verlust vieler germanischer Namen bot die Wandlung, daß nunmehr viele alte Personennamen zu Geschlechtsnamen wurden wie: Albrecht, Baldwein, Berhart (Pernhart), Bernger, Braun, Dietrich, Dietram, Konrad u. v. a. Konservativ blieb übrigens die niederösterreichische Bauernschaft bei ihren früheren Namen Jörg, Hans, Mert, Michel, Traudl, die, wenn auch zum größeren Teil fremden Ursprungs, doch schon echt deutsch klingen. — Es fehlte indes im XVI. Jahrhundert nicht an Bestrebungen, die alten deutschen Namen wieder zur Geltung zu bringen, wenn auch mit wenig Erfolg. So erschien 1537 anonym zu Wittenberg — Luther selbst soll der Verfasser sein — ein „Namenbüchlein", in dem die Wiedereinführung der alten Namen empfohlen wurde.

Auch Fischart in seiner „Geschichtsklitterung" sendet die Pfeile seines Spottes auf die fremden Namen und meint „Hei warumb (tauft man die Kinder) nicht auf Türkisch und Sklavisch Baiazet, Zisca und Rockenzan, sie sind ja auch fremd". Und im XVII. Jahrhundert erhob Moscherosch (Philander von Sittewald) seine rügende Stimme.

Sympathischer berührt uns die gegen Ende des XVI. Jahrhunderts unter dem niederösterreichischen Adel herrschende Neubildung von Namen moralisierender Art, „die dem Kinde ein Direktiv für sein künftiges Leben geben sollten", wieder anknüpfend an eine germanische Tradition der Urzeit. Solche Namen sind: Ehrenreich, Fürchtegott, Gotthelf, Gottlob, Preisgott. So legte noch in den ersten Jahrzehnten des XVII. Jahrhunderts Hans Ludwig Freiherr von Kuefstein seinen Söhnen die Namen: Gotthilf, Lobgott, Ehrgott, Diengott, Gettrau, Gottwill und Preisgott bei. Es findet sich also eine Tradition, die selbst in der Weltliteratur eine Rolle spielt (Ref. erinnert an Sternes „*Tristram Shandy*", wo der Taufname Vorbild und Schicksal für das Kind bedeutete oder an den tüchtigen *Quod Deus Vult* in Jean Pauls „Flegeljahren") schon im XVI. und XVII. Jahrhundert in Niederösterreich.

Mit dem Regierungsantritte Kaiser Rudolfs II. tritt Niederösterreich in das Zeitalter der Gegenreformation, die unter Matthias, Ferdinand II. und III. zum Teil unter schweren Kämpfen beendigt wurde. Auch diese Bewegung blieb nicht ohne Einwirkung auf die Namengebung; fast völlig werden jetzt die biblischen, an die Protestantenzeit erinnernden Namen verlassen; an ihre Stelle treten die Namen jener Heiligen, die den Orden der Restaurationszeit angehören, wie Ignatius, Franz Xaver, Franz v. Borgias, Aloisius, Stanislaus aus dem Jesuitenorden; andere Namen wie Antonius, Bonaventura, Katharina (Senensis), Josef (Cupertinus) verdankten den Kapuzinern ihre Einführung. Strengere Bestimmungen bezüglich der Taufnamen enthält auch das 1614 erschienene *Rituale Romanum*.

Große Bedeutung für die Wiedereinführung katholischer Heiligennamen in Niederösterreich hatte auch der neue gregorianische Kalender, der praktisch 1585 im Lande Österreich unter der Enns in Geltung trat, freilich nicht ohne großen Widerspruch. Geschah was immer: Feuer, Viehkrankheit usw., „der gemain pövel gibt dem neuen calenda die schuld" heißt es in einem gleichzeitigen Bericht. — Häufiger treten jetzt auf Christoph (schon ein früh verstorbener Sohn Friedrichs III. hieß Christoph, bemerkt Ref.), Florian, Leonhard, Laurenz. Besonders letzterer Namen war unter Bürgern und Bauern häufig; in Adelskreisen kommt er fast niemals vor. Die Koseform „Lenz" ist heute noch in Niederösterreich in „Hemedlenz" für Kinder, die im Hemdchen herumlaufen, üblich.

Häufig erscheint bis ins XVIII. Jahrhundert Valentin, der Patron des Bistums Passau, zu dessen Sprengel der größte Teil Niederösterreichs gehörte.

An die Pestzeiten (die letzten großen Pestepidemien in Niederösterreich 1679 und 1713) erinnert als Schutzheiliger St. Sebastian, in seiner Koseform Bastel und Wastel. Beliebt blieb St. Bartholomäus; mit seinem Tage (24. August) beginnen die Arbeiten des Herbstes, auch ist er ein Lostag erster Ordnung. Die Koseform „Bartl" ist Gattungsname geworden. Hastige, übereifrige Menschen heißen in Niederösterreich Schußbartl. Das derbe „Saubartl" hört man in Niederösterreich oft genug. Frieß überläßt es den Germanisten zu entscheiden, ob hier wirklich der Zusammenhang mit dem Namen Bartholomäus vorliegt. Ähnlich ist übrigens Hans Gattungsname geworden, z. B. Pechhans, Michel usw.

Fremde und zwar spanisch-italienische Namen kamen durch den dreißigjährigen Krieg nach Österreich; ähnlich wird Norddeutschland durch denselben Krieg auf lange Zeit französischem Wesen untertan. Romanische Heerführer wie die Lothringer Bucquoi und Saint-

hilairé, die Italiener Ottavio Piccolomini, sein Neffe Caprera, Montecucculi (ein Modenese) usw. dienen als Heerführer in Österreich. Während dieser entsetzlichste aller Kriege das nördliche Niederösterreich entvölkerte, fast wie zur Zeit der Völkerwanderung — Krems z. B. hatte 1560 400 Häuser, 1665 bloß 106 bewohnbare — und Linhart Torstensons Name in Mähren wie Niederösterreich noch heute schrecklichen Klang hat, wurden die beiden südlichen Viertel (O. W. W. — U. W. W.) durch den Türkensturm von 1683 verödet. Eine neue Einwanderung war nötig, um die Lücken zu füllen. Sie kam aus Baiern, Schwaben, Franken, Lothringen, Italien und den Niederlanden und brachte die Taufnamen Angelo, Briccius, Claudius, Eugen, Florentina, Felix von Valois, Genoveva, Leodegar, Lydia, Malvine, Paula, Philibert.

Von größter Wichtigkeit für die Namengebung in Niederösterreich waren und sind die Namen in der kaiserlichen Familie. Die Namen Rudolf und Albrecht brachten die Habsburger schon aus ihrer schwäbischen Heimat mit, Leopold und Friedrich gehen schon auf die Babenberger zurück. Der Name Ferdinand kam durch Ferdinand I. um 1520 aus Spanien nach Österreich. Der Name Karl in Niederösterreich ist weniger auf Karl V. zurückzuführen; dieser ganz deutsche Name kam vielmehr durch das lothringische Fürstenhaus (Karl v. L.) nach Österreich, ebenso Franziskus, nach dem Gemahl Maria Theresias. Maximilian ist romanischen Ursprungs und kam durch Eleonora von Portugal, Gemahlin Friedrichs III. und Mutter des „letzten Ritters", nach Österreich. Die große Beliebtheit des Namens Josef des Nährvaters datiert seit Leopold I., der 1675 den hl. Josef zum Patron Österreichs erklärte und seinem ältesten Sohn diesen Namen, der nunmehr in der kaiserlichen Familie blieb, beilegte. Stephan stammt aus Ungarn. Die weiblichen Taufnamen in der kaiserlichen Familie, wie Theresia, Eleonora, Christine, Claudia und Isabella (Elisabeth) stammen aus Spanien und Italien. Deutschen Ursprunges ist dagegen der Name Amalia. Dieser kam nach Österreich durch die Gemahlin Kaiser Josefs I., Amalia Wilhelmine von Braunschweig-Lüneburg. Der noch heute oft den Mädchen in Niederösterreich beigelegte Name Eleonora kam aus Spanien über Italien nach Österreich. Eleonora hieß die Schwester Ferdinands I. Nach ihr benannte er seine Tochter, die spätere Herzogin von Mantua. Am meisten verbreitet wurde dieser Name indes durch Kaiserin Eleonora, dritte Gemahlin Ferdinands III. († 1686) und durch ihre Schwiegertochter Kaiserin Eleonora Magdalena von Pfalz-Neuburg, dritte Gemahlin Leopolds I. († 1720). Ref. möchte auch ergänzend hinweisen auf die in den italienischen Beziehungen Österreichs während des dreißigjährigen Krieges wichtige zweite Gemahlin Kaiser Ferdinands II., Eleonora von Mantua.

So zeigt die mühevolle Arbeit Gottfried Frieß' in trefflicher Weise, wie ein Jahrtausend vaterländischer Geschichte in den Tauf- und Personennamen des Stammlandes unserer Monarchie zum Ausdruck kommt, wie die großen Weltbegebenheiten bestimmend selbst auf die Namengebung des schlichten Bürgers einwirken[1]).

Wien. Jos. Schwerdfeger.

---

[1]) Dem verewigten Prof. Frieß war es leider nicht mehr gegönnt, seine wertvolle Monographie durch einen dritten Teil zu ergänzen und zu vollenden. Umsomehr begrüßt es Referent, daß wenigstens das Vorliegende in einer Sonderausgabe zu Linz (Feichtinger) erscheint, wie er den vom Verein für Landeskunde von Niederösterreich veröffentlichten „Bibliographischen Beiträgen" für 1902 entnimmt.

61. Dr. Rob. Lieblein, Die verschiedenen Bestimmungen der geographischen Breite von Prag seit 1751. Progr. des k. k. deutschen Staatsgymn. in Königl. Weinberge 1904. 22 SS.

Ausgehend von den Arbeiten Tycho Brahes gibt der Verf. einen historischen Überblick über die seit der Gründung der Prager Sternwarte mit besonderem Nachdrucke angestellten Versuche, die geographische Breite von Prag mit möglichster Genauigkeit zu bestimmen. Er zeigt, wie nahe der Tychonische und der im Jahre 1877 von Sterneck gefundene Breitenwert demjenigen kommt, den E. R. v. Oppolzer auf Grund der Beobachtungen von 1889 bis 1899 zu 50° 5′ 16·02″ ermittelte. Der Verf., der selbst an den Beobachtungen dieser Jahre hervorragenden Anteil nahm, betrachtet durch das Oppolzersche Ergebnis die Frage nach der geographischen Breite Prags für lange Zeit in der exaktesten Weise gelöst.

Wien. J. Müllner.

Von anderer Seite geht uns folgende Anzeige über den gleichen Programmaufsatz zu:

Das vorliegende, nach jeder Richtung hin bemerkenswerte und interessante Programm enthält einen ausführlichen geschichtlichen Überblick über alle Bestimmungen der geographischen Breite von Prag, welche seit Tycho im Jahre 1600 bis in die neueste Zeit ausgeführt wurden. Jeder, der sich für dieses spezielle astronomische und geographische Problem interessiert und die Art und Weise kennen lernen will, wie man in der älteren Periode der astronomischen Beobachtungskunst vorging und wie man in der neueren Zeit dabei vorgeht, wie mit dem Fortschritt in den Beobachtungsmethoden die Verbesserung des Reduktionsverfahrens und die strenge Kritik des Beobachtungsmateriales, um die möglichst beste Annäherung an die Wahrheit zu erlangen, parallel ging, welche Genauigkeit damals und welche heute erzielt wird, wird diesen Aufsatz mit Vergnügen lesen. Er sei allen Fachkollegen bestens empfohlen.

Der Verf. beginnt mit der Angabe der Werte der geographischen Breite, welche Tycho aus seinen Beobachtungen gefunden und die, reduziert auf die gegenwärtige Lage der Sternwarte in Prag, 50° 5′ 50″ oder nach einer Neureduktion durch Direktor David 50° 5′ 25″ lauten und innerhalb 15—20″ schwanken. Die Methode, die Tycho bei seinen Beobachtungen anwandte, ist die der Sonnen- und Sternhöhen. Mit der Begründung der Sternwarte im Jahre 1751 mehren sich nunmehr die Beobachtungen. Doch erst denen des Direktor David (1799—1836) kommt eine größere Genauigkeit zu, welche die der Tychoschen Beobachtungen übertrifft. Derselbe findet im Jahre 1793 aus Sonnenhöhen 50° 5′ 32″, im Jahre 1794 50° 5′ 20″ und in demselben Jahre unter Verwendung der Hellschen Methode, welche im Prinzipe der gegenwärtig gebräuchlichsten Methode von Talcott-Horrebow analog ist, 50° 5′ 19″. Im Jahre 1808 stellte er sich die Aufgabe, die nach den Formeln von Laplace berechneten Tafeln für die astronomische Refraktion durch Beobachtung von Sternen im Meridian zu prüfen und, da er hiezu einen genauen Wert der geographischen Breite der Sternwarte benötigt, so schritt er an eine Neubestimmung derselben. Er fand aus Sternhöhen 50° 5′ 18″, einen Wert, den er schließlich als den besten akzeptierte und der seitdem in den astronomischen Jahrbüchern aufgenommen wurde.

Weitere Breitenbestimmungen machte sodann Direktor Böhm in den Jahren 1855—1856. Er fand aus Zenitdistanzen des Polarsternes 50° 5′ 19″ 22 mit einem wahrscheinlichen Fehler von ± 0″ 65. Im Jahre 1877 leitet der gegenwärtige Leiter der astronomischen Abteilung

des k. k. militärgeographischen Institutes, Oberst v. Sterneck, durch geodätische Übertragung der Position des 7 *km* nordöstlich von Prag gelegenen trigonometrischen Hauptpunktes, Dablie, den Wert 50° 5′ 16″ 2 ab. Hiebei zeigte sich zwischen einer in den Jahren 1804—1812 durchgeführten trigonometrischen Vermessung und der neuen v. Sterneckschen ein fast konstanter Breitenunterschied von 2″ 25. Um die Ursache dieses Unterschiedes aufzuklären, faßte der gegenwärtige Direktor der Sternwarte, Prof. Weinek, im Jahre 1888 den Plan, eine neue Beobachtungsreihe zur Bestimmung eines endgiltigen Wertes für die Breite zu beginnen. Er wurde in diesem Plane bestärkt durch das Ersuchen, welches von Prof. Albrecht, dem Sektionschef des geodätischen Institutes in Potsdam, an ihn gerichtet wurde, im Vereine mit den Sternwarten von Berlin, Potsdam und Straßburg die durch die Beobachtungen von Küstner in Berlin in Fluß gebrachte Frage nach der Variabilität der Polhöhe durch eine langjährige Reihe von Beobachtungen zur Entscheidung zu bringen. Die Beobachtungen, welche nach der Talcott-Horrebowschen Methode ausgeführt werden mußten, begannen 1889 und dauern gegenwärtig noch fort. Der Verf. selbst hat in seiner Eigenschaft als Assistent der Sternwarte während der Jahre 1895—1898 an ihnen teilgenommen. Das Resultat der Beobachtungen, die bis zum Jahre 1899 reichen, ist nach einer strengen, äußerst peniblen Reduktion durch Prof. v. Oppolzer der Wert der geographischen Breite der Prager Sternwarte zu 50° 5′ 16″ 02 mit einem wahrscheinlichen Fehler von nur ± 0″ 0048 und einer Schwankung zwischen den Grenzen 50° 5′ 16″ 34 als Maximum und 15″ 63 als Minimum mit einer Periode von etwa 410 Tagen.

Karolinenthal. Dr. Oppenheim.

Entgegnung.

Die in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1905, S. 803 ff.) erschienene Besprechung meiner Beiträge zur Logik der Urteile und Schlüsse bringt neben Worten lebhafter Zustimmung auch verschiedene Einwendungen, von denen ich wenigstens die für die Geltung des Buches abträglichsten — ohne jeden Zweifel an der Gerechtigkeitsliebe des Herrn Berichterstatters — glaube in Kürze beantworten zu müssen.

Für's erste wurde nichts eingeschmuggelt. Vielmehr wird auf S. 11 offen und ehrlich gesagt, daß wohl Urteile mit wenn — so hypothetische, diejenigen aber, deren Vorderglied mit wer oder was ausgedrückt ist, kategorische Form haben. Und letzteres ist trotz der dagegen erhobenen Einwendungen auch heute noch meine Überzeugung. So halte ich z. B. den Satz: Was glänzt, fällt auf für ein kategorisches Urteil, bei dem fällt auf das Prädikat bildet und derjenige Begriff, welcher Subjekt ist, durch einen ganzen Satz ausgedrückt wird, den man bezeichnenderweise Subjekts- oder Substantivsatz zu nennen pflegt[1]). Selbstverständlich hat auch in einem solchen, wie in jedem kategorischen Urteil, wenn es nicht real ist, das Subjekt den Sinn einer bloßen Annahme (Beiträge S. 9 ff. und 24 ff.).

Ferner weisen mir mehrere Stellen des Berichtes einen Widerspruch auf, wo keiner vorliegt. Es gehört nämlich die Überzeugung vom Dasein des Subjektes zwar nicht zum Wesen des Urteils überhaupt (S. 25), wohl aber zu dem der realen Urteile (S. 26, 28, 33, 44 ff.).

Endlich findet der Herr Berichterstatter bei mehreren Anlässen darin Schwierigkeiten, daß ich behufs Erleichterung logischer Operationen Urteile wie S — ist nicht — P als S — ist — nicht P auffasse und

---

[1]) Für ihn könnte hier das oder alles Glänzende eintreten.

behandle. Und doch scheut sich die Wissenschaft nirgends, für einen Gedanken, wenn es zweckdienlich ist, einen anerkannt äquipollenten einzustellen. Überdies zeigt das Buch nicht nur, wie unbedenklich die beanstandete Auffassung ist (S. 17—22), sondern auch, daß sich aus ihr und aus der Zulassung verneinender Vorderglieder — außer anderen Vorteilen — giltige Schlußregeln ergeben, welche gegenüber den gewöhnlichen eine einfachere, in manchen wichtigen Punkten auch eine genauere Fassung haben und sowohl auf kategorische als auch auf hypothetische Prämissen anwendbar sind.

Gewiß hat der Herr Berichterstatter seine hier besprochenen Einwendungen nur gegen Aufstellungen erhoben, die ihm zu wissenschaftlichen Überzeugungen im Gegensatze zu stehen schienen. Ich glaube aber gezeigt zu haben, daß ein solcher Gegensatz nicht wirklich besteht.

Iglau. Ignaz Pokorny.

Erwiderung.

Herr Regierungsrat Pokorny hat durch meine Worte (S. 813) „... daß der Verf., vielfach durch Vorderglieder, welche durch wer, was (= swer, swas) eingeleitet sind . . gleichsam das hypothetische Urteil in die Reihen der kategorischen Urteile eingeschmuggelt hat“ sich verletzt gefühlt, wie aus dem Gegensatze „offen und ehrlich“ hervorgeht. Ref. muß nun wohl zugestehen, daß durch einen seinerseits vielleicht nicht gut überlegten Ausdruck die Deutung des Wortes „schmuggeln“ im Sinne einer „Erschleichung“ sehr leicht möglich war und bedauert sehr, daß diese Entgleisung im Ausdrucke in dem Verf., welchem Ref. als ehemaligem Lehrer schon von Kindesbeinen an die pietätvollste Erinnerung bewahrt, der Glaube auch nur aufkommen konnte, als habe der Berichterstatter es im obigen Sinne gemeint. Gemeint war doch nur, und das sollte durch „gleichsam“ angedeutet werden, daß der Verf. nach Ansicht des Ref. dadurch, daß er die Überzeugung hat, Urteile wie „wer, was lügt“ hätten kategorische und nicht hypothetische Bedeutung, Regeln kategorischer Schlüsse dort konstatiert, wo nach Ansicht des Ref. nur Schlußregeln für die hypothetischen Schlüsse Geltung haben, also nicht im Sinne einer Erschleichung, sondern im Sinne einer, wie Ref. auch nach der Entgegnung noch glaubt, unrichtigen Subsumierung. Auf die anderen, rein sachlichen Entgegnungen kann Ref. nicht eingehen, weil sie eine ausführlichere Besprechung erfordern würden, als im Rahmen einer Erwiderung gestattet ist, er bittet allerdings, nicht in dem Schweigen das Geständnis einer völligen Übereinstimmung zu sehen.

Wien. Gustav Spengler

Die Ferial-Fortbildungskurse für Mittelschullehrer an der Grazer Universität.

Mit dem Erlaß des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 8. Jänner 1905, Z. 44.739/04 wurde den Vorsitzenden der Prüfungskommissionen für das Lehramt an den Gymnasien und Realschulen, den Landesschulräten und den philosophischen Fakultäten der drei Universitäten in Graz, Prag (tschechisch) und Lemberg bekannt gegeben, daß für die Ferien des Studienjahres 1904/5 an den genannten drei Orten die Abhaltung von Kursen für Mittelschullehrer in Aussicht genommen

sei und daß solche von nun an alle zwei Jahre in regelmäßigem Wechsel zwischen naturwissenschaftlichen und historisch-philologischen Vorträgen und Übungen, jedesmal an drei Universitäten, geplant seien.

In dem folgenden Berichte soll dargestellt werden, wie an der Grazer Universität bei der Einrichtung dieser Kurse verfahren wurde.

Nachdem der k. k. Landesschulrat dem erwähnten Erlasse entsprechend den Herrn Landesschulinspektor Leopold Lampel zum Mitleiter des Kurses bestimmt hatte, fand zwischen diesem und dem Vorsitzenden der Prüfungskommission, Herrn Prof. Dr. Adolf Bauer, eine erste Besprechung statt, in der sich beide Herren darüber einigten, daß in Graz mit der Abhaltung mathematisch-naturwissenschaftlicher Kurse der Anfang zu machen sei. Bei dieser Entscheidung war der Gedanke maßgebend, daß für die in kleineren Städten angestellten Mittelschullehrer, die der Behelfe, wie sie Universitätsinstitute zu bieten vermögen, gänzlich entbehren müssen, in noch höherem Maße das Bedürfnis vorliege, mit der wissenschaftlichen Forschung und deren neuen Errungenschaften wieder Fühlung zu gewinnen, als für die Lehrer der humanistischen Fächer.

Um zu erfahren, nach welcher Richtung die Herren von den Mittelschulen die Vorträge und Übungen dieser Kurse ausgestaltet wünschen, fand hierauf unter dem Vorsitz der beiden Leiter eine Besprechung statt, zu der von jeder der Grazer Mittelschulen zwei Vertreter der mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen eingeladen waren. Bei dieser Besprechung wurden als geeignetste Zeit die ersten Septemberwochen festgestellt und daher die Kurse für den 2.—14. September des Jahres angesetzt. Schon bei dieser Zusammenkunft wurde von den Herrn Teilnehmern in dankenswerter Weise eine Anzahl von Themen angegeben; späterhin wurde der Aufforderung der Vorsitzenden entsprechend eine größere Auswahl schriftlich vorgelegt.

Die Liste dieser Themen wurde dann den Besprechungen zugrunde gelegt, die der Leiter der Kurse mit den Vertretern der mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen an der Universität abhielt; im Einvernehmen mit diesen wurde eine definitive Auswahl getroffen und die Anzahl der Vorlesungs- und Übungsstunden für jeden Kurs festgestellt. Dabei wurde als Minimum an Vortragsstunden die Zahl 8 deshalb vereinbart, weil eine nutzbringende Erörterung eines Gegenstandes von einiger Wichtigkeit in weniger als 8 Vortragsstunden nicht gut möglich erschien. Als Maximum ergab sich durch die zwischen 2. und 14. September fallenden Sonn- und Feiertage von selbst die Zahl von 10 Vortragsstunden.

Dieses vorläufige, vom k. k. Ministerum ehestens genehmigte und dann im Verordnungsblatt veröffentlichte Programm umfaßte die nachstehenden Themata: 1. Neuere Fragen auf dem Gebiete der Gymnasialpädagogik (8 Stunden), 2. Über Radium und radioaktive Substanzen (mit Experimenten, 10 Stunden), 3. Über einige Kapitel aus der elementaren Arithmetik (10 Stunden), 4. Über Symbiose und Parasitismus (10 Stunden), 5. Über Reize und Reizleitung im Pflanzenreich (8 Stunden, mit für die Schule geeigneten Experimenten), 6. Der Unterricht aus Chemie an Gymnasien (5 Vortrags- und 10 Übungsstunden, mit Beschränkung auf die Gymnasiallehrer).

Zur Abhaltung dieser Kurse hatten sich in dankenswerter Weise die Herren Universitätsprofessoren Dr. Eduard Martinak, Dr. Hans Benndorf, Dr. Viktor R. v. Dantscher, Hofrat Dr. Ludwig v. Graff, Dr. Gottlieb Haberlandt und Hofrat Dr. Z. Hans Skraup bereit gefunden.

Es handelte sich nun, besonders wegen der in den Instituten notwendigen Vorbereitungen, darum, noch vor Beginn der Hochschulferien eine wenn auch nur annähernde Vorstellung von der Zahl der Teilnehmer zu gewinnen. Zu diesem Zwecke wurde ein ausführlicheres Programm abgefaßt und versendet, das bereits eine feste Stundeneinteilung enthielt, die Anmeldungsmodalitäten angab und Anweisungen bezüglich der Aus-

kunftstelle enthielt, die am II. k. k. Staatsgymnasium errichtet wurde und die vor allem Privatwohnungen für die Zeit der Kursdauer vermittelte. Der Herr Mitleiter der Kurse ließ dieses Programm von der Hilfsämter-Direktion der k. k. Statthalterei vervielfältigen und es ging als Zuschrift des k. k. steiermärkischen Landesschulrates an die Landesschulbehörden aller übrigen im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder in solcher Anzahl von Exemplaren, daß die k. k. Landesschulbehörden jeder der ihnen unterstehenden Mittelschulen eines zuzusenden in der Lage waren. Auf diese Weise erfolgte die Verständigung der Lehrkörper, deren Direktoren zugleich ersucht wurden, die bei ihnen einlaufenden Meldungen zu sammeln und mit der Überschrift „Ferialkurse" dem steiermärkischen Landesschulrat bis Mitte Juli vorzulegen. Ehe die Vortragenden in die Ferien gingen, konnte daher schon mitgeteilt werden, daß voraussichtlich etwa 80 Teilnehmer bei den Kursen erscheinen würden. Hofrat Skraup, der für seinen Kurs nur etwa 12—15 Anmeldungen erwartete und im chemischen Laboratorium dieser Zahl entsprechende Vorkehrungen ins Auge gefaßt hatte, konnte sich, da für seine Übungen spezielle Meldung erbeten war, noch rechtzeitig auf die Beschäftigung und Unterweisung der mehr als doppelt so großen Zahl von Teilnehmern durch Heranziehen eines zweiten Assistenten und Beschaffung von mehr Arbeitsplätzen und Arbeitsmaterial vorbereiten.

Die Auskunftstelle und der Obmann des Ortsausschusses, Direktor Dr. Otto Adamek vom k. k. II. Staatsgymnasium, sowie die Leiter der Kurse erhielten bald Anfragen verschiedener Art, die tunlichst schnell beantwortet wurden. Da die Direktion der städtischen Theater auf Ersuchen des gemeinderätlichen Theaterausschusses den Teilnehmern der Kurse Sitze zu sehr ermäßigten Preisen in Aussicht stellte, so wurden Legitimationskarten für diese erforderlich, die auf Grund der eingelangten Anmeldungen im Vorhinein ausgefertigt und schon bei dem Begrüßungsabend verteilt werden konnten. Trotzdem einige Angemeldete am Erscheinen verhindert waren, betrug die Zahl der wirklich Erschienenen schließlich fast hundert. Ein großer Teil derselben war schon bei dem Begrüßungsabend anwesend, an dem am 1. September auch die beiden Leiter und einige der Herren Vortragenden sich einfanden. Während der ersten Woche des Kurses hatten ferner die beiden Kursleiter eine Sprechstunde in der Kanzlei der Prüfungskommission im Universitäts-Hauptgebäude angesetzt; der Rektor der Universität hatte eine der Anschlagtafeln für Mitteilungen an die Teilnehmer zur Verfügung gestellt.

In der Einteilung der Vorträge war darauf Rücksicht genommen, daß diejenigen über Gymnasialpädagogik allen Teilnehmern zugänglich seien; dagegen ließ sich eine teilweise Kollision der mathematisch-physikalischen und chemischen Vorträge einer- und der naturgeschichtlichen anderseits deshalb nicht ganz vermeiden, weil die durch die chemischen Übungen nicht in Anspruch genommenen Nachmittage für Besichtigungen der Institute, der hiesigen Sammlungen, von Schulbauten und einigen modernen Fabriksanlagen frei gehalten werden sollten. Als aber aus den Kreisen der Teilnehmer der Wunsch laut wurde, die mit der Vorlesung über Radium kollidierenden zoologischen Vorträge anders einzuordnen, ließ sich dem unschwer durch Verlegung der Vorlesungsstunden über Symbiose und Parasitismus Folge geben, ohne deshalb die Nachmittage zu beanspruchen, da sich zeigte, daß eine Kollision zwischen Zoologie und Mathematik, der von Zoologie und Physik vorzuziehen sei.

Die Einschreibung und Anmeldung zu den einzelnen Kursen erfolgte dadurch, daß die Herren Teilnehmer in den ersten Vortragsstunden ihre Namen in aufliegenden Listen eintrugen. Dabei wurde nach dem im akademischen Leben bewährten Grundsatze der Lernfreiheit den Herren Teilnehmern vollkommen freie Wahl gelassen.

Die Vorführung und Erklärung der Sammlungen und Lehrbehelfe in den Universitätsinstituten, die überall nach Schluß der Vorträge erfolgte,

fand gleichfalls auf Grund freier Vereinbarung der Vortragenden und Zuhörer statt. Auch die übrigen Besichtigungen fanden zu festgesetzten Zeiten, meist an den freien Nachmittagen, unter Führung des Direktors des k. k. II. Staatsgymnasiums statt und waren mit sachkundigen Vorträgen der Sammlungsvorstände, der Schul- und Fabriksleiter verbunden. So besuchten die Herren Kursteilnehmer die nach den neuesten hygienischen Forderungen eingerichtete städtische Schule in der Brockmanngasse, in der ihnen unter anderem auch die Einrichtung eines Schüler-Brausebades vorgeführt wurde. An zwei anderen Nachmittagen wurden die naturwissenschaftlichen und kulturgeschichtlichen Sammlungen des Landesmuseums Johanneum in Augenschein genommen, ein andermal die Lehrmittelsammlungen der landschaftlichen und der k. k. Oberrealschule sowie des fürsterzbischöflichen Gymnasiums zugänglich gemacht. An einem Sonntag Vormittag folgte die Besichtigung der technischen Hochschule, der Sammlungen und Institutseinrichtungen an dieser und der Besuch einer permanenten Lehrmittelausstellung. Ein Nachmittag war auch dem Besuch der mit den neuesten Einrichtungen ausgestatteten Bierbrauerei „Aktiengesellschaft Brüder Reininghaus“ gewidmet und den auf den 8. September fallenden Feiertag brachte die Mehrzahl der Teilnehmer in Weiz zu, wo das Elektrizitätswerk von F. Pichler & Cie. von sachkundiger Seite erklärt wurde.

Auf Anregung des Vortragenden über Pädagogik versammelten sich an einem Abende die Mehrzahl der Teilnehmer des Kurses in dem k. k. II. Staatsgymnasium zu einem Diskussionsabend über verschiedene pädagogische Fragen, der unter dem Vorsitz des Mitleiters der Kurse mannigfache Anregungen bot.

Als sehr zweckmäßig erwies sich die Einrichtung eines Lesezimmers im II. Staatsgymnasium, in dem die von Prof. Dr. E. Martinak in seinen Vorträgen herangezogene pädagogische Literatur zur Ansicht auflag.

Von allen Beteiligten wurde schließlich anläßlich eines Abschiedsabendes der Nutzen anerkannt, den diese Kurse gebracht hätten, die während der angegebenen Zeit in den Räumen der Grazer Universität Vertreter der mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen an den Mittelschulen aller im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder vereinigten. Besonders zahlreich waren Mitglieder der Lehrkörper an den Mittelschulen Böhmens, Mährens und Schlesiens erschienen, aber auch die südlichen Länder hatten eine stattliche Schar entsendet und ebenso waren Polen, Tirol und Vorarlberg durch je einige Herren vertreten. Sämtliche Vorträge und Übungen waren für die Teilnehmer unentgeltlich, da das k. k. Ministerium nicht nur die Bestreitung aller Kosten übernommen, sondern auch einzelnen Angemeldeten auf Grund besonderer, von ihnen bei den Landesschulbehörden einzureichender Ansuchen Reisestipendien verliehen hatte.

Dem anfangs angeführten Erlasse entsprechend wird in Graz voraussichtlich bald wieder ein solcher, diesmal jedoch Vorträge über humanistische Fächer und Schulhygiene umfassender Ferialkurs abgehalten werden.

Graz. Adolf Bauer.







